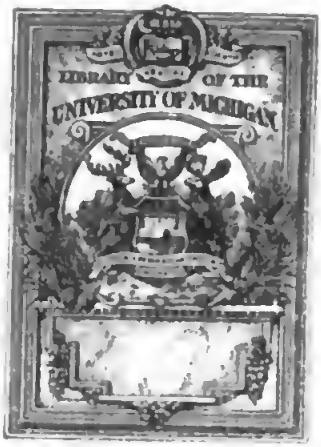

FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

AE
27
.B862
1822

Digitized by Google

10545
PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Zweiter Band.

Br bis Cz.

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Die Titel sind so zu falzen, daß der Schmuztitel vor und nicht nach dem Haupttitel zu stehen komme. — Nach dem lezteren folgt bei jedem Bande das Königl. Würtemb. Privilegium. Wegen des frischen und engen Drucks ist beim Binden alle Vorsicht anzuwenden, daß solcher nicht abschwärze.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieses Werks sind ... verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch zu bemerken:

1) daß einzelne Theile nur zur Ergänzung abgelassen werden, und außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft wird;

2) daß Privat-Personen, welche sich direct an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Expl. zusammen nehmen, das siebente frei erhalten, oder daß sie 1tel des Betrags in Abzug bringen können;

3) daß für die Besitzer der vier ersten Auflagen das Neue dieser fünften in besonderen Supplementen gesammelt worden, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben sind. Alle vier Abtheilungen dieser Supplemente (124 Bogen zusammen), die nicht getrennt werden, kosten im Pränumerationspreise auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Allgemeine deutſche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Zweiter Band.

Br bis Cz.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon.

Mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1822.

Allgemeine deutsche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

Zu zehn Bänden.

Zweiter Band.

Bibl. C.

Fünfte Original-Auflage.

(Achtzehn Abdrücke.)

[illegible]

Leipzig:

[illegible]

[illegible]

Königl. Würtembergisches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieser Neuen Auflage.

Se. Königl. Majestät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergesetzten Tage an, die von ihm zu veranstaltende vierte verbesserte Auflage des in seinem Verlage herauskommenden Conversations-Lexicons oder encyclopädischen Handwörterbuchs für gebildete Stände, so wie jede weitere Auflage dieses Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zusätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergischen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranstaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche diesem Privilegium zuwider handeln würden, sollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25sten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernachdruck, gegen die Uebertreter solcher Privilegien bestimmten Strafen belegt, und zu dem daselbst bestimmten Schadenersatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober-Censur-Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Der Herausgeber des Conversations-Lexicons empfiehlt den Besitzern desselben folgende Werke seines Verlags, indem er sich überzeugt hält, daß sie die beigefügten Urtheile werden bestätigt finden. Sie sind sowohl bei ihm selbst als in allen soliden Buchhandlungen in Deutschland und den benachbarten Ländern zu erhalten.

I.

Las Comedias de Don Pedro Calderon de la Barca, cotejadas con las mejores ediciones hasta ahora publicadas, corregidas y dadas á luz por J. J. Keil. Tomo I. 8. weiß Druckpapier 3 Thlr., Schreibpapier 3 Thlr. 16 Gr. Enthält: La vida es sueño. Casa con dos puertas mala es de guardar. El Purgatorio de San Patricio. La gran Cenobia. La devocion de la Cruz. La puente de Mantible. Saber del mal y del bien. Lances de amor y fortuna. La Dama Duende. Peor está que estaba.

— — Tomo II. Preis wie oben. Enthält: El principe constante. El mayor encanto amor. El galan fantasma. Judas Macabeo. El médico de sa honra. Argenis y Poliarco. La virgen del sagrario. El mayor monstruo los zelos. Hombre pobre todo es trazas. A secreto agravio secreta venganza. El sitio de Bredá.

(Die Stücke sind sämmtlich auch einzeln, à 16 Gr. zu erhalten.)

Wir theilen nachfolgende Beurtheilung dieses Werkes aus dem literarischen Wochenblatte 6. Band, 1820, Beilage zu No. 18, mit:

Calderon's Schauspiele in einer Originalausgabe.

Statt des Ausrufungszeichens der Ueberschrift würde vielleicht mancher ein bedenkliches Fragenzeichen passender gefunden und kopfschüttelnd die Feder ergriffen haben, das gewagte Unternehmen anzuzeigen. Vielleicht hätte der bedächtige Mann auch nicht so ganz Unrecht. Wir aber schütteln den Kopf nicht, sondern klatschen in die Hände, rufen der neuen Erscheinung ein herzliches Willkommen zu, und dem, der sie uns zuführte, die besten Wünsche für ihre freundliche Aufnahme. Kaum läßt sich eine solche bezweifeln. Calderon ist ja in Deutschland lange schon das Losungswort für alle Freunde der romantischen Poesie. Jeder Gebildete kennt ihn mindestens aus A. W. v. Schlegel's trefflicher Schilderung in den dramaturgischen Vorlesungen und aus den Uebersetzungen, die derselbe Meister

Gries und von der Malsburg geliefert haben. Ja, man kennt ihn vielleicht in Deutschland besser, als in seinem Vaterlande, das sich auch vom Flitterglanz des sogenannten goldenen Zeitalters der französischen Literatur zur Götzenanbetung verlocken ließ, doch jetzt, sich selbst wiedergegeben, auch wohl zu besserer Selbstschätzung zurückgekehrt sein wird. Aber im Original kannten ihn bei uns verhältnißmäßig immer nur wenige, theils wegen Unbekanntschaft mit der trefflichen, bei uns noch lange nicht genug geschätzten Sprache, theils wegen der Schwierigkeit, ein spanisches Exemplar zu erhalten welches auf mancher großen Bibliothek vergebens gesucht wird. Hatte man glücklich eins erlangt, so setzten die unzähligen verdorbenen, gar keinen Sinn gebenden Stellen, wovon auch die beste Ausgabe wimmelt, dem Verständniß fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen und so mußten viele, die blos um Calderon's willen das Spanische erlernt, auf die nähere Bekanntschaft mit dem gefeierten Dichter verzichten. Diesen Uebelständen ist nun abgeholfen; Niemand wird sich fortan über die Seltenheit des spanischen Calderon's und die Entstelltheit seines Textes zu beklagen haben. Mitten in Deutschland, von Deutschen besorgt, die, was sie auch in diesem Fache leisten können, an der Ibeterschen Ausgabe des Don Quixote gezeigt, erscheint eine Originalausgabe der Calderonschen Schauspiele, durchaus kritisch revidirt und in der elegantesten Form, wodurch den Manen des Dichters im Auslande die Ehre zu Theil wird, die dem Lebenden nie in der Heimath bereitet war.

Wohl möchten wir dem regen und richtigen Sinne für alles Gute und Schöne, so wie der Uneigennützigkeit dessen, dem wir auch dies preiswürdige Unternehmen danken, eine verdiente Lobrede halten, wäre er nicht der Herausgeber dieser Blätter selbst. Er verband sich dazu mit dem durch seine Kenntniß der südlichen Literatur rühmlich bekannten Herrn Keil, der mit gleicher Uneigennützigkeit und demselben Eifer in die Idee einging oder sie vielmehr auf Calderon fixirte, da der Unternehmer zuerst eine Auswahl dramatischer Werke der spanischen Literatur beabsichtigte, und sofort wurde Hand ans Werk gelegt. Schon vor der Ostermesse war der erste Band in unsern Händen und übertraf die Erwartung bei weitem. Wir haben hier keinen Abdruck, sondern eine mit philologischer Kritik bearbeitete Ausgabe vor uns, die eine Frucht nicht geringer Anstrengungen ist. Es mußten nämlich (wie es in der gut geschriebenen spanischen Vorrede heißt) so viele Ausgaben, als sich nur auftreiben ließen, verglichen werden, um auf diese Weise die zahllosen Verstümmelungen des Textes, der schon bei Calderon's Lebzeiten oft bis zur Unverständlichkeit entstellt war, zu verbessern und in viele Stellen wieder Sinn zu bringen, ohne doch ein Wort zu verändern. Indessen war dies nicht immer möglich; zuweilen mußte Hr. Keil nach bestem Dafürhalten ganz entartete Verse von Grund aus umgestalten. Dies scheint ihm auch wirklich gelungen zu sein; wenigstens ist uns, die wir freilich keine andere Originalausgabe zur Hand haben, bei sehr genauem Durchlesen durchaus keine ganz unverständliche Stelle begegnet. Uebrigens kann Ref. versichern, und seine lange Beschäftigung mit dem Spanischen gibt ihm wohl das Recht dazu, daß die Correktheit des Drucks nichts übrig läßt, und ihm in dem 736 Seiten starken Bande kaum ein halbes Dutzend kleiner Fehler vorgekommen sind, wenn man anders ein ausgelassenes Comma, einen umgekehrten Buchstaben und dergl. für Fehler ansehen will.

Möchten auch die folgenden Theile sich derselben musterhaften Correktheit erfreuen. Druck und Papier sind dabei ebenfalls vorzüglich.

Die Ausgabe soll 10 Bände in klein Octav stark werden, begleitet von zwei Bänden Varianten und Erklärungen schwieriger Stellen. Von vier zu vier Monaten wird ein neuer Band versprochen. Ob es im Plane der Herausgeber liegt, alsdann die Autos sacramentales folgen zu lassen, ist uns nicht bekannt. Wenden wir uns jetzt zur näheren Betrachtung des ersten Bandes*), der zehn verschiedenartige Stücke enthält. 1. Das Leben ein Traum (La vida es sueño), durch Gries und mehrere Bearbeitungen für das Theater bei uns hinlänglich bekannt und geschätzt. 2 Ein Haus mit zwei Thüren ist übel zu hüten (Casa con dos puertas mala es de guardar), unsers Wissens weder bei uns, noch bei unsern Nachbarn übersetzt, aber, der interessanten Intrigue wegen, der Uebertragung und Aufführung würdig. 3. Das Fegefeuer des heil. Patrik (El Purgatorio de San Patricio), ebenfalls noch nicht übersetzt, eins der merkwürdigsten religiösen Stücke, das in schroffen Gegensätzen den Triumph der Reue und des Glaubens verherrlicht. 4 Die große Zenobia (La gran Cenobia), durch Gries bekannt. 5. Die Andacht zum Kreuze (La devocion de la Cruz), und 6. die Brücke von Mantible (La puente de Mantible), beide von Schlegel, so wie 7. Wohl und Weh (Saber del mal y del bien), von Malsburg übersetzt. 8. Fügungen der Liebe und des Glücks (Lances de amor y fortuna). 9. Der weibliche Poltergeist (La dama duende). Beiden reizenden Intriguen- oder Mantel- und Degenstücken, wie sie in ihrem Vaterlande heißen, wünschen wir bald ein angemessenes deutsches Gewand. In Frankreich sind sie längst auf der Bühne bekannt, da das erste von Quinault unter dem Titel: Coups de l'Amour et de la Fortune, das andere von Hauteroche als la Dame invisible ou l'Esprit follet bearbeitet ist. 10. Es ist schlimmer als es war (Peor está que estaba) durch Malsburg übersetzt. — Außerdem enthält dieser erste Band noch: das schöngestochene Bildniß Calderon's, eine Zueignung an Göthe, „in welchem der Genius der Deutschen, wie in Calderon die Eigenthümlichkeit und das Wesen des spanischen Volkes, sich offenbart," die Vorrede, und das zwar schwülstig und blumenreich geschriebene, aber authentische Leben Calderon's von Don Juan de Vera Tasis y Villarçel.

Somit wäre denn allen Freunden der spanischen Literatur ein lange gefühltes Bedürfniß befriedigt und die herrlichste Aussicht auf zukünftige Genüsse eröffnet. Wir schließen mit dem Wunsche, daß die würdigen Herausgeber bei einem Unternehmen, welches ihnen und dem ganzen deutschen Vaterlande zur Ehre gereichen muß, auch thätige Unterstützung und Entschädigung für so viele Aufopferungen finden mögen und bald die verheißne Fortsetzung und Beendigung des Werkes zum erfreulichen Zeugniß diene, daß wahrer Eifer auch durchzudringen weiß und nicht jede gewagte deutsche Unternehmung das Schicksal des deutschen Hauptstromes theilt, der kräftig in den Alpen entspringt, um — in niederländischem Sande zu versiegen.

*) Der zweite Band war damals noch nicht erschienen und noch nicht in den Händen des Herrn Beurtheilers.

II.

Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Ueberſetzt von E. F. G. Otto von der Malsburg. Erſter bis dritter Band. 8. 1819 und 20. Jeder Band 2 Thlr.

Dieſe drei bis jetzt erſchienenen Bände einer Ueberſetzung des ſpaniſchen Dichters, enthalten ſechs Stücke, nämlich: Es iſt beſſer als es war; Es iſt ſchlimmer als es war; Fürſt, Freund, Frau; Wohl und Weh; Echo und Narciſſus; der Gartenunhold; welche ſämmtlich das Talent und den Beruf des Hrn. Ueberſetzers für die übernommene, ſchwere Arbeit hinreichend beurkunden; denn wohl mag es eine ſchwere Aufgabe genannt werden, einen Dichter wie Calderon, deſſen Bilderpracht faſt alles übertrifft was Phantaſie vor und nach ihm aufzubieten vermochte, in einem fremden, manchmal widerſtrebenden Idiome ſo wiederzugeben, daß der Schmelz- und Blüthenſtaub, welchen der Spanier mit ſo unnachahmlichem Zauber über ſeine Werke zu verbreiten wußte, nicht nur nicht verwiſcht, ſondern in ſchöner Klarheit und Farbenglanz wiedergegeben wird, alſo daß nunmehr — Dank ſei es dem gelungenen Streben des Hrn. von der Malsburg — dem Deutſchen auch dieſe Goldgrube ächter Poeſie ſich aufgeſchloſſen hat, die noch vor nicht vielen Jahren den mehrſten unter uns eine reine terra incognita war. Wie tief aber der Ueberſetzer in den Geiſt und das Weſen Calderons eingedrungen, geht gleich aus den Vorreden hervor, deren jeder Band Eine ausführliche hat, und die zu leſen, auch ſolchen Leſern wir empfehlen müſſen, welche (es gibt deren, beſonders weibliche) aus eingewurzelter Scheu gegen alle ſolche Prologe, in der Regel ſie ſtets zu überſchlagen pflegen und, nicht aufhalten wollend ſich mit dem Vorgericht, immer gleich zur Hauptſache oder Schüſſel eilen: denn ungerechnet ſelbſt, daß durch Uebergehung dieſer Vorworte, manchem wenig nach mit Spaniens dramatiſcher Dichtkunſt und vor Allem mit dem tiefen Calderon, Vertrauten, nicht alles ſich ſo in heiterer Klarheit erſchließen dürfte, wie wohl ſonſt, ſo würde der Eilende ſich auch ſelbſt einen ſehr großen Genuß entziehen, indem hier eben in dieſen Voranſtellungen der deutſche Dichter einen Schatz von Anſichten über Poeſie und ihre erhabenſten Beziehungen mittheilt und nebenbei (in dem Vorwort zum 3. Bande) die kleinlichen, eben ſo befangenen als übelwollenden Einwürfe (Kritiken kann man es nicht nennen) auf die Seite ſchiebt, welche namentlich von einem in neuſter Zeit ſich berüchtigt gemacht habenden Ariſtarchen (nach eigener Meinung nämlich) mit mehr Galle als Geiſt ihm und den Verehrern eines Dichters ſind gemacht worden, der trotz dem, wie ſich mehrfach gezeigt hat, nach den Anſichten jenes Feindlichen, zwar nicht gut genug iſt um anerkannt, wohl aber gut genug um mit Nutzen geplündert zu werden.

Möge übrigens der wackere Verdeutſcher des großen Spaniers, ſich durch dergleichen Angriffe nicht irre machen laſſen und fortfahrend in ſeinem rühmlichen Streben, den Freunden und Bewunderern des ächten, die Feuerprobe der Zeit aushaltenden Schönen, recht bald und ſo ſchnell die ihm günſtigen Muſen es erlauben, die Fortſetzung eines Werkes ſchenken das der deutſchen Literatur zur Zierde gereicht, wie es ſchon lange im Originale die Zierde der ſpaniſchen war.

Brabant, vormals ein Herzogthum und eine von den siebzehn Provinzen der Niederlande. Es grenzte gegen Norden an Holland und Geldern, gegen Westen an Seeland und Flandern, gegen Süden an die Grafschaft Hennegau und Namur, gegen Osten aber an das Stift Lüttich und an Geldern. Diese reiche Provinz gehörte theils dem Hause Oesterreich, theils den vereinigten Niederlanden, daher sie in das spanische oder österreichische und in das holländische oder batavische Brabant eingetheilt wurde. Jenes war der südliche und größte, dieses der nördliche Theil. Der südliche Theil des ehemaligen österreichischen Brabants wird das wallonische Brabant oder das romanische Land genannt, in welchem ein verdorbener französischer Dialect herrschend ist. Im nördlichen deutschen Theile wird vom gemeinen Volke flamländisch gesprochen. Der gebildetere Theil der Einwohner spricht durchgängig französisch. Vermöge einer andern Eintheilung bestand Brabant aus den vier Quartieren: Löwen, Brüssel, Antwerpen und Herzogenbusch, wovon die zwei ersten und ein Theil des dritten dem Hause Oesterreich, der Ueberrest den Generalstaaten der vereinigten Niederlande gehörten. Es begriff 28 Städte und 700 Dörfer in sich. Im J. 1746 nahmen die Franzosen das österreichische Brabant ein, mußten es aber im aachner Frieden 1748 wieder zurückgeben. Im Frieden von Campo Formio und Lüneville 1801 erhielten die Franzosen mit den übrigen österreichischen Niederlanden auch Brabant, welches sie 1794 erobert hatten, und woraus sie das Departement des deux Nethes und das Departement der Dyle bildeten. Durch den pariser Frieden vom 30. Mai 1814 aber ward es dem neu gebildeten Staate der vereinigten Niederlande einverleibt, und bildet jetzt eine Provinz dieses Staats, der, nach einer Festsetzung des wiener Congresses, sämmtliche Niederlande unter dem Titel Königreich der Niederlande vereinigt. Das Land ist im Ganzen sehr fruchtbar an Getreide, wiewohl es beträchtliche Waldungen und in seinen nördlichen Theilen Sümpfe, Moore und Sandgegenden hat. Sehr wichtig sind die Manufacturen von Spitzen, Tuch u. s. w.

Brach heißt, im Ackerbau, ungepflügt, ungebaut, ruhend. Wie die animalische Natur, bedarf auch die Getreide tragende Erde einer Ruhe, einer Erholung zur Aufrechthaltung ihrer hervorbringenden Kräfte. So bleibt (nach hier nicht zu erörternden Regeln) ein Ackerfeld, nachdem es einige Jahre Getreide getragen, ein Jahr unbesäet, wo es alsdann, sich selbst überlassen, Gras, auch Klee hervorbringt. Durch die Verwesung der Klee- oder Graswurzeln sammelt das Land neue Kräfte (Dammerde), und trägt dann, mit weniger oder gar keiner Düngung, wieder Getreidefrucht. Wo es jedoch nicht an dem nöthigen Dünger fehlt, bedarf es der Brache nicht. An einigen Orten läßt man den Acker auch brach liegen, um ihn als Wiese zu benutzen. In Niedersachsen heißt es dann

Dreeſche. Brachen, heißt ein brachgelegenes Feld zum erſtenmale wieder pflügen, es ſtürzen; in manchen Gegenden wird es für brach liegen laſſen genommen. Beim Weinbau bedeutet es: vom Unkraut reinigen. — Brachmonat iſt der ſechste des Jahrs, der Sommermonat, Junius, weil man in demſelben zu brachen pflegt.

Brachygraphie, die Kunſt mit Abkürzungen zu ſchreiben, die Schnellſchreibekunſt, iſt gleichbedeutend mit Stenographie oder Tachygraphie. — Brachylogie iſt die Kunſt, kurz und gedrängt zu reden; zugleich der Fehler in der Streibart, wenn man durch erzwungene Kürze dunkel wird. Es wird in der Muſik gebraucht, wenn in einem langſamen Geſange eine geſchwinde Klauſel vorkommt. Brachykatalectiſch heißt, in der Dichtkunſt, ein Vers, an welchem eine Sylbe oder ein Fuß fehlt.

Brackdeich, ein Deich, welcher durchgebrochen, worinnen ein Brack eingeriſſen iſt; kann dieſes nicht gleich wieder durchgedeicht werden, ſo entſteht dadurch ein ſogenannter Ueberdeich. P. S.

Bracteaten, Hohlmünzen, Blechmünzen, ſind Münzen von Gold, oder Silber-Blech mit unförmlichen Bildern, welche nur auf Einer Fläche geſtempelt ſind, und daher das Gepräge von der Einen Seite erhaben und von der andern hohl darſtellen. Sie wurden in den mittlern Zeiten häufig geſchlagen, und ſtammen aus Thüringen, wo die erſten bald nach Anfang des 12. Jahrhunderts erſchienen. Man findet deren noch hie und da in der Erde. Die großen Bracteaten ſind Schauſtücke, welche durch die unter Kaiſer Heinrich II. aufgekommenen Majeſtätsſiegel veranlaßt wurden, und ſchon zu Ende des 13. Jahrhunderts wieder verſchwanden.

Bradley (James), dieſes Muſter der Aſtronomen, war 1692 zu Shirnborn in England geboren. Sein arbeitſames, aſtronomiſchen Beobachtungen gewidmetes Leben bietet keine beſonderen Ereigniſſe dar. Nachdem er zu Oxford Theologie ſtudirt hatte, ward er zu Bridſtow und nachher zu Welfrie als Pfarrer angeſtellt; allein ſeine angeborne Neigung zog ihn bald von dieſer Laufbahn ab auf diejenige, auf der er ſich berühmt gemacht hat. Ein Oheim unterrichtete ihn in den Elementen der Mathematik; eigner Fleiß brachte ihn weiter, und im J. 1721 ward er zum Profeſſor der Aſtronomie am Collegium von Saville zu Oxford ernannt. Sechs Jahre darauf (1727) machte er ſeine ſchöne Entdeckung über die Fortpflanzung des Lichts bekannt (ſ. d. Art.). Aber ſo bedeutend auch die Genauigkeit in den aſtronomiſchen Beobachtungen durch dieſe Entdeckung befördert, und ſo genau die Abweichungen in den verſchiedenen Beſtimmungen reducirt wurden; ſo entgingen die noch bleibenden, wiewohl ſehr geringen, Unterſchiede Bradley's Beobachtungsgeiſte nicht. Er ſtudirte ſie unermüdlich, verfolgte ſie achtzehn Jahre lang mit einer bewundernswürdigen Beharrlichkeit, und kam endlich dahin, das Geſetz dieſer Erſcheinung aufzufinden. Er zeigte daß man ſie vollkommen erkläre, wenn man der Erdaxe eine geringe ſchwankende Bewegung beilegt, welche während der Umlaufszeit der Mondsknoten, d. h. in achtzehn Jahren, vollendet würde. Er nannte dieſes Phänomen das Wanken der Erdaxe (Nutation) und machte die Entdeckung im Jahre 1747 in einem Briefe an Lord Macclesfield bekannt. D'Alembert hat nachher durch Rechnung die phyſiſche Urſache dieſes Schwankens nach der Theorie der allgemeinen Anziehung aufgeſtellt. Die Erde wird, wie jeder planetariſche

Körper, von der Sonne sowohl als auch von dem Monde angezogen. Diese Anziehungen würden einfach ihren Abstand von diesen beiden Gestirnen verändern, wenn sie eine Kugel wäre. Da sie aber an den Polen abgeplattet ist, so geschieht die Anziehung ungleich auf den verschiedenen Punkten. Diese, durch die Anziehung der Planeten modificirte Ungleichheit lenkt unaufhörlich die Fläche des Erdäquators ab, sie nöthigt sie zu einer rückgängigen Bewegung gegen die Ekliptik und verursacht dadurch die Erscheinung der Verrückung der Nachtgleichen, und überdieß eine hundertjährige Veränderung in der Neigung der Ekliptik gegen den Aequator. Die auf solche Weise von der Sonne und dem Monde ausgeübte Anziehungen müssen wechseln nach ihren Abständen von der Erde; eben so muß die Höhe des Aequators oder der Erdaxe, welche perpendicular darauf steht, nach den Stellungen dieser beiden Gestirne sich verändern, und wieder dieselbe werden, wenn jene in Beziehung auf uns in dieselben Stellungen zurückkehren. Dieß sind die kleinen Veränderungen, welche das Schwanken der Erdaxe ausmachen. Beide Entdeckungen sind von dem größten Einfluß auf die ganze Astronomie gewesen; durch sie erst ist es möglich geworden, die gehörige Genauigkeit in die Tafeln über die Bewegungen der Himmelskörper zu bringen. Um jedoch in unserer Erzählung zur chronologischen Ordnung zurückzukehren, müssen wir anführen, daß im J. 1726 Bradley in einem eignen Memoire zeigte, wie man vermittelst der Verfinsterungen des ersten Jupitersatrabanten die Längen messen könne. Im J 1730 ward er zum Professor der Astronomie und Naturphilosophie am Museum zu Oxford ernannt, und im J. 1741 erhielt er nach Halley's Tode den ansehnlichen Posten eines königlichen Astronomen, und bezog die Sternwarte von Greenwich. Hier verlebte er den Rest seiner Tage im vollkommenen Besitz der Gegenstände seiner Lieblingsleidenschaft, mitten unter den prächtigen Instrumenten, womit die Talente Birds und Grahams und die Freigebigkeit Georgs II. dieses Institut bereichert haben. Bradley wandte alle Sorgfalt an, die Instrumente mit Genauigkeit zu gebrauchen, ihre Zusammensetzung kennen zu lernen, ihre Fehler durch Vergleichung zu berichtigen. In dieser völligen Zurückgezogenheit, ohne andern Verkehr als mit dem Himmel, sammelte Bradley mehrere Foliobände von seinen eignen Beobachtungen; eine bewundernswürdige Sammlung, wenn man erwägt, daß sie das Werk eines einzigen Menschen war, aber noch merkwürdiger durch den Nutzen, den sie für die Astronomie gehabt hat und noch täglich hat. Aus dieser reichen Fundgrube hat man Tausende von Beobachtungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gezogen, die, geschickt mit einander verbunden, in alle unsere astronomische Tafeln Genauigkeit gebracht haben. Hier schöpfte Mayer die Elemente seiner berühmten Mondtafeln. Es ist ehrenvoll für die Wissenschaften, hinzusetzen zu können, daß ein Mann, der so viel für sie that, zu gleicher Zeit bescheiden, wohlwollend, menschlich und großmüthig war. Besonders preiswürdig aber war seine Anspruchlosigkeit und Uneigennützigkeit. — Nach zweijährigen Leiden starb Bradley 1762 in einem Alter von siebzig Jahren.

Braga, s. Nordische Mythologie.

Braganza, s. Portugal.

Brahe, s. Tycho de Brahe.

Brama, nach der indischen Mythologie, das erste unter den drei ersterzeugten göttlichen Wesen, die Personification desjenigen

Theils von dem Wesen des allmächtigen Gottes, den er zuerst hervorrief, seine ewigen Absichten zu vollziehen. Brama heißt die Wissenschaft der Gesetze, und mit Recht gibt man dem als Schöpfer verehrten Wesen diesen Namen, weil er die ganze Schöpfung nach den Gesetzen der Natur ordnete. Außerdem ist er der Gott des Schicksals, der zwar nach dem Willen des ewigen Gottes, welcher seine unwandelbare Richtschnur ist, die von demselben angefangene Schöpfung fortsetzt und allen Geschöpfen das Dasein gibt, zugleich aber auch die Zeit und das Alter dieses Daseins bestimmt, und nicht allein das Leben, sondern auch den Tod gibt. Man glaubt, Brama sterbe nach gewissen großen Perioden und werde dann wieder lebendig, ja nach Andern stirbt er alle Jahre einmal. Unter den Thieren ist ihm der Schwan gewidmet. Nach der frühern Idee ist er, wie die meisten andern Götter, Mann und Weib zugleich; nach der spätern hat er zwei Gemahlinnen, Sarasvadi und Lakschmi. Abgebildet wird er mit vier Köpfen und eben so viel Armen.

Braminen oder Brahmanen heißen die Genossen der ersten und vornehmsten Stadt oder Caste der Hindu. Nur sie sind fähig, Priester zu werden. Die Braminen sind aus Bramas Gehirn entsprungen, welcher ihnen die Pflichten auflegte, den Veda (die heiligen Bücher) zu lesen, und Andere zu lehren, zu opfern, Andern beim Opfern beizustehen, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und wenn sie arm sind, Geschenke zu nehmen. Ihnen ist ein außerordentliches Ansehen beigelegt. Ein Bramine, er sei gelehrt oder unwissend, ist eine mächtige Gottheit. Ein König soll die Braminen nie dadurch zum Zorn reizen, daß er ihr Geld einzieht, denn sind sie erzürnt, so können sie ihn augenblicklich durch Opfer und Flüche, sammt seinen Truppen, Elephanten, Pferden und Wagen, ins Verderben stürzen. Schon von seiner Geburt her ist ein Bramine selbst bei den Göttern ein Gegenstand der Verehrung, was er aber dem menschlichen Geschlechte verkündigt, ist entscheidender Ausspruch. Auf der Erde gibt es kein größeres Verbrechen, als einen Braminen zu tödten; und wäre er auch aller Verbrechen überführt, so darf ihn der König doch nur aus dem Reiche verbannen, ohne sein Vermögen einzuziehen oder seinen Körper zu beschädigen. Vgl. Hindus.

Bramante von Urbino (Francesco Lazzari), ein berühmter Baumeister und nebst Brunelleschi der eigentliche Wiederhersteller der Baukunst, war zu Castel Duranti im Gebiet von Urbino gegen das Jahr 1444 geboren. Er beschäftigte sich anfangs mit der Mahlerei; aber sein entschiedenes Talent für die Architectur gewann bald die Oberhand und er entwickelte es mit dem glücklichsten Erfolg. Er ging zunächst nach Mailand, dessen Dom ihn mächtig anzog und unablässig beschäftigte. Die Regeln der Perspective und der Verhältnisse studirte er theils nach den besten damaligen Meistern, theils nach den schönsten Denkmählern des Alterthums in Rom, Neapel, Tivoli. Er führte einige Gebäude aus, die seinen Ruf gründeten. Papst Alexander VI. ernannnte ihn zu seinem Architecten und Julius II. zum Intendanten seiner Gebäude. Auf Befehl des letztern verband er das Belvedere mit dem vaticanischen Palast. Er bewog den Papst ferner, die Kirche von St. Peter niederreißen und durch eine prächtigere ersetzen zu lassen, die nicht ihres Gleichen auf der Welt haben sollte. Im J. 1513 ward nach dem Plane des Bramante der Grund zu jenem Bau gelegt, der noch heut als das größte Werk der neuern Baukunst bewundert wird. Doch starb er schon 1514, ohne das Ende seines Werks zu sehen.

Man hatte mit unglaublicher Schnelligkeit begonnen, aber seine Nachfolger, Raphael, Julius von San Gallo, Peruzzi und Michel Angelo, änderten den ersten Plan und ließen von Bramante's Arbeiten nichts stehen, als die Bogen, welche den Thurm der Kuppel tragen. Seine im Manuscript im J. 1756 aufgefundenen Schriften sind theils in Prosa, theils in Versen, und in demselben Jahre in Mailand erschienen.

Bramarbas bedeutet einen Großsprecher, einen Menschen, der, um sich geltend zu machen, oder andere in Furcht zu jagen, mit Thaten prahlt, die er nie ausgeübt, und deren er unfähig ist. Der Ausdruck kommt von einer so benannten Person dieses Charakters in einem von Holbergs Lustspielen her.

Branchu (Madame), erste Sängerin der großen französischen Oper zu Paris. Eine außerordentliche Stimmkraft und Ausdauer erheben ihren Namen eben so hoch, als die bewundernswerthe Vollendung im Mechanischen des Gesangs, und die immer noch dauernde Reinheit und Jugendfrische der Töne — womit sie bereits über 20 Jahre die Ohren der Franzosen entzückt. Altfranzösische und Gluck'sche Opern sind die Sphäre, worin sie sich mit seltener Vollendung bewegt, eine Antigone, Dido, Armide, Alceste ꝛc ihre höchsten Triumphe. Das romanische Ohr der Deutschen und Franzosen wird jedoch nur selten an solcher verstandesgemäßen witzigen Recitation in schreienden Tönen großes Vergnügen empfinden.

Brand (Ewald), s. Struensee.

Brand (medicin.), das Absterben eines Theils des organischen, besonders des thierischen Körpers. Die nächste Ursache davon ist das Erlöschen der Sensibilität (das gänzliche Sinken der Nervenkraft) eines Theils, daher nervöse Entzündungen so leicht in Brand übergehen, und nervöse Fieber eher tödtlich werden als andere (s. Fieber). Von dem Gegensatze der Sensibilität und der Irritabilität, oder mit andern Worten, von dem belebenden Einflusse der Nerven auf das Blutgefäß, hängt die Thätigkeit des lebenden Organs, das Bestehen desselben in organischer Form, gänzlich ab; allein beide stehen auch in beständiger Wechselwirkung zu einander. Nach Ackermann nimmt das Nervensystem seinen Ursprung aus dem Arteriensystem, und Sömmerring hat durch die genauesten anatomischen und physiologischen Untersuchungen dargethan, daß die Nerven von dem sie umgebenden Arteriennetze ernährt werden, indem die feinsten Endungen desselben eine Feuchtigkeit aushauchen, welche als das Vehikel des eigentlichen Nervenfluidums angesehen werden müsse. Aus dieser Wechselwirkung beider Systeme auf einander sind die Erscheinungen bei dem Brande erklärbar. Ist die Nervenkraft eines Theils oder Organs aus irgend einer Ursache (s. weiter unten) gänzlich gesunken, so hört auch ihr belebender Einfluß auf das Gefäßsystem desselben auf, die Empfindung dieses Theiles verlischt, die Ernährung desselben stockt und wird endlich ganz vernichtet, d. h. der Theil stirbt ab. Entfernte Ursachen des Brandes können verschieden sein; in den meisten Fällen entsteht er 1. als Folge der Entzündung, und zwar ist die nervöse Entzündung, bei welcher das den Nerven selbst umgebende Arteriengewebe ergriffen ist, am meisten geneigt in Brand überzugehen, wahrscheinlich, weil die Absonderung des Nervenfluidums dabei unterdrückt ist, und die Erhöhung der Irritabilität eine Erniedrigung ihres Gegensatzes, der Sensibilität, zur Folge hat, deren gänzliches Erlöschen alsdann auch das Sinken der Irritabilität oder das Absterben der Arterie nach sich zieht. Andere Entzündungen können zwar auch den Brand erregen, doch nur dann, wenn sie durch

ihre große Heftigkeit bis zu nervösen Gebilden sich fortpflanzen und diese ergreifen, oder wenn die Sensibilität eines Organs schon geschwächt und herabgesunken ist, z. B. bei durch Ausschweifungen oder übermäßige Anstrengung geschwächten Menschen. 2. Vom Mangel des Zuflusses des arteriellen Blutes, z. B. wenn eine bedeutende Arterie verletzt oder zusammengedrückt wird. Ferner 3. wenn von großer Lebensschwäche die Sensibilität bis auf Null herabsinkt. So entsteht bei ganz alten Personen nicht selten der Brand an den Fußzehen von selbst, indem an diesen entfernten Theilen die Nervenkraft zuerst verlischt, wozu wahrscheinlich auch die in der Abnahme befindliche Irritabilität und die daher schwächere Thätigkeit des Arteriensystems mit beiträgt. Endlich ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß es gewisse Einwirkungen und Substanzen gibt, welche unmittelbar die Sensibilität ergreifen, die Nervenkraft so schwächen, daß sie plötzlich oder allmählig unterliegen muß. Ansteckende Gifte z. B. erregen oft das Nervenfieber als Typhus, das sich mit allgemeinen oder localem Brande tödtlich endigt. — Meistens geht vor dem Brande eine örtliche Entzündung voran. Ehe der Brand selbst eintritt, steigt gemeiniglich die Entzündung auf den höchsten Grad, die Schmerzen werden brennend und stechend, der Theil wird dunkelroth. Diesen Punkt der Entzündung, wo sie im Begriff ist, in Brand überzugehen, kann man den heißen Brand, Gangrän, nennen, im Gegensatz zu dem ausgebildeten, welchen man deshalb auch den kalten nennt. Plötzlich lassen die Schmerzen nach, der Kranke fühlt sich scheinbar besser (besonders bei innern Entzündungen, wo man den angegriffenen Theil nicht sieht); allein der Puls wird klein, weich und schwach. Bei äußern Theilen sieht man, daß die Geschwulst ihre Röthe und Spannung verliert, dagegen bleifarbig, grau und endlich schwarz wird. An dem brandigen Theile entstehen Blasen von dem Absondern des Oberhäutchens, welche zuweilen mit wäßriger, zuweilen auch mit blutiger Feuchtigkeit angefüllt sind. Der vom Brande ergriffene Theil wird endlich kalt, und verhält sich als todte Masse. Das lebende sucht das Fremdartige abzustoßen, wenn noch Lebenskraft genug da ist, oder diese hinlänglich unterstützt wird. Um den brandigen Theil herum bildet sich in diesem Falle eine Grenze, welche der Brand nicht überschreitet; eine von den noch lebenden und entzündeten benachbarten Theilen bewirkte Eiterung stößt das Abgestorbene von sich. Ist aber die Lebenskraft zu schwach hierzu, so kriecht der Brand weiter und verbreitet seine verderbliche Wirkung über das ganze Nervensystem. Es scheint, als wenn von dem todten, faulenden Theile sich ein lähmendes Gift auf dasselbe verbreite, welches bald seine schwächende Wirkung darauf zeigt, indem der Kranke unter stets zunehmender Schwäche mit Ohnmachten, Irrereden und andern Nervenzufällen dem Tode entgegengeht. Bei schwacher, ungesunder, kachectischer Constitution ist der Brand allemal gefährlicher; an innern Eingeweiden ist er fast immer tödtlich. Stellen sich bei dem Brande Zufälle eines verletzten Nervensystems ein, so ist er ebenfalls beinahe immer tödtlich. H.

Brandassecuranz, s. Feuerversicherung.

Brandeln, Bränder oder Zünder, auch Brand- oder Schlagrohr, s. Bomben.

Brandenburg ist als vormalige Mark (dann Churfürstenthum) das ursprüngliche Stammland des preußischen Hauses. Vor-

Alters lebten hier die Sveven (Schwaben), das größte und streitbarste Volk, welches Julius Cäsar in Deutschland kannte, und welches zwischen der Elbe, Saale und Weichsel, ja sogar eine Zeit lang vom Rheine und der Donau bis an die Ostsee wohnte. Unter ihnen hatten besonders die Semnonen in der heutigen Mittelmark, und die Longobarden in der Altmark ihren Sitz. Bald wurden jedoch (5 nach Christi Geburt) die Longobarden genöthigt, über die Elbe zu gehn, aber bald nachher von Marbod, dem Könige der Markomannen, welcher damals Böhmen beherrschte, bezwungen. Nachdem sie sich darauf im Jahre 19 in den Schutz des Cheruskers Hermann begeben hatten, verließen sie bei der großen Völkerwanderung, nebst den Semnonen, ihr Vaterland, und stifteten das lombardische Reich in Italien. In die verlassenen Länder rückten nun Wenden oder slavische Völker, von denen die Wilzen die vornehmsten waren. Diese bauten mehrere Städte, unter denen Brannibor (Brennabor, Brandenburg) sich auszeichnete. Die Wilzen wurden nun mit dem Franken und Sachsen in Kriege verwickelt, welche letztern die jetzige Altmark, die zu Ostphalen oder Ostsachsen gerechnet wurde, besetzt hatten, und nachher (789) unter die Botmäßigkeit Carls des Großen geriethen. Dieser unterwarf sich auch die Wilzen, welche sich jedoch unter seinen Nachfolgern wiederum unabhängig machten, und (902) Sachsen und Thüringen durch häufige Einfälle beunruhigten. Endlich unterjochte Heinrich, der König der Deutschen, die Wenden völlig, eroberte Brannibor, überwand die Heveller an der Havel und die Retharier in der Ukermark. Zur Beschützung der sächsischen Grenze wurden (931) besondere Grafen eingesetzt, welches die ersten Markgrafen von Nordsachsen, oder von der wendischen Mark waren. Markgraf Gero und Markgraf Dietrich besiegten zwar die Wenden, doch erneuerten sich die Kriege mit ihnen von Zeit zu Zeit mit abwechselndem Glücke. Uebrigens hießen die Markgrafen von Niedersachsen (der jetzigen Altmark) auch Markgrafen von Stade, seitdem diese Mark an die Grafen von Stade gekommen war. Graf Luther war von diesen der erste, und Udo IV. der letzte. Ueber dreihundert Jahre hatten diese Kriege der Wenden mit den deutschen Ländern an der Elbe gewährt, als Kaiser Lothar (1135) Albrecht den Bär, Grafen von Ascanien, mit der Nordmark, die auch die Markgrafschaft Soltwedel (Salzwedel) hieß, belehnte. Albrecht der Bär machte der Herrschaft der Wenden in diesen Gegenden ein Ende, und nannte sich zuerst Markgraf von Brandenburg. Er bemächtigte sich auch der Mittelmark, Priegnitz und Ukermark, und legte Berlin entweder selbst an, oder machte es doch vielmehr zur Stadt, so wie ihm auch Stendal und andere Orte ihren Ursprung verdanken. Albrecht hinterließ zwei Söhne. Der älteste Otto I., folgte in der Markgrafschaft Brandenburg, und war der erste bekannte Erzkämmerer des deutschen Reichs. Seine Enkel Johann I. und Otto III., eroberten die verlorne Ukermark, einen Theil der Neumark, Lebus und das Land Sternberg, stifteten neue Städte, z. B. Frankfurt, und regierten überhaupt mit vielem Ruhme. Ihre Söhne, der Markgraf Hermann der Lange (der Reiche) und der Markgraf Diezmann, stifteten 1267 zwei Linien: jener kaufte 1300 diesem, der Meißen besaß, die Niederlausitz ab. Waldemar aus dem Hause Anhalt (1308), der während der Minderjährigkeit Johanns des Erlauchten regierte, und nach dessen Tode die Mark erbte, war un-

ter allen Markgrafen von Brandenburg der mächtigste. Sein Nachfolger, Markgraf Heinrich, starb 1320, und mit ihm erloschen der ascanische oder anhaltische Stamm. Nun ertheilte Kaiser Ludwig IV. von Bayern 1322 seinem ältesten Sohne Ludwig die Mark Brandenburg. Dieser war sehr glücklich, wiewohl er durch die Verfolgung des Papstes geängstigt wurde, welcher einen Betrüger, der sich für den verstorbenen Markgrafen oder Churfürsten Waldemar ausgab, aus allen Kräften unterstützte. Er stellte sich zwar seinem Unglücke mit Standhaftigkeit entgegen, nahm aber doch seinen Bruder Ludwig den Römer, zum Mitregenten an, und überließ ihm später die ganze Regierung. Dieser nahm wieder seinen Bruder Otto zum Mitregenten an, welcher letztere nach seines Bruders Tode alleiniger Churfürst wurde, und mit Carl IV. und dem lützelburgischen Hause eine Erbverbrüderung schloß, wodurch dieser das Recht der Nachfolge in der Churmark erhielt, und hernach auch, da Otto selbst ein träger und verschwenderischer Regent war, Antheil an der Regierung bekam. So verkaufte Otto dem Kaiser auch die Niederlausitz, welcher diese mit Böhmen vereinigte und endlich Otto nöthigte, die Churmark völlig abzutreten. Der Kaiser belehnte seinen Sohn Wenzel, König von Böhmen, mit der Chur Brandenburg, und so bekam diese 1373 Churfürsten aus dem lützelburgischen Geschlechte. Als Wenzel römischer König geworden war, gab Carl IV. die Churmark seinem zweiten Sohn Siegmund. Unter der Regierung dieses elfjährigen Fürsten gerieth die Mark in die äußerste Verwirrung. Der Adel, der ihn verachtete, bekriegte sich unter einander; die angrenzenden Fürsten thaten ungescheuet Einfälle, und die öffentliche Sicherheit wurde gänzlich zerstört. Siegmund häufte am Ende eine so große Schuldenlast zusammen, daß er 1388 die Churmark seinem Vetter; dem Markgrafen Jodocus (Jobst) von Mähren, für das ihm vorgeschossene Geld zum Unterpfande überließ. Unter ihm erreichte die Verwirrung im Lande den höchsten Gipfel, und Jobst so wenig als sein Statthalter konnten derselben Einhalt thun. Nach seinem 1411 erfolgten Tode fiel die Churmark an den König Siegmund, der eben damals zum Kaiser erwählt worden war, zurück. Siegmund setzte nunmehr den Burggrafen von Nürnberg Friedrich VI. (als Churfürsten Friedrich I.), aus dem Hause Hohenzollern, zu seinem Statthalter in der Churmark ein. Von diesem Friedrich VI. stammt das jetzt regierende königlich preußische Haus ab, und hat also mit dem Hause Lothringen, Oesterreich und dem Hause Baden einen und denselben Ursprung. Friedrich VI., der zehnte Burggraf von Nürnberg, hatte dem Kaiser nach und nach nahe an 400,000 Goldgulden geborgt und andere wichtige Dienste geleistet, wofür er endlich 1415 die Mark Brandenburg, die Churwürde und das Erzkämmereramt erhielt. Die verwilderte Mark sah unter diesem Regenten, der seinen Sitz in Berlin nahm, ruhigere und glücklichere Zeiten anbrechen. Sein Sohn Friedrich II. mit den eisernen Zähnen trat 1440 sein Stammland in Franken seinen beiden Brüdern, den Markgrafen Johann dem Goldmacher und Albrecht, so wie seinem dritten Bruder, Friedrich dem Dicken, die Altmark und Priegnitz ab, durch dessen Tod aber beide wieder an die churfürstliche Linie kamen. Friedrich II. löste die Neumark, welche Siegmund dem Hochmeister des deutschen Ordens verpfändet hatte, für 100,000 Gulden wieder ein. Von der Niederlausitz, die sich ihm zwar freiwillig ergab, die er aber gegen den

König von Böhmen nicht behaupten konnte, bekam er durch einen Vergleich Cottbus, Peitz, Sommerfeld, Bobetsberg, Storkow und Beskow. Auch versicherte er sich das Recht der Erbfolge auf Mecklenburg und Pommern. Nachdem er sowohl die böhmische als polnische Krone ausgeschlagen und seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren hatte, übergab er 1471 seinen Bruder Albrecht, dem deutschen Achilles, die Regierung. Dieser gab noch bei seinen Lebzeiten die Churwürde seinem ältesten Sohne Johann, dem zweiten, Friedrich, Anspach, und dem dritten, Siegmund, Bayreuth. Diese beiden letztern haben das ältere Haus der Markgrafen von Brandenburg in Franken gestiftet. Johann starb 1486. Unter seinem Nachfolger Johann Cicero, einem friedliebenden, gütigen Fürsten, der die Universität Frankfurt stiften wollte, aber daran durch seinen Tod 1499 gehindert wurde, fing die Mark Brandenburg an, aufgeklärter und gesitteter zu werden, wozu dessen Sohn und Nachfolger Joachim I. (Nestor) noch vieles beitrug. Dieser Churfürst, für seine Zeit ein sehr gelehrter Mann, suchte jedoch, als ein eifriger Freund der römisch-catholischen Kirche, den Fortgang der Reformation auf alle Weise zu hindern, hörte aber in seinen spätern Jahren auf, die Protestanten zu verfolgen. Sein Sohn und Nachfolger Joachim II. führte die evangelische Religion ein, und machte sie zur herrschenden. Er wußte den Krieg von seinen Ländern entfernt zu halten. Unterdessen war Herzog Albrecht von Preussen (1568) gestorben. Da dessen Sohn Albrecht Friedrich die Belehnung von Polen erhielt, so verschaffte Joachim II. sich und seinen Nachkommen die Mitbelehnung. Nachdem er und sein Bruder 1571 mit Tode abgegangen waren, vereinigte Johann Georg die Neumark wieder mit der Chur. Er liebte die Pracht und starb 1598. Unter der Regierung des folgenden Churfürsten Johann Friedrich, der schon viele Jahre Erzbischof von Magdeburg gewesen war, fielen durch den Tod des Markgrafen Georg Friedrich nicht nur die gesammten fränkischen Länder des Hauses Brandenburg, sondern auch das Herzogthum Jägerndorf an die churfürstliche Linie. Allein Johann Friedrich vertheilte diese sämmtlichen Länder wieder unter seine Familie. Seinem Bruder Christian gab er Bayreuth, und dem andern, Joachim Ernst, Anspach. Diese stifteten daher das jüngere markgräfliche Haus in Franken. Das Herzogthum Jägerndorf aber theilte er seinem zweiten Sohn Johann Georg zu. Das Gymnasium zu Joachimsthal, welches jetzt in Berlin ist, ist von ihm gestiftet worden. Er starb 1608. Sein Sohn Johann Siegmund führte anfänglich, wie sein Vater, die Regierung von Preußen statt des wahnwitzigen Herzogs Albrecht Friedrich, nach dessen Tode er 1618 zum wirklichen Besitze dieses Herzogthums kam, das er ebenfalls von Polen zu Lehn trug. Neun Jahre vorher hatte er (1609), nach dem Tode des letzten Herzogs von Jülich, Cleve und Berg (s. Berg), seine Ansprüche auf diese Länder zu behaupten angefangen, weil seine Gemahlin eine Tochter der ältesten Schwester des verstorbenen Herzogs war. Wirklich bemächtigte er sich auch ihrer gemeinschaftlich mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, und das Herzogthum Cleve, die Grafschaft Mark und Ravensberg verblieben ihm. Johann Siegmund trat um diese Zeit zur reformirten Kirche über, und starb 1619. Sein Sohn und Nachfolger Georg Wilhelm wollte keinen Antheil an dem dreißigjährigen Kriege nehmen, weshalb seine meisten Länder zu Grunde gerichtet wurden, da er kein

hinlängliches Kriegsheer zur Vertheidigung seiner Staaten hatte, überdies auch statt seiner den Verräther Schwarzenberg regieren ließ. Endlich war er genöthigt, sich mit dem Könige von Schweden Gustav Adolph zu vereinigen, und nahm sogar in der Folge 1635 den prager Frieden an, ohne jedoch der Churmark einige Erleichterung zu verschaffen. Er war in seinen Unternehmungen unglücklich: die westphälischen Länder wurden ihm von den Holländern und Spaniern streitig gemacht, und Preußen durch den Krieg verheert, den Schweden mit Polen führte. Die Herzoge von Pommern starben aus; allein Georg Wilhelm konnte 1637 sein Erbfolgerecht nicht behaupten, weil es die Schweden eingenommen hatten. Auch seine Anverwandten verloren ihre Länder. Er erlebte das Ende dieses Krieges nicht, und hinterließ sein Land in unbeschreiblicher Verwirrung. Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm der Große, dessen kräftiger, besonnener Muth allein im Stande war, Ordnung, Ruhe und Wohlstand wiederherzustellen. Man sehe über ihn und seine Regierung den eignen Artikel. Sein Sohn Churfürst Friedrich III. (s. d.) setzte sich 1701 zu Königsberg die Königskrone auf, und hieß seitdem Friedrich I., König von Preußen (s. Preußen). — Die Mark Brandenburg, eine der größten Landschaften des obersächsischen Kreises, grenzt gegen Westen an Braunschweig, gegen Norden an Mecklenburg und Pommern, gegen Osten an den Netzdistrict und Südpreußen, und gegen Süden an Schlesien, die Lausitz, Sachsen und das Herzogthum Magdeburg. Sie hat einen Flächeninhalt von 643 (jetzt 664) Quadratmeilen, keine Berge, viel Sand, mitunter aber auch fruchtbaren Boden, ist also meist fruchtbar an Getreide, reich an Holz, Wolle, Fischereien, Eisen, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Viehzucht und reich an Manufacturen und Fabriken, so wie sie auch zur Handlung sehr bequem ist, da sie viele Canäle und Flüsse, und viele daran liegende Städte hat. Die meisten Einwohner sind der lutherischen, die übrigen der reformirten Religion zugethan. Es haben sich insbesondere von 1685 bis 1688 viele französ. Flüchtlinge, Lothringer und Wallonen (welche größtentheils vorher in der Unterpfalz ansässig waren, und daher Pfälzer genannt wurden) in diesem Lande niedergelassen. Unter der Regierung Friedrich II. sind bis 1777 in der Churmark ungefähr 7500, und in der Neumark 2600 Colonistenfamilien eingesetzt worden. Die Zahl der Civileinwohner betrug im Jahre 1783, 987,224 Seelen, jetzt 1,155,300 in 141 Städten, 21 Marktflecken und 3241 Dörfern. Das Land wird von der Elbe (mit der Havel), Spree, Oder, Warte, Netze, Uker durchströmt. Es sind hier viele Seen und der Friedrich-Wilhelms-Canal. Die Mark Brandenburg wird in die Churmark und Neumark eingetheilt. I. Die Churmark begreift 1. die Altmark, zwischen der Priegnitz und den Herzogthümern Magdeburg und Lüneburg, mit der Hauptstadt Stendal; 2. die Priegnitz, zwischen der Alt- und Mittelmark und dem Herzogthume Magdeburg, mit der Hauptstadt Perleberg; 3. die Mittelmark grenzt an die Neumark, Lausitz, Sachsen und die Priegnitz, mit der Hauptstadt Berlin; 4. die Ukermark, zwischen der Mittelmark, der Grafschaft Ruppin, dem Herzogthume Mecklenburg und Pommern, mit der Hauptstadt Prenzlau. II. Die Neumark hat gegen Westen die Mittelmark, gegen Süden Schlesien, gegen Osten Südpreußen, und gegen Norden Pommern zu Grenzen. Sie hat den Namen daher, weil der Churfürst Friedrich II. sie von dem deutschen Orden, an den sie bis dahin verpfändet war, 1455 wie-

der einlöſete. Sie hat einen gröſtentheils ſandigen, nicht ſehr fruchtbaren Boden, aber ſtarke Waldungen, gute Viehzucht und wichtige Wollenzeug- und Tuchmanufacturen. Die Hauptſtadt iſt Cüſtrin. Nach der neuen Eintheilung bildet Brandenburg mit Pommern die zweite Militärabtheilung, und in der Civilverwaltung iſt Brandenburg die erſte Provinz mit den 3 Regierungsbezirken Berlin, Potsdam und Frankfurt. (Vergl. Preußen.)

Brander, ein mit brennbaren Stoffen kunſtmäßig angefülltes Fahrzeug, welches man entweder ſchon angezündet mit günſtigem Winde auf die feindlichen Schiffe losgehen läßt, oder ſo einrichtet, daß es ſich durch einen Stoß oder eine Art Gewicht erſt entzündet oder ſpringt, wenn es bei den feindlichen Schiffen ankommt und an ſelbige anſtößt. Zuweilen befindet ſich auch eine Mannſchaft darauf, welche das Brennmaterial nach Art der Minen anzündet, und ſich dann auf Schaluppen wieder fortbegiebt.

Brandes (Johann Chriſtian), Schauſpieler und dramatiſcher Dichter, war geboren zu Stettin 1735, woſelbſt er die Handlung lernte, wegen einer Veruntreuung entfloh und ſich durch Preußen rettete. Er wurde in Polen Lehrburſche bei einem Tiſchler, dann Schweinefütterer, dann Aufwärter eines Zahnarztes und eines Tabakskrämers, bis er endlich in den Bedientenſtand bei vornehmen Herren trat, worauf er ſich 1756 beim Schönnemannſchen Theater in Lübeck anſtellen ließ. Seine erſten Verſuche fielen eben nicht glücklich aus. Nach einem Jahre wurde er entlaſſen, ſchrieb die altonaer Zeitung, wurde abermals Bedienter und trat endlich wieder bei der Schuchſchen Bühne als Schauſpieler auf, von welcher Zeit an er ſich ganz dem Theater widmete. Er ſpielte in München, Leipzig, Dresden, Hamburg, Gotha und vielen andern Städten, hielt ſich in den letzten Jahren in Stettin und Berlin privatiſirend auf, und ſtarb in Berlin 1799. Er war nur ein mittelmäßiger Schauſpieler, aber einer der fruchtbarſten theatraliſchen Dichter, vornehmlich im Fache der Schau- und Luſtſpiele. Seine Stücke ſind für den Zuſchauer berechnet, und verrathen kritiſches Studium und Benutzung practiſcher Theaterkenntniſſe. Seine Ariadne auf Naxos war der erſte Verſuch im Melodrama, der auf dem deutſchen Theater Glück machte. Höchſt anziehend und belehrend iſt ſeine Selbſtbiographie. Seine Tochter Charlotte Wilhelmine (Minna) Franziſca Brandes, erſte Sängerin beim hamburger Theater, geboren zu Berlin den 21. Mai 1765, war gleich groß als Sängerin und als Schauſpielerin. Das Clavier ſpielte ſie als Meiſterin, und beſaß zugleich viel theoretiſche Kenntniſſe in der Muſik. Zu früh für die Tonkunſt und Muſik ſtarb ſie ſchon zu Hamburg 1788, wo nach ihrem Tode eine Sammlung ihrer, dem Muſikfreunde ſchätzbaren Compoſitionen herauskam. Ihre Mutter hatte ſich ebenfalls, beſonders durch ihre Ariadne, auf dem deutſchen Theater Lorbeeren erworben.

Brandes (Ernſt), Gelehrter, Staatsmann und geiſtreicher Schriftſteller, war zu Hannover im Jahre 1758 geboren. Eine ſorgfältige Erziehung, Aufenthalt in der großen Welt, Reiſen in fremde Länder, ein Geſchäftskreis, der im Stande war, ſeinen Blick zu ſchärfen, eine vieljährige ſehr enge Verbindung mit den ausgezeichnetſten Köpfen Deutſchlands, und ſehr günſtige Glücksumſtände, alles dieſes trug, vereint mit ſeinen glücklichen Geiſtesanlagen, dazu bei, dieſem Manne eine nicht geringe Ausbildung zu verſchaffen. Von 1775 bis 1778 ſtudirte er auf der Univerſität zu Göttingen, deren Wohlthäter er in der Folge ward, als ihn die hannöverſche Regierung zum

Cabinetssecretair ernannte, und ihm die oberste Leitung der Universität, welches Amt sein Vater schon vor ihm verwaltet hatte, anvertraute. Bei einer Reise, die er in den Jahren 1730 und 1731 durch Deutschland und Frankreich machte, waren besonders die Theater zu Paris und Wien ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Nachforschung, und er sprach sich darüber in den bekannten Bemerkungen über die londoner, pariser und wiener Theater aus. Bedeutendern Einfluß hatte auf ihn während des Winters 1784 bis 1785 sein Aufenthalt in England, wo er Gelegenheit erhielt, nicht allein sehr wichtige literarische und politische Verbindungen anzuknüpfen, sondern auch sich eine möglichst erschöpfende Kunde der brittischen Staatsverfassung zu verschaffen, so wie denn auch diese Reise besonders dazu mitwirkte, seinen Sinn für Politik zu beleben und auszubilden. Nachdem er nach und nach die ansehnlichsten Posten bekleidet hatte, ward er endlich zum geheimen Cabinetsrath ernannt. Als 1803 die Franzosen Hannover besetzten, war er einer der Deputirten, welche die Capitulation mit dem Chef der französischen Armee abschlossen, und blieb Mitglied des Gouvernements, bis eine Regierungscommission an die Stelle der Landstände trat. Brandes hatte sich eine so allgemeine Achtung erworben, daß sein Tod, welcher den 13. Mai 1810 erfolgte, von allen seinen Mitbürgern als ein Verlust für den Staat betrauert wurde. Ein großes Talent der Beobachtung, und eine große Welt- und Menschenkenntniß waren sein Eigenthum und zeigten sich in allen seinen Werken, von denen folgende die wichtigsten sind: politische Betrachtungen über die französische Revolution, Jena 1790; Betrachtungen über einige bisherige Folgen der französischen Revolution in Rücksicht auf Deutschland, Hannover 1792; Betrachtungen über das weibliche Geschlecht, Hannover 1802; Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland, Hannover 1803; Betrachtungen über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höhern Stände, als Fortsetzung des vorhergehenden Werks, Hannover 1810.

Brandkugel, ist ein zwischener Sack, welcher über zwei kreuzweise über einander gespannte eiserne Reifen gezogen, mit feuerfangenden Stoffen angefüllt und auswärts mit Pech und Talg bestrichen ist, um Gegenstände damit in Brand zu stecken. Brandkugeln sind auch länglichte, mit kleinen Kugeln, Handgranaten ꝛc. gefüllte Kugeln, die mit eisernen Reifen gebunden, mit einer Brandröhre versehen und einem getheerten Tuche umwickelt sind. Beide Arten werden aus grobem Geschütz geworfen. (S. auch Carcasse.)

Brandsilber, heißt das Silber, wenn es von allen unedeln Metallen geschieden und im Feuer völlig gereinigt worden ist.

Brandung, heißt jeder in der See, unfern des Walls oder Ufers, auch bei Mündungen von Flüssen gelegene Ort, wo die Strömung mit einer außerordentlichen Gewalt, gewöhnlich mit Schäumen und Zischen, an verborgene Klippen oder an das felsige Ufer anschlägt. Solche gefährliche Stellen werden natürlich von den Schiffern vermieden. Auch diese schäumende Brechung der Wellen selbst heißt Brandung. Die Kraft dieses Aufruhrs im Wasser richtet sich nach dem Winde, nach der Strömung und der Beschaffenheit der Klippen. An den höchsten, steilsten, felsigen Ufern ist sie am stärksten. An den Meeren, welche keine Ebbe und Flut haben, wie die Ostsee, sind die Brandungen gewöhnlich unbedeutender.

Brandwache, heißt in Feldlägern die hintere Wacht, welche zum Schutze des Lagers, zur Sicherung der Gefangenen und für die

Aufrechthaltung des Kochfeuers zu sorgen bestimmt ist. Sie besteht gewöhnlich aus 1 Sergeanten, 1 Corporal und 30—40 Mann für jedes Regiment. — In der Seesprache heißt Brandwache ein Schiff, welches in einiger Entfernung von der Flotte als Wacht-, auch als Kundschaftsschiff gelegt wird. — An einigen Orten, wie z. B. in Hamburg, nennt man auch Brandwache die Mannschaften, welche des Nachts ausgeschickt werden, um Veranlassungen zu Feuersbrünsten zu verhüten, und bei schon ausgebrochenen die ersten Löschungsanstalten zu bewirken.

Brant (Sebastian), genannt Titio, geboren zu Straßburg, 1458, starb daselbst 1520. Er hatte in Basel die Rechte studirt, daselbst promovirt und dieselben bis 1494 mit vielem Beifalle gelehrt. Aber außer seinen juristischen Kenntnissen erwarb ihm auch sein Dichtertalent großen Ruf, und Kaiser Maximilian I. berief ihn mehrmals an seinen Hof. Vorzüglich hat seinen Ruf begründet das Narrenschiff, oder das Schiff aus Narragonien, welches die Laster und Thorheiten seines Zeitalters schildert. Ein Narrenspiegel, meint der Dichter, würde dazu dienlich sein, dem Thoren zu der ihm nöthigen Selbstkenntniß zu verhelfen.

Denn wer sich für einen Narren acht,
Der ist bald zu eim Weisen gemacht.

Er verspricht, jeder Art von Narren ihren Spiegel vorzuhalten und den ganzen Lauf der Welt darzustellen. Auch verspricht er sich den Beifall der Weisen, und achtet des Zorns und Hasses der Thoren nicht. Man findet also eine Reihe von Sittenlehren und Satiren über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, die als Narrheiten betrachtet und in 113 Capitel vertheilt sind, welche keinen andern Zusammenhang unter sich haben, als daß ein gemeinschaftlicher Titel sie verbindet. Der Vortrag ist im Ganzen wenig poetisch, oft gelehrt, doch fehlt es auch nicht an glücklichen und feinen Wendungen, zuweilen ist er körnicht und gedrungen, und das Narrenschiff bleibt immer ein schätzbares Buch, voll gesunden Verstandes, voll Welt- und Menschenkenntniß. V. d. Hagen hat es in seinem Narrenbuche aufs neue abdrucken lassen.

Brantôme (Pierre de Bourdeilles, Herr der Abtei von), war zu Perigord gegen das Jahr 1527 geboren, und starb den 5. Julius 1614. In seiner selbst sich verfaßten Grabschrift spricht er mit viel Ruhmredigkeit von sich, und erzählt, die ersten Waffen habe er unter dem großen Franz von Guise getragen, und nachher fortgefahren, den Königen, seinen Herren, zu dienen. Einige Zeit nach dem Tode Carls IX. zog er sich auf seine Güter zurück, und schrieb hier seine Memoiren, die bei allem Selbstlobe, das er sich darin beilegt, doch eine Menge interessanter Sachen enthalten. Sie sind ein lebendiges Gemählde seines Zeitalters; alle große Personen desselben hatte er kennen gelernt, von allen wichtigsten Ereignissen war er Zeuge, wo nicht Theilnehmer gewesen. Man darf indeß nicht tiefe Beobachtungen, keine gründliche Sach- und Menschenkenntniß bei ihm suchen. Brantôme hat ganz den Charakter seines Geburtslandes (Gascogne) und seines Standes. Recht oder Unrecht kümmert ihn nicht; als Hofmann tadelt er nie die Großen, aber er sieht und erzählt ihre Fehler und Verbrechen um so freimüthiger, als er selbst nicht gewiß ist, ob sie gut oder böse sind. Die Ehre der Frauen ist ihm eben so gleichgültig, als die Moral der Männer; er erzählt das Aergerniß, ohne es zu fühlen, und stellt es als eine einfache Sache dar, von der kein Aufse-

hens zu machen ist. Er spricht von dem guten König Ludwig XI., der seinen Bruder habe vergiften lassen, und von ehrenwerthen Damen, deren Abenteuer nur seine Feder aufzeichnen kann. Von sich selbst spricht er nicht selten mit naiver Eitelkeit. Allenthalben aber versetzt er uns durch lebhafte und treffende Gemählde mitten in jenes Jahrhundert, wo das erlöschende Ritterthum mit dem aufstrebenden, aber noch ungeordneten Sitten der neuern Zeit kämpfte, und dieser Kampf mehr als gewöhnliche Kräfte entwickelte. Brantôme war, ungeachtet des umherschweifenden Lebens, das er geführt hatte, wissenschaftlicher gebildet, als die meisten seiner Waffengefährten. Er hinterließ folgende Werke: Mémoires ou Vies des hommes illustres et grands Capitaines français; Vies des grands Capitaines étrangers; Vies des Dames illustres; Vies des Dames galantes; Anecdotes touchant les duels; Rodomontades et jurements des Espagnols. Ein Beweis, daß diese Schriften ehemals nicht ohne Interesse waren, ist, daß sie von 1666 bis 1740 zwölfmal, theils zusammen, theils in einzelnen Abtheilungen herausgegeben worden sind.

Branntwein, ist eine geistige Flüssigkeit, welche aus verschiedenen in geistige oder Weingährung gebrachte mehlhaltige Vegetabilien, als Getreide, Kartoffeln, Obst, Bier- und Weinhefen, Weintrebern ꝛc., auch Wein, meistens aber aus Getreide durch Destillation (oder Brennen) abgezogen wird. Er ist im Allgemeinen eine mehr oder minder starke Mischung von Alkohol und Wasser. Der Prozeß ist kürzlich dieser: das zum Brennen bestimmte Getreide wird, nachdem es geschrotet, mit dem dazu kommenden Malze in die Möschbobing eingemöscht, d. h. mit lauem Wasser eingerührt. Wenn es eine Viertelstunde gestanden, wird es in heißen, aber nicht kochendem, Wasser so lange gerührt, bis es lau ist. Dann kommt der Hefen dazu, um die geistige Gährung zu befördern; das Gefäß wird bedeckt und das Gemisch bleibt ruhig stehn, bis die Gährung erfolgt. Dann kommt der Mösch, d. i. die Masse, in die Branntweinblase. Es wird Feuer darunter gemacht und der Mösch fortwährend gerührt. Der Geist entwickelt sich in Dämpfen, und geht durch die Leitung, die er erhält, in Flüssigkeit über. Dieser erste Abzug, der noch ungenießbar ist, heißt Lauer oder Lutter. Ein zweiter Abzug gibt den eigentlichen Branntwein, den einfachen; der dritte den doppelten; der vierte den Weingeist (Spiritus vini rectificatus); und der fünfte endlich den wasserfreien Weingeist (Spiritus vini rectificatissimus), den Alkohol. Nach dem Material, woraus der Branntwein gezogen wird, erhält er seinen Namen. Der Franzbranntwein in Frankreich wird aus Wein, Weinhefen und Weintrebern gezogen, und heißt nach den Verfertigungsorten: Cognac, Orleans, Bordeaux ꝛc.; Kornbranntwein, allenthalben aus Roggen, Waizen, Gerste, Hafer, einzeln oder gemischt. Auch Kartoffeln, Mohrrüben, Runkelrüben ꝛc. geben Branntwein. Man sehe ferner die Art. Arak, Rum und Taffia. Setzt man zur zweiten Destillation des Getreidebranntweins noch Gewürze, Blumen, Wurzeln, Kräuter, so erhält man Aquavite, die dann, nach den Bestandtheilen, Kümmel-, Anis-, Nelken-, Citronen-Bränntwein ꝛc. heißen. Diese mit dem gehörigen Zucker, um sie wohlschmeckend zu machen, zubereitet, geben den Rosoglio, Rosoli, der auf unzählige Art variirt und danach, oft auch ganz willkührlich, wie es eben die Mode will, benannt wird. Die Araber sind die muthmaßlichen Erfinder der Brannt-

weinbrennerkunst. Die Tatarn ziehen auch Branntwein aus Milch. — Branntweinwage s. Aräometer.

Brasilien, ein großes, der Krone Portugal gehöriges Reich in Südamerika, das zu den reichsten und fruchtbarsten Ländern des Erdbodens gehört, und das man seit 10 Jahren durch Krusenstern, Koster, Mawe, Grant, Langsdorf, Eschwege, den Prinzen Max. von Neuwied und Andre genauer kennt. Es bringt Safran, Baumwolle, Crystall, Ambra, Balsam, Brasilien- oder Fernambukholz, Cochenille, Tabak, Zucker, Kaffee, Indigo, Ingwer, Pfeffer, Chinarinde, Getreide, Holz u. dgl. m. in Ueberfluß hervor; seine wichtigsten Producte aber sind Diamanten und Gold. Beide werden meistens auf dem Grunde der Flüsse und in den vom Regen gemachten Gräben gesucht. Der brasilianische Handel ist bedeutend und immer im Steigen. Außer den Ureinwohnern, den Brasilianern, welche noch ohne Cultur sind, wohnen in Brasilien europäische Portugiesen, Creolen, Mestizen und Neger (deren ehemals jährlich 40 bis 50,000 dahin gebracht worden), im Ganzen anderthalb Millionen Seelen. Die Größe des Landes wird auf 100,000 Quadratmeilen geschätzt. Durch das Innere ziehen sich Fortsetzungen der Cordilleras, die nach den Küsten zu laufen und mehrere Vorgebirge bilden, z. B. Cap Maguari, Cap de St. Roque, Cap de St. Augustin, Cap de St. Thoma, Cap de S. Maria, Cabo Frio u. s. w. Die Hauptflüsse sind: Marannon (mit dem Yupura, Negro, Carapanatu, Yutay, Purus, Madeira Topayoso Xingu u. s. w.), Gran Para oder Tocantines, Parana, Francesco u. s. w. Der größte Landsee ist der Xarayes. Von Meerbusen nennen wir die Allerheiligenbai, die St. Vincent- oder Santosbai, den Merim- oder Mirunsee. Das Clima ist, da Brasilien in der heißen Südzone liegt, in Norden zwar heiß, aber doch durch häufige Regen abgekühlt, im Süden gemäßigter und gesunder. Die neun Capitänschaften oder Gouvernements, in welche das Land eingetheilt wird, heißen: Para, Maranhano, Fernambuco, Bahia, Rio-Janeiro, St. Paulo, Minas-Geraes, Goyaz, Matto-Grosso. Die Einkünfte werden auf 20,000,000 Gulden berechnet, wovon den bei weitem größten Theil die Bergwerke liefern. — Von der Geschichte Brasiliens führen wir folgendes an: Ostindien führte die Portugiesen nach Amerika. Nicht zufrieden mit dem von Vasco de Gama aufgefundenen Weg um das Cap nach Ostindien, sandte König Emanuel (1500) Caspar Cortereal aus, Cabots Spuren nachzugehn, und an der nordamerikanischen Küste eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen. Er kam weiter gegen Norden als Cabot, und gab verschiedenen nordamerikanischen Küsten Namen, welche sie noch führen. Cortereal litt in den amerikanischen Gewässern Schiffbruch, und da er ohne Hoffnung, eine nördliche Durchfahrt zu finden, zurückkam, so setzten die Portugiesen ihre Entdeckungsreisen nach Amerika nicht fort. In demselben J. 1500 aber, da Cortereal Nordamerika absichtlich aufsuchte, wurde Pedro Alvarez Cabral zufällig nach Brasilien verschlagen. Er ankerte an der Küste im 15. Grade südlicher Breite, an einem Orte, den er Porto Seguro nannte. Das Land selbst nannte er Santa Cruz, und nahm es in Besitz, ohne eine Niederlassung daselbst anzulegen. Da man ein Holz, das man von der Farbe einer glühenden Kohle (Brasa im Portugiesischen) Brasilienholz nannte, und das die Portugiesen seit dem 12. und 13. Jahrhunderte als ein Färbeholz häufig nach Europa brachten, in großer Menge daselbst fand, so nannte man das neu entdeckte Land nach der Zeit Brasilien; ein rohes Land, von Naturmenschen bewohnt. Der Amazonen-

fluß begrenzte es gegen Norden, der Plataſtrom gegen Süden, das Meer gegen Oſten, und gegen Weſten eine Menge unbekannter, von keinem Geographen noch verzeichneter Sümpfe, Seen, Ströme, Flüſſe und Berge, die es von den ſpan. Beſitzungen trennen. Seinen Reichthum kannte man anfangs nicht; man beſtimmte es daher zum Verbannungsorte der Verbrecher und Juden. Die Verbannten fingen daſelbſt den Zuckerbau an, wozu man ihnen das Zuckerrohr aus Madera lieferte; ſeitdem bekam Braſilien einen größern Werth, und mit ihm wuchs die Sorge des portugieſiſchen Hofes für einen beſſern und ſchnellern Anbau. In dieſer Abſicht erlaubte er im Jahre 1525 ſeinem Adel, Strecken Landes für ſich zu erobern, und das Eroberte als ſein Eigenthum zum Anbau zu verpachten. Eine ſolche Anlage ward San Salvador, San Vincent u. ſ. w., bis tief in das Innere des Landes, das nach und nach unterjocht ward. Die Jeſuiten übernahmen die Bekehrung der wilden Einwohner. Es fiel zuerſt den Spaniern, bei ihrer Beſitznehmung von Portugal, und darauf, während der ſpaniſchen Herrſchaft, den Holländern in die Hände. Die letztern hatten nach dem Verlaufe des zwölfjährigen Waffenſtillſtandes, bei der Erneuerung ihres Freiheitskampfes (im Jahre 1621), eine weſtindiſche Geſellſchaft errichtet. Obgleich, nach den portugieſiſchen Geſetzen, allen Fremden der Zugang verſagt war, hatten ſich doch ſchon früher einige holländiſche Schleichhändler nach Braſilien geſchlichen und das Land ausgekundſchaftet. Ihre Nachricht, daß unter der ſpaniſchen Herrſchaft Braſilien in die größte Unordnung gerathen ſei, veranlaßte die weſtindiſche Compagnie im Jahre 1624, Jacob Willekens zur Eroberung des Landes hinzuſenden. Sobald ſich die holländiſche Flotte zeigte, ergaben ſich San Salvador und andere portugieſiſche Pflanzungen ſogleich. Anfangs achtete das ſpaniſche Miniſterium dieſe Schläge nicht. Erſt Philipp IV. ermunterte die Portugieſen zur Gegenwehr, und 1626 ging die erſte portugieſiſche Flotte ab, den Holländern entgegenzuwirken. Die Expedition gelang gegen die nicht vorbereitete Compagnie, und Braſilien blieb bis 1630 von den Holländern frei. Die weſtindiſche Compagnie ſetzte bloß ihren Kaperkrieg gegen die Spanier und Portugieſen fort, bis ſie 1630 mit neu geſammelten Kräften den Admiral Heinrich Lonk einen Angriff auf das Land machen ließ. Dieſer landete auf der Küſte Fernambuk, und dehnte von da bis 1635 nach und nach ſeine Eroberungen über den angebauteſten Theil von Braſilien aus. Die Reichthümer, welche die Compagnie aus Braſilien zog, bewogen die Generalſtaaten, den Prinzen Moritz von Naſſau zur Eroberung des ganzen Landes abzuſchicken, und ſo kamen alle Küſten von San Salvador bis zum Amazonenfluſſe in den Beſitz der Holländer. Im Jahre 1640 warf endlich Portugal das ſpaniſche Joch ab, und ſetzte den Herzog Johann von Braganza auf den Thron. Dieſer vereinigte ſich mit England, Frankreich und Holland, Spaniens Feinden, und ſchloß 1641 mit den vereinigten Niederlanden ein Offenſivbündniß in Europa, und einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre in Oſt- und Weſtindien. Die niederländiſche Republik hielt ſich nun für ganz ſicher in dem Beſitze von Braſilien, und ließ ihre Militärmacht bald dergeſtalt in Verfall gerathen, daß der Portugieſe Juan Fernandez de Vieira es unternahm, die Holländer zu vertreiben. Ohne Mitwiſſen und Schutz der Regierung ſammelte und verſorgte er ein Heer, und kämpfte von 1645 bis 1654 muthig fort, wo er ſeinen Zweck erreicht hatte. Die portugieſiſche Regie-

rung stellte sich, als ob sie selbst den Krieg mißbillige. Dieß schläferte die Compagnie ein, und ehe sie ernsthaft gerüstet war, hatten schon die Holländer 1654 durch Capitulation Brasilien geräumt. Im Jahre 1661 schloß Portugal, unter Englands Vermittelung, Friede mit den Holländern, und blieb für acht Millionen im Besitze Brasiliens. Seitdem ward das Land an den Küsten hin immer mehr angebaut, besonders durch die Missionen der portugiesischen Jesuiten; sie reichten bald bis an den Amozonenfluß, an dessen Ufern sich oft die Spanier und Portugiesen bekämpften. Von 1698 an ward Brasilien erst den Portugiesen recht wichtig; ein Zufall entdeckte in der Provinz Minas Geraes große Schätze von Gold, an denen man später auch andere Gegenden reich fand. Im Jahre 1728 entdeckte man in demselben Sande, aus welchem man das Gold schied, auch Diamanten. Aber am wichtigsten für den portugiesischen Hof war der Besitz von Brasilien im Jahre 1807, als Napoleons Anmaßungen ihn nöthigten, sich dorthin zu flüchten. Dem Hofe folgten damals 11,000 Auswandernde und 15,000 Mann Truppen. Die gesammte Flotte, worauf sie eingeschifft waren, kam im Februar 1808 unter englischer Bedeckung in Brasilien an. Die Gegenwart der Regierung in der Haupt- und Residenzstadt Rio-Janeiro hat seitdem auf das Land den vortheilhaftesten Einfluß gehabt, und Handel, Industrie, Gewerbe und Cultur gehoben. Die Regierung gründet jetzt in Brasilien eine große Ansiedelung von Schweizern. Auch hat die Vermählung des Kronprinzen mit einer österreichischen Prinzessin seit 1817 mehrere Deutsche dahin gezogen. Die Landmacht besteht aus 20,000 Mann und die Seemacht aus zehn Linienschiffen und zehn Fregatten. (Vergl. Portugal und Südamerika.)

Bratsche, eine größere Geige, auf welcher der Tenor und Alt gespielt wird, daher man auch häufig die Verzeichnungen Tenor oder Alt davor setzt. Der Name ist aus dem Italiertischen Viola di braccio entstanden.

Brauen, Bierbrauen, ist das Geschäft, wodurch das Bier bereitet wird. Zuerst muß die Gerste oder der Waizen gemalzt werden (s. Malz), dann wird das Malz von den Keimen befreit, angefeuchtet, und hernach grob geschrotet. Das Malzschrot wird mit weichem (natürlichem, oder, in dessen Ermangelung, künstlich bereitetem) kaltem Wasser eingerührt, dann mit siedendem Wasser angemengt, und in der Braupfanne gekocht, bis sich die Hülsen (Träber) absondern, und die Flüssigkeit hell wird, welche, abgeschieden die Würze heißt. Diese wird darauf mit Hopfen abgekocht, von dem Hopfen wieder gesäubert, und in hölzernen Gefäßen, Kühlschiffen, abgekühlt, worauf die Hefe hinzugethan, und die Würze zur Gährung gebracht wird, entweder, zur schnellen Gährung, auf dem Gährbottig, wenn es Lagerbier, oder auf einzelnen Fässern, wenn es leichtes Bier werden soll. Die Doppelbiere werden durch eine vermögende Gährung stärkere Entwickelung des Weingeists erzeugt. Diese gründet sich auf die Verwandlung des Mehlstoffs der Körner in Zucker durch das Vermalzen. Wenn die Gährung vollendet ist, werden die Hefen, sowohl Ober- als Unterhefen, abgesondert, und zum weitern Gebrauch verwahrt, und das nun fertige Bier in die bestimmten Fässer gefüllt. Aus dem abgebrauten Mösch macht man durch nochmaliges Hinzuthun von Wasser das Nachbier, Dünnbier, Kofent.

Bräune (Angina), eine Krankheit bei Menschen und Thieren, die in Entzündung des Halses besteht. Sie ist jedoch verschieden nach

dem Theile oder der Gegend des Halses, welche die Entzündung besonders ergreift. So kann der Sitz der Entzündung im Kehlkopfe und der Luftröhre sein, dann heißt die Krankheit auch Luftröhrenentzündung (Cynanche) von der eine eigene Art der Croup (s. d. Art.) ist; oder die Entzündung ist im Schlunde, eigentliche Hals- oder Schlundbräune (Angina pharyngea), oder an den zu beiden Seiten des innern Halses liegenden Drusen, an den sogenannten Mandeln (Angina tonsillaris), oder an der weichen Gaumendecke und dem sogenannten Zäpfchen (Angina uvularis.) Die wesentlichen Zufälle der Bräune, welche freilich durch die Art derselben modificirt werden, sind: schmerzhafte Erschwerung des Schluckens, Sprechens und Athemholens, Trockenheit im Halse, die besonders nach jedem Schlafe sehr oft bis zum Gefühle von Ersticken zunimmt; Röthe und Geschwulst der innern Theile des Halses, wenn die Entzündung an einem dem Blicke erreichbaren Theile sitzt; veränderte Stimme; vermehrte Absonderung von Speichel und Schleim. Dazu gesellen sich noch mehrere Zufälle, theils von dazukommendem Fieber, theils von der Hemmung des Athemholens, der Verbreitung des Reizes auf die benachbarten Theile. — Eine gefährliche Art dieser Krankheit kommt bei den Schweinen vor, und heißt das wilde Feuer.

Brauners wird im Bergbau eine gewisse räuberische Erzart genannt; auch ein angeflogenes Wesen an dem Gesteine von braunröthlicher Farbe, welches für ein Zeichen der Nähe reichhaltiger Erze gehalten wird.

Braunschweig-Wolfenbüttel. Dieses Herzogthum besteht aus dem Fürstenthume Wolfenbüttel, dem Fürstenthume Blankenburg, dem Stiftsamte Walkenried, dem Amte Thedinghausen und dem Communion-Unterharze. Die beiden ersteren Theile gehören ganz zum niedersächsischen Kreise, Walkenried zum obersächsischen, und Thedinghausen zum westphälischen innerhalb der Grafschaft Hoya. Der Antheil des herzogl. Hauses am Unterharze ist durch den Vergleich vom Jahre 1788 bestimmt, und unbeträchtlich, indem er nur ⅛ vom Rammelsberge, dem Iberge und der Saline Juliushall beträgt. Nach den genauesten Vermessungen von Leiste und Gerlach kommen auf den Flächeninhalt der herzogl. braunschweigischen Staaten 71 Quadratmeilen, wovon das Ackerland 542,000, die Wiesen, Weiden und Anger 446,000, die Holzungen 496,000, und der Raum, den die Städte, Dörfer, Wege, Flüsse, Teiche und nicht urbaren Plätze einnehmen, 97,000 braunschw. Morgen betragen. Der wolfenbüttelsche und schöningsche Bezirk haben den zum Ackerbau am meisten geeigneten Boden. Der nördliche, ans Fürstenthum Lüneburg grenzende Theil, wo Flugsand die herrschende Erdart ausmacht, ist der unfruchtbarste. Der Harz und Weserbezirk sind weit gebirgigter und daher zum Kornbau weniger geeignet. Nur da, wo sich die Thäler in weitere Flächen ausdehnen, als z. B. an den Ufern der Leine und Weser, gibt es fruchtbare Aecker, unter welchen die Aue, das Odfeld, das Weser- und Leinthal sich auszeichnen. Das Hauptgebirge des Landes ist der Harz mit seinen Vorbergen: der Hube, dem Kühler und Hils. Auf ihn im Range folgen der Solling und der Vogler. Kleinere Gebirgsgruppen im Lande sind: der Fallstein, die Lichtenberge, der Elm und die Asse. Diese Gebirge sind sammtlich mit dem schönsten Laub- und Nadelholz besetzt, und machen also die vorzüglichsten Waldungen des Herzogthums aus. Von dem ungeheuren Waldbruche, dem von der Ohre durch-

strömten, 129,324 Waldmorgen haltenden Drömling, kommen nur 16,776 Morgen auf den braunschweigischen Antheil. Unter den Flüssen sind die Weser, Aller, Leine, Oker und Fuse die vorzüglichsten. Die meisten Flüsse des Landes gehören zu dem großen Gebiete der Weser. Nur die Ohre, Bode, Zorge und Wieda vereinigen sich entweder unmittelbar, oder durch die Mündungen anderer Flüsse mit der Elbe. Das Land hat vier besonders reichhaltige Salzquellen, wodurch es sein eigenes Salzbedürfniß völlig bestreiten kann. Das Klima ist überhaupt temperirt und gesund. Am mildesten erscheint es in den beiden nördlichen Bezirken; weit rauher in den südlichen Bezirken und im Blankenburgischen, wo die Kälte im Winter oft sehr heftig, und die Luft im Früh- und Spätjahre strenger, aber auch die Hitze im hohen Sommer, wenn die Sonnenstrahlen von den Gebirgen auf die Thäler zurückprallen, weit drückender als auf dem flachern Lande ist. Die furchtbarsten Gewitter und die heftigsten Windstöße erfährt man in den Gebirgen, und dort fällt oft als dichter Schnee herab, was tiefer im Lande in Regen übergeht. Daher tritt im Blankenburgischen auch die Erndte 14 Tage, und auf den Oberharze oft 3 Wochen später ein, als in der Ebene. In Hinsicht der Bevölkerung gehören die herzogl. braunschweigischen Länder zu den deutschen Staaten vom dritten Range. Im Jahre 1799 zählte man nach sichern Angaben im ganzen Lande, mit Inbegriff des Militärs, 200,164 Menschen. Das Resultat der Zählung vom Jahre 1760 gab nur 158,980 Köpfe. So viel hatte eine weise und väterlich milde Regierung binnen 40 Jahren vermocht. Die Resultate aus der westphälischen Zwischenzeit sind noch nicht officiell bekannt. Die große Volksmasse in den herzogl. braunschweigischen Staaten gehört ihrer Abstammung nach ursprünglich zu den Sassen, unter welchen die Cherusker, Brukterer und Angrivarier die ersten Rollen spielten. Hermann der Cherusker war ein sassischer Fürst, und sein Allode lag an den Ufern der Weser. Hier ward auch auf dem Idhtfelde (campus idistavisus) der Blutkampf mit jenem Drusus Germanicus gekämpft, den Tiber sandte, um Varus Niederlage in Teutoburgs Wäldern zu rächen. Die heiligsten Denkmahle vaterländischen Freiheitsgefühls und ächtdeutschen Heldenmuths findet man am Fuße des finstern Sollings. Durch Heinrich des Löwen Fall ward das sassische Großherzogthum zersplittert. Otto das Kind trug 1235 die herzogliche Würde auf seine Allodialländer über, und es entstand das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg, dessen Einwohner sich von nun an Braunschweiger nannten. Doch ist noch jetzt ihre Abstammung in Sitten und Gebräuchen, wie in dem Nachhall altsassischer Gesetze unverkennbar. Später sind Wenden eingewandert, von deren Abkunft sich noch Spuren in der Aussprache und in den Namen mancher Wohnsitze, als Wendezell, Wendeburg, Wendhausen, erhalten haben. Der Einwohnergrundstamm, der Bauer, ist von starkem und festem Körperbau. Blaue Augen und blondes Haar trifft man durchgehends häufiger, als braune Augen und schwarzes Haar. Wenig Ausdruck liegt in der Physiognomie; mehr Phlegma und Gutherzigkeit. Wollust und Weichlichkeit haben bis jetzt noch keine sichtbare Entnervung bewirkt. Mäßigkeit und Arbeit stärken den Körper des Landmanns, dem heftige Leidenschaften meistens fremd sind. Die ungewöhnlich große Anzahl der Leibzüchter, welche doch in der Regel sich nicht vor dem 60. Jahre zur Ruhe setzen, beweiset, daß hier die meisten Menschen ein hohes Alter erreichen. Des Landmanns vorherrschender Charakter ist

deutscher Ernst, gerader Sinn und reizbares Gefühl für seine Ehre. Auch Muth, Arbeitsamkeit und Beharrlichkeit fehlen ihm nicht. Aber leider hat sich diesen ächtdeutschen Grundzügen ein fast unbesiegbares Mißtrauen beigesellt, dessen Quelle wir hier nicht entwickeln können. Zuvorkommende Höflichkeit liegt nicht im Charakter dieser Menschen, und sie sind von Kriecherei so sehr entfernt, daß oft ihr Betragen, besonders in der Nähe großer Städte, in Grobheit ausartet. Edel erscheint die Gastfreiheit, welche dem Bauer hier überall eigenthümlich ist, untadelhaft ist der Steifsinn, womit er nicht nur auf seine Rechte und Freiheiten hält, sondern auch den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten seiner Väter treu bleibt. Dabei ist er nichts weniger als bigott. Die Abneigung, welche der Braunschweigische Bauer gegen den Soldatenstand fast allgemein fühlt, lag bisher in der Landesverfassung. Die widrigsten Züge im Charakter des Braunschweigischen Landmanns sind indessen bei dem wohlhabenden Theile unerträglicher Bauernstolz, welcher in Ansehung sogenannter Mißheirathen dem alten stiftsfähigen Adelstolze nichts nachgiebt, und ungeheure Prozeßsucht. Hierin liegt zugleich der Grund einer oft unverständigen Widersetzlichkeit gegen zweckmäßige, den Zeitbedürfnissen genugthuende Neuerungen. Von dem Charakter der Großstädter kann überhaupt die Rede nicht sein. Wer vermag dieses Amalgama der seltsamsten Widersprüche auseinander zu klauben? Die gelehrte und eigentlich humane Bildung der höhern Volksklassen darf hier gleichfalls nur berührt werden. Verhältnißmäßig kann sich das Braunschweigische Land darin mit jedem deutschen Lande messen. Es hat große Männer in allen Fächern des menschlichen Wissens hervorgebracht, und zählt die berühmtesten Namen unter den Stimmführern Deutschlands. Wir brauchen aus der neuern Zeit, ohne den noch Lebenden Schamröthe abzunöthigen, nur Lessing, Jerusalem, Ebert, Henke und Leisewitz zu nennen. Die Grundmasse des deutschen Adels ist sich zwar überall gleich, indessen darf man von dem Braunschweiger mit Wahrheit behaupten, daß er längst schon dem Adelstolze, welcher seine nächsten Nachbaren auszeichnet, entsagt und sich durch ächte Humanität hervorgethan hat. Unter den höhern Bildungsanstalten Deutschlands hat von jeher die Braunschweigische Universität zu Helmstedt, deren Wiedergeburt man hofft, den ruhmvollsten Platz eingenommen. Die beiden Gymnasien zu Braunschweig, die Lyceen zu Wolfenbüttel, Schöningen und Holzminden, standen immer in der ersten Reihe ihrer deutschen Schwestern. Das in erneuter Gestalt wieder hergestellte Carlscollegium zu Braunschweig, von Jerusalem gestiftet und durch Ebert, Gärtner, Schmidt u. s. f. schnell zum schönsten Flor gebracht, nahm lange einen vorzugsweise hohen Platz unter den Bildungsanstalten Deutschlands ein. Die Stiftungen zu Kloster Riddagshausen und Kloster Michaelstein für künftige Volkslehrer haben manchen trefflichen Kanzelredner und Gelehrten gebildet. Auch sie hatte der eisernen Zeit furchtbarer Sturm ergriffen. Man erwartet sie wiederhergestellt zu sehen. Von der Verfassung der herzogl. Braunschweigischen Staaten ist mit Bestimmtheit noch nichts zu sagen. Der Vorzeit Verfassung erscheint jetzt als Antiquität. Von der Geschichte Braunschweigs wird für unsern Zweck Folgendes gnügen. Das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel ward vor Jahrhunderten zusammengesetzt aus uralten Allodialbesitzungen des Hauses Welf-Este, und aus den Gütern mehrerer Dynasten. Die Alloden der Billunger und Brunonen längs der Gande

und Oker, die der Nordheimer am Solling und der Leine, die der Süpplingenburger am Elm und Dorm, machten den Stamm. Hinzukamen in der Folge durch Anfall, Erbschaft oder Waffengewalt die Stammgüter der Grafen von Katlenburg, Sommerschenburg, Eberstein, Dassel, Winzenburg, Assel, Warberg und Bartensleben. Das Fürstenthum Braunschweig-Wolfenbüttel wurde nach der Theilung im Jahre 1495 consolidirt. Dazu gehörten dann: Wolfenbüttel, Lichtenberg, Harzburg, Schöningen, Hessen, Lutter, Bardorf, Calvörde, Neuhaus, Grene, Lutherdessen, Hohenbüchen, Hemburg, Eberstein und Fürstenberg. Ferner die Städte: Braunschweig, Helmstedt, Scheppenstedt und Stadtoldenderf, nebst den Schlössern Asseburg, Vechelde, Brunsrode u. s. f. In der Folge kam auch Holzminden, und nach Beendigung der hildesheimischen Stiftsfehde im Jahre 1642 das Amt Lutter am Barenberge hinzu. Im 17ten Jahrhunderte erhielt man ½ des Harzes, die Dörfer Bornum und Rieseberg, die völlige Oberherrschaft über die Stadt Braunschweig, das Haus Warberg und das Amt Thedinghausen; im Anfange des 18ten Jahrhunderts das Amt Campen, nebst den Dörfern Bienrode, Bevenrode und Waggen. Zuletzt im Jahr 1707 wurden noch die Dörfer Ellierode und Bentierode gewonnen, und unter dem Herzoge Carl Wilhelm Ferdinand die ⅛ Antheile an den Hütten und Gruben des Oberharzes gegen die Landeshoheit und Theilung der Harzforsten vertauscht. Die Besitzungen der Grafen von Blankenburg kamen durch Erbschaft gleichfalls an die Fürsten von Braunschweig-Wolfenbüttel; aber ein Prozeß über die Grafschaft Reinstein fiel ungünstig aus. Diese Landschaften wurden am 28. October 1806, als erobertes Land, für Napoleon in Besitz genommen, nachher zum Königreiche Westphalen geschlagen, wo dann ihr größter Theil das Okerdepartement bildete. Die meisten Producte des Pflanzenreichs, welche unter der gemäßigten Zone gedeihen, sind ihr Eigenthum. Getreide, Rübsamen, Flachs, Tabak, Cichorien, Hopfen, Färberöthe und Holz machen die bedeutendsten Gegenstände des Handels und der Fabriken aus. Aus dem Thierreiche zieht man Rindvieh, Schafe, Schweine, Pferde, Ziegen, Federvieh und Bienen hinlänglich für der Landesbewohner Bedürfnisse. Die Wälder sind mit wilden Schweinen, Edelhirschen, Rehen, Hasen, Auer-, Birk-, Reb- und Haselhühnern angefüllt. Doch nimmt, weil kein Wild geschont wird, die Jagd Ausbeute von Jahr zu Jahr ab. Von Raubthieren kennt man hier nur Füchse, Marder, Iltisse und Wiesel. Der Wolf erscheint, als Abstreifer aus den thüringischen Wäldern, höchst selten. Die gebirgigten Gegenden liefern Eisen, Kupfer, Salz, Steinkohlen, Porzellan und andere Gattungen von Mineralien. Der Rammelsberg giebt Gold, Silber, Kupfer, Blei, Arsenik, Vitriol und Schwefel zur Ausbeute. Unter den Steinarten zeichnen sich die Emerstedter Steine mit Diamantenglanz, die Achate, Jaspisse, Pseudokarniole, Bergkrystalle und Porphyre aus, die man häufig auf dem Harzgebirge findet. Torf steht in den Sandgegenden der nördlichen Bezirke in großen Strecken; Steinkohlenbänke liegen unter dem Elme, Hilse und Ihdte. In Ansehung der Verarbeitung der Producte zeichnen sich besonders aus die Brauereien und Branntweindrennereien, die Garnspinnerei (der verbreitetste Industriezweig im ganzen Lande), die Leinwandmanufacturen, die Papierfabriken, die Ledermanufacturen

die Seifen-, Tabaks-, Krapp- und Cichorienfabriken. Die Seele und der Mittelpunkt des Handels ist die Hauptstadt Braunschweig. (S. den folg. Art.). Auch fehlt es dem Lande nicht an gut erhaltenen Straßen zur Erleichterung und Bequemlichkeit des Handels.

Braunschweig, die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, unter dem 52° 18′ nördl. Br. und dem 28° 15′ östl. Länge, an der Oker in einer angenehmen Gegend gelegen. Der Ursprung der Villa Brunswick, deren zuerst ums Jahr 1031 in Urkunden gedacht wird, reicht sicher bis in die Zeiten Heinrichs des Städteerbauers hinauf. Eckbrecht I., welcher in jenen Gegenden die Schlösser Hohewort, Dankworderode und Melwerode besaß, mag die Villa ausgebaut und solche nach seinen Ahnherren (den Brunonen) benannt haben. Was Leibnitz und später Büsching von des Orts hohem Alter sagen, hat keinen historischen Beweis für sich. Brunswick lag als ein offener Ort unter den Mauern des Schlosses Dankwerderode, als Heinrich der Löwe zur Regierung gelangte. Diesem Fürsten hat der Ort seine Vergrößerung, seine Befestigung und sein städtisches Recht zu verdanken. Also verschwindet nun auch der Name Dankworderode aus der Geschichte, und an seine Stelle tritt der von Braunschweig. Der Ort wuchs schnell empor unter den braunschweigischen Ottonen, trat im 13. Jahrhunderte zur Hanse, wurde bald eine Quartierstadt derselben, und von dieser Zeit an den schwachen Landesherren gefährlich. Nach und nach wurden nämlich den geldarmen Fürsten fast alle Regalien innerhalb der Stadtmauern, als die Münzgerechtigkeit, der Zoll u. s. f. abgedrungen, und pfandweise die Gerichte Eich, Asseburg, Campen, Wendhausen und Neubrück, rings um die Stadt gewonnen. Nur die Uneinigkeit in ihren eigenen Mauern und die oftmals wiederholten Fehden zwischen dem Rathe und den Gilden hielten die Stadt ab, sich zur Reichsunmittelbarkeit zu erheben. Indessen schloß sie, nach einer blutigen Fehde mit Herzog Heinrich dem jüngern, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen vortheilhaften Frieden, welcher ihr eine gewisse Unabhängigkeit sicherte. Als aber im N. Jahrhunderte die Hanse in Verfall gerieth, sank auch Braunschweig. Es war in eine zerstörende Schuldenlast gerathen, Rath und Bürgerschaft lagen gegen einander in steter Fehde, Herzog Rudolph August benutzte diese Schwäche und die Stadt unterwarf sich im Jahre 1671 dem Herzoge. Der Ort schien jetzt schnell wieder aufzublühen. Die verfallenen Messen wurden neu belebt, der graue Hof und das große Schauspielhaus wurden erbaut. Im Jahre 1754 erklärte Herzog Carl die Stadt zur beständigen Residenz seines Hauses. Für ihre Verschönerung that sein Nachfolger Carl Wilhelm Ferdinand noch weit mehr. Die Zeitumstände selbst vermehrten ihren Wohlstand außerordentlich, und in dem letzten Regierungsjahre des verewigten Helden, der bei Auerstädt fiel, wurden die Festungswerke der Stadt abgetragen, um schönen Anlagen Raum zu geben. Unter Westphalens eisernem Scepter ward Braunschweig zur Hauptstadt des Okerdepartements erhoben, ihr ehemaliger Wohlstand jedoch sehr gemindert. Die angstvollste Stunde erlebte Braunschweig am 1. August 1809, als unter ihren Mauern der Held Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels den Kampf der Verzweiflung ruhmvoll gegen einen weit überlegenen Feind bestand. Die glücklichste und erfreulichste hatte Braunschweig am 22. December 1813, als derselbe Held, unter unbeschreiblichem Jubel des Volks, das Erbe seiner Ahnherrn wieder in Besitz nahm. Die Stadt, deren

Flächeninhalt 77,000 Quadratruthen beträgt, ist jetzt in sechs Bezirke getheilt, die ihre Namen von den Hauptthoren erhielten. Ihre vorzüglichsten Plätze sind: der Schloß- und der Burgplatz, der Kohl-, Hagen-, Aegidien- und Altstadtmarkt. Unter ihren Kirchen sind der Dom, die Märiens-, Brüdern-, Katharinen-, Andreas-, und Magnikirche die vorzüglichsten. Während der westphälischen Regierung ist die Aegidienkirche zu einen Militärmagazin gemacht worden, und die Schloßkirche verschwunden. Unter den öffentlichen Gebäuden stechen hervor: das fürstl. Residenzschloß, das Mosthaus, die Domprobstei, das Kammergebäude, das landschaftl. Haus, die Münze, das Zeughaus, das Opernhaus, der Autorshof, das Neustadtrathhaus, das große Gewandhaus, das Zucht- und Werkhaus, und das Krankenhospital am Wendenthor. Die Bevölkerung betrug in 2845 Häusern, mit Einschluß des Militärs, vor der westphälischen Zeit zwischen 30 und 31,000 Menschen. Sie soll jetzt bis auf 32,000 Seelen gewachsen seyn. In Ansehung der bürgerlichen Verfassung ist eine neue provisorische Justiz- und Polizeiverwaltung eingetreten, die jeden privilegirten Gerichtsstand aufhebt, und ihre zweckmäßigere Organisation noch erwartet. In Ansehung der geistlichen Verfassung ward die Stadt in acht Kirchspiele und die Domgemeinde getheilt. Außer dem Dompredi-ger standen alle lutherische Stadtprediger unter dem braunschweigischen Generalsuperintendenten und machten mit demselben das Stadtministerium aus. Auch hatte die Stadt ihr eignes geistliches Gericht, welches aus den Bürgermeistern, dem Superintendenten, einem Syndicus, dem Senior des Ministeriums und einem Sekretär bestand. Jetzt hat das Consistorium größere Rechte erhalten. Die Reformirten besitzen eine eigene Kirche, so auch die Römischkatholischen. Die Juden haben ihre Synagoge. Das Museum von Kunstsachen und Antiken ist jetzt mit den trefflichen Schildereien der salzdahlumschen Gallerie in einem ausgedehnten Local vereinigt. Die Stadt hat 2 Gymnasien, ein anatomisch-chirurgisches Institut und mehrere trefflich eingerichtete Industrieschulen. Braunschweig ist vorzüglich reich an milden Stiftungen; ausgezeichnet ist aber vorzüglich die treffliche Armenanstalt, welche ihre neuere Organisation dem edlen Leisewitz verdankt. Die Stadt hat Farben-, Wollen-, Garn-, Porzellan-, Papiertapeten-, Lakir-, Papier-Maché-, Tabak-, Salmiak- und 20 Cichorienfabriken. Der jährliche Verkehr in Propre-, Speditions- und Wechselhandel betrug sonst jährlich acht Millionen Thaler, und im Jahre 1799 führte die Stadt für 1,266,217 Thaler ein.

Braunschweig (Maximilian Julius Leopold, Prinz von), königlich preußischer Generalmajor, der jüngste Sohn des Herzogs Carl von Braunschweig, geboren zu Wolfenbüttel am 10. October 1752, wurde sehr sorgfältig erzogen und von dem bekannten Abt Jerusalem unterrichtet. Er studirte darauf zu Straßburg ein Jahr lang die militärischen und andern Wissenschaften, bereisete unter Lessings Führung Italien und trat im Jahr 1776 als Chef eines Infanterieregiments, welches zu Frankfurt an der Oder in Garnison stand, in preußische Kriegsdienste. In dieser Stadt erwarb er sich bald durch die edelste Menschenfreundlichkeit und eine seltene Herzensgüte, womit er einen durchdringenden Verstand und unermüdlichen Eifer für die Wissenschaften verband, die allgemeinste Verehrung. Sie war seit 1779, wo er aus dem kurzen bayerschen Successionskriege zurückkam, sein beständiger Aufenthalt. Im Jahre 1780 dankte es ihm Frankfurt fast allein, daß die Wasserfluth den Damm nicht durchbrach und die Vor-

stadt gerettet wurde. Gleiche Thätigkeit zeigte er bei den öftern Feuersbrünsten, welche diese Stadt betrafen. Oft stieg er viele Treppen in Dachstuben hinauf, um Elende und Kranke, deren Noth er erfahren hatte, aufzusuchen, denn Menschenliebe war seine herrschende Leidenschaft. In ihrer Ausübung fand der edelmüthige Fürst seinen Tod, als er bei einer im Frühjahr 1785 eingetretenen Ueberschwemmung am 27. April den bedrängten Vorstädtern auf einem Kahne zu Hülfe eilen wollte. Sein Andenken lebt noch jetzt bei allen Deutschen, und die ihm gestifteten Denkmähler werden auch den folgenden Geschlechtern die Achtung und Verehrung bezeugen, die er sich während seines kurzen Lebens erworben hatte.

Braunschweig (Ludwig Ernst, Herzog von), war 1718 geboren und in kaiserliche Dienste, im Jahre 1750 aber als Feldmarschall in die Dienste der Republik Holland getreten, seit 1759, während 7 Jahren, als Generalcapitän der Union und administrirender Vormund, Repräsentant des unmündigen Erbstatthalters, und hatte der Republik in dem langen Kriege der benachbarten See- und Landmächte seit 1754 die Neutralität erhalten. Zufolge der 1766 von dem Herzoge beschwornen Consultationsacte hatten ihn die Generalstaaten nach der Volljährigkeit des Erbstatthalters diesem als Rathgeber zur Seite gesetzt. Dennoch gelang es der patriotisch gesinnten Partei, gegen diesen Fürsten Verdacht bei dem Volke zu erregen; ja, man machte ihm selbst das Recht, daß seine Ankläger vor Gericht gestellt werden sollten, streitig. Endlich überredete man sogar den Erbstatthalter, daß, wenn der Herzog freiwillig sich in sein Gouvernement nach Herzogenbusch begäbe, alle Unruhen sogleich aufhören würden. Der Herzog gab nach und zog sich am 24. Mai 1772 dorthin zurück. Allein, was er dem Erbstatthater vorher gesagt hatte, traf nur zu bald ein: die Mißvergnügten fielen nun über den Erbstatthalter her, ohne darum den Herzog außer Acht zu lassen. — Er starb 1788. Schlözer hat in seiner meisterhaften Vertheidigungsschrift des Herzogs die Sache vor den Richterstuhl des Publicums gebracht.

Braunschweig (Ferdinand, Herzog von), am 11. Januar 1721 zu Braunschweig geboren, war der vierte Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Lüneburg, und wurde von seiner frühesten Jugend an für den Militärstand erzogen. In seinem 18. Jahre durchreisete er Deutschland, Holland, Frankreich und Italien, und trat 1749 als Oberster und Chef eines Regiments in preußische Dienste. Die beiden schlesischen Kriege waren für ihn eine Schule, in welcher er sich zum Anführer bildete. Nachdem er im Anfange des siebenjährigen Kriegs die Schlacht bei Prag zum Vortheil der Preußen entschieden und bei andern Gelegenheiten die glänzendsten Proben seines Heldenmuths und Feldherrntalents gegeben hatte, übertrug ihm der König gegen das Ende des Jahres 1757 den Oberbefehl über die verbündete Armee in Westphalen, welchen er auch bis zum Ende des Kriegs behielt. Er entwickelte als Heerführer, stets einem ungleich stärkern französischen Heere gegenüber, den ganzen Reichthum seines Talents und bezeichnete seine Laufbahn mit Heldenthaten, die ihm einen bleibenden Ruhm in der Geschichte zusichern. Sein trefflicher Rathgeber war der zu wenig gekannte nachmahlige Landdrost von Westphalen. Er vertrieb die Franzosen aus Niedersachsen, Hessen und Westphalen, und siegte in zwei großen Schlachten bei Crefeld und Minden (s. den Art. siebenjähriger Krieg). Bald nach dem Frieden wurde er durch eine Spannung, die zwischen ihm

und dem Könige entstand, bewogen, seinen Abschied zu nehmen. Seitdem lebte er abwechselnd in Braunschweig, oder in der Nähe davon, auf seinem Lustschlosse Vechelde, und widmete seine Muße hauptsächlich maurerischen Beschäftigungen, auf welche er auch dadurch, daß er für den Unterhalt und Unterricht armer talentvoller Jünglinge sorgte, einen großen Theil seines Vermögens verwandte. Die rauhen Sitten des Krieges wichen in seinem Schlosse den sanften Künsten des Friedens, und jedes wissenschaftliche und künstlerische Streben war sicher, in ihm einen Beschützer zu finden. Als solchem bewies er sich insbesondere gegen Mahler und Musiker. Dabei zeigte er die trefflichsten Eigenschaften des Herzens und eine unbegrenzte Wohlthätigkeit gegen Arme. Nur in zwei Stücken verdient er Tadel, einmal, daß er sich im Frieden von gehaltlosen Günstlingen leiten und mißbrauchen ließ, sodann, daß er sich zu sehr zum Ausländischen, besonders zu den Franzosen hinneigte und dadurch auch seiner Seits das später über Deutschland gekommene Unglück vorbereitete. Ferdinand starb am 3. April 1792, von allen Menschenfreunden, besonders von den Armen, beweint.

Braunschweig-Wolfenbüttel (Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von), einer der verdienstvollsten, aber am Ende seines langen, thätigen und rühmlich angewandten Lebens unglücklichsten deutschen Fürsten der neueren Zeit, war am 9. October 1735 geboren und der älteste Sohn des regierenden Herzogs Carl von Braunschweig und Philippinen Charlottens, Prinzessin von Preußen, einer Schwester König Friedrichs des Großen. Mit seinem siebenten Jahre wurde seine Erziehung dem Abt Jerusalem, damaligen Hofprediger zu Wolfenbüttel, übertragen; seit dem zwölften besuchte er unter Jerusalems Leitung das damals gestiftete Collegium Carolinum. Zum Führer hatte er den talentvollen, aber sehr unmoralischen Kammerherrn von Wittorf. Früh schon regte sich in ihm die Begierde nach Ruhm, welche durch die Thaten seines mütterlichen Oheims, Friedrichs II., immer lebendiger wurde. Der siebenjährige Krieg gab ihm die erste Veranlassung, seine Talente zu zeigen und zu entwickeln. Beim Ausbruch desselben führte er die Braunschweigischen Truppen zur Armee der Alliirten und bewies in der für sie unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck am 26. Juli 1757, nach Friedrichs II. Urtheil, daß ihn die Natur zum Helden bestimmt habe, indem er eine von den Franzosen genommene Batterie im Mittelpunkte der alliirten Armee wiedereroberte. Im folgenden Jahre entschied er am 23. Juni den Sieg bei Crefeld. Er nahm überhaupt an Allem, was die Armee unter seinem Oheim Ferdinand ausführte, den thätigsten Antheil; sein Name ward neben den Namen Friedrichs, Heinrichs und Ferdinands in diesem Kriege mit Ruhm genannt, und Friedrichs Achtung gegen ihn stieg immer höher, wie aus dessen Geschichte des siebenjährigen Kriegs, so wie aus dessen Ode auf den Erbprinzen von Braunschweig genugsam erhellt. Nach Beendigung dieses Kriegs vermählte er sich 1764 mit der Prinzessin von Wallis, Auguste, Schwester des jetzigen Königs von England, die ihm einen sehr ansehnlichen Brautschatz zubrachte, und dadurch dem durch den Krieg und den Luxus seines Vaters verarmten Lande eine bedeutende Unterstützung verschaffte. Da er frühzeitig die wahre Lage seines Vaterlandes kennen gelernt und aus der steten Verlegenheit, in welcher sich sein Vater befunden, eine heilsame Lehre geschöpft hatte; so machte er sich, noch ehe er zur Regierung kam, die größte Sparsamkeit zur Pflicht, und lebte, meistens

von Geschäften entfernt, nur den Wissenschaften und schönen Künsten. Im Jahre 1773 trat er in preußische Kriegsdienste, ward General der Infanterie, hatte aber bei dem langen, durch den bayerschen Erbfolgekrieg nur auf sehr kurze Zeit unterbrochenen Frieden keine Gelegenheit, seine kriegerischen Anlagen vollkommen auszubilden. Nach seines Vaters Tode trat er die Regierung mit Ernst und Thätigkeit an. Zuerst auf die nothwendige Verbesserung der Finanzen bedacht, beschränkte er seine Hofhaltung, sorgte für die Verminderung der Landesschulden, munterte den Ackerbau auf, beförderte die Freiheit des Handels, unternahm und unterstützte ansehnliche Bauten, gab brauchbaren Staatsdienern und Privatpersonen bedeutende Unterstützungen, und sorgte für das öffentliche Vergnügen, indem er z. B. unentgeldlich italienische Opern, Redouten und dergl. geben ließ. Ueberhaupt hatte der Herzog das Unglück, oft bei dem besten Willen den beabsichtigten Endzweck entweder ganz zu verfehlen, oder doch nur theilweise zu erreichen. Dies war unter andern der Fall bei der Reform des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung, zu welchem Zwecke er mit großen Kosten Gelehrte in seine Staaten zog, die, da jener Reform unzählige Hindernisse in den Weg gelegt wurden, durch die Gehalte, die sie zogen, und für die sie keine Geschäfte hatten, dem Staate zur Last fielen. Schon sechs Jahre seiner Regierung waren verflossen, als er sich 1787 an die Spitze einer preußischen Armee stellen mußte, um den Erbstatthalter in seine Rechte wiedereinzusetzen. Die Leichtigkeit, mit welcher dieser sogenannte Feldzug beendigt wurde, erwarb dem Herzoge viel Ruhm, und vielleicht mehr als er verdiente. Man erwartete daher, als fünf Jahre nachher der französische Revolutionskrieg ausbrach, durch ihn eine eben so schnelle Beendigung desselben. Der Herzog erhielt den Oberbefehl über das österreichische und preußische Heer zugleich, und erließ unter dem 25. Julius von Coblenz aus jenes berüchtigte Manifest, dessen drohender, hochfahrender Ton nur Spott und Erbitterung erregen konnte und einzig durch die Unerfahrenheit des Herzogs und durch die falschen Vorspiegelungen der Ausgewanderten erklärlich ist. Der Herzog hatte den kühnen Plan, sogleich auf das von Lothringen aus nur wenige Tagreisen von den französischen Grenzen entfernte Paris loszugehn, ihm, wo möglich, die Zufuhr abzuschneiden und so es durch Hunger zur Uebergabe zu bringen. Dem zufolge drangen die sämmtlichen deutschen Heere mit dem Anfange des Augusts gegen Lothringen vor. Schon am 23. August ergab sich ihm Longwy, Frankreichs Eisenthor; Verdün folgte am 2. September nach. Allein der Eingang in die Champagne, durch steile Gebirge, enge Pässe und Wälder unwegsam und an sich unfruchtbar, mußte nothwendig die Zufuhr für die Armee von den Grenzen her erschweren. Ueberdieß stand den Alliirten Dumouriez in seinem Lager bei St. Menehould entgegen, mit dem sie zwar täglich im Gefechte waren, der aber eine Hauptschlacht vermied, theils um Frankreichs Schicksal nicht in einer Schlacht aufs Spiel zu setzen, theils weil er voraussah, daß die Deutschen ohnehin durch Mangel und Krankheiten zum Rückzuge genöthigt werden würden. Wirklich stellten sich diese gefährlichen Feinde nur zuhald ein. Daher suchte der Herzog Dumouriez wieder dessen Willen zu einer Schlacht zu nöthigen, indem er am 20. Septbr. einen Angriff auf das Corps unter Kellermann bei Valmy oder Suippi wagte. Allein die Franzosen behaupteten ihre Stellung, und somit sahen sich die Deutschen schon zwei Tage darauf zu einem Waffenstillstande und am 29. September zum Rückzuge aus der Cham-

pagne genöthigt. Da während dieses Rückzugs Custine am 21. October die Festung Mainz in seine Gewalt gebracht hatte, so mußten nun alle Anstrengungen der Deutschen zunächst auf die Wiedereroberung derselben gerichtet sein. Der Herzog eröffnete daher im Jahre 1793 gemeinschaftlich mit den Oesterreichern am Oberrheine den Feldzug, nahm am 7. März die Festung Königstein bei Mainz und suchte die Eroberung der starken französischen Festung Landau vorzubereiten. Die Franzosen unternahmen dagegen am 14. September einen allgemeinen Angriff von Straßburg bis Saarbrück gegen Wurmser und den Herzog, der an diesem Tage Gelegenheit hatte, mit Moreau bei Pirmasens im Darmstädtischen zu kämpfen und ihm eine blutige Schlacht zu liefern. Die Franzosen wurden aus ihrem Lager bei Hornbach verdrängt und genöthigt, sich an die Saar zurückzuziehen. Einen Monat später gelang es dem Herzoge gemeinschaftlich mit Wurmser am 13. October die berühmten Weißenburger Linien zu erobern und auf diese Art Landau näher zu kommen. Um bei der vorrückenden Jahreszeit noch einen festen Stützpunkt zu gewinnen, wagte der Herzog in der Nacht vom 16. auf den 17. November einen Sturm auf das Bergschloß Bitsch, den Schlüssel zum vogesischen Gebirge, welcher die Straße von Landau, Pirmasens, Weißenburg und Straßburg vereinigt. Dieser Versuch mißlang. Dagegen schlug er eine Colonne der französischen Mosel-Armee unter Hoche, die, um Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen suchte, vom 28. bis 30. November in einer blutigen Schlacht bei Kaiserslautern. Allein die unaufhörlichen Angriffe, die Hoche und Pichegru, ohne Rücksicht auf ihren Menschenverlust, täglich unternahmen, und die Durchbrechung der österreichischen Linien, welche Pichegru am 22. December bei Froschweiler an dem Mottar bewerkstelligte, nöthigten die Oesterreicher zum Rückzuge über den Rhein, wodurch zugleich der Rückzug des Herzogs bewirkt wurde, welcher, da sich bereits Mißverständnisse zwischen Oesterreich und Preußen erhoben hatten, seine Oberbefehlshaberstelle niederlegte. Bei gewohnter Thätigkeit arbeitete er jetzt von neuem für das Wohl seines Landes bis zu dem unglücklichen Jahre 1806. Sein berühmtes Schulden-Edict aus jener Zeit ist als ein Muster für deutsche Fürsten zu rühmen. Bereits in das Greisenalter getreten, hätte er sich ohne Vorwurf von dem öffentlichen Schauplatz zurückziehen können; allein, weit entfernt, der Ruhe zu genießen, übernahm er jetzt Lasten, die seine Kräfte zu übersteigen schienen. Noch zu Anfange des Jahres 1806 machte er am 30. Januar in Auftrag des Königs von Preußen eine Reise nach Petersburg, die auf den bald darauf mit Frankreich ausgebrochenen Krieg Bezug hatte. Von dieser Reise kehrte er am 24. März zurück. Nun erklärte Preußen an Frankreich den Krieg und der Herzog ward als Oberbefehlshaber an die Spitze der preußischen Armee gestellt. Die physischen und moralischen Kräfte waren zu ungleich, das zeigte die Schlacht bei Jena und Auerstädt (s. d. Artikel), welche dem preußischen Staate den Untergang zu bringen schien. Der Herzog mußte verwundet sein väterliches Erbe verlassen, und beschloß mit Vorwürfen, ja mit Spott seiner Feinde belastet, sein Leben in Ottensen bei Altona am 10. Novbr. 1806. Ein engherziges, nur nach dem Erfolge berechnendes Urtheil hat den Herzog bitter getadelt, das Commando gegen Bonaparte übernommen zu haben. Allerdings verkannte er seine Kraft und lebte in einer Zeit, die längst vorüber war. Allein dieser Irrthum war bei ihm, dem Greise, wohl verzeihlich, und immer bleibt der Heldenmuth preiswür-

dig, womit er gegen den Despotismus ankämpfte, ging er auch in diesem ungleichen Kampfe unter. Was den Charakter des Herzogs als Regenten anbetrifft, so ist auch die Verläumdung bereit, die Verwaltung seines Landes für eine der glücklichsten zu erklären. Um gerecht zu sein, müssen wir aber bekennen, daß der Mangel an Einheit des Willens, der sich in den meisten Handlungen seines Lebens offenbarte, die Ursache manches von ihm verfehlten wohlthätigen Zwecks gewesen sein mag. Nicht minder spürten die Unterthanen des Herzogs seine Liebe zu dem Ausländischen, besonders die in ihren nächsten und entfernten Folgen so verderbliche Hinneigung zu der französischen Nation, die ihm durch Friedrich II. eingeflößt worden war, auf eine sehr schmerzliche Weise.

Braunschweig (Wilhelm Friedrich, Herzog von), war der vierte und jüngste Sohn des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Geboren am 9. October 1771, genoß er in der Folge mit seinem zweiten und dritten Bruder, die nur wenige Jahre älter waren, gleiche Erziehung, bis die militärische Laufbahn, für welche er bestimmt war, seinem Unterrichte eine besondere Richtung geben mußte. Von seinem Vater mit großer Zärtlichkeit geliebt und dennoch sehr hart behandelt, ward er im Jahre 1786 zum Nachfolger seines Oheims, Friedrich Augusts, Herzogs von Oels und Bernstadt, ernannt. Er ging jetzt nach Lausanne, wohin ihn der Bibliothekar Langer aus Wolfenbüttel begleitete, blieb zwei Jahre in der Schweiz und wurde bei seiner Zurückkunft als Capitän bei einem preußischen Infanterieregiment angestellt. In dem im J. 1790 ausgebrochenen Kriege gegen Frankreich focht er in den preuß. Heeren, ward zweimal verwundet und litt an diesen Wunden lange Zeit. Nach dem baseler Frieden erhielt der Prinz als Generalmajor ein Regiment, und verband sich darauf im J. 1804 mit der Prinzessin Maria Elisabeth Wilhelmine von Baden. Aus dieser Ehe wurden 1804 und 1806 zwei Prinzen geboren, die noch leben. Im Jahre 1805 starb sein Oheim, und er wurde jetzt Herzog von Oels und Bernstadt. Im Jahre 1806 nahm er an dem gegen Frankreich ausgebrochenen Kriege mit allem Feuer, das die Unterdrückung Deutschlands und seines Vaters unglückliches Schicksal in ihm entflammte, Antheil. Er befand sich zuletzt bei demjenigen Corps, das unter Blücher stand, und ward mit demselben bei Lübeck gefangen. Durch den im September desselben Jahres erfolgten Tod seines ältesten Bruders, des Erbprinzen, und durch die zwischen seinen beiden ältern Brüdern und ihm getroffene Uebereinkunft wurde er nach dem Tode seines Vaters zur Nachfolge in der Regierung der braunschweigischen Lande gerufen. Der tilsiter Friede und der Wille Bonapartes verfügte es aber anders. Seit dieser Zeit lebte er in Bruchsal, wo ihm am 20. April 1808 seine Gemahlin im 26. Jahre ihres Lebens starb. Von nun an lebte er in strenger Abgeschiedenheit bis 1809, wo er beim Ausbruche des österreichisch-französischen Krieges in Böhmen ein Freicorps anwarb. Bereits war Schill in Stralsund untergegangen, als der Herzog seine neue militärische Laufbahn durch einen Einfall in Sachsen eröffnete. Aber er mußte mit seinen schwarzen Husaren Leipzig und Dresden räumen, als der damalige König von Westphalen mit einer ansehnlichen Armee ihm entgegen kam. Der Herzog und der österreichische General am Ende zogen sich von Dresden seitwärts nach dem Fränkischen zu, wohin die Oesterreicher unter Kienmayer aus Böhmen vorgedrungen waren. Auf den am 12. Juli bei Znaim geschlossenen Waffenstillstand räumten die Oester-

eicher Dresden, das sie zum zweiten Male besetzt hatten, abermals nd zogen sich über die böhmische Grenze zurück. Dahin folgte der Herzog aber ihnen nicht, sondern rückte, indem er dem Bündnisse des sterreichischen Kaisers entsagte, mit seinem 1500 Mann starken Corps, worunter 700 Mann Cavallerie waren, von Altenburg gegen Leipzig or. Nach einem kleinen Gefechte mit dem daselbst befindlichen wenigen Militär setzte er sogleich seinen Marsch nach Halle fort, wo er am 27. Juli ankam. Er verweilte auch hier nicht, sondern traf schon am 30. Juli bei Halberstadt ein, wo an demselben Morgen der westphälische Oberst Wellingerode mit dem fünften Infanterieregimente eingerückt war. Obgleich dies Regiment dem Corps des Herzogs tapfern Widerstand leistete, so wurde es dennoch endlich theils gefangen, theils niedergehauen. Nun wandte sich der Herzog nach Braunschweig, dem vormaligen Wohnsitze seiner Ahnen. Am 31. Juli traf er daselbst ein und bivouaquirte mit seinen Truppen auf den Wällen; er selbst brachte die Nacht, in einen Mantel gehüllt, auf Stroh gelagert zu. Er durfte sich keine Ruhe gestatten, denn von allen Seiten waren ihm seine Verfolger auf der Ferse. Der westphälische General Reubel concentrirte 4000 Mann seiner Division bei Ohof in der Nähe von Braunschweig; der General Gratien war mit einer holländischen Division von Erfurt aufgebrochen, und der dänische General Ewald ging von Glückstadt ins Hannöversche über die Elbe, um diesen Strom zu decken. Am nächsten folgte Reubel dem Herzoge. Am 1. August stießen endlich Beide ganz in der Nähe von Braunschweig, bei dem Dorfe Oelper, auf einander und es entstand ein Gefecht, welches des Umstandes wegen merkwürdig in der Geschichte bleiben wird, weil ein Corps von beinahe 4000 Mann vor einem Häuflein Leute, das sich kaum auf 1500 belief, nicht allein zurückwich, sondern denselben auch gerade den Weg öffnete, auf dem sie allein entkommen konnten. Dieß Gefecht des Herzogs bei Braunschweig war an der Zahl das eilfte seit seinem Aufbruche aus Sachsen. Am 2. August verließ der Herzog seine Vaterstadt; der Marsch, den er machte, ließ vermuthen, daß er auf Celle gehen würde, wohin er auch von den westphälischen Truppen verfolgt wurde. Statt dessen aber ging er mit seinem von allen Seiten bedrängten Corps auf Hannover, wo er noch an demselben Tage einrückte, aber auch sogleich nach Nienburg weiter ging. Hier setzte er über die Weser, brach die Brücken hinter sich ab und marschirte an diesem Flusse hinunter. Am 4. August kam er zu Hoya an. So eilte er auf dem linken Weserufer weiter, während sich ein Theil seines Corps, um eine falsche Demonstration zu machen, nach Bremen wandte. Hier rückten am 5. August die schwarzen Husaren ein, besetzten die Thore, eilten aber gleich am folgenden Tage weiter. Unterdessen setzte der Herzog seinen Marsch durch das Oldenburgische fort. In Delmenhorst brachte er die Nacht vom 5. auf den 6. August zu, und es schien, als ob er Ostfriesland zu erreichen suche, um sich an dessen Küsten einzuschiffen. Unvermuthet aber ging er bei Huntebrück über den sich in die Weser ergießenden kleinen Strom, die Hunte, bemächtigte sich aller zu Elsfleth unthätig und größtentheils leer liegenden Handelsschiffe und Weserfahrzeuge, schiffte seine Mannschaft in der Nacht vom 6. auf den 7. August mit Zurücklassung der Pferde ein und verschaffte sich mit Gewalt in dieser von Schiffern bewohnten Gegend die nöthigen Seeleute. Am 7. Morgens ging der Herzog selbst mit aufgezogener englischer Flagge unter Segel, und schon am 8. August landete er auf Helgoland, von wo er am 11. August mit sei-

nem Corps nach England absegelte. Das rettende Meer allein entzog ihn dem Untergange, denn schon am 7. August rückte Reubel in Bremen ein, so wie sich die Avantgarde desselben schon bei Hachting mit den zur Deckung der Einschiffung zurückgelassenen schwarzen Husaren schlug. Am 8. erschien Reubel selbst bei Elsfleth, das der Herzog am Tage zuvor verlassen hatte. In England wurde der Herzog mit seinem ganzen Corps, welches sogleich in englische Dienste überging und späterhin in Portugal und Spanien gebraucht wurde, mit dem lebhaftesten Enthusiasmus aufgenommen, und er selbst erhielt vom Parlament eine jährliche Pension von 6000 Pf. Sterling, bis er in Folge der ewig denkwürdigen Siege der Alliirten über die Franzosen am 22. Dec. 1813 als regierender Herzog in seine Erbstaaten zurückkehren konnte. Seine Gesinnungen als Mensch haben sich im Verlauf seines Lebens auf eine unzweideutige Art offenbart, und es charakterisirt ihn mit Recht die öffentliche Meinung als den offensten, freimüthigsten und rückhaltlosesten Fürsten seiner Zeit, der allen Formen einer täuschenden hinterlistigen Höflichkeit schon von Jugend auf abgeneigt war. In seinem Erblande wollte er das Gute mit reinem Willen; aber er wollte es zu schnell, übersah darum die gewohnten Formen, stieß eben deßwegen überall an, und wurde bald eben so sehr verkannt, als man ihn mit unbeschreiblichem Jubel voll überschwenglicher Erwartungen, — die er nicht erfüllen konnte, — aufgenommen hatte. Er fand nichts, worauf er sich hätte stützen können in der ganz umgewandelten Landesverfassung. Einseitige Rathgeber, vielleicht mit gutem Willen, kamen hinzu, um ihn auf Abwege zu leiten. So wollte er säen und erndten zugleich. Daraus entstanden Mißgriffe aller Art. Sein kriegerischer Geist und sein gesunder Verstand ließen ihn eine neue gefahrvolle Catastrophe, von Seiten des großen Gewaltherrschers, ahnen. Die Vorliebe und die großen Anstrengungen, welche er, weit über die Kräfte des Landes und seine übernommenen Verpflichtungen hinaus, dem Militär widmete, sind aus dieser ihm eigenthümlichen Ansicht der Zeitverhältnisse vom Jahre 1814 und 1315 erklärbar, und fallen keineswegs auf Rechnung eines kleinlichen Soldatenspiels. Aber die Finanzen schienen dadurch noch mehr zerrüttet zu werden; die verhaßten Steuern mußten fortdauern; die Zinsen der Landesschuld wurden nicht bezahlt. So ward er verkannt! mußte verkannt werden als Regent eines Landes, welches unter seines Vaters Scepter, bei ganz verschiedenen Weltverhältnissen, in Segen und Wohlstand blühete. Doch hatte er recht gesehen. Die furchtbare Catastrophe im Jahr 1815 rief ihn wieder zu den Waffen. Er zog aus mit seinen Scharen und starb den schönen Heldentod, am 16. Junius 1815 (s. d. Art. Ligny und Waterloo), der ihm in jedes Deutschen Herzen ein unvergängliches Ehrendenkmal gestiftet hat. Eine ausführliche Biographie von ihm ist enthalten im 3. Hefte der Zeitgenossen. DV.

Braunstein, das Erz eines eigenen Metalls, welches den Namen Braunsteinmetall führt, stahlgrau aussieht und sehr hart, spröde und strengflüssig ist. Kein anderes Metall zieht den Sauerstoff so leicht an, wie dieses. Es verkalkt sich schon an freier Luft sehr bald, und wird zu einem schwarzen Pulver. Gediegen findet es sich in der Natur sehr selten, vermischt aber kommt es häufig vor. Als Metall ist der Braunstein bis jetzt nur zu chemischen Versuchen gebraucht worden; als Erz hingegen dient er zu mancherlei Zwecken. Die Glasmacher nehmen ihn, um das weiße Glas reiner und heller zu machen; auch wird er zu amethystvioletten Gläsern und zu Porzellanfarben angewandt.

In der Arzneikunst ist er wichtig, weil er, für sich in den Destillirgefäßen erhizt, unter allen bekannten Körpern den meisten Sauerstoff von sich giebt, vorzüglich durch Zusaz gleicher Theile Vitriolsäure; ferner, weil er die damit destillirte Salpetersäure am wohlfeilsten von der Vitriol- und Salzsäure reinigt; und endlich weil er die Salzsäure in den Stand sezt, sich mit den Weingeiste am innigsten zu verbinden.

Brauwer (Adrian), oder, wie man auch schreibt, Braur oder Brouwer, ein berühmter Mahler der niederländischen Schule, geboren 1608 zu Harlem, oder wahrscheinlicher zu Audenarde, wo sein Vater Hauteliffetapeten mahlte. Er führte eine sehr wüste Lebensart, und ergab sich den niedrigsten Ausschweifungen. Aber von der Natur mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet, brachte er es dahin, daß seine Gemählde in ihrer Gattung zu den vorzüglichsten gehörten, und daß Rubens selbst ihn bewunderte. Brauwer war in Armuth geboren und erzogen, und dies hatte vielleicht Einfluß auf sein Betragen. Als Kind schon mahlte er allerlei Blumen und Vögel auf Mützen, die seine Mutter verkaufte. Franz Hals, ein geschickter Mahler, der des jungen Künstlers Talent erkannte und benutzen wollte, nahm ihn mit sich nach Harlem. Hier brachte Brauwer bei anstrengender Arbeit und schlechter Kost seine meiste Zeit auf einem Boden zu, wo er kleine Gemählde verfertigte, deren Werth er nicht kannte, und für die Franz Hals den Preis einstrich. Man führt aus dieser Periode zwei artige Bilder von ihm an, die fünf Sinne und die zwölf Monate. Er wollte sich endlich eine erträglichere Existenz verschaffen, und es gelang ihm, nach Amsterdam zu entfliehen, wo er zu seinem Erstaunen hörte, daß seine Werke gekannt und geschäzt wurden. Er erhielt ansehnliche Summen für seine Arbeiten, aber statt dadurch bewogen zu werden, sich mit Eifer und Regelmäßigkeit der Kunst zu widmen, machte er das Wirthshaus zu seiner Werkstätte, und arbeitete nicht eher, als bis die Wirthin gewaltsam auf Bezahlung drang. Dabei aber trieb er seinen Eigensinn so weit, daß er das Gemählde, wofür er den geforderten Preis nicht erhielt, ins Feuer warf, und ein neues mit mehr Sorgfalt anfing. Als er während des niederländischen Krieges nach Antwerpen kam, sah man ihn hier für einen Spion an und brachte ihn auf die Citadelle. Er erklärte, daß er ein Mahler sei, berief sich auf den ebenfalls hier verhafteten Herzog von Aremberg, und mahlte, nachdem er auf dieses Fürsten Verwendung mit allem Nöthigen war versehen worden, die ihn bewachenden Soldaten, wie sie sich in den Wachstuben mit dem Spiele beschäftigten, mit so viel Kraft und Wahrheit, daß Rubens bei dem Anblick des Gemähldes ausrief; „das ist Brauwers Werk; nur ihm können diese Gegenstände gelingen!" Rubens bewirkte seine Loslassung gegen Bürgschaft, kleidete ihn, und gab ihm Wohnung und Tisch. Brauwer aber, statt für diese Großmuth dankbar zu sein, entwich heimlich von seinem Wohlthäter, um in noch größere Ausschweifungen zu fallen. Er nahm seine Wohnung bei einem Bäcker, Craesbeke, der durch ihn ebenfalls zu einem geschickten Mahler gebildet wurde. Dieser Mann, der in seinen Neigungen mit Brauwer übereinstimmte, hatte eine hübsche Frau, und die Verbindung unter diesen drei Personen ward so innig und vertraut, und das dadurch gegebene Aergerniß so groß, daß sie genöthigt wurden, die Flucht zu nehmen. Brauwer war nach Paris gegangen, fand aber keine Arbeit und kehrte nach Antwerpen zurück, wo er 1640 im Hospital starb. Rubens, der nur der Talente Brauwers gedachte, ließ ihn ehrenvoll in der Carmeliterkirche beerdigen, und wurde nur durch den

Tod daran gehindert, ihm noch außerdem ein Denkmahl zu setzen. Brauwer benutzte seine Zeit zu schlecht und starb zu früh, um viele Gemählde geliefert zu haben. Allen merkt man an, welche Orte dieser Künstler besuchte; auch verstand er nicht, wie Teniers, unedeln Gegenständen die Mannigfaltigkeit zu geben, deren sie fähig sind. Dennoch werden sie von den Liebhabern theuer bezahlt. Es möchte in der That schwer sein, in der Kraft und Harmonie der Farben, im geistreichen Gebrauch des Halbdunkels und in der Wahrheit des Ausdrucks mehr zu leisten.

Bravourarie, ist eine Arie, welche so gesetzt ist, daß der Sänger Gelegenheit hat, durch oft selbst eingeflochtene Passagen, Läufe, Sprünge u. s. w. seine Gesangfertigkeit an den Tag zu legen.

Brawe (Joachim Wilhelm von), geboren zu Weißenfels 1738 gestorben 1758 zu Dresden, gehört zu den ersten Trauerspieldichtern in Deutschland, welche durch ihre Werke den Weg zum Bessern bahnten. Als Friedrich Nicolai bei der Stiftung der Bibliothek der schönen Wissenschaften einen Preis für das beste Trauerspiel, das man den Herausgebern einsenden würde, ausgesetzt hatte, trat auch Brawe unter die Bewerber. Cronegk erhielt den Preis, Brawes Freigeist aber (ein bürgerliches Trauerspiel) ward dem Codrus von jenem zunächst gestellt. Ehe er noch über dieses Stück das Urtheil der Berliner Kritiker erfuhr, schrieb er seinen Brutus, ein heroisches Trauerspiel in fünffüßigen Jamben, in welchem besonders die für seine Zeit ungemeine Stärke und Kühnheit überraschten. Seiner Jugend muß man verzeihen, wenn er zuweilen in geschmückte Reden überströmt, mehr schimmert als erwärmt, mehr das Ohr als das Herz der Zuschauer erschüttert. Im Ganzen hat er mit beiden Stücken mehr gezeigt, was er bei längerem Leben würde geleistet haben, als daß er schon etwas Befriedigendes erreicht hätte. Indeß war, was er geleistet hat, doch von der Art, daß Lessing nicht verschmähte, Herausgeber davon zu sein.

Breccie, eine gemengte oder zusammengesetzte Steinart, die aus größern Stücken oder Brocken anderer Steine besteht, welche in die sandsteinartige Hauptmasse gleichsam eingebacken sind. Man hat Quarzbreccien, Porphyrbreccien u. dgl.

Brechung der Lichtstrahlen, Refraction, heißt die Ablenkung der Lichtstrahlen von ihrer Richtung, welche erfolgt, sobald sie aus einem durchsichtigen Mittel in ein anderes von verschiedener Dichtigkeit übergehen. Auf dieser Eigenschaft der Lichtstrahlen beruhen alle Erscheinungen des Sehens durch durchsichtige Mittel, z. B. durch die verschiedenen Gläser, durch gefärbte und ungefärbte Flüssigkeiten, durch die Luft u. s. w. Die Wissenschaft, welche diese Erscheinungen aus den Gesetzen der Strahlenbrechung erklären lehrt, heißt die Dioptrik (s. d. Art.) Es kommen bei der Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen folgende Kunstausdrücke vor. Die Fläche, mit welcher zwei durchsichtige Mittel oder Materien an einander grenzen, und wo die Brechung geschieht, wird die Brechungsfläche genannt; die gerade Linie, welche senkrecht auf dieser Fläche, und zwar auf dem Punkte derselben steht, wo der Lichtstrahl auffällt, heißt das Einfallsloth. Der Winkel, welchen das Einfallsloth mit dem auffallenden Strahle macht, führt den Namen Neigungswinkel; der Winkel des gebrochenen Strahls mit dem Einfallslothe ist der gebrochene Winkel, und der, welchen der einfallende und gebrochene Strahl einschließen, der Brechungswinkel, (welche Ausdrücke jedoch nicht von allen Physikern in gleicher Be-

deutung gebraucht werden.) Folgende merkwürdige Naturgesetze hat die Erfahrung bei der Strahlenbrechung kennen gelehrt: 1. Geht ein Lichtstrahl aus einem dünnern in ein dichteres Mittel über, so wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen; der gebrochene Winkel ist kleiner als der Neigungswinkel, und das Verhältniß des Sinus des Einfallswinkels zum Sinus des Brechungswinkels bleibt dabei unverändert, diese beiden Winkel mögen groß oder klein sein: wird aber für jedes andre brechende Mittel wieder ein unveränderliches Anderes. 2. Ein Lichtstrahl, der aus einem dichteren in ein dünneres Mittel übergeht, wird von dem Einfallslothe ab- oder weggebrochen; der gebrochene Winkel wird allezeit größer als der Neigungswinkel; das Verhältniß des Sinus des Neigungswinkels zum Sinus des gebrochenen Winkels bleibt einerlei, und ist bei gleichen Mitteln das umgekehrte vom vorigen. 3. In beiden Fällen bleibt der gebrochene Strahl in der Brechungsebene. 4. Aus diesen Gesetzen der Brechung folgt von selbst, daß Lichtstrahlen, die nicht in schiefer, sondern senkrechter Richtung auf die Brechungsebene fallen, in unveränderter Richtung, als ungebrochen, fortgehen. — Schon die Alten kannten die Erscheinung der Strahlenbrechung, vermochten jedoch nicht, wegen ihrer unrichtigen Vorstellungen vom Sehen und vom Lichte, die Ursache davon aufzufinden. Im elften und nachher im dreizehnten Jahrhundert bemühte man sich, sie durch Vergleichung der Winkel aufzufinden, mußte aber dabei ebenfalls die Wahrheit verfehlen. Unter den später versuchten Erklärungsarten ist die Newtonische die befriedigendste. Er leitete auf eine schon bei bloßem Nachdenken überaus sinnlich ansprechende Weise die Brechung, die der Lichtstrahl z. B. bei seinem Uebergange aus der dünnern Luft in das dichtere Wasser erfährt, und die Jeder beobachten kann, wenn er einen Stab ins Wasser taucht, der ihm nun gebrochen erscheinen wird, aus der stärkern Anziehung her, die das Wasser auf den Lichtstrahl ausübt. Auch versuchte Newton, das Brechungsverhältniß in verschiedenen Materien festzusetzen. Er glaubte, daß aus seinen Versuchen hervorgehe, daß sich die brechenden Kräfte (worunter er die Kräfte versteht, mit welchen das brechende Mittel den Strahl nach der Richtung des Einfallslothes zieht) ganz nahe, wie die Dichten des Körpers verhalten, außer daß durch Uebermaß brennbarer und ölichter Theile die brechende Kraft verstärkt, durch Mangel derselben aber geschwächt werde. Diese Vermuthungen des unsterblichen Geometers haben in neueren Zeiten eine unerwartete Bestätigung erhalten. Er schloß aus der unverhältnißmäßig großen brechenden Kraft des Diamanten, daß derselbe ein verbrennlicher Körper sei (Adamas, sagt er, qui, ut probabile est, substantia est onctuosa coagulata) und wie bekannt hat die neuere Chemie ihn wirklich verbrennen gelehrt. Dergleichen Blicke großer Geister verdienen überall angeführt zu werden. Mehrere gemeine Erscheinungen haben in der Strahlenbrechung ihren Grund, z. B. warum ein auf dem Boden eines Bechers liegender Ring oder eine Münze, die dem Auge durch den Rand verdeckt sind, demselben bei unveränderter Richtung sichtbar werden, wenn man Wasser in den Becher gießt; warum ein Fisch im Wasser nicht an seiner wahren Stelle, sondern ungefähr um ein Viertel näher an der Oberfläche gesehen wird; warum Sterne schon vor ihrem wirklichen Aufgange und noch nach ihrem wirklichen Untergange wahrgenommen werden u. s. w.

Brechungswinkel, s. den vorstehenden Artikel.

Bredow (Gabriel Gottfried), preußischer Regierungsrath und Professor der Geschichte zu Breslau, war den 14ten Decbr 1773 zu Berlin von armen Eltern geboren, besuchte das Joachimsthalische Gymnasium unter Meierotto, der das aufstrebende Talent des Jünglings wahrnahm, und erhielt eine Freistelle. Er ging darauf nach Halle, wo er in das philologische Seminar unter Wolf trat und bald die Theologie mit den Alterthumswissenschaften vertauschte. Im J. 1704 ward er Mitglied des von Gedike geleiteten Schullehrerseminars und folgte 1796 der Einladung des trefflichen J. H. Voß nach Eutin, der bei der dortigen gelehrten Stadtschule den Unterricht der ersten Classe mit ihm theilte. Hier gewann er neben den alten Dichtern und der Metrik das Studium der alten Erd- und Himmelskunde lieb, aus welchem sodann seine Untersuchungen über die alte Zeitrechnung hervorgingen. Bereits 1799 erschien sein nachmals vervollkommnetes **Handbuch der alten Geschichte**, dem die **Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie** folgten. Nach Voß's Abgang übernahm er das Rectorat, ging aber 1804 als Professor der Geschichte nach Helmstädt. Hier eröffnete sich ihm ein weiterer Wirkungskreis. Er durchschaute die Lage des deutschen Vaterlandes und ganz Europa's und stellte sie mit Kraft und Freimüthigkeit in seiner **Chronik des neunzehnten Jahrhunderts** dar. Aber schon beim 2ten Bande traten dem wahrheitsliebenden Patrioten so große Schwierigkeiten in den Weg, daß er die Fortsetzung des Werks an Venturini überließ und lieber zur alten Weltkunde zurückkehrte. Er faßte den Plan, von Homer bis auf die mittlern Zeiten herab eine geschichtlich fortschreitende Darstellung aller geographischen Systeme zu liefern. Hiezu bedurfte er einer kritischen Berichtigung der kleinern griechischen Geographen. Die Materialien dafür zu sammeln, reisete er im Februar 1807 nach Paris, wo er bis zum Herbst blieb und eine reiche Ausbeute machte. Nach seiner Rückkehr verwickelten ihn seine Freimüthigkeit und sein Eifer, womit er in der Jugend den deutschen Sinn anzuregen suchte, bald in Untersuchungen und Unannehmlichkeiten. Gern folgte er daher 1809 einem Rufe nach Frankfurt an der Oder, und ging, als die Universität von dort nach Breslau verlegt wurde, schon 1811 dahin. Hier erkrankte er an einem unheilbaren Uebel und starb nach großen Leiden den 5ten Sept. 1814. In diese letzte Zeit fällt die Herausgabe seiner Epistolae Parisienses und seine schätzbare Schrift über Carl den Großen. Ihm gebührt der Ruhm eines wackern Lehrers, eines fleißigen, gründlichen und geistvollen Geschichtschreibers und eines wahren deutschen Patrioten.

Breisgau, eine Landgrafschaft in dem südwestlichen Theile von Schwaben, meistentheils in der Nähe des Schwarzwaldes, welche gegen Osten zu vom fürsten- und schwarzenbergischen Gebiete, gegen Süden von der Schweiz, gegen Westen vom Rhein, gegen Norden von der Ortenau begrenzt wird. Das Breisgau gehört zu den gesegnetsten und glücklichsten Landstrichen Deutschlands. Ergiebige Nahrungszweige sind: in der Gebirgsgegend Holz- und Viehzucht, auf dem flachen Lande Wein- und Feldbau, außer allen Getreidegattungen, auch noch sehr viele Hanfpflanzung; ferner mehrere Silber-, Blei- und einige Eisenerzgruben; es herrscht durchaus viel Industrie, besonders aber in den Waldgegenden, wo vorzüglich die hölzernen Uhren in großer Menge gefertigt und durch ganz Europa, ja selbst nach America geführt werden. Die landesherrlichen Einkünfte des ganzen Breisgau's werden

ungefähr zu 300.000 Gulden angenommen. Die Volksmenge betrug mit der Ortenau, die 16,000 Einw. zählt, vor dem letzten franzöſiſchen Kriege 160,000 Seelen, in 17 Städten, 10 Flecken und 440 Dörfern. Das Breisgau war die älteſte Beſitzung des Hauſes Oeſterreich. (Rudolph von Habsburg wurde auf dem Schloſſe Limburg geboren.) Seine Landesverfaſſung war mit jener der böhmiſch-öſterreichiſchen Erbſtaaten dieſelbe. Außer den landesfürſtlichen Stellen waren im Breisgau auch Landſtände welche aus dem Prälaten-, Ritter und dritten Stande zuſammengeſetzt wurden. Im Frieden zu Lüneville (9. Februar 1801) wurde das Breisgau nebſt der Landvogtei Ortenau (zuſammen 60 Q. M.) mit Ausnahme des Frickthals (ſ. d. Art.), von Oeſterreich an den Herzog von Modena abgetreten, und von dieſem im März 1803 in Beſitz genommen. Nach deſſen Tode (14ten October 1803) erhielt es ſein Schwiegerſohn, der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, als Herzog von Breisgau; allein durch den presburger Frieden (1805) kam es an den Churfürſten (nachher Großherzog) von Baden, mit Ausſchluß eines Theils, welcher an Würtemberg fiel, nachher aber, gegen Entſchädigung, dem Großherzogthume Baden wieder einverleibt wurde.

Breite (Geographiſche), heißt der Abſtand eines Orts auf der Erde vom Aequator, gemeſſen durch den zwiſchen dem Orte und dem Aequator enthaltenen Bogen eines Mittagskreiſes. Die geographiſche Breite iſt demnach entweder nördlich oder ſüdlich, je nachdem der Ort, vom Aequator der Erde aus gerechnet nach dem Nord- oder Südpole hin liegt. Dieſe Breite iſt das Maß des Winkels, welchen die Scheitellinie des Orts mit der Ebene des Erdäquators macht. Nun trifft die verlängerte Scheitellinie am Himmel das Zenith des Orts, die verlängerte Ebene des Erdäquators aber den Aequator der Himmelskugel; mithin wird die Breite eines jeden Orts auch durch den Abſtand des Aequators am Himmel von dem Zenith, oder durch das Complement der Aequatorhöhe ausgedrückt. Da nun das Complement der Aequatorhöhe die Polhöhe iſt, ſo iſt die Breite eines Orts ſeiner Polhöhe gleich. Oerter, welche im Aequator ſelbſt liegen, haben, weil ihre beiden Pole im Horizont liegen, weder Breite noch Polhöhe. Auch kann die Breite eines Orts nie über 90 Grad betragen, weil die Polhöhe nie über 90 Grad ſteigen, d. h. weil der Pol höchſtens im Zenith ſelbſt liegen kann. Die Breiten dienen, nebſt den Längen, (ſ. d. Art.) die Lage der Oerter auf der Erde gegen einander zu beſtimmen. Auf dieſer Beſtimmung beruht die ganze Geographie und die richtige Zeichnung der Landcarten. In der Aſtronomie ſpricht man von der Breite der Geſtirne, und verſteht darunter den Abſtand eines Geſtirns von der Ecliptik, welcher durch den zwiſchen der Ecliptik und dem Geſtirne enthaltenen Bogen eines auf der Ecliptik ſenkrecht ſtehenden größten Kreiſes gemeſſen wird. Man unterſcheidet auch hier nördliche und ſüdliche Breite. Ein Geſtirn in der Ecliptik hat gar keine Breite, mithin hat die Sonne nie eine Breite, die Planeten aber eine ſehr geringe. Auch die Breite eines Geſtirns kann nicht über 90 Grad betragen. Sie wird durch Beobachtung der geraden Aufſteigung und der Abweichung gefunden.

Breitinger (Johann Jacob), Canonicus und Profeſſor der griechiſchen und hebräiſchen Sprache zu Zürich, ward daſelbſt 1701 geboren, und ſtarb ebendaſelbſt am 15. December 1776. Nachdem er den alten Claſſikern ein unausgeſetztes Studium gewidmet hatte, fühlte

er sich unwiderstehlich zur Philosophie und Literatur hingezogen, wovon er in seinen Schriften damals Beweise gab. Jetzt entstand zwischen ihm und Bodmer jene bekannte Verbindung, aus welcher die verschiedenen polemischen Schriften gegen die sogenannte leipziger Schule, d. h. gegen Gottsched, Schwabe, Triller, Schönaich u. s. w., hervorgingen. Unstreitig trug diese seine Verbindung mit Bodmer, dem er an Genie, wiewohl nicht an Gelehrsamkeit, sehr nachstand, zu dem Rufe bei, den er auch in jenem Zeitraume sich erwarb, und dürfte im Allgemeinen über ihn das nämliche Urtheil zu fällen sein, wie über Bodmer (s. d. Art.). Uebrigens lobt man es an Breitinger, daß er weniger eitel und ruhmsüchtig als Bodmer gewesen sei, und sich mehr für die Sache selbst als für den Zweck, Aufsehen zu erregen, aufgeopfert habe. So sah es auch Breitinger ohne Neid und Eifersucht, daß ihm Bodmer fast immer vorgezogen wurde. Im Jahre 1730 gab er seine Bibel der Siebenzig in 4 Quartbänden, und zwar nach Grabs Edition, heraus, welche er durch ein alexandrinisches und vaticanisches Manuscript verbesserte, deren Varianten er mittheilte. Im folgenden J. wurde ihm an dem Gymnasium zu Zürich eine Professur übertragen, und nun fing er an, auf eine Reform des Schulunterrichts bedacht zu sein und legte seine desfalsigen Ideen in einer Dissertation: De eo quod nimium est in studio grammatico, dem Publicum vor Augen. In Folge dieser lobenswerthen Bemühungen und von den ersten Magistratepersonen der Stadt unterstützt, gelang es ihm auch, die beabsichtigte Reform auf dem Gymnasium zu Zürich zu bewirken. Allenthalben, wo er Keime von Genie und Talent fand, unterstützte und befeuerte er sie. Eben so thätig verwandte er sich auch für die Lehranstalten Zürichs, in welchen sich Religionslehrer bildeten, und wurde Gründer der ascetischen Gesellschaft, welche noch besteht. Die vorzüglichsten Schriften Breitingers sind: Kritik der poetischen Kunst. 1740; De antiquissimo Turicensis bibliothecae graeco Psalmarum libro, epistola ad cardinalem Quirinum, 1748; mehrere Schriften, schweizerische Alterthümer betreffend; und Orationes solemnes, welche 1776 nach des Verfassers Tode herauskamen.

Breitkopf (Johann Gottlob Immanuel), war am 23. November 1719 in Leipzig geboren, wo sein Vater (Bernhard Christoph) in demselben Jahre, mit einem sehr geringen Anfang eine Schriftgießerei, Buchdruckerei und Buchhandlung angelegt und Alles glücklich hatte gedeihen sehen. Ungern gab dieser daher der Neigung des Sohns nach, welcher sich ausschließlich den Wissenschaften widmen wollte. Nach einigen Jahren seiner academischen Studien, in welchen er neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten die Geschäfte seines Vaters mit betreiben helfen mußte, entschloß er sich plötzlich, auch noch Mathematik zu studiren, ohne dabei zu ahnen, zu welchen Erfindungen in seiner Kunst ihn der practische Theil jener Wissenschaft führen würde. Es fielen ihm die Werke Albrecht Dürers in die Hände, welcher bekanntlich die Figuren der Buchstaben mathematisch berechnet hat, um ihnen eine schöne Form zu geben. Hierauf fußend, machte er sich die Fortbildung und das Studium der Buchdruckerkunst, deren gelehrtester Kenner jener Zeit er wurde, zum Hauptgeschäft seines Lebens. Er fing eine allgemeine Reform mit den Schriften an, und ward dadurch der Wiederhersteller des guten Geschmacks in typographischer Schönheit für Deutschland. Als der Vorschlag häufig wiederholt wurde, die deutsche Schrift, die man für geschmacklos ansah, ganz abzuschaffen und dafür die geschmackvollere lateinische einzuführen, erklärte er sich mit Lebhaftigkeit dagegen und

legte auf das thätigste Hand an die Verschönerung der deutschen Schrift, der er das gothische Ansehn und die Ecken möglichst zu benehmen suchte. Diese Arbeiten beschäftigten ihn bis an seinen Tod, ohne daß ihn die Resultate ganz befriedigen konnten. Daß er neben seinen Bemühungen um die Buchdruckerkunst auch noch im J. 1755 die Kunst, Noten mit beweglichen Typen zu drucken, auf die Stufe der Vollkommenheit brachte, auf welcher sie jetzt steht, ist bekannt. Weniger bekannt, aber auch von weniger practischem Nutzen sind seine Erfindungen, Landcharten, sogar Bildnisse und endlich chinesische Characteren mit beweglichen Typen zusammen zu setzen. Ob ihm gleich wegen der letzten Erfindung der Papst Glück wünschen ließ und die Pariser Academie ihm ihren Beifall bezeigte, so sind die von ihm dargestellten chinesischen Characteren doch so unvollkommen und so mißgestaltet, daß kein Chinese sie wiedererkennen würde, weßhalb auch nie davon Gebrauch gemacht worden; doch wäre diesen Mängeln vielleicht abzuhelfen. Alle bisher aufgezählten Verbesserungen und Erfindungen beziehen sich auf die Typen. Er suchte aber auch die Metallmasse zu den Typen zu verbessern und ihr die möglichste Härte zu geben. Außerdem erfand er nicht lange vor seinem Ende noch eine neue Methode, seinen Schmelzern und Giehern ihre Arbeit zu erleichtern. Auch an den Pressen hat sein nachdenkender Fleiß manches verbessert. Mit besonderm Eifer studirte Breitkopf die Geschichte der Buchdruckerkunst. Schon im J. 1774 gab er ein Werk heraus: Ueber die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, und hierauf die vorläufige Anzeige der Geschichte der Buchdruckerkunst, deren Ausarbeitung ihn unablässig beschäftigte, ohne daß er jedoch damit zu Stande kam. Im J. 1784 gab Breitkopf einen Versuch heraus, den Ursprung der Spielcarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen. Dieses Werk, das jedoch nur die beiden ersten Gegenstände abhandelt, ist mit großer Vollständigkeit und Genauigkeit abgefaßt, aber auch unvollendet geblieben. Im J. 1793 gab er eine kleine Schrift auf 30 Seiten über Bibliographie und Bibliophilie heraus. Noch fing er in den letzten Tagen seines Lebens an, eine Buchdruckergeschichte zu schreiben, aber seine sinkende Gesundheit ließ ihn damit nur bis auf das siebente Capitel kommen. Er starb am 28sten Januar 1794, und hinterließ eine der größten Buchdruckereien und Schriftgießereien. Außerdem folgt ihm der Ruf eines deutschen Biedermanns im ganzen Umfange des Worts.

Bremen an der Weser, im ehemaligen Herzogthume Bremen gelegen, der alte Sitz eines von der Stadt benannten Erzbisthums, jetzt eine von den freien Hansestädten. Schon vor Alters hatten die Einwohner mancherlei Streitigkeiten mit ihren geistlichen Oberherren, und als die Kirchenreformation eintrat, ward die Domkirche den Catholischen mit Gewalt entrissen. Der Erzbischof entfloh und verursachte durch seine Klagen bei Kaiser Carl V., daß nach der Schlacht bei Mühlberg Bremen belagert wurde; doch entsetzte Graf Mannsfeld mit Hülfe der Hamburger die Stadt. Die Einführung der reformirten Lehre durch Albrecht Hardenberg war schon 1562 die Quelle großer Unruhen in Bremen. Ein Theil des Magistrats entwich, und die reformirte Lehre behauptete seit jener Zeit die Oberhand. In den Jahren 1654 und 1666 wurde Bremen von den Schweden belagert, denn der alte Streit über die Reichsfreiheit der Stadt war noch immer nicht beigelegt. Als aber Churhannover zum Besitz des Herzogthums Bre-

men kam, gestand es 1731 der Stadt die Reichsfreiheit zu; auch wurden durch Abtretung der Aemter Blumenthal und Neukirchen die Irrungen wegen der schuldigen Contribution aus den vier bremer Goen ausgeglichen. Zum Behuf des lutherischen Gottesdienstes war sei 1639 der Dom eingeräumt, und hing, bis zum Frieden von Amiens von Churhannover ab. Durch jenen Frieden kam er unter des Magistrats Botmäßigkeit. Bremen wird durch die Weser in die Alt- und Neustadt getheilt; die Festungswerke sind sehr mittelmäßig; die Bevölkerung schätzt man auf 40 000 Seelen in 5350 Häusern. Die Altstadt, weit größer als die Neustadt, auch mehr bewohnt als diese, ist nach den vier Hauptkirchen in vier Kirchspiele oder Quartiere getheilt. In der Neustadt ist nur eine Hauptpfarrkirche und in den Vorstädten zwei Filialkirchen. Unter dem Chor der Domkirche, zu welcher sich die Lutheraner halten, ist der, wegen einiger darin befindlichen unverwesenen Körper, merkwürdige Bleikeller. Man findet in der Stadt ein berühmtes academisches Gymnasium mit einer ansehnlichen Büchersammlung; auch ist für den wissenschaftlichen Unterricht das bremer Pädagogium merkwürdig. Bremen hat manche ausgezeichnete Gelehrte gehabt, und in der neuesten Zeit sind des Bibelübersetzers Stolz und Ewalds Namen am berühmtesten geworden. Der Magistrat besteht aus vier Bürgermeistern und 24 Rathsherren und wird aus Gelehrten und Kaufleuten zusammengesetzt. Nur bei allgemein wichtigen Dingen, z. B. bei neuen Auflagen, wird die Wittheit (Wissenschaft) zusammenberufen, welche aus den Aelterleuten und sämmtlichen Schoß entrichtenden Bürgern besteht. Der Magistrat behauptet die Unter- und Obergerichte, doch stand bis zum Frieden von Amiens Churhannover wegen des Herzogthums Bremen einen Stadtvogt, der gewisse Vorrechte hatte. Bremens Gebiet, 3¼ Q. M., mit 8000 Einwohner in 1 Flecken und 35 Dörfern, besteht aus den vier Goen: Ober-Vieland, Nieder-Vieland, Werderland, Heller- und Blockland; auch gehört der Stadt der Hafen Vegesack am Weserstrom. Alle diese Herrlichkeit warf im December 1810 Napoleons Vereinigungsdecret über den Haufen. Bremen wurde der Hauptort des Departements der Wesermündungen; aber das Jahr 1813 gab ihm seine vorige Gestalt wieder. Der wiener Congreß hat Bremen, Frankfurt, Hamburg, Lübeck als freie Städte in den deutschen Bund eintreten lassen, ihnen zusammen die 17te Stelle auf der Bundesversammlung angewiesen und jeder für sich eine eigene Stimme im Plenum zugetheilt.

Brennbare Luft, s. Gasarten.

Brennglas heißt ein Linsenglas, welches die darauf fallenden Sonnenstrahlen in einem so engen Raume vereinigt, daß sie einen verbrennlichen Körper, auf welchen sie fallen, wie Feuer entzünden. Gemeiniglich bedient man sich zu Brenngläsern solcher Linsen, die auf beiden Seiten erhoben sind, weil diese wegen ihrer kürzern Brennweite die Strahlen am stärksten auf einen Punct werfen. Die Wirkungen eines Brennglases sind um so stärker, je größer seine Oberfläche und je kleiner sein Brennraum ist. Soll ein solches Glas seine gehörige Wirkung thun, so müssen die Sonnenstrahlen senkrecht darauf fallen, welches der Fall ist, wenn das im Brennen entstehende Sonnenbild völlig kreisrund erscheint. Setzt man zwischen das Brennglas und seinen Brennraum noch ein zweites Linsenglas von einer kürzern Brennweite mit dem erstern parallel, so lenkt man die schon convergirenden Sonnenstrahlen noch weit mehr zusammen, und vereinigt sie in einem viel engern Raum, wodurch die Wirkung ungemein verstärkt wird. Diese

zweite Linse heißt das Collectivglas. Schon Griechen und Römer scheinen die Brenngläser, oder doch denselben ähnliche helldurchsichtige Steine gekannt zu haben. Am Ende des 13ten Jahrhunderts wurden sie bekannter, aber erst am Ende des 17ten wandte man sie zu großen Wirkungen an. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ließ von Tschirnhausen die größten, aus einem Stücke bestehenden Brenngläser, welche man kennt, mit unglaublicher Mühe schleifen. Zwei davon, die sich noch in Paris befinden, halten 33 Zoll im Durchmesser und das Gewicht des einen beträgt 160 Pfund. Beide Gläser wirken dem heftigsten Feuer gleich. Sie entzünden selbst nasses und hartes Holz im Augenblick und bringen kaltes Wasser in kleinen Gefäßen sogleich zum Sieden; Metalle schmelzen und verglasen sie auf einer Porzellanplatte; Dachziegel, Schiefer und ähnliche Dinge glühen augenblicklich und verglasen. Da indeß die Tschirnhausenschen Gläser nicht völlig rein sind, wodurch die Wirkung beträchtlich vermindert wird: so unternahmen es im Jahre 1774 Brisson und Lavoisier, zwei hohle, den Uhrgläsern ähnliche Linsengläser zu einer Linse zusammenzusetzen, deren innern Raum sie mit einer durchsichtigen Flüssigkeit anfüllten. Hier lassen sich, bei ungleich geringern Kosten, viel leichter Blasen und Adern vermeiden. Sie brachten auf diese Weise ein Brennglas von 4 Fuß Durchmesser zu Stande, dessen größte Dicke in der Mitte 8 Zoll betrug, und welches schon für sich viel stärker wirkte, als das Tschirnhausensche Glas, mit einem Collectivglase verbunden aber die außerordentlichsten Wirkungen hervorbrachte. — Für die Chemie und Physik sind die Versuche mit großen Brenngläsern von Wichtigkeit. Uebrigens vermag das Brennglas bei gleicher Oberfläche und gleicher Krümmung dennoch weniger, als der Brennspiegel, welcher mehr Licht zurückwirft, als das Glas durchläßt, eine kürzere Brennweite hat, und von der Farbenzerstreuung frei ist. Dagegen ist das Brennglas, der Lage seines Brennpuncts wegen, der sich hinter dem Glase befindet, weit bequemer.

Brennpunct, nennt man bei Brenngläsern und Brennspiegeln denjenigen Punct, in welchem sich die Strahlen, die beim Durchgang durch das Glas gebrochen, vom Brennspiegel aber zurückgeworfen werden, sammlen und in welchem sie brennen und zünden (focus). Sie erzeugen daselbst ein Bild der Sonne, dessen Durchmesser den 108ten Theil der Brennweite hat. Es ist demnach nicht sowohl ein Punct als ein Raum, dessen Mittelpunct der eigentliche Brennpunkt ist. In der höhern Größenlehre werden auch den Kegelschnitten Brennpuncte beigelegt, weil z. B. die Parabel Linien oder Lichtstrahlen, welche parallel mit der Axe auf sie fallen, durch Zurückwerfung genau in Einem Puncte derselben vereinigt.

Brennspiegel sind Spiegel, deren glatt polirte Oberfläche die auf sie fallenden Sonnenstrahlen in einer solchen Richtung zurückwirft, daß sie sich in einer Entfernung von dem Spiegel in einem engern Raum vereinigen, und auf Dinge, die man in diesen Brennraum bringt, wie das heftigste Feuer wirken. Hohlspiegel vereinigen die mit ihrer Achse parallel einfallende Strahlen in enge Räume. Sphärische Hohlspiegel sind die gewöhnlichsten; man bedient sich aber auch der paraboli-schen, und selbst Planspiegel kann man wie Hohlspiegel brauchen, wenn mehrere derselben auf eine geschickte Weise vereinigt werden. Soll ein Brennspiegel die gehörige Wirkung thun, so muß seine Achse genau gegen den Mittelpunct der Sonnenscheibe gerichtet werden. Dieß ist der Fall, wenn das im Brennraume mit einer auf der

Achse des Spiegels lothrechten Ebene aufgefangene Licht eine völlig kreisrunde Scheibe bildet. Alsdann steht der Brennraum in gerader Linie zwischen der Sonne und dem Spiegel. Diese Lage des Brennraums macht die Versuche mit dem Brennspiegel unbequemer, als mit dem Brennglase, obschon die Wirkung des Spiegels bei gleicher Fläche und Krümmung etwa vier Mal stärker sind, als die Wirkungen des Brennglases. Schon die Alten sind damit bekannt gewesen, wie man aus mehreren ihrer hinterlassenen Schriften sieht. Daß Archimedes mit Brennspiegeln die Flotte des Marcellus bei der Belagerung von Syracus in Brand gesteckt habe, ist nach der Natur der Sache unmöglich; eher könnte man glauben, daß es durch eine Verbindung von Planspiegeln geschehen sei, wenn nicht die ganze Erzählung auch aus historischen Gründen zu verwerfen wäre. Daß sich mit ihnen große Wirkungen in beträchtlichen Entfernungen hervorbringen lassen, haben Versuche gelehrt. Kircher stellte fünf Planspiegel von gleicher Größe auf ein Gerüst in solche Lage, daß sie die Strahlen auf eine hundert Fuß entfernte Stelle warfen, und erzeugte dadurch eine große Hitze. Buffon brachte 1747 eine Verbindung von 168 Planspiegeln zu Stande, deren jeder 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit war. Mit vierzig dieser Spiegel zündete er in einer Entfernung von 66 Fuß ein bepechtes Buchenbret, und mit 128 Spiegeln in einer Entfernung von 150 Fuß ein gepechtes Bret von Tannenholz fast augenblicklich an. In einer Entfernung von 20 Fuß schmolz er mit 45 Spiegeln eine große zinnerne Flasche, mit 117 Spiegeln kleine Stücke Geld. Nachher verbrannte er mit seiner Maschine Holz in einer Weite von 200, schmolz Zinn in einer Entfernung von 150, Blei in einer Entfernung von 130 und Silber in einer Entfernung von 60 Fuß. Im vorigen Jahrhunderte wurden unter andern in Italien mehrere große Brennspiegel verfertigt, wovon noch zwei zu Paris und Cassel übrig sind. Auch v. Tschirnhausen brachte im J. 1687 einen zu Stande, der drei leipziger Ellen im Durchmesser und 2 Ellen Brennweite hat und aus einer dünnen, sehr gut polirten Kupferplatte besteht. Er befindet sich gegenwärtig auf dem mathematischen Saale zu Dresden. Dieser Spiegel zündet Holz mit sehr heftiger Flamme an, kocht und verdünstet Wasser, schmelzt 3 Zoll dickes Zinn und Blei, verglaset Ziegel, Knochen u. dgl. Es ist übrigens nicht gerade nöthig, Metall zu den Brennspiegeln zu nehmen. Auch Holz, Pappe, Glas und andere Materien sind dazu dienlich; es versteht sich, daß die Oberfläche polirt sein muß.

Brennstoff, Phlogiston, nannte man in der ältern oder Stahlschen Naturlehre und Scheidekunst einen gewissen feinen brennbaren Stoff, welchen man hypothetisch in allen Körpern annahm, und durch dessen Dasein man das Verbrennen derselben erklärte. Von den neuern Naturlehrern ist seine Existenz vollkommen widerlegt worden. Daher heißen diese Antiphlogistiker, jene hingegen Phlogistiker. (S. Chemie.)

Brennus war der Name mehrerer gallischen Feldherren und bezeichnete ihre Würde. Nicht unwahrscheinlich ist seine Ableitung von dem celtischen Worte Brenn, Oberhaupt. Ein berühmter Anführer der Senonen, einer gallischen Nation, der unter dieser allgemeinen Benennung aufgeführt wird, fiel um das Jahr der Stadt Rom 360 in Italien ein. Der Anlaß davon war folgender. Ein Hetrurier, Arunx, der bei einem Streite mit seinem Mündel in Rom kein Recht gefunden hatte, wandte sich an die gallischen Senonen,

um durch sie an seinem ungerechten Vaterlande Rache zu nehmen. Gereizt durch die lockende Beschreibung von dem Ueberflusse Hetruriens, machten sich die Senonen auf, und eroberten in kurzem Alles von Ravenna bis Picenum. Darauf belagerten sie Clusium, dessen Einwohner Gesandte nach Rom schickten und um Hülfe baten. Die Römer ließen auch durch drei Brüder aus der Familie der Fabier dem Brennus Vorstellungen wegen der Unrechtmäßigkeit seines Angriffs thun. Brennus antwortete darauf mit Trotz, daß er sein Recht auf sein Schwert gründe, nach dem Beispiel der Römer selbst. Dieser Uebermuth entrüstete die Fabier. Sie begaben sich in die Stadt, unter dem Schein einzuleitender Unterhandlungen, ermunterten die Einwohner zu Muth und Ausdauer und versprachen ihnen Hülfe. Ja sie stellten sich bei einem Ausfalle selbst an die Spitze der Clusier. Brennus beschloß, diese Treulosigkeit zu rächen; er hob die Belagerung von Clusium auf und rückte auf Rom los, nachdem er zuvor die Auslieferung der Fabier vergeblich gefodert hatte. Diese wurden vielmehr zu Kriegstribunen ernannt, und rückten mit 40,000 Mann dem Feinde entgegen. Am Flusse Allia, unweit Rom, kam es zur Schlacht; die Römer erlitten eine völlige Niederlage und siegreich rückte Brennus vor die Stadt, welche die Einwohner verlassen hatten. Nur das Capitol war mit einer Besatzung versehen worden, und einige vierzig Greise, ehrwürdige Priester, Consularen und Feldherren, hatten sich entschlossen, in der Stadt zu bleiben, und durch ihren Tod den unterirdischen Göttern ein Opfer zu bringen. In ihren priesterlichen, consularischen und Triumphgewändern setzten sie sich als festlich geschmückte Opfer auf ihren obrigkeitlichen Stühlen mitten auf den Markt und erwarteten den Tod. Brennus gab die leere Stadt der Plünderung Preis; aber als er auf den Markt kam, setzte ihn der ehrfurchtgebietende Anblick jener Männer, welche mit Fassung und Stillschweigen den Feind ankommen sahen, in Erstaunen. Man hielt sie für Bildsäulen oder Gottheiten, und scheute sich, ihnen nahe zu kommen. Endlich ermannte sich ein Gallier, ging auf den M. Papirius zu und faßte ihn bei dem Bart. Dieser hob seinen elfenbeinernen Stab gegen den Uebermüthigen, und gab ihm einen Schlag. Darüber geriethen die Gallier in Wuth und opferten alle jene ehrwürdigen Greise ihrer Rache. Rom wurde geplündert, und was von Einwohnern sich noch in den Häusern fand, ohne Erbarmung niedergehauen. Brennus bestürmte hierauf das Capitol, und da er mit Verlust zurückgeschlagen wurde, steckte er zur Rache Rom in Brand, zerstörte die Tempel und Mauern, und machte die ganze Stadt dem Erdboden gleich. Das Capitol aber war so fest, daß er den Plan aufgab, es mit Gewalt zu erobern. Er verwandelte die Belagerung in eine Blocade, um es auszuhungern, und schickte indessen Streifparteien aus, das platte Land zu plündern und Brandschatzungen von den benachbarten Städten einzutreiben. Eine solche Partei erschien auch vor Ardea, wo der tapfere Camillus im Exil lebte. Dieser edle Patriot beredete den Rath von Ardea, die Stadt zu vertheidigen, machte einen nächtlichen Ueberfall und richtete ein fürchterliches Blutbad unter der Belagerern an. Durch diesen Sieg ward der Muth der aus der Stadt entflohenen Römer nun belebt: sie erwählten Camillus zu ihrem Feldherrn und Dictator, der bald an der Spitze von 40,000 Mann stand, alle entschlossen, mit ihm zu siegen oder zu sterben. Unterdeß war die Besatzung im Capitol in harter Bedrängniß. Brennus versuchte einst in der Nacht einen Ueberfall, der gelungen sein würde, wenn nicht die Gänse durch ihr Geschrei die Gallier verrathen und die Römer geweckt hät-

ten. Der ehemalige Consul Manlius machte zuerst Lärm unter der Besatzung, worauf die Gallier zurückgetrieben wurden. Da man im Capitol weder von der Annäherung des Camillus, noch von dem Manael der Gallier etwas wußte, denen jener die Zufuhr abgeschnitten hatte, war man zu einem Vergleiche geneigt, der auch zu Stande kam. Brennus versprach für ein Lösegeld von 100 Pfund Goldes die Belagerung aufzuheben und das römische Gebiet zu verlassen. Das Geld ward herbeigeschafft und dargewogen, aber die Gallier bedienten sich dazu unrichtigen Gewichts und als sich darüber die Römer beklagten, warf Brennus sein Schwert noch zum Gewichte in die Schale und rief die Worte aus: „Wehe dem Besiegten!" Schon waren die Römer willens, diese Ungerechtigkeit zu dulden, als Camillus mit seinem Heere herbeieilte und den Vergleich für nichtig erklärte. Es kam zum Treffen, nach einem kleinen Verlust zogen sich die Gallier zurück und räumten in der Nacht ihr Lager. Camillus folgte ihnen am andern Tage und schlug sie aufs Haupt. Was von den Galliern entkam, wurde von den Einwohnern des Landes niedergehauen, und Keiner erreichte sein Vaterland wieder. — Ein anderer Brennus fiel als Anführer der Gallier, ungefähr 100 Jahre später, mit einem ungeheuren Heere (150,000 zu Fuß und 30 bis 40,000 zu Pferde) in Macedonien ein, schlug den Sosisthenes, durchzog Thessalonien und Griechenland, und ging nach Delphi, wo er Stadt und Tempel plünderte oder plündern wollte. Der Erzählung Mehrerer nach erhob sich ein fürchterlicher Sturm; Gewitter und Erdbeben gesellten sich dazu, um die Götter zu rächen, ein griechisches Heer rückte heran, und die Niederlage der Gallier war allgemein: Brennus tödtete sich selbst.

Bresche ist die Oeffnung oder der Weg, den sich der Belagerer in den Festungswall macht, um in die Festung eindringen zu können. Man muß sie daher dahin legen, wo die wenigste Vertheidigung ist, d. i. in den Gesichtslinien, und muß mit einer großen Fronte hinaufmarschiren können. Gewöhnlich wird, um den Widerstand der Belagerten zu theilen, in die an der Fronte liegenden Gesichtslinien der beiden angegriffenen Bollwerke und in die Ravelinface Bresche gelegt. Dieß geschieht mit Canonen von schwerem Caliber, und nur da, wo das Geschütz nicht hinreicht, mittelst der Mine. — Bresche-Batterie, s. Batterie. — Practicabel, gangbar, heißt die Bresche, wenn sie so groß ist, daß sie bei einem Sturme einen glücklichen Erfolg hoffen läßt. Dieß ist nach der allgemeinen Annahme der Fall, wenn sie für 12 Mann in der Linie gangbar ist. Doch kann sie auch oft bei weit geringerer, ja bei der Hälfte dieser Breite vortheilhaft benutzt werden.

Breslau, die Hauptstadt von Schlesien, 51 Gr. 6 Min. 30 Secunden nördl. Breite, 34 Gr. 42 Min. 38 Sec. Länge, am Einflusse der Wohlau in die Oder, getheilt in die Alt- und Neustadt und 5 Vorstädte, enthält 73 Gassen, 3 große Plätze, 3363 Häuser ohne 268 öffentl. Gebäude, mit (im J. 1818) 70,464 Einw., worunter über 4000 Juden, die Kathedralkirche zu St. Johann, mit dem Sitz des einzigen Bischofs in Schlesien, der zugleich Fürst zu Neisse ist; überhaupt 28 catholische, 13 lutherische und eine reformirte Kirche, und ehemals 14 Klöster. Mit der catholischen Universität oder Vratislaviensis (Viadrina) ward 1811 die von Frankfurt an der Oder hierher verlegte protestantische Universität vereiniget, die im J. 1818 500 Studenten zählte, ferner sind 84 Lehranstalten, als 13 catholische Schulen, 2 lutherische Gymnasien und 2 Schu-

len, die reformirte Friedrichsschule, eine 1817 gegründete Bürgerschule für alle christlichen Confessionen, eine Taubstummenanstalt, Stadt- und Landschulen Seminarien, chirurgische Schule, Hebammenschule, Provinzial-Kunstschule, Provinzial-Bauschule, jüdische Friedrich Wilhelms Schule u. s. w., schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur, 14 Bibliotheken, 5 Münz- und 5 Kunstsammlungen, Naturaliensammlungen u. s. w., 19 Hospitäler, Waisenhäuser. Sitz der Landescollegien, des Oberlandesgerichts, der Regierung u. s. w.; Zitz- und Kattendruckerei, Wollenzeug-, Seiden, echt türkische Garn-, Nähnadel, Zucker-, Tuch-, Leder-, Kattun-, Spitzen und Kanten-, Steingut-, Farben-, Tabaks-, Krapp-, Lackir- und Spiegelfabriken; Glasschleiferei, Salpeter- und Potaschsiederei; Scheidewasserbrennerei, Wachsbleiche, Töpfergeschirr. Wichtiger Handel, zwei Messen, königliches Bankcomptoir. Die Einfuhr wird auf 16½ und die Ausfuhr (Leinwand, Tuch ꝛc.) auf 17 Millionen Thaler berechnet. Im J. 1741 kam diese Stadt unter preußische Botmäßigkeit, und Friedrich II. bestätigte nach erfolgtem Frieden nicht nur ihre Privilegien, sondern machte sie auch zur dritten Stadt seines Reichs. Den 22. Nov. 1757 wurde sie von den Oesterreichern eingenommen, aber nach der Schlacht bei Leuthen mußte sie sich am 20. Dec. wieder an die Preußen ergeben. Im August 1760 wurde sie vom General Laudon berennt, jedoch ohne Erfolg. Im J. 1806 erfuhr die Stadt eine abermalige Belagerung von den bayerischen und andern Truppen des Rheinbundes, und sie ging nach einer tapfern Vertheidigung am 7. Jan. 1807 durch Capitulation über. Durch den tilsiter Frieden kam die Stadt an Preußen zurück. Nach der Schlacht von Bautzen (1813) drangen die Franzosen in Schlesien vor und besetzten Breslau, mußten es aber durch den Waffenstillstand wieder räumen. Die Festungswerke wurden 1814 u. ff. planirt.

Brest, eine wohlbefestigte Stadt in dem ehemaligen Bretagne, jetzt der Hauptort eines Arrondissements im Departement Finisterre, mit 27,865 Einw. in 2600 Häus. Der Card. Richelieu erhob sie 1631 zu einer Stadt und zu dem wichtigen Seeplatze, der sie jetzt ist. Sie hat den besten Kriegshafen in Frankreich, mit einer Rhede, auf welcher 500 Kriegsschiffe sicher liegen können. Ferner sind hier zu bemerken die Seearsenäle, die Schifffahrts-, die Schiffbauschule, eine Specialschule des Seeingenieurcorps u. s. w. Hier liegt ein bedeutender Theil der französischen Seemacht. Die Fischereien sind hier sehr beträchtlich, besonders der Sardellenfang. Am 1. Juni 1794 ward bei Brest die französische Flotte von den Engländern unter Howe geschlagen, welcher ihr 6 Linienschiffe abnahm und ein siebentes versenkte, und als sie in demselben Jahre noch einen Streifzug wagte, verlor sie abermals 5 Linienschiffe.

Breteuil (L. A. Le Tonnelier, Baron von), geb. 1733, in den Annalen der französischen Diplomatie unvergeßlich, war anfangs als bevollmächtigter Minister bei dem Churfürsten von Cöln, hierauf in dem nämlichen Character am russischen Hof, sodann nach und nach als ernannter Botschafter in Schweden, in Holland, zu Neapel, zu Wien und auf dem Congreß zu Teschen. Hauptsächlich von seiner Gesandtschaft in Wien an kann man seine Anhänglichkeit an die Königin Marie Antoinette rechnen. Als Minister und Staatssecretär zeigte er sich als einen eifrigen Vertheidiger der Monarchie; er galt daher von 1789 an für einen der erklärtesten Revolutionsfeinde. Nach dem 14ten Juli entging er nur durch eine schleunige Flucht dem Schick-

sale Fonlons. Ludwig XVI. übertrug ihm 1790 einige geheime Unterhandlungen mit den vorzüglichsten nordischen Höfen. Der Convent ließ einen Anklagebeschluß den 22sten October 1792 gegen ihn ergehen. Man findet in der Geschichte der Revolution von Bertrand de Moleville schätzbare Belehrungen über seine letzten diplomatischen Arbeiten. 1802 kehrte er mit Genehmigung der Regierung nach Frankreich zurück und starb 1807 zu Paris.

Bretzner (Christoph), geb. zu Leipzig 1748, gest. daselbst 1807. Er war Kaufmann und zuletzt Associé einer Handlung in Leipzig, welcher er mit Pünctlichkeit und Eifer vorstand, so daß nur seine Nebenstunden der Poesie gewidmet waren, welche ihn doch so sehr anzog. Dieser Ursache muß man es zuschreiben, daß er in seinen Werken uns mehr seine Anlagen als Vollendung gezeigt hat. Sein comisches Talent war nicht gering, allein sein Dialog ist öfters unbeholfen und steif und sein Witz fällt zuweilen ins Gemeine. Was auf dem Theater Wirkung thut, kannte er ziemlich genau, allein er machte sich dabei auch zu sehr vom Schauspielerurtheil und Behagen abhängig, denen das Mittelmäßige öfters willkommener ist, als das Vollendete. Als Operndichter kann man ihn unter die bessern zählen, und auch seinen Roman, Leben eines Lüderlichen, wozu ihm Hogarths und Chodowiecky's Zeichnungen als Leitfaden dienten, ist nicht ohne Verdienst. Die Anzahl seiner dramatischen Stücke, unter denen besonders die Entführung aus dem Serail durch Mozarts Composition berühmt geworden, ist bedeutend.

Breugel (Peter), ein Maler, geb. 1510 in einem Dorfe bei Breda, studirte unter zwei Lehrern, bereisete hierauf Frankreich und Italien und zeichnete viel nach der Natur, besonders in den Alpen. Da er nach der Art des Hieronymus von Bosch etwas Comisches in seine Compositionen legte, nannte man ihn Peter den Drolligen. 1551 wurde er Mitglied der Academie zu Antwerpen. Kirmissen und Bauernhochzeiten waren seine Lieblingsgegenstände, und er mischte sich, um die Natur in allen Details zu studiren, oft verkleidet unter die Landleute. Er starb zu Brüssel 1570, und hinterließ zwei Söhne, welche man den höllischen Breugel und den sammetnen nannte. Jener mahlte mit Vorliebe Hexen- und Räuberscenen. Auch hat man von ihm einen Orpheus in der Unterwelt, und die Versuchung des heiligen Antonius. Der sammetne Breugel (Johann) hatte den Namen von seiner Kleidertracht. Er behandelte edlere Gegenstände als sein Vater, und nicht so schwarze wie sein Bruder. Sehr reizend sind seine Landschaften. Sein Adam und Eva im Paradiese, ehemals im Museum Napoleon, gilt für sein Meisterstück. Er war gegen 1568 geboren und starb gegen 1642.

Breve ist ein päpstliches Schreiben an einen König, Fürsten, eine Regierung oder Obrigkeit in Sachen, welche das gemeine Wesen betreffen. Diejenigen Brevia, welche die Datarii oder Secretarii ausgefertigt, und welche Rescripte, Depeschen, Concessionen, Befehle u. s. w. sind, werden auf Pergament geschrieben und mit dem Fischerringe in rothem Wachs besiegelt. Die an Fürsten und Bischöfe gerichteten Hirtenbreven sind ohne Siegel. Sie haben den Namen von ihrer Kürze in den Formalien, da sie ohne Eingangsformel mit dem Namen des Papstes und den Worten anfangen: Dilecto Filio salutem et Apostolicam Benedictionem.

Brevier, das Taschenbuch der katholischen Geistlichen, welches gewisse Texte aus der Bibel auf jeden Tag nebst Gebeten und Liedern enthält, die jeder Geistliche täglich zu lesen verbunden ist.

Breyhan, eine bekannte Sorte Bier, nach dem Erfinder, Lord Breyhan, welcher es 1526 zu Hannover zuerst braute, so genannt.

Briareus oder Aegeon, s. Centimanen.

Brienne (Cardinal de Loménie von), geb. zu Paris 1727, Erzbischof von Toulouse und nachher von Sens, wurde durch eine Hofcabale am 8. April 1787 zum Chef des Finanzraths, an Calonne's Stelle, und zum Principalminister (sein Bruder aber zum Kriegsminister) erhoben. Ein schwacher, eitler Mann, der durch Ausschweifungen seine Gesundheit zerrüttet, und durch Intriguen sein Herz verdorben hatte, dünkte er sich, obgleich es ihm an allen Kenntnissen fehlte, die Rolle eines Mazarin oder Richelieu zu spielen. Aber seine Verwaltung war ein beständiger Kampf mit der Volkspartei, und seine Cour plenière der letzte Versuch des Despotismus. Er legte also schon am 25. August 1788 seine Stelle nieder. (Siehe Frankreich). Er erhielt den Cardinalshut und einen ansehnlichen Gnadengehalt. Im ferneren Laufe der Revolution bewarb er sich eifrig um die Volksgunst, und war einer der ersten Bischöfe, welche den Bürgereid ablegten. Der Papst machte ihm hierüber in einem Schreiben vom 25sten Februar 1791 Vorwürfe; aber Brienne achtete wenig darauf, und schickte ihm den Cardinalshut zurück. Er wurde spälerhin verhaftet, und soll sich 1794 im Gefängnisse selbst ermordet haben.

Brienne, ein Städtchen im Aube-Departement (ehemals Ober-Champagne), besteht aus Brienne-la-Ville und Brienne le-Chateau, welche zusammen 285 Häuser und 3200 Einw. zählen, mit Fabriken und Weinbau. In der ehemaligen Militär-Adelsschule zu Brienne le Chateau machte Napoleon die ersten Studien in der furchtbaren Kunst, welche ihm zur Geißel der Menschheit gebildet; jetzt ist Brienne berühmt, weil hier der letzte Rückhalt jener so lange und schwer lastenden Macht gebrochen wurde. Denn hier wurde die erste, wenn auch nicht durch sich, doch durch ihre Folgen bedeutende Schlacht der Verbündeten auf altfranzösischem Boden gewonnen, dadurch das letzte Vertrauen der Armee auf Napoleon erschüttert, der Zauber gelöset, daß die Franzosen, an ihrem Herde kämpfend, unüberwindlich seien. Der Weg nach Paris und zur Vernichtung der Kaiserwürde war gebahnt. Nach dem Gefecht bei Bar-sur Aube (am 24sten Januar 1814), dem ersten Widerstande, den die Verbündeten seit ihrem Eindringen in Frankreich von der Schweiz her gefunden, rückten sie schnell vor. Am 23sten stand Schwarzenberg in Chaumont, Blücher in St. Dizier, Wrede in Andelot und Wittgenstein in Vassy. Napoleon, der mit großen Versprechungen Paris verlassen, Blücher am 26sten bei Vitry durch seine Uebermacht zurückgedrängt hatte, sammelte an demselben Tage seine sämmtlichen Streitkräfte bei Brienne, und griff am folgenden 29sten mit aller Macht die alliirten Heere an. Hartnäckig und blutig war von beiden Seiten der Kampf. Die Finsterniß brach ein, und die Flammen des entzündeten Brienne erleuchteten die gräßlichen Anstrengungen, deren Erfolg noch unentschieden blieb. General Chateau hatte mit zwei Bataillonen das brienner Schloß genommen, es aber bald wieder räumen müssen. Erst mit der elften Stunde endete sich das Gefecht. Aber am andern Morgen be-

gann es von neuem, und durch die Ueberzahl wurde Blücher gezwungen, sich bis Trannes zurückzuziehen. Am 31. stand Napoleon deployirt in den Ebenen zwischen La Rothière und Trannes. Indeß stießen am 1. Februar die Corps des Kronprinzen von Würtemberg, des Grafen Giulay und die russischen Grenadierreserven zu Blücher, und Fürst Schwarzenberg befahl, die Schlacht zu beginnen. Um Mittag rückte Blücher in drei Colonnen vor: General Sacken gegen La Rothière, Giulay gegen Dienville und der Kronprinz von Würtemberg gegen Chaumreil. General Wrede operirte indessen von Doulevent gegen Brienne. Das Terrän erlaubte nur wenig Geschütz spielen zu lassen; aber der Muth der Truppen ersetzte diesen Mangel. Der Kronprinz von Würtemberg führte den ersten Streich, er warf den Feind aus seiner Waldposition, und entriß ihm den wichtigen Posten von La Gibrie, den zwar dieser sogleich wieder angriff, nach einem mehr als stündigen wüthenden Ringen aber dem Sieger überlassen mußte. Giulay nahm Unienville und Sacken drang vor bis La Rothière. Um 3 Uhr waren alle Schlachtlinien in Wirksamkeit. Der heftig fallende Schnee konnte wohl das Feuer einen Augenblick zum Schweigen bringen, aber die Thätigkeit der Fechtenden nicht lähmen. Napoleon leitete fortwährend die Schlacht und kämpfte, sich oft persönlich der Gefahr aussetzend, mit allem Muth und allen Kräften, welche das Gefühl der Nothwendigkeit, hier zu siegen geben konnte. Aber auch die verbündeten Monarchen begeisterten ihre Heere durch ihre kühne Gegenwart auf dem blutigen Felde der Entscheidung. La Rothière wurde mehrmals genommen, verloren und wieder genommen. Eben kämpfte Sacken wieder um dessen Besitz; schon stand die feindliche Cavallerie vor den Bajonetten seines Fußvolks; da erhielt er Verstärkung. Er verließ die Defensive; die Reiterei wurde geworfen und bis Alt-Brienne verfolgt, wo sie auch die Infanterie in Unordnung brachte; er eroberte 32 Kanonen. Während dies hatte Blücher seine Reserven gegen La Rothière geführt. Die Stadt ward erobert. Der Kronprinz von Würtemberg nahm Petit-Maenil, Wrede Chaumreil, Giulay die Stellung von Dienville. Der Sieg der Verbundeten war entschieden. Die Franzosen zogen sich während der Nacht von allen Seiten auf der Straße von Brienne zurück; ließen daselbst noch eine schwache Arrièregarde, welche aber am andern Morgen das Schicksal der Hauptarmee theilen mußte. Der Verlust war auf beiden Seiten groß. Die Alliirten eroberten 60 Stück Geschütz und machten eine beträchtliche Anzahl Gefangener. Die weitern Resultate dieses Sieges sind im Artikel Russisch-deutscher Krieg angeführt.

Brigade heißt beim deutschen Militär ein Truppencorps aus mehreren Bataillonen Fußvolks (etwa vier) und mehreren (etwa sechs) Escadrons Reiterei: daher der Brigadier, ein Officier, der eine solche Brigade commandirt. In der französischen Kriegsterminologie heißt Brigade bei der Cavallerie eine Corporalschaft, und bei der Infanterie ein Regiment von zwei Bataillonen; bei den Sappirern, desgleichen bei den Douaniers, eine Abtheilung von 6 Mann; Brigadier heißt bei der französischen Cavallerie ein Corporal; bei der Infanterie oder im Allgemeinen ein Generalmajor oder Oberste, der eine Brigade commandirt, Brigadegeneral.

Brigantine, Brigg, ist ein Schiff mit Niederboord, welches von jeder Seite 10, 12 bis 15 Ruder hat, dabei auch Segel führen und bis 100 Mann fassen kann. Die Ruderer müssen zugleich Soldatendienste thun, und haben ihre Muskete unter der Ruderbank.

Man bedient ſich der Brigantinen im mittelländiſchen Meere, beſonders zu Seeräubereien, woron ſie auch den Namen haben. Sie ſind vorzüglich ſchnelle Läufer.

Brigg, urſprünglich ein engliſches Wort, oft mit Brigantine gleichbedeutend, eigentlich aber jedes zweimaſtige Kriegs- und Kauffahrteiſchiff, welches einen großen und einen Fockmaſt mit Stengen und Bramſtengen führt, und deſſen großes Segel ein Baum- oder Girkſegel iſt. Man ſpricht und ſchreibt auch Brick.

Brighella, ſ. Masken.

Brillant, ſ. Diamant.

Brillantiren, einen Diamant oder ſonſt einen Edelſtein auf Brillantart ſchleifen.

Brille. Dieſes allgemein bekannte Inſtrument iſt einer doppelten Einrichtung fähig, der zu Folge es ſowohl für Kurzſichtige als für Weitſichtige (ſ. beide Art.) ein Hülfsmittel zum deutlichen Sehen abgibt. Die Erfindung deſſelben gehört unſtreitig zu den nützlichſten und wohlthätigſten. Die alten Griechen und Römer wußten nichts davon. Im 12ten Jahrhundert findet man von einem arabiſchen Schriftſteller, Alhazen, einer Entdeckung erwähnt, die zur Erfindung der Brillen geführt haben konnte. Am Ende des 13ten Jahrhunderts redet Roger Baco davon. Die eigentlichen Brillen müſſen 1280 und 1311 erfunden worden ſein. Einige ſchreiben dieſe Erfindung dem florentiniſchen Edelmanne, Salvino degli Armati, Andere einem Predigermönche, Aleſſandro da Spina, zu.

Briſéis, ſ. Achilles.

Briſſot de Warville (Jean-Pierre), geboren den 14ten Januar 1754, in Ouarville, einem Dorfe bei Chartres, wo ſein Vater Kuchenbäcker und Speiſewirth war und eine kleine Beſitzung hatte, welches ſeiner Eitelkeit Gelegenheit gab, ſich den Beinamen d'Ouarville, den er nachher in England in de Warville umänderte, beizulegen. In ſeinem 20ſten Jahre hatte er ſchon mehrere Schriften herausgegeben, von denen eine im Jahre 1784 ihn in die Baſtille brachte. Frau v. Genlis ſagt in ihren Memoiren, daß ſie es geweſen, die ihm durch ihren Einfluß bei dem Herzoge von Chartres ſeine Freiheit wiederverſchafft habe. Er heirathete eine Perſon aus dem Hauſe der Madame d'Orleans und ging darauf nach England. Hier lebte er als Spion im Solde des Polizeilieutenants von Paris, beſchäftigte ſich zu gleicher Zeit mit Literatur, und machte den Verſuch, in London ein Lyceum zu errichten. Er war aber dabei nicht glücklich und kehrte nach Frankreich zurück. 1788 ging er nach America, wie man ſagte, um die Grundſätze der Democratie zu ſtudiren. Nach ſeiner Zurückkunft gab er ein Werk über die vereinigten Staaten heraus. Entſchloſſen, eine Rolle in der Revolution, die eben damals eingeleitet wurde, zu ſpielen, ließ er bei der Zuſammenberufung der Generalſtändeverſammlung einige Pamphlets und hierauf das Journal, den franzöſiſchen Patrioten, in Paris erſcheinen. Als ſich im Juli 1789 die Gemeine von Paris bildete, ward er Mitglied derſelben. Er war einer der Hauptanſtifter des Aufſtandes auf dem Marsfelde, wo man die Abſetzung Ludwigs XVI. und eine republicaniſche Verfaſſung verlangte. Er ſprach beſtändig feindſelig und heftig gegen alle fremde Mächte und bewirkte die erſte Kriegserklärung

gegen Oeſterreich. Den 10ten Auguſt ward das neue Miniſterium faſt ganz aus ſeinen Parteigängern zuſammengeſetzt. Als Mitglied des Conventes blieb er an der Spitze des diplomatiſchen Ausſchuſſes, in deſſen Namen er auf den Krieg gegen England und Holland antrug. Bei Ludwigs XVI. Prozeß verſuchte er den Urtheilsſpruch in die Gewalt des Volks zu bringen und votirte hierauf für des Königs Tod mit Aufſchub der Vollziehung, bis die Conſtitution von den Primitivverſammlungen genehmigt ſein würde. Doch mitten im Strome der Revolution untergrub ſich unmerklich ſeine Partei. Nach mehreren Anklagen führte ihn den 28ſten Mai 1793 Robespierre auf, als ob er damit umginge, eine föderative Verfaſſung mit zwei Parlamentern einzuleiten ꝛc. und verlangte, daß er vor das Revolutionsgericht gebracht werde. Der 31ſte Mai vollendete ſeinen Sturz. Es ward der Arreſt gegen ihn beſchloſſen: er ſuchte unter dem Namen eines Negocianten von Neufchatel die Schweiz zu erreichen, ward aber in Moulins verhaftet und nach Paris zurückgeführt, wo er den 31ſten October auf der Guillotine in ſeinem 39ſten Jahre ſtarb. Er zeichnete ſich durch ſeine Kleidertracht aus, denn als ein übertriebener Verehrer der Americaner, hatte er die Sitte der Quäker angenommen und zuerſt die Mode, das Haar ungepudert zu tragen, eingeführt. Er war eigentlich geringer, als ſein Ruf, und vermochte unter den Girondiſten höchſtens die Meinungen zu leiten, während viele andere dieſer Partei ihm an Muth, Kühnheit und Talenten weit überlegen waren.

Briſtol, eine große Handelsſtadt Englands zwiſchen Sommerſetſhire und Gloucesterſhire, die eine beſondere Grafſchaft ausmacht und ehemals nach London die erſte im Range war. Sie liegt am Zuſammenfluß des Avon und Frome, wovon der erſtere Fluß ungefähr neun Meilen von der Stadt ſich in den Severn ergießt. Mit der Fluth können große Schiffe bis an die Baien von Briſtol gelangen; iſt aber das Waſſer abgelaufen, ſo liegen ſie auf einem böſen Schlickgrunde. Nach mehreren vereitelten Projecten, den Hafen zu verbeſſern und die Schiffe flott zu erhalten, war 1804 ein Plan durch Subſcription zu Stande gekommen, nach welchem der Lauf des Avon mittelſt eines Canals (the new Cut) verändert werden ſollte. Sie hat in 16,000 Häuſern 76,400 und mit den Vorſtädten über 100,000 Einwohner. Die Stadt beſitzt ausgezeichnete Glas-, Metall-, Teppich-, Wachstuch-, Wollenzeug-, Strumpf-, Draht-, Eiſen-, Meſſing-, Kupferwaaren-, Porzellanfabriken; Terpentin-, Vitriol-, Zuckerſiedereien, Schiffbau u. ſ. w. Der Ueberfluß an Steinkohlen in der Nähe der Stadt iſt Urſache, daß viele Waaren bedeutend wohlfeiler als an andern Orten geliefert werden können. Briſtol iſt der Sitz eines Biſchofs, und hat eine Bibliothek und mehrere wiſſenſchaftliche Inſtitute. So bedeutend auch der dortige Handel noch iſt, ſo hat er doch in neuern Zeiten durch Liverpool ſehr gelitten.

Britannicus Cäſar, eigentlich Tiberius Claudius Germanicus, war der Sohn des Kaiſers Claudius und der Meſſalina, welche ihn wenige Tage nach dem Regierungsantritt des Claudius gebar. Der Senat ertheilte dem jungen Fürſten, ſo wie ſeinem Vater, den Beinamen Britannicus, als dieſer letztere von ſeinem Zuge nach Britannien ſiegreich zurückgekehrt war. Ob er gleich der ältere Sohn war, ſo ließ doch Claudius ſich nach ſeiner Verheirathung mit der Agrippina bereden, den Sohn ſeiner neuen Gemahlin, Domitius, zu adoptiren,

und, da er drei Jahre älter als Britannicus war, für den ältesten zu erklären. Der Senat gab dieser Verfügung seine Zustimmung. Agrippina suchte indeß, unter dem Vorwande mütterlicher Zärtlichkeit, den Britannicus in möglichster Abhängigkeit und Unmündigkeit zu erhalten. Sie entfernte seine Diener, und ersetzte sie durch andere, die ihr ergeben waren. Seinen Lehrer Sosibius ließ sie tödten. Sie erlaubte ihm nicht außerhalb des Palastes zu erscheinen, ja sie hielt ihn sogar von seinem Vater entfernt, indem sie vorgab, daß er wahnsinnig und epileptisch sei. Der alte Kaiser gab zwar durch manche Aeußerung zu verstehen, daß er Agrippinens Ränke durchschaue; allein sein durch sie bewirkter Tod hinderte ihn, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Agrippina hielt hierauf den Britannicus im Zimmer zurück, bis Nero zum Kaiser ausgerufen worden, und auch nachher hielt sie ihn in genauer Verwahrung. Als sie später sich mit Nero selbst veruneinigte und ihm drohte, statt seiner Britannicus auf den Thron zu setzen, begann dieser den damals vierzehnjährigen Jüngling so sehr zu fürchten, daß er ihn während der Mahlzeit vergiften ließ.

Britannien nannten die Römer das heutige England und Schottland. Diese Benennung entstand gewiß von dem alten Worte brit, bunt, weil die Einwohner ihren Körper bunt zu bemahlen pflegten. Nach Plinius führte die Insel vor Zeiten auch den Namen Albion (s. d.). Das Meer, welches Britannien umgibt, kannte man noch wenig, und nannte es im Allgemeinen den abendländischen, atlantischen, hesperischen Ocean. Bis auf Cäsar war Britannien den Römern ganz unbekannt. Die Phönicier, Griechen und Carthaginienser aber kannten es schon, besonders die ersten, seit den ältesten Zeiten, indem sie von dort Zinn holten. Deßhalb gaben sie ihm auch den Namen Zinninsel. Zu Cäsars Zeiten waren die Einwohner noch völlig uncultivirt. Cäsar rühmt sich zwar, ihr Land erobert zu haben, aber diese Besitznehmung, so viel Kosten er auch darauf wandte, war von wenig Bestand. Erst unter Claudian faßten die Römer festen Fuß, gewannen den Bewohnern mehr Land ab und vergrößerten ihre Provinz, welche sie Britannia romana nannten. Die wichtigsten Erweiterungen geschahen unter Hadrian, Antonin und Severus. Endlich nahmen die besiegten Einwohner die Sitten der Römer an. Das Land war schon zu Cäsars Zeiten sehr bevölkert, und, nach Tacitus Zeugniß, fruchtbar. Es wurde in das römische und barbarische Britannien getheilt, welches erstere die Römer durch einen mit Thürmen und Basteien versehenen Erdwall vor den Einfällen der Barbaren zu schützen suchten. Den ersten Entwurf dazu machte Hadrian; unter Antonin rückte Lollius Urbicus die Mauer weiter hinaus; Severus zog sie aber wieder zurück. Unter diesem Kaiser theilte man die römische Provinz in den östlichen (prima oder inferior) und in den westlichen Theil (secunda oder superior). Constantin fügte noch zwei Provinzen hinzu. Die Einwohner des alten Britanniens stammten theils von einer ursprünglichen Colonie der Celten, theils von Galliern ab, welche mit Deutschen vermischt von Gallien aus sich hier niederließen. Die celtischen Colonisten oder die eigentlichen Britannier, wohnten im Innern des Landes, und hatten mit den ankommenden Kaufleuten weniger Umgang als die gallischen Colonisten, die an der Küste wohnten. Daher waren diese auch, nach dem Zeugniß der Römer, weit wilder und ungebildeter. Die gallischen Einwohner an den Küsten hatten schon eine Art von Eigenthum, und ließen sich daher eher in Furcht setzen, als jene wild in Wäldern um-

der zerstreuten Völker. Sie trieben sämmtlich keinen Ackerbau, sondern lebten von Viehzucht und Jagd. Ihre Kleidung bestand in Thierhäuten; ihre Wohnungen waren aus Reisern geflochtene und mit Schilf bedeckte Hütten. Ihre Priester, die Druiden, und heilige Weiber übten eine Art Herrschaft über sie aus.

Brizard (Jean Baptiste Britard, genannt) ein ausgezeichneter französischer Schauspieler, war 1721 zu Orleans geboren, kam jung nach Paris und arbeitete während einiger Jahre unter Carl Vanloo, erstem Mahler des Königs. Er machte schnelle Fortschritte, aber von seiner Neigung für das Theater hingezogen, spielte er in verschiedenen Provinzialstädten bis zu dem Augenblick, wo er den 30. Juli 1757 auf dem Theatre François im Fache der edeln Väter und Könige debutirte. Er ersetzte bald den berühmten Sarrazin. Im Jahre 1786 zog er sich nach einer zwanzigjährigen Thätigkeit von der Bühne zurück. Seine letzten Rollen waren der ältere Horazier und Heinrich IV. in der Jagdpartie, in welchen er immer vorzüglich gefallen hatte. Brizard war eben so achtungswerth durch seine persönlichen Eigenschaften, als durch sein Talent. Er starb zu Paris den 30. Januar 1791. Sein Grabmahl ist im Museum der französischen Denkmähler.

Brocken, s. Blocksberg.

Brockes (Barthold Heinrich), Senator in Hamburg, geboren daselbst den 22. September 1688. Nach geendigten Studien zu Halle und nach verschiedenen gelehrten Reisen wurde er 1720 in das Rathscollegium seiner Vaterstadt aufgenommen, und machte sich durch eine geschickte Geschäftsführung so verdient, daß man ihm 1735 die wichtige Amtmannsstelle in Ritzebüttel auf sechs Jahre übertrug. Er starb zu Hamburg 1747. Sein Irdisches Vergnügen in Gott ist sein Hauptwerk. Ueberdieß übersetzte er in Verse den Bethlehemitischen Kindermord des Marino, Thomsons Jahreszeiten und Pope's Versuch vom Menschen. In seinen zahlreichen Gedichten zeigt sich ein frommes, dankbares Gefühl, mit dem er Alles sieht, anstaunt und genießt, was Gott der Erde Schönes gab. Diese Ausbrüche des Gefühls gefallen, trotz der mißtönigen Farbenmischung und vieler matten und ermüdenden Wiederholungen. In allzuhohem Grade besaß er die Gabe, viel und schnell zu reimen. Seine Schilderungen gehen oft ins Kleinliche, und dehnen sich auf Dinge aus, die kein poetisches Colorit annehmen wollen; er tändelt viel mit seiner Sprache, die indeß auch einen Schatz von fein nuancirten Ausdrücken, von wohlklingenden, mahlerischen Tonen enthält, den selbst ein Geßner und Wieland der Benutzungen nicht unwerth fanden.

Brockmann (Franz Carl), k. k. Hofschauspieler, wurde 1745 zu Grätz in Steiermark geboren. Er spielte zuerst auf der Bühne seiner Schwiegermutter, die eine Gesellschaft in Ungarn führte. Hierauf kam er nach Wien, wo er einige kleine Rollen spielte, und von da 1768 zur Kurzischen Gesellschaft, bei der er bis 1771 blieb. In diesem Jahre wurde er nach Hamburg gerufen. Hier bildete er sein glückliches Talent und erwarb sich einen Ruhm, der ihn unter die ersten Schauspieler Deutschlands setzte. Man verglich ihn mit Garrik und Le Kain. Im Jahre 1778 betrat er in Berlin als Gast die Bühne, und wurde nach der Vorstellung Hamlets herausgerufen; eine Ehre, die vorher noch keinem Schauspieler in Berlin wiederfahren war. Es wurde eine Münze auf ihn geprägt, mit der schönen

Inschrift: Peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit, welche so treffend sein ruhig kräftiges Spiel im Gegensatz der sonst gewöhnlichen übertriebenen Action bezeichnet. Brockmann war ein denkender Künstler, der durch tiefes Studium, durch unablässigen Fleiß, durch Nachbildung jener großen Muster, die er vor sich hatte, sich die Natürlichkeit, die Leichtigkeit im Spiel erwarb, welche die hamburger Bühne zu des großen Eckhofs und Schröders Zeiten vor allen damaligen Bühnen so vortheilhaft auszeichnete. Kaiser Joseph II. berief ihn im Jahre 1777 unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien. Hier trat er zum ersten Male als Essex in der Gunst der Fürsten auf die Bühne. Aber eben sein natürliches Spiel machte, daß er anfangs weniger auffiel, auch schadete sein fleischiger Körperbau seinen Helden- und Liebhaberdarstellungen. Es bedurfte einiger Zeit, sich an ihn zu gewöhnen, dann wurde er auch der Liebling des wiener Publikums, und blieb es bis an das Ende seiner Schauspielerlaufbahn; ein Umstand, der gewiß den unzweideutigsten Beweis für seinen echten Werth und Gehalt gibt. Es ist schwer, seine vorzüglichsten Rollen auszuheben, denn er hatte, wie Garrik, das seltene Talent, alle Rollen im Lust- und Trauerspiele vortrefflich zu spielen. Man erzählt von ihm folgende Anekdote. Ein Graf M —, nachdem er ihn ein volles halbes Jahr spielen gesehn, machte mit ihm persönliche Bekanntschaft, und konnte sich, als er ihn zum ersten Male außer dem Theater sah, nicht überzeugen, daß es Brockmann wirklich sei. „Aus wie viel Personen bestehen Sie denn?" rief er aus. „Jeden Abend sah ich Sie als einen andern Mann; und nun haben sie wieder keine Aehnlichkeit mit irgend einer von jenen Gestalten." Sein Gesicht, sein Körper waren Alles, was er vorstellen wollte. Keine Rolle war für ihn zu schwierig, aber auch keine zu klein und unwichtig. Aus jeder ging der vollendete Künstler hervor, der Alles groß, Alles richtig, Alles merkwürdig darstellt. Er starb im Jahr 1815.

Brody, eine Stadt in Galizien im zloczower Kreise, an der russischen Grenze. Sie hat 2600 Häuser u. 21,000 Einw. worunter 16,000 Juden, die hier eine hohe und eine Realschule haben. Der Speditionshandel der 38 meistens jüdischen Großhändler ist sehr wichtig, indem die Stadt zum Absatz der polnischen Producte an die Unterthanen der türkischen Länder und dagegen der Produkte der Walachei, Krim u. s. w., die in Pferden und anderm Vieh, in Wachs, Honig, Unschlitt, Hasenbälgen, Häuten, Pelzwerk, Anis, eingemachten Obst u. s. w. bestehen, sehr bequem gelegen ist.

Broglio, eine in den Annalen der französischen Kriege und Diplomatik berühmte Familie, aus dem Piemontesischen herstammend. Wir führen aus ihr an: I. François Marie, Marschall von Frankreich, geb. 1671 und gest. 1745. Er trat 1689 in Dienste und nahm seit diesem Zeitpunkt an allen Feldzügen in den Niederlanden, in Deutschland und Italien ruhmvollen Antheil. Auch wurde er in diplomatischen Geschäften gebraucht. Er stieg durch alle Grade bis er im J. 1734 Marschall von Frankreich wurde. Im österreichischen Successionskriege hatte er zuletzt den Oberbefehl über die Armeen von Bayern und Böhmen, führte aber das Heer auf die französischen Grenzen zurück, wodurch er sich die Ungnade des Hofes zuzog. — II. Victor François, der älteste Sohn des Vorstehenden, ebenfalls Marschall von Frankreich, geb. 1718. Er begann seine kriegerische Laufbahn in der Schlacht von Guastalla und Parma im J. 1734, und focht fortan in allen Kriegen Frankreichs immer muthvoll, wenn auch nicht immer glücklich. Im siebenjährigen Kriege kämpfte

er unter d'Estrées bei Hastenbeck und bei Roßbach unter Soubise. Als Oberbefehlshaber war er um so glücklicher bei Bergen. Der Kaiser ernannte ihn zur Belohnung für den hier erkämpften Sieg zum Reichsfürsten. Spätere Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem von der Pompadour begünstigten Soubise zogen ihm seine Zurückberufung und seine Verweisung zu. Er trat erst im J. 1789 wieder auf die große Weltbühne. Ludwig XVI. ernannte ihn beim Ausbruche der Revolution zum Kriegsminister und er commandirte zugleich die Truppen, welche Paris im Zaum halten sollten. Der Abfall der Nationaltruppen vereitelte alle Maßregeln und Broglio wanderte bald darauf aus. In dem Kreuzzuge von 1792 commandirte er mit geringem Erfolg eine Abtheilung Emigranten. Nach Beendigung dieses unglücklichen Feldzuges zog er sich ganz zurück und starb 1804 in Münster im 86sten J. — III. Claude Victor, der dritte Sohn des Vorstehenden, ging dagegen ganz in die Ideen ein, welche die Revolution herbeiführten. Er ward zum Deputirten des Adels von Colmar bei den Generalständen ernannt. Nach der Auflösung der constituirenden Versammlung ward er als Maréchal de Camp bei der Rheinarmee angestellt, bei seiner Weigerung aber, die Decrete vom 10. Aug. anzuerkennen, suspendirt, später dieserhalb vor das furchtbare Revolutionstribunal geführt und im Juni 1794 guillotinirt. — IV. Charles François, ein Bruder von Victor François, ist in der Geschichte der französischen Diplomatik vorzüglich dadurch berühmt, daß ihm Ludwig XV. die Direction seines geheimen Ministeriums anvertraut hatte. Ob sich gleich Broglio dieses delicaten Geschäfts mit vielem Verstande entledigte, so entstanden durch dieß geheime Ministerium, das dem öffentlichen nicht selten ganz entgegenwirkte, die größten, oft die lächerlichsten Collissionen. So ward er vom Könige der Form nach exilirt, erhielt aber zugleich in Geheim wieder von ihm den Auftrag, auch im Exil seine Geschäfte wie seither fortzusetzen. Unter Ludwig XVI. ward er nicht gebraucht und starb 1781.

Bromius, ein Beiname des Bacchus.

Bronkhorst (Peter van) ein berühmter holländischer Mahler, 1588 in Delft geboren und 1661 gestorben. Er stellte sehr gelungene Perspectiven von Tempeln und Kirchen dar, und belebte diese durch schön ausgearbeitete Figuren. Auf dem Rathhause von Delft befindet sich noch sein Urtheil des Salomo. — Johann van Bronkhorst war ein vortrefflicher Vogelmahler. Er war 1648 in Leiden geboren, lernte die Mahlerei ohne andere Leitung als die seines Genie's, und brachte es darin bald zu einem hohen Grad von Vollendung. Er hat alle Thiere, und mit besonderem Fleiße Vögel gemahlt. Das Leichte und Glänzende der Federn ist täuschend nachgeahmt. Er war eigentlich Pastetenbäcker, und trieb die Mahlerei bloß zu seinem Vergnügen. — Ein anderer Johann van Bronkhorst, geb. zu Utrecht 1603, war ein Glasmahler, von dem sich noch einige schätzbare Werke in der neuen Kirche zu Amsterdam befinden. Auch hat er einige Stücke nach Cornelius Pölemberg gestochen.

Bronner (Franz Xaver), geb. 1758 zu Höchstädt an der Donau. Aus dem niedrigsten Stande erhob sich Bronner durch eine sorgfältige Ausbildung seiner natürlichen Anlagen, zwar nicht zu hohen Ehrenstellen und Reichthum, aber zu jener größern Ehre, die der Mensch durch das, was er wirklich ist und leistet, in einer wohlverdienten Hochachtung empfängt. Sein Vater war ein armer Knecht in einer Ziegelscheuer. Der Cantor des Orts, der bald die Anlagen des Knaben zum

Singen bemerkte, erbot sich, ihn unentgeltlich zu unterrichten. So kam er 1769 als Singeknabe in das Jesuitercollegium nach Dillingen. Nach beendigten Schuljahren wurde er Mönch unter den Benedictinern, und erhielt den Namen Bonifaz. Er widmete sich nun mit dem größten Eifer dem Studium der Physik, Mathematik und Philosophie, und den Uebungen in der Musik und Poesie. Besonders dichtete er Schäferspiele und Fischeridyllen, wozu ihn seine Umgebungen veranlaßten, da er von dem Fenster seiner Klosterzelle aus die tägliche Aussicht auf ein nahes Fischerdorf hatte. Indessen gefiel ihm das Klosterleben nicht lange. Er entfloh und kam unter dem Namen Johann Windfried 1784 nach Basel und Zürich. Hier fand er durch Füßli's Verwendung als Notensetzer in einer Druckerei Anstellung. Salomo Geßner lernte ihn kennen, und begleitete seine Fischeridyllen mit einer Vorrede. Inzwischen hatte er sich durch Versprechungen bewegen lassen, nach Augsburg in ein anderes Kloster zurückzukehren. Aber man hielt nicht Wort und er ergriff zum zweiten Male die Flucht und wurde von seinen schweizerischen Freunden gern wieder aufgenommen. Seitdem ward er Lehrer an der Cantonschule in Aarau, und erhielt 1810 einen Ruf als Professor nach Casan, dem er gefolgt ist, doch im Herbste 1817 kam er wieder aus Rußland zurück. Interessant ist sein von ihm selbst beschriebenes Leben. In seinen Gedichten, sagt Geßner, mahlt sich sein eigener Charakter; zu bescheiden wagte er es lange nicht, sie seinen Freunden zu zeigen. Aufgemuntert durch ihren Beifall, fuhr er in seinen Bestrebungen fort; er besuchte den Landmann in seiner Hütte oder bei seinen Feldarbeiten, besuchte die angenehmsten Gegenden an Flüssen und Bächen, und entwarf hier seine Gemählde. Daher das naive Detail von so vielen neuen, anmuthvollen kleinen Bildern; daher diese Wahrheit, diese frische reine wahre Farbe: überall sieht man das feinste Gefühl für das sittlich Schöne; überall die feinste Bemerkung jener Schönheit der Natur.

Bronze, ein metallisches Kunstproduct, eine Composition, aus welcher Statuen und andere Kunstsachen gegossen werden. Man nimmt dazu Kupfer und Messing, oder auch Zinn, Kupfer und Wismuth. Bronzirte Kunstsachen, z. B. Statuen, Vasen u. dgl. von Gips, die äußerlich das Ansehen der Bronze haben, werden dadurch hervorgebracht, daß man sie mit fein zerriebenem Pulver von Messing und Kupfer überzieht; daher bronziren.

Bronziren. Dieß ist eine Kunst, die darin besteht, daß man Bildsäulen, Büsten, auch anderem Geräth einen Ueberzug gibt, wodurch sie das Ansehn erhalten, als wären sie von Bronze. Daher bronzirt man andere Metalle, Holz, Elfenbein, Gips und Thon. Die Farben, die man dem Ueberzug gibt, sind willkührlich. Gewöhnlich nimmt man Goldpulver dazu. Zu dem Ende reibt man eine Partie Goldschaum mit Jungfernhonig auf einem Steine so lange, bis das Gold in die allerkleinsten Theilchen zermahlen ist. Jetzt thut man diese Mischung in ein Geschirr mit Wasser, wodurch der Honig aufgelöst wird, und das Goldpulver endlich zu Boden fällt. Dann schüttet man das Wasser ab, läßt das Pulver trocknen, und wiederholt dies Verfahren so lange, bis man genug hat. Man hat aber noch ein anderes Gold, womit man bronzirt: dies heißt Muschgold, und wird auf folgende Weise bereitet. Man nimmt ein Pfund Zinn, sieben Unzen gereinigten Schwefel, ein halbes Pfund laufendes Queckfilber und eben soviel Salmiak. Zuerst schmilzt man das Zinn in einem Tiegel und thut das Queckfilber hinzu. Ist die

Mischung kalt, so pulvert man sie, und mahlt sie auf einem Steine mit dem Salmiak und dem Schwefel zusammen, bis Alles eine einförmige Masse wird. Diese bringt man hierauf in eine Retorte, worauf sich bei verstärktem Feuer das Quecksilber mit dem Ammonium des Salmiaks verflüchtigt, und das Zinn mit dem Schwefel und der Salzsaure zu einer Art von Kalk verbunden als ein matt goldfarbenes Pulver zurückbleibt. Will man dem Ueberzug ein röthliches Ansehn geben, so kann man die vorige Mischung mit etwas Mennig zusammenreiben. Außerdem gebraucht man zum Bronziren einen besonderen Firniß, den man aus Anima und Leinöl macht. Das letztere kocht man zu einem Pfunde und thut vier Unzen von dem gepulverten Anima unter beständigem Umrühren hinzu. Man kocht es so lange, bis es so dick wie Theer wird. Vor dem Gebrauch muß es noch mit etwas Cochenille versetzt, und zugleich mit so viel Terpentinöl verdünnt werden, daß man es mit einem Pinsel auftragen kann. Diesen Firniß streicht man also zuerst mit einem Pinsel über die ganze Oberfläche, die man bronziren will, läßt ihn dann trocknen, doch so, daß er noch einigermaßen klebrig bleibt. Dann wickelt man ein Stück weiches Leder um einen oder zwei Finger, taucht sie in das Pulver, und reibt dies sorgfältig ein; oder, was noch vorzuziehen, man breitet das Pulver mit einem weichen Haarpinsel auf dem klebrigem Ueberzuge aus. Dann bedeckt man das Ganze, um den Staub abzuhalten, und läßt es so trocknen. Zuletzt wird das etwa lose Goldpulver mit einem weichen Pinsel abgekehrt. Das Bronziren des Holzes fodert einen eigenthümlichen Prozeß, der von dem Vorigen verschieden ist. Man nimmt berliner Blau, Schüttgelb, Umbererde, Lampenruß und Pfeifenthon. Diese Dinge werden einzeln mit Wasser auf Steinen gerieben: dann mischt man sie in einem Geschirr zusammen, und zwar in solchen Verhältnissen, wie die gewünschte Farbe es fodert. Gewöhnlich nimmt man halbmal soviel Pfeifenthon, als von dem Uebrigen. Das Holz muß vorher polirt und mit einem gewöhnlichen Firniß, wozu man Lampenruß gethan hat, überzogen werden. Nachdem dieser Ueberzug getrocknet ist, trägt man erst zu zwei verschiedenen Malen die obige Mischung auf. Endlich, wenn auch diese vollkommen trocken ist, bringt man das Bronzepulver mit einem Pinsel darauf, reibt und polirt das Ganze, und überzieht dies hiernächst mit einer dünnen Lage spanischer Seife. Endlich wird alles mit wollenen Lappen abgerieben. Will man Eisen bronziren, so muß dies vorher so stark erhitzt werden, daß man es nicht in der Hand halten kann.

Brosses (Charles de), erster Präsident im Parlament von Bourgogne, war zu Dijon 1709 geboren. Da er für ein obrigkeitliches Amt bestimmt wurde, so beschäftigte er sich mit dem Rechtsstudium, ohne darum die Künste und Wissenschaften aus dem Auge zu verlieren, für die er so viel Neigung gezeigt hatte. Die genaue Bekanntschaft mit der römischen Geschichte erzeugte das Verlangen in ihm, Italien zu besuchen, welches er im Jahre 1739 bereisete. Bei seiner Rückkehr gab er seine Briefe über den jetzigen Zustand der unterirdischen Stadt Herculanum heraus (Dijon 1750). Zehn Jahre darauf erschien seine Abhandlung über den Fetischdienst. Auf Buffons Einladung, der sein Jugendfreund war, beschäftigte sich de Brosses mit einer Geschichte der Seereisen nach Australien, welche er 1756 dem Publicum übergab. Dieses Buch ist noch jetzt die beste Geschichte der Fortschritte der Erdbeschreibung in dem

großen Ocean. Man glaubte damals an einen südlichen Continent, dessen Nichtexistenz erst durch Cook bewiesen wurde. De Brosses hatte ihm den Namen Magellanien gegeben. Diesem Werke folgte eine Arbeit ganz anderer Art, welche den Umfang und die Mannichfaltigkeit der Kenntnisse ihres Verfassers beweiset: eine Abhandlung über die mechanische Bildung der Sprachen. Sie enthält bei manchen Mängeln viele neue und tiefe Untersuchungen, geistreiche Hypothesen und Ansichten; zugleich beschäftigte sich de Brosses sein ganzes Leben hindurch mit einer Arbeit, die in den Augen der Gelehrten nicht mindern Werth haben mußte. Er hatte den Entschluß gefaßt, den Sallust zu übersetzen und die Lücken dieses Geschichtschreibers auszufüllen. Ueber siebenhundert Bruchstücke des Sallust brachte er zu diesem Behuf zusammen, aus denen er mit beträchtlichen Einschaltungen die Geschichte des siebenten Jahrhunderts der römischen Republik mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit zusammensetzte. Dieses Werk von de Brosses würde noch mehr Beifall gefunden haben, wenn das Verdienst des Styls mit der Tiefe und dem Scharfsinne der Nachforschungen übereingestimmt hätte. So schwierig und zeitraubend auch diese verschiedenen Arbeiten waren, so hinderten sie doch de Brosses nicht, auch seinen Aemtern ein volles Genüge zu leisten. Er starb im Jahre 1777. Seine hinterlassenen Handschriften sind während der Revolution verloren gegangen.

Brot. Es konnte der Aufmerksamkeit des Menschen nicht lange entgehen, daß die mehlartigen Samenkörner für ihn eins der besten Nahrungsmittel lieferten. Daher finden wir ihren Gebrauch zu diesem Behufe schon in dem frühesten Alterthume, so weit die Geschichte hinaufreicht. Der unbequeme Genuß der Körner, so wie sie die Natur gab, bewog den Menschen, auf Mittel zu sinnen, sich denselben zu erleichtern. So entstand nach vielen Versuchen das Brot, welches noch jetzt das vornehmste Nahrungsmittel vieler Millionen Menschen ist. So gemein und leicht uns die Bereitung desselben zu sein scheint, so muß es doch lange gedauert haben, ehe man es in einer gewissen Vollkommenheit darstellte. Man zerrieb vermuthlich erst die Körner zwischen Steinen, und machte aus dem davon erhaltenen Mehle oder Schrote mit Milch und Wasser einen Brei, oder getrocknete feste, schwer verdauliche Kuchen. Nur nach vielen Versuchen, vielleicht auch durch ein glückliches Ungefähr, kam man darauf, das mit einer gewissen Quantität Wasser vermischte Mehl in Gährung zu setzen, welche die klebrige Eigenschaft desselben fast gänzlich zerstört, den Geschmack verbessert und die Masse fähig macht, ein lockeres, wohlschmeckendes, leicht zu verdauendes und mithin gesundes Brot zu werden. Das Verfahren beim Brotbacken ist folgendes: Man knetet etwas alten Teig, der durch eine ihm eigene geistige Gährung aufgeschwollen und locker geworden ist, und dadurch einen mit Säure vermischten, aber dabei geistigen Geruch bekommen hat und Sauerteig heißt, unter neuen Teig; hierdurch entsteht in diesem in minderem Grade eine verwandte Gährung. Der ganze Teig wird lockerer; es tritt viel Luft oder Gas hinein, welches, da die Zähigkeit des Teiges ihm seine gänzliche Entbindung unmöglich macht, Augen, d. h. kleine Höhlen darin hervorbringt, ihn hebt und auftreibt; dieß nennt man das Gehen des Teiges. In diesem Zustande wird der Teig in den Ofen gebracht, wo sich während des Backens die in den Höhlen eingeschlossene Luft und die spiritudse Substanz durch die Hitze noch mehr ausdehnt und be-

wirkt, daß das Brot lockerer und von den Massen, die man aus ungesäuertem Teig erhält, ganz verschieden ist.

Brot im Abendmahl s. Hostie.

Brotbaum, ein Baum in Ostindien und besonders auf den Inseln der Südsee (Australien) von der Größe einer mittelmäßigen Eiche, dessen Blätter anderthalb Fuß lang sind, und einen milchichten Saft enthalten, und dessen 20- bis 30pfündige Frucht, die Brotfrucht, groß, lang, mit Buckeln besetzt und gelb von Farbe ist (Artocarpus L.). Diese Frucht wird vor der Reife abgenommen, zerschnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet, nach welcher Zubereitung sie wie Waizenbrot schmeckt, und von den Landesbewohnern als Brot genossen wird. In jedem verwachsenen Fruchtknoten steckt ein länglicher, oben mit einem langen Haar versehener Same. Nicht nur das Fleisch, sondern auch die Samenkerne können gegessen werden. Letztere sind den Kastanien gleich, und werden auch wie diese in der Asche gebraten. Forster fand den Geschmack der auf diese Art zubereiteten Brotfrucht völlig wie die Krume von Waizenbrot mit Kartoffeln vermischt. Man weiß Gerichte, ja selbst Leckereien aus Brotfrucht zuzubereiten. Aber nicht bloß auf die Frucht beschränkt sich die Nützlichkeit dieses wohlthätigen Baumes. Das Holz, besonders des zahmen, ist gelblich, und dient zu allerlei Kunstsachen. Aus dem Splint werden Zeuge verfertigt. Die Blätter geben Servietten und Tischtücher auf den Südseeinseln; man wickelt auch die Frucht darein. Der Saft, der den eingeschnittenen Stämmen entfließt, gibt, mit Cocosmilch eingekocht, einen guten Vogelleim, mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß einen festen Kitt. Die trockenen Blüthenkätzchen brauchen die Otaheiter als Zunder. Die Vermehrung und Fortpflanzung des Brotbaumes geschieht durch Samen, durch Ableger und abgeschnittene Zweige, welche sorgfältig gepflegt werden. 60 bis 70 Jahre dauert das Wachsthum des Brotbaums, nach dieser Zeit stirbt er allmählig ab. Während seines Flors trägt er so reichlich, daß ein Mensch von drei Brotbäumen acht Monate lang leben kann.

Brotur theil oder die Probe des geweihten Bissens. S. Ordalien.

Brotverwandlung, s. Transsubstantiation.

Brougham (Henry) ist Mitglied des englischen Palaments, der königlichen Gesellschaft von London, Advocat und gewesener Mitarbeiter an dem literarischen Tageblatt the Edinburgh Review, und hat sich besonders in den letzten Zeiten den Ruhm eines der größten Redner der Oppositionspartei erworben. Vorzüglich merkwürdig wurde er in den Verhandlungen wegen der Prinzessin von Wallis und der zu bewilligenden Civilliste bei der Verheirathung der Prinzessin Charlotte. Im Mai 1816 hielt er um die Erlaubniß an, wegen Erweiterung und Sicherheit der Preßfreiheit eine Bill vorlegen zu dürfen, gerieth aber zu gleicher Zeit in den Verdacht, der ministeriellen Partei sich anschließen zu wollen, da Lord Castlereagh ihm mit vieler Auszeichnung begegnete. Bekannte Werke von ihm sind: Forschungen über die Colonialpolitik der europäischen Mächte, 1803. 2. B. im 8., worin er England auffodert, Frankreich zu der Wiedereroberung von Domingo beizustehen. — Ueber den Zustand der Nation. Mehrere Ausgaben in 8. — nebst mehrern im Parlament gehaltenen und gedruckten Reden, und manchen Entdeckungen im Gebiete der Physik, welche seine Lieblingsbeschäftigung ist.

Broussonet (Pierre-Marie-Auguste), ein berühmter Arzt und

Naturforscher, geboren zu Montpellier 1761. Achtzehn Jahre alt, promovirte er bereits mit größter Auszeichnung. Seine Dissertation: Variae positiones circa respirationem, ist mehrmals wieder gedruckt worden. Die Naturgeschichte beschäftigte ihn hauptsächlich, namentlich die Zoologie, für die er selbst einige Reisen unternahm, und in welcher er zuerst in Frankreich das Linnéische System einführte. Er machte damit den ersten Versuch in einem Werke über die Fische, das er in England anfing, und von dem leider nur ein Heft erschienen ist: Ichthyologiae decas Ia. Londini 1782. Nach drei Jahren kehrte er nach Paris zurück, wo ihn Daubenton, obgleich ein Gegner Linné's, zu seinem Substituten am Collège de France und 1784 zu seinen Adjunct in der Thierarzneischule ernennen ließ. Broussonnet übergab indeß der Akademie mehrere interessante Memoiren, und ward Mitglied derselben. Im Jahre 1785 ernannte ihn der Intendant von Paris, Berthier de Sauvigni, zum Secretär der pariser Ackerbaugesellschaft, welche dadurch einen neuen Schwung bekam. Außer den Arbeiten für diese Gesellschaft gab Broussonnet das für den Landmann so nützliche L'année rurale ou Calendrier à l'usage des cultivateurs heraus. Auf seinen Betrieb wurden die erste Merinoherde aus Spanien, und aus der Levante Angoraziegen nach Frankreich gebracht. Neben diesen mannichfaltigen Geschäften fand er noch Zeit, Forsters Geschichte der Entdeckungen und Reisen im Norden zu übersetzen. Bis hieher war sein Leben ruhig und glücklich gewesen; auch ihn sollte die Revolution darin stören. Im Jahre 1789 ward er zum Wahlcollegium von Paris gerufen; bei Eröffnung der Ständeversammlung verlas er nach der von Necker gesprochenen Rede den Bericht über den Zustand Frankreichs, welchen dieser Minister den Deputirten der Nation erstattete; am 14ten Juli ward er, wie alle Wahlherren, beauftragt, den alten Magistrat einstweilen zu ersetzen; und an demselben Tage, wo er seinen Platz auf dem Stadthause einnahm, mußte er den Intendanten von Paris, seinen alten Freund und Beschützer, vor seinen Augen erwürgen sehen. Im gesetzgebenden Körper machte er sich wenig bemerklich und nach Eröffnung des Convents zog er sich nach Montpellier zurück, wo er nach dem 31sten Mai als ein Girondist und designirtes Mitglied des Insurrectionsconvents, welcher zu Bourges versammelt werden sollte, arretirt wurde. Broussonnet entkam, rettete sich über die Pyrenäen, und langte von allem entblößt zu Madrid an, wo die Botaniker Ortega und Cavanilles ihn hülfreich aufnahmen, die emigirten Royalisten aber vertreiben ließen. Joseph Banks, der seines Freundes Zustand erfuhr, schickte ihm großmüthig einen Creditbrief von 1000 Louis'dor, mit welchem Broussonnet auf einem englischen Schiffe nach Indien gehen wollte. Ein Sturm zwang das Schiff, in den Hafen von Lissabon einzulaufen. Ungeachtet des Ansehns des Herzogs von Foens, der ihn verborgen hielt, trieben ihn neue Verfolgungen aus diesem Asyl. Er durchirrte Algarvien und Andalusien, und ging endlich unter dem Namen des Arztes des americanischen Gesandten zu Marocco nach Africa über. Hier nahm er seine botanischen Studien wieder vor; mehrere Sammlungen sandte er von hier an Banks. Nachdem er von der Emigrantenliste gestrichen worden und nach Frankreich zurückgekehrt war, ward er zum Consul zu Mogador und zum Reisenden des Instituts ernannt, dessen Mitglieder, den Statuten zuwider, trotz seiner Abwesenheit geblieben war. Er ging mit seiner Familie als Consul nach den canarischen Inseln, und verwaltete dasselbe Amt auf dem Cap, als der Minister Chaptal, sein Verwandter, ihn zum Professor der Bota-

nik zu Montpellier ernannte. Diesem Lehramte stand er auf das ehrenvollste vor. Im Jahre 1805 ward er Mitglied des gesetzgebenden Körpers, aber schon im Juli 1807 starb er in Folge eines Falles, der die psychologisch merkwürdige Wirkung bei ihm hervorgebracht, daß er alle Namen und Substantiva vergessen hatte; die Adjectiva hingegen boten sich ihm leicht und in Menge dar, und mit Hülfe ihrer bezeichnete er die Gegenstände. Er hat Handschriften von großem Werthe hinterlassen.

Brown (John), der berühmte Stifter der nach ihm benannten Lehre in der Medicin, wurde 1735 oder 36 zu Buncle in der Grafschaft Berwick in Schottland geboren. Früh schon zeigte er ungewöhnliche Talente, weßwegen ihn seine Aeltern, die von geringem Stande waren, von einem Weber bei welchem er die Lehrjahre aushalten sollte, wieder wegnahmen und studiren lassen wollten. Er kam daher ungefähr in seinem sechzehnten Jahre nach dem Städtchen Dunse auf die lateinische Schule, wo er seinen Studien mit außerordentlichem Fleiße oblag, und alle seine Mitschüler übertraf. Um diese Zeit machte er seine erste Fußreise von funfzehn englischen Meilen. Bei dieser sowohl als bei mehreren folgenden Fußreisen pflegte er nicht auf der Landstraße zu bleiben, sondern durchstrich die Wälder und faßte dabei alle Naturgegenstände genau ins Auge. In der Erntezeit verdung er sich als Schnitter, um sich dadurch die zu seinem Studiren nöthigen Mittel zu verschaffen. Durch seinen anhaltenden Fleiß und seine Geschicklichkeit erwarb er sich die Stelle eines Unterlehrers an der Schule. Damals ging sein Plan dahin, mit der Zeit Religionslehrer der Separatisten zu werden, zu deren Secte seine Aeltern und auch er sich hielten, und deren vornehmste Glieder die Veranlassung gegeben hatten, daß er auf die Schule kam. Einstmals besuchte er aber die Dunser Pfarrkirche und wartete den Gottesdienst in derselben ab. Darüber fiel er bei den Separatisten in Ungnade. Er trennte sich von ihnen und ging zur herrschenden Kirche über. Um den schon lang genährten Wunsch, Medicin zu studiren, in Ausübung zu bringen, ging er endlich nach Edinburgh zurück, suchte sich durch Uebersetzung, auch wohl Verfertigung der Inauguraldisputationen für die Studenten und durch Unterricht in der lateinischen Sprache seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, und besuchte zugleich die medicinischen Vorlesungen, welche er alle frei bekam. Hier ging es ihm eine geraume Zeit ganz wohl. Im Jahre 1765 verheirathete er sich, und nahm Studenten in die Kost, um den erfoderlichen größern Aufwand seines Hauses bestreiten zu können. Im Anfang entsprach auch der Erfolg seiner Erwartung, allein er lebte auf einem zu großen Fuße, und machte nach einigen Jahren Banquerott. Die medicinischen Vorlesungen besuchte er dabei zehn bis elf Jahre lang unausgesetzt. Bei dem berühmten Professor Cullen stand er im Anfang sehr gut. Dieser übertrug ihm den Privatunterricht in seiner Familie, empfahl und unterstützte ihn auf alle Art, und gab ihm in der Folge sogar die Erlaubniß, Abendvorlesungen zu halten, und in diesen seine eigenen Morgenvorlesungen zu wiederholen, wozu er ihm selbst seine Hefte anvertraute. Nach und nach entstanden jedoch zwischen beiden Männern Mißhelligkeiten, die endlich zu offenbarer Feindschaft führten. Die Ursachen von dieser Veränderung sind nicht ganz deutlich; nur so viel weiß man, daß Brown sich von Cullens mächtigem Einflusse eine einträgliche medicinische Stelle versprach, und in seiner Hoffnung getäuscht wurde. Bald nach diesem gänzlichen Bruch mit Cullen trat Brown mit seiner neuen Theorie der Heilkunde hervor, und gab im J. 1779 seine Elementa medicinae heraus, worüber er auch

Vorlesungen hielt. Er gerieth darüber bald mit allen Lehrern der Medicin in Edinburgh in Feindschaft, zumal da die mitunter freie Aufführung seiner Anhänger unter den Studenten, so wie der anmaßende und beleidigende Ton, in welchem er von sich und Andern sprach, machten, daß das System nebst seinem Urheber in schlechtem Rufe stand. — Zwei Mal wurde Brown zum Präsidenten der medicinischen Gesellschaft gewählt, im Jahre 1776 und 1780. In St. Andrews, einer Universität in Schottland, wohin er unter Begleitung vieler Freunde ging, nahm er die Doctorwürde an. In den Jahren 1782 und 83 wurden die Professoren und alle Aerzte in Edinburgh mit harten Angriffen von Browns Anhängern so gereizt, daß die dadurch angeregten Streitigkeiten nicht selten in Duelle übergingen, und die medicinische Societät zu dem Gesetze veranlaßt wurde, daß jedes Mitglied, welches wegen eines in ihren Debatten gebrauchten Ausdrucks ein anderes herausfodern würde, aus der Gesellschaft gestoßen werden sollte. Die Erbitterung beider Parteien dauerte dessen ungeachtet fort, Brown sprach von der Gelehrsamkeit, den Talenten und dem Systeme der medicinischen Professoren nur mit der größten Verachtung. Dagegen sollten auch die Studenten nicht einmal in ihren Dissertationen Stellen aus Browns Schriften anführen. Im J. 1784 stiftete er, um sich Proselyten zu machen, die Freimaurergesellschaft, die Loge zum römischen Adler genannt. In seinen Vorlesungen war er gemeiniglich sehr lebhaft, und gerieth oft in großes Feuer. Von einer solchen Stimmung schreibt sich sein Ausruf des bekannten, nachher oft als Machtspruch citirten: Opium mehercle! non sedat!„ her. Bisweilen, wenn er sich mit vieler Anstrengung bestrebte, seinen Zuhörern die Grundsätze seiner Theorie recht lebhaft vorzustellen und hierauf sich matt fühlte, pflegte er sich dadurch wieder zu ermuntern, daß er von einer zur Seite habenden Flasche Rum und Laudanum gleich vor Anfang seiner Vorlesung 40 bis 50 Tropfen des letztern in einem Glase Branntwein nahm, und diese Gabe 4 bis 5 Mal während der Vorlesung wiederholte. Hierdurch in Feuer und Flammen gesetzt, wurde seine Imagination bis zum Wahnsinn erhöht, seine Gesundheit aber gänzlich untergraben. Sein Eifer in seinen Vorlesungen hielt nicht lange an, und in eben dem Verhältnisse wurden auch seine Schüler saumseliger. Nach und nach kam er so sehr in Verfall, daß er Schulden wegen ins Gefängniß gesetzt wurde, wo jedoch seine Schüler seine Vorlesungen noch besuchten. Im Jahre 1786 verließ er Edinburgh und zog nach London; es ging aber dort nicht besser mit ihm. Vorlesungen über sein System wurden zwar von ihm angekündigt, kamen aber nicht zu Stande. Im Jahre 1787 gab er seine Bemerkungen über die alten Systeme der Physik heraus. Er lebte nach seiner gewohnten Weise fort. Seine Freunde zogen sich immer mehr zurück; man konnte in seiner gegenwärtigen Lage immer weniger mit ihm verkehren. Er sprach mit der lebhaftesten Gewißheit von dem Triumphe, den sein System endlich erhalten würde: aber er selbst that wenig dabei. Am 7. des Octob. 1788, ungefähr in seinem 52. Jahre, starb er in der Nacht am Schlagfluß, nachdem er den Abend vorher noch eine reichliche Gabe Opium zu sich genommen hatte. Edinburgh nahm sich der hinterlassenen Familie an. Die Grundzüge seines Systems sind im Artikel: Erregungstheorie; dargestellt. Wie jede neue Theorie, zumal wenn sie der bisher gangbaren einen gänzlichen Umsturz droht, großen Widerspruch findet, so ging es auch der Brownschen Lehre. Doch vereinigten sich bei dieser noch mehrere Umstände, um ihr, wenigstens bei dem schon gebildeten Theile der Aerzte, in England den Eingang zu erschweren.

Dieſe waren der üble Ruf, in welchem der Urheber in ſeinem Vaterlande ſtand, ſeine Feindſchaft mit Cullen, Monro, Duncan u. A. m., von deren Urtheil das ärztliche Publikum geleitet wurde, ſeine unordentliche Lebensart; ferner die Verworrenheit ſeines Styls, ſo wie das ſchwerfällige Latein ſeiner erſten Schrift. Seine Anhänger beſtanden jedoch größtentheils nur aus ſeinen eigenen Schülern. Außerhalb England fing das Brownſche Syſtem zuerſt in Italien an, allgemeine Aufmerkſamkeit zu erregen, beſonders als von Maſſini und Moscati eine eigene Auflage der Brownſchen Elemente 1782 veranſtaltet wurde, und Raſori in Pavia eine Ueberſetzung der Bemerkungen ꝛc. herausgab. In Deutſchland kam erſt 1794 dieſes Syſtem unter den Aerzten in Umlauf. Weikard war der erſte Arzt in Deutſchland, der es mit Enthuſiasmus anpries und in ſeinem ganzen Umfange vertheidigte. Seine übertriebenen Lobeserhebungen, ſeine Ausfälle auf die bisherigen mediciniſchen Lehren, ſeine Verachtung der feinern Anatomie u. ſ. w. verſchaften zwar dem Brownſchen Syſteme viele Anhänger, beſonders unter den Studenten und noch ungebildeten Aerzten, ſelbſt unter den mediciniſchen Dilettanten im Publicum; allein er erregte auch zuerſt den Kampf zwiſchen den Brownianern und den Gegnern derſelben, welcher in der Folge mit einer Art geführt wurde, welche den Wiſſenſchaften weder Ehre noch Gewinn brachte. Wie aus den Veränderungen des Brownſchen Syſtems durch die Bearbeitung der deutſchen Aerzte die ſogenannte Erregungstheorie entſtand, und endlich ſelbſt dieſe wieder durch die neue Naturphiloſophie verdrängt worden iſt, darüber ſ. die Art. Naturphiloſophie, Erregungstheorie und den Schluß des Art. Arzneikunde. II.

Browne (Maximilian Ulyſſes, Graf von) k. k. Generalfeldmarſchall, geboren zu Baſel den 24ſten October 1705. Sein Vater Ulyſſes von Browne, geb. 1659, ging im April 1690 mit ſeinem jüngern Bruder, Georg, unter König Jacob II. aus Irland, ward kaiſerl. Oberſter, und ſtarb 1721. Maxim. Ulyſſes diente von Jugend auf bei der kaiſerl. Armee, zeichnete ſich im italieniſchen Kriege, beſonders in den Schlachten bei Parma und Guaſtalla aus, und wurde 1739 Feldmarſchallieutenant und Beiſitzer des Hofgerichts. In den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen beförderte er das Intereſſe Maria Thereſiens mit Einſicht und Eifer, und gewann unter andern den 15. Juni 1746 gegen die Franzoſen die berühmte Schlacht von Piacenza, nahm den Paß von Bocchetta ein, und machte ſich zum Meiſter von Siebenbürgen. Im J. 1752 erhielt er das Gouvernement der Stadt Prag, ſammt der Oberbefehlshaberſtelle über alle Kriegsvölker in Böhmen, u. 1756 wurde er Feldmarſchall des kaiſerl. Heeres, eben zu der Zeit, als König Friedrich II. durch Sachſen nach Böhmen zog. Browne vereitelte die Plane des Königs durch die Schlacht bei Lowoſitz, und trat ſieben Tage nach derſelben jenen berühmten Marſch nach Sachſen an, um die zwiſchen Pirna und dem Königſtein eingeſchloſſenen ſächſiſchen Kriegsvölker zu befreien; ein Unternehmen, welches des größten Feldherrn alter und neuer Zeiten würdig geweſen wäre. Er drängte die Preußen bald darauf ganz aus Böhmen hinaus, wofür er mit dem goldnen Vließ belohnt wurde. Als Friedrich mit ſeiner ganzen Macht von neuem in Böhmen eingedrungen war, lieferte er am 7. Mai 1757 die berühmte Schlacht bei Prag. Browne mußte das Schlachtfeld räumen; er wurde tödtlich verwundet nach Prag gebracht u. ſt. den 26. Juni 1757 mit dem Ruhme, daß er nicht bloß ein großer

Feldherr, sondern auch ein Eingeweihter in der Politik und ein geschickter Unterhändler gewesen. Friedrich II. nannte ihn seinen Lehrer.

Bruce (James), wurde im Jahre 1730 in Kinnaird in Schottland geb. und in der Nachbarschaft von London erzogen. Er erregte schon früh große Hoffnungen. Nach Vollendung seiner Studien war er anfangs willens, sich als Rechtsgelehrter in Schottland niederzulassen, gab aber nachher diesen Plan auf, und kam in seinem 23. Jahre nach London, wo er als Schreiber in Indien angestellt zu werden hoffte. Hier aber lernte er die Tochter eines Kaufmanns kennen, und zog bald den asiatischen Reichthümern häusliche Freuden vor. Allein sie waren von kurzer Dauer; seine Frau starb im ersten Jahre ihrer Ehe zu Paris, wohin er sie des mildern Clima's wegen gebracht hatte. Seit dieser Begebenheit verlor er allen Geschmack an Geschäften, und suchte sich nur in der Absicht, eine Reise auf dem festen Lande zu unternehmen, im Zeichnen und in seiner Kenntniß fremder Sprachen zu vervollkommnen. Im J. 1757 besuchte er Portugal, Spanien, Frankreich und die Niederlande, und trat ein Jahr darauf, nach dem Tode seines Vaters, die väterlichen Güter an. Im J. 1761 empfahl ihm Lord Halifax eine Stelle als Consul in Algier, wobei er Gelegenheit haben würde, Afrika unter dem Schutze dieses öffentlichen Charakters bereisen zu können. Bruce nahm diese Vorschläge an, verließ England im Juni 1762, und hielt sich im Laufe desselben Jahres und einen Theil des darauf folgenden in Italien auf, um daselbst die herrlichen Denkmähler des Alterthums kennen zu lernen. Der Zeitraum, den Bruce als Consul in Algier verlebte, war durch große Schwierigkeiten und Gefahren bezeichnet. Nach mehreren Reisen, sowohl in das Innere von Afrika, als an den mittelländischen Küsten, ging er im J. 1767 nach Asien über, besuchte Balbec und Palmyra, und kehrte kränklich nach Aleppo zurück. Hier machte er sich besonders mit den Heilkräften der Natur bekannt, da ein Arzt in jenen Gegenden, die er zu bereisen sich vorgenommen hatte, in vorzüglicher Achtung steht; er verließ Aleppo im Frühling 1768 und nahm seinen Weg durch Aegypten nach Cairo, wo er sich gegen Ende desselben Jahres einschiffte, um dem Laufe des Nils hinaufwärts zu folgen. Er kam jedoch zu Wasser nicht weiter als Syene, kehrte nach Kenne zurück und benutzte eine Caravane bis Kasseir am rothen Meere, von wo aus er an Arabiens Küste bis Jedda segelte, welches der zum Sammelplatz der Waaren aus Indien für Mecca und die benachbarten Länder bestimmte Hafen ist. Hier hielt er sich einige Zeit auf, steuerte dann an der Küste hin bis zu der Meerenge am Ende des rothen Meers, und kehrte im September 1769 nach Masnah zurück, einer kleinen Insel an der afrikanischen Küste des rothen Meeres nahe an Abyssinien. Von Mühe und Gefahren umringt drang er bis Gondar, Abyssiniens Hauptstadt, vor, wo er sich in dem Schooße des wildesten Volks befand, das er noch gesehn hatte. Es hatten sich erst kürzlich in diesem Lande die Blattern verbreitet, und die fürchterlichen Wirkungen dieser Krankheit verschafften Bruce durch Anwendung der europäischen Behandlungsart sowohl bei Hofe als beim Volke großes Ansehn. Er blieb über 3 Jahren in Abyssinien, besuchte die Quellen des Nils und brachte ein ganzes Jahr damit zu, seine Reise nördlich durch Nubien und die ungeheuren Wüsten, welche dieses Land von Aegypten trennen, nach Alexandrien fortzusetzen, das er im Mai 1773 erreichte. Nach einer Abwesenheit von fünf Jahren kehrte er nach Schottland zurück, heirathete zum zweiten Mal, und schien sich allen literarischen Arbeiten entzogen zu haben, als ihn der Tod seiner Gattin 1785 Trost für

seinen Verlust in der Erinnerung seiner vormaligen Unternehmungen und der Beschreibung jener Länder zu suchen zwang, die er durchwandert hatte. Er setzte einen Bericht derselben auf, und übergab ihn dem Publicum in fünf Quartbänden im Jahre 1790. Vier Jahre nachher endete ein Sturz von einer Treppe sein Leben. Bruce war groß und stark gebaut, und von einnehmender Bildung. Sein kraftvoller Körper ertrug Anstrengungen und Entbehrungen ohne Mühe; kühn in seinen Unternehmungen, gewandt in allen körperlichen Uebungen, ruhmbegierig und eitel, brauste sein heftiges Gemüth leicht in Zorn und Argwohn auf; mit Kenntnissen mancherlei Art, mehrern neuern und ältern Sprachen ausgerüstet, entbehrte er jedoch jenen ruhigen, unbestechlichen Blick, der den Mann von tieferm Gehalte verkündigt. Seine ungegründeten Hypothesen, daß Aethiopien der Sitz der ältesten Aufklärung, daß die Falasha, Agavs und Bewohner vom Amhara und Gasat ursprünglich Abkömmlinge aus Palästina wären: seine Theorien über den Ursprung der Künste, Wissenschaften und der Handlung: seine Erzählungen von der Erbauung von Apum, Meroe und Theben und der alten Geschichte Abyssiniens scheinen des gelehrten Hartmann Urtheil im Edrisi zu rechtfertigen, daß Bruce bei vielen merkwürdigen Berichten häufig auch Lügen für Wahrheit gibt, sich oft widerspricht und den Schein von Kenntnissen annimmt, die ihm doch fehlen, so daß sein Werk nur mit großer Vorsicht gebraucht werden könne.

Bruce (Michel), der die Hauptrolle in der berühmten Befreiungsgeschichte Lavalette's spielte, ist der Sohn eines Handelsmanns in London. Von früher Jugend an den Studien ergeben, wußte er bald den zufälligen Werth des Reichthums durch Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung in Schatten zu setzen. Aber alle seine Reisen und Erfahrungen waren nicht im Stande, einen gewissen Hang nach romanhafter Exaltation in ihm zu ertödten. Als Jüngling schon trat er eine große Reise durch den Orient, Syrien, Judäa ꝛc. an, deren Resultate er in Gemeinschaft mit einer Landsmännin, welche ihn überall muthig begleitete, herausgegeben. So kam er in seinem 25. J. (1815) nach Paris, seine Erfahrung, Bildung und Kenntnisse in den orientalischen Sprachen, verbunden mit einem angenehmen Aeußern, zogen ihm allgemeine Bewunderung und Liebe zu, wofür sein jugendliches Herz keineswegs unempfindlich schien. Stets auf der Seite der Opposition seines Vaterlandes, hatte er das lebhafteste Gefühl für eine vernünftige Freiheit. Eine, nur aus seinem Hang zur Schwärmerei begreifliche Ideenassociation riß ihn hin, in Ney und Consorten die Repräsentanten und Märtyrer dieser Freiheit zu erblicken, und so bei jener berüchtigten Befreiung von Lavalette die gefährliche Hauptrolle zu spielen. Er büßte dafür drei Monate im Gefängniß zu Paris mit seinen beiden Gefährten Wilson und Hutchinson und kehrte dann nach England zurück.

Bruch (medicin.), 1. Hernia, eine Krankheit bei Menschen und Thieren, da aus irgend einer Oeffnung des Körpers ein Theil der darin enthaltenen Eingeweide heraustritt. Die gewöhnlichsten Brüche kommen am Unterleibe vor, wenn ein Theil der Gedärme und des Netzes durch eine Erschütterung oder Anstrengung des Körpers aus seiner Lage gebracht wird und sich abwärts senkt, die innere Bauchhaut (peritonaeum) vor sich her, und nach außen durchdrängt, und mit der äußern Haut eine Geschwulst bildet, die anfangs klein ist, in der Folge aber immer größer wird, je mehr von den Gedärmen sich durchdrängt. Man benennt die Brüche des Unterleibes verschieden, theils nach dem Orte, als Leistenbruch, in den Dünnen, welcher durch den sogenannten Bauch-

ring heraustritt; Schenkelbruch, der an der innern Seite des Schenkels hervortritt; Nabelbruch, wo die Theile durch die nicht geschlossene Nabelöffnung sich hervordrängen; theils nach dem, was sie enthalten, entweder Darmbruch, Netzbruch, Windbruch. Der Leistenbruch kommt am öftersten vor. Man wird anfangs bloß eine kleine Geschwulst, von der Größe einer Haselnuß, meistens nach irgend einer Anstrengung oder Erschütterung, in den Weichen gewahr, die zuweilen von selbst, oder doch jedesmal im Liegen bei gelindem Drucke wieder verschwindet, aber immer wiederkömmt und immer größer wird. Die vorbereitenden Ursachen sind Erschlaffung und Schwäche der äußern Haut und der Bauchmuskeln, daher auch Brüche jetzt viel häufiger sind, als ehedem. Heftiger Husten, Fallen, Sprünge u. s. w. selbst Blähungen und bei Kindern heftiges Schreien, können Veranlassung dazu geben. Der angeborne Bruch kömmt auch öfters bei Kindern, besonders bei Knäbchen vor, die ihn gleich bei der Geburt an sich haben. Der Wasserbruch gehört nur der Benennung wegen hierher, indem es bloß eine Anhäufung wäßriger Feuchtigkeiten in der Scheidenhaut eines Testikels oder des Samenstranges ist, und auch bei Kindern oft vorkommt. Jeder Bruch ist ein beschwerlicher Zufall, und kann, wenn er vernachlässigt wird und sich entzündet, wozu Einklemmung desselben, wenn er nicht wieder zurückgeht und hartnäckige Verstopfung des Stuhlgangs verursacht, oft Veranlassung giebt, gar bald den Tod verursachen. Das beste Mittel, sich vor Gefahr zu schützen, ist, den Bruch sobald als möglich wieder zurückzubringen und ein Bruchband zu tragen, welches ihn verhindert, sich wieder herauszudrängen. Man hat auch den Hirnbruch bei Kindern, wo das Gehirn sich vordrängt; den Magenbruch in der Magengegend. 2. Knochenbruch, Verletzung des Zusammenhangs der Knochen. Oefter trifft es die Röhrenknochen, daher Armbrüche und Beinbrüche am häufigsten vorkommen. Zur Heilung dieser Brüche gehört, daß die Theile zuvörderst wieder in die richtige Lage gebracht, was bei den langen Knochen durch Ausdehnung des Gliedes geschieht, und dann durch Binden und Schienen so lange darin erhalten werden, bis der aus den Bruch-Enden ausschwitzende und sie wieder verbindende Knochensaft (callus) verhärtet ist. H

Brücke. Was Brücken sind, weiß ein Jeder. Wir wollen hier einige historische Nachrichten über die Brücken der Alten mit Berichten über die neuesten Prachtbrücken in England verbinden, ohne uns in Erörterungen einzulassen, welche den höheren Baukünstler allein interessiren würden. Es ist gefragt worden, ob die Alten Bogenbrücken gehabt, oder ob die Letztern aus bloßen geradlinigen Verbindungen zusammengesetzt gewesen seien. Es läßt sich nun nicht läugnen, daß die Griechen schon Gewölbe und Dome kannten: denn das Wort Tholos bedeutet zuverlässig einen Dom, oder ein Zimmer mit einer Kuppel, und so hieß deßwegen der Speisesaal, worin die Prytanen schmausten. So sieht man wirklich noch Bogen und Gewölbe in den Ueberresten der alten griechischen und römischen Baukunst, und die herrlichen Wasserleitungen, besonders im südlichen Frankreich beweisen, daß die Römer allerdings in Gewölben zu bauen verstanden. In den neuesten Zeiten hat man besonders in England die Pollhamische Theorie der Brückenwölbung auf das glücklichste ausgeübet. Smeaton, Telford, Darby, Paine und Walker sind die größten Brückenbaumeister in England. Die neuesten und berühmtesten Brücken, die selbst die eisernen übertreffen, sind: die Vauxhallbrücke, die Southwarksbrücke und die Waterloobrücke. Die Bogen dieser Brücken sind durchgehends nach der Kettenlinie ge-

wölbt. An Solidität übertrifft die Waterloobrücke alle übrigen. Sie besteht aus neun Bogen, von denen jeder 120 Fuß Spannung und 35 Fuß Höhe hat. Die Brückenpfeiler 20 Fuß dick, von großen Granitblöcken aufgeführt. Die obern Zwischenräume der Bogen sind zum Theil mit Mauersteinen, zum Theil mit Erde, oder Sand ausgefüllt. Die Brückenstraße ist 28 Fuß breit, und hat noch an jeder Seite einen Weg für die Fußgänger von sieben Fuß Breite. Diese Brücke wird in jeder Rücksicht als ein Triumph der neueren Baukunst angesehn.

Brückenbrüder, s. Brüderschaften.

Brüder und Schwestern des freien Geistes nannte sich eine Gesellschaft von Separatisten, die im 13. Jahrh. am Rheine aufkamen, weil nach biblischen Stellen, die sie mißverstanden Christen keinem Gesetze mehr unterthan und zur Freiheit der Kinder Gottes gelangt wären. Diese Freiheit suchten sie in der Absonderung vom herrschenden Kirchenthume, hielten allen äußern Gottesdienst für überflüssig und geriethen dabei auf Schwärmereien, womit sie die Wahrheiten des Christenthums wunderlich vermengten. Pantheistische Phantasien mischten sie in den Glauben; durch den Dünkel sittlicher Vollkommenheit verwirrten sie die Moral, und weil sie sich einbildeten, alle sinnlichen Triebe ersticken und jeder Versuchung Trotz bieten zu können, arteten ihre Tugendproben (z. B. gänzliche Entkleidungen im Umgange beider Geschlechter, unschickliche Vertraulichkeiten) bald in schamlose Unzucht aus, die ihnen den Spottnamen Schwestrones zuzog; einige sollen sogar ihre Laster mit der Behauptung, daß körperliche Handlungen die Seele nichts angingen, beschönigt haben. Die Synoden zu Cöln 1306 und zu Trier 1310 beschlossen ihren Untergang und in den Verfolgungen, die nun über sie ergingen, wurden sie theils bekehrt, theils getödtet oder zerstreut. Ihre Reste verloren sich unter den Begharden und scheinen zum Theil nach Böhmen gekommen zu sein, wo man während der Hussitischen Unruhen ähnliche Separatisten entdeckte. Vergl. den Art. Adamiten.

Brüdergemeinde (evangelische) oder Brüderunität läßt sich die unter dem Namen der Herrnhuter bekannte Religionsgesellschaft am liebsten nennen. Sie entstand aus Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten böhmischen oder mährischen Brüder (s. d. Art. Böhmische Brüder), welche sich im Jahre 1722 unter Begünstigung des Grafen Zinzendorf auf dem Gebiete seines Rittergutes Berthelsdorf in der Oberlausitz, an der Mittagsseite des Hutberges, anbauten, und ihre Colonie Herrnhut nannten. Erst als mehrere nachgekommene böhmische und mährische Exulanten den Ort vergrößerten, und die Verschiedenheit der Colonisten in ihren Religionsbegriffen das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft über feste Regeln des Glaubens und Lebens fühlbar machten, wurden, unter Leitung des schon früher von der Idee einer Gemeinde nach dem Muster der ersten apostolischen eingenommenen Grafen Zinzendorf, gewisse Vereinigungspuncte festgesetzt, in denen man die Unterscheidungslehren der verschiedenen protestantischen Confessionen, deren Verwandte sich hier versammelt hatten, unberührt ließ, nur die Grundwahrheiten des Christenthums als Glaubensartikel annahm, und eine nach den Satzungen der alten mährischen Brüderkirche geregelte Verfassung und Kirchenzucht einführte. Unter dem Namen eines freiwilligen Einverständnisses nahmen alle Einwohner Herrnhuts 1727 diese Statuten an, und bildeten so den ersten Stamm der Brüdergemeinde, als deren Stifter der von nun an ganz für sie lebende Zinzendorf (s. d. Art.) anzusehen ist. Die

Nachkommen jener Exulanten, denen bald durch landesherrliche Verbote untersagt wurde, noch mehrere ihres Gleichen aus Böhmen und Mähren aufzunehmen, machen, wie leicht begreiflich, nur den kleinsten Theil dieser jetzt so zahlreichen Gemeinde aus. Um daher den verschiedenen protestantischen Glaubensverwandten den Zutritt zu erleichtern und die Einigkeit zu erhalten, finden bei den Herrnhutern drei Tropen oder Arten des Lehrbegriffs Statt, der mährische, zu dem die von jenen Exulanten abstammenden, und alle, weder aus der lutherischen noch aus der reformirten Kirche beigetretenen Mitglieder gehören, der lutherische und der reformirte. Kinder folgen jederzeit dem Tropus ihrer Aeltern, und der Uebertritt von einem zum andern ist weder erlaubt noch nöthig, da die Verschiedenheit dieser Tropen im Innern der Gemeinde verschwindet, und alle Glieder in den Lieblingsvorstellungen und Ausdrücken ihres religiösen Gefühls, der als ein Erbtheil der eigenthümlichen Sinnesart des Stifters auf die Gemeinde übergegangen sind, und in der Unterwürfigkeit gegen ihre Verfassung und Kinderzucht mit einander übereinstimmen. Doch wollen sie keinesweges für eine besondere Religionspartei gehalten sein, sondern setzen ihr Eigenthümliches nur in eine genauere Verbindung zur Gottseligkeit, und haben, obwohl Zinzendorfs und Spangenbergs Schriften bei ihnen in großem Ansehn stehen, keinen eigenen, durch besondere symbolische Bücher fixirten Lehrbegriff. Vielmehr erklärten sie sich, wo die Regierungen darnach fragten, ausdrücklich für Verwandte der augsburgischen Confession, und wurden auch in mehreren Staaten dafür anerkannt. Weil indes jene bekannten, oft nur zu sehr ins Sinnliche hinüberspielenden, oder jetzt durch einen bessern Geschmack zum Theil antiquirten Religionsvorstellungen und Bilder unter ihnen eher im Schwange gingen, als sie an eine zusammenhängende Darstellung ihrer Glaubenslehre gedacht hatten; so nahm auch diese nach und nach eine eigenthümliche Gestalt an, welche sich von dem Lehrbegriffe der protestantischen Kirchen merklich unterscheidet. Der Hauptcharakter ihrer religiösen Ansicht besteht darin, daß sie die Religion mehr als Sache des Gefühls, denn als Sache des Verstandes betrachten, und, in so fern sie subjective Ueberzeugung wird, für ein gläubiges Ergreifen der evangelischen Wahrheit erklären, dabei aber besonders an gewissen selbst erfundenen Wahrheiten und den Bildern hängen, in welche das neue Testament die Lehre von der Erlösung durch Christum einkleidet; besonders halten sie sich an die Idee des Mittleramtes Christi, und denken ihn am liebsten unter dem Bilde des Lammes, das der Welt Sünde trägt. Uebereinstimmend mit dem Protestantismus nennen sie zwar das demüthige Gefühl der Sündhaftigkeit den Grundzug der christlichen Gesinnung; allein dadurch entfernen sie sich von seinem Ernste, daß sie in diesem Gefühle eine gewisse Süßigkeit, einen Seelengenuß finden. Uebereinstimmend mit dem Protestantismus halten sie die Bibel für Gottes Wort und für die Erkenntnißquelle der Offenbarung; das aber ist ihnen eigenthümlich, daß sie die Bibel nur als den Grund einer Offenbarung betrachten, welche der Heiland in der Gemeinde immer fortsetze und wiederhole; den christlichen Glauben als eine innere Empfindung der Wirkung Jesu beschreiben, und auch in den überschwenglichen Gefühlen dieser Gnadenwirkung eine Erkenntnißquelle der Religion finden. Denn die Lehre von der immerwährenden Regierung Christi über seine Kirche haben sie weitläufig ausgemahlt und auf alle Lebensverhältnisse angewendet. Nur in dem Heilande erkennen und verehren sie die Gottheit; alle Werke in der sinnlichen und übersinnlichen Welt schrei-

den sie ihm zu; im Namen des Heilandes thun sie Alles, was sie beschließen und unternehmen, und jede bedeutende Verfügung wird von ihnen durch die Worte: „der Heiland will es," motivirt. Eine ausdrückliche Erklärung seines Willens ist ihnen die Entscheidung durch das Loos, dessen sie sich in allen Fällen einer zweifelhaften Wahl, als bei Amtsbesetzungen, Missionsangelegenheiten, Verheirathungen u. dgl. bedienen. Jedoch bindet das Loos nur denjenigen, welcher looset, nicht aber nothwendig auch die, für welche gelooset wird, so daß ein Mann die ihm durch das Loos zuerkannte Braut, und diese wiederum den auf diese Art ihr angetragenen Bräutigam ausschlagen kann. Ungeachtet mancher Verirrungen, welche da, wo das Gefühl vorwaltet, unvermeidlich sind, verdient jedoch der durchaus practische Zweck ihrer Vereinigung, eine Gemeinde wahrhaft religiöser, von den Lastern der Welt abgesonderter, durch Arbeitsamkeit gemeinnütziger, zufriedener und in einer weisen Beschränkung glücklicher Menschen zu bilden, ganz den Beifall, den er bei Gutgesinnten gefunden hat. Dabei haben sie sich überall nach den Umständen gerichtet und die Maximen der Weltklugheit beobachtet, ohne welche ihre schöne Idee, eine Christokratie, d. h. ein sittliches Reich, wo allein Christus regiert, zu errichten, nicht in so großem Umfange zur Ausführung gekommen sein würde; denn jene Ansichten, Phantasien und Bilder, welche ihre Theologie charakterisiren, und nur vermittelst ihrer Lieder und Lehrvorträge in Umlauf und Andenken erhalten werden, möchten bei den Veränderungen des Zeitgeistes nicht hinreichend sein, die Glieder ihrer Gemeinde zusammenzuhalten, wenn sie dafür nicht auf das zweckmäßigste durch eine Communverfassung und Disciplin gesorgt hätten, in der die systematische Consequenz, die ihrer Glaubenslehre abgeht, mit bewundernswürdiger Genauigkeit durchgeführt ist. Sämmtliche Mitglieder der Unität sind nach Geschlecht, Alter und Lebensverhältniß in Chöre abgetheilt, daher man in jeder Gemeinde ein Kinder-, Knaben-, Mädchen-, ledige Brüder-, ledige Schwestern-, Ehe-, Witwer- und Witwenchor findet. Jedes Chor hat seinen Chorhelfer, der die Seelsorge und Sittenzucht, und seinen Chordiener, der die äußern Angelegenheiten des Chors besorgt. Bei den weiblichen Chören werden diese Aemter von weiblichen Personen verwaltet und bei öffentlichen Verhandlungen durch eigene Curatoren vertreten. Die ledigen Brüder wohnen mit den aus der Schule entlassenen Knaben in dem Brüderhause, einem großen Gebäude, worin sie mit allerlei Künsten und Handwerken beschäftigt und zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen angehalten werden, zusammen. Eine gleiche Einrichtung hat das Schwesternhaus, in dem auch zur Bedienung keine Mannsperson zugelassen wird, und größere Gemeinorte haben auch ähnliche Häuser für Witwer und Witwen. Bemittelte oder in Diensten stehende Glieder dieser Chöre dürfen sich auch, mit besonderer Erlaubniß der Obern, bei ihren Familien und Principalen aufhalten. Das Chechor besteht aus sämmtlichen Ehepaaren in der Gemeinde, welche zwar in Privathäusern wohnen und ihre Geschäfte treiben, aber, wie die Mitglieder der übrigen Chöre, unter der Aufsicht und Berathung der Chorbeamten stehen. Durch diese Chorbeamten wird die Aeltestenconferenz jeder Gemeinde von dem, was in den Chorhäusern und Familien vorgeht, in Kenntniß gebracht. Diese alle Angelegenheiten der Gemeinde leitende Behörde besteht aus dem Gemeindehelfer, welcher als der oberste Vorsteher der Gemeinde den Vorsitz führt, dem Ortsprediger und dem Chorbeamten. Beigeordnet ist ihr ein Aufsehercollegium, welches über den Nahrungsfond und die

Polizei wacht, auch Streitigkeiten schlichtet. Beide Behörden machen, mit Zuziehung eines engern Ausschusses aus der Gemeinde, die große Helferconferenz aus, welche die gewöhnlichen allgemeinen Angelegenheiten in Ueberlegung zieht, und den beiden obern Behörden zur Entscheidung übergibt. Zur Berathung über außerordentliche Angelegenheiten vereiniget sich mit diesen Collegien ein weiterer Ausschuß, und bildet mit ihnen den Gemeinderath. Die Beamten der Brüdergemeinde sind Bischöfe, welche die Prediger ordiniren und über die Erhaltung der kirchlichen Ordnung wachen, übrigens aber weder bestimmte Sitze noch eigene Sprengel oder Diöcesanrechte haben; Seniores und Conseniores civiles, welchen die Sorge für die äußere Verfassung und die Verhältnisse zu den respectiven Landesobrigkeiten obliegt; Presbyter oder Prediger, welche entweder bei Gemeinden angestellt sind, oder zu Missionen gebraucht werden; Diaconen, welche den Predigern beigeordnet sind, und Diaconissen, welche sich mit der Seelenpflege und Berathung des weiblichen Geschlechts beschäftigen. Der Mittelpunct der in so viele Zweige getheilten Aufsicht und Gewalt war, so lange er lebte, der Graf Zinzendorf, welcher der Gemeinde unter dem Namen eines Ordinarius vorstand. Aus den ihm zur Hülfe beigegebenen Bischöfen und Aeltesten bildete sich ein Collegium, welches unter dem Namen Unitätsältesten-Conferenz gegenwärtig die Angelegenheiten der ganzen Gesellschaft dirigirt. Der Sitz dieses Directoriums ist nicht bestimmt; seit dem Jahre 1789 hält es sich zu Berthelsdorf bei Herrnhut auf. Nach der Verschiedenheit seines Geschäftskreises wird es in vier Departements getheilt: in das Helferdepartement, welches die reinkirchlichen Sachen besorgt und die Stelle eines Oberconsistoriums vertritt; das Aufseherdepartement, welches über die Aufrechterhaltung u. Disciplin wacht; das Dienerdepartement, welchem die ökonomischen Angelegenheiten anvertraut sind, und das Missionsdepartement, welches die Sachen der Heidenbekehrung leitet. Ohne Wissen u. Willen dieser Behörde kann in keiner Gemeinde etwas Wichtiges geschehen oder unternommen werden; aber ungeachtet ihres großen Ansehens und Einflusses bleibt sie doch den die ganze Unität repräsentirenden Synoden verantwortlich, welche sie, so oft es die Umstände erfodern und erlauben, zusammenberuft. An diesen Synoden, welche sonst wohl in zwölf Jahren zweimal gehalten wurden, jetzt aber wegen der Kriege seit beinahe zwanzig Jahren nicht Statt finden konnten, nehmen, außer den Unitätsältesten, selbst alle Bischöfe, Civilsenioren, Vorsteher der Tropen, die Herrschaften der Gemeinorte, welche Mitglieder der Unität sind, Abgeordnete von jeder Gemeinde und einige erfahrene Schwestern Theil. Die Versammlungen derselben dauern mehrere Monate, und haben meist wichtige Veränderungen zur Folge; ein Auszug ihrer Beschlüsse, Synodalverlaß genannt, kommt zur Kenntniß aller Glieder der Unität. Außerdem sorgt die Unitätsältesten-Conferenz durch das Wochenblatt und die jährlich erscheinenden Memorabilien für die Erhaltung der Verbindung und Bekanntschaft aller Glieder mit dem Zustande und den Angelegenheiten der gesammten Unität, und gibt zum Anhalte der täglichen Andacht jährlich die sogenannten Losungen, d. h. die für jeden Tag im Jahre bestimmten biblischen Denksprüche aus, von denen jedes Mitglied der Brudergemeinde ein Exemplar erhält. Für die tägliche Erbauung ist durch eine das Herz ungemein ansprechende Anordnung der gottesdienstlichen Versammlungen gesorgt. Sie werden in einem geräumigen, lichten, und nur durch die

sorgfältigste Reinlichkeit geschmückten Saale, wo ein grünbehangener Tisch die Stelle des Altars vertritt, täglich dreimal, und nie länger als dreiviertel Stunden gehalten, nämlich Vormittags die Kinderstunde, an der auch Erwachsene Theil nehmen können, Abends gegen 7 Uhr, wenn die Arbeiten des Tages geendigt sind, die Gemeinstunde mit einem Lehrvortrage oder einer biblischen Vorlesung, und um 9 Uhr die Singstunde, wo Liederverse, die sich auf die Losung des Tages beziehen, gesungen werden. Sonntags wird früh um 8 Uhr die Gemeinlitanei gebetet, gegen 10 Uhr eine Predigt (wozu man in Barby die Schloßkirche benutzt), Nachmittags um 2 Uhr eine Kinderstunde, um 3 Uhr eine Homilie für das Ehechor allein, gegen 5 Uhr eine Singstunde für die Abendmahlsgenossen und Abends die Gemeinstunde gehalten. Auch in der Woche finden zu schicklichen Zeiten Homilien für die einzelnen Chöre und liturgische Versammlungen Statt, in welchen letztern Brüder und Schwestern im Gesange abwechseln, und jeder Theilnehmende seinem Nachbar zum Zeichen des Liebesbundes der Gemeinde den Friedenskuß gibt. Jeder vierte Sonntag heißt ein Gemeintag, weil an demselben die Nachrichten des Wochenblatts vorgelesen werden. Außerdem feiert noch jede Gemeinde gewisse Gedenktage zur Erinnerung an die wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte der Unität und des Orts, und jedes Chor seine Feste. Der Jahresschluß wird in der Mitternacht des letzten Decembers mit Vorlesung der Memorabilien der Unität begangen. Besonders rührend und eindringlich ist die Feier des Abendmahls, welches alle, die dazu fähig sind, jeden vierten Sonnabend Abends genießen. Die Stelle der Beichte vertritt das sogenannte Sprechen acht Tage lang vor dieser Feier, wobei jeder Chorhelfer sich mit den Communicanten seines Chors einzeln über ihren Seelenzustand bespricht. Das Fußwaschen findet jetzt nur noch am grünen Donnerstage Statt. Eine Stunde vor jedem Abendmahlsgenusse wird, nach dem Muster der Agapen der apostolischen Kirche, das Liebesmahl gehalten, wobei die Gemeindeglieder unter Gebet und Gesang Thee mit Milch und Backwerk genießen. Nachahmungswürdig ist der religiöse Gebrauch der Musik bei den Herrnhutern; sie dient ihnen im Leben zur Erquickung, Sänftigung und Erhebung, und verschönert selbst den Tod, den sie ein Heimgehen nennen. Sobald Jemand gestorben ist, wird ein Lied vom Thurme mit Posaunen geblasen, aus dessen Melodie man erkennen kann, zu welchem Chore der Verstorbene gehörte, weil jedes seine eigenen Sterbelieder hat. Klage und Trauer findet nicht Statt. Unter Posaunenschall wird die Leiche im hellangestrichenen Sarge auf dem Gottesacker, der einem Garten gleicht, getragen. Die Heimgegangenen gehören der himmlischen Gemeinde an, und die Sterbenden freuen sich, ihr zugesellt zu werden. Am Ostermorgen zieht die Gemeinde bei Sonnenaufgang mit Musik auf den Gottesacker, und feiert in der Freude über die Auferstehung des Herrn das Andenken an die im letzten Jahre verstorbenen und nun mit ihm lebenden Glieder. Diese in der ganzen Unität gleichmäßig eingeführten disciplinarischen und gottesdienstlichen Anstalten können die Wirkung, allen Gemeindegliedern eine ziemlich gleiche Stimmung zu geben, um so weniger verfehlen, da die Cultur der Wissenschaften, welche die Meinungen trennt, im Allgemeinen eher Widerstand als Beförderung bei dieser Gesellschaft findet. Um die Jugendbildung haben die Herrnhuter wesentliche Verdienste; ihre Erziehungsanstalten, bei deren Einrichtung Zinzendorf die Frankischen in Halle vor Augen hatte, dienten bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland zum

Muster, und noch jetzt gibt man Knaben und Mädchen meist mit gutem Erfolg in ihre Pensionen, weil ihre Jugendlehrer, selbst durch Subordination und Gewöhnung gebildet, was den Kindern durch consequente Beherrschung und strenge Gewöhnung Gutes angeeignet werden kann, wohl herzustellen verstehen. Besonders haben ihre Institute vor andern Schulen den Vorzug, daß die kindlichen Gemüther darin frühzeitig eine religiöse Richtung erhalten. Die Mädchenanstalt in Herrnhut und die Knabenanstalt in Niesky stehen in vorzüglichem Flor; beide gehören, wie die Kinderanstalten zu Fulneck, dem Hauptgemeinorte in England, der gesammten Unität, welcher darin die Waisen arm verstorbener Beamten und Diener erziehen läßt. Allgemeine Unitätsanstalten sind auch das Pädagogium in Barby, welches für Knaben, die sich den Studien widmen wollen, die Stelle eines Gymnasiums, und das Seminarium oder Collegium academicum zu Niesky, welches die Stelle der Universität vertritt. Letzteres ist vorzüglich zur Bildung der Prediger bestimmt, und macht auf den Ruhm einer tiefen, ausgebreiteten Gelehrsamkeit keinen Anspruch. Ueberhaupt verengen die vielen disciplinarischen Rücksichten, welche die Herrnhuter nehmen, den Blick zu sehr, als daß sich jemals ein freies wissenschaftliches Streben bei ihnen hätte zeigen können. Ihre Prediger, die ohnehin keinen besondern Stand ausmachen, erheben sich in ihrer Bildung nur selten viel über die ungelehrten Brüder, und wenn einige in ihren Lehrvorträgen durch Salbung und Herzlichkeit zu ersetzen wissen, was ihnen an Gedankenfülle und Beredsamkeit abgeht, so fällt die Kunstlosigkeit Anderer nicht selten ins Triviale und Abgeschmackte, was um so leichter geschehen kann, da auch Unstudirte zu Lehrämtern gelangen, und überall bei der Wahl mehr auf persönlichen Glauben, Anhänglichkeit an die Sache der Gemeinde und practische Brauchbarkeit, als auf vorzügliche Talente und wissenschaftliche Bildung gesehen wird. Daher trifft man unter den herrnhutischen Beamten mehr erfahrene, kluge und anstellige Menschen, als eigentliche Gelehrte, und die Mehrzahl der Brüder und Schwestern lebt in einer Beschränktheit und Unkunde dessen, was nicht gerade in der Gemeinde recipirt ist, oder ihr besonderes Gewerbe betrifft, wobei sie den aus der Abgeschlossenheit ihres Systems und aus ihrer Absonderung von der übrigen Welt hervorgehenden Geisteszwang, die in ihrer Seelenpflege merkbare Herrschaft über die Gewissen und die geistliche Vormundschaft, in der sie von ihren Obern erhalten werden, weniger drückend finden mögen. Darum konnte aber auch der veränderliche Geist der Zeit sie weniger, als man bei ihrem vielseitigen Handelsverkehr denken sollte, berühren; und wenn sie auch seit mehreren Jahrzehenden Manches in den Formen ihrer Liturgie und Verfassung geändert haben, so blieben sie doch bis jetzt ziemlich frei vom Einflusse der Mode. Dieß zeigt sich nicht blos in dem Stillstande ihrer Denkart, sondern auch in ihren Sitten und Trachten. Noch immer sieht man bei ihnen die den Unterschied der Stände wenigstens äußerlich ausgleichende ähnliche Kleidung, die Brüder grau und braun, die Schwestern mit ihren glatt anliegenden Häubchen, an denen die Farbe des Halsbandes das Chor andeutet, zu dem sie gehören; feuerroth tragen es die jungen Mädchen, blaßroth die ledigen Schwestern, blau die Ehefrauen und weis die Witwen. Noch immer werden andere als unschuldige Gesellschaftsspiele nicht bei ihnen geduldet, Karten und Würfel sind nicht einmal in ihren Gemeinlogis (Gasthäusern) zu finden; auch Tanz und Romanenlectüre gestatten sie nicht, wie überhaupt kein Vergnügen, das die Geschlechter, die selbst auf den Spaziergän-

gen einander vermeiden müssen, zusammenbringt. So wird das Erwachen der Geschlechtsliebe vor der Ehe auf alle Weise verhütet, und selbst junge Leute, die man mit einander verheirathen will, sehen und sprechen sich in der Regel nicht eher, als bei einer unter Aufsicht der Aeltesten veranstalteten Zusammenkunft. Wer gegen die Gemeindeordnung und Sittlichkeit fehlt, wird erst durch liebreiche Ermahnungen, und wo diese nicht fruchten, durch den Bann gezüchtiget, der in der Ausschließung vom Abendmahle und andern Zurücksetzungen besteht, oder endlich veranlaßt, aus der Gemeinde zu treten. Eins der wirksamsten Mittel, jede Unsittlichkeit von ihnen abzuhalten, ist die anhaltende und angemessene Beschäftigung, die sie allen Gliedern ihrer Gemeinde zu geben wissen. Ihre Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit in Künsten und Handwerken, die Ausbreitung und Lebhaftigkeit ihres Handels ist rühmlich bekannt, und ohne die Industrie wäre es auch unbegreiflich, wie sie die bedeutenden Ausgaben für ihre öffentlichen Anstalten und Unternehmungen bestreiten könnten. Die Sage von einer Heilandscasse, in welche jedes Mitglied sein Vermögen werfen müsse, ist gänzlich ungegründet. Allerdings aber verwaltet die Unitätsältesten-Conferenz eine der ganzen Gesellschaft angehörende Casse, welche durch die Einkünfte von den Gemeingütern, durch den Gewinn an 10 Procent von allen Handelsartikeln der Gemeinde, durch jährliche Beiträge der Mitglieder und durch Vermächtnisse erhalten wird. Die Abgaben jedes contribuablen Bruders mögen im Durchschnitt jährlich gegen 10 Thaler betragen. Wenn man sie aber auch geringer anschlägt, so müssen die Einkünfte der Casse sehr bedeutend sein, da sich gegenwärtig die Gesammtzahl der beitragsfähigen Mitglieder auf 100,000 beläuft. Die Summe aller Seelen der Brüdergemeinde wurde, mit Einschluß der Negergemeinden, schon im J. 1786 auf 500,000 geschätzt. So hat sich diese Gesellschaft, die im J. 1727 nicht über 3 bis 400 Seelen zählte, allmählig vergrößert und erweitert. In der Oberlausitz zeichnen sich die Gemeinorte Herrnhut, Niesky bei Görlitz und Kleinwelke bei Bautzen, in Schlesien Gnadenfrei bei Schweidnitz, Gnadenberg bei Bunzlau, Neusalz und Gnadenfeld bei Cosel aus. Ansehnlich sind auch die Gemeinden zu Neudietendorf bei Erfurt, zu Ebersdorf bei Lobenstein, zu Christiansfeld im Schleswigschen und zu Zeyst bei Utrecht. Außerdem gibt es geduldete Herrnhutergemeinden mit eignen Versammlungssälen in Basel, Amsterdam, Harlem, Copenhagen, Stockholm, Berlin, Neuwied, wohin die 1758 von Herrenhag und Marienborn im Isenburgischen vertriebene Gemeinde ging und ein besonderes Stadtviertel anbaute, Petersburg und Moskwa. In Rußland wurden sie 1764 privilegirt, und bauten den durch den Verkehr mit den Tartaren und Kalmücken merkwürdigen Gemeinort Sarepta im astrachanischen Gouvernement. Besonders aber haben sie in England Eingang gefunden, wo sie durch eine Parlamentsacte vom J. 1749 als eine alte bischöfliche Kirche anerkannt sind. Ueberall haben sie sich des Schutzes der Regierungen würdig bewiesen. Sie gehören wegen ihrer Verträglichkeit, Industrie und Genügsamkeit zu den besten Staatsbürgern, beobachten überall die Landesgesetze, und tragen die bürgerlichen Lasten, ob sie gleich in der Verwaltung ihres Gemeinwesens und in ihrer kirchlichen Einrichtung unabhängig zu bleiben wünschen. Ihre Colonien außer Europa entstanden durch ihre Missionen, denn fortwährend haben sie das verdienstliche Geschäft der Heidenbekehrung mit dem unverdrossensten und verständigsten Eifer betrieben. Ihre erste Mission

nach St. Thomas ward von Zinzendorf im J. 1732 unter Begünstigung der dänischen Regierung veranstaltet. Die meisten und blühendsten Colonien haben sie in Nordamerika gegründet, wo ihr Hauptort Bethlehem heißt. Auch in Grönland und auf vielen Inseln der neuen Welt gibt es herrnhutische Pflanzungen, und selbst zu den Hottentotten am Cap haben sie Glaubensboten gesandt. Weniger glückliche Fortschritte macht ihre Heidenbekehrung in Ostindien; doch ist schon das, was sie bisher geleistet haben, ein unverkennbarer Beweis des göttlichen Segens, der ihre menschenfreundlichen Bemühungen begleitet. Da indeß ganze Staaten und Völker ihre Lehre und Verfassung annehmen, und sich der Brüdergemeinde einverleiben möchten, was wohl bisweilen von den Bewunderern ihrer Tugenden gewünscht worden ist, scheint weder möglich noch dienlich. Der Herrnhutismus eignet sich nur für kleine Gemeinden; er würde als Maxime der Staatsverwaltung und Polizei, oder auch nur als Religionsverfassung großer Reiche, seine Vorzüge mit seinem wahren Character verlieren. Bleibt aber die Brüdergemeinde, was sie ist, so wird sie sich, ungeachtet ihrer Eigenheiten und der seltsamen Mischung von Freiheit und Zwang, von Sanftmuth und Härte, von Einfalt und Schlauheit, von Milde und Eigennutz, die man in ihrer Verfassung, Denkart und Handlungsweise wahrnimmt, durch treues Festhalten ihres vortrefflichen Endzwecks, als ein ehrwürdiges Denkmahl der Religiosität einer nun verschollenen Zeit, als eine schätzbare Bewahrerin der protestantischen Unterscheidungslehren und als ein Muster der stillen Tugenden, die den Menschen glücklich machen, noch lange unter uns in Ansehn und Gedeihen erhalten. E.

Brüderschaften (Religiöse), sind Gesellschaften zu frommen Uebungen und wohlthätigen Zwecken, die das Bestreben, die geistlichen Orden nachzuahmen, schon im Mittelalter häufig zusammenbrachte. Vom 12. bis in das 15. Jahrhundert kannte man nichts Heiligeres und Verdienstlicheres, als solche Orden stiften oder ihnen angehören. Laien, die es bleiben und keine Klostergelübde ablegen wollten, schlossen daher engere Verbindungen, um neben ihrem Weltleben doch bei gewissen Gelegenheiten als Religiosen zu erscheinen; anfangs gewöhnlich ohne kirchliche Autorität, weshalb mehrere dieser Gesellschaften, die die Anerkennung der Kirche nicht erlangten oder nicht suchten, den Character eines Separatismus annahmen, der sie in den Verdacht der Ketzerei brachte, z. B. die Beguinen und Begharden, die Brüder und Schwestern des freien Geistes, die Apostelbrüder, die Geißler oder Flagellanten und Kreuzbrüder (s. diese Art. und im Art. Orden die Franciscaner, deren dritter Orden ähnliche Erscheinungen aufweißt). Die Kirche hat sie längere oder kürzere Zeit geduldet, aber endlich doch als Ketzer verfolgt und unterdrückt. Selbst die alten Baucorporationen oder Brüderschaften der Bauleute und Gewerken, von denen der Freimaurerorden seinen Ursprung herleitet, ließen bisweilen Zunftgeheimnisse errathen, deren religiöser Gehalt auf eine eigenthümliche, in den Augen der Kirche verfängliche Gnosis und Symbolik hindeutete (s. Freimaurer). Anders verhält es sich mit den unter kirchlicher Aufsicht entstandenen oder doch von der Kirche bestätigten frommen Brüderschaften, die keine Geheimnisse, sondern anerkannt löbliche Zwecke theils zu der wegen Mangel an Polizei- und Armenanstalten nöthigen Aushülfe der Reisenden, Schutzlosen, Bedrängten, Kranken und Verlassenen, theils zur Befriedigung einer

Buß- und Andachtsbedürfnisse hatten. Von dieser Art waren die Brückenbrüder (fratres pontifices), welche vom 13. bis in das 15. Jahrhundert im südlichen Frankreich blühten, Brücken, Fähren, Hospize und bessre Wege anlegten und unterhielten, über die Sicherheit der Heerstraßen wachten und durch Almosen und Schenkungen bedeutende Reichthümer erlangten, die, nachdem dieser aus Rittern, Mönchen und Arbeitern zusammengesetzte Orden unter üppigen Großmeistern seiner ersten Bestimmung ungetreu und von Pius II. aufgehoben worden war, den Johannitern zufielen; ferner die ihnen ähnlichen Ritter und Gesellen der h. Hermandad (s. d. Art.) in Spanien, die Familiaren und Kreuzträger im Dienste der spanischen Inquisition (s. d. Art. Inquisition), die Kalandsbrüder in Deutschland (s. d. Art.) u. a. m. Die Bestimmung, Kranke und Gefangne zu besuchen, Almosen zu sammeln und auszutheilen, Missethäter zu trösten und auf den Richtplatz zu begleiten, Todte zu begraben und für Hingerichtete oder aufgefundene Leichen Seelenmessen zu veranstalten, wählten sich die Alexianer (nach dem h. Alexius, ihrem Patron), welche zu Anfang des 14. Jahrhunderts in den Niederlanden meist aus den untern Volksclassen entstanden, mit einem weiblichen Zweige, den schwarzen Schwestern, vermehrt, sich bis in die Rheinlande verbreiteten und, obwohl Laien, Häuser hatten und unter geistlicher Führung zwei Provinzen ihres Ordens bildeten, übrigens nach ihren schlechten Wohnungen Celliten oder Cellbrüder, wegen ihrer leisen Klaggesänge (Lullen) bei Beerdigungen Lollharden oder Rollbrüder, wegen ihrer Mäßigkeit Matemans genannt wurden und in Antwerpen, Utrecht und Cölln in den noch jetzt bestehenden Brüderschaften zur Leichenbestattung fortleben; die Brüder des Todes vom Orden des h. Einsiedlers Paul, die 1620 zu Rouen gestiftet, schwarz wie die Alexianer gekleidet und durch einen Todtenkopf auf dem Skapulier ausgezeichnet waren, aber von Urban VIII. schon wieder unterdrückt wurden; und jene Unzahl von Büßern, d. h. Brüderschaften, die dergleichen Liebesdienste als Bußübungen verrichten, in den Hauptstädten Italiens (in Rom allein über 100) noch bestehen und Laien von allen Ständen, auch vom höchsten Adel, in sich vereinigen. Da gibt es noch jetzt graue (alte Erzbrüderschaft von der Kirchenfahne zu St. Lucia in Rom schon 1264, in Frankreich unter Heinrich III.), schwarze (Erzbrüderschaften der Barmherzigkeit und des Todes), rothe, blaue, grüne, violette Büßer, von jeder Farbe der Kutte mehrere, die sich durch abstechende Farben des Gürtels oder Mantels von einander unterscheiden; auch hat jede dieser Brüderschaften ihr eigenes Schild mit kirchlichen Symbolen oder dem Bilde ihres Patrons auf der Schulter. Gleich sind sie einander in dem Schnitte ihrer Kleidung, die aus einer Kutte und dem Bußsack besteht, der Kopf und Schultern verhüllt und nur zwei Löcher für die Augen hat, daher sie in dieser Vermummung unerkannt bleiben. Die Erzbrüderschaften sind durch ihre Privilegien von den übrigen, die von ihnen abstammen, ausgezeichnet; geistliche und weltliche Obrigkeiten begünstigen sie, da ihre Thätigkeit manche Lücke in den öffentlichen Wohlfahrtsanstalten ausfüllt und oft wahrem Bedürfniß, wie durch Ausstattung armer Mädchen, durch Bekehrung der Buhlerinnen, durch Sorgfalt für schutzlose Fremde und Elende abhilft. (S. Tagebuch einer Reise nach Italien von Elise von der Recke. 2ter Theil. Berlin 1816). Unter die ehrwürdigsten Gesellschaften dieser Art gehört die vom h. Philipp von Neri 1548 zu Rom gestiftete Brü-

derschaft der h. Dreieinigkeit zur Aufnahme der Pilger und Genesenen aus den Hospitälern, die 1645 zu Paris gestifteten Brüderschaften der Schuster und Schneider zur religiösen Belehrung unwissender Lehrlinge und Gesellen dieser Handwerke, die 1678 ebendaselbst vom Minimen P. Barre gegründeten Brüder und Schwestern der christlichen Schulen des Jesuskindes, die Freischulen für arme Kinder unterhalten und um die vernachlässigte Jugend in Frankreich große Verdienste haben, auch dem Erziehungshause der Maintenon zu St. Cyr Lehrerinnen gaben. Diese Brüderschaft, die nach Art der geistlichen Orden lebt und von eigenen Superioren regiert wird, erhielt sich während der Revolution und wird jetzt wieder aufgemuntert, ja in den Lancasterianismus eingeweiht. Die neusten seit der Rückkehr der Bourbonen von sogenannten Missionspriestern in Frankreich gestifteten Brüderschaften, z. B die 1815 gestiftete Congregation zum h. Jesusherzen zu Tours, verbergen unter dem Schleier der Religion politische Tendenzen, stehen unter der Leitung anticonstitutioneller Geistlichen und machen mit den Ultras Partei (Censeur Européen 1817. Vol. II.). Nicht zu verwechseln sind mit den Brüderschaften die Orden der barmherzigen Brüder und Schwestern, deren Hospitäler zur Aufnahme der Kranken durch den Ertrag der Almosen, die sie einsammeln, in den bedeutendsten Städten der katholischen Christenheit entstehen. Diese Barmherzigen stiftete 1540 Johann von Gott in Spanien, gab ihnen schwarze Kleidung und die Verfassung eines Bettelordens. Sie leisten alle Mönchsgelübde und stehen in Europa, wo man sie fast überall findet, unter einem gemeinschaftlichen General. Die außer Europa verbundenen Barmherzigen haben braune Kutten und ihren besondern General in Amerika. Die barmherzigen Schwestern bestehen aus mehreren von einander unabhängigen Congregationen und haben unter andern das große Hôtel-Dieu zu Paris inne. Beide Orden wurden, wo sie ihrer ersten Bestimmung treu blieben, bis jetzt erhalten. E.

Brühl (Heinrich Graf von), Minister Augusts III., Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, war 1706 in Thüringen geboren. Sein Vater, sachsen-weißenfelsischer geheimer Rath, war unbegütert und außer Stand, seine fünf Kinder auszustatten. Heinrich trat daher als Page in die Dienste der Herzogin Elisabeth. Sein heiteres Wesen und die Anmuth seiner Unterhaltung und Sitten gewannen ihm die Gunst dieser Fürstin, und bald darauf auch Augusts II., dessen Liebling er ward. In der Folge ernannte ihn der König zum Kammerherrn, und ließ sich von ihm auf allen Reisen begleiten. Brühl benutzte die Gnade seines Herrn zu seinem Vortheil, und hatte bereits mehrere wichtige Aemter erlangt, als der König am 1. Februar 1733 zu Warschau starb. Jetzt kam es darauf an, auch das Wohlwollen des Nachfolgers zu gewinnen. Durch ein eigenes Glück war die polnische Krone sammt den übrigen Reichskleinodien der Obhut Brühls anvertraut; ohne Säumen reisete er nach Dresden, überbrachte sie dem neuen Churfürsten, August III., und war sehr thätig, ihm den Thron zu sichern. Seitdem hörte das Glück nicht auf, den Grafen zu begünstigen, und er selbst verstand meisterhaft, dasselbe sich unterzuordnen. Klug und gewandt beherrschte er seinen Herrn; zugleich entfernte er Alle, die es hätten versuchen können, ein gleiches Ansehn um einen gleichen Preis zu erkaufen. August III. hatte seine Gunst dem Grafen Sulkowsky geschenkt; Brühl, der sich noch nicht mächtig genug glaubte, um ihn zu verdrängen, ward der Freund seines Nebenbuhlers,

und theilte das Ministerium mit ihm. Inzwischen vermählte er sich mit der Gräfin Kollowrath, einer Favorite der Königin, und so gelang es ihm durch die Königin zu bewirken, daß Sulkowsky entfernt ward. Jetzt befand er allein sich im Vertrauen Augusts, und mit bewundernswürdiger Sorgfalt und Geschicklichkeit war er unablässig bemüht, Alle von dem Konige abzuhalten, die sich ihm nähern wollten. Kein Lakai trat ohne Brühls Genehmigung in des Königs Dienste; begab sich derselbe in die Capelle, so wurden zuvor alle Wege von Zuschauern und Begegnenden frei gemacht. August verlangte von seinem Minister einen glänzenden Aufwand, und Brühl erfüllte diesen Wunsch seines Gebieters im weitesten Umfange. Er hielt zweihundert Domestiken, und bezahlte seine Garde besser als der König; seine Tafel war die köstlichste und seine Garderobe die glänzendste. „Brühl," sagt Friedrich II., „war der Mann dieses Jahrhunderts, der die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln hatte. Cäsar würde ihn zu jenen schön frisirten und parfumirten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete." August III. war nicht Cäsar, und Brühl galt Alles bei diesem schwachen Regenten. Nie wurde ein Fürst sclavischer bedient; immer befand sich Brühl in seinem Gefolge, ganze Tage in seiner Nähe, ohne ein Wort zu sprechen, während der geschäftslose Fürst rauchend umherschlenderte und die Augen auf ihn warf, ohne ihn zu sehen. „Brühl, habe ich Geld?" — „Ja, Sire." — Das war beständig seine Antwort. Aber um diese Antwort geben zu können, wurden die Cassen erschöpft und das Land mit Schulden belastet. Dagegen hatte man die Armee vermindert, und als der siebenjährige Krieg ausbrach, hatte Sachsen nur 17,000 Mann schlecht organisirte Soldaten, die sich aus Mangel bei Pirna ergeben mußten. Unterdeß war Brühl mit dem Könige nach Polen geflüchtet. Man hatte die Gemählde und Porcellane gerettet, und dafür die Staatsarchive dem Sieger überlassen. Nicht minder eitel als herrschsüchtig hatte sich Brühl für einen Abkömmling des Grafen Brühl, Woiwoden von Posen, erklären lassen. Die Kaiserin Elisabeth hatte ihm den St. Andreasorden verliehen, und Carl VI. ihn zum Reichsgrafen erhoben. Nach dem Tode der Königin, in der ihm eine erbitterte Feindin starb, schenkte ihm der König die ganze Apanage derselben, um ihn für die in Sachsen erlittenen Verluste zu entschädigen. August war kaum in Dresden wieder angekommen, als er am 5. Oct. 1763 starb. Schon am 28. desselben Monats folgte ihm Brühl, der bereits seit einiger Zeit gegen seine Erschöpfung angekämpft hatte, um die Pflichten eines Günstlings unausgesetzt zu erfüllen. Prinz Xaver, der ihn persönlich haßte, ließ, als Administrator von Sachsen, die Brühlschen Güter mit Beschlag belegen und eine Untersuchung verhängen, die jedoch damit endigte, daß Brühls gesammtes Vermögen auf seine Nachkommen überging; und wirklich scheint er seine ansehnlichen Reichthümer mehr der übergroßen Freigebigkeit seines Fürsten, als unerlaubten Mitteln verdankt zu haben; auch ist es rühmend anzuerkennen, daß er mit seiner Prachtliebe und seinem Aufwande den Künsten und Wissenschaften wesentliche Vortheile gewährt hat. — Seine Bibliothek, an welcher einst Heyne als Bibliothekar angestellt war, kaufte der Churfürst für 50,000 Thaler. — Seine Söhne waren: I. Friedrich Aloysius. Er wurde den 31. Juli 1739 zu Dresden geboren, und genoß, wie alle seine Brüder, einer trefflichen Erziehung. Die Mutter, eine höchst würdige, einsichtsvolle und geistreiche Frau, erzog ihre Kinder

mit möglichster Sorgfalt, und bewies dabei eben so viel Klugheit, als eine ihrem Geschlechte sonst nicht gewöhnliche Strenge. Brühl studirte in Leipzig und Leyden, und ward bereits in seinem 19. Jahre polnischer Kron-Generalfeldzeugmeister. Nachdem er Europa durchreiset hatte, wohnte er im siebenjährigen Kriege einigen Feldzügen der Oesterreicher bei. Nach dem Tode August III. verlor er seine Aemter in Polen und Sachsen. Jedoch söhnte er sich mit Stanislaus aus, und erhielt einige derselben zurück. Sein Lieblingsaufenthalt war Pförten in der Niederlausitz, wo er in stiller Abgezogenheit für die Wissenschaften und seine Freunde lebte. Bei einem Besuche, den er seinem Bruder Carl in Berlin machte, starb er daselbst den 30. Jan. 1793. Natur und Studium hatten ihn zu einem Ideale eines gebildeten Weltmannes erhoben. Er war einer der schönsten Männer und besaß dabei eine bewundernswürdige Leibesstärke. Die meisten europäischen Sprachen schrieb und sprach er mit Grazie und Ausdruck. Von seinen Einsichten in die schöne Literatur und Schauspielkunst zeugen seine schriftstellerischen Arbeiten. Auf dem Basson war er Virtuose, und spielte außerdem fast alle Instrumente. Er zeichnete und mahlte mit Geschmack und Einsicht. In den mathematischen Wissenschaften hatte er sich die ausgezeichnetsten Kenntnisse erworben, besonders in der Artillerie und der damit verbundenen Lustfeuerwerkerei. Um sich von der ersten genaue Kenntniß zu verschaffen, arbeitete er zu Augsburg fast ein ganzes Jahr unerkannt in der Stückgießerei. Seine Thätigkeit war außerordentlich. Dabei lebte er äußerst mäßig, eine Tugend, die sich bei Characteren seiner Art höchst selten findet. Eine sonderbare Gewalt hatte er über den Schlaf; mehrere Nächte konnte er ihn ganz entbehren und dagegen wieder in Vorrath schlafen. Die Kunst der Unterhaltung war sein Triumph. Seine Schauspiele, die eine Zeit lang mit Beifall auf den deutschen Bühnen gesehen wurden, sind in fünf Theilen erschienen (1785 bis 1790). Eins der besten Stücke darunter ist die Brandschatzung, der eine wahre Anecdote aus dem siebenjährigen Kriege zum Grunde liegt. Auch übersetzte er Meißners Alcibiades ins Französische. — II. Carl, gestorben zu Berlin 1802 als königl. preuß. Generallieutenant und Oberhofmeister des Kronprinzen, unter der vorigen Regierung, obwohl er Katholik war. Auch er besaß neben gründlicher Bildung in den ernsten Wissenschaften außerordentliche Sprachkenntnisse. — III. Heinrich. Nachdem er bereits den Gesandtschaftsposten am baierschen Hofe verwaltet hatte, war er zum Gesandten nach London ernannt, als er unter seinen Brüdern am frühesten im J. 1792 starb. Er hatte besonders ausgezeichnete astronomische Kenntnisse. Man hat von ihm mehrere interessante Memoiren; auch hat er sich mit Untersuchungen über die Meereslänge beschäftigt. — IV. Hans Moritz, geboren zu Dresden 1746, gestorben 1811 als königl. preuß. General-Intendant aller Chausséen ꝛc., früher in französischen Kriegsdiensten. Er war ein Liebling von Gellert; auch er hatte die vortrefflichste Erziehung erhalten, die, wie bei allen Brüdern dieses Hauses, durch seltene Naturgaben und durch Jugendreisen in die vornehmsten Länder Europens begünstigt wurde. Als Schriftsteller hat er unter andern die Uebersetzung eines französischen Werks von Bürgasse, über den thierischen Magnetismus, nebst eigenen Aufsätzen darüber geliefert. Der schönste Zug im Character dieses brüderlichen Vierblatts war Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit. — Noch muß hier die Gemahlin des letztgenannten Grafen Moritz, Johanna Margaretha, geborne von Schleierweber und Friede-

nau (geb. zu Maubeuge 1756, gest. 1816 zu Berlin) genannt werden, als eine der gemüthvollsten und geistreichsten Frauen, die mit den Würdigsten der Nation stets in Verbindung gelebt und auch durch Anmuth und gesellige Talente auf ihre Umgebungen mächtig gewirkt hat. Mitten im Glanze der großen Welt blieb sie eine echte Religiose, und beurkundete dieses unter andern in der gehaltvollen Streitschrift über die Philosophie des Katholicismus und Protestantismus, die in Berlin 1815 französisch und deutsch erschienen ist. Sie steht mit siegreichen Gründen ihren eben so scharfsinnigen, als liebenswürdigen Gegner, dem Prinzen von Ligne, gegenüber. Sie hat außerdem mehrere ästhetische Aufsätze in Zeitschriften niedergelegt, und war bis zu ihrem schmerzhaften Tode in ununterbrochenem Briefwechsel mit den bedeutendsten Menschen.

Brühl (Carl Friedrich Moritz Paul Reichsgraf von), einziger Sohn aus der im vorigen Artikel unter IV. erwähnten Ehe, geb. zu Pförten in der Niederlausitz den 18. Mai 1772, königl. preuß. Kammerherr, Commandeur mehrerer Orden, seit 1814 Generalintendant der königl. Schauspiele in Berlin; ein hochwichtiger Posten für die theatralische Kunst in Deutschland, da diese Bühne, neben den Hoftheatern in Wien, durch ihre äußere Lage zum ersten Range berufen ist. Die im vorigen Art. genannte geistreiche Mutter, welche der Erziehung ihres Sohnes die höchste Sorgfalt widmete, besaß außerordentliche Talente für Gesang und Musik sowohl, als für theatralische Darstellung; der oben unter I. genannte Oheim desselben war Theaterdichter, und eben so leidenschaftlicher als glücklicher Schauspieler in ernsten und edeln Charakteren; sein Vater selbst besaß ein entschiedenes Talent für Darstellung komischer Rollen, und so war der junge Graf von Kindheit auf Zeuge und schon von seinem fünften Jahre an Theilnehmer musikalischer und theatralischer Kunstübungen im Kreise seiner eigenen Familie, welche von geistreichen Personen, z. B. Meißner, Naumann u. a. stets umgeben war, und in Pförten und Seifersdorf ein Privattheater hielt, auf welchem der berühmte Reinecke, dessen Gattin und der nicht minder geschätzte Schauspieldirector Brandes mitwirkend auftraten. Im J. 1785 begleitete er seine Eltern auf einer Reise nach Weimar, und betrat den Zauberkreis, welchen dort Männer wie Wieland, Herder, Göthe u. a. um die geistreichste Fürstin ihrer Zeit, die Herzogin Amalie, bildeten. So ward sein Geist immer enger an die schönen Künste und Wissenschaften angezogen, und obschon er in Bezug auf eine Bestimmung im staatsgesellschaftlichen Leben sich für das Studium der Forstwissenschaften entschieden hatte, blieben sie doch immer seine Lieblingsneigung. Im 18. Jahre wurde er im Preußischen, wo sein Vater die Stelle eines Obersten und Chaussée-Bau-Intendanten bekleidete, nachdem er früher in sächsischen und französischen Militärdiensten gestanden hatte, als Jagdjunker angestellt, und fand in Berlin Gelegenheit, in der Zeichenkunst und in der Musik unter Genelli, Fasch und Thürschmidt Kenntnisse und Uebung zu erlangen. Eine forstwissenschaftliche Reise durch Deutschland führte ihn in der Zeit, wo Schillers Genius in Weimar waltete, zum zweiten Male dahin; er hielt sich ein Jahr lang dort auf, genoß des Wohlwollens der Herzogin und des täglichen Umganges mit den Genien der Künste und Wissenschaften, welche sie umgaben, und wurde Mitglied des gesellschaftlichen Theatervereins, in welchem er mehrere Male vor der Herzogin auftrat. In dieser Periode schrieb Göthe Paläophron und Neoterpe, bestimmte die erstgenannte Rolle für den jungen Grafen, und leitete sein Studium derselben, wodurch seine

Einsicht in das Wesen der Kunst nothwendig sehr erweitert werden mußte. Bald darauf wurde er Kammerherr des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruders von Friedrich dem Großen. Mit ihm verlebte er einige Jahre zu Rheinsberg, in ländlicher Stille zwar, doch nicht geschieden von der Theaterkunst, da der Prinz eine französische Schauspielergesellschaft unterhielt, durch welche der Graf die Eigenheiten der französischen Theaterpraxis kennen lernte. Nach dem Tode des Prinzen ward er an den Hof der Königin, Mutter des jetzigen Königs, berufen, wozu die Vorliebe dieser Fürstin für Theater und Musik die Veranlassung gegeben hatte. Von jetzt an fing der Graf an, diesen Künsten und ihren Hülfswissenschaften ein ernstliches Studium zu widmen, und jede Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse derselben zu benutzen. Diese Gelegenheiten mehrten sich, als er 1813 dem Heer als Freiwilliger nach Frankreich folgte, Paris, seine Kunstschätze und seine Theater sah, den König von Preußen hierauf nach England begleitete, und auf der Bühne von London die Dichtungen des unsterblichen Shakspeare in der Ursprache hörte. So vorbereitet wurde er zu der angezeigten Zeit an die Spitze der Bühne von Berlin, einer Kunstanstalt für Schauspiel, Oper und Ballet zugleich, berufen, und arbeitet mit reger Thätigkeit daran, die Hoffnungen zu erfüllen, zu denen die Geschichte seiner Kunstbildung berechtiget. Um die Oper, für welche sein Vorgänger Iffland am wenigsten zu wirken vermocht hatte, erwarb er sich bald ein in die Augen fallendes Verdienst. Minder schnell geht die Verbesserung des Schauspiels von Statten, welcher das Verhängniß selbst ungünstig zu sein scheint. Iffland, der geniale Schauspieler, war nicht mehr, und Iffland, der Director, hatte durch übergroße Milde mancherlei gesellschaftliche Gebrechen veranlaßt, die nicht mit Einem Mal zu heilen sind. Der Tod raubte dieser Bühne bald darauf die unersetzliche Bethmann, der allgemein beliebte Komiker Wurm mußte einer unerwiesenen Judenanklage wegen Berlin verlassen, und das Schauspielhaus, mit einem unschätzbaren Vorrathe an Darstellungsmitteln aller Art, wurde im Juli 1817 ein Raub der Flammen. Dieses Unglück vernichtete eine Garderobe, deren schönster und correctester Theil eine Geistesschöpfung des jetzigen Intendanten war. Dagegen sind andre Verdienste desselben um das Schauspiel sichtbar geblieben. Er war es, der einen Devrient anstellte, einem (lang verkannten) Lemm den ihm gebührenden Rang und Wirkungskreis anwies, die Entwickelung der Anlagen einer Döring (jetzt Stich) beförderte, das in Göthe's Schule gebildete Künstlerpaar Wolf nach Berlin zog, dem würdigen Repräsentanten des Hamlet, Herrn Wolf, die Regie der Tragödie anvertraute, zuerst Calderon auf die Bühne brachte, (s. d. bes. Art.), die Handwerksmaxime von der Unantastbarkeit des Rollenbesitzes abschaffte, den Einwirkungsversuchen einer pedantischen Censurcuratel beharrlich widerstand, und die dramatischen Dichter, wenn nicht in das ersprießliche französische, doch vor der Hand in ein anständigeres Verhältniß gegen die Bühne zu setzen suchte, als es früher vorhanden gewesen war. Einer durchgreifenden Verbesserung scheint bis jetzt der Mangel an guten Schauspielern besonders für eigentliche Dichterwerke, die chaotische Ungeschiedenheit der verschiedenen Kunstgattungen im Raum wie in den Personen, der Hang des Publicums zu leerer Pracht auf der einen und zu derbem Volksspaß auf der andern Seite, und der staatswirthschaftliche Anspruch der Behörden auf volle Tageseinnahmen im Wege gestanden zu haben. Daß der würdige Lenker dieser Anstalt mit allen diesen Hindernissen kämpft, hat selbst diejenige

strenge Kritik nicht verkannt, welche in der Zeitung für die elegante Welt seit einigen Jahren seine Kunstverwaltung regelmäßig von Monat zu Monat begleitet; und es ist so unverkennbar als verdienstlich, daß er dieselbe, wo es thunlich ist, nicht unberücksichtiget läßt. Er verwaltet sein Amt nicht wie eine bloße Hofstelle, sondern mit unzweifelhaftem Bestreben, die Kunst zu fördern, so weit die Kraft Eines Mannes im Conflict so vieler oft gegen einander wirkender Kräfte und Triebe irgend zureichen mag; und so ist dieser Art. als eine kleine Vorarbeit für die künftige Geschichte des deutschen Theaters zu betrachten. Uebrigens ist derselbe seit 1814 mit einem Fräulein von Pourtales aus der Schweiz vermählt und hat das Bürgerrecht von Neufchatel erhalten, wo er im Befreiungskrieg Militärcommandant war. A. Mnr.

Brumaire der 18. (9. Nov. 1799). Einer der Haupttage in den Annalen der französischen Revolution. An ihm stürzte Napoleon das verächtliche und verachtete Directorium, sprengte den Rath der 500 auseinander und ward von dem Rathe der Alten zum ersten Consul ernannt. S. d. Art. Buonaparte, Napoleon und Frankreich.

Brun (Charles Le), erster Mahler des Königs, Director der königlichen Gobelinmanufacturen und der Mahleracademie, und Fürst der Academie zu St. Lucas in Rom, wurde zu Paris 1618 geboren. Schon in seinem 3. Jahre zeichnete er mit Kohle und im 12. Jahre mahlte er ein Porträt seines Großvaters, welches hernach nicht für das schlechteste seiner Bildnisse erkannt worden ist. Er wurde zu Vouet, dem berühmtesten Meister seiner Zeit, gethan, wo er nicht allein in kurzem alle seine Mitschüler übertraf, sondern auch bald seinen Lehrer selbst einholte. Nachdem er von Rom, wohin ihn der König geschickt und wo er unter Poussins liebevoller Leitung vornehmlich die Antike und Raphaels Werke studirt hatte, nach Paris zurückgekehrt war, wurde er geadelt und zum Ritter des heil. Michaelsordens ernannt. Er besaß ein umfassendes, zu Allem taugliches Genie, welches noch durch ein anhaltendes Studium der Geschichte und der Sitten der Völker ausgebildet worden war. Wenige Mahler haben das menschliche Gemüth und die verschiedenen Regungen, welche die Leidenschaften in demselben entstehen lassen, besser als er gekannt. Seine Traités sur la physionomie und sur la charactère des passions beweisen, wie sehr er über diesen Gegenstand nachgedacht hat. Weniger Einförmigkeit, mehr Kraft und Abwechselung in dem Colorit würden ihn vielleicht über alle Mahler der alten und neuen Zeit erhoben haben. Von Seiten der Erfindung erreichte er wenigstens an Reichthum des Genies, an der Zahl und Verschiedenheit seiner Werke die größten Meister, welche ihm vorangegangen waren. Er verband mit der lebhaftesten Einbildungskraft und der größten Leichtigkeit im Arbeiten die reifste und sicherste Urtheilskraft; er strebte nach der möglichsten Correctheit, und verliehe keinen, auch nicht den unbedeutendsten Gegenstand seinen Werken ein, worüber er nicht vorher das Alterthum, Bücher oder Gelehrte zu Rathe gezogen hätte. Sein Character ist, besonders in künstlerischer Hinsicht, nicht ohne Tadel. Kaum zum ersten Mahler des Königs ernannt, wurde er auch schon der despotischste Tyrann aller Künstler seiner Zeit. Mahler, Bildhauer, ja selbst die Baumeister, von ihm in Knechtschaft gehalten, büßten auf diese Weise nothwendig das Gefühl des Ruhms ein. Sie wurden mehr Schmeichler, als Künstler, und daher tragen fast alle Denkmähler der Kunst aus jener Periode dasselbe Gepräge; nichts ist original, Alles

scheint ein Abdruck von Le Bruns Genius. Le Brun starb den 12. Jan. 1690. Er hatte eine zahlreiche Schule gebildet. Seine vorzüglichsten Gemählde sind: die Schlachten Alexanders des Großen; die büßende Magdalena; die Kreuztragung; die Kreuzigung; der heilige Johannes auf der Insel Patmos u. s. w.

Brun (Charles François Le), Herzog von Piacenza, unter Napoleon Reichserzschatzmeister von Frankreich. Er war Secretär von Maupeou und gilt für den Verfasser der Reden, welche Maupeou 1770 bei Gelegenheit seines Streits mit den Parlamentern hielt. Er lebte hierauf in der Zurückgezogenheit, einzig mit der Erziehung seiner Familie beschäftigt. Als Deputirter des dritten Standes von Dourdan bei der Generalständeversammlung machte er sich durch seine Mäßigung bemerklich. Er wählte sich die Gegenstände der Polizei, der Finanzen und der Staatsverwaltung zu seiner Bearbeitung, und wirkte mehrere dieselben betreffende Beschlüsse aus. Nachdem er der Revolutionsregierung entgangen war, trat er in den Rath der Alten, wo er sich denselben Gegenständen widmete. Die Revolution vom 18ten Brumaire begünstigte er, ward Präsident der einstweiligen Commission des Raths und nachher dritter Consul. Im J. 1803 wählte ihn die 3. Classe des Instituts zum Präsidenten. Napoleon, der in Le Brun ein seinen Absichten sich anpassendes Werkzeug kennen gelernt hatte, erhob ihn 1804 zum Reichserzschatzmeister, und übergab ihm das Generalgouvernement von Ligurien, welches 1806 Le Brun als französisches Departement organisirte. Später ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza und endlich zum Generalgouverneur von Holland. Die Waffenerfolge der Alliirten im J. 1813 vertrieben ihn von dieser Stelle, und den 6. April 1814 unterschrieb er die Zurückberufungsacte der Bourbons. Den Monat darauf ward er als außerordentlicher Commissär des Königs in die 14. Militärdivision nach Caen geschickt, und im Juni desselben Jahrs zum Pair ernannt. Unter Napoleons Usurpation, 1815, nahm er auch dessen Pairswürde an, erhielt neben seiner alten Erzschatzmeisterstelle noch die eines Großmeisters der Universität, und ward dem zufolge nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. in die Verordnung vom 24. Juli 1815 mit begriffen, durfte jedoch späterhin nach Frankreich zurückkehren.

Brunck (Richard Franz Philipp), einer der gelehrtesten Kritiker der neuern Zeit, war zu Straßburg den 30. Dec. 1729 geboren. Er ward bei den Jesuiten zu Paris erzogen, und machte unter ihrer Anleitung treffliche Fortschritte in den Studien, vernachlässigte aber dieselben, als er unmittelbar darauf in das Geschäftsleben trat. Erst geraume Zeit nachher kehrte er zur Literatur zurück. Er befand sich als Kriegscommissär, während der Feldzüge in Hannover, zu Gießen in Winterquartieren, und wohnte zufällig hier bei einem Professor, der durch Rath und Beispiel den Geschmack für die Wissenschaften in ihm weckte, und ihn zur Lectüre der Classiker leitete. Als Brunck nach Straßburg zurückgekommen war, widmete er alle Zeit, die er frei hatte, dem Studium des Griechischen, und besuchte in einem Alter von 30 Jahren und mit einem öffentlichen Amte bekleidet, die Vorlesungen eines Professors der griechischen Sprache bei der Universität. Der Enthusiasmus, der ihm zu diesem mühsamen Studium Muth gemacht hatte, stieg durch das Vergnügen, die Schwierigkeiten überwunden zu haben, und erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß alle die Nachlässigkeiten, die er in den griechischen Dichtern bemerkte und zu bemerken glaubte, nur Nachlässigkeiten der Abschreiber seien. In dieser festen Meinung änderte er, was ihm mißfällig und anstößig war, warf die

Ordnung der Verse um und erlaubte sich Freiheiten, welche die Kritik durchaus verwerfen muß. Dieser Wuth zu ändern überließ er sich mit der ungemessensten Freiheit, besonders in den Randglossen seiner Bücher und in den zahlreichen Abschriften, die er mehr zu seinem Vergnügen, als zu seinem Gebrauche von den griechischen Dichtern machte; und diese Willkühr ist auch in seinen Ausgaben sichtbar, und erlaubt nur einen sehr vorsichtigen Gebrauch selbst der besten. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß Brunck der griechischen Literatur von wesentlichem Nutzen gewesen, und daß, seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften, wenige Gelehrte so kräftig ihre Fortschritte gefördert haben. Bewundern muß man, wie Vieles und Wichtiges er in einem Zeitraum von zwanzig Jahren geleistet hat. Auch auf die römischen Dichter wandte er seinen Fleiß, und besorgte eine schätzbare Ausgabe des Virgil. Von seinen griechischen Ausgaben nennen wir seine Analekten, den Apollonius Rhodius, den Aristophanes und sein Meisterwerk, den Sophokles, für den ihm der König eine Pension von 2000 Franken bewilligte. Für die Zweibrücker übernahm er eine Revision des Plautus. Um diese Zeit unterbrach die französische Revolution seine Studien. Er ging mit Feuer auf die neuen Ideen ein, und war eins der ersten Mitglieder der Volksgesellschaft in Straßburg, ohne sich jedoch von den Grundsätzen einer anständigen Mäßigung zu entfernen. Dieß beweiset der Umstand, daß er während der Schreckenszeit zu Besançon verhaftet war, und erst nach Robespierre's Tode seine Freiheit wieder erlangte. Im Jahre 1791 nöthigten ihn seine ökonomischen Verhältnisse, einen Theil seiner Bibliothek zu verkaufen, und im Jahre 1801 mußte er nochmals zu diesem Hülfsmittel seine Zuflucht nehmen. Dieser Schritt war für ihn sehr bitter, da er seine Bücher leidenschaftlich liebte, und bei seinen vormals glänzenden Vermögensumständen eine köstliche Bibliothek gesammelt hatte. Wenn man ihm von einem Autor sprach, den er besessen hatte, traten ihm die Thränen in die Augen. Seit jener Zeit wurden ihm die griechischen Studien verhaßt; dagegen besorgte er noch eine Ausgabe des Terenz, und hatte den Plautus zum Drucke fertig, als er den 13. Juni 1803 starb. Viele seiner nachgelassenen Papiere sind auf der pariser Bibliothek.

Brundusium (jetzt Brindisi), eine berühmte alte Stadt in Unteritalien am adriatischen Meere, deren Hafen zu der Römerzeit einer der besuchtesten war, weil man von da gewöhnlich nach Griechenland und Asien überfuhr, daher auch die Appische Heerstraße dahin führte. Jetzt zählt sie 5900 Einw., im 12. Jahrh. 60,000. Auch starb hier Virgil.

Brune (G. M. A.), Reichsmarschall, Sohn eines Advokaten zu Brives la Gaillarde, kam jung nach Paris. Beim Ausbruche der Revolution war er Buchdrucker und zugleich Gelehrter, und hatte sich schon durch einige Werkchen bekannt gemacht. Er widmete sich nunmehr der Politik, war Mitglied von dem Clubb der Cordeliers, stand in Verbindung mit Danton, spielte in den verschiedenen Stürmen jener Zeit eine Rolle, und ward in Folge der Begebenheiten auf dem Marsfelde (im Juli 1791) arretirt. Bis zum 10. Aug. 1792 beschäftigte ihn die Redaction eines Journals, dann ging er als Civilcommissär nach Belgien. Im J. 1793 kam er nach Paris zurück, trat in Militärdienste und befand sich bei der Revolutionsarmee in der Vendée. Er diente den 10. Oct. 1795 unter Barras, und half durch seinen Muth die Jacobiner zurücktreiben, welche das Lager von Grenelle angegriffen hatten. Bald nachher wurde er als Brigadegeneral bei der italienischen Armee angestellt, und befand sich im Januar

1797 bei dem Angriffe auf Verona. Er zeichnete sich hier und nachgehends in der Schlacht bei Arcole aus, und erhielt bei dieser Gelegenheit das öffentliche Lob des Generals Bonaparte. Als das Directorium der Schweiz den Krieg erklärte, erhielt Brune das Commando der zum Angriff bestimmten Armee, drang (im Jan. 1798) ohne großen Widerstand ein, und bewirkte eine neue Organisation des Landes. Er übernahm 1799 das Commando in Holland, schlug die Engländer nach ihrer Landung in Nordholland (d. 19. Sept.) bei Birghen, und nach einigen andern glücklichen Gefechten nöthigte er den Herzog von York zu der Convention von Alkmaar (d. 18. Oct.), nach welcher die vereinigten Engländer und Russen Nordholland räumen mußten. Im Januar 1800 wurde er in den Staatsrath berufen; darauf erhielt er das Commando der Westarmee. Die Beruhigung der durch Bürgerkrieg zerrütteten Provinzen war größtentheils sein Werk. Den 13. Aug. ward er zum Obergeneral der italienischen Armee ernannt; gegen Ende des Decemb. ließ er seine Truppen über den Mincio gehen und schlug die Oesterreicher zurück. Den 8. Januar 1801 ging er über die Etsch, besetzte Vicenza und Roveredo und schloß (den 16. Jan.) zu Treviso auch mit dem österreichischen General Bellegarde einen Waffenstillstand, durch welchen verschiedene feste Plätze in Italien den französischen Truppen eingeräumt wurden. Als ihn gegen Ende des Novembers 1802 der Friede in den Staatsrath zurückrief, legte er dem gesetzgebenden Körper den Friedensschluß mit dem neapolitanischen Hofe zur Bestätigung vor. Im folgenden Jahre ward er zum Ambassadeur bei der Pforte ernannt, und ging nach Constantinopel ab. Er siegte daselbst anfangs über die englische Partei, und empfing von dem ottomanischen Ministerium die größten Ehrenbezeugungen; als sich aber neue Spaltungen zwischen den beiden Mächten erhoben, verließ er die Türkei. Er war in seiner Abwesenheit den 19. Mai 1804 zum Reichsmarschall ernannt worden. Zu Ende des Jahres 1806 ernannte ihn Napoleon zum Generalgouverneur der Hansestädte, und bald darauf zum Anführer der Armeecorps in Schwedisch-Pommern gegen den König von Schweden. Dieser Monarch lud den Marschall zu einer persönlichen Zusammenkunft ein, in welcher er ihn aufforderte, sich für die Sache Ludwigs XVIII., seines rechtmäßigen Herrn, zu erklären. Brune lehnte zwar jeden Antrag ab; dennoch mochte er sich durch einige Aeußerungen in dieser Unterredung, oder durch Begünstigung des englischen Schleichhandels in Hamburg, Napoleons Ungunst zugezogen haben; genug, er ward von seinem Posten abgerufen, und blieb bis zu dessen Sturz ohne Anstellung. Nach der Revolution von 1814 erkannte er Ludwig XVIII. an, und erhielt das Ludwigskreuz, ward aber nicht angestellt. Dies machte, daß er sich zur Partei der Mißvergnügten neigte, und bei Napoleons Rückkehr sich sogleich für ihn erklärte. Er bekam das Commando eines Observationscorps im südlichen Frankreich, und ward zum Pair ernannt. Als sich die Umstände wieder verändert hatten, zögerte er lange, ehe er Toulon, das er besetzt hielt, Ludwig XVIII. Truppen übergab, und seine Unterwerfung dem Könige einsandte. Dieser Umstand und die in seinem Commando ausgeübte Strenge mochten wohl die Volkswuth gegen ihn gereizt haben. Als er sich von Toulon nach Paris begab, ward er in Avignon von dem royalistisch gesinnten Volke erkannt, das sogleich das Wirthshaus, wohin er sich geflüchtet, stürmte. Vergebens vertheidigte ihn der Präfect, da keine Truppen in der Stadt waren, persönlich und mit Gefahr seines Lebens 4½ Stunden lang. Die Thüre ward endlich gesprengt, und

der Marschall erschoß sich im nämlichen Augenblick. Sein Körper wurde gemißhandelt und in die Rhone geworfen.

Brunehold, Brunichild, Gemahlin Siegberts I., Königs von Austrasien seit 568, eine westgothische Prinzessin, voll Verstand, unternehmenden Geistes, heroischer Entschlossenheit und tiefer Staatswissenschaft; aber von einem Charakter, der Alles dem Ehrgeize und der ungezähmten Herrschbegierde aufopferte. Sie verleitete ihren Gemahl zu einem Kriege gegen seinen Bruder Chilperich, u. als er (575) darin ermordet worden war, lebte und wüthete sie fort bis zum Jahre 613, da Lothar II., König v. Soissons, sie in seine Gewalt bekam, und als eine Mörderin von zehn Königen und königlichen Prinzen zum schrecklichsten Tode verdammte. S. d. A. Fredegonde.

Brunelleschi (Filippo), wurde im J. 1377 zu Florenz geboren. Er fühlte sich früh zu den schönen Künsten hingezogen und widmete sich unter andern dem Studium der Werke des Dante, der Zeichenkunst, der Bildhauerkunst, der Physik, der Mechanik und der Perspective, deren sämmtliche Regeln kaum bekannt waren. Er formte verschiedene Figuren und erfand sehr sinnreiche Maschinen. Indessen gehörte doch die Baukunst zu den Studien, denen er sich am meisten und am ausschließlichsten widmete. Er lernte die Zeichenkunst, um seine architektonischen Plane selbst machen, die Bildhauerei, um jene damit ausschmücken, und die Mechanik, um über die Massen derselben gebieten zu können; so wie er auch Mathematik und Geometrie aus dem Grunde studirte. Man behauptet auch, daß er die perspectivischen Ansichten der vornehmsten Denkmähler v. Florenz zeichnete; eine Kunst, die damals noch in Erstaunen setzte. Alle diese verschiedenartigen Kenntnisse setzten ihn in den Stand, kühne und gewagte Arbeiten zu übernehmen und verschafften ihm den Namen eines Wiederherstellers der Baukunst. Zuerst zeigte er sich als Bildhauer, welches Talent er seinem innigen Verhältnisse mit Donatello verdankte, der damals freilich noch sehr jung, aber schon sehr geschickt war. Beide gingen nach Rom, und hier faßte Brunelleschi die Idee, die Baukunst nach den Grundsätzen der Griechen und Römer neu umzuschaffen. Darauf unternahm er es, den Dom zu Florenz mit einer ungeheuern Kuppel zu zieren, ohne dabei das Eisen anzuwenden; eine erstaunenswerthe Unternehmung, der seit Arnolph v. Lapo sich Niemand hatte unterziehen wollen. Als im Jahre 1407 die Baumeister sich zu Florenz versammelt hatten, um über die Maßregeln, den genannten Dom zu bedecken, zu berathschlagen, kehrte auch Brunelleschi in sein Vaterland zurück, fand aber so wenig Gehör, daß er wieder nach Rom ging. Inzwischen thaten die Künstler, nachdem sie vergebens ihre Talente und Hülfsmittel erschöpft hatten, Verzicht auf eine Unternehmung, welche ihre Kräfte bei weitem überstieg. Man war gezwungen, zu Brunelleschi seine Zuflucht zu nehmen, welcher erklärte, daß er den Dom mit einem Gewölbe bedecken wollte, das durch seine eigene Schwere, u. einzig durch die Stärke des Zusammenhanges seiner einzelnen Theile sich schwebend erhalten sollte. Diese Behauptung schien allen Baumeistern und Kunstverständigen so sonderbar, daß man deren Urheber für wahnsinnig hielt und ihn mit Gewalt aus der Versammlung entfernte. Da jedoch alle andern gemachten Plane den Wünschen und der Erwartung der Magistratspersonen eben so wenig entsprachen, so rief man Brunelleschi von neuem zurück, und foderte ihn auf, seinen Plan u. die Art und Weise, wie er ihn auszuführen gedächte, vorzuzeigen. Dieß schlug er aus, baute aber zwei kleine Capellen nach seinem neuen Systeme, worauf

ihm der Bau der Kuppel förmlich übertragen wurde. Da er während desselben bemerkt hatte, daß, je weiter der Bau fortschritt, immer mehr Zeit verloren ging, so kam er auf den Gedanken, auf dem Gerüste der Kirche selbst kleine Wirthshäuser anzulegen, und somit den Arbeitern die Zeit des Herauf- und Heruntersteigens zu ersparen. Auf diese Weise gelang es ihm, einzig von seinem Genie geleitet, unter den Beifallsbezeigungen seiner Zeitgenossen und zur Ehre seines Vaterlandes jene berühmte Kuppel, die eine von den kühnsten Schöpfungen des menschlichen Geistes ist, zu vollenden. Aber er sollte die Vollendung seines Werkes nicht erleben; die wahrhaft genial erfundene Laterne, welche den obern Theil der Kuppel ausmacht, war noch nicht fertig, als Brunelleschi starb; doch ward sie nach seiner Angabe beendet. Kein Monument der alten Baukunst ist so hoch, als dieser bewundernswürdige Bau, und die einzige Kuppel der Peterskirche zu Rom, welche seitdem erbaut ist, übertrifft sie an Höhe, aber kommt ihr an Leichtigkeit und edlem Style nicht gleich. Michel Angelo erklärte, es sei schwer, Brunelleschi nachzuahmen und unmöglich, ihn zu übertreffen. Brunelleschi starb, nachdem er noch eine Menge anderer Meisterwerke der Baukunst, deren Aufzählung hier zu weitläufig sein würde, vollendet hatte, im J. 1444, im 67. J. seines Alters.

Brunet, der berühmteste komische Schauspieler beim Théâtre des Variétés in Paris. Er spielt das Fach der Rials, die sogenannten Jocrissen, mit solcher Kraft, daß er seit zwanzig Jahren jedesmal, wenn er auftritt, durch sein komisches Spiel wahre Bewunderung und hohes Vergnügen erregt. Sein Spiel ist einfach, und wirkt, fast ohne äußere Mittel, blos durch seine innere komische Wahrheit. Auch belustigt er das Publicum sehr durch seine vielfältig angebrachten Einfälle u. Scherze. Er spielt nichts anders als Jocrissen, u. zwar größtentheils Rollen, die eigens für ihn geschrieben sind. Unter Napoleons Herrschaft erlaubte er sich häufige Anzüglichkeiten, zuweilen sogar Ausfälle gegen denselben, die ihm gemeiniglich hingingen, oft aber auch mit polizeilichen Verweisen, doch stets vergeblich, gerügt, und von Zeit zu Zeit durch Gefängniß bestraft wurden. Er hat sich ein bedeutendes Vermögen zu erwerben gewußt und besitzt das Théâtre des Variétés als Eigenthum. Man hatte eine (nicht durchaus ächte) Sammlung seiner improvisirten Calembourgs unter dem Titel: Brunetiana. S. d. A. Potier.

Brünn, die Hauptstadt von Mähren und einem eigenen nach ihr benannten Kreise. Sie ist mit Graben, Wall und Basteien umgeben, und hat ein Bergschloß, Spielberg. Die Stadt mit ihren Vorstädten zählt gegen 27,000 Einwohner. Sie ist der Sitz des Landesguberniums und eines Bischofs; hat ein Gymnasium, ein Fräuleinstift, drei Pfarrkirchen in der Stadt und drei in den Vorstädten, und viele schöne Häuser. Zwölf Tuchmanufacturen und neunzehn Tuchmachermeister zeichnen sich durch ihre feinen Waaren aus. Sonst findet man noch Manufacturen in Seidenzeugen, Haraeband, Seife, Wagenschmier und dergl. Der Speditionshandel ist wichtig.

Brunnen- u. Badereisen. Den Gegenstand dieser Reise siehe in den A. d. Bäder, Gesundbrunnen u. Mineralwasser. Bei der Auswahl des Wassers für die Kranken kann man alle Mineralwasser in Hinsicht ihrer Wirkung auf den Körper in drei Hauptclassen theilen, in Stahlwasser und Säuerlinge, in schwefelhaltige, und in salzhaltige. Die Stahlwasser, wenigstens die bedeutendern und wirksamern darunter, sind gewöhnlich auch Säuerlinge, d. h. sie enthalten eine reichliche Menge von kohlensaure Gas, welches den Antheil von Eisen aufgelöst

hält. Bei welchen dieß der Fall nicht ist, die haben so wenig Eisengehalt, und dieß Wenige ist in der dürftigen Menge von Kohlensäuregas so schwach gebunden, daß es sich schnell zersetzt, das Eisen von der Wassermasse sich trennt, und als Ocker absetzt, besonders wenn das Wasser zum Baden erwärmt wird, wodurch es dann vor gemeinem Wasser nichts voraus hat, als daß es die Haut und die Wäsche beschmuzt. Die reichhaltigen Stahlwasser wirken auf das Blutsystem, indem sie durch ihren Antheil an Eisen den Cruor im Blute vermehren, sehr stärkend. Sie können daher in Kränklichkeiten von gesunkener Kraft dieses Systems, in Bleichsucht, Cacherie überhaupt, in Magenschwäche und andern davon herrührenden Uebeln gebraucht werden, dagegen sie den an den Lungen, an Vollblütigkeit Leidenden, schädlich sind. Außer den wenigen, wirklich gehaltreichen Eisenwassern gibt es in Deutschland eine große Menge unbedeutender Quellen, weil es sehr häufig der Fall ist, daß sich einige Gran Eisen in einem großen Schwall von Wasser, das ja das allgemeinste Auflösungsmittel ist, auflösen, oder vielleicht auch erst darin bilden. In vielen Wassern dieser Art würden kaum dem Geschmacke nach besondere Bestandtheile zu vermuthen sein, wenn nicht die verrätherische Galläpfeltinktur auch das Hunderttheilchen eines Grans Eisen entdeckte, obgleich das Wasser von solcher Kleinigkeit, gleich als schämte es sich seiner Armuth, nur roth wird. Doch haben diese geringhaltigen Wasser daß Gute, daß man in ihrer Auswahl nicht ängstlich zu sein braucht, da sie nicht schaden, wenn sie auch nicht helfen, und doch als Firma zu Lustpartien gleichen Nutzen haben, wie die Schilder vor den Gasthöfen. Schwefelhaltige Wasser scheinen vorzüglich auf das Nervensystem des Unterleibes erregend zu wirken und daher die Thätigkeit der Leber und den Blutumlauf im Unterleibe zu befördern. Sie können deshalb bei Kränklichkeiten, die von Trägheit im Blutumlauf des Unterleibes und der Leberfunction herrühren, gebraucht werden, dagegen sie bei Anlage zu Congestionen und Wallungen des Blutes nachtheilig wirken können. Die salinischen, z. B. Bittersalz u. s. w. enthaltenden Wasser wirken auf die eigentlichen Verdauungsorgane, namentlich auf die Schleimabsonderung des Magens und der Gedärme, befördern die Bewegung dieser Theile, und können von solchen Personen mit Nutzen getrunken werden, welche an Obstruction u. a. davon herrührenden Kränklichkeiten leiden, dagegen diejenigen, welche schon mit einer krankhaften Absonderung dieser Theile behaftet sind, sie vermeiden müssen. Die warmen Quellen und die Seebäder sind vorzüglich unter die kräftigen Bäder zu rechnen. Man könnte zwar denken, daß die wenigen wirksamen Bestandtheile, welche sich in den Gesundbrunnen befinden, in zweckmäßigen und bestimmten Gaben als Arzneimittel in bequemerer Form verordnet werden könnten, allein die Aerzte, besonders die Bade- u. Brunnenärzte, versichern, daß die Bestandtheile der mineralischen Wasser, durch die innigere Mischung u. Auflösung von der Natur selbst zubereitet, weit wirksamer als dieselben Mittel in Medicamenten oder in künstlichen Bädern wären. In Ansehung der Bestimmung der Kranken, nach welchem Bade und Gesundbrunnen sie reisen sollen, ist schon oben Einiges erwähnt. Gefährliche Kranke darf man überhaupt nicht, wenigstens nicht in neuetablirte Bäder schicken, weil es keinen günstigen Eindruck auf die übrigen Brunnengäste macht, wenn Kranke daselbst sterben. Es geht den neuen Bädern darin wie den anfangenden Aerzten, deren Ruf dadurch leidet, wenn ihnen gleich anfangs Kranke sterben, dahingegen bei erfahrnen Practikern es schon weniger auf sich hat. In An-

sehung der ökonomischen Umstände der Kranken sollten aber besonders ihre Aerzte sehr umsichtig zu Werke gehen, und die ärmern oder schon minder wohlhabenden Kranken lieber davon abhalten, denn bekanntlich ist in den Badeorten theures Pflaster (obwohl in manchen kleinen wörtlich genommen vielleicht gar keins ist), und es sollte vorher wohl erwogen werden, ob der Kranke nicht wohlfeiler, bequemer und in wirksamerer Quantität dieselben Mittel zu Hause gebrauchen könnte. Zudem ist in Anschlag zu bringen, daß solche Kranke bei aller Humanität der Badedirectionen und Badeärzte, welche für den Minderwohlhabenden so gut wie für den Reichen sorgen, doch auf die heilsame Wirkung der Vergnügungen der Bäder nicht rechnen dürfen, indem sie denselben meistens entsagen und von ferne stehen müssen. Wer hingegen Geld und nur eine leichte Kränklichkeit hat, besonders wer bei der Annäherung der Badezeit etwa eine Art von Badekrankheit spürt (ungefähr wie die Menschen, die sich an das Aderlassen gewöhnt haben, an der Ader ein Jucken fühlen, wenn die Zeit wiederkehrt, wo sie zur Ader ließen), braucht unter den Bädern nach ihren Bestandtheilen nicht ängstlich auszuwählen; es wird ihm jedes gut bekommen und er wird überall ein willkommener Badegast sein. Wer noch schwankend sein sollte über die heilsamen Wirkungen der Bäder, der lese nur die Ankündigungen und Anzeigen von manchen, welch eine Reihe von Krankheiten, deren Anzahl manchem Zettel der Universalmittel Ehre machen würde, aufgeführt ist, die alle durch die wundersame Kraft der Heilquelle weggespült werden. Die Erfahrung selbst bestätigt es aber auch; der Ungläubigste würde bekehrt werden, wenn er die zurückkehrenden Badegäste sprechen könnte, wie gesund und heiter die meisten wieder nach Hause kommen. Die Lahmen haben ihre Krücken im Bade aufgehängt; der Hypochondrist hat seinen Spleen ersäuft; der Unvermögende läßt tanzen; die Krämpfe sind verschwunden u. s. f. Die wenigen, die von wirklichen und bedeutenden Uebeln ungeheilt wiederkommen, bringen doch die Verheißung und volle Hoffnung mit, daß die heilsamen Wirkungen der Quelle längstens in einem Vierteljahre nachkommen sollen. Wenn wir aber auch zugeben, daß alle die heilsamen Folgen der Bade- und Brunnencuren nicht einzig und allein Wirkung der Bestandtheile des Mineralwassers, sondern anderer Nebenumstände sind, so können wir doch behaupten, daß diese Vortheile durch keine andern Mittel so gut erlangt werden können, als durch Bade- und Brunnencuren. Schon der bei manchen Menschen so ungewöhnliche Eindruck des bloßen Wassers auf den ganzen Körper, auf die Hautnerven und dadurch auf das gesammte Nervensystem ist von den heilsamsten Folgen für die Gesundheit. Zu Hause könnten wir diesen Vortheil auch haben, aber zu Hause achten wir ihn nicht, weil wir ihn da zu leicht und zu wohlfeil haben können. Schon dafür also wären wir den Bädern großen Dank schuldig, daß sie das Baden überhaupt in Erinnerung bringen. Das Trinken der Gesundbrunnen hat den großen Vortheil, daß viele Menschen, die eine gewisse Art von Wasserscheu haben, von der Möglichkeit überzeugt werden, daß auch ihr Magen Wasser vertragen kann, wenn es nur nicht so ganz gemeines ist, das in ihrer Heimath jede Bauerdirne unentgeldlich einschöpft. Diesen ist es dann sehr wohlthätig, daß ihr Magen doch wenigstens einige Wochen mit diesem heilbringenden Element erquickt, und nicht immer mit Thee, Bier, Wein, oder andern hitzigen Getränken belästigt wird. Wie wohlthätig ferner ist die körperliche Bewegung, welche das Gehen

des Arztes, noch mehr das allgemeine Beispiel, die Mode, die Langeweile erzwingt. Manche Dame, welche außerdem das Gehen für zu beschwerlich oder unanständig hielt, der Gelehrte, welcher an seinem Studirtische sich krumm gesessen hat, der Geschäftsmann, welchen die Arbeit auf dem Stuhle gefesselt hielt, der fette Müßiggänger, welcher auf dem Sopha sich zu pflegen gewohnt ist, alle müssen sich Bewegung machen, allen ist sie äußerst wohlthätig, und alle diese würden sie ohne Badereisen nicht haben. Auch der häufigere Genuß der freien Luft, der manchen Menschen so selten ist, der wohlthätige Einfluß der Reise selbst ist sehr hoch anzuschlagen. Zudem wie mannichfaltig ist nicht die Veranlassung zur Aufheiterung des Gemüths! Wo findet sich eine bessere Gelegenheit, mit dem gültigsten Grunde von der Welt (Gesundheit geht ja über Alles) sich von den drückenden häuslichen Sorgen, von lästigen Arbeiten, von einer grämlichen Ehehälfte, von der strengen Aufsicht einer alten Tante u. s. f. eine Zeitlang zu befreien? Selbst die Vergnügungen in den Bädern haben ihren eigenen Reiz, sie kommen des Jahrs nur einmal, sind nicht mit dem lästigen Zwang verbunden, der andere Vergnügungen stört, vereinigen vieles, was in andern Orten zerstreut ist, und größere Bäder können selbst als eine Art von permanenter Redoute angesehen werden, nur in umgekehrtem Verhältnisse zu den gewöhnlichen Maskenbällen, indem bei diesen vielerlei Masken zu Einem Zwecke zusammenkommen, bei jener aber verschiedene Zwecke sich unter Eine Maske stecken. Wir müssen die Vortheile der Bade- und Brunnenreisen für die Besitzer der Bäder, die Pachter, die Einwohner, die Badeärzte, die Wirthe, Bettler und Spieler übergehen, und wollen nur noch den Wunsch äußern, daß die Minister und Großen der Erde, von deren Unterleibsbeschaffenheit oft das Wohl von Tausenden abhängt, ihre politischen Verhandlungen in den Bädern, die jetzt mehr als sonst daselbst Mode werden, erst dann anfangen möchten, wenn die Cur schon ihre Wirkung auf ihre Aufheiterung gethan hat. Alle diese Vortheile hätten wir nicht ohne die Bäder, dieß sieht Jeder ein. Doch ist auch in Rücksicht des Verhaltens in denselben noch Einiges zu bemerken. Die Zeit des Aufenthalts vorzüglich darf nicht zu kurz sein. Unter drei Wochen kann sich niemand bedeutenden Nutzen von der Cur versprechen. Die Badeärzte sehen es am liebsten, wenn die Kranken 4 bis 6 Wochen bleiben können. Vor einer gar zu strengen Diät braucht sich übrigens Niemand zu fürchten. Die Badeärzte verordnen von Amtswegen eine passende Diät, überlassen dann weislich die Modification derselben dem Kranken, der seine Natur selbst am besten kennen muß. Auch sieht ja ein jeder an den Gesellschaftstafeln, Abendzirkeln u. s. w., daß die meisten Brunnenärzte keine diätetischen Pedanten sind, sondern mit dem vollen Römer das Zeichen geben, daß man hier nicht bloß zum Wassertrinken verurtheilt wird. Uebrigens darf auch Niemand fürchten, daß alle jene Vortheile nur in großen und berühmten Bädern den Badegästen zu Statten kämen. Die meisten sind in kleinen und selbst den unberühmten Bädern auch zu genießen. Es kann ja nicht Jeder in einem Hotel zum Erbprinzen u. s. w. einkehren; es gibt auch Leute, die im Strohkranze mit dem rothen Käppchen einkehren wollen und können; also muß es auch solche Plätzchen geben, und es finden sich überall Gäste und mit ihnen Vergnügen ein. Man kann auch die Peterskirche in Kleinem auf einen Nagel mahlen und die Welt ist überall Welt.

Bruno der Große, Erzbischof von Cöln und Herzog von

Lothringen, dritter Sohn Heinrichs des Voglers und Bruder Kaisers Otto I. Er hatte grosen Antheil an den Begebenheiten seiner Zeit, und übertraf alle damaligen Bischöfe an Fähigkeit und Einsichten. Ein zahlreiches Gefolge von Gelehrten aus allen Ländern, selbst aus Griechenland, schloß sich stets an ihn an, und sein schönes Vorbild wirkte, daß mehrere Prälaten ihm ähnlich zu werden strebten. Er starb zu Rheims den 11. October 965. Man legt ihm Commentare über die fünf Bücher Mosis und einige Lebensbeschreibungen von Heiligen bei.

Bruno (der heilige), Stifter des Cartheusermönchsordens, war zu Cöln gegen das Jahr 1030 aus einem alten und edlen Geschlechte geboren, das noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunders bestand. Er wurde in der Schule der Collegialkirche St. Cunibert erzogen, bei welcher er auch in der Folge ein Canonicat erhielt, und studirte dann zu Rheims, wo er sich so auszeichnete, daß ihm der dasige Bischof Gervais die Aufsicht über alle Schulen des Sprengels übertrug. Bruno zog mehrere ausgezeichnete Schüler, unter andern Odo, der unter dem Namen Urban II. Papst ward. Die Sittenlosigkeit jener Zeit bewog ihn, die Einsamkeit zu suchen; daher begab er sich mit sechs gleichgesinnten Freunden zu dem heiligen Hugo, Bischof von Grenoble, und dieser führte sie selbst im J. 1084 in die vier Stunden von der Stadt entfernte Wüste, welche Chartreuse heißt, und von welcher der hier entstandene berühmte Orden seinen Namen erhielt. Hier in einem engen, von zwei schroffen mit Schnee und Dornen bedeckten Felsen überragten Thale war es, wo Bruno und seine Gefährten ein Oratorium und kleine abgesonderte Zellen zu ihren Wohnungen erbauten und einen der strengsten Mönchsorden gründeten. Die Bewohner dieser Wüste mehrten sich in wenig Jahren. Sie erbauten eine Kirche, schufen durch Arbeit und Kunst einen Theil der Waldung in Gärten um, und belebten durch Industrie einen Ort, den die Natur nur zum Aufenthalt wilder Thiere bestimmt zu haben schien. Dabei lebten sie in der größten Armuth und Entbehrung, trugen eine grobe Kutte, genossen kein Fleisch, sondern nur Vegetabilien und Kleienbrot, und beschäftigten sich mit Gebet, mit Lesen und Abschreiben von Büchern. Unterdeß war Urban II. Papst geworden, und berief 1089 seinen vormaligen Lehrer zu sich. Bruno gehorchte wider Willen, und kam nach Rom, schlug aber jede geistliche Würde aus, und erhielt die Erlaubniß im J. 1094, eine zweite Carthause in der Einsamkeit von della Torre in Calabrien zu gründen. Hier lebte er nach voriger Weise, stand seiner neuen Colonie mit gleicher Weisheit vor und starb in den Armen seiner Schüler den 6. Oct. 1101. Leo X. erlaubte im J. 1514 den Carthäusern, ihm zu Ehren eine eigene Messe zu halten, und Gregor XV. dehnte im J. 1623 dieselbe auf die ganze catholische Kirche aus. Seitdem ward er in die Zahl der Heiligen versetzt. Bruno hatte seinen Schülern keine besondern Gesetze gegeben, erst im J. 1581 kam eine vollständige Regel für die Cartheuser zu Stande, welche Innocenz XI bestätigte.

Brüssel, die ehemalige Hauptstadt der österreich. Niederlande, mit 72,280 meist catholischen Einw. in 9500 Häus. jetzt, nach Amsterdam, die wichtigste Stadt im Königreiche der Niederlande, liegt am Flusse Sienne oder Senne, ist schön, groß, wohlbefestigt, und wegen ihrer Handlung und ihrer Manufacturen, besonders der Spitzen, deren Verfertigung in und um Brüssel auf 9000 Menschen beschäftigt, berühmt. Den 24. Oct. 1792 zog Dumouriez, nach einem sechsstündi-

gen Gefechte bei Anderlach, in Brüssel ein; den 26. März 1793 nahmen es jedoch die Oesterreicher nach der Schlacht von Löwen wieder. Den 9. April kam Kaiser Franz II. daselbst an, beschwor den 13. die Joyeuse Entrée, und empfing von den Ständen die Huldigung als Herzog von Brabant. Allein den 9. Juli 1794 eroberten es die Franzosen aufs neue, und behielten es im Friedensschluß. Brüssel ward die Hauptstadt des Dyle-Departements, bis es 1813 vom franz. Joche befreiet und nachher zum Königreich der Niederlande geschlagen wurde. Der König residirt abwechselnd dort und im Haag. Eben so halten die beiden gesetzgebenden Kammern in Haag und Brüssel abwechselnd ihre Sitzungen. In der Nähe das k. Lustschl. Laeken.

Brust, der vordere Theil des Oberleibes, der die Brusthöhle bildet. Sie erstreckt sich vom Halse bis zum Anfange des Unterleibes, und wird vornehmlich durch das Brustbein und die Rippen gebildet. Ersteres läuft vom Halse an der Länge nach durch die Mitte der Brust hinab, letztere sind hinten am Rückgrathe befestigt und wölben sich nach dem Brustbeine hin, mit welchem sie sich vermittelst eines Knorpels fest verbinden. Bei den Menschen hat der ganze Oberleib, folglich auch die Brust, eine senkrechte Stellung, bei den übrigen Thieren ist die Brust unterwärts gekehrt. Bei den Fischen, welchen die Rippen fehlen, machen die Schlüsselbeine, die Schulterblätter, der Brustknochen und einige Wirbel den Oberleib aus, und die sehr kleine Brusthöhle befindet sich dicht unter den Kiemen am Ende des Gaumens hinter dem Nacken. Bei den Insecten heißt der mittlere Theil des Körpers das Bruststück. Es befindet sich zwischen dem genau abgetrennten Kopfe und dem Hinterleibe.

Brustwehr heißt in der Kriegskunst jede Erhöhung, welche vor dem geraden Schusse sichern soll. Da Holz und Stein durch das Anprallen der Kugeln zerspringen und umherfliegen, so sind sie zu Brustwehren nicht brauchbar. Am besten macht man sie aus Erde, in besondern Fällen wohl auch aus Faschinen, Mist, gefüllten Schanzkörben, Sand- und Wollsäcken. Die Dicke der Brustwehr muß sich nach dem feindlichen Geschütze richten; in der Regel darf sie nicht unter 10 und nicht über 18—24 Fuß dick sein. In Ansehung der Höhe gibt Cugnot die Regel: man müsse die Brustwehr so hoch machen, daß man aus dem innern Raume der Schanze, in die Entfernung eines Kanonenschusses, nichts als den Himmel und die Gipfel der Bäume erblicken könne. Kann man diese Regel wegen zu bedeutender Höhe naher Berge nicht befolgen so sichert man sich durch im Innern der Schanze aufgeführte Querwälle.

Brutal-Impfung, eine von Marcus Herz, einem der bedeutendsten Widersacher der Schutzpocken, aufgebrachte Hohnbenennung der Kuhpocken-Impfung

Brüten der Vögel. Die Säugthiere entwickeln ihre Jungen in ihrem eigenen Leibe; es bilden sich in demselben alle Theile so aus, daß das neugeborne Thier im Wesentlichen der Mutter und dem Vater ähnlich sieht. Ganz anders ist es bei den Vögeln. Sie legen bekanntlich, wie die meisten Amphibien, wie die Fische, Insecten und Würmer, Eier, aus welchen sich das Junge mittelst der Wärme entwickelt. Die vier letztgenannten Classen der Thiere überlassen die Entwickelung ihrer Eier der Sonnenwärme, die Vögel bedienen sich hierzu der Wärme ihres Körpers. Daraus entsteht für sie ein besonderes wichtiges Geschäft, das Brüten. Alle bekannten Vögel verrichten dieses Geschäft selbst, nur der Kukuk nicht, der seine Eier in die Nester der Bach-

stelzen und anderer kleinen Vögel legt. Der Strauß, dem man sonst alles Brüten absprach, brütet in Gesellschaft mit mehreren Weibchen Tag und Nacht. Bei den meisten Vögeln, z. B. den Enten, Gänsen, Hühnern und andern, liegt allein dem Weibchen das Brüten ob; bei vielen aber, und insonderheit bei denen, welche sich paarweise zusammenhalten, z. B. Tauben, Lerchen, Sperlinge, Meisen, nimmt auch das Männchen an dem Brüten Theil. Es löset sein Weibchen gewöhnlich um Mittag einige Stunden ab, damit es auf Nahrung ausgehen und sich baden kann. Andere bleiben während der Brütezeit neben dem Weibchen sitzen, und schützen es vor feindlichen Anfällen; wieder andere tragen dem brütenden Weibchen Nahrung zu, z. B. Canarienvögel, Stieglitze, Hänflinge und andere. Die Beharrlichkeit, Geduld und Anstrengung des brütenden Weibchens verdient Bewunderung. Es nimmt die unbequemste Stellung an, um seine Eier nicht zu beschädigen, und vergißt darüber Gesellschaft und Nahrung. Unsere Gänse, Enten und Hühner machen durch ihr Zerstoßen und Verlassen der Eier eine Ausnahme. Muß das Weibchen ja aus Hunger oder Durst, oder sonst zur Befriedigung eines Bedürfnisses sein Nest verlassen, so bedeckt es die Eier mit Federn, Moos, Wolle u. dergl. Die mehrsten Vögel werden während des Brütens viel zahmer. Andere vertheidigen ihr Nest mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr. Die Haushenne setzt sich kühn dem größten Hunde entgegen. Nur wenige, in Freiheit lebende Vögel leiden es, daß man sie im Brüten störe. Viele verlassen ihre Nester, wenn eine Menschenhand in ihrer Abwesenheit die Eier betastet; das thut sogar der Canarienvogel. Die größeren Vögel brüten in der Regel länger als die kleinern. Die allmählige Entwickelung und Ausbildung des jungen Vogels im Ei hat man besonders bei den Haushühnern genau beobachtet. Die erste Bedeckung des jungen Vogels ist von den eigentlichen Federn verschieden. Sie besteht mehr in einer Art Flaumfedern, die nachher von den ordentlichen Federn verdrängt werden. Das neuausgekrochene Vögelchen hält sich noch einige Stunden oder länger im Neste unter der Mutter auf, bis es die äußere Luft gewohnt ist. Die Aeltern, besonders die Mutter, beweisen um die bewundernswürdigste Sorgfalt u. Zärtlichkeit für ihre Jungen, sie zu beschützen, zu ernähren und zu pflegen. Es wird ihnen bequeme Nahrung gebracht, welche die Mutter, wenn es nöthig ist, zuvor im Kropfe erweicht. Der Koth der Jungen wird so lange sie noch blind sind, vom Aelterpaare aus dem Neste geschafft, damit ihnen die Unreinigkeit nicht am Wachsthume schade. Wasser- und Sumpfvögel verlassen bald nach der Geburt das Nest, und schwimmen oder laufen mit der Mutter umher, von der sie, so wie vom Vater, angewiesen werden, ihre Nahrung selbst zu suchen. Indeß hört die älterliche Sorgfalt und Pflege bei diesen Vögeln noch nicht auf. Die Mutter beschützt sie, nimmt sie bei übler Witterung unter die Flügel, und läßt es sich oft sauer werden, um es ihnen bequem zu machen. Die Zeit des Brütens ist freilich gewöhnlich nach der Größe der Vögel verschieden. Wenn der Hänfling 14 Tage fodert, so brütet die gewöhnliche Henne in 21, der Schwan aber in 42 Tagen seine Jungen aus. In wärmeren Climaten soll die Brütezeit etwas abgekürzt werden. So sagt man, daß in Afrika die Henne nur 13 Tage sitze. Auch wissen wir, daß bei sehr kühler Witterung Gänse und Hühner viel länger sitzen, als wenn das Wetter recht warm ist. Im Ganzen ist eine Wärme von 104 Grad Fahr. erfoderlich, um alle Vogeleier auszubrüten: daher denn nicht zu bewundern ist, wenn schon in ältern Zeiten dergleichen Versuche ge-

macht worden sind. Das künstliche Ausbrüten der Eier ist nicht blos auf Aegypten eingeschränkt, sondern man hat auch in Neapel während des 15. Jahrhunderts dergleichen Brütöfen angelegt. Aber in Aegypten ist diese Kunst auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Die dazu eingerichteten Oefen sind von Ziegelsteinen, und etwas in die Erde hineingearbeitet. Sie bestehn aus zwei Stockwerken, die mit einander in Verbindung stehen, und in mehrere Kammern abgetheilt sind. In einem Winkel des Gebäudes ist ein Ofen, den man 10 Tage hinter einander, täglich 3—4 Stunden, mit Kuh- und Kameelmist, der gewöhnlichen Feuerung jenes Landes, erheizt. Um den rechten Grad der Wärme zu geben, hat man kein anderes Mittel, als das eigene Gefühl der Arbeiter. Man vergleicht die Temperatur, die man hervorbringen will, mit der Wärme der Bäder. Wird die Hitze zu stark, so öffnet man eigene Luftzüge. Der Boden der Abtheilungen oder Kammern wird mit Matten, und einer Schicht Stroh darüber, bedeckt, und darauf legt man die Eier, doch so, daß sie einander nicht berühren. Täglich werden sie 2 Mal, und eben so oft des Nachts, umgewandt. Nach 8 oder 10 Tagen untersucht man sie mit einer Lampe, ob sie auch bekommen. Die fehlschlagenden wirft man weg, und bringt die übrigen am 14. Tage in das obere Stockwerk. Am 20. oder 21. Tage kriechen die Küchlein aus, und werden nun ihren Eigenthümern zurück gegeben, oder verkauft. Für das Ausbrüten nimmt der Besitzer des Ofens ein Drittheil der Eier. Solcher Oefen sollen 400 in Aegypten sein, und in jedem Ofen (fast unglaublich) 50,000 Küchlein ausgebrütet werden. Die Einwohner eines Dorfes, Bermé im Delta, sind im Besitz dieser Kunst, die sie durch ganz Aegypten treiben. Auch in China ist dies künstliche Ausbrüten in Gebrauch. Man legt die Eier in hölzerne Büchsen, die mit Sand gefüllt sind, und stellt diese auf eiserne erhitzte Platten. Reaumür machte zwei Vorschläge bekannt, wodurch er das künstliche Ausbrüten auch in Europa einführen wollte. Auf gewöhnlichen Backöfen sollte ein bewegliches Gestell von Bretern angebracht werden, worauf man die Eier legen könne. Um die nöthige Wärme ohne Thermometer gehörig zu beurtheilen, solle man ein Stück Butter, einer Wallnuß groß, mit eben so viel Talg vermischt, in einem dünnen Glase hinstellen. Schmelze dies, wie ein dicker Syrup, so sei es die rechte Wärme. Ein anderer Vorschlag war, die Eier in Misthaufen einzugraben; allein sowol die Unsicherheit der Temperatur, als auch die schädlichen Luftarten, die aus den Misthaufen aufsteigen, hinderten den glücklichen Erfolg dieses Unternehmens: die meisten Eier wurden faul. Neuerlich hat ein ungenannter Franzose ein eigenes Werk über das künstliche Ausbrüten herausgegeben, worin er die ägyptischen Brütöfen in größerer Zweckmäßigkeit einzuführen sucht. Er heizt die Oefen mit kochendem Wasser.

Brutto (Ital.), im Gegensatze von Netto, wird in der Kaufmannssprache die Waare mit Inbegriff dessen, worein sie verpackt ist, genannt. Es gilt das vorzüglich in Beziehung auf das Gewicht der Waare, daher man z. B. sagt: das Faß Kaffée wiegt 9 Ct. Brutto, d. h. mit Inbegriff des Gewichtes des Fasses.

Brutus (Lucius Junius), war der Sohn des Marcus Junius und der Tochter des ältern Tarquinius, und rettete sein Leben vor den Verfolgungen des Tarquinius Superbus nur dadurch, daß er sich blödsinnig stellte, weßhalb er auch den Beinamen Brutus bekam. So blieb er am Hofe als Gesellschafter der jungen Prinzen, die er nach Delphi begleitete, als sie sich wegen einer in Rom ausgebrochenen Pest dahin be-

gaben. Er nahm für den Gott einen Holunderstecken mit, in dem er eine goldene Ruthe verborgen hatte. Als sie beim Fortgehen von Delphi den Apollo befragten, wer von ihnen einst Rom beherrschen werde, antwortete das Orakel: Derjenige, der zuerst seine Mutter küssen werde. Brutus, um den Ausspruch sich zuzueignen, stellte sich, als sie in Italien ans Land stiegen, als ob er niederfiele, u. küßte die Erde seines Vaterlandes. Als bald darauf Lucretia, des Collatinus Gemahlin, sich selbst den Dolch in den Busen stieß, um die ihr von des Tarquinius Sohn angethane Entehrung nicht zu überleben, ließ Brutus, der dabei gegenwärtig war, die Maske fallen; er zog den blutigen Dolch aus der Wunde und schwur den Tarquiniern Rache, erklärte den Erstaunten das Räthsel seiner Umwandlung, vermochte zu einem gleichen Eide alle Anwesende, und ließ, da man sich seiner Leitung unterwarf, sogleich die Thore sperren, das Volk zusammenrufen, den Leichnam öffentlich ausstellen, und verlangte die Verbannung der Tarquinier. Nachdem sie beschlossen worden, trug Brutus darauf an, die Königswürde ganz abzuschaffen und eine freie Verfassung einzuführen. Da bestimmte man, daß zwei Consuln auf ein Jahr die höchste Gewalt ausüben sollten, und ertheilte dieses Amt zuerst dem Junius Brutus und dem Tarquinius Collatinus. Tarquinius, der die Thore gesperrt und sich von der Armee, die Brutus indeß gewonnen hatte, verlassen sah, schickte Gesandte nach Rom, die wenigstens sein Privateigenthum zurückfordern, und zugleich versprechen sollten, daß er nichts gegen die Republik unternehmen wolle. Man bewilligte dieses Begehren; dennoch versuchten die Gesandten eine Verschwörung und zogen mehrere Jünglinge in dieselbe, unter denen sich auch die beiden Söhne des Brutus, und seine und des Collatinus Neffen befanden. Aber ein Sclave, Namens Vindex, entdeckte das Vorhaben vor seinem Ausbruche. Nachdem die Schuldigen gefangen genommen worden, ließen die Consuln auf den folgenden Morgen das Volk zu den Comitien berufen. Alles war tief erschüttert, unter den Gefangenen auch des Brutus Söhne an Pfähle gebunden, und den Vater auf dem Richterstuhl zu sehen, der sie verurtheilen sollte. Collatinus weinte, und selbst der strenge Valerius saß stumm da. Aber Brutus stand gefaßt auf, und befahl, nachdem die Schuld unwidersprechlich erwiesen worden; den Lictoren, das Gesetz zu vollziehen. Weder die Bitten des Volks noch seiner Söhne änderten seinen Entschluß. Er wohnte dem schrecklichen Schauspiele mit Standhaftigkeit bei, und erst nach der Hinrichtung verließ er die Versammlung, in die er jedoch zurückgerufen wurde, da Collatinus seine schuldigen Vettern zu retten wünschte. Das Volk verurtheilte alle, und wählte an die Stelle des Collatinus den Valerius zum Consul. Indeß hatte Tarquinius, von Porsenna unterstützt, eine Armee versammelt, und rückte gegen Rom an. Die Consuln zogen ihm entgegen. Brutus führte die Reiterei, ihm gegenüber befehligte Aruns, Tarquins Sohn. Beide durchstießen sich im Angriffe zu gleicher Zeit mit ihren Spießen (im Jahre Roms 245). Die Römer siegten, und Brutus ward feierlich begraben. Die Weiber betrauerten ihn ein ganzes Jahr als den Rächer der Ehre ihres Geschlechts.

Brutus (Marcus Junius). Dieser, vorzugsweise mit dem Namen des letzten Römers ausgezeichnete Republikaner war anfangs ein Feind des Pompejus, der seinen Vater in Galatien getödtet hatte, vergaß aber seinen Privathaß und versöhnte sich mit Pompejus, als sich derselbe zum Vertheidiger der Freiheit aufwarf. Er nahm jedoch keine Befehlshaberstelle an, und ergab sich nach der unglücklichen phar-

salischen Schlacht dem Cäsar, der ihn mit der zärtlichsten Freundschaft aufnahm, da er ihn immer geliebt hatte und sogar für seinen Sohn hielt. Diese Liebe zeigte ihm Cäsar während seiner ganzen Dictatur, und bei Vertheilung der Staatsämter wies er ihm Macedonien zur Verwaltung an. Dennoch ward Brutus ein Haupt der Verschwörung gegen Cäsar, da er die zärtlichsten Bande dem Wohle des Vaterlandes opfern zu müssen glaubte. Cassius, von Haß gegen Cäsar und von Liebe zur Freiheit angetrieben, suchte anfangs durch schriftliche Aufforderungen, dann durch seine Gemahlin Junia, des Brutus Schwester, denselben zu gewinnen, und als er ihn genug vorbereitet glaubte, erklärte er ihm mündlich seinen Plan einer Verschwörung gegen den nach der Alleinherrschaft strebenden Cäsar, in welche Brutus einging und durch sein Ansehn viele der vornehmsten Römer zog. Cäsar ward im Senat ermordet. Brutus erklärte durch öffentliche Reden die Absicht dieser That, konnte jedoch das Mißvergnügen des Volks nicht besiegen und begab sich mit seiner Partei auf das Capitol. Bald aber faßte er Muth, als der Consul P. Cornelius Dolabella und der Prätor L. Cornelius Cinna, Cäsars Schwager, sich für ihn erklärten. Allein zwei furchtbare Gegner zeigten sich ihm bald im Antonius und Lepidus. Antonius, den Brutus großmüthig verschont hatte, söhnte sich nur zum Scheine mit ihm aus, und erlangte von ihm die Erlaubniß, dem Volke Cäsars Testament vorlesen zu dürfen. Hierdurch gelang es dem Antonius, das Volk zur Wuth und Rache gegen die Mörder Cäsars zu reizen. Ein allgemeiner Aufstand zwang die Verschwornen, aus Rom zu flüchten. Brutus ging nach Athen, und suchte dort unter dem römischen Adel eine Partei zu bilden. Zugleich gelang es ihm, die Truppen in Macedonien auf seine Seite zu bringen. Jetzt fing er an, öffentlich zu werben, welches ihm um so leichter ward, da die übrigen Pompejanischen Truppen seit der Niederlage ihres Feldherrn noch in Thessalien herumschweiften. Hortensius, der Statthalter von Macedonien, trat ihm bei, und so stand Brutus, Meister von Griechenland und Macedonien, in kurzem an der Spitze eines mächtigen Heeres. Er ging hierauf nach Asien, wo er sich mit Cassius, dessen Waffen hier einen eben so glücklichen Fortgang gehabt hatten, vereinigte. In Rom hatten dagegen die Triumvirn die Oberhand. Brutus und alle Verschwornen waren verurtheilt worden, und man schickte sich an, sie zu bekriegen. Dem zu begegnen, hielten Brutus und Cassius in Smyrna Kriegsrath, und beschlossen, zunächst sich die Lycier und Rhodier zu unterwerfen. Dieß gelang mit großer Anstrengung, worauf sie wieder in Sardes zusammenkamen, u. nunmehr beschlossen, nach Europa zurückzugehen und den Triumvirn die Spitze zu bieten. Auf dem Marsche von Sardes nach Abydus (in Kleinasien) sah Brutus ein Gespenst, das schweigend auf ihn zuging, und als er es fragte: wer bist du und was willst du bei mir? ihm antwortete: ich bin dein böser Genius, Brutus; bei Philippi wirst du mich wiedersehen. Gut! antwortete Brutus gefaßt, dort werde ich dich sehen; und die Erscheinung verschwand. — Die Armee ging hierauf über den Hellespont und marschirte in die Ebenen von Philippi in Macedonien, wo auch die Triumvirn mit ihren Legionen angekommen waren. Das Heer der Republikaner bestand aus neunzehn Legionen u. 20,000 Reitern, aber es litt eine bedeutende Niederlage; Cassius blieb, und Brutus, der eine zweite Schlacht wagte, wurde völlig geschlagen. Nur mit wenigen Freunden entrann er dem Tode, übernachtete in einer Höhle, und da er seine Sache rettungslos sah, bat er einen seiner Vertrauten, den Strato, ihn zu töd-

ten. Lange weigerte sich dieser: als er ihn aber fest entschlossen sah, hielt er ihm mit abgewandtem Gesichte sein Schwert entgegen, in welches Brutus sich stürzte. So starb er im Jahre der Stadt 712 im 43. Lebensjahre.

Bruyère (Jean de la), der berühmte Verfasser der Charaktere und Sitten seines Jahrhunderts, war auf einem Dorfe unweit Dourdan im Jahre 1644 geboren, und starb im Jahre 1697. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Er kaufte sich anfangs die Stelle eines Schatzmeisters zu Caen; allein kurz darauf kam er durch den Bischof Bossuet mit einer Pension von 1000 Thalern zu dem Herzoge von Burgund, um denselben in der Geschichte zu unterrichten, und hielt sich in dessen Hause seine ganze übrige Lebenszeit auf. Im J. 1693 ward er Mitglied der französischen Akademie. Er übersetzte die Charaktere des Theophrast mit vieler Eleganz ins Französische, und begleitete sie mit einer Folge von Charakteren, worin er die Sitten seiner Zeit mit scharfem Blicke und in einem bis zum Epigrammatischen sinnreichen und witzigen Vortrage darstellte. Dieses Werk steht in einer verdienten Achtung. La Bruyère nahm seine Charaktere nicht selten von lebenden Personen (wiewol er dawider protestirte), und Malezieux sagte daher, als ihm La Bruyère sein Manuscript zeigte: „Sie werden sich viele Leser, aber auch viele Feinde dadurch erwerben." Diese Voraussagung traf allerdings ein; doch scheint er nie Verfolgungen erfahren zu haben. Uebrigens war er ein Mann von liebenswürdigen Sitten und milder Sinnesart.

Bruyn (Corneille le), ein geschickter Mahler, aber ungleich berühmter als Reisender, war im Haag 1652 geboren. Im J. 1674 ging er nach Rom, wo er zwei und ein halbes Jahr seine Kunst studirte. Hierauf folgte er seiner Neigung zum Reisen, besuchte Neapel und mehrere andere Städte Italiens, schiffte sich nach Smyrna ein, durchreisete Kleinasien, Aegypten u. die Inseln des Archipelagus, Alles, was er seiner Aufmerksamkeit würdig fand, aufzeichnend und abzeichnend. Nach seiner Rückkehr nach Europa ließ er sich in Venedig nieder, beschäftigte sich aufs neue mit seiner Kunst, und ward ein Schüler Carlo Lotti's. Im J. 1693 kam er in sein Vaterland zurück, und machte 1698 seine Reisen bekannt. Die günstige Aufnahme dieses Werks erweckte aufs neue seine ihm angeborne Reiselust. Er verließ Holland im J. 1701, und besuchte Rußland, Persien, Indien, Ceylon und einige asiatische Inseln. In Rußland mahlte er unter andern Peter den Großen und verschiedene Prinzen seiner Familie. Im Jahre 1708 kam er abermals in sein Vaterland zurück, das er nun nicht wieder verließ. Nach drei Jahren erschien seine Reisebeschreibung, deren Werth, wie der Werth der erstern, mehr in der Schönheit und Genauigkeit der Abbildungen, als in tiefen und zuverlässigen Bemerkungen besteht. Den Rest seiner Tage brachte Le Bruyn einzig mit seiner Kunst beschäftigt zu, und starb zu Utrecht bei seinem Freunde und Beschützer van Mollem, man weiß nicht in welchem Jahre.

Bryant (James), ein großer Sprachgelehrter u. Alterthumsforscher, der zu Plymouth 1715 geboren wurde, und 1804 starb. In seiner Jugend studirte er in Cambridge, ward darauf Erzieher des Lord Marlborough, eines Sohns des berühmt. Feldherrn, mit dem er auch als Privat-Secretär einen Theil des 7jähr. Krieges in Deutschland und den Niederlanden zubrachte. Nach seiner Rückkehr bekam er einen einträgl. Posten bei der Artillerie, der ihm hinreichende Muße gestattet,

seinen gelehrten Untersuchungen über biblische, römische und griechische Alterthümer nachzuhängen. Sein wichtigstes Werk ist das System der alten Mythologie, welches in drei Quartbänden 1774 bis 76 herauskam. So sehr man den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Verfassers bewundert, so tadelt man doch mit Recht, daß er Einbildungen statt strenger Beweise angenommen, und sich vorzüglich auf den trüglichen Pfad der etymologischen Erklärungen begeben. Nächstdem führte er einen berühmten Streit über die Wahrhaftigkeit des Homer und über das wirkliche Dasein von Troja. In mehreren Schriften suchte er nämlich zu zeigen, daß es nie ein Troja gegeben, und daß der ganze Feldzug der Griechen vom Homer erdichtet sei. Eine frühere Abhandlung, die im J. 1767 erschien, setzt die Insel Melite, an welcher der Apostel Paulus Schiffbruch gelitten, mit vielen Scheingründen, nicht nach Malta, sondern in das Adriatische Meer. Die heiligen Schriften suchte er durch Erläuterungen des Josephus, Philo's des Juden und des Justinus Martyr zu erläutern.

Brydone (Peter), ein englischer Schriftsteller und Verfasser einer sehr unterhaltenden Reisebeschreibung. Er machte die Reise durch Sicilien und Malta, welche er 1773 in 2 Bänden dem Publicum mittheilte und die fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden, als Führer von Sir William Beckford, einer der reichsten Privatpersonen Englands. So sehr man über die Schönheit seiner Darstellung einverstanden, so sehr ist die Wahrheit seiner Erzählungen oft in Anspruch genommen worden.

Bubna (Graf von), aus einer alten Familie in Böhmen abstammend, widmete sich früh den österreichischen Diensten, und erhob sich darin allmählig zum Kammerherrn und Feldmarschall-Lieutenant. Ins historische Leben trat er eigentlich erst zu Ende 1812, wo er von seinem Monarchen mit außerordentlichen Aufträgen an Napoleon nach Paris und im Mai 1813 an denselben nach Dresden gesandt wurde. Er führte alsdann in dem Befreiungskriege 1813 ein k. k. österreichisches Armeecorps mit vieler Auszeichnung u. erhielt 1814 den Oberbefehl der k. k. österreichischen Armee, welche über Genf in das südliche Frankreich eindringen sollte, wobei er eben so viel Vorsicht im Vorrücken, als Schonung und Menschlichkeit gegen die stürmischen Bewohner zeigte. Bei Lyon stand er dem Marschall Augereau gegenüber, ohne diesen besiegen oder die Stadt mit Gewalt nehmen zu können, bis die Corps von Bianchi und Hessen Homburg ihm zur Unterstützung ankamen und der Prinz von Hessen den Oberbefehl übernommen hatte. Bubna blieb bis zum Rückmarsch der alliirten Heere in Lyon u. begab sich alsdann nach Wien. Nach der Landung Napoleons 1815 führte er wieder sein Armeecorps unter dem Oberbefehl von Frimont gegen Lyon, u. stand, ohne etwas auszurichten, in Savoyen dem Marschall Suchet gegenüber, bis Paris erobert und dieser über Lyon zurückmarschirt war. Nun besetzte er ohne Widerstand Lyon, errichtete daselbst ein Generalgouvernement und Kriegsgerichte gegen die Aufrührer, gegen welche er nunmehr weit strenger verfuhr. Im September trat er seinen Rückmarsch nach Oesterreich an, und erhielt für seine ausgezeichneten Dienste schöne Güter in Böhmen von seinem Kaiser zum Geschenk. Er gilt für einen der ausgezeichnetsten Generale, besonders in Führung leichter Truppen.

Bucentaur. In der Mythologie bezeichnet dieses Wort eine Art Ungeheuer, welches halb Mensch und halb Stier oder Esel war. — Auch führte diesen Namen die große prächtige Galeere, in welcher

der Doge von Venedig sich jährlich am Himmelfahrtstage mit dem adriatischen Meere vermählte. (S. Venedig.)

Bucephalus, das berühmte Pferd Alexanders des Großen, welches derselbe für dreizehn Talente (etwa 15,000 Thaler) kaufte. Es war von der Zucht des Philonicus, eines Thessaliers, der es dem Könige Philipp zum Kaufe anbot. Aber schon hatte Philipp, der den Preis zu hoch fand, befohlen, das unbändige Roß hinwegzuführen, als der junge Alexander sich erbot, es zu besteigen. Wirklich schwang er sich hinauf, und zu Aller Verwunderung gehorchte ihm das Roß, und ließ sich willig lenken, da es früher keinen Reiter geduldet hatte. Alexander gewann es darum so lieb, daß er nie ein anderes Pferd bestieg, wie denn auch der Bucephalus, wenn er zur Schlacht gerüstet war, keinem Andern gehorchte. Als er an einer empfangenen Wunde gestorben war, ließ Alexander ihn am Hydaspes begraben, und erbaute um sein Grab eine Stadt, die er Bucephalia benannte.

Buch, mehrere zu einem Ganzen verbundene Blätter oder Bogen Papier. Diese deutsche Benennung entstand daher, weil man ehedem zu den Büchern die Rinde, Blätter und auch das geschliffene Holz der Buche nahm. Im Lateinischen heißt das Buch liber, welches Bast bedeutet, weil man sonst auf das Bast schrieb. Eben so kommt die Benennung Blätter von den Baumblättern, deren man sich statt des Papiers bediente. In frühern Zeiten wurden Stein-, Blei-, Kupferplatten, Pergamentrollen u. a. m. gebraucht. Die ältesten schriftlichen Urkunden suchen Einige bei den Aegyptern, als den Erfindern der Bilder- und Hieroglyphenschrift, Andere bei den Babyloniern. Unter allen auf unsere Zeiten gekommenen Büchern sind die Urkunden des Moses, der um das Jahr der Welt 2453 schrieb, und das Buch Hiob die ältesten.

Buchanan (Georg), ein als Dichter und Historiker berühmter Schotte, war 1506 zu Kilkerne geboren, studirte zu Paris und wurde, nachdem er früher im Militär gedient hatte, von Jacob V. zum Lehrer seines natürlichen Sohnes, des Grafen von Murray, ernannt. Weil er eine beißende Satire gegen die Franziscaner drucken ließ, mußte er flüchtig werden, kam endlich nach Portugal, und wurde hier in ein Kloster gesperrt, in welchem er seine poetischen Umschreibungen der Psalmen verfaßte. Nach vielem Herumschweifen kam er 1563 wieder nach Schottland, bekannte sich öffentlich zur reformirten Religion, ward Lehrer des jungen Königs, Jacobs VI., nachmaligen Jacobs I., den er streng hielt, und selbst oft körperlich züchtigte. Auch nachdem Jacob zur Regierung gekommen war, sagte er ihm bittre Wahrheiten. Er schrieb 1565 die schottische Geschichte, nicht ohne Bitterkeit gegen die catholische Religion und gegen seine ehemahlige Wohlthäterin, die Königin Maria Stuart. Zuletzt wurde er unter Jacobs Regierung Director der königl. Kanzlei und geheimer Siegelbewahrer, verließ aber 1581 diese Stelle, ging nach Edinburgh, und starb daselbst den 28. September 1582. Er hat theils durch seine Paraphrase der Psalmen, theils durch andere Gedichte seine Meisterschaft in der lateinischen Dichtersprache bewiesen. Als Lyriker war er feurig und kühn, als Satiriker witzig und geistvoll.

Bucharei, ein großes Land in Asien und ein Haupttheil der Tatarei. Es wird in die große und kleine Bucharei getheilt, von denen jene zur Tatarei (s. d.), diese zu China (s. d.) gehört.

Buchdruckerkunst wird in Absicht auf das dabei Statt findende Verfahren in die xylographische, typographische u. stereographische

eingetheilt. Die xylographische Buchdruckerkunst besteht darin daß man die Schrift in hölzerne Tafeln einschneidet, sie dann mit Schwärze überzieht, mit Papier bedeckt und abdruckt. Dieß ist die älteste Art der Buchdruckerkunst, die auch bis jetzt noch in China, Japan und Tibet im Gebrauche ist. Die typographische Buchdruckerkunst ist diejenige, bei welcher man sich einzelner Lettern oder Typen bedient, welche man gehörig zusammensetzt und dann abdruckt. Eine kurze Zeit hindurch brauchte man geschnittene Lettern, aber bald nachher und noch jetzt, gegossene. Die stereographische Buchdruckerkunst endlich ist diejenige, zu welcher man sich, nach der neuesten Verbesserung, ganzer metallener Platten bedient, von denen man abdruckt. Die Chinesen sollen schon unter ihrem Kaiser Wu-wang, welcher ungefähr 1100 Jahre vor Chr. Geb. lebte, die xylographische Buchdruckerkunst gekannt haben, doch schreiben sich auch die Japaner die Erfindung derselben zu und streiten deßhalb mit den Chinesen. Auch in Tibet soll nach dem Berichte verschiedener Reisenden, diese Kunst seit undenklichen Zeiten getrieben werden. Ob es gleich schon seit Jahrtausenden Sitte war, mit dem Petschaft Abdrücke in Wachs zu machen, welches leicht Veranlassung zur Erfindung der Buchdruckerkunst hätte geben können; so wurde doch erst etwa vor viertehalb Jahrhunderten Guttenberg dadurch auf die Erfindung derselben geleitet. Denn es ist mit Recht zu bestreiten, daß die Europäer, und unter ihnen die Deutschen, damals irgend eine Kenntniß von der Buchdruckerkunst bei den Chinesen gehabt haben, obgleich nicht zu läugnen steht, daß schon vor Guttenberg, und zwar 1423, die Kunst, Bilder mit einigen Zeilen Text in Holz zu schneiden, bekannt war. Drei Städte stritten um die Ehre der Erfindung der typographischen Buchdruckerkunst, Harlem, Straßburg und Mainz. Die Harlemer behaupteten, daß ihr Bürger, Lorenz Janßon Coster, bereits im J. 1430 die Kunst, die Schrift in Holztafeln einzuschneiden, erfunden habe. Die Straßburger schreiben diese Erfindung Guttenbergen zu, der sie in Straßburg zuerst gemacht haben sollte; die Mainzer hingegen behaupteten, daß eben dieser Guttenberg nicht in Straßburg, sondern vielmehr in Mainz die typographische Buchdruckerkunst erfunden habe. Die Wahrheit ist, daß Guttenberg in Straßburg zuerst die Idee seiner nachherigen Erfindung faßte, sie aber erst in Mainz mit Hülfe Peter Schöffers zur Ausführung brachte. Dieser Joh. Guttenberg hieß eigentlich Joh. von Sorgenloch (Sugeloch), und ward von seinen beiden in Mainz belegenen Häusern, Gänsfleisch und Gudenberg, auch Joh. Gänsefleisch Guttenberg genannt, wie ihm denn in den alten Urkunden stets der Name Henne Gänsfleisch beigelegt wird. Es ist erwiesen, daß Guttenbergs Druckerzeug bereits im Jahre 1436 fertig war, und daß er auch schon in diesem Jahre Bücher druckte. Nachdem er bereits mehrere dergleichen in Holz abgedruckt hatte, und ihm diese Methode bei der öftern Wiederholung zu mühsam schien, dachte er darüber nach, ob er nicht mit einzelnen Buchstaben drucken und diese hernach wieder gebrauchen könnte. Dieß führte ihn auf die Erfindung der beweglichen Lettern, die Guttenberg noch vor dem J. 1442 gemacht hatte, denn bereits in diesem Jahre besaß man abgesetzte Lettern. Ob er nun diese beweglichen Lettern aus Holz oder gleich aus Blei geschnitten habe, ist unbekannt. Mit dem Jahre 1449 beginnt die vervollkommnete Periode der Buchdruckerkunst. Guttenberg verband sich in diesem Jahre mit einem reichen Goldschmid in Mainz, Namens Joh. Fuß (Faust),

der ein geborner Engländer war, zu einer typographischen Gesellschaft. Faust nahm darauf auch seinen Bruder, Jac. Faust, und bald darauf einen gewissen Pet. Schöffer, einen Mönch und sehr erfinderischen Kopf, in diesen Verein auf. Dieß soll im J. 1453 geschehen sein. Schöffer wurde nun der eigentliche Vollender der Buchdruckerkunst; Guttenberg hatte zwar die beweglichen Lettern erfunden und diese anfangs aus Holz, dann aus Blei und endlich aus Zinn geschnitten. So blieb aber die Buchdruckerkunst noch ein so mühsames als kostspieliges Geschäft, bis von Joh. Faust oder Pet. Schöffer die gegoßnen metallnen Lettern und andre Vortheile bei der Buchdruckerkunst erfunden wurden. Das älteste, mit gegossenen Lettern von Guttenberg und Faust in Mainz gedruckte Werk, welches noch früher als der bekannte Psalter von 1457 (gegen 1455) vollendet wurde, ist die eigentliche und älteste Guttenbergische lateinische Bibel, die man auch die 42zeilige nennt, weil sie auf jeder vollständigen Columne 42 Zeilen hat. Als sich Faust im J. 1456 von Guttenberg getrennt und, in Folge eines von ihm Guttenbergen vorzuleihenden Darlehns von 2020 Gulden, sich dessen Druckerwerkzeug zugeeignet hatte, übernahm er in Vereinigung mit Pet. Schöffer größere typographische Werke, wodurch nun die eigentliche Buchdruckerkunst nach und nach immer mehr ausgebildet wurde. Da Faust insbesondere den Druck der lateinischen und deutschen Bibel betrieb, durch deren Abschrift die Mönche bisher einen ansehnlichen Verdienst gehabt hatten, und letztere ohnehin die erstaunliche Vervielfältigung der gedruckten Schrift nicht begreifen konnten und diese Kunst deßhalb einer Eingebung des Satans zuschrieben; so gerieth Faust darüber mit den Mönchen in einen gewaltigen Streit. Faust war nämlich mit seiner im J. 1462 zum erstenmal mit der Jahreszahl gedruckten Bibel nach Paris gereiset, um sie daselbst zu verkaufen. Da er aber von den Anfeindungen der Mönche in Deutschland gehört und deßhalb Paris schleunig verlassen hatte, so veranlaßte dieß wahrscheinlich die bekannte Sage, der Teufel habe ihn entführt. Nichts desto weniger reisete Faust im J. 1466 zum zweiten Male nach Paris und starb daselbst an der Pest, worauf Pet. Schöffer in Mainz die Buchdruckerkunst allein fortsetzte. Während der Trennung Guttenbergs von Faust hatte ersterer Mittel gefunden, sich eine neue Druckerei anzuschaffen, und damit mehrere Werke gedruckt, von denen insbesondere der bekannte astrologisch-medicinische Calender in Folio von 1457 merkwürdig ist, welcher als der erste bekannte Druck mit beigedruckter Jahrzahl genannt wird. Da die Lettern dieses Calenders von denen, mit welchen Faust und Schöffer druckten, durchaus verschieden sind, so schließt man daraus mit Sicherheit, daß jener Calender in Guttenbergs Druckerei gedruckt worden sei. — Seit 1462 zerstreuten sich mehrere Arbeiter von Mainz und errichteten Druckereien, außer Deutschland, zuerst in Italien, hernach in Frankreich, dessen damaliger König der erste Fürst war, der sich der neuen Kunst annahm. Nebst Faust, Schöffer und Guttenberg war ein gewisser Albrecht Pfister, man weiß nicht eigentlich auf welchem Wege, zur Ausübung der Buchdruckerkunst gelangt; derselbe soll bald nach 1450 eine Bibel gedruckt haben. Nachdem nun nach u. nach die Buchdruckerkunst bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts immer mehr verbessert worden war, machten sich J. G. J. Breitkopf in Leipzig, Barth in Breslau und Franz Ambrosius Didot in Frankreich besonders um die Vervollkommnung dieser Kunst verdient. Neuerlich erhielt Phil. Rusher in England ein Patent für verbesserte Druckletten, wodurch der Druck schöner, ebenmäßiger und leichter werden soll. Auch erfand Franz Bailey von Phi-

ladelphia ein Verfahren, Matrizen zu Buchstaben zu verfertigen, welche nicht nachgeahmt werden können, worüber Robert Barcley 1790 ein Patent erhielt. Dieses Verfahren gründet sich auf die Beobachtung, daß, wenn harte Substanzen zerbrochen werden, man gewisse unregelmäßige Figuren erhält, die, so oft auch der Versuch wiederholt wird, doch nicht nachzuahmen sind. Zerbricht man also schwache Stangen von Stahl in der Größe, die ein Punze haben soll, so bekommt man ohne alle fernere Zubereitung einen Punzen für irgend eine Matrize, welche auf keine Weise nachgeahmt werden kann. Uebrigens scheint die Buchdruckerkunst, welche mit dem Abdruck von ganzen Tafeln ihren Anfang nahm, nun auch durch Abdruck ganzer Tafeln ihre höchste Vollkommenheit erreichen zu wollen. Man bemüht sich nämlich jetzt, die aus beweglichen Lettern zusammengesetzten Seiten in solide Massen oder Tafeln zu verwandeln. Bekanntlich kam die Buchdruckerkunst durch Erfindung der beweglichen Lettern zu größerer Vollkommenheit; aber eben diese Beweglichkeit ist auch Ursache, daß sich, so oft man ein Buch wieder auflegt, neue Druckfehler einschleichen und daß sich beim Drucken die Lettern zuweilen an die Ballen anhängen und damit herausgezogen werden, woraus, weil der Drucker sie nicht immer wieder an den rechten Ort einsetzt, neue Druckfehler entstehen. Diese Unvollkommenheiten waren insbesondere bei einem Buche, das aus lauter Zahlen besteht, sehr kränkend. Firmin Didot, der Sohn des Franz Ambros. Didot, dachte daher, als er die logarithmischen Tafeln von Callet drucken sollte, auf Mittel, jenen Unvollkommenheiten vorzubeugen, und dieses gelang ihm dadurch, daß er die aus beweglichen Buchstaben und Zahlen zusammengesetzten und aufs genaueste corrigirten Seiten auf ganze Tafeln abgießen ließ, welche nun hin und her geworfen werden können, ohne daß sich ein Buchstabe verschiebt. Durch dieß Verfahren wird das Herausziehen der Lettern, mithin das Entstehen neuer Druckfehler während des Drucks, unmöglich gemacht. Entdeckt man aber einen stehen gebliebenen Fehler, so wird die bleierne Tafel an dem Orte des fehlerhaften Buchstabens durchbohrt, der falsche Buchstabe herausgenommen, der rechte dafür eingesetzt und wiederum zugelöthet, auf welche Art die Form nach und nach ganz correct wird. Diese so verbundenen Lettern nannte Didot Stereotypen, von dem griechischen στερεος, fest, feststehend, und τυπος, Form, Gestalt. Er ließ mit seidigen bereits im J. 1795 Callets oben genannte logarithmische u. trigonometrische Tafeln abdrucken. Die Erfindung der Stereotypen aber gehört eigentlich nicht Didot, sondern wird den Holländern zugeschrieben. Denn schon seit mehr als 100 Jahren soll man in Holland verstanden haben, mit stehenden Lettern Drucke von Dauer zu verfertigen. Der Erfinder derselben soll J. van der Mey, der Vater des bekannten Mahlers dieses Namens, gewesen sein, der zu Ende des 17. Jahrh. in Leyden wohnte. Er verfertigte u. goß unbewegliche Formen oder Platten zu einer holländ. Bibel in Quart, von welchen viele tausend Abdrücke abgezogen wurden. Die Formen zu dieser Bibel befinden sich noch jetzt in den Händen der Buchhändler S. u. J. Luchtmanns in Leyden. Mit Mey ging die Kunst, unbewegliche Typen zu verfertigen, in Holland wieder verloren, wenigstens wurde seitdem kein Gebrauch mehr davon gemacht, weil diese Art zu drucken zu kostspielig war. Auch soll ein Schotte, Namens Ged, zu Anfange des 18. Jahrh., die Kunst, von gegossenen Platten zu drucken, erfunden, auch einen Sallust von zusammengelötheten Typen abgedruckt haben. Man sieht hieraus, daß Didot im stereotypischen oder stereographischen Drucke mehrere Vorgänger gehabt hatte. Indeß hat er diese Kunst sehr verbessert, so daß durch dieselbe eine weit größere Gleichför-

PARSONS LIBRARY University of MICHIGAN

migkeit in Ansehung der Reinheit der Schrift u. eine bedeutende Wohlfeilheit der Exemplare erreicht wird. Sein verbessertes Verfahren ist folgendes. Er nimmt bewegliche Lettern, die sich von den gewöhnlichen nur dadurch unterscheiden, daß sie etwas kürzer und von einer weit härtern Materie, als die gewöhnlichen Lettern sind. Diese werden auf die gebräuchliche Weise gesetzt; man druckt Probebogen und corrigirt, bis der ganze Satz möglichst fehlerfrei ist. Alsdann wird mittelst einer Maschine, die gerade dieselbe ist, mit welcher man Geld münzt, jede mit diesen harten Lettern gesetzte Seite in ein Quadrat vom weichsten Blei abgedruckt. Da dieses mit der Prägmaschine geschieht, so ist der Druck gleichförmig und sanft. Diese Platte von weichem Blei, in welche eine ganze Seite auf einmal eingedrückt wird und welche sich, wenn man einige Uebung darin hat, gerade wie ein gedruckter Bogen lesen läßt, dient nun als solide Matrize für eine ganze Seite. Jene oben erwähnten Lettern von harter Materie sind also die Patrizen, welche zur Verfertigung dieser soliden Matrizenplatte dienen, und nachdem sie diesen Dienst geleistet haben, wieder auseinander genommen, anders gesetzt und zur Verfertigung anderer Matrizenplatten benutzt werden können. Hat man nun eine solche Seite, die als Matrize dient, so wird sie abgeklatscht, welches vermittelst eines Mouton oder einer Vorrichtung geschieht, wo in einem eng verschlossenen Kasten die Matrize mit Gewalt auf die zur Teigconsistenz erkaltete Masse herabgeschmettert wird und eine solide Masse bildet, welche zum Druck dient, nachdem sie vorher auf der Rückseite abgedrechselt worden, theils um Materie zu ersparen, theils um jeder Platte gerade die Dicke zu geben, welche sie haben muß, um zum Abdrucke zu dienen. Beim Abdruck selbst werden die verschiedenen soliden Platten oder Seiten auf eine messingene Platte geschoben, welche die Stelle der Form vertritt, und nothwendig ist, um dem Ganzen die nöthige Consistenz zu geben, da diese sehr dünnen stereotypischen Seiten oder Columnen dem Drucke schwerlich widerstehen würden. Aus allem diesen ergibt sich, daß Didot mit den gewöhnlichen Patrizen ganz ordentliche Matrizen verfertigt, daß ihm diese dazu dienen, außer den gewöhnlichen Lettern, die er sonst in seiner Druckerei brauchen kann, auch noch die kurzen Lettern aus harter Materie zu gießen, welche nach der gewöhnlichen Methode gesetzt und in weiches Blei seitenweise abgedruckt werden, daß endlich dieser Abdruck in weiches Blei, welchen man die Stereotype nennt, dazu dient, die Composition stéréotype (die stereotypische Columne) abzuklatschen. Ein anderes Verfahren des Grafen Schladerndorf, des Bürgers Herhan und ihrer Gehülfen, Errand und Renouard, besteht darin, daß man mit gewöhnlichen Patrizen eine besondere Art von beweglichen Matrizen verfertigt, welche ungefähr wie gewöhnliche Druckletten aussehen, mit dem in der Natur der Sache liegenden Unterschiede, daß die Buchstaben gerade und vertieft in der Matrize sind, statt daß sie verkehrt und erhaben auf der Druckletter sind; daß man sodann diese von der linken zur rechten Seite, wie das gedruckte Buch sein soll, setzt und mit diesen gesetzten Matrizen sogleich die zum Druck dienenden stereotypischen Tafeln oder Columnen abklatscht und sich mithin mehrere Procedueren erspart. Seitdem hat es Herhan auch dahin gebracht, bewegliche Sätze kalt in Kupfer zu schneiden, wovon jeder Character in ein viereckiges, auf der Drahtmühle gezogenes Prisma geschnitten ist. Die Maschinen, die er zur Ausführung dieser beiden Gegenstände erfunden hat, sind höchst sinnreich. Außerdem haben sich noch Gatteaux zu Paris und Samuel Falka, ein geborner Siebenbürge, zu Wien,

der Graf Prosper v. Sinzendorf, und Boudier, ein Gießer in Paris, um die Erfindung und Verbesserung der Stereotypen-Druckerei sehr verdient gemacht. In Deutschland hat die bis jetzt einzige Stereotypengießerei Karl Tauchnitz in Leipzig angelegt. — Für typographische Schönheit haben Baskerville in England, Didot und Crapelet in Frankreich, Bodoni in Italien, Ibarra in Spanien, und Breitkopf, Göschen, Degen und Tauchnitz in Deutschland am meisten geleistet. — Nächst den Lettern ist das Hauptwerkzeug der Buchdruckerkunst die Buchdruckerpresse, worein die geordneten Lettern gesetzt, mit Schwärze überzogen, hierauf mit einem Bogen Papier bedeckt und dann durch den Druck auf dasselbe abgedruckt werden. Vor ihrer Erfindung druckte man die Holztafeln mit einem Reiber von Horn ab. Statt dieses Reibers erfand Guttenberg die Presse, welche ein gewisser Conr. Sasbach nach seiner Angabe verfertigen mußte. Aus einer straßburgischen Urkunde ergibt sich, daß sie bereits im J. 1436 im Gange gewesen ist. In Frankreich hingegen kannte man 1458 noch keine Pressen; denn Carl VII. schickte in diesem Jahre Jemand nach Straßburg, der daselbst die Buchdruckerkunst erlernen sollte. Leonhard (Joh.) Danner, der 1585 starb, brachte 1550 zuerst zu Nürnberg die messingenen Spindeln in der Buchdruckerpresse an, wozu ihm die Erfindung der Brechschraube Veranlassung gegeben hatte. Eine neue Art Buchdruckerpresse wurde 1777 von Joh. Gottfr. Freitag in Gera erfunden, die sehr große Bequemlichkeiten gewährte, aber, so viel wir wissen, nicht in Gebrauch gekommen ist. Auch Wilh. Haas, welcher 1741 zu Basel geboren war, erfand 1772 eine neue Buchdruckerpresse, die mit einem so künstlichen Mechanismus regiert wird, daß sie mit einer einzigen, durch einen geringen Druck gegebenen Bewegung eine ganze Form druckt, wozu die gewöhnliche Presse zwei Drucke und die ganze Kraft eines Arbeiters braucht. Eine ähnliche Presse, mit welcher der Arbeiter mit einem einzigen Zuge eine ganze Seite des Bogens gleichförmig abdruckt, erfand Franz Ambrosius Didot in Paris. Mit einer andern, von Amisson zu Paris erfundenen Presse druckt man so geschwind ab, daß sich das Verhältniß von ihr zu der Geschwindigkeit der gewöhnlichen Pressen wie 4 zu 3 verhält. In England erfand Joseph Riedley eine Buchdruckerpresse ohne Bengel und Schraube, wofür er eine Prämie von 40 Guineen erhielt. Kinsley zu Hartfort in Connecticut hat eine Presse erfunden, welche selbst die Schwärze auf die Lettern aufträgt, das Papier darüber breitet und zwei Bogen auf einmal abdruckt. Sie braucht nur eine Stunde und den Beistand einer einzigen Person, um über 2000 Bogen zu drucken und abzuwerfen, dahingegen auf den gewöhnlichen Druckerpressen zwei Leute in einer Stunde nie über 250 Bogen abdrucken können. Man hat auch eine Maschine, auf welcher, vermittelst eines Drucktisches und eines darüber hingehenden Druckwagens, Bücher gedruckt werden werden können. — Die Buchdruckerschwärze ist eine schwarze Farbe, welche zum Drucken der Bücher gebraucht wird. Anfangs druckte Guttenberg mit Schreibdinte; dann bediente er sich des Lampenrußes, womit noch der Donat gedruckt wurde. Erst um 1450, oder noch etwas später, erfanden Faust und Schöffer die Buchdruckerschwärze, welche aus Kienruß und starkem Firniß bereitet wird.

Büchercensur. Als nach Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst eine Literatur im eigentlichen Sinne des Worts in Europa zu entstehen anfing, und selbst durch die Leichtigkeit des Mittels, seine

Gedanken öffentlich mitzutheilen und im weiten Raume zu verbreiten, die denkenden Geister angereizt und aufgemuntert wurden, ihre Freiheit zu prüfen, und durch Mittheilung ihrer Ansichten und Meinungen auf dem Wege des Drucks und in den Kreis eines unsichtbaren Publicums hervor und mit vielen in Verbindung zu treten: da fand zuerst die geistliche Macht ein Interesse, diese Freiheit (Freiheit der Presse oder Preßfreiheit genannt) einzuschränken, damit nicht Lehren und Meinungen verbreitet würden, welche dem angenommenen Lehr- und Regierungssystem der catholischen Kirche widersprächen und gefährlich wären. Dieß geschah vorzüglich durch die Büchercensur, welche schon seit 1479 vorkommt, aber erst späterhin, besonders unter Alexander VI. (1492 — 1503) und seinem Nachfolger Leo X., eine dauernde Einrichtung bekam, und darin bestand, daß die Buchdrucker und Verleger die Schriften, bevor sie gedruckt wurden, der Prüfung öffentlich niedergesetzter Personen (Censoren) unterwerfen, und letztere beurtheilen mußten, ob diese Schriften etwas der Kirche Nachtheiliges und Widersprechendes enthielten, oder nicht, welche Beurtheilung man im engern Sinne die Censur nannte. Nur die Unterschrift des „Imprimatur" von Seiten dieser Censoren gab die Erlaubniß, diese Schriften zu drucken. Begreiflich ist es, daß man in dieser Büchercensur, welcher man durch Bücherverbote und harte Strafen einen großen Nachdruck zu geben suchte, ein wirksames Mittel fand, die Fortschritte der Cultur zum Vortheile der Hierarchie zu beschränken, und durch dieselbe einen strengen Zwang in der Kirche ausübte. Allein auch diese Fessel konnte den einmal erwachten Geist der freiern Forschung nicht lange aufhalten. Jedoch sahen sich auch späterhin die Regierungen protestantischer Länder genöthigt, dieselbe, nur allerdings weniger streng, als sie auch in neuern Zeiten in den catholischen Ländern gewesen ist, einzuführen, oder vielmehr beizubehalten. Sie war besonders am Ende des 16. Jahrhunderts [illegible] allgemein, übrigens nach Zeitumständen und nach den individuellen Grundsätzen der Regierungen verschieden. Jetzt sind wir sowohl durch Erfahrung als durch festere Grundsätze des Staatsrechts belehrt, daß der Preßzwang, unter Umständen, der Geistesfreiheit eben so gefährlich werden könne, als eine ungezügelte Preßfreiheit den heiligsten Zwecken der Gesellschaft, und daß mithin die Büchercensur an sich so wenig Preßzwang und Unterdrückung der Freiheit, oder Geistesfessel, als eine durchaus uneingeschränkte Preßfreiheit ein Gut zu nennen ist. Denn im Grunde ist jede wahre Freiheit, die Macht der Regierung, wie das Recht des Bürgers, beschränkt durch den Zweck und das Wohl des Ganzen; nur daß man in der Wirklichkeit genau bestimme, was diese in individuellen Verhältnissen gebieten, darin liegt die größte Schwierigkeit. Im Allgemeinen aber läßt sich bestimmen, daß das Ansehn des Staats, seine Religion, Recht und Sittlichkeit die Hauptrücksichten jeder Büchercensur sein müssen. Das Erstere gebietet z. B., denjenigen Büchern oder Stellen derselben den Druck zu versagen, in welchen sich Angriffe auf die Landesregierung finden, bei welchen der schuldige Respect gegen dieselbe leidet, oder politische Aeußerungen, welche mit dem politischen Systeme des Staats im Widerspruche stehen, und dadurch dem Interesse des Ganzen gefährlich werden können; dieß kann sich aber nicht auf allgemeine wissenschaftliche Grundsätze erstrecken, deren Prüfung nur der wissenschaftlichen Kritik obliegt. Schwerer ist die Grenze in Hinsicht der Religion des Staats zu bestimmen, von welcher sich die Wissenschaft in ihrem Fortschreiten größtentheils entfernt, eben so in

Hinsicht der Sittlichkeit, welche mit den Werken der Kunst häufig im Streite liegt. Hier kann die Censur nur da hindernd sein, wo eine offenbare Verletzung der Grundsätze der Religion und öffentlichen Sittlichkeit eintritt, nicht da, wo von der Verschiedenheit der Ansichten die Rede ist; daher, wenigstens in neuerer Zeit, das Politische die Hauptrücksicht, und die Censur größtentheils eine politische ist. Die Ansicht wird jedoch hier immer etwas individuell bleiben; daher wird aber auch zu dem Geschäfte des Censors nicht nur überhaupt ein Mann erfodert, der den Schriftsteller zu beurtheilen versteht, mithin ein Gelehrter im wahren Sinne des Worts, sondern derselbe muß als politischer Censor mit dem innern und äußern Wesen des Staats genau bekannt sein, als Censor wissenschaftlicher und poetischer Werke, Geistesfreiheit und Unbefangenheit in der Beurtheilung derselben mit Kenntniß der Staatsreligion und der Grundsätze der Sittenpolizei verbinden. Darum wird auch die eigentliche politische Censur mit Recht dem gebildeten Staatsmann, die Censur wissenschaftlicher und poetischer Werke dem öffentlich angestellten Gelehrten übertragen; dem Rechtskundigen insbesondere diejenigen Schriften, welche mit dem Rechtsgang in Verbindung stehen, damit nicht die rechtliche Behörde des Staats ungebührend umgangen werde. Nie aber soll die Beschränkung der Preßfreiheit die öffentliche Meinung zu unterdrücken versuchen; auch ist Letzteres dem Staate gefährlicher geworden, als die unbeschränkteste Preßfreiheit. Nach allem diesem verstehen wir unter Büchercensur die unter öffentlicher Autorität (durch Censoren) angestellte Beurtheilung der zum Druck bestimmten Schriften in Hinsicht auf die vom Staate und von der Kirche angenommenen Grundlagen ihres Bestehens, in so fern davon der Druck der Schriften abhängt; unter (wahrer) Preßfreiheit aber, die nur durch Gehorsam gegen den Staat und die schuldige Ehrfurcht gegen die Grundsätze der Religion und öffentlichen Sittlichkeit beschränkte Freiheit, seine Gedanken durch den Druck mitzutheilen, und so findet Statt, wo die Censur mit Begünstigung der Geistesfreiheit nach liberalen Grundsätzen der Regierung ausgeübt wird. Ihr entgegengesetzt aber ist der (rechtswidrige) Preßzwang, Beschränkung der Druckfreiheit durch eine der Geistesfreiheit und ihrer Mittheilung entgegengesetzte Büchercensur. T. — Die neueste Rechtsphilosophie nimmt es inzwischen mit diesen beiden Begriffen schärfer. Nach ihr ist überall Preßzwang, wo Censur ist; und Preßfreiheit nur da, wo Jedermann drucken und drucken lassen kann, was er will, so daß er für das Gedruckte, in so fern es ein Vergehen enthält, blos den im Staate geltenden Gesetzen und seinem ordentlichen Richter verantwortlich bleibt. Wider diese Preßfreiheit scheinen zwei Rechtsgründe zu sprechen: einmal daß der Staat verbunden ist, Vergehungen, wenn er kann, zu hindern; sodann daß das durch den Druck begangene Vergehen durch die Verbreitung des Gedruckten fortgesetzt werden könnte, während der Richter darüber die Parteien hörte. Aber jener Grund rechtfertiget die Censur nicht, nach deren Einrichtung das veto oder imprimatur in der Willkühr eines Staatsbeamten steht. Aus ihm ließe sich blos die Rechtmäßigkeit eines Preßfiscals ableiten, welcher den Druck aufhalten könnte, bis auf seine Anklage der Richter entschieden hätte, ob der Druck ein Vergehen wäre. Der zweite Grund hingegen ist darum unerheblich, weil der Richter selbst die Verbreitung des Gedruckten bis nach Austrag der Sache durch Beschlag nach Rechtsgrundsätzen hem-

men könnte. A. Mnr. — In verschiedenen Staaten, in welchen keine Preßfreiheit vorhanden, herrscht Censur. Die Censur hat aber vier Grade. Entweder 1. es darf kein Buch verkauft werden, ohne daß solches vorher dem Censor gezeigt werde. So war sie unter Napoleon durch seine berühmten Decrete über die Organisation des Buchhandels geworden, und so ist sie in Spanien, in Rom und in Wien. Bei jenem war sie dieses aus politischen Gründen, und bei diesen ist sie es theils aus politischen theils aus religiösen. Oder 2. die Bücher dürfen frei eingehen, aber was im Staate gedruckt wird, muß vorher dem Censor gezeigt werden. So ist es in Berlin. Oder 3. die Bücher dürfen frei gedruckt werden, aber Journale und Zeitungen müssen vorher dem Censor gezeigt werden. So ist es jetzt in Frankreich und in den preußischen Provinzen am Rhein. Oder endlich 4. auch die Zeitungen dürfen frei gedruckt werden, ohne vorher dem Censor gezeigt zu werden, so ist es in England, Frankreich, Belgien, Weimar und Bremen. Dann ist gar keine Censur, sondern Preßfreiheit, und die Preßvergehen werden nach den Preßgesetzen bestraft, wenn sie begangen sind, dahingegen die Censur solche vorsehend verhindert, und alle Verantwortlichkeit vom Verfasser abnimmt und dem Censor auflegt. — Die Censur hat weniger ihren Grund in despotischen Strebungen der Regierungen, als in Aengstlichkeit derselben, welche auch nicht ohne Ursache ist, weil sehr viele Staaten ohne Censur nicht bestehen können, indem sie auf keine Oeffentlichkeit eingerichtet sind, und so lange dieses nicht ist, kann keine Preßfreiheit in ihnen Statt finden, weil sie durch dieselben in Verwirrung gerathen würden. Allein es ist nicht leicht einen Staat so einzurichten, daß das Oeffentliche auch öffentlich in ihm sein kann; es hängt oft nicht einmal vom guten Willen eines aufgeklärten Ministers oder eines wohlwollenden Fürsten ab, und die, welche sich so laut gegen die Censur erklären, würden sich genöthigt sehen, sie sogleich einzuführen, wenn sie an der Spitze der Verwaltung dieser Staaten stünden. Die Bedingungen, unter denen Preßfreiheit möglich ist, sind unter den Artikeln Preßfreiheit und Staatsverfassung angeführt worden. — Den Preßgesetzen stehen die Censurgesetze gegenüber. Jene werden nach dem Drucke angewendet, diese vor demselben. Bg.

Bücherformat. Das Format oder die Größe der Bücher hängt einmal von der Größe der Papierbogen und dann davon ab, wie viel Mal selbige gebrochen sind. Ist der Bogen ein Mal gebrochen, so daß er 4 Seiten gibt, so heißt das Format Folio; ist es zweimal gebrochen und liefert 8 Seiten, so ist es Quart; ist er dreimal gebrochen und liefert 16 Seiten, so ist es Octav; ist er viermal gebrochen und liefert 32 Seiten, so ist es Sedez u. s. w., indem bei jedem neuen Bruch die Zahl der Seiten sich verdoppelt. Außerdem sind noch gewöhnliche Formate, das Duodez, wo der Bogen 24, und das Octodez, wo er 36 Seiten liefert, und höchstens noch davon die Verdoppelung. Je nachdem der Bogen größer oder kleiner ist, fällt auch das Format größer oder kleiner aus, und daher kommt es, daß es Foliobücher gibt, die sich den Quartanten nähern und umgekehrt, Octanten, die in Höhe und Breite fast das Quartformat erreichen, und wieder andre, die fast Sedez sind. Um diese Verschiedenheiten einigermaßen zu bezeichnen, unterscheidet man daher großes, mittleres und kleines Format, und spricht daher von Groß-, Mittel- und Klein-Folio, Groß-, Mittel- und Klein-Quart u. s. w.

Bücherkataloge. Cataloge bedeutender Bibliotheken können unter einem doppelten Gesichtspuncte betrachtet werden, sowohl unter einem allgemeinen literarischen, als auch unter einem besondern, welchen man den bibliothekarischen nennen könnte. In ersterer Hinsicht haben sie Interesse, wenn die Bibliothek, welche sie verzeichnen, entweder überhaupt sehr zahlreich ist (Bibliotheca Thottiana. Havn. 1789—95. 8. 7 Thle. in 12 Bden., Bibl. Firmiana. Mailand, 1783. VI. 8. Catalogue du duc de la Vallière, Par. 1783-88. IX. 8.), oder sich durch gute Auswahl, Reichthum an seltnen und kostbaren Werken (Cat. Bibl. Harlejanae von Mich. Maittaire. Lond. 1743-45. V. 8., wegen seltner Bücher Sam. Engels (Bern 1743. 8.) und Dan. Gulthens (Königsb. 1751. 8.) Cataloge, wegen alter Drucke (I. F. Dibdin biblioth. Spenceriana. Lond. 1814. IV. 8. Ferd. Fossii cat. codd. sec. 15. impressor. bibl. Magliabechianae. Flor. 1793. III. F.), wegen ausgezeichnet schöner Exemplare, vorzüglich auf Pergament, (Cat. de la bibl. de Mac Carthy. Par. 1815. II. 8.) oder auch durch einzelne stark besetzte Fächer auszeichnet. So sind für die Naturgeschichte wichtig die Cataloge von Jos. Banks (Lond. 1796. V. 8.) und Gobres (Augsp. 1782. II. 8.) für die ungarische Geschichte der des Grafen Szechenyi (Sopronii 1799 ff. 8.), für die class. Literatur die des Grafen Rewiczko (Berl. 1794. 8.), des Dr. Askew (Lond. 1775. 8.) u. a., für die französ. Literatur die zweite Abtheilung des Vollièreschen Catalogs, für die italien. Literatur die Cataloge von Gaponi (Rom, 1747. 4.), Floncel (Par. 1774. II. 8.) und Ginguené (Par. 1817. 8.), für die deutsche Sprachkunde der von Adelung (Dr. 1807. 8.). Indessen erhalten die Cataloge auch der reichsten Bibliotheken ihren wahren Werth und Brauchbarkeit erst durch eine zweckmäßige Einrichtung und Anordnung, und gewähren dadurch zugleich auch ein specielles bibliothekarisches Interesse. Dazu ist außer der Vollständigkeit und Genauigkeit in den materiellen Angaben, welche sie bei alten Drucken und vorzüglich seltnen Werken bis auf Bemerkung des Druckers, der Seitenzahl, Signatur, des Custos u. s. w., bei Kupferwerken bis auf die Angabe der Zahl und nähere Beschaffenheit der Kupfer, so wie der Namen der Künstler erstrecken muß, vorzüglich auch eine lichtvolle und leicht zu übersehende Anordnung der Bücher erforderlich. Franzosen waren hierin die ersten Vorgänger. Gabriel Naudé brach durch den Catalogus bibliothecae Cordesianae (Par. 1643. 4.) die Bahn; ihm folgten Ismael Bullialdus und Jos. Quesnel im Catal. bibl. Thuanae (Par. 1679. 8.). Durch weitere Ausbildung dieser Anordnungsmethode und zugleich durch bibliographische Genauigkeit zeichnete sich im 18. Jahrhund. der pariser Buchhändler Gabriel Martin aus (Cataloge von Bulteau 1711, du Fay 1725, Brochard 1729, Graf Heym 1738) und auf dem von ihm gelegten Grunde bauten Debure im Cataloge von Gaignat (1769) und bei der Redaction der ersten Abtheilung des Vallièreschen Catalogs, so wie bei der Bearbeitung der zweiten Abtheilung der Buchhändler Nyon mit Glück fort. Um dieselbe Zeit lieferte auch Jac. Morelli in Venedig den durch dieselben Eigenschaften sich empfehlenden Catalog der trefflichen Bibliothek des Matteo Pinelli (Ven. 1787. VI. 8.). Da indessen alle diese Cataloge blos zum Behuf des Verkaufs gefertigt wurden, so ließen sie kein höheres Streben zu. Auf einen eigentlich wissenschaftlichen und bibliothekarischen Standpunct erhoben sich, um der frühern mangelhaften Cataloge der Bodlejanischen (Oxf. 1738. II. F.) und pariser Bibl. (1739. VI. F.) nicht zu erwähnen, Joh. Mich. Francke in

seinem Realcataloge der Bünauischen (Leipz. 1750. VII. 4) und Audiffredi in dem alphabetischen der Casanatischen Bibliothek (Rom 1761. IV. F.). Beide Werke, obgleich leider unvollendet, sind unübertreffne, vielleicht selbst unübertreffliche, Muster, und namentlich kann mit dem erstern der mit kindischen Fehlern angefüllte und höchst unzuverlässige Catalogus bibliothecae academiae Theresianae von Joseph v. Sartori (Wien, 1801. XIII. 4.) auf keine Weise verglichen werden. — Endlich gibt es noch beurtheilende Cataloge (Cat. raisonnés), welche nähere Nachrichten und Urtheile, Beschreibungen seltner und merkwürdiger Bücher, und zum Theil Angaben ihrer Preise enthalten. Außer den wenigen allgemein interessanten Werken dieser Art von Joh. Fabricius (Wolfenb. 1717. VI. 4.), Jac. Friedr. Reimmann (Hildesh. 1731. II. 8.), Gottlieb Stolle (Jena 1733. XVIII. 4.) u. a. sind vorzüglich brauchbar die Cataloge von Crevenna (Amst. 1778. VI. 4.), Serna Santander (Brüssel 1803. V. 8.) und Lord Spencer (s. oben), so wie Denis Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek, Wien, 1780. 4. As.

Büchernachdruck ist der im Wesentlichen unveränderte Wiederabdruck eines Buchs, veranstaltet von Jemanden, der das vom Verfasser ausgehende Recht, dasselbe zu drucken, nicht erworben hat. Ueber diesen Gegenstand ist vieles geschrieben und gestritten worden; doch sind die Meinungen (es müßte denn von Nachdruckern oder den ihnen huldigenden Gelehrten die Rede sein) nicht sowohl darüber verschieden, daß der Nachdruck etwas Unrechtmäßiges, sondern vielmehr, warum er es ist. Uns scheint, man müsse nicht sowohl von dem, größtentheils sehr unbestimmten Vertrage zwischen dem Gelehrten und dem Verleger ausgehen, sondern vielmehr von der Natur und dem Zwecke des Geschäfts selbst, worauf sich der unbestimmte Vertrag immer stillschweigend bezieht. Das Recht, sein Manuscript, wie es ist, zu drucken, wird von dem Verfasser desselben auf den Verleger oder Drucker übergetragen, und dieses Recht muß in so fern als Eigenthum des Letztern, welches selbst von dem Gelehrten (er müßte denn seinen Geisteswerken eine durchaus neue Gestalt geben) nicht zum zweiten Male veräußert werden kann, angesehen werden. Der Verleger aber veräußert mit dem Verkauf einzelner Exemplare des gedruckten Werks keineswegs sein Recht, dasselbe zu drucken, ja selbst bei ausdrücklicher Veräußerung dieses Rechts könnte ein Streit entstehen, welcher bei der Unbestimmtheit des Vertrags zwischen Verleger und Verfasser nicht zu heben ist, sondern er veräußert nur das Eigenthum und den Gebrauch des Exemplars, als solches. Soll nun der Staat, dessen Pflicht ist, jedes Gewerbe zu sichern und zu schützen, den freien Verkehr der Geisteswerke und ihrer Verbreitung als ein rechtmäßiges Gewerbsgeschäft befördern, so muß er diese Grundsätze, welche aus dem Zweck jenes Vertrags, wie er vernünftiger Weise zwischen Schriftsteller und Verleger geschlossen werden sollte, zur Vermeidung aller Rechtsunsicherheit gesetzlich feststellen und mit nachdrücklichen Mitteln in Ausführung zu bringen suchen, damit nicht nur dem rechtmäßigen Verleger, wie dem Verfasser, der Lohn seiner Arbeit ungeschmälert bleibe, sondern auch die sichere Aussicht auf Bestrafung des schändlichen Nachdrucks beide zu literarischen Unternehmungen aufmuntere, und dadurch der literarische Verkehr befördert und erhöht werde. Wo dieses nicht der Fall ist, leidet nicht nur das Gewerbe des Buchhandels und die äußere Lage des Schriftstellers, sondern auch

das Publicum, welchem die Bücher wohlfeil, aber schlechter angeboten wurden, ungemein. Die Regierungen machen sich daher um Literatur, und dadurch auch um die Cultur sehr verdient, wenn sie dem Schriftsteller sein Recht auf den Ehrenlohn des veräußerten Geisteswerks, so wie des Verlegers Recht auf die Mittheilung durch den Druck fester bestimmen (z. B. in Hinsicht der Auflage) und wie jedes andere Eigenthum im Staate, durch eine den Nachdrucker nicht nur beschimpfende, sondern auch allen Gewinn seines wirklich entehrenden Geschäfts vernichtende Strafe, gewährleisten. So werden sie mehr als durch Gebote und Verbote im Gebiete der geistigen Cultur ausrichten. Sollen aber Veranstaltungen in dieser Hinsicht vollkommene Wirkung haben, so müßten sich die Regierungen aller durch gleiche Cultur, Sprache und Nationalität verbundenen Staaten zu dem edlen Zwecke der Förderung gemeinsamer Bildung auch wechselseitig gegen allen Nachdruck der in ihrer Sprache gedruckten Geisteswerke verbinden. Der Unfug indeß, welcher durch unwesentliche Veränderungen mit Schriften vorgenommen wird, um von ihrem Wiederabdruck die brandmarkende Benennung des Nachdrucks, die auch noch nie ein Nachdrucker schamlos genug gewesen ist, seiner Auflage vorzusetzen, abzuwenden, ferner auch die wesentlichere Veränderung eines in dem Buchhandel noch nicht vergriffenen Werks, sollen von den gelehrten Tribunalen stets gebührend gerügt, und mit strenger Mißbilligung bemerkt werden. S. übrigens den Art. Nachdrucker.

Bücherprivilegium ist die ausschließende Freiheit, welche eine Obrigkeit einem Buchhändler oder sonst Jemanden über den Verlag eines Buchs ertheilt. Das älteste Bücherprivilegium, das man bis jetzt kennt, gab Heinrich, Bischof zu Bamberg, im J. 1490. Das älteste venetianische ist vom J. 1491. In Polen waren sie um 1500 gebräuchlich; das älteste päpstliche ist von 1505. In Frankreich findet man dergleichen von 1507. Das erste kaiserliche ist von 1510.

Bücherverbot ist ein Gesetz oder Befehl, wodurch der Besitz, das Lesen und die Ausbreitung gewisser Bücher untersagt wird. Wenn man voraussetzen könnte, daß alle die Bücher verboten gewesen wären, welche verbrannt oder deren Verfasser bestraft wurden, so wären die Bücherverbote sehr alt. Diagoras mußte aus Athen fliehen, weil seine Schriften der Religion zuwider waren, und auf seinen Kopf wurde ein Preis gesetzt. Plato, der um das J. 400 vor Christus lebte, verbot den Lehrern, Bücher zur Unterweisung ihrer Schüler zu gebrauchen, worin der Religion gespottet wurde. Protagoras Schriften wurden zu Athen verboten und verbrannt. Augustus ließ mehr als 2000 abergläubische Schriften und die Bücher des Labienus verbrennen. Eusebius erzählt, daß Diocletian die Bücher der Christen verbrennen ließ, welches auch Julian der Abtrünnige that. Gegen 325 verdammte das nicäische Concilium die Lehren des Arrius und Constantin, und ließ deren Bücher verbrennen. Eben so verfuhr Theodosius II. mit den Schriften des Nestorius, dessen Lehren gegen 431 auf der Kirchenversammlung zu Ephesus verdammt worden waren. Gegenwärtig trifft das Bücherverbot im Allgemeinen nur höchst unsittliche und den angenommenen Grundsätzen zuwiderlaufende politische Schriften.

Buchhalterei ist die Kunst, vermöge welcher ein Kaufmann, oder sonstiger Rechnungsführer, seine Einnahmen und Ausgaben, sowohl in Geld als Waaren oder sonstigem Werth, in seinen Büchern

verzeichnet, so daß er mittelst einer leichten Uebersicht den Stand jeder einzelnen Rechnung und seines ganzen Geschäfts zu jeder Zeit ausmitteln kann. Die Buchhalterei beruht, wie der Handel überhaupt, auf den beiden Begriffen von Debet und Credit, oder dessen, was man besitzt oder doch einzunehmen, und was man zu bezahlen hat, und wird in die einfache und in die doppelte oder italienische Buchhalterei eingetheilt. In der ersten werden die Posten des Debet und Credit zwar von einander getrennt, aber doch so verzeichnet, daß jedes blos einzeln erscheint, da bei letzterer Gläubiger und Schuldner in beständiger wechselseitiger Verbindung mit einander stehen, zu welchem Ende alle Posten doppelt, einmal als Debit und einmal als Credit, eingetragen werden, wodurch jedem Irrthume oder Versehen vorgebeugt wird. Als besondere Regel der doppelten Posten ist folgendes zu merken: Alle eingehenden Gelder und Waaren werden Debitores an den, der sie geliefert hat; dagegen werden alle diejenigen, die Geld oder Waaren von uns empfangen, Debitores an Casse oder Waaren. Die Bücher, deren der Kaufmann bedarf, sind hauptsächlich ein Memorial oder Manual, in welches alle Geschäfte und was darauf Bezug hat, ohne weitere Ordnung, eingetragen wird, ein Journal, worin das im Memorial Enthaltene nach Debet und Credit monatlich abgesondert wird, und ein Hauptbuch, in welches die im Journal formirten Posten auf ihre ordentliche Rechnung gestellt und nach welchem jährlich die Bilanz gezogen wird. Für die besten Anweisungen gelten Berghaus selbstlehrender doppelter Buchhalter und Wagners neues vollständiges und allgemeines Lehrbuch des Buchhaltens. — Buchschuld ist eine Schuld, welche der Kaufmann in sein Buch eingetragen, ohne ein Schuldbekenntniß von Seiten des Debitors darüber zu haben. Nach dem leipziger Handelsgerichtsgebrauche hat eine anerkannte Buchschuld bei Kaufleuten Wechselkraft.

Buchhandel, Buchhändler. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst trieben die Abschreiber der Bücher zugleich Handel damit. So bei den Griechen und Römern, wo diejenigen, welche Abschriften der Werke der Gelehrten in offenen Läden verkauften, viele Schreiber für ihre Rechnung hielten. Die alexandrinischen Griechen hatten einen besondern Platz in Alexandrien, wo Bücher verkauft wurden. Auch in Rom und dessen Pflanzstädten gab es Buchhändler, welche Abschreiber und Schönschreiber hielten. Nach Errichtung der hohen Schulen in Bologna und Paris siedelten sich an beiden Orten Buchhändler an, welche Stationarii hießen. Die Werke, womit sie handelten, waren in Hefte zertheilt, von welchen sie jedesmal nur vier zum Lesen oder Abschreiben für hohe Preise überließen. Die Benutzung großer Werke war daher Aermern nicht leicht möglich. In Paris durfte seit 1342 Niemand mit Büchern handeln, wer nicht von der Universität Erlaubniß dazu erhalten hatte, und es wurden von besonders dazu verordneten Beamten die Abschriften durchgesehen und die Verkaufspreise bestimmt. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst war der Buchhandel ursprünglich, was man jetzt Verlagshandel nennt. Die Buchdrucker waren zugleich Buchhändler. Faust, der erste Buchhändler, brachte die von ihm gedruckten Bibeln zum Verkaufe nach Frankreich. Nach der weitern Ausbildung und Verbreitung der neuen Erfindung traten andere betriebsame Leute hinzu, welche den Verkehr der Buchdrucker erleichterten, indem sie die Verlagsbücher verschiedener Druckereien in die Stifter und Klosterschulen, damals die Hauptpfleger der Wissen-

schaften, zum Verkaufe brachten. Dieß Geschäft trieben besonders die Abschreiber, welche jetzt ihre Nahrung verloren hatten. Schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts gab es in Deutschland solche Buchhändler; z. B. in Ulm, Nördlingen, Augsburg. Später entstanden die Verlagsbuchhändler, welche den Gelehrten Handschriften abkauften und dieselben auf ihre Kosten drucken ließen. Der erste bis jetzt bekannte Buchhändler dieser Art war Joh. Otto in Nürnberg, der im J. 1516 auf seine Kosten Bücher drucken ließ, ohne eine Buchdruckerei zu besitzen, wie andere nürnbergsche Buchhändler. In Leipzig ließen sich erst um das J. 1545 zwei Buchhändler, Steiger und Boskopf, neben den, starken Handel treibenden, Buchdruckern nieder. Die Bücher wurden nach Frankfurt am Main zur Messe gebracht. Später kam die Buchhändlermesse zu Leipzig in Aufnahme, die 1667 schon von 19 fremden Buchhändlern besucht ward, welche eine Mittheilung der Bücher-Commission unterschrieben. Der leipziger Meßcatalog erschien bereits im J. 1600. Die jetzigen Buchhändler theilen sich noch immer in drei Classen, Buchdrucker, welche ihren Verlag selbst auf der Messe absetzen, (deren es aber gegenwärtig im deutschen Buchhandel nicht viele mehr gibt, obgleich mehrere große Verlagsbuchhandlungen auch Buchdruckereien besitzen,) Verlagshändler, welche die Schriften, die sie auf ihre Kosten haben drucken lassen, gewöhnlich nur an die einen offenen Laden haltenden Buchhändler (sogenannte Sortimentshändler, wogegen jene Nettohändler genannt werden) verkaufen, und Sortimentshändler, die in einem offenen Laden mit Büchern handeln, welche sie von den Verlegern beziehen. Die letztern haben in der Regel zugleich eigenen Verlag, um dessen Artikel gegen fremde durch Tauschhandel umsetzen zu können, oder (da dieser Tauschhandel in den neueren Zeiten wegen der vermehrten Verlagshandlungen nicht mehr so allgemein Statt finden kann) um mit dem etwanigen Vortheil des Verlagshandels den des Sortimentshandels zu verbinden. Dieser Verkehr wird in Deutschland durch die Büchermessen zu Leipzig ungemein befördert, jedoch wird gewöhnlich nur die Ostermesse von sämmtlichen Buchhändlern Deutschlands und einigen Buchhändlern der angrenzenden Länder, z. B. Frankreichs, der Schweiz, Dänemarks, Liefflands, Preußens besucht, um gegenseitig die Rechnungen abzuschließen und neue Verbindungen anzuknüpfen. Der deutsche Verleger gibt die bei ihm erschienenen Bücher zum Theil dem Sortimentshändler à Condition, d. h. in Commission auf eine bestimmte Zeit, nach deren Ablauf dieser das Verkaufte bezahlt, und das Nichtverkaufte zurückgeben darf, welche Einrichtung zwar den Vertrieb der Bücher erleichtert, jedoch nicht immer so vortheilhaft für den Verleger ist, als die Einrichtung im französischen Buchhandel, wo der Sortimentsbuchhändler größtentheils gleich seinen muthmaßlichen Bedarf von einem Artikel auf bestimmte Rechnung nehmen muß, wie dieß ehedem auch in Deutschland beinahe durchgängig der Fall war. — Merkwürdig und in seiner Art einzig ist die Einrichtung im deutschen Buchhandel, daß beinahe jede Buchhandlung des In- und Auslandes, welche entweder deutsche Bücher verlegt, oder damit Sortimentsgeschäfte macht, in Leipzig ihren Commissionär hat, durch den der Verlag ausgeliefert und bezogen wird. A. in Riga, der ein auf den deutschen Buchhandel berechnetes Buch verlegt, hat B. in Leipzig als seinen Commissionär, an den er Exemplare seines Buchs frei einsendet, um dasselbe als Neuigkeit an alle mit ihm in Verbindung stehenden Sortimentshandlungen von Wien bis Hamburg, und

von Straßburg bis Königsberg, deren jede wieder ihren eigenen Commissionär in Leipzig hat, zu verschicken, wozu er ihm seine Vorschrift über die Zahl der Exemplare für Jeden mittheilt. B. gibt diese Neuigkeitsexemplare nun in Leipzig an die Commissionäre der Sortimentshändler ab, welche solche wöchentlich oder nach Maßgabe des Verbrauchs öfter oder seltener durch die Post oder durch Fuhre auf Kosten des Empfängers absenden. C. in Straßburg, der nach Empfang der ihm zur Neuigkeit gesandten Exemplare findet, daß sie für seine Abnehmer nicht hinreichen, verlangt deren mehr; allein er schreibt deßhalb nicht an A. nach Riga, sondern schickt an seinen Commissionär D. in Leipzig einen Zettel, auf welchem die Anzahl der Exemplare welche er verlangt, bemerkt ist. D. übergibt diesen Zettel an B., A's Commissionär, der solchen expedirt, das Verlangte D. zur Beförderung an C. eingehändigt und den Zettel gelegentlich, als Beleg, an A. einsendet. — Durch diese Einrichtung entstehen für den deutschen Buchhandel, so wie für Leipzig selbst, große Vortheile. Der Sortimentshändler erhält Alles frei Leipzig und dadurch, daß sich für ihn, von allen Theilen Deutschlands her, wöchentlich eine große Zahl an ihn gerichteter Bücherpakete sammelt, die er zusammenpacken und an sich absenden läßt, kommt ihm die Fracht unendlich wohlfeiler, als wenn er jedes einzelne Paquet besonders zugesandt erhielte, und das Geschäft wird dadurch vereinfacht. Für Leipzig entspringen durch dieß Commissions- und Speditionsgeschäft und dadurch, daß sich auf der Ostermesse aus allen Theilen Deutschlands und andern Ländern mehrere Hundert Buchhändler — die sich während der Messe auf einer eigenen Börse mit einander berechnen — mit ihren Gehülfen versammeln, große Vortheile, und es läßt sich erwarten, daß die königl. sächs. Regierung dies immer mehr erwägen und die Freiheit und Sicherheit eines so großen Verkehrs durch liberale zweckmäßige Einrichtungen schützen werde. Dadurch, daß sich die Buchhändler, gleich andern Kaufleuten, über gewisse Procente einigen, welche sie sich gegenseitig als Rabatt von ihren Verlagsartikeln bewilligen, ist es nur allein möglich, daß dieselben in allen Buchhandlungen Deutschlands mit wenigen Ausnahmen zu einem und ebendemselben Ladenpreise verkauft werden können. Mehrere oder mindere Entfernung von dem Stapelplatz des deutschen Buchhandels, so wie der wechselnde Geldcours, der verschiedene Münzfuß, die ungleichen Abgaben u. s. w., vermehren oder vermindern natürlich die Unkosten des Verkehrs, und somit auch den Gewinn bei dem Sortimentsgeschäfte, da überdieß der Sortimentshändler nicht so wie andre Kaufleute dergleichen Unkosten auf die festbestimmten Preise seiner Waare schlagen kann, wogegen er eben so wie jene Verlusten aller Art ausgesetzt bleibt. Gegen den Krebsschaden des deutschen Literaturverkehrs, den Nachdruck, darf man nach dem 18. Artikel der deutschen Bundesacte vom 8 Juni 1815 gesetzliche Hülfe hoffen. — In andern europäischen Ländern, z. B. in England und in Frankreich, besteht bis jetzt keine solche, den Verkehr befördernde, Verbindung unter sämmtlichen Geschäftsgenossen, wie in Deutschland, und noch weniger ein so wichtiger Mittelpunct des Handels, als die Büchermesse in Leipzig ist. Jedoch ist in Frankreich Paris der Centralpunct für den französischen Verlagshandel. In Großbritannien wetteifert darin Edinburgh mit London. In den Niederlanden sind die wichtigsten Verlagsbuchhandlungen in Amsterdam, Utrecht, Leyden und Harlem. In Brüssel und Lüttich werden viele französische Originalwerke nachgedruckt. Auch

treten in Frankreich und England oft mehrere Buchhandlungen zu gemeinschaftlichem Verlage größerer Werke zusammen, welches in Deutschland selten der Fall ist. Im J. 1802 stifteten die nordamerikan. Buchhändler eine Messe zu New-York, und setzten eine Meßordnung fest. — In Spanien und Portugal wird der Preis jedes Buches durch eine obrigkeitliche Taxe bestimmt, die demselben in frühern Zeiten jedesmal vorgedruckt wurde. Rücksichtlich der Verlagsartikel verdient noch bemerkt zu werden, daß sich bei Uebernahme eines solchen der Verleger mit dem Verfasser gewöhnlich über das zu bezahlende Honorar zu einigen, außerdem auch die Kosten des Drucks, die Kosten und Mühe des Debits ꝛc. zu tragen hat, und dagegen das Werk als sein Eigenthum betrachtet. Für den Fall neuer Auflagen werden gewöhnlich besondere Bestimmungen gemacht. Der Verleger, welcher Honorar, Druck, Papier ꝛc. gleich beim Erscheinen des Buchs zu bezahlen hat, finde dasselbe nun Käufer oder nicht, wagte bei der Verlags-Uebernahme also sein Capital, wie der Kaufmann bei seinen Speculationen. Hieraus geht zugleich hervor, wie sehr der Nachdrucker, der seine Hand nur nach schon gangbaren Artikeln ausstreckt, und kein Honorar dafür entrichtet, gegen den rechtmäßigen Verleger in (ungerechtem) Vortheil steht.

Büchse, ein Feuergewehr mit gezogenem Laufe, im Gegensatze der Flinte. Der Zeitpunct ihrer Erfindung kann nicht genau bestimmt werden. Im J. 1381 gelobte Augsburg in dem Kriege der Reichsstädte gegen die Edelleute von Franken, Schwaben und Baiern, 30 Büchsen zu stellen. 1498 wurden schon die gezogenen Röhre beim Scheibenschießen in Leipzig gebraucht. Der Nürnberger **Wolf Danner**, der 1552 starb, verbesserte das Ausbohren und Schmieden der Büchsenröhre. Augustin **Kotter**, ein Büchsenmacher zu Nürnberg, der gegen 1630 starb, soll 1624 die mit Stern- und Rosenzügen gezogenen Röhre erfunden, nach Andern aber sie nur zu größerer Vollkommenheit gebracht haben.

Buchsiren oder **Bugsiren**, im Taue schleppen. Ein Schiff wird von einem oder mehreren andern mittelst angelegter Taue buchsirt, d. h. ans Land oder in den Hafen gezogen, entweder wenn es durch den Verlust seiner Masten außer Stand ist zu segeln, oder wenn es wegen der Nähe des Landes oder des Mangels an Winde seine Segel eingezogen hat.

Buchstaben, s. **Schrift**.

Buchstabenrechnung, s. **Algebra**.

Bucht, s. **Bay**.

Bückeburg, s. **Lippe**.

Buckinck (Arnold), verdient erwähnt zu werden, als der erste Künstler, welcher Landcharten in Kupfer stach und druckte. Er brachte diese Kunst zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Sweynheym, der das Geheimniß der Buchdruckerkunst bei den Erfindern Faust und Schöffer erlernt hatte, wollte unter andern auch eine Ausgabe des Ptolemäus geben. Für die in den kostbaren Handschriften desselben enthaltenen Charten war der Holzschnitt zu unvollkommen. Sweynheym kam auf den Gedanken, sie in Kupfer zu stechen, und verband sich dazu mit Buckinck. Jener starb während der Ausführung; Buckinck vervollkommnete und vollendete sie. Die erste Ausgabe des Ptolemäus mit Charten (denn die Ausgabe von 1462 hat gewiß eine falsche Jahreszahl) erschien endlich zu Rom 1473 in Folio, und schließt mit folgender Unterschrift: Claudii

Ptolemaei Alexandrini philosophi geographiam Arnoldus Buckinck e Germania Romae tabulis aeneis in picturis formatam impressit. Sempiterno ingenii artificiique monumento etc. Das in den letzten Worten ausgedrückte Selbstlob mißfällt bei seiner Naivetät um so weniger, als diese Charten wirklich besser gestochen sind, als alle spätern des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts, selbst die von Mercator nicht ausgenommen. Sie wurden wieder angewandt bei den Ausgaben von 1490, 1507 und 1508, welche ebenfalls zu Rom erschienen. Letztere ist mit einer Weltcharte von einem Deutschen, Johann Ruysch, vermehrt, in welcher zuerst die Entdeckungen des Columbus und Americus Vespucius ausgegeben sind. Wahrscheinlich sind die zehn, der Ausgabe von 1507 noch beigegebenen, Charten von demselben Ruysch.

Buckingham (Georg Villiers, Herzog von), zu berühmt durch die Gunst, mit der zwei Könige ihn überhäuften, und durch den Mißbrauch, den er treuloser Weise davon machte, war den 20sten August 1592 zu Brookesby in der Grafschaft Leicester geboren. Seine Familie war zur Zeit Wilhelms des Eroberers aus der Normandie dahin gegangen. Für die Ausbildung seines Geistes zeigte er wenig Anlage oder Neigung, dagegen hatte ihn die Natur verschwenderisch mit Schönheit, Anmuth und Geschmeidigkeit begabt, und dadurch zog er zuerst die Aufmerksamkeit König Jacobs I. auf sich, und gewann bald dessen Gunst in einem so hohen Grade, daß er seinen Gebieter beherrschte. In weniger als zwei Jahren ward er Ritter, Kammerherr, Baron, Vicomte, Marquis von Buckingham, Großadmiral, Aufseher der fünf Häfen u. s. w. und verfügte zuletzt über alle Ehrenstellen, Aemter, Gnadenbezeigungen und Einkünfte der drei Königreiche, nach seinem Ehrgeiz, seiner Habsucht, seinem Eigensinn. Die Nation entrüstete sich, das Verdienst verkannt, das Volk niedergetreten, den Adel gedemüthigt, die Krone herabgewürdigt und entehrt zu sehen, um einen übermüthigen und unfähigen Günstling ohne Maß zu erhöhen und zu bereichern. Es fehlte noch, daß er auch treulos war; dieß ward er im J. 1624 im achten Jahre seiner Gunst. Er wollte den Grafen Bristol, einen eben so geschickten als rechtschaffenen Minister, von den Geschäften entfernen. Dieser unterhandelte damals zu Madrid über die Vermählung einer Infantin mit dem Prinzen von Wallis, nachmaligem Carl I. — Buckinghams Bestreben war, sich nicht nur mit dem Prinzen auszusöhnen, gegen den er, in einem Anfall blinder Wuth, die Hand zu erheben gewagt hatte, sondern den wahrscheinlichen Thronerben zugleich abhängig von sich zu machen, um auf den Todesfall des alternden und hinfälligen Jacobs die Fortdauer seiner Macht zu sichern. Ohne Wissen des Königs flößte er dem jungen Carl die romanhafte Idee ein, selbst nach Madrid zu gehen, und durch seine Gegenwart alle Schwierigkeiten der Unterhandlung abzuschneiden. Dem Könige ward in einer schwachen Stunde die schon gegebene aber wieder zurückgenommene Einwilligung aufs neue entrissen, und wiewohl er lange deshalb auf Buckingham zürnte, erhob er ihn dennoch zum Herzog. Der Ausgang der Sache war, wie ihn Jacob vorher gesehen hatte. Während der junge Prinz durch die Anmuth und Bescheidenheit seiner Sitten die königl. Familie und die Nation entzückte, beleidigte sie Buckingham, der ihn begleitete, durch Anmaßungen u. Zügellosigkeit. Er erreichte seinen Zweck: die durch Bristols Weisheit schon weit geförderte Unter-

handlung ward abgebrochen, und damit nie ein Anderer sie später glücklich beendigen könne, erlaubte er sich die gröbsten Beleidigungen gegen das spanische Ministerium, reisete schnell mit dem Prinzen unter falschen Versprechungen ab, täuschte den König durch falsche Berichte und bewog das Parlament zu der Erklärung, daß man, statt sich mit Spanien zu verbinden, ihm den Krieg erklären müsse; und Jacob erklärte Spanien den Krieg. Indeß versagte das Haus der Gemeinen, das so lebhaft auf den Krieg gedrungen hatte, mit Standhaftigkeit die dazu erforderlichen Gelder. Buckingham scheute sich nicht, sich mit der Partei der Puritaner zu verbinden, und wagte, einen Plan zu fassen, um die bischöfliche Würde abzuschaffen, die Besitzungen der Kirche zu verkaufen und mit dem daraus gelösten Gelde den Krieg fortzusetzen. So ward Jacob in allen seinen Interessen der Politik, des Herzens und Gewissens von seinem Günstling verrathen und starb in der Mitte dieser Verwirrungen. Es war ihm zwar gelungen, den Heirathsvertrag seines Sohnes mit Henriette von Frankreich zu schließen, er hatte aber auch noch den Schmerz gehabt, eine englische Armee, welche die Pfalz seinem Schwiegersohn wieder erobern sollte, durch die schlechten Maßregeln seines Günstlings zu Grunde gehen zu sehen, während die Allianz mit Spanien die friedliche Zurückgabe dieses Landes bewirkt haben würde. Buckingham fuhr nach Jacobs Tode fort, auch Carls I. unumschränkter und tyrannischer Minister zu sein; aber er mußte jetzt auch die Prophezeihung seines vorigen Königs eintreffen sehen. Er, der in dem Unterhause des letzten Parlaments für den Retter des Prinzen und der Nation erklärt worden war, ward von dem neuen Parlamente für einen Verführer des Königs, für einen Verräther der Freiheiten seines Landes, für einen öffentlichen Feind erklärt. Und dieß geschah zur Zeit eines Krieges, dessen Fortsetzung mehr als je das vollkommenste Einverständniß mit dem Unterhause erfoderte. Daher jene Trennung in zwei Parlamenter, jene Verhaftung der Mitglieder, die sich am meisten durch ihren Eifer ausgezeichnet hatten, unerlaubte Taxen und gezwungene Anleihen statt bewilligter Abgaben, willkührliche Gefangensetzung derer, die sie zu zahlen sich weigerten; kurz Alles, was den tugendhaftesten König der schrecklichsten Catastrophe entgegenführen mußte. Buckingham aber, der durch die lächerliche und schmähliche Unternehmung auf Cadix belehrt sein sollte, daß er dem Kriege gegen Spanien nicht gewachsen war, trug kein Bedenken, noch einen zweiten Krieg gegen Frankreich anzufangen. Er war nach Paris gegangen, um sich im Namen seines Königs mit der Tochter Heinrichs IV. zu vermählen, hatte es gewagt, seine verwegenen Wünsche bis zur Königin von Frankreich zu erheben, und war Willens, da ihn diese Fürstin mehr mit Nachsicht als Unwillen zurückgewiesen hatte, als englischer Gesandter an den französischen Hof zurückzukehren. Seine Verwegenheit war indeß in Paris nicht unbemerkt geblieben, und Ludwig XIII. verbot ihm in einem directen Schreiben, auch nur den Gedanken an diese Reise zu hegen. Dafür sich zu rächen, verband Buckingham sich zu einem Einfall in das französische Gebiet mit den Protestanten von Rochelle. Diese Unternehmung und der Angriff auf die Insel Rhé (1627) übertrafen an Schimpflichkeit und Ungeschicklichkeit noch die Unternehmung auf Cadix. Buckingham, zugleich Minister, Admiral und Feldherr, schien mit sich selbst zu wetteifern, in welcher dieser Eigenschaften er sich am tiefsten herabwürdigen könne. Nachdem er die Franzosen durch eine schändliche und fruchtlose Treulosigkeit angegriffen, nachdem er die Einwohner von Rochelle nur darum zum Aufstand bewogen, um sie der Rache Richelieu's

zu übergeben, nachdem er ⅔ der engl. Armee aufgeopfert, kehrte er nach England zurück, eben so sehr von seinen Mitbürgern, als von seinen Feinden verachtet und verwünscht. Die dringenden Bedürfnisse machten Zusammenberufung eines neuen Parlaments nöthig. Buckingham eröffnete es mit der Erklärung, daß der König sich derselben wohl überheben gekonnt, u. daß, wenn man die Subsidien verweigere, Se. Majestät andere Mittel finden würden, ihren Bedürfnissen abzuhelfen. So streuete er den Samen der Zwietracht zwischen König und Volk, die gegenseitig sich nur zu verständigen wünschten. Er mußte in den Debatten sich den Urheber des öffentlichen Elends nennen hören, während man in dem Herzen des Königs das Heiligthum aller Tugenden anerkannte. Ohne zu wissen, wann er nachgeben und wann er widerstehen müsse, cestritt er aufs äußerste die berühmte Petition der Rechte, welche die zu den Lebenselementen der Engländer gehörigen Freiheiten wiederherstellen sollte, ließ aber plötzlich von seinem Widerstande ab, als er hörte, daß man im Unterhause eine peinliche Anklage gegen ihn einleiten wolle, und dachte nicht einmal daran, die nothwendige Zustimmung des Königs zu benutzen, um seine Feinde zu zerstreuen und die Folgen der Niederlage abzuwenden, die er erlitten hatte. Die Denunciationen nahmen aufs neue ihren Lauf; doch begnügte man sich statt einer förmlichen Anklage mit dem Gesuch, daß der König von seiner Person und aus seinem Rath den Herzog von Buckingham entfernen möchte, der die Hauptursache des öffentlichen Unglücks sei. Die Antwort des Monarchen war eine plötzliche Auflösung des Parlaments. Carl beschloß, aufs neue den Protestanten von Rochelle zu Hülfe zu kommen. Der Graf Denbigh leitete die Unterhandlungen und kehrte, nachdem er die Flagge Englands durch Unthätigkeit beschimpft hatte, unverrichteter Sache zurück. Jetzt befahl der König Buckingham, sich selbst an die Spitze einer neuen Rüstung zu stellen, die mit unglaublicher Schnelligkeit ins Werk gerichtet wurde. Der Herzog mußte dem ausdrücklichen Willen des Königs nachgeben, und war in Portsmouth im Begriff sich einzuschiffen, als er am 23 Aug. 1628 mitten unter seinen Höflingen, Garden und Soldaten von dem Dolche eines unbekannten Fanatikers starb. So endigte ein Mann, dessen bloßer Name die Idee der unbeschränktesten Macht erweckte, der den Anklagen beider Häuser, dem Hasse Richelieu's und Olivares, und selbst der Unzufriedenheit zweier Könige, in deren Namen er regierte, Trotz geboten hatte, und der in dem Augenblicke seines Todes durch den Eifer, mit welchem er die Rüstungen betrieben, die Gunst seines Königs wiedergewonnen, und im Vertrauen auf die ungeheuren Hülfsmittel, mit denen er sich umringt hatte, einem glücklichen Erfolge entgegensehen durfte. Um ihn mit wenigen Worten zu charakterisiren, nennen wir ihn einen eiteln und rachsüchtigen Menschen, einen unfähigen und tyrannischen Minister, einen schlechten Staatsbürger, einen unverschämten Diener, einen treulosen Unterthan und den eigentlichen Mörder seines unglücklichen Königs.

Bückler (Johann), bekannter unter dem Namen Schinderhannes als der oberste Anführer jener berüchtigten Räuberbande, die lange gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an beiden Ufern des Rheins ihr Unwesen trieb. Von armen aber ehrlichen Eltern geboren, erhielt er eine höchst nachlässige Erziehung, so daß er kaum seinen Namen schreiben lernte. Schon in frühester Jugend beging er kleine Brot- und Fleischdiebstähle. Als er herangewachsen war, trat er in die Dienste eines Scharfrichters, der, mehr aus Mitleid, als

weil er seiner bedurfte, ihn zum Beiläufer annahm. Hier zeigte er viel Willfährigkeit und unermüdlichen Eifer: aber schon nach einigen Monaten entwich er, nachdem er seinem Dienstherrn einige Felle entwendet hatte. Er wurde ertappt und von Rechtswegen mit 25 Stockschlägen bestraft. Diese vor dem ganzen Publicum an ihm vollzogene Execution entschied, nach seiner spätern Aussage, über das Schicksal seines künftigen Lebens. Ohne zu wissen, was er jetzt anfangen sollte, trieb er sich mit einigen Vagabunden herrnlos herum und beschäftigte sich meistentheils damit, Schafe zu stehlen. Er kam zum zweiten Mal in Untersuchung, fand aber Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu entspringen. Jetzt gesellte er sich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer berüchtigten Diebesbande. Er ward abermals ergriffen, entkam wieder, und kehrte gerades Weges zu seinen alten Bekannten zurück, welche sich jetzt unter dem s. g. schwarzen Peter, einem höchst verwegenen Bösewicht, vereinigt hatten. Da dieser bald darauf gefangen wurde und, wiewohl er entsprang, doch vom linken Rheinufer verschwand, gewann Schinderhannes als ein schon gewandter Dieb um so leichter Ansehn unter seinen Spießgesellen. Sie trieben vornehmlich den Pferdediebstahl, und wurden darin so dreist, ihn selbst am hellen Tage zu verüben. Schinderhannes wurde wieder aufgefangen und nebst seinem mitgefangenen Cameraden, Johann Müller, nach Simmern geführt, wo er Gelegenheit fand, aufs neue zu entspringen. Er beschloß nunmehr, blos Straßenraub zu treiben. Zu dem Ende bildete er eine große Bande, theils aus seinen vorigen Gefährten, theils aus Neuangeworbenen. Bald setzten sie die ganze Gegend in Schrecken. Ihre Beute verpraßten sie mit ihren Weibern und Beischläferinnen in Herbergen, wo man sie recht gut kannte, theils aber aus Furcht, theils, weil man mit ihnen einverstanden war, nicht kennen wollte. Schinderhannes fand sich durch die polizeiliche Verfolgung bewogen, auf das rechte Rheinufer zu gehen, wo er sich in eine gewisse Julchen Blasius verliebte und sie heirathete. Ein Lied, das er auf sie dichtete, wurde damals auf allen Märkten und Kirchweihen der dortigen Gegend gespielt. Um diese Zeit nahm die Räuberei eine andere Richtung. Man fand es sicherer und bequemer, zur Nachtzeit mit offener Gewalt in die Häuser zu brechen; die ersten Versuche gelangen, so daß schnell Einbruch auf Einbruch folgte. Wie öffentlich die Bande ihr Unwesen trieb, geht unter andern daraus hervor, daß die insbesondere von ihm geängstigten Juden ordentliche Gesandtschaften an Schinderhannes abschickten, um sich mit ihm abzufinden. Die jungen Bursche zechten und spielten mit den Räubern und verschafften ihnen Munition, und selbst die Mädchen stellten sich ein, wenn sie einen Ball veranstalteten, und tanzten traulich mit ihnen. Den rastlosen Bemühungen der Polizei gelang es zwar, einzelne Mitglieder von der Bande des Schinderhannes einzuziehen; ihm selbst stellte sie jedoch lange vergebens nach. Endlich aber wurde eine allgemeine und sorgfältige Durchsuchung der ganzen Gegend beschlossen. Auf einer dieser Streifereien brachte man einen wohlgekleideten Mann ein, der sich nicht hatte legitimiren können. Es ergab sich, daß es Schinderhannes war und er wurde nach Frankfurt gebracht. Sobald er hier angekommen war, brachte man ihn vor das Criminalamt. Er gestand sogleich seinen wahren Namen und einen großen Theil seiner Verbrechen ein, und bat nur, ihn nicht an das linke Rheinufer auszuliefern. Dessenungeachtet wurden er und seine Cameraden an das Specialgericht zu Mainz übergeben. Die Verhöre begannen den 24.

October 1803. Schinderhannes bewies im Ganzen viel Wahrhaftigkeit und schien sich als Oberhaupt der Uebrigen zu gefallen. Ueber ihn und neunzehn seiner Gefährten sprach das Tribunal das Todesurtheil aus. Schinderhannes war einen Augenblick über diese Sentenz betroffen; er hatte geglaubt, daß nur ein Mörder zu Tode verurtheilt werden könne: einen Mord aber hatte er nicht begangen. Die Hinrichtung wurde am 21. Novemb. 1803 durch die Guillotine vollzogen. Schinderhannes, der noch gehofft hatte, Begnadigung zu erhalten, bewies bis zum letzten Augenblick die größte Fassung.

Bucolisches Gedicht, Hirtengedicht, s. Idylle.

Buddäus (Guillaume), eigentlich Budé, der größte französische Gelehrte seiner Zeit, in Paris 1467 geb. und 1540 gest., war königl. Bibliothekar, geh. Referendar (Maître des Requêtes), und Vorsteher der Kaufleute (Prévôt des Marchands.) Er studirte zu Paris und Orleans, aber ohne Erfolg, da er seine Jugend in beständigen Zerstreuungen zubrachte. Erst im 24. Jahre ergriff ihn der Trieb zu den Wissenschaften, aber nun auch mit einer solchen Gewalt, daß er keine andere Beschäftigung mehr kannte, als die Studien, denen er selbst an seinem Hochzeittage noch 3 Stunden widmen konnte. Seine Gleichgültigkeit gegen alles Uebrige spricht sich in der bekannten Antwort aus, die er einst einem Bedienten gab, der ihm meldete, daß sein Haus brenne. „Sag' er es," erwiderte er trocken und nur eben von seinen Büchern aufblickend, „meiner Frau er weiß, daß ich mich um die Wirthschaft nicht bekümmere." Buddäus umfaßte alle Wissenschaften, besonders aber Alterthümer und Sprachen, und vorzüglich tiefe Kenntnisse hatte er in der griechischen Sprache. Unter seinen vielen gelehrten Werken sind sein Tractat De Asse et partibus ejus, worin er die Lehre von den Erbtheilungen abhandelt und sehr gründliche Aufklärungen über die alte Münzkunde gibt, und seine Commentare der griechischen Sprache, welche das Studium der griechischen Literatur in Frankreich vorzüglich befördert haben, die wichtigsten. Sein Styl, im Lateinischen sowohl als im Französischen, ist kraftvoll, aber oft rauh und durch griechische Wortsetzungen verwickelt. Er war nicht allein als Gelehrter, sondern auch als Mensch und Bürger achtungswerth, und auch allgemein geschätzt. Ludwig XII. schickte ihn in königlichen Angelegenheiten nach Rom. Franz I., bei dem er im größten Ansehen stand, brauchte ihn zu verschiedenen Verhandlungen, und stiftete auf seine Veranlassung das Collège royal de France, legte auch unter seiner und Lascaris Anleitung die Bibliothek zu Fontainebleau an.

Budget (eigentlich eine Bedarfstasche), nennt man in England das Verzeichniß der zu den Staatsausgaben erforderlichen Auflagen, welche der Finanzminister dem Unterhause jährlich zur Bewilligung vorlegt.

Buenos Ayres. So heißt eine spanische Statthalterschaft in Südamerika, die zwischen den großen Andes-Gebirgen und den brasilischen Bergen eingeschlossen ist. Ihre südliche Grenze mag sich bis an das Cap Lobos und bis an den Rio Colorado erstrecken, und nördlich geht sie bis an das sogenannte Amazonenland. Die Länge dieser Provinz rechnet man auf dreihundert, und die Breite etwa auf hundert und sechzig Meilen. Die Bevölkerung soll sich auf eine Million belaufen, worunter aber nur wenige Spanier sind. Es wird diese Statthalterschaft wieder in fünf Regierungsbezirke getheilt; nämlich: 1) Buenos Ayres, worin die Hauptstadt gleiches Namens, am

Rio de la Plata, Santa Fé, Monte Video und Maldonado. 2) Paraguay, mit der Hauptstadt Assumption. 3) Tucuman, worin San Jago del Estero und Cordova. 4) Potosi, mit der Hauptstadt gleiches Namens. 5) Chiquiti sonst zu Chili gehörig, worin die Hauptstadt Mendoza. Der Silberstrom, oder Rio de la Plata, und eine Menge anderer Flüsse, die er in seinem Laufe aufnimmt, bewässern das ganze Land. Er ist bei seinem Ausfluß fast 25 Meilen breit, und schon bei der Stadt Buenos Ayres kann man wegen der niedrigen Lage seiner Ufer nicht von einem Ufer zum andern hinübersehen, obgleich er da noch 28 Meilen von seinem Ausflusse ist. Die ausgedehnte Fläche des Landes wird die Ursache der heftigen Stürme, die aus Westen und Südwesten über die ungemessenen Ebenen herwehen, und daher kommt es auch, daß das ganze Land voller Seen ist, deren einige eine Länge von 15 bis 20 Meilen haben. Aus diesen ergießen sich viele kleine aber seichte Flüsse, welche gewöhnlich zweimal im Jahr anschwellen, und sich alle entweder in den großen Silberstrom, oder in den Paraguay ergießen. Diese fast grenzenlosen Ebenen, die Pampas, sind außerordentlich reich an Gras und Kräutern, an unermeßlich großen Waldungen, und tragen, wo sie angebaut werden, herrliches Getreide. Hier sieht man zahllose Herden wilder Pferde und das schönste Rindvieh, das auf der Welt gefunden wird, daher Leder und Talg im Ueberfluß und von der ersten Güte ausgeführt wird. In den Waldungen findet man unzählige, Südamerika eigene, wilde Thiere. Die Jagden, eine Hauptbeschäftigung der Bewohner, müssen so angestellt werden, daß man Wagen voll Proviant und frisches Wasser mit nimmt. Auch Salz findet sich im Boden, und wird fast von allen Flüssen und Seen abgesetzt. Dieß Salz soll viel schöner und reiner als das europäische sein. Außer dem Getreide, dem Vieh und allen Arten europäischer Früchte wird besonders der Paraguaythee, zu 25,000 Centner jährlich, nach Peru ausgeführt. Der Geldwerth dieser Ausfuhr beträgt 116,000 Pfd. St. Gold und Silber werden zwar auf rohe Weise, aber in solcher Menge gewonnen, daß der bloße königliche Antheil anderthalb Millionen Piaster jährlich ausmacht. Dieß ist aber nur der fünfte Theil des Ganzen. Der Binnenhandel ist äußerst beschwerlich und oft ganz unthunlich, weil theils die reißenden Ströme, über die man bloß Brücken von Seilen hat, theils die schroffen Gebirge im Westen fast unübersteigliche Hindernisse darbieten. Obgleich diese Länder zwischen dem 15° und 40° südl Br. liegen, so ist das Clima doch fast durchgehends gleich angenehm. In der Hauptstadt Buenos Ayres (34° 35′, 3,000 Häus. 60,000 Einw.) gibt es im Winter wenig Tage, wo das Wasser etwas gefroren ist. Die Gewitter sind dagegen vielleicht nirgends häufiger und schrecklicher. Während des letzten Krieges wurde Buenos Ayres im J. 1806 von einem brittischen Geschwader, unter dem Befehl des Sir Popham und des General Beresford, erobert. Indessen war diese Eroberung nur die Folge einer plötzlichen Ueberraschung; denn sobald die Spanier sich von ihrem Schrecken erholt hatten, griffen sie die Engländer an, und machten sie großentheils zu Kriegsgefangenen. Im folgenden Jahre kamen zwar unter Whitelock und Crawford Verstärkungen: allein man ließ die Britten ruhig in die Stadt Buenos Ayres einziehn, und alsdann empfingen sie die Spanier mit einem so fürchterlichen Feuer aus allen Arten von Geschütz und Gewehren, daß wenigstens der dritte Theil des brittischen Heeres vernichtet wurde. Den folgenden Tag konnte man sich auf brittischer Seite glücklich schätzen,

einen Waffenstillstand zu gewinnen, worin ausgemacht wurde, daß in zwei Monaten nach Abschluß des Waffenstillstandes kein Britte mehr den Silberstrom sehen dürfe. So zeigten schon damals die amerikanischen Spanier eine Selbstständigkeit und Freiheitsliebe, welche sie aufs glänzendste bewährt haben, als Buonaparte seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron gesetzt hatte. Diesem unterwarfen sie sich so wenig, daß sie vielmehr sich vom Mutterlande ganz unabhängig zu machen suchten. In Buenos Ayros bildete sich 1810 eine Junta, und 1816 ein Congreß zu Tucuman, der den 3. Dec. 1817 der Republik der Vereinigten Provinzen von Südamerika ein Verfassungsgesetz gab. Später zerrütteten Factionen die junge Republik. (Vergl. Südamerika.)

Buffon (Georges-Louis Leclerc, Graf v.), einer der berühmtesten Naturforscher und größten Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, war zu Montbar in Bourgogne d. 7. Sept. 1707 geboren. Sein Vater, Benjamin Leclerc, Rath des Parlaments seiner Provinz, besaß ein hinreichendes Vermögen, um seinen Kindern nach einer sorgfältigen Erziehung bei der Wahl ihrer Laufbahn volle Freiheit zu lassen. Der Zufall führte den Jüngling zu Dijon mit dem jungen Herzoge von Kingston zusammen, dessen Führer, ein gelehrter Mann, ihm Geschmack für die Wissenschaften einflößte. Sie bereiseten gemeinschaftlich Frankreich und Italien; Buffon ging sodann auf einige Monate nach England. Um sich in der Sprache zu vervollkommnen, ohne darum die Wissenschaften zu vernachlässigen, übersetzte er ein Werk über die Differenzialrechnung von Newton und die Statik der Gewächse von Hales. Nach einiger Zeit trat er auch mit eignen Werken hervor, in denen er die Geometrie, Physik und Landwirthschaft bearbeitete. Er schrieb über diese Gegenstände Untersuchungen, die er nach und nach der Akademie der Wissenschaften vorlegte, zu deren Mitglied er im J. 1733 ernannt wurde. Die wichtigsten betrafen die Zusammensetzung eines Spiegels, um, wie Archimedes gethan haben soll, Körper in weiten Entfernungen zu entzünden, und Versuche über die Stärke des Holzes und über die Mittel, sie besonders dadurch zu vermehren, daß man die Bäume einige Zeit vor dem Fällen schält. Buffon, der in den ersten Jahren nur von einer unbestimmten Begierde nach Belehrung und Ruhm beseelt worden war, bekam durch die Ernennung zum Intendanten des königlichen Gartens 1736 eine bestimmte Richtung auf die Wissenschaft, in welcher er sich unsterblich gemacht hat. Indem er jetzt die Naturgeschichte im Zusammenhange und in ihrem ganzen Umfange überblickte, fand er keine andern Werke über dieselbe vor, als talentlose Compilationen und trockne Namenregister; über einzelne Gegenstände die trefflichsten Beobachtungen, aber kein umfassendes Werk. Zu diesem entwarf er den Plan; er wollte darin mit der Beredsamkeit des Plinius und dem Scharfsinn des Aristoteles die Genauigkeit und das Detail der Beobachtungen der Neueren vereinigen. Kraft, ein so weitläuftiges Ganze zu umfassen, und Lebhaftigkeit, es zu schreiben, fühlte er in sich: aber er hatte nicht die Geduld noch die Organe, so zahlreiche und oft kleinliche Gegenstände zu beobachten und zu beschreiben. Er verband sich dazu mit Daubenton, der die ihm fehlenden Eigenschaften besaß, und nach einer zehnjährigen hartnäckigen Arbeit lieferten beide Freunde die drei ersten Bände der Naturgeschichte, denen sie von 1749 bis 1767 noch zwölf andere folgen ließen, welche die Theorie der Erde, die Natur

der Thiere und die Geschichte des Menschen und der Säugethiere umfassen. Der glänzendste Theil derselben, die allgemeinen Theorien, die Beschreibung der Eigenthümlichkeiten der Thiere und der großen Naturphänomene sind von Buffon. Daubenton beschränkte sich auf die Angabe der Formen und der Anatomie. Die neun folgenden Bände, welche von 1770 bis 1783 erschienen, enthielten die Geschichte der Vögel, an denen Daubenton seine Theilnahme versagte. Dadurch veränderte sich die Gestalt des Werks; weniger ausführliche Beschreibungen und fast ganz ohne Anatomie wurden den historischen Artikeln einverleibt, welche anfangs Guenau von Montbeillard und nachher der Abbé Veron redigirte. Buffon allein gab die fünf Bände über die Mineralien von 1783 bis 1788 heraus. Von den sieben Supplementbänden, deren letzter erst nach seinem Tode 1789 erschien, bildete der fünfte ein abgesondertes Ganze, das von allen Werken Buffons das berühmteste ist. Er enthält seine Epochen der Natur, in welchen der Verfasser in einem wahrhaft erhabenen Styl und mit einem fliegenden Talent eine zweite Theorie der Erde aufstellt, welche von der in den ersten Bänden entworfenen ganz verschieden ist, wiewohl er anfangs den Schein hat, nur jene vertheidigen und entwickeln zu wollen. Diese große Arbeit, mit welcher sich Buffon unablässig funfzig Jahre hindurch beschäftigte, ist indeß nur ein Theil des ungeheuern Plans, den er entworfen hatte, und der von Lacépède für die Geschichte der Wallfischarten, der Schlangen und der Fische rühmlich fortgesetzt worden, für die Thiere ohne Wirbelbein und für die Pflanzen aber noch unausgeführt geblieben ist. Ueber Buffon als Schriftsteller gibt es nur Eine Stimme; in Ansehung der Erhabenheit des Standpuncts, von welchem er ausgeht, in Ansehung des mächtigen und gelehrten Ideenganges, der Majestät der Bilder, des edeln und würdevollen Ausdrucks, der Harmonie des Styls bei erhabenen Gegegenständen, ist er vielleicht unerreicht geblieben. Seine Gemählde großer Naturscenen sind von einer hinreißenden Wahrheit und jedem ist der unvertilgbare Stempel der Eigenthümlichkeit aufgeprägt. Auch war der Ruf seines Werks schnell begründet, allgemein und ohne Widerspruch. Es erweckte einen allgemeinen Geschmack an der Naturgeschichte und erwarb dieser Wissenschaft die Gunst und Unterstützung der Fürsten und Großen. Ludwig XV. erhob den Verfasser in den Grafenstand und d'Argivilliers ließ ihm unter Ludwig XVI. noch bei seinen Lebzeiten eine Statue am Eingange in das Cabinet des Königs errichten, mit der Inschrift: Majestati naturae par ingenium. Mehr sind die Urtheile über Buffon als Physiker und Naturforscher getheilt gewesen. Voltaire, d'Alembert, Condorcet haben seine Hypothesen und seine unbestimmte Art, nach allgemeinen Ansichten zu philosophiren, streng getadelt. Allein, wenn auch Buffons Systeme über die Theorie der Erde in ihren Details keine Vertheidiger mehr finden werden, so hat er doch das Verdienst, allgemein fühlbar gemacht zu haben, daß die gegenwärtige Gestalt des Erdballs aus einer Folge von Veränderungen hervorgegangen, denen nachzuspüren unmöglich; und er hat gezeigt, welche Phänomene dabei zu beobachten sind. Seine Theorie der Zeugung ist von Haller und Spallanzani, und seine Hypothese eines gewissen unerklärlichen Mechanismus, den er an die Stelle des thierischen Instinkts setzt, von Andern widerlegt worden; aber dennoch sind seine beredten Gemählde von der physischen und moralischen Entwickelung des Menschen, so wie seine Ideen über den Einfluß, den die Zartheit und der Grad der Entwickelung jedes

Organs auf die Natur der verſchiedenen Gattungen haben, noch jetzt von dem größten Werthe und dem höchſten Intereſſe. Seine Ideen über die Ausartung der Thiere und über die Grenzen, welche die Climate, Gebirge und Meere jeder Gattung anweiſen, ſind wahre Entdeckungen, die ſich mit jedem Tage beſtätigen, und den Reiſenden eine Baſis für ihre Beobachtungen angeben, welche vorher fehlte. Der Haupttheil ſeines Werks iſt die Geſchichte der vierfüßigen Thiere, der ſchwächſte dagegen die Geſchichte der Mineralien, wo ſeine Unbekanntſchaft mit der Chemie und ſeine Neigung zu Hypotheſen bedeutende Mängel verurſacht haben. Lange Leiden, durch die Steinkrankheit erzeugt, trübten ſeine letzten Tage, ohne ihn in der Verfolgung ſeines großen Plans aufzuhalten. Er ſtarb zu Paris den 16. April 1788, 81 Jahre alt. Buffon war von einer edeln Geſtalt und einer würdevollen Haltung, aber von einer Nachläſſigkeit in der Unterhaltung, die mit dem Tone ſeiner Schriften nicht übereinſtimmte *). Die geſchätzteſte Ausgabe ſeiner Naturgeſchichte iſt die von 1749 bis 1788 in 36 Bänden erſchienene.

Buffone, Bouffon, ein komiſcher Sänger in der Opera buffa oder dem italieniſchen Intermezzo. Das Wort iſt wahrſcheinlich aus der niedrigen Latinität entlehnt, in welcher Buffo (Pausback) derjenige hieß, welcher auf dem Theater mit aufgeblaſenen Backen erſchien, um Ohrfeigen zu bekommen und das Gelächter der Zuſchauer zu erregen. Daher buffa Backen, buffare Pausbacken machen. Nachher Poſſenreißer, Spaßmacher überhaupt.

Bufoniten, Krötenſteine, verſteinerte Zähne gewiſſer Fiſcharten.

Bukareſt, die Hauptſtadt der Wallachei, Reſidenz des Hospodars und eines griechiſchen Biſchofs; ein weitläuftiger Ort, der meiſtens aus Lehmhütten beſteht und etwa 46.000 Einwohner zählt, worunter eine Menge Griechen, Juden und Armenier. Die Straßen ſind nicht gepflaſtert, ſondern ſämmtlich mit eichenen Bohlen belegt. Die Griechen haben hier ein Gymnaſium mit 12 Lehrern, welches 1810 244 Studenten beſuchten. Der Handel mit Wein, Häuten und andern Landesprodukten iſt ziemlich lebhaft. Den 28. Mai 1812

*) Wohl iſt es einer Erwähnung werth, daß Buffon, von dem d'Alembert einſt ſagte: Ne me parlez pas de votre Buffon, de ce comte de Taffière, qui, au lieu de nommer simplement le cheval, dit: La plus noble conquête que l'homme ait jamais faite est celle de ce fier et fougueux animal; worauf ihm Rivarol witzig, wenn auch nicht ganz paſſend, antwortete: Oui, c'est comme ce sot de J. B. Rousseau, qui s'avise de dire:

Des bords sacrés où nait l'aurore
Aux bords enflammés du couchant,

au lieu de dire de l'est à l'ouest; daß derſelbe Buffon, nach Laharpe's Zeugniß, ſich offen gegen alle Poeſie und ſelbſt gegen die Verſe Racine's erklärte. Ich habe, ſagt der Verfaſſer des Cours de littérature, den ehrwürdigen Greis Buffon ſehr zuverſichtlich behaupten hören, daß die ſchönen Verſe voller Fehler ſeien und die Vollkommenheit der guten Proſa nicht erreichen. Er ſcheute ſich nicht, die Verſe der Athalie zum Beiſpiel zu nehmen, und machte eine detaillirte Kritik der Verſe der erſten Scene. Alles, was er ſagte, verrieth eine ſolche Unbekanntſchaft mit den Elementen der Dichtkunſt und der Verſification, daß es unmöglich geweſen wäre, ihm zu antworten, ohne ihn zu demüthigen, woran man ſehr unrecht gethan haben würde.

wurde hier ein Frieden zwischen Rußland und der Pforte geschlossen, der den Russen Bessarabien und die Moldau bis an den Pruth gab.

Bukowina, s. Galizien und Oesterreich.

Bulen oder Buleyn (Anna), eine der Gemahlinnen und eines der Opfer Heinrichs VIII. von England. Sie war als der letzte Sprößling aus der Ehe des Sir Thomas Bulen mit der Tochter des Herzogs von Norfolk 1499 oder 1500 geboren, und begleitete Maria, Heinrichs Schwester, welche sich mit Ludwig XII. vermählte, als Ehrendame nach Frankreich, kehrte aber nicht mit derselben nach England zurück, als nach drittehalb Jahren der Tod des Königs sie zur Witwe gemacht hatte, sondern begab sich zur Herzogin von Alençon, der Schwester des französischen Monarchen. Schon, jung, geistreich und lebhaft, gefiel sie an dem galanten Hofe Franz I. vielleicht mehr, als ihrer Ehre heilsam gewesen. Aus unbekannten Ursachen kehrte sie um die J. 1525 bis 1527 nach England zurück, und ward Ehrendame der Königin, die bald von ihr verdrängt werden sollte. Der König, von heftiger Liebe zu ihr entzündet, fand einen unerwarteten Widerstand, und Anna, die an dem Hofe Frankreichs sich so schnell dem Könige ergeben hatte, erklärte gegen Heinrich standhaft, daß er sie nur als Gattin besitzen könne. Sie wußte, daß der König schon mit dem Gedanken umging, sich von seiner Gemahlin, Catharina von Aragonien, scheiden zu lassen, sie wußte aber auch, welche Schwierigkeiten die catholische Religion der Ausführung dieses Plans entgegensetzte. Cranmer bot sich zum Werkzeuge der Wünsche des Königs dar. Aber der zügellose Heinrich wartete jetzt nicht einmal, bis die Diener seiner neuen Kirche die Scheidung ausgesprochen, sondern vermählte sich heimlich am 14. November 1532 mit Anna Bulen, die er zuvor zur Marquise von Pembrock erhoben hatte. Erst als die Schwangerschaft das Geheimniß enthüllte, erklärte Cranmer die erste Ehe für nichtig und die zweite für gültig, und Anna ward mit einem beispiellosen Pomp in Westminster als Königin gekrönt. Im J. 1538 gebar sie die berühmte Elisabeth. Aber die ungezügelten Lüste des eben so ausschweifenden als tyrannischen Königs vermochte Anna nicht aus zulöschen, und wie sie als Ehrendame Catharinens ihre Gebieterin verdrängt hatte, so ward sie von Johanna Seymour, ihrer Ehrendame, verdrängt. Noch gesellte sich zu dem Ueberdruß Heinrichs der Argwohn der Untreue; und allerdings scheint er nicht ungegründet gewesen zu sein. Anna ward am 22. Mai 1535 verhaftet, angeklagt und vor eine Commission gestellt. Ein Musiker, Smetton, der nebst Andern eingezogen worden, bekannte, die Gunst der Königin besessen zu haben, und am 17. Mai 1536 ward sie von 26 Richtern zum Tode verurtheilt. Vergebens gab Anna vor, schon früher mit dem Grafen von Northumberland vermählt, und mithin nie die legitime Gemahlin Heinrichs gewesen zu sein; vergebens vernichtete Cranmer die Ehe; das Todesurtheil ward nach dem Willen des hartnäckigen Heinrichs vollzogen, der es für eine ausgezeichnete Gnade ansah, daß er den Scheiterhaufen in das Schaffot verwandelte. Der letzte Tag (der 19. Mai 1536) der Unglücklichen bietet mehrere interessante Momente dar. Sie ließ die Frau des Thurmwärters rufen, warf sich vor ihr auf die Knie und sagte zu ihr: „Geht, und bittet in meinem Namen, und in dieser Stellung, wie ihr mich seht, die Princessin Maria (Catharinens Tochter) um Vergebung für alle die Leiden, die ich ihr und ihrer Mutter verursacht habe.“ Dem Könige schrieb sie: „Ihre Wohlthaten gegen mich haben stets zugenommen. Ich war nichts, und Sie machten mich zur Dame, zur Mar-

quisse, zur Königin, und da ich auf Erden nicht höher steigen kann, machen Sie mich heute zur Heiligen." Ob sie mit Würde und Fassung starb, darüber sind die Nachrichten getheilt.

Bulgarei, s. Türkei.

Bulimie, Heißhunger. Die davon befallenen Personen werden von einem unersättlichen Hunger gequält; so viel sie auch Speise zu sich nehmen, so haben sie doch nie das Gefühl von Sättigung, und wenn ihr Magen durch die gewaltige Masse dessen, was sie zu sich genommen, überfüllt ist, sieht man sie in Ohnmacht fallen, und sich des Genossenen, halbverdaut, unter heftigen Schmerzen entledigen. Gewöhnlich erscheint diese Krankheit im Gefolge anderer. Sie kommt vor während gewisser intermittirender Fieber, bei mehrern Eingeweidekrankheiten, besonders solchen, die durch den Bandwurm erzeugt werden; auch ist sie sehr gewöhnlich nach hitzigen Krankheiten, welche die Kräfte des Kranken erschöpft haben, und entsteht alsdann aus dem Bedürfniß aller Körpertheile, die verlornen Kräfte wieder zu ersetzen. In gewissen Fällen aber scheint das außerordentliche Verlangen nach Speise von einer besondern Beschaffenheit des Magens herzurühren, der mit einer großen Schnelligkeit verdaut. Dergleichen bemerkt man bei manchen Frauen während ihrer Schwangerschaft, bei jungen Leuten, die viel Leibesbewegung haben, bei Personen, die gewürzhafte und erhitzende Dinge nehmen. Alsdann ist die Bulimie nicht als Krankheit zu betrachten, sondern nur eine erhöhte Eßlust. Als Krankheit ist sie furchtbar wegen ihrer schädlichen Folgen; diese sind Magerkeit, Brustfieber, Schwindsucht, Obstructionen, Wassersucht. Der Arzt muß daher bei Zeiten durch zweckmäßige Mittel die Ursachen wegräumen, welche sie unterhalten. Besonders muß er sein Augenmerk auf die Diät des Kranken richten und ihm, mit allmähliger Steigerung, nur solche Speisen zulassen, welche der Magen verarbeiten kann; sonst würde statt einer radicalen Heilung eine Diarrhöe eintreten, welcher Auszehrung und Tod folgten.

Bull (John), eigentlich Hans Rind. Dieser Name bezeichnet scherzhaft den personificirten Nationalcharakter der Engländer. Demnach repräsentirt John Bull den großen Haufen, die Totalität des englischen Volks in seinen besondern Nationaleigenthümlichkeiten. Swift hat diesen Ausdruck zuerst gebraucht und in Gang gebracht. Bulls, irländische Bulls, sind widersinnige, einen komischen Effect erregende Reden, die man in England besonders den Irländern nacherzählt, und von denen man ganze Sammlungen hat. Auch werden sie in den englischen Lustspielen häufig gebraucht, die darin auftretenden Irländer lächerlich zu machen. Zum Beispiel, ein Irländer, der sehr häßlich ist, erzählt, er sei als Kind schön gewesen, „aber," versichert er, „meine Mutter hat mich vertauscht!"

Bulle, eine Urkunde, Verordnung oder ein Decret des Papstes in Glaubens- und Kirchensachen, auf Pergament geschrieben und mit einem bleiernen Siegel versehen. Gemeiniglich werden die päpstlichen Bullen nach ihrem Anfange benannt, z. B. die Bulle: In coena Domini; Cum inter; Unigenitus; Ascondente u. s. w. Die goldene Bulle heißt vorzugsweise dasjenige Grundgesetz des deutschen Reichs, das Kaiser Carl IV. im Jahre 1356, auf zwei nach einander gehaltenen Reichstagen zu Nürnberg und zu Metz, mit Zuthun der Churfürsten und zum Theil mit Zuziehung des ganzen Reichs, errichtete. Jeder Churfürst hat damals eine Originalausfertigung davon erhalten; der Stadt Frankfurt hatte man ebenfalls

ein authentisches Exemplar gegeben. Der Hauptzweck der goldenen Bulle war, die Kaiserwahl und was damit in Verbindung stand, auf möglichst sichere Bestimmungen zu setzen; auch war diese Absicht im Ganzen erreicht worden, denn die Vorschriften der goldenen Bulle hatten sich größtentheils bis auf die neuesten Veränderungen in Europa erhalten. Außerdem war ein Hauptzweck derselben, dem damaligen Unwesen des Faustrechts Einhalt zu thun, womit man jedoch nicht sobald zu Stande kommen konnte.

Bullion, ist ein englischer Ausdruck, welcher Gold und Silber in der Masse bezeichnet, entweder, wenn diese Metalle vom Erze geschieden und noch nicht völlig geläutert sind, oder, wenn sie in Klumpen oder Stangen (Barren, französ. Lingots) geschmolzen und zu irgend einem Grad von Feinheit gebracht worden.

Bülow (Heinr. von), war der Sohn eines wohlhabenden Edelmanns, den seine Lebhaftigkeit zu allerlei thörichten Unternehmungen hinriß, und zu Falkenberg geboren. Er genoß in dem Hause seines Vaters eine liberale Erziehung, machte sich dann in der Militärakademie zu Berlin mit den französischen Formen vertraut, und wurde in einem Alter von 14 oder 15 Jahren bei einem Infanterieregiment in Berlin angestellt; von da trat er zur Cavallerie über. Als aber das Reiten den Reiz für ihn verloren hatte, lebte er bald sehr einsam. Ihn fesselte das Studium des Polybius, des Tacitus und des J. J. Rousseau. Diese Schriftsteller erfüllten seinen Kopf mit so vielen neuen Ideen, daß sie sein ganzes Wesen veränderten. Bülow verlangte und bekam seinen Abschied, und ging nach den Niederlanden, wo damals eine Insurrection gegen Joseph II. ausgebrochen war. Die hohe Meinung, welche man von der preuß. Taktik hatte, verschaffte ihm bald eine Stelle in einem Regimente; doch die Talentlosigkeit und Indolenz des Generals Schönfeld gaben ihm keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. In seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte Bülow in sein Vaterland zurück. Hier faßte er eine leidenschaftliche Liebe für das Theater, und brachte eine Gesellschaft von Schauspielern zusammen. Bald aber verließ er auch diese und faßte den Entschluß, eine Reise nach Amerika zu machen. In Begleitung seines Bruders schiffte er sich dahin ein. Er fand indeß in Amerika die Freiheit nicht, die er suchte, und von der er selbst keine deutliche Idee hatte. Mit dem Ueberdrusse, den getäuschte Erwartungen erregen, kehrte er nach Europa zurück. Indeß hatte der Handelsgeist der Amerikaner beide Brüder angesteckt. Sie wendeten den letzten Rest ihres väterlichen Erbes zum Ankauf einer beträchtlichen Quantität von Glaswaaren an, und schifften sich damit in Hamburg zum zweiten Male nach Amerika ein. Da sie aber nicht Sachkenntniß hatten, und, um ihr Glas schnell abzusetzen, vielen Credit geben mußten: so sahen sie sich bald auf allen Seiten betrogen, und waren genöthigt, abermals nach Europa zurückzukehren. Jetzt trat Heinrich von Bülow, arm an Vermögen, doch reich an Geist und Gemüth, als Schriftsteller auf. Sein erstes Werk war sein System der Kriegskunst. Es bewies auf eine eminente Weise sein Genie. Er fühlte dies selbst, und durch die Lobsprüche verständiger Männer in seinen Erwartungen aufs höchste gespannt, kam er im J. 1799 nach Berlin zurück, um entweder im Generalstabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt zu werden. Zu seinem Unglücke fühlten die Männer, welche damals an der Spitze dieser Verwaltungszweige standen, keinen Beruf, sich mit einem so genialischen Menschen einzulassen. Um leben zu können, sah er sich genöthigt, von der Schriftstellerei Profession zu ma-

chen, so weit dieß einem Manne von Genie möglich ist. Er schrieb ein Buch über das Geld, übersetzte sodann Mungo Parks Reisen aus dem Englischen, und gab im Winter 1801 die „Geschichte des Feldzuges von 1800" heraus. Nach mancherlei Händeln, die ihm seine Abneigung gegen die gewöhnlichen Ansichten zugezogen hatte, faßte er den Entschluß, nach England zu gehen und ein Journal über dieses Land zu schreiben. Er kam glücklich in London an. Aber die ersten Hefte seines Journals fanden keine Käufer. Aus dieser getäuschten Hoffnung entstanden für ihn Verlegenheiten, die damit endigten, daß er zu einem Aufenthalte in der Kingsbench gezwungen wurde. Nachdem er sechs Monat in England gewesen, schiffte er sich nach Calais ein, und ging von dort nach Paris. Hier blieb er bis zum Sommer 1804, wo er, Allen unerwartet, nach Berlin zurückkehrte. Er mußte, um seinen Unterhalt zu gewinnen, wieder zur Schriftstellerei seine Zuflucht nehmen, und war fleißiger als je. Mehrere Werke von ihm folgten schnell auf einander. Es waren: „die Lehrsätze des neuern Krieges; die Geschichte des Prinzen Heinrich von Preußen; seine militärische Monatsschrift, und endlich seine Taktik der Neuern, wie sie sein sollte." In dem ersten dieser Werke gibt er zuerst den genauen Unterschied zwischen Strategie und Taktik an und bringt alle Kriegsunternehmungen auf die Dreieckgestalt zurück, in welchen Grundsätzen er jedoch von Jomini und andern Franzosen bestritten worden. Endlich fühlte er auch Beruf, die „Geschichte des Feldzuges von 1805" zu schreiben. Er schrieb sie nach seiner Ansicht. Dieses Buch konnte in Rußland und Oesterreich keinen günstigen Eindruck machen. Auf das Verlangen der Gesandten auswärtiger Höfe ließ ihn der König von Preußen kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges ins Gefängniß setzen. Als man nach der Schlacht bei Jena der Ankunft der Franzosen in Berlin entgegensah, führte man ihn gegen den Ausspruch der Aerzte, die seine Freilassung für nöthig zu seiner Erhaltung erklärten, nach Colberg, und als die Franzosen Colberg zu belagern anfingen, nach Königsberg. Von da kam er nach Riga, wo er im Juli 1807 im Gefängnisse am Nervenfieber starb. — Es ist noch zu bemerken, daß Bülow ein eifriger Anhänger Swedenborg's war, welches er auch durch seine interessante, in Colberg verfaßte und nach seinem Tode erschienene Schrift: Nunc permissum est. Coup d' oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne 8. 1809. an den Tag gelegt hat. Er prophezeiht darin, daß im J. 1817 oder 1818 das hohe Licht, das Swedenborg angezündet, alle bisherigen kirchlichen Formen umwerfen, und die neue bessere Lehre sich festgründen werde.

Bülow (Friedr. Wilhelm Graf) von Dennewitz, königl. preuß. General von der Infanterie, Ritter mehrerer hohen Militärorden u. s. w., berühmt durch seine bedeutenden Siege im letzten Befreiungskriege, wurde den 16. Febr. 1755 auf dem Gute seines Vaters, Falkenberg, in der Altmark, geboren. Er trat im 14. Jahre als Junker in das preuß. Militär, und war bis zum Capitän gestiegen, als er 1793 mit dem Charakter eines Majors zum Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen ernannt wurde, und als solcher den rheinischen Feldzug ehrenvoll mitmachte. Während der Belagerung von Mainz war es seine Entschlossenheit, welche den beabsichtigten Ueberfall bei Marienborn vereitelte. Beim Sturm der Zahlbacher Schanze erhielt er den Verdienstorden. 1795 hörten seine Functionen beim Prinzen Louis auf, und er erhielt ein Bataillon. Im Kriege von 1806 war er als Obristlieutenant in dem belagerten Thorn,

und focht in mehrern Treffen mit Auszeichnung. 1808 ward er Generalmajor und Brigadegeneral. Als 1813 der Krieg gegen Frankreich ausgebrochen, lieferte er am 5. April das erste glückliche Treffen bei Möckern, nahm am 2. Mai Halle, und schützte dann das bedrohte Berlin zum ersten Male durch den Sieg bei Luckau (4. Juni.) Nach dem Waffenstillstande rettete er, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, an der Spitze des dritten Armeecorps, Berlin zum zweiten Male, durch die denkwürdige Schlacht von Großbeeren (28. August). Zum dritten Male endlich half er es retten durch den großen Sieg bei Dennewitz. (S. d. Art.) Der König nahm ihn dafür in die geringe Zahl seiner Großritter des eisernen Kreuzes auf, und bekleidete ihn, nach Beendigung des Feldzugs, für sich und seine Nachkommen, mit dem ehrenvollen Titel: Graf Bülow von Dennewitz. Wir bemerken hier noch, daß General Bülow nach einander Generallieutenant und General von der Infanterie ward, den preuß. großen rothen, den schwarzen Adlerorden, den Verdienstorden mit Eichenlaub, mehrere höchste Orden von Rußland, Schweden, Oesterreich u. a. erhielt. — An der Erstürmung Leipzigs, am 19. Oct., hatte Bülow einen ausgezeichneten Antheil. Er focht sodann mit demselben Ruhme in Westphalen, Holland, Belgien, am Rhein, bei Laon, nahm Soisson und Lafere, und beschloß den Feldzug mit dem Einrücken in Paris. Nach dem Frieden ward er commandirender General von Ostpreußen und Lithauen. Bei Eröffnung des Feldzuges von 1815 erhielt er den Oberbefehl des 4. Armeecorps, mit welchem er zum Siege bei Belle-Alliance so wesentlich beitrug, daß der König, um ihn auszuzeichnen, ihn zum Chef des 15. Linienregiments ernannte welches fortan den Namen Regiment Bülow von Dennewitz führen sollte. Am 11. Januar kehrte der Held zum General-Commando nach Königsberg in Preußen zurück und starb daselbst 6 Wochen darauf, am 25. Febr. 1816. Bülow, der als Feldherr glänzte, war eben so achtungswerth als Bürger und als Mensch. Er hatte die Kriegskunst nicht mechanisch betrieben, er hatte sie von früher Jugend an gründlich und wissenschaftlich studirt, und setzte dieses Studium während seiner militärischen Laufbahn unablässig fort. Er war ein denkender Feldherr. Aber er huldigte auch den Musen. Sein gebildeter Geist war im Gebiete der schönen Künste kein Fremdling. Die Tonkunst zog ihn vorzüglich an, und er war glücklich in ihrer Ausübung. Er hat mehrere Motetten, eine Messe und den 51. und den 100. Psalm componirt.

Bülow (Graf v.), königl. westphäl., dann königl. preuß. Finanzminister, aus derselben Familie der Barone von Bülow mit dem berühmten preuß. General gleiches Namens, von dessen Person und Verdiensten wir im vorhergehenden Artikel gesprochen haben. Er war Präsident der Regierung von Magdeburg, bis diese Provinz mit dem Königreich Westphalen vereinigt wurde, und trat dann gezwungen in die Dienste des Königs Hieronymus, welcher ihn zum Staatsrath, und bald darauf zum Finanzminister ernannte. Seine Freimüthigkeit, sein offenes Widerstreben gegen die Härten der neuen Regierung und das ganze System konnten den König nie bewegen, ihn zu entlassen, denn seine Erfahrung, sein Scharfblick und seine Thätigkeit hatten ihn beinahe unentbehrlich gemacht, während alle Untergebenen den freundlich humanen Minister verehrten. Als aber Napoleon mehrere Provinzen vom Königreich abreißen wollte, und Bülow, der dieß zu verhindern an ihn gesandt war, offenbare Beweise seines

Hasses erhielt, konnte sein König ihn nicht länger schützen, und ließ ihn in Ungnade fallen. Erst 1813, als Westphalen wieder erobert und die entrissenen Provinzen wieder Preußen zugefallen waren, trat er als Finanzminister Friedrich Wilhelms III. wieder in das öffentliche Leben zurück und wurde von ihm 1815 zum Wiener Congreß berufen. Die Gnade seines Königs erhob ihn in den Grafenstand und schmückte ihn mit Orden. Zu Ende 1817 scheint er durch die neuen Ministerialformen in seinem Wirkungskreise beschränkt worden zu sein.

Bund, s. Testament.

Bund (deutscher), s. Deutschland.

Bundesverwandte nannte man, im Gegensatz v. Eidgenossen, in der Schweiz solche Orte und Länder, welche mit der ganzen Eidgenossenschaft oder mit einzelnen Kreisen im Bunde standen, als Graubünden, Genf, Wallis und Neufchatel, welche auch mitverbündete Orte hießen.

Bundschuh, eigentlich die veraltete Benennung einer ehemals gewöhnlichen Art großer Schuhe, die bis über die Knöchel gingen und zugebunden wurden. Uneigentlich wird damit der Bauernaufstand in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeichnet, weil die Aufrührer einen solchen Schuh als Zeichen auf einer Stange oder auch in den Fahnen führten. (S. Bauernkrieg.)

Buol Schauenstein (Baron v.) war 1790 Chargé d'affaires des röm. Kaisers im Haag, wurde 1792 zum Kammerherrn und kaiserl. Gesandten in Basel ernannt, und ging von da 1794 als Directorial-Minister zum Reichstag nach Regensburg, wo er vergeblich sich bemühte, die verschiedenen Fürsten von einer Trennung von der Coalition abzuhalten. Bald hernach wurde er als Gesandter bei dem niedersächsischen Kreis nach Hamburg geschickt. Lange Jahre verschwand sein Name aus allen öffentlichen Verhältnissen, bis er endlich wieder 1815 bei dem Bundestag zu Frankfurt als kaiserl. königl. österr. Gesandter erschien und zum Präsidenten desselben ernannt wurde. Noch jetzt behauptet er daselbst diese Würde, und scheint das Interesse und die politische Ansicht seines Hofes mit milder Festigkeit verfolgen zu wollen, ohne bis zur Stunde erfreuliche Resultate erlebt zu haben.

Buonaparte (die Familie), erhob sich und stürzte mit und durch Napoleon Buonaparte. Dessen Mutter, die schöne Maria Lätitia, geb. Ramolini, geb. 24. Aug. 1750 zu Ajaccio in Corsica, vermählte sich 1766 mit Carlo Buonaparte, der durch Marboeuf Beisitzer des königl. Gerichtshofes in Ajaccio wurde, dann seiner Gesundheit wegen sich nach Montpellier begab, und daselbst 40 J. alt den 24. Dec. 1785 starb. Mad. Lätitia Buonaparte hatte ihm der Zeit nach folgende Kinder geboren: Joseph, Napolione, Luciano, Luigi, Elise, Pauline, Caroline und Gierolamo. Die junge Witwe suchte, da sie ohne Vermögen war, mächtige Beschützer, und fand sie. Sie hatte schon früher mit dem Grafen von Marboeuf, Gouverneur von Corsica, in sehr freundschaftlichen Verhältnissen gestanden. Diese Verbindung gründete das Glück der Familie. Die Corsen wollten keine Steuern zahlen, weil sie sämmtlich Edelleute wären. Ludwig XV. befahl daher dem Gouverneur Marboeuf, 400 Familien auszuwählen, die allein als adelig betrachtet werden sollten. In diese Liste setzte Marboeuf auch die Familie Buonaparte. Als die Engländer 1793 Corsica eroberten, flüchtete sich Mad. Lätitia mit ihren Töchtern nach Marseille, wo sie nicht sehr anständig gelebt haben sollen. Bald nach dem 18. Brümaire (Nov. 1799) kam sie nach Paris; allein erst nach

Napoleons Erhebung zur Kaiserwürde huldigte man der Madame mère, die dem Tone und der Sprache nach halb Italienerin, halb Französin war, und nicht sonderlich in den neuen Rang sich schicken konnte. Sie erhielt einen eigenen Hofstaat, und ward General-Superiorin der barmherzigen Schwestern (Soeurs de la Charité) und der Hospitaliterinnen des französischen Reichs. Man rühmte damals viele mildthätige Werke von ihr. Andre fanden sie geizig: alle Reichthümer, die sie anhäufen konnte, verwandelte sie in Gold und Juwelen. Denn, pflegte sie zu ihrem Sohne zu sagen: cela ne durera pas toujours. Die Größe, welche sie umgab, hat sie wenigstens nicht verblendet. Unter ihren Kindern liebt sie den Exkönig von Holland, Louis, am meisten. Sie lebt seit 1814 in Rom, bei ihrem Stiefbruder, dem Card. Fesch. Durch den Pariser Tractat vom 20. Nov. 1815 wurde die gesammte Familie Buonaparte aus Frankreich verbannt; und in dem am 6. Jan. 1816 von Ludwig XVIII. gegebenen Amnestiegesetz wurden von der Amnestie ausgenommen Napoleon Buonaparte's sämmtliche Verwandte, die aus Frankreich verbannt bleiben, daselbst nichts besitzen dürfen, und binnen 6 Monaten ihr dort erkauftes Eigenthum verkaufen sollen. Hierauf bestimmte die kön. franz. Ordonnanz vom 22. Mai 1816, daß die Güter und Einkünfte der bei der Rückkehr Napoleons von Elba nach Frankreich zurückgekommenen Glieder der Familie Buonaparte, die durch das Gesetz vom 12. Jan. 1816 confiscirt worden waren, zur Unterstützung verdienter Militärpersonen und solcher Donatarien, die ihre Donationen im Auslande verloren haben, verwandt werden sollen. Wir handeln in den nächsten Artikeln Joseph, Napoleon, Lucian, Louis und Jerome Buonaparte ab, und verweisen wegen Mariana, nachher Elisa genannt, auf Bacciochi, wegen Carletta, nachher Marie Pauline genannt, auf Borghese, wegen Annonciade, nachher Annonciade Caroline genannt, auf Murat. Nächstdem sehe man die Artikel Fesch, Eugen (dessen Schwester Hortensia bei Louis Buonaparte angeführt ist) und Marie Louise (Leopoldine Caroline).

Buonaparte (Joseph), geb. den 7. Jan 1767 zu Ajaccio, begann die juristische Laufbahn als Gehülfe eines Rechtsgelehrten; flüchtete dann im J. 1793 mit seiner Familie nach Marseille, wo er sich den 1. Aug. 1794 mit Marie Julie Clary, der Tochter eines reichen Kaufmanns (des jetzigen Königs von Schweden, Carl Johann, Schwägerin) vermählte. Auf seines Bruders Empfehlung ward er 1796 Kriegscommissär, Bataillonschef der Volontaires nationaux und Chef der Administration bei der italienischen Armee. Nach dem 18. Fructidor trat er als corsischer Deputirter in den gesetzgebenden Rath ein. Im J. 1797 ging er als Ambassadeur der Republik nach Rom, das er nach des Generals Düphot Ermordung verließ, worauf das Directorium den Kirchenstaat besetzen ließ. Im Rath der Fünfhundert sprach er wenig; doch wählte man ihn zum Secretär d. 21. Juni 1793. Nach dem 18. Brümäre ernannte ihn sein Bruder zum Staatsrath und Tribun. Dem verschlossenen, schlauen und mit politischen Kunstgriffen noch aus seiner Advocatenlaufbahn wohlbekannten Joseph fehlte es keineswegs an Talenten, sich geltend zu machen; daher ernannte ihn Napoleon zu seinem Bevollmächtigten, um mit den Verein. Staaten von Nordamerika einen Freundschafts- und Handelsvertrag (Paris den 30. Sep. 1800) abzuschließen; hierauf den 11. Oct. 1800 zum Bevollmächtigten Minister beim Friedenscongresse zu

Luneville. Als solcher unterzeichnete er den Frieden zu Luneville (9. Febr. 1801) und den mit England zu Amiens (1802). Auch leitete er nebst Cretet und Barnier die Unterhandlungen mit dem Cardinal Consalvi, dem Erzbischof Spina, und dem Pater Caselli, wegen des nachher am 15. Juli 1801 abgeschlossenen Concordats. Als Napoleon die Kaiserkrone erworben, sah sich Joseph schnell nach einander zum Senator und Inhaber der Senatorie Brüssel, dann zum Großoffizier und Mitglied des Raths der Ehrenlegion und der eisernen Krone, endlich zum französischen Prinzen und Großwahlherrn von Frankreich erhoben. Napoleon schien ihm unter seinen Brüdern das meiste Vertrauen zu schenken, obgleich Lucian seinem Ehrgeize wesentlichere Dienste geleistet hatte. Uebrigens soll Joseph bei einem ächt italienischen Charakter nicht zur Grausamkeit geneigt, vielmehr milde, und für sich selbst keiner durchgreifenden Maßregeln fähig, am wenigsten aber ein guter Soldat oder Taktiker sein, obgleich er als Lieutenant des Kaisers in dessen Abwesenheit der Regierung vorstand. Dessenungeachtet gab ihm Napoleon den Oberbefehl über die Armee von Neapel, und bestimmte ihn, nachdem die Dynastie von Neapel durch die Proclamation vom 27. Dec. 1805 für unwürdig zu regieren erklärt worden war, zum Beherrscher beider Sicilien. Joseph hielt am 15. Febr. 1806 seinen Einzug in Neapel, und am 30. März d. J. erschien das kaiserl. Decret, wodurch Joseph Napoleon zum König von Neapel und Sicilien ernannt, die Verfassung des Reichs bestimmt, sechs große Reichslehen darin errichtet, und eine Million Franken von den Einkünften des Landes für französ. Militärs ausgesetzt wurden. Indeß widerstand ihm noch in Gaëta der tapfere Prinz von Hessen-Philippsthal, und die englischen Expeditionen von Sicilien aus unterstützten die entschlossene, mit großer Rachsucht vergesellschaftete Widersetzlichkeit der Calabresen. Der neue Herrscher befolgte in seiner Verwaltung ganz Napoleons Vorschriften. Er warf die alte Verfassung um. Schon in den ersten Monaten des J. 1807 wurden die geistlichen Orden aufgehoben und ihre Güter eingezogen, das Feudalsystem abgeschafft, und das Reich in 13 Provinzen getheilt. Zugleich eröffnete Joseph die am 18. März d. J. gestiftete Akademie der Alterthümer. Auch ward der Orden beider Sicilien gestiftet. Aber ehe noch der neue Staat geordnet war, versetzte Napoleons Machtwort seinen Bruder Joseph, den 6. Juni 1808, auf den noch wankendern Thron Spaniens und Indiens, von welchem die Bourbons damals herabgestoßen worden waren. Vor seiner Abreise von Neapel, den 23. Juni, machte Joseph die eiligst entworfene Constitution des Reichs bekannt, und Joachim Murat trat in seine Stelle ein. (S. d. A. Murat.) Nachdem hierauf in Bayonne Spaniens neue Constitution von der Junta beschworen worden war, reisete Joseph von Bayonne ab und hielt seinen Einzug in Madrid am 20. Julius. Allein die Nation ergriff gegen den Eindringling (intruso) die Waffen, und Duponts Unglück in Andalusien zwang ihn, eiligst Madrid zu verlassen, um unter dem concentrirten französischen Heere bei Vittoria Schutz zu suchen. Nach den Schlachten bei Burgos, Espinosa, Tudela und Sommo-Sierra fiel Madrid am 3. Dec. zwar wieder in französische Gewalt, die Engländer unter John Moore wurden aus Spanien vertrieben, und die Bewohner Madrids beugten sich noch einmal unter Napoleons Willen, indem sie den entflohenen Joseph nicht nur zurück erbaten, sondern ihm auch vor dem Altare der Hauptkirche beständige Treue und Gehorsam gelobten. Zum zweitenmale

hielt also Joseph seinen Einzug in Spaniens Hauptstadt am 22. Jan. 1809; aber der Krieg wüthete fort in allen Provinzen; denn der Haß und der gekränkte Stolz der Nation konnten nimmer beschwichtigt werden. Die Schlacht bei Talavera de la Reyna (27. und 28. Juli d. J.) drohte Joseph wieder aus seiner Residenz zu verjagen; doch Wellington konnte, wegen Cuesta's schlechter Mitwirkung und Venegas Niederlage bei Almonacir, den Sieg nicht benutzen. Joseph kehrte daher nach Madrid zurück, wo er, im Geiste seines Bruders, zugleich strengere Maßregeln zur Behauptung des Thrones nahm, und war glücklich genug, durch die am 18. Nov. d. J. bei Ocana gewonnene Schlacht, sich den Weg zur Eroberung des südlichen Spaniens zu eröffnen. Im Anfange des J. 1810 ward Andalusien erobert. Joseph zog in Sevilla ein, und theilte das Reich in Präfecturen. Alle französische Berichte verkündigten das baldige Ende des spanischen Krieges. Allein Cadix widerstand, und im folgenden Jahre trieb Wellington die französischen Armeen aus Portugal. Die Guerillas wütheten in allen Provinzen, ja selbst vor den Thoren von Madrid, wo Joseph wie ein Staatsgefangener lebte, und, gänzlich abhängig von dem Willen seines Bruders und den Verfügungen französischer Marschälle, den Spaniern um so verächtlicher erschien. Als Major-General war ihm Jourdan (s. d. A.) von Neapel nach Madrid gefolgt. Aber dieser allein konnte nicht bewirken, was Vendome hundert Jahre früher geleistet hatte. Im J. 1812 trieb Wellingtons Sieg bei Salamanca den König Joseph zum drittenmale aus Madrid. Zwar kehrte er am 2. Nov. d. J. dahin zurück; allein die Unglücksfälle des J. 1813, besonders der Sieg bei Vittoria den 21. Juni, wo Joseph selbst (nicht Jourdan) commandirte, machte seinem Königthume völlig ein Ende, und kaum entfloh er den nachsetzenden englischen Dragonern. Der Feind erbeutete seine Wagen, nebst allen Schätzen, dem Scepter und der Krone, so wie Jourdans Marschallstab. Joseph lebte seitdem in Frankreich dem Vergnügen auf seinem Landsitze zu Morfontaine, und commandirte, als die verbündeten Heere in Frankreich vordrangen, die Nationalgarde von Paris, bewies aber im März 1814 große Unentschlossenheit. Endlich gab er seine Zustimmung zu der Capitulation von Paris, welche Marmont abschloß, und entfloh mit der Kaiserin nach Blois. Nach Napoleons Absetzung zog er sich, mit einem ihm zugesicherten Einkommen von 500,000 Franken, in das Waadtland zurück, wo er das Landgut Prangin kaufte. Bei Napoleons Rückkehr, 1815, erschien er wieder in Paris als französischer Prinz, Connetable und Pair des Reichs; allein nach der Katastrophe von Waterloo schiffte er sich zeitig genug mit seinen Schätzen nach den vereinigten Staaten von Amerika ein, wo er nebst vielen Begleitern im Sept. zu Neu-York anlangte. Hier lebt er als reicher Privatmann und nimmt Theil an der Niederlassung, welche die ausgewanderten Franzosen am Mobilefluſſe gründen, und wo sie eine Stadt, Aigleville, bauen wollen. Seine Gemahlin wohnt mit ihren beiden Töchtern in der Nähe von Frankfurt. Joseph hat 1799 einen Roman, Moina, geschrieben, der 1814 neu aufgelegt wurde. K.

Buonaparte (Napolione), später, um mehr Franzose zu scheinen, in Napoleon Bonaparte verändert, der zweite Sohn Carls Buonaparte, ward, noch ehe Marboeuf nach Corsica kam, den 5. Febr. 1768 zu Ajaccio geboren. Als erster Consul gab er den 15. August 1769 als seinen Geburtstag an, damit er für einen gebornen Franzosen gelte (denn Corsica war erst im Jul. 1769 Frankreich

unterworfen worden); vielleicht auch, um diesen französischen Festtag der Jungfrau Maria, in einen Ehrentag für sich, den Wiederherstellen der französischen Macht, zu verwandeln. Als Frankreich sich seines Vaterlandes bemächtigte, wollte er dasselbe verlassen, ward aber durch seinen Oheim zurückgehalten. Marboeuf verschaffte dem jungen Napoleon eine königliche Freistelle in der Militärschule zu Brienne, wo er vom J. 1778 bis 1784 zum Officier gebildet ward. Durch neue Begünstigung erhielt er einen Platz in der Militärschule zu Paris, und schon 1785, im 17. Jahre seines Alters, ward er als Unterlieutenant bei der Artillerie, im Regiment la Fere, angestellt; zu einer Zeit, wo eine allgemeine Gährung nahe Stürme verkündigte, und einem entschlossnen Geiste große Aussichten eröffnete. Der junge Corse hatte schon in seinem Vaterland den Sinn für politische Parteikämpfe in seinen von Natur verschloßnen Geist aufgenommen. Er hatte hassen gelernt; denn ein unbesiegbarer Has gegen Genua, das die Corsen nicht zu bezähmen vermochte, und gegen Frankreich, das anfangs Corsica für Genua, dann für sich unterjochte, wurzelte in Aller Herzen. Die Corsen sind von Natur ein reizbares, trotziges und kühnes Gebirgsvolk, glühend für Unabhängigkeit und Unbeschränktheit. Abgeschlossen auf ihrer Insel, lernen sie früh von andern Völkern sich scheiden, und die ihnen nahen argwöhnisch beobachten. Lange Unterdrückung hat sie mißtrauisch und verschlossen gemacht, bei tiefer Verstellung ihre Rachsucht genähret und sie stets zur Empörung gereizt. Das heiße Clima der Insel treibt rascher das Blut durch ihre Adern; gesunde Luft und kräftige Nahrung macht ihre Körper stark. Sie lieben ihr Land, weil es ihnen Alles gewährt, was dem sinnlichen Menschen behagt, und trotzen hinter rauhen Gebirgen jeder fremden Gewalt. Von ihren Vorfahren haben sie mehr Leidenschaften als Tugenden geerbt; und ein altes Epigramm, das man dem Seneca beilegt, sagt von ihnen: „Ihr erstes Gesetz ist die Rache, das zweite sich durch Diebstahl nähren, das dritte die Lüge, das vierte Götter läugnen." Mit diesen Leidenschaften erwuchs auch der Knabe Napoleon. Er sah die Theilnahme seines Vaters an den öffentlichen Angelegenheiten, dessen Freiheitssinn und Haß der Unterjochung, und bewunderte den Helden Paoli. Aber zugleich lernte er die Menschen verachten, und Haß und Rache im Busen verbergen; wilde Kampflust wurde eben so bei ihm vorherrschende Neigung, als Paoli's Ruhm seine Ehrsucht entzündete. Verschlossen, wie alle, die ihn umgaben, gewöhnte er sich, die Menschen zu beobachten, sich selbst der Beobachtung Andrer zu entziehen, und während das gemeinsame Interesse fast zerstört war, nur das eigne zu suchen. So gesellte sich der stolzeste Egoismus zu innrer Leidenschaft. Kein sanfteres Gefühl drang in seine eherne Corsenbrust. Vielmehr mußte er bei seinem Eintritt in die Militärschule zu Brienne bald sein Uebergewicht wahrnehmen; kein Lehrer, kein Mitschüler — sie waren ja Franzosen — gewann ihm Liebe, keiner wahre Achtung ab. In sich zurückgezogen, suchte er die Einsamkeit, war finster, hinbrütend, und verachtete die Spiele seiner Gefährten. Nichts konnte ihn aus dem Phantasienkreis, in den er schon gebannt war, herausreißen. Dazu wirkten auch seine Studien mit. Im Krieg geboren, warf er sich mit entschiedner Neigung auf die Kriegswissenschaften. Die abstractesten Lehren der Mathematik wurden seine Lust, weil er sie auf alle Kriegskunst bezog, die der Mittelpunct seines Lebens ward. Und gerade die Kriegswissenschaft mußte auf seinen Character am mächtigsten einwir-

ken, indem die Menschen ihm hier immer mehr Maschinen wurden oder Feinde, die man überlisten oder nach allen Regeln der Kunst schlagen und vernichten mußte. Siegen, herrschen ward seine heftigste Neigung, und nur darum trat er seinen Mitschülern etwas näher, um den Krieg im Kleinen zu führen, den er schon im Großen dachte. Man weiß, wie er seine Gefährten gegen einander aufgereizt, Meuterei gegen die Lehrer angestiftet, und sich ein Ansehn unter den Knaben erworben, obwohl die meisten ihn haßten. Bemerkenswerth ist auch, daß er sich endlich zwei von jenen, und gerade sehr beschränkte Köpfe, zu täglichen Gefährten auswählte, und diese so an sich zu fesseln wußte, daß sie in demüthiger Bewunderung seiner Ueberlegenheit sich zu Werkzeugen seiner Absichten gebrauchen ließen. Neben seinen mathematischen Studien beschäftigte ihn besonders die Geschichte des Alterthums. In allen kühnen Unternehmungen der Vorzeit erkannte er das eigne Kraftgefühl, und jedes gelungene Emporstreben, jeder Sieg gewann ihm das einzige Entzücken ab, dessen er fähig war. Was freiempfänglichen Gemüthern wahrhaft bildend ist, das haftet nicht an denen, die in der schroffen Selbstsucht einseitiger Richtung und finstrer Abgeschlossenheit sich gefallen. Daher mußten ihm die Helden der Vorzeit nur als die Starken gefallen, die ihre Umgebungen zu ihren eignen Zwecken zu gebrauchen wußten, und die Helden Plutarchs, dessen Lebensbeschreibungen er mit besondrer Neigung betrachtete, konnten ihn darum minder mit Weisheit als mit Herrschsucht und Menschenverachtung erfüllen. In spätern Jahren zog ihn auch das düstre Nachtgemählde des Nordens in Ossians Schlachtgesängen an, Tacitus hingegen, den er nur den Verläumder des Nero nannte, war ihm verhaßt. Die Spartaner wurden ihm Vorbilder der Selbstabhärtung, der Kampflust und jener Wortkargheit, die über den Sinn ihrer Rede in Zweifel läßt. Sie ahmte er auch in seinen Antworten und Mittheilungen nach, und gewann, ohne je einer Sprache sich vollkommen zu bemächtigen, die große Fertigkeit, mit Wenigem viel, immer aber mehr zu sagen, als die Hörer erkennen sollten, oder auch wohl eine tiefere Bedeutung, als er selbst hineinlegte, muthmaßen zu lassen. Zugleich lernte er auf kleine Umstände achten, nichts, was der eignen Absicht förderlich sein könnte, übersehen, den Gegnern ihre Schwächen ablauern und sie in unbewahrten Augenblicken überlisten. So weit brachte es schon der Jüngling in der kleinen Welt von 150 jungen Franzosen, die ihn zu Brienne umgaben. Sein Wille ward hier immer beharrlicher und strenger, und seine Lehrer, die sein Talent, seine raschen Fortschritte in den Kenntnissen, die seinem Sinn entsprachen, ehren mußten, hatten oft Ursache, seine Ungelehrigkeit in Allem, was ihm keine Neigung abgewinnen konnte (wie Poesie, Grammatik, Orthographie, Latein u. s. w.), seine Verschlossenheit und Hinterlist, seine unbeugsame Hartnäckigkeit, und eine Leidenschaft, die zuweilen in wilde Wuth ausbrach, wenn sie Widerstand fand, zu tadeln. Daher bemerkte einer der Lehrer Herr l'Eguile, schon damals bei Napoleons Namen: „Ein Corse von Geburt und Charakter. Er wird es weit bringen, wenn die Umstände ihn begünstigen.“ — So war Buonaparte, als er in die große Welt zu Paris eintrat. Zum Soldaten geboren, wußte er als Officier, fern von den Genüssen der Jugend, durch Pünctlichkeit im Dienst, durch ausgezeichnete Kenntniß in seinem Fache, und durch fortgesetzten Fleiß, die Achtung seiner Obern zu gewinnen, und je mehr er über alle Officiere seines Alters hervorragte, desto mehr durfte er hoffen, sich emporzuschwingen. Ein ungemeiner Mensch, wie er war, sah er nur Einen

Zielpunct vor sich, auf den er unbeweglich Alles bezog: Macht für seine Kraft! Als nun die ersten Stürme in Frankreich ausbrachen, war er nicht zweifelhaft, welche Partei er ergreifen sollte. „Als General," soll er selbst gesagt haben, „hätte ich mich an den Hof gehalten, als Lieutenant ohne Vermögen mußte ich die Partei des Volks ergreifen." Indeß ward Paoli nach Paris berufen. Mit ihm schiffte Napoleon gegen Ende des Jahres 1790 nach Corsica, wo schon die Parteien der Aristokraten und Demokraten mit einander kämpften. Napoleon, der damals sein verunglücktes Gedicht zu Ehren der Freiheit in Umlauf setzte, zeichnete sich unter den Letztern aus, und wurde zum Commandanten der Nationalgarde in Ajaccio ernannt. Verwegen ohne Patriotismus, hoffte er, in dem Sturm der Revolution selbst an die Spitze seiner Landsleute zu treten, zumal da Paoli in der Volksgunst immer mehr sank. Allein er war nicht glücklich. Seine Unternehmung auf die Insel Maddalena, die er mit einem kleinen ungeordneten Haufen im Namen der Republik besetzte, mißlang, und die damit zusammenhängende Expedition des Admirals Truguet auf Sardinien verunglückte gänzlich. Paoli aber, der die zügellosen Demokraten nicht mehr zu bändigen vermochte, rief nun die Hülfe der Engländer an. Napoleon selbst hatte sich durch revolutionäre Ausschweifungen und grobe Vergehungen so verhaßt gemacht, daß er 1793, auf Paoli's und Pozzo di Borgo's Veranstaltung, mit vielen andern Aufrührern aus Corsica verbannt ward. Er schiffte sich mit seiner Familie nach Marseille ein, wo damals ein hitziger Parteikampf herrschte. Er warf sich in die jacobinischen Clubs, und versuchte sich noch einmal als Schriftsteller in einem Gespräch zwischen Marat und einem Föderalisten, betitelt: Le Souper de Beaucaire, in dem die ausschweifendsten Grundsätze vorgetragen waren. Aber weder diese bald vergessene Flugschrift, noch andre Bemühungen konnten seine Lage verbessern. Endlich wurde er als Capitän im 4. Artillerie-Regimente angestellt, und diente bei der republicanischen Armee unter Kellermann, welche Lyon belagerte. Als hierauf die Republicaner Toulon angriffen, das sich am 28. August 1793 den Engländern ergeben hatte, ward Napoleon durch Salicetti, Mitglied des Convents, an Barras empfohlen, und erhielt ein Commando bei der Artillerie. Hier zeichnete er sich vorzüglich aus, daß es ihm besonders zuzuschreiben war, daß Toulon noch vor Ende des Jahrs in die Gewalt der Republik zurückfiel. Er vollzog hierauf die Rache des Convents an 800 Unglücklichen, die als Feinde der Republik mit Kartätschen niedergeschossen wurden. Sein Bericht hierüber war unterzeichnet: „Brutus Buonaparte, citoyen sans culotte." Damit begann seine republicanische militärische Laufbahn. Er ward 1794 zum Bataillonschef ernannt, und sollte Corsica wegnehmen; allein seine Versuche, sich Ajaccio's zu bemächtigen, mißlangen. Doch empfahl ihn sein Jacobinismus der herrschenden Partei, und er wurde im J. 1795 zum Brigadegeneral der Artillerie bei der italienischen Armee ernannt. Dieses Heer war schlecht organisirt und durch öftere Niederlagen muthlos. Da entwickelte sich zuerst seine Kunst, trotz aller Hindernisse, ein Ziel unverrückt ins Auge zu fassen, kleine Gefechte zu vermeiden, und mit aller Gewalt auf Einen Punct loszubrechen, durch Kühnheit den Feind zu überraschen, und im Fluge ihn zu besiegen. Er suchte die Heerführer zu überzeugen, daß sie ihr Vertheidigungssystem verlassen, und, obwohl mit geringer Macht, Piemont überwältigen müßten. Doch ein unerwartetes Ereigniß hemmte seinen

Flug. Robespierre, und mit ihm die terroristische Regierung, war gefallen. Der Nationalconvent ließ in allen Provinzen und bei den Armeen der Republik die Terroristen entwaffnen. In Nizza, wo Napoleon jenes furchtbare System mit grenzenlosem Ungestüm predigte, erschien der Deputirte Beffroi, der ihn sogleich gefangen nehmen ließ. Zwar erhielt er seine Freiheit wieder, verlor aber seinen Posten bei der italienischen Armee. Er eilte nach Paris, dort zu klagen, und sich zu rechtfertigen. Aber vergebens wendete er sich an Aubry, der im Wohlfahrtsausschuß Präsident der Kriegscomité war, und die Terroristen unversöhnlich haßte. Er sah sich aufs neue hülflos, und lebte von der kärglichen Unterstützung einiger Freunde. Die Vernichtung glänzender Hoffnungen erfüllte seine Seele noch mehr mit finsterm Unmuth, Menschenhaß und Verachtung. Er beschloß daher, Frankreich zu verlassen, und in der Türkei sein Glück zu versuchen. Allein man verweigerte ihm die Erlaubniß. Dagegen erhielt er auf die Verwendung des Jean Debry und Freron ein neues Commando bei der Artillerie in Holland. Eben bereitete er sich, dahin abzugehn, als er zu einem belohnenden Unternehmen in der Nähe gerufen ward. Mehrere pariser Sectionen hatten sich gegen die dritte Constitution der Republik vom 23. Sept. 1795 verbunden. Der Convent zog Streitkräfte zusammen, und wählte zuverlässige Generale. Barras empfahl Buonaparte. Jener erhielt den Oberbefehl; diesem ward das Untercommando anvertraut. Er entsprach den Erwartungen, als am 5. Oct. in Paris der Kampf der royalistischen Partei gegen die Conventstruppen ausbrach, und — in Strömen floß unter seiner Hand das Blut der Mitbürger. An diesem Tage, dem 13. Vendemiaire, sagte er: J'ai mis mon cachet sur la France. Der dankbare Convent erhob ihn sofort zum Divisionsgeneral. Drei Monate später, im J. 1796, gab ihm das Directorium den Oberbefehl über die italienische Armee. Dieß bewirkte Barras. Dieser hatte bis dahin im vertrauten Verhältniß mit der Wittwe des General Beauharnois gestanden, und auf seinen Vorschlag gab die reiche Frau (s. d. eignen Art.) dem General Buonaparte die Hand. Damit begann die glorreiche Laufbahn des 26jährigen Feldherrn Buonaparte. Am 30. März 1796 übernahm er in Nizza, als Scherers Nachfolger, den Heerbefehl. Bewährte Generale standen ihm zur Seite. Aber die Armee war schwach und befand sich in einem Zustande gänzlicher Auflösung. Ihr gegenüber stand Beaulieu an der Spitze von 60,000 Mann Oesterreicher und Sarden. Doch Napoleon begeisterte seine Soldaten durch stolze Worte. Wie Hannibal zeigte er ihnen Alles, was sie brauchten und wünschten, in dem Lande des Feindes. Darauf führte er sie in den Kampf. Seine Taktik war, alle Streitkräfte unerwartet auf die schwachen Puncte des Feindes zu werfen, und stets durch raschen Angriff Herr aller Bewegungen im Felde zu sein. Daher gelang es ihm, durch Umgehen oder Vordringen im Rücken des Feindes, dessen Plan zu vereiteln, und ihn aus seiner Stellung zu werfen. Die Oesterreicher waren bis zum 11. April 1796 vorgedrungen. Da schlug er am 12. Apr. bei Montenotte (s. d. Art.) den österreichischen Feldherrn d'Argentau. Ein glücklicher Flankenmarsch gewann ihm den ersten Sieg. Unaufhaltsam verfolgte er den errungenen Vortheil. Die Trennung der österreichischen von der piemontesischen Armee war sein nächstes Ziel. Am 13. Apr. griff er von neuem an, und erfocht am 14. den glänzenden Sieg bei Millesimo und Dego. Am 15. war die Trennung der feindlichen Armeen vollständig erreicht. Er warf

sich jetzt zuerst auf den schwächern Theil, griff am 16. das verschanzte Lager der Piemonteser bei Ceva an, drängte dieselben nach Mondovi zurück, und schlug am 17. im feindlichen Lager sein Hauptquartier auf. Am 22. Abends zog er siegreich in Mondovi ein. Der Hof von Turin bot Friedensunterhandlungen an; doch der Sieger bewilligte unter harten Bedingungen nur einen Waffenstillstand (am 28. April), der ihm die wichtigsten Festen Piemonts einräumte, und ihn zum Meister des ganzen Landes und seiner Hülfsquellen machte. Unterdessen hatte sich der österreichische Feldherr hinter den Po gezogen, um den Feind von Mailand abzuwehren. Er erwartete, durch Napoleons Bewegungen getäuscht, daß dieser zwischen Valencia und Pavia den Uebergang über den Po versuchen werde. Jener aber bewirkte schon am 8. Mai den Uebergang seiner Armee von Piacenza aus, und nöthigte den Feind, sich bis an die Adda zurückzuziehen. Bei Lodi verschanzten sich die Oesterreicher; das Vordringen über die lange, stark vertheidigte Addabrücke schien unmöglich. Napoleon führte einen Theil seines Heers an die durch ein mörderisches Feuer vertheidigte Brücke. Seine Schaaren wankten; aber ihre Führer drangen unerschrocken vorwärts, und das erste Wagniß von Napoleons blutiger Taktik — es kostete 10.000 Mann! — war gelungen (10. Oct.). Am 12. zog Napoleon in Cremona, am 13. in Pavia, und schon am 14. in Mailand ein. Die Lombardei war in seiner Gewalt, und die Oesterreicher vereinigten ihre Macht, um nur Mantua zu decken. Da suchten, von dem unerwartet schnellen Erfolge betäubt, die Fürsten Italiens den Frieden. Schon am 9. Mai hatte der Herzog von Parma einen Waffenstillstand erhalten; am 17. der Herzog von Modena. Dem König von Sardinien war am 18. Mai zu Paris der Friede gegeben worden, welcher der Republik außerordentliche Vortheile sicherte. So hatte Buonaparte, indem er das Unglaubliche bewerkstelligt, alle Staaten Italiens zittern gemacht, ungeheure Contributionen erhalten, und seine Armee mit neuem Muth erfüllt. Einige Begünstigung fand er in der unruhigen Stimmung der gegen ihre Regierungen aufgeregten Italiener, denen er Freiheit und Vernichtung der Tyrannei verkündete. Ueberall suchte er die Unterthanen ihren Fürsten, ihrer Verfassung zu entfremden, und Empörung unter den Vorspiegelungen des Republicanismus anzufachen. Fast unerschwingliche Summen foderte er für unsichern Waffenstillstand, dessen Bedingungen stets so gestellt waren, daß sie weitern Forderungen Raum gaben. Schon hatte er das furchtbare Raubsystem eingeführt, welches alles, was zum Bedürfnisse, zum Luxus des Heeres gehörte, schonungslos requirirte. Schon foderte er kostbare Kunstwerke von den Bedrängten, und sendete diese Beute als glänzende Trophäen seiner Siege nach Paris. Auch seine Armeeberichte trugen das Gepräge seiner spätern Bulletins; nur waren sie minder lügenhaft. Indeß schändete der gefeierte Held schon damals seinen Ruhm durch mehrere Greuelscenen. Müde der endlosen Bedrückungen, eingedenk der milden Regierung, der sie entrissen worden, und der gesetzlichen Ordnung, die ihnen Wohlstand und Sicherheit gegeben, griffen die Lombarden zu den Waffen, die raubsüchtigen Sieger, denen ihr Feldherr jede Willkühr gestattete, zu ermorden oder zu vertreiben. In Pavia und Binasco wurden viele Franzosen ein Opfer des Uebermuths, mit dem sie die Bewohner gereizt. Da strafte Napoleon mit Mord und Brand die Unglücklichen; Lugo ward von Augereau ausgeplündert. Der Feldherr nahm überall, wo er fand, in Leihhäusern und Kirchen, das

anvertraute und das Privatgut. Darauf eilte er der österreichischen Armee, die sich am Mincio befestigt, entgegen, ging am 21. Mai über den Fluß, da, wo man es wieder am wenigsten erwartete, nahm am 1. Juni Verona ein, und drängte die Feinde bis an die Grenzen Tyrols zurück. Am 3. Juni schloß er Waffenstillstand mit Neapel, und eilte nun um so sichrer, seine Macht gegen die Oesterreicher zu wenden. Doch vergebens rief er die treuen Tyroler zur Empörung auf, indem er ihnen Freiheit und Unabhängigkeit versprach. In Ober-Italien selbst drohten neue Unruhen; schnell erschien er, sie zu dämpfen. Die Citadelle von Mailand und die Feste Mantua waren noch in österreichischer Gewalt. Letztere schloß er ein, und drang, um sich Italiens zu versichern, in das päpstliche Gebiet vor. Am 19. Juni waren Bologna, Urbino und Ferrara in seiner Gewalt, und der Papst sah sich genöthigt, am 23. einen Waffenstillstand mit ungeheuern Contributionen und mit den herrlichsten Kunstschätzen, dazu auch vorläufige Verzichtleistung auf Bologna, Ferrara und Ancona, zu erkaufen. Gleichgültig gegen alle Verträge, überfiel er jetzt das neutrale Gebiet des Großherzogs von Toscana, und besetzte Livorno (28. Juni), um sich der englischen Schiffe zu bemächtigen. Letzteres gelang zwar nicht, aber ein reicher Vorrath englischer Waaren fiel in seine Hände. Er ließ Besatzungen zurück, um nach seiner Aeußerung — die erste Erscheinung seines späteren Continentalsystems — das Land gegen den brittischen Despotismus zu beschützen. Als sich darauf den 29. Juni die Citadelle von Mailand ergeben hatte, unternahm er die Belagerung Mantua's. Dieses zu entsetzen, drangen die Oesterreicher unter Wurmser (der an Beaulieu's Statt das Obercommando erhalten) mit bedeutenden Verstärkungen an die Etsch, und unter Quosdanowich über Brescia vor, und nöthigten mit überlegener Macht Buonaparte, die Belagerung aufzuheben, und sich an den Mincio zurückzuziehn. Nun zog zwar Wurmser am 1. August in Mantua ein; aber Buonaparte warf sich plötzlich auf die einzelnen österreichischen Armeeabtheilungen, schlug den 7. August Quosdanowich bei Leonato, und nöthigte am folgenden Tage mit 1200 Mann, die er selbst führte, 4000 Oesterreicher, sich zu ergeben, da sie von seinen Drohungen sich schrecken ließen. Durch einen verstellten Rückzug lockte er nun den Feldmarschall Wurmser aus seiner festen Stellung, schlug ihn den 5. Aug. bei Castiglione, und nöthigte ihn, sich nach Tyrol zurückzuziehen. So begann er am 23. August die Belagerung Mantua's von neuem, indem er zugleich die wieder mächtig vordringenden Oesterreicher einzeln schlug. Am 4. Sept. griff er den rechten Flügel unter Davidovichs Oberbefehl an, schlug ihn, und rückte am 6. in Trient ein. Rasch wendete er sich auch gegen den linken Flügel unter Quosdanowich, schlug ihn am 9. bei Bassano, bemächtigte sich der Stadt, und drängte den Feind über die Brenta zurück. Wurmser, von der Hauptarmee getrennt, von Tyrol abgeschnitten, faßte den kühnen Entschluß, sich nach Mantua zu werfen; Buonaparte, der noch bei San Giorgio, der Vorstadt Mantua's, ihn erreichte und schlug, konnte die Stadt ihm nicht verschließen, in die er am 29. Sept. einzog. Während Mantua von neuem belagert ward, beschäftigte sich Buonaparte mit der Republicanisirung Italiens. Leicht fand er einen Vorwand, den Waffenstillstand mit dem Herzog von Modena, der sich seine Unterthanen abgeneigt gemacht, zu brechen, besetzte das Land, und vereinigte es mit der neugeschaffnen cispadanischen Republik am 8. Oct. Dar-

auf gab er den neuen Republiken die französische Verfassung. Auch trug er dazu bei, daß Corsica am 29. Oct. den Engländern durch die französischen und corsischen Republicaner wieder entrissen ward. Am 9. Oct. hatte sich Genua unter harten Bedingungen, die Buonaparte vorschrieb, in den Schutz der Republik begeben; am 16. Neapel den Frieden erlangt, und am 5. Nov. ging auch der Herzog von Parma, durch Modena's Beispiel geschreckt, denselben mit größern Aufopferungen ein. Da drangen die Oesterreicher aufs neue, um Mantua zu entsetzen, gegen Bassano und Roveredo vor. Doch den schwächern Buonaparte rettete seine Kühnheit. Ehe die feindlichen Armeen sich vereinigen konnten, ging er in der Nacht vom 14. auf den 15. Nov. über die Etsch, und nöthigte die Oesterreicher unter Alvinzy zu der dreitägigen Schlacht bei Arcole vom 15. bis 17. Nov., in der nur sein und seiner Generale kecker Muth, das Vertrauen, das sie ihren Soldaten einzuflößen wußten, und die Verzweiflung, mit der er sich selbst jeder Gefahr aussetzte, seinen Untergang abwandte, und ihm einen blutigen, aber großen Sieg gewann. Alvinzy ging an die Brenta zurück. Auch Davidovich ward von Buonaparte nach Tyrol zurückgetrieben. Doch schon in den ersten Tagen des J. 1797 rückte Alvinzy wieder bis Rivoli vor, ward aber von Buonaparte am 14. Jan. bei Rivoli geschlagen, am 15. aus der Stellung bei Corona gedrängt, und aufs neue nach Tyrol getrieben. Eine österreichische Colonne unter Provera hatte indeß versucht, nach Mantua vorzudringen; Wurmser that einen mörderischen Ausfall; aber Buonaparte schlug den Angriff zurück, ereilte Provera und nöthigte ihn, am 16. Jan. sich mit mehr als 5000 Mann zu ergeben. Während nun die französischen Generale in Tyrol eindrangen, und Italien von dieser Seite sicherten, nöthigte Buonaparte am 2 Februar die Oesterreicher Mantua zu übergeben, wodurch der Sieg in Italien entschieden war. An demselben Tage rückte er, nachdem am 1. Febr. der Waffenstillstand mit dem Papste, der sich gegen Frankreich gerüstet haben sollte, aufgekündigt worden, in das päpstliche Gebiet ein, schlug am Senio des Papstes Truppen, und nahm Faenza, bald darauf Ancona, Loretto und Tolentino ein. Der schwergeängstete Papst schloß am 19. Febr. mit ungeheuern Aufopferungen den Frieden, der ihm nur einen Schatten von Herrschaft übrig ließ. Der größere Theil des päpstlichen Gebiets blieb von Franzosen besetzt. Jetzt hatte Buonaparte keinen geringern Plan, als den Kaiser in seinen eignen Staaten zu bekämpfen. Der Erzherzog Carl hatte sich hinter dem Tagliamento befestigt. Buonaparte setzte am 10. März seine bedeutend verstärkte, der österreichischen überlegene Armee in Bewegung, und ging, während die französische Rheinarmee auch in Deutschland den Kaiser von neuem bedrohte, über die Piave, erzwang am 16. März den Uebergang über den Tagliamento und Isonzo, und warf den Erzherzog Carl bis nach Görz u. Gradisca zurück. Am 19. besetzte er Gradisca, am 20. Görz, und zog am 23. in Triest ein. Vor Ende des Monats war der größte Theil von Kärnthen und Krain verloren, und ein Theil von Tyrol dazu. Buonaparte lud den Erzherzog Carl in einem Schreiben zu Unterhandlungen ein, verweigerte aber einen kurzen Waffenstillstand, und schlug die Armee des Erzherzogs bis nach Steyer zurück. Buonaparte's Hauptquartier war in Judenburg. Da erschienen am 7. April österreichische Abgeordnete, noch einmal einen Waffenstillstand zu suchen. Der Sieger gewährte denselben mit scheinbarer Großmuth,

weil man ihm Grätz und Bruck einräumte. Indeß war seine Lage doch bedenklich. Vor sich ward er von den verstärkten, durch Landsturm und Freiwillige ermuthigten Oesterreichern bedroht, die sich schon Triests wieder bemächtigt und Tyrol befreit hatten. In Italien regte sich neuer Aufstand. Darum schloß Buonaparte so willig den Präliminarfrieden am 18. April auf dem Schlosse Eckenwalde bei Leoben, der dem Kaiser große Opfer abnöthigte, die Franzosen aber aufs neue in den Besitz Triests setzte, und ihnen gestattete, ihre Absichten auf Venedig auszuführen. Schon am 3. Mai ward, nachdem bereits der Senat dieser Republik viele Demüthigungen erfahren, der ganze Staat für erobertes Land erklärt, und die Aufhebung der alten Verfassung gefodert. Vergebens hatte Venedig seiner Neutralität vertraut, vergebens entschuldigte sich der Senat gegen alle Vorwürfe. Der übermüthige Feind kannte kein Recht, nur seinen eisernen Willen. Am 12. Mai war die alte Verfassung der Republik vernichtet, und statt ihrer das Schattenbild einer demokratischen aufgestellt. Die venetianischen Lande und die Hauptstadt selbst blieben von den Franzosen besetzt. Im Mai ward auch Genua revolutionirt, und erhielt am 6. Juli, als ligurische Republik, eine französische Verfassung. Am 28. proclamirte Buonaparte in Mailand die neue cisalpinische Republik, durch welche die cisvadanische Republik, welche nur erst am 27. März ihre eigne Verfassung erhalten hatte, wieder verschlungen ward. Lucca entging nur durch wiederholte Contributionen dem nahen Verderben. Der König von Sardinien hatte sich, nach theuer erkauftem Frieden, zu einem schmählichen Bündniß mit Frankreich verleiten lassen; gleichwohl ward auch in seinem Lande die Flamme der Revolution angefacht. Schon damals sammelte der in die weiteste Ferne blickende Feldherr eine polnische Legion, und suchte seine Verbindung selbst bis nach Griechenland und Aegypten auszudehnen. Unterdeß erhielt er die Armee, ohne Unterstützung aus Frankreich, ganz auf Kosten der Länder, denen er die Freiheit versprochen, besonders der venetianischen Terra Firma, und sandte überdieß noch unermeßliche Schätze, wenigstens an Kunstwerken, nach Paris. Hierauf ging er, unter kriegerischen Drohungen, von Mailand nach Udine, und eröffnete am 1. Sept. zu Campo Formio die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich. Am 17. Oct. ward der Definitivfrieden abgeschlossen, der Oesterreich Belgien und seine schönsten italienischen Provinzen entriß, und vom deutschen Reich in geheimen Artikeln das linke Rheinufer Preis gab. Oesterreich hatte dagegen bereits im Juni die venetianischen Provinzen Istrien und Dalmatien besetzt. Buonaparte gab jetzt ihm noch Venedig und das feste Land der Republik bis an die Etsch. Alles aus eigner Machtvollkommenheit! Das Directorium ernannte hierauf Buonaparte mit Treilhard und Bonnier zu Abgeordneten bei dem Reichsfriedenscongreß zu Rastadt. Doch kaum hatte er daselbst den 25. Nov. die Unterhandlungen eingeleitet, als er am 2. Dec. Rastadt wieder verließ, und nach Paris eilte. Man wünschte nämlich den stolzen Feldherrn, der den Gewalthabern selbst gefährlich schien, auf einen andern Platz zu stellen. In Paris merkte er bald, wie wenig Ernst es dem Directorium mit den Ehrenbezeigungen sei, die man ihm erwies; doch es war wohl auch ihm nicht Ernst, wenn er unwillig seine Entlassung foderte. Man wußte seinen Ehrgeiz zu beschäftigen, und dadurch ihn zu versöhnen. Er erhielt das Obercommando über die an den Küsten aufgestellte Armee von England. Indeß war die Absicht auf Aegypten

gerichtet, und Buonaparte selbst hat zuerst den Plan zu dieser Unternehmung entworfen. Mit geschäftiger Eile ward Alles betrieben, bei Toulon eine Flotte versammelt, und ein auserwähltes Heer von mehr als 30,000 Mann. Buonaparte beschleunigte die Einschiffung, und schon am 19. Mai ging die Flotte unter Segel. Damit begann ein neuer Act seines Heldenspiels. Der finstre, verschloßne Mann erschien jetzt freundlich und mittheilend; aber seine Freundlichkeit war bloß ein angeübtes Mittel für seine Zwecke; und wo er am offensten schien, sprach er nur, was der Augenblick heischte, aus, und der Vertrauteste durchschaute nicht das Geheimniß dieses immer unbefriedigten Geistes. Die Freiheit verkündigte er allenthalben; aber er selbst achtete sie an keinem Menschen. Alles war ihm nur Werkzeug. Seine Menschenverachtung, die innere Glut seiner Leidenschaft verbarg sich hinter gleißnerischen Worten, und ein unbegrenztes Selbstvertrauen, das mit blinder Zuversicht auf sein Glück sich verwebte, wuchs mit jedem Schritte auf seiner Laufbahn. Selbst der Undank, den er in Frankreich erfuhr, erbitterte ihn noch mehr, und lehrte ihn, auf den Trümmern fremden Glücks seine Macht gründen. Wie sehr ihn auch die Verhältnisse begünstigten; er erkannte in Allem nur seine Ueberlegenheit, und die Unfähigkeit, die er an Andern bemerkte, versenkte ihn immer mehr in den Wahn, daß er über Alle zu herrschen bestimmt sei. Die erhabensten Ideen der Menschheit wurden ihm eben so viele Gängelbänder, an denen er leichtgläubige Völker leiten wollte. Gleichwohl war diese Zeit, da er als der Sieger Italiens und als Friedensstifter Großes vollendete, die schönste Zeit seines Lebens, weil es noch denkbar blieb, daß ein so außerordentlicher, vom Glück so begünstigter Mensch, so anstößig auch viele seiner Mittel waren, doch einen wahrhaft großen Zweck haben möge. Denn die Uebel der Zeit waren ungeheuer; daß er ihnen steuern wollte, verkündete er; sein inneres Wesen war noch zu wenig erkannt. Was ihn nach Aegypten trieb, ist schwer zu berechnen. Ob er dort eine Herrschaft erringen wollte, die in Europa unerreichbar schien; oder ob er Frankreich und Europa in Aegypten sich unterwerfen wollte: das läßt die Geschichte unentschieden. Bei abenteuerlicher Einbildungskraft fühlte er in sich die Kraft eines Alexanders. Sein Ziel war Alles, oder Nichts; und das Leben erschien ihm wie ein ungeheures Glücksspiel. — Am 6. Juni 1798 erschien er vor Malta. Die Erlaubniß, in den Hafen einzulaufen, ward abgeschlagen. Am 10. landete er, Verrätherei und Unentschlossenheit der Ritter übergaben ihm die fast unüberwindliche Hauptstadt la Valette am 12. mit einer schmählichen Capitulation. Wortbrüchig verletzte er bald den geschlossenen Vertrag. Schnell waren die nöthigen Maßregeln zur Behauptung der Insel ergriffen, und schon am 17. Juni ging er wieder unter Segel. Indeß war die englische Flotte unter Nelson ihm nachgeeilt, und vor ihm an den Küsten Aegyptens angekommen, aber, weil sie ihn dort nicht gefunden, weiter gesegelt. Am 21. Juni erfuhr die französische Armee mitten auf dem hohen Meere ihre Bestimmung. Am 1. Juli lag die Küste von Alexandrien vor ihnen, und Napoleon bewirkte noch am Abend und in der Nacht die Ausschiffung eines Theils der Bewaffneten. Am folgenden Tage brach er gegen Alexandrien auf, das unvorbereitet war, und sogleich im Sturm genommen ward. Von hier aus verkündeten Proclamationen, wie die Franzosen nur gekommen, Aegypten von den Mamelucken zu befreien, und das Land zu beglücken. Buonaparte's Rede schien die eines echten Muselmanns. „Gott ist Gott, und Ma-

homet sein Prophet!" Er nannte sich selbst den Gesandten Gottes. Am 6. Juli stand die ganze Armee auf Aegyptens Boden. Am 7. Juli brach Buonaparte von Alexandrien gegen Cairo auf. 4 Stunden vor der Stadt, beim Dorfe Emba, fand er am 20. Juli, nachdem er den mächtigen Bey Ibrahim zurückgedrängt hatte, den Bey Murad mit einem Haufen von 6000 Mamelucken. Am 21. ward Murad bei den Pyramiden geschlagen, das Lager mit seinen Schätzen erobert, und am 22. zog der Sieger in Cairo ein. Aegypten ward als eine französische Provinz behandelt und organisirt. Buonaparte schien europäische Cultur hieher verpflanzen zu wollen. Aber am 1. August erschien Nelson vor Alexandrien, und vernichtete in der Schlacht bei Abukir dergestalt die toulonerFlotte, daß nur zwei Schiffe nach Malta entkamen. Dieß war Buonaparte's erster bedeutender Unfall. Am 12. Sept. erfolgte auch die Kriegserklärung der Pforte. Jener aber schien es nicht zu achten, daß er von Europa abgeschnitten sei, und setzte die Organisirung Aegyptens fort. Doch war noch nicht ganz Aegypten überwunden. Tausende von Franzosen fielen als Opfer der Rache der Beduinen. Aber am 7. Oct. schlug General Desaix bei Sedman die neue Macht des Murad Bey; eine Empörung, die in Cairo ausbrach, stillte Buonaparte am 21. Oct. nicht ohne Verlust. Hier schändete er seinen Namen aufs neue durch fürchterliche Grausamkeiten, die er theils anordnete, theils nicht hinderte. Ein neuer Sturm erhob sich von Syrien her. Dort hatte Ibrahim Bey bei Gaza eine neue Macht gesammelt. Ihn verstärkte Achmed Dgheззar, Pascha von Acre. Sofort brach Buonaparte (22. Dec.) mit 12,000 Mann nach Syrien auf, ließ die Landenge Suez und den Hafen besetzen, und untersuchte, ob wirklich jener Canal vorhanden gewesen, der das rothe mit dem Mittelmeer verbunden haben solle. Am 18. Febr. 1799 traf er vor El Arisch ein, das schon vorher vom General Reanier belagert ward, und am 20. überging. Am 25. gewann er Gaza. Jaffa, das sich länger hielt, ward am 6. März mit Sturm genommen, und 4000 Gefangene wurden gemordet, weil man für sie keine Lebensmittel hatte. Am 18. März stand er vor Acre. Aber tapfer ward der Platz vertheidigt unter Leitung und Unterstützung des englischen Admirals Sidney Smith. Buonaparte's Armee war schon durch den Zug in der Wüste geschwächt; die stets erneuten Kämpfe mit den Belagerten, die Anfälle der umherschwärmenden Scharen, noch mehr verheerende Seuchen in seiner Armee, hemmten seine Unternehmung. Zwar gelang es ihm, am 15. April am Berge Tabor einen starken Haufen Mamelucken zu schlagen; doch sah er sich am 21. Mai genöthigt, nach wiederholten blutigen Stürmen, die Belagerung Acre's aufzuheben. Unmuth und Rache trieben ihn nun, auf seinem Rückzug Alles zu verwüsten. Jaffa ward geschleift; Wilsons Erzählung, daß er dort seine pestkranken Soldaten, die seinen Rückzug hemmten, habe vergiften lassen, hat Beauvois berichtigt. Am 14. Juni traf er mit seiner sehr verminderten Armee wieder in Cairo ein. Zugleich von mehrern Seiten bedroht, erhielt nur er den wankenden Muth der Franzosen aufrecht. Eine türkische Flotte war bei Abukir gelandet, und hatte das Fort genommen. Buonaparte schlug die Türken am 26. bei Abukir, und bemächtigte sich des Forts wieder. Dieß war seine letzte That in Aegypten. Aus Frankreich erhielt er, besonders durch seinen Bruder Lucian, der über England die Verbindung mit ihm unterhielt, sichre Kunde von der kritischen Lage der Republik. Sieyes hatte ihn zum

Wiederherſteller des gedemüthigten Frankreichs auserſehen. Schnell war der Entſchluß gefaßt, zurückzukehren. Heimlich verließ er ſein Heer, deſſen Commando General Kleber übernahm. Unter Verſprechungen, mit größerer Macht wiederzukommen, ſchiffte er ſich mit Lannes, Murat, Berthier, Andreoſſy, Bourienne, Ganteaume, Marmont, Lavalette, Berthollet und Monge am 23. Auguſt ein. Im 30. Sept. war er in Ajaccio, wo ungünſtige Winde ihn zurückhielten. Am 9. Oct. ſtieg er bei Frejus ans Land. Wie in Triumph zog er nach Paris, wo er am 14. Oct. eintraf. Jetzt begann der entſcheidende Act ſeines Herrſcherlebens. Der Jubel der Pariſer empfing den Helden, der plötzlich erſchien, wie durch einen Zauberſchlag. Aber erſchrocken traten die zuſammen, die froh, ihn fern zu wiſſen, von ſeinem Auftreten nichts Gutes ahneten. Wohl durfte Buonaparte dem Directorium vorwerfen, daß er ſiegreich und mächtig die Republik verlaſſen, und beſiegt und ohnmächtig ſie wiederfinde. (S. Frankreich). Laut war die Stimme aller Parteien, daß die Regierung geändert werden müſſe. Barras wollte die Monarchie wiederherſtellen, und rechnete auf Buonaparte's Ergebenheit. Sieyes dagegen wollte die Republik durch Buonaparte wieder erheben. Er aber täuſchte beide, und lenkte den Faden der Verſchwörung nach ſeiner Abſicht. Der Rath der Alten übertrug ihm den Oberbefehl über die Truppen, mit uneingeſchränkter Vollmacht für die Sicherheit der Nationalrepräſentation zu wachen. Er ſchwor Treue der Republik, — und am 9. Nov. (18. Brumaire) 1799 vernichtete er die alte Verfaſſung. In St. Cloud hatte ſich nämlich der Rath der Alten und der Rath der 500 verſammelt. Schon erhob ſich in letzteren der Ruf der Republicaner: „Keine Dictatur; nieder mit dem Dictator!“ Da trat Buonaparte mit mehreren Grenadieren in den Saal. Ein lautes Geſchrei beſtürmte ihn. Man faßte ihm beim Kragen; doch ward kein Dolch, wie er vorgab, gegen ihn gezückt. Er entfernte ſich, und ſandte Murat, der mit Bajonetten die Volksrepräſentanten aus dem Saale trieb. Lucian, Präſident des Raths, ließ durch Wenige, die um die Verſchwörung wußten, den 10. die Aufhebung des Directoriums und die Ernennung von drei proviſoriſchen Conſuln, Buonaparte, Sieyes und Roger Ducos, decretiren. Sie traten am 17. Nov. ihr Amt an. Eilig vollendete man die neue Verfaſſung (die vierte der Republik). Am 15. Dec. (22. Frimaire) ward ſie proclamirt. Buonaparte ward auf zehn Jahre zum Oberconſul ernannt, mit einer Gewalt, wie ſie kaum der König beſeſſen; neben ihm ſtanden, faſt nur als Figuranten, zwei Conſuls. Von nun an entfaltete ſich Buonaparte's Regierungskunſt. Seine Brüder erhielten bedeutende Aemter. Er ſelbſt fand aus ſeinen Umgebungen die brauchbarſten Werkzeuge ſeiner Plane, aber auch wirklich ausgezeichnete Männer heraus, wie Talleyrand und Fouché. Durchgreifende Maßregeln ſicherten das neue Regiment, die Emigrantenliſte ward geſchloſſen, und dem Volke der Friede verſprochen. Zwar erklärte der Oberconſul am 28. Dec. aufs neue allen Feinden der Republik den Krieg; aber am folgenden Tage trug er dem Könige von England den Frieden an. Doch Grenville wies den Antrag in ſeiner ungewöhnlichen Form zurück; auch das deutſche Reich, Rußland, Neapel und die Pforte ſtanden noch unter den Waffen. Da ſammelte Buonaparte eine Reſervearmee bei Dijon, und am 15. April eröffnete Moreau den Feldzug in Deutſchland. Buonaparte langte am 7. Mai bei der Armee

in Dijon an, und führte sie, noch vor Ende des Monats, über den großen Bernhard nach Italien, wo Massena der überlegenen feindlichen Macht gewichen war. Schon am 4. Juni zog Buonaparte in Mailand ein. In wenigen Tagen ward die cisalpinische Republik wieder hergestellt. Während Moreau siegend in Deutschland vordrang, wurden die Oesterreicher, die am 4. Juni Genua genommen, von der französischen Macht umgangen. Eine Schlacht mußte entscheiden. Sie ward gekämpft den 14. Juni bei Marengo in der weiten Ebene zwischen Alessandria und Tortona. Gegen Abend schien der Sieg für Oesterreich entschieden; schon zogen die Franzosen sich zurück. Da langte Desair mit einem Theil der Reserve an, und führte die Weichenden, Fliehenden, Geschlagenen zum neuen Kampf; schon wankten die österreichischen Reihen; da fiel Desair; aber die Rache seiner Tapfern entschied den Sieg. Hierauf ging der feindliche Heerführer Melas am 6. Juni einen Waffenstillstand ein, der den Franzosen den größten Theil Oberitaliens einräumte. Am 22. verließ Buonaparte Italien, nachdem er Massena zum Obergeneral ernannt, und traf am 1. Juli in Paris ein, wo eben so sehr der Volkstaumel als die Huldigung aller Behörden ihn festlich empfingen. Noch schmeichelte Buonaparte dem Republicanismus der Franzosen, während er auf vielfache Weise das Wesen eines Freistaats vernichtete. So ward am 14. Juli das Bundesfest der Republik mit Buonaparte's Siegesfesten verbunden; Denkmähler seiner Eitelkeit wurden aufgestellt; Organe der öffentlichen Schmeichelei emporgehoben, und der erste Consul der Republik trat mit dem Pomp eines Dictators einher. Die fremden Gesandten erfuhren jetzt den Uebermuth des stolzen Imperators eben so sehr, als achtbare Mitbürger, die seinen Unwillen reizten. Bei außerordentlicher Kraft hatte er doch nicht Gewalt genug über sich selbst, und seine grenzenlose Eitelkeit ließ seinen Sinn, dem die wahre Größe immer mehr entschwand, dem Reize unbeschränkter Herrschaft erliegen. Mit festem Schritt ging er in der Verwaltung des Innern, wie der äußern Verhältnisse, auf dieses Ziel los. Der Kampf der Parteien ward minder offenbar. Die ermüdeten Franzosen beugten sich unter der eisernen Gewalt eines gefeierten Helden, der ihren Nationalstolz erhob. Die Siege in Italien und Deutschland gaben Buonaparte den Muth, den Königen Gesetze vorzuschreiben. Er empfing die demüthigen Ehrenbezeigungen ihrer Abgeordneten, während die seinigen mit dem französisch republicanischen Uebermuth noch den ihres Gebieters verbanden. Seine Gesandtschaftsposten wurden so ergiebige Stellen, daß sein Bruder Lucian sich in Madrid fürstliche Reichthümer sammelte. Doch sollte der übermächtige Gebieter auch selbst die Unsicherheit angemaßter Herrschaft erfahren. Schon am 9. Oct. 1800 ward eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt, und am 24. Dec. ward eine zweite vereitelt, da die berüchtigte Höllenmaschine mitten in Paris ihn nur um wenige Secunden verfehlte. Eine furchtbare Inquisition ward deshalb verhängt. Am 9. Jan. 1801 wurden 130 Männer jeden Standes als Jacobiner verhaftet und 70 davon als Opfer der Tyrannei des ersten Consuls nach den Seestellen deportirt, und am 30. Jan. bluteten als Theilnehmer der frühern Verschwörung Arena, Cerachi und A. unter der Guillotine. Darauf erging an alle Präfecten der Befehl, die Waffenvorräthe aufzusuchen und in Obhut zu nehmen. Indeß wurden auch die neuen Gesetzbücher vorbereitet, und schon am 3. Sept. 1800 war mit den nordamerikanischen Freistaaten

ein fester Friede, und zugleich ein Handelstractat abgeschlossen werden. Darauf nöthigten Moreau's Siege Oesterreich zu einem Frieden ohne Englands Theilnahme. Nach langen Verhandlungen zwischen Joseph Buonaparte und dem Grafen Cobenzl kam (9 Febr. 1801) der Friede zu Lüneville zu Stande, von dem der Oberconsul am 13. Febr. proclamiren durfte, er sei, wie ihn das französische Volk gewünscht habe. Am 28 März folgte der Friede mit dem Könige beider Sicilien; am 15. Jul. ein Concordat mit dem Papst; am 24. August ein besondrer Vertrag mit Pfalzbaiern; am 29. August eine Convention mit der batavischen Republik; am 29. Sept. der Friede zu Madrid, mit Portugal, und am 1. Oct. selbst ein Präliminarfriede zu London mit Großbritannien; endlich am 8. Oct. der Friede zu Paris mit Rußland, dem sich am 9. Oct. ein Präliminarfriede mit der Pforte anschloß. Die glänzende Feier des allgemeinen Friedensfestes zu Paris, am 9. Nov. (dem Gedächtnißtage des 18. Brumaire) war ein neuer Triumph des Consuls. Darüber vergaß man den Untergang der franz. Armee in Aegypten, deren letzte Reste dort am 29. Juni 1801 capitulirten und bald darauf eingeschifft wurden. Darüber vergaß das französische Volk den Verlust seiner Freiheit, die immer mehr zur leeren Form herabsank. Indeß wendete Buonaparte die Aufmerksamkeit auf schimmernde Entwürfe für das Innere. Von Künsten und Wissenschaften ward geredet; von Beförderung des Handels und der Gewerbe vieles zur Schau gestellt, die Flotte mit großen Aufwand neugeschaffen, und ernstlich der Plan gemacht, auch Colonien für Frankreich zu erhalten. Dabei gefiel den Franzosen, daß ihr Consul den Fremden Gesetze, Constitutionen, und zu Zeiten auch Verweise geben durfte. Nur Wenige erkannten den Herrschsüchtigen, als er am 8. Jan. 1802, begleitet von der Consulargarde, prunkend wie ein König, nach Lyon zog, um dort die Angelegenheiten der cisalpinischen Republik zu entscheiden. Er ward daselbst am 26. Jan. zum Präsidenten der in eine italienische umgetauften Republik ernannt. Auch seine Thätigkeit erhöhte die Betäubung zur Bewunderung. Der endliche Friede mit Großbritannien, zu Amiens am 26. März geschlossen; die Beschäftigung mit den Colonien; die Erhebung des Concordats mit dem Papst zu einem Reichsgesetz; die darauf folgende Organisirung der kirchlichen Verhältnisse in Frankreich; die Wiederherstellung einiger Schulen; die ersten wieder gefeierten kirchlichen Feste; die neuen Verfügungen über die Emigrirten: das Alles lieh den Franzosen reichen Stoff zu Unterhaltungen, und leitete fein die Verhandlungen über die längere Dauer der Consularwürde ein. Am 8. Mai beschloß der Erhaltungssenat die Verlängerung des Consulats auf neue zehn Jahre. Er aber nahm diese nur unter der Bedingung an, daß das Volk sie genehmige. An dieses ward nun die Frage gerichtet: Ob Buonaparte Consul auf Lebenszeit sein solle? Während die Register zur Volksabstimmung eröffnet wurden, machte Buonaparte den Entwurf zur Stiftung einer Ehrenlegion bekannt, die, am 19. Mai nach lebhaftem Widerspruch genehmigt, neue Gewalt in seine Hand legte, und Viele an ihn fesselte. Als darauf am 26. Juni der Definitivfriede mit der Pforte abgeschlossen ward, durfte er der Republik verhalten: wie er ihr allgemeinen Frieden gegeben, und ihr Gebiet um 2090 Quadratmeilen vergrößert habe. So ergab sich am 29. Julius die weit überwiegende Stimmenmehrheit für das lebenslängliche

liche Consulat. Am 2. August erfolgte die feierliche Proclamation durch ein Senatsconsult. Zugleich trat abermals eine neue Constitution in Wirksamkeit, die dem Consul fast völlig monarchische Gewalt sicherte, mit unbedeutenden Beschränkungen. Der Oberconsul stand nun als oberste Staatsgewalt über alle Behörden, mit dem Rechte, die Urtheilssprüche der Gerichtshöfe zu cassiren, den gesetzgebenden Körper nach Gutdünken zu berufen und zu vertagen, und einen Justizminister zu ernennen, durch den alle Justizsachen von der obersten Gewalt abhängig wurden. Auch die Civilliste ward dem Oberconsul über das Sechsfache erhöht. Sofort erschien die Consularregierung mit allem Pomp der königlichen Herrschaft; und es ward ein Hofceremoniel in St. Cloud und Paris hergestellt, noch förmlicher, als am königlichen Hofe. Dabei fuhr Buonaparte fort, der Nationaleitelkeit auf alle Weise zu schmeicheln. Die Senatoren schworen ihm am 27. August den Eid der Treue; und eine scheußliche Polizei verbreitete sich durch das ganze Reich. Seitdem wirkte Buonaparte noch kräftiger nach außen. Das zögernde, sich selbst verwirrende, Entschädigungsgeschäft in Deutschland gab ihm Veranlassung, einzugreifen. Selbst deutsche Fürsten flehten des Mächtigen Begünstigung und Vermittlung an. Die Unruhen in der Schweiz machten auch die vordem unabhängige Eidgenossenschaft von Frankreichs Willen abhängig. Und Buonaparte wollte Alles, was ihm Vortheil brachte. Es gefiel ihm, am 26. August die Insel Elba mit der Republik zu verschmelzen. Am 11. Sept. folgte die durch kein Rechtsverhältniß begründete, kaum leicht entschuldigte, Einverleibung Piemonts. Während französische Truppen in der Schweiz und an den Grenzen standen, mußten die Abgeordneten der Eidgenossenschaft in Paris erscheinen, um unter scheinbaren Berathschlagungen die Befehle des Oberconsuls zu vernehmen. Schon am 24. Jan. 1803 ward ihnen der Entwurf einer Mediationsacte überliefert; am 19. Febr. erhielten sie dieselbe, bereits gedruckt, als die unwiderrufliche Verfassung des Staats. Um seine Anhänger fester an sich zu ketten, wurden im Innern der Republik Senatorien in 31 Residenzstädten errichtet (4. Jan. 1803); und das französische Nationalinstitut erhielt eine neue Organisation (23. Jan.). Die öffentliche Darstellung der damaligen Lage der französischen Republik, am 23. Febr., und des Zustandes der Finanzen, am 12. März, überzeugte das Volk, welche Wohlthaten die neue Regierung über dasselbe verbreitet habe. Neue Straßen und Canäle, Preisaufgaben und prachtvolle Anlagen beschäftigten die Müßigen. Doch während Alles schwieg oder bewunderte, erklärten sich die englischen Tageblätter ohne Scheu, bitter und gehässig, freimüthig und wahr, über den Gewalthaber. Die brittische Preßfreiheit rettete damals die Ehre der Geschichte, so daß selbst die Minister Georgs auf des beleidigten Consuls Anträge, jene zu beschränken, nicht eingehen konnten. Gern hätte Buonaparte Frieden behalten, um erst eine neue Flotte zu schaffen, damit später, mit sicherem Erfolg, der Erbfeind Frankreichs bekämpft werden könnte. England schien dieß nicht abwarten zu wollen. Klagen häuften sich von beiden Seiten; nirgend wurden sie abgestellt; und schon am 13. März erklärte Buonaparte in einer feierlichen Audienz der Gesandten den nahen Bruch mit England. Doch versuchte er neue Unterhandlungen, selbst als der englische Gesandte schon seine Pässe foderte. Als aber dieser Paris verlassen hatte, belegte Buonaparte den 15. Mai alle fremde Schiffe in den französischen Häfen mit Embargo. Darauf erklärte England am 18. den Krieg.

Hannover wollte eine bewaffnete Neutralität behaupten, indem es sich auf den Frieden des deutschen Reichs mit Frankreich stützte; aber die französische Armee, die um Nimwegen lagerte, brach unter Mortier schon am 16. Mai auf, am 3 Juni ward Hannover besetzt, und das Land fiel, durch die Convention von Suhlingen, ohne Kampf in französische Gewalt. Alle Waffen, Artillerie, Vorräthe und sämmtliche Pferde der hannöverschen Armee wurden den Franzosen überliefert, die in Hannover so große Hülfsquellen fanden, daß die französische Armee sich hier mit dem versah, was sie zur Führung eines Kriegs gegen England bedurfte, indeß Deutschland ruhig zuschauen mußte. England ratificirte zwar die Suhlinger Convention nicht, konnte es aber nicht hindern, daß Hannover ganz als erobertes Land behandelt und völlig ausgeräumt ward. Hierauf entwickelte der erste Consul sein Continentalsystem. Die neuen Republiken und alle Verbündeten mußten dazu mitwirken. Zuerst verbot er am 20. Juni 1803 die Einfuhr englischer Waaren in Frankreich. Dann sollte England in England selbst bekämpft werden. Buonaparte begab sich deßhalb nach Boulogne (den 30. Juni), wo — in allen Häfen, von Havre bis Ostende — eine Landung in England vorbereitet wurde. Dreimal wiederholte er diese Reise, unter ungeheuern Zurüstungen. Allein es geschah nichts. Indeß sperrte die englische Flotte mehrere französische und deutsche Häfen, sammt der Elbe und Weser. Darauf ward am 15. Febr. eine Verschwörung gegen den Oberconsul entdeckt, in welcher Pichegrü und Georges, mit mehreren Emigrirten, Hauptpersonen waren. Beide wurden mit 45 andern Theilnehmern oder Verdächtigen nach und nach verhaftet. Unter ihnen auch Moreau. Man wollte gefunden haben, daß die Verschwornen mit mehreren Emigranten und englischen Gesandten und Agenten in Deutschland in Verbindung ständen. Dieß gab Veranlassung zu Gewaltthaten, die den Character dieses „Robespierre à cheval," wie ihn Frau von Staël nannte, von neuem bestätigten. Zwei Militärcommando's unter Caulaincourt gingen in der Nacht vom 14. auf den 15. März über den Rhein, besetzten mitten im Frieden im badenschen Lande Kehl und Ettenheim, und nahmen den Herzog von Enghien (s. d. Art.) gefangen, der in Vincennes vor eine Militärcommission (in der Nacht des 20. März) gestellt, und in derselben Nacht auf Befehl des Oberconsuls erschossen ward. Rußland und Schweden erhoben laut ihre Stimmen gegen die schändliche Verletzung des Völkerrechts. Die französische Regierung schien sich rechtfertigen zu wollen durch die Anzeige von geheimen Ränken, durch welche der englische Gesandte, Francis Drake, zu München und Spencer Smith in Stuttgart Empörung in Frankreich einzuleiten gesucht hätten. Beide eilten nach England zurück, wo man zwar die Anklage für Verleumdung erklärte, doch war sie wohl nicht ganz grundlos. In Paris gaben jene Vorfälle Veranlassung, auf die Nothwendigkeit einer erblichen Gewalt hinzuweisen. Der Plan dazu ward rasch betrieben. Am 22. März 1804 hatte der Senat zuerst von der Sicherung der Regierung durch eine erbliche Familiengewalt geredet, und schon am 30. April erfolgte der Antrag im Tribunat, die Regierung einem Kaiser anzuvertrauen, und dieselbe in der Familie Buonaparte's erblich zu machen. Nur Carnot sprach dagegen. Adressen aus allen Departements wurden veranlaßt, die bestimmt denselben Wunsch erklärten. Darauf erschien am 18. Mai das organische Senatsconsult, das der vernichteten Republik in Napoleon einen Erbkaiser gab. Mit dem feierlichen Ausruf der Kaiserwürde am 20. Mai begann der Hauptact von

Buonaparte's Leben. Das leichtsinnige Volk ward durch den neuen Glanz des Kaiserthums leicht befriedigt. Die angesehensten Generale der Republik versammelten sich als Reichsmarschälle um den Thron; denn auch ihnen eröffneten sich glänzende Aussichten. Der Kaiser aber schien die neue Gewalt nur erhalten zu haben, zuerst die Verschwornen zu strafen. Pichegrü war schon am 6. April in seinem Gefängniß todt gefunden worden. Moreau, der um die Verschwörung gewußt, ohne selbst Theil zu nehmen, sollte mit dem Tode büßen; allein die öffentliche Meinung rettete ihn (s. d. Art. Moreau). Nur Georges wurde mit neun andern den 25. Juni hingerichtet; die übrigen theils begnadigt, theils zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt; unter den letzteren war Moreau, der sich jedoch nach Amerika begeben durfte. Jetzt war Napoleons Despotismus gegründet. Er entfaltete seitdem, was längst in seiner Seele lag. Wie er Frankreich gedemüthigt, hoffte er nun auch Europa zu unterwerfen. Und Alles begünstigte ihn. Eine geübte siegreiche Armee stand ihm zur Seite. Die Macht seines Staats durch seine eigne Größe, auch in der Meinung der Menschen, erhöht, ward überall mit geheimem Grauen anerkannt. Die Nachbarstaaten waren durch die langen Kriege entmuthigt. Dazu wußte er war einig war, zu trennen; was schon zwieträchtig, völlig aus einander zu reißen; was vereint unbesiegbar gewesen wäre, vereinzelt zu überlisten und zu überwinden. Der lange Schlaf, der die meisten Staaten Europa's seit langer Zeit gefesselt, aus dem sie noch immer nicht völlig aufgeschreckt waren, beförderten alle Plane des nie Rastenden. Jeder neue Sieg über den Einen schreckte und lähmte den Andern. Der Glaube an den Unüberwindlichen ward immer allgemeiner; und er war unüberwindlich, so lange man nicht wagte, daran zu zweifeln. Während Alle ängstlich auf die Mittel sannen, sich zu erhalten, ergriff er rasch, gleichgültig gegen Gesetz und Recht, die kräftigsten Maßregeln, sich über Alle aufzuschwingen. Eine Schar von Emporkömmlingen, abgehärtet in den Greueln der Revolution, und ihm verwandt durch Leidenschaft und Schlechtigkeit, diente blind seinem Willen. Am 11. Juli 1804 ward die Ehrenlegion, ein neues Band, das die eitle und habsüchtige Menge an Napoleon fesseln sollte, geschaffen. Gleich darauf ward das kleinlichste Hofceremoniel für den neuen Kaiser vollendet. Nun trat Napoleon am 18. Juli, mit seiner Gemahlin, den Pompzug nach den Seehäfen, nach Aachen und Mainz an, wo deutsche Fürsten sich vor ihm demüthigten. Auch der Papst fand sich bereitwillig zu der Kaiserkrönung, die den 2. Dec. in der Kirche Notre-Dame zu Paris erfolgte. Napoleon setzte sich selbst, dann seiner Gemahlin die Krone auf, und der Papst vollzog die Salbung. Das Jahr 1805 begann Napoleon mit einem Friedensantrag an England, der ohne Erfolg blieb. Indeß bereitete Napoleon andere Plane. Mit einem elenden Nepotismus hatte er seine Familie begünstigt, und eine Menge kaiserlicher Prinzen um sich versammelt. Jene sollten auf alte und neue Throne steigen, und das Geschlecht der Napoleoniden in Europa herrschend, alle Staaten aber von ihm abhängig machen. Auf Italien, wo er zuerst seine Gewalt gegründet, richtete sich zuerst seine Absicht. Die Republiken, die er geschaffen, sollten aufhören. Am 15 März erklärte in Paris die Staatsconsulta der italienischen Republik den Kaiser der Franzosen zum König von Italien. Der Titel deutete auf die Zukunft. Am 26. Mai krönte Napoleon sich selbst in Mailand zum König von Italien, und ernannte am 7. Juni seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnois, zum

Vicekönig. Seine Schwester Elisa war bereits zur Fürstin von Piombino, und ihr Gemahl Bacciochi zum Fürsten von Lucca ernannt. Genua aber, Parma und Piacenza wurden, wie früher Piemont, mit dem französischen Reich verbunden. Kaum war Napoleon aus Italien nach Paris zurückgekehrt, als er (3. Aug.) noch einmal in Boulogne England bedrohte. Aber schon hatten sich Oesterreich und Rußland mit England neu verbündet, da warf er rasch sich auf Deutschland. Die Verbindung mit deutschen Fürsten begünstigte sein Unternehmen. Am 14. Sept. waren die Oesterreicher in München eingerückt. Sofort ordnete Napoleon die erste Conscription für 1806 an, und seine Armee ging am 25. und 26. über den Rhein. Am 2. Oct. war er in Ludwigsburg, und schloß mit dem Churfürsten von Würtemberg ein Bündniß, das neue Truppen ihm zuführte. An demselben Tage vereinigten sich die Baiern mit der französischen Armee. Am 3. erzwang sich Bernadotte mit seinem Corps den Durchzug durch die neutralen preußischen Besitzungen in Franken. Durch diesen unerwarteten Gewaltstreich waren die Oesterreicher schon am 4. in der Flanke und im Rücken bedroht. Am 8. erfocht Murat bei Wertingen einen bedeutenden Sieg. Am 10. schloß Napoleon in Eßlingen das Bündniß mit Baden. Am 14. wurden die Oesterreicher bei Ulm theilweis geschlagen. Leidenschaftliche Proclamationen begeisterten das Heer. Am 17. capitulirte Mack in Ulm; am folgenden Tag ein andres österreichisches Corps bei Trochtelfingen. Doch schien Napoleons Glück zu wanken. Am 21. Oct. ward die französisch-spanische Flotte bei Trafalgar von Nelson vernichtet. Erzherzog Carl drang in Italien vor. Preußen setzte seine Armee in Bewegung. Der russische Kaiser erschien selbst in Berlin, u. bewirkte Friedrich Wilhelms Geneigtheit zur Theilnahme an dem Kriege. Doch unaufhaltsam drangen die Franzosen in Oesterreich vor, und trieben Oesterreicher und Russen zurück. Schon am 13ten Nov. zog Murat in Wien, Napoleon in Schönbrunn ein. Ungeheure Contributionen wurden dem Land aufgelegt. Am 2. Dec. schlug er die Russen bei Austerlitz. Darauf kam der Kaiser Franz den 4. Dec. zu Napoleon, und schloß den 6. einen Waffenstillstand. Am 26. Dec. folgte der Friede zu Preßburg, der Oesterreich schöne Provinzen entriß, und Baiern, Würtemberg u. Baden vergrößerte. Dann ward den 15. Dec. in Wien ein Vertrag mit Preußen abgeschlossen, der diesem Hannover übergab, und dadurch Preußen mit England entzweite. Immer weiter schritten Napoleons Plane im Jahr 1806. Schon mußte der neue König von Baiern seine Tochter dem Stiefsohn Napoleons zur Gattin geben; seiner Gemahlin Nichte Stephanie Beauharnois ward mit dem Erbprinz von Baden vermählt. Des Beinamens der Große, den ein Senatsschluß dem Kaiser beilegte, durfte derselbe um so mehr sich freuen, als ihm am 23. Jan. ein gefährlicher Feind, Pitt, gestorben. Am 2. März erklärte Napoleon dem gesetzgebenden Körper Frankreichs Herrschaft über Italien, und laut ward die Weltherrschaft Frankreichs ausgesprochen. Am 16. März erhob er seinen Schwager Murat zum Herzog von Cleve und Berg, und am 30. seinen Bruder Joseph zum König von Neapel und Sicilien. Venedig wurde mit Frankreich vereinigt; Guastalla der Schwester Napoleons Pauline, Neufchatel, dem Kriegsminister Berthier übergeben. Noch fester band das kaiserl. Familiengesetz vom 31. März alle Glieder der Kaiserfamilie, mit allen ihren Herrschaften, an den Gewaltigen. Am 24. Mai erhielt auch sein Bruder Louis eine Krone, als Napoleon die

batavische Republik in das Königreich Holland umschuf. Talleyrand und Bernadotte wurden Herzoge. Domainen in den eroberten Ländern, und reiche Dotationen lohnten die Feldherren und Minister. Am 12. Juli ward der Rheinbund in Paris zu Stande gebracht, und Napoleon, als Protector desselben, erklärter Gebieter über den größern Theil Deutschlands, worauf am 6. August Kaiser Franz der alten römisch-deutschen Kaiserkrone entsagte, und das alte deutsche Reich aufgelöst ward. Welches Reich an dessen Stelle getreten, bezeugte am 25. August die schändliche Hinrichtung des Buchhändlers Palm aus Nürnberg. Dafür wurden Napoleons Gesetzbücher den Schutzfürsten zur Annahme empfohlen. Preußen aber fühlte sich in der französischen Arglist so verstrickt, daß es zum Schwert greifen mußte. Doch wollte Napoleon den Schein des Angriffs vermeiden. Schon am 13. Oct. erschien er selbst in Jena. Am 14. ward in einer Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt die preußische Armee gänzlich geschlagen, und Sachsen von dem Bund mit Preußen getrennt. Die zerstreuten preußischen Armeetheile unterlagen der stärkern Macht. Die besten Festungen fielen durch Verrätherei und Feigheit. Der Sieger entehrte sich damals durch giftige Lüge in seinen Bülletins, indem er die Hoheit der Tugend verläumdete. Am 27. Oct. hielt er seinen Einzug in Berlin und organisirte die Verwaltung der eroberten preußischen Lande. Am 1. Nov. sah auch der Churfürst von Hessen sich genöthigt aus seinem Land zu fliehen, das als eroberte Provinz behandelt wurde. Am 21. Nov. erschien in Berlin das berüchtigte Decret, welches England in Blokadezustand erklärte, und allen Handel, alle Gemeinschaft mit Engländern streng untersagte. Darauf versprach Napoleon in Posen den Polen die Wiederherstellung ihres Reichs. Zwar eilte ein russisches Heer dem König von Preußen zu Hülfe. Aber die unglückliche Schlacht bei Pultusk, am 26. Dec., die fürchterliche Schlacht bei Eylau, am 7. und 8. Febr.; die Capitulation von Danzig; die Theilung der Macht Rußlands durch den Türkenkrieg; die Treffen bei Heilsberg am 16. Juni, bei Ostrolenka den 12., und die Schlacht bei Friedland am 14. bewirkten endlich am 21. Juni den Waffenstillstand, darauf am 7. und am 9. Juli den Frieden Rußlands und Preußens mit Frankreich zu Tilsit. Preußen verlor über vier Millionen Unterthanen; unerschwingliche Contributionen wurden dem Land aufgelegt, und die besten Festungen blieben bis zur völligen Abzahlung in Frankreichs Gewalt. Das Herzogthum Warschau ward dem von Napoleon zum König erhobenen Churfürsten von Sachsen gegeben; das neue Königreich Westphalen erhielt Napoleons Bruder Hieronymus, welcher sich mit einer königl. Würtembergischen Prinzessin vermählte. Im Triumph kehrte Napoleon durch Deutschland nach Frankreich zurück und empfing in Paris die Aufwartung deutscher Fürsten. Neue Ränke wurden jetzt geschmiedet. Spanien theilte mit Napoleon (27. Oct. 1807) zu Fontainebleau Portugal. Darauf erklärte der Moniteur den 13. Nov.: „das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren." Zugleich überzogen französische Heere Spanien und Portugal, jenes im Schein des Friedens, dieses im offenen Angriffe. Auch Hetrurien wurde mit Frankreich vereint, in Frankreich selbst das Tribunat, das dem Gewalthaber lästig geworden, aufgehoben, Sprech- und Preßfreiheit immer mehr beschränkt, und die geheime Polizei trieb ihr Wesen immer drückender. Von Mailand aus rächte sich Napoleon für die strengere Blokadeverfügung der englischen Regierung durch jenes, allen Handel, alle

Rechte der Neutralen vernichtende Decret vom 17. Dec., das ein andres vom 11. Jan. 1808 noch nachdrücklicher machte (s. Continentalsystem). So weit jetzt Napoleons Macht reichte, erstickte sie Handel und Wohlstand, die Freiheit der Rede und den Muth der Schriftsteller. Auf sein, durch vorauserpreßte Conscription immer furchtbarer vergrößertes, Heer trotzend, vereinigte Napoleon im Jan. 1808 mitten im Frieden Kehl und Kastel, Wesel und Vließingen mit dem französ. Reich. Nun reifte auch der Plan gegen Spanien. Die schon bestehenden Parteiungen beförderten die Absichten gegen einen König, der Frankreichs treuster Bundesgenosse gewesen, und ungeheure Opfer dieser Verbindung gebracht hatte. (S. d. A. Spanien seit 1808.) In Bayonne richtete Napoleon über die spanischen Bourbons; hier setzte er die Krone von Spanien und Indien auf sein Haupt, um sie seinem Bruder Joseph (s. d. A.) zu übergeben. Aber Napoleon kannte die Spanier nicht. An dem Muthe dieser Nation brach sich seine Macht zuerst. Unterdessen hatte er (den 10. Juni 1808) seinen Schwager Joachim Murat zum König von Neapel und Sicilien ernannt, und dessen Großherzogthum Berg an den unmündigen Sohn des Königs von Holland gegeben, während die ihres Landes beraubte Königin von Hetrurien, statt der versprochenen Entschädigung — ärmliches Kostgeld erhielt. Auch der Papst sah sich getäuscht. Französische Truppen hielten sein Land besetzt. Zu gleicher Zeit erschuf Napoleon in Frankreich einen neuen Adel und Majorate für die Diener seiner Plane. Durch die Organisation der Schulen und Studienanstalten aber bezeugte er immer mehr, wie fremd ihm eine echt menschliche Cultur sei, wie er darauf nur sinne, eine Soldatenmacht zu gründen, und, nach Unterdrückung jedes edlern Freiheitssinnes, ganz Europa eben so unterwürfig zu machen, wie der neue Religionscatechismus für das französische Reich die blindeste Ergebenheit gegen ihn zur Pflicht machte. — Doch von neuem sollte es scheinen, als wollte er Europa den Frieden geben. Am 27. Sept. erschien er in Erfurt, wo auch der Kaiser Alexander mit vielen Königen und Fürsten sich einfand. Allein England konnte die Sache Spaniens nicht aufgeben. Indeß schloß Alexander sich enger an Napoleon an. Dieser war hierauf am 18. Oct. wieder in St. Cloud eingetroffen; am 29. ging er nach Spanien ab. Seine Gegenwart führte auch hier die Franzosen zu neuen Siegen. Doch drohende Bewegungen in Oesterreich riefen ihn schleunig zurück. Noch einmal wollte der Kaiser Franz die eigne Sicherheit durch entschlossenen Kampf vertheidigen. Am 9. April 1809 erfolgte Oesterreichs Kriegserklärung. Schon am 18. April traf Napoleon in Ingolstadt ein. Für ihn hatte der Rheinbund sich gerüstet. Am 20. besiegte er an der Spitze der Baiern, Würtemberger und Darmstädter eine österreichische Armee bei Abensberg, am 21. bei Landshut, am 22. bei Eckmühl, am 23 bei Regensburg, und am 12ten Mai capitulirte Wien. Vergeblich suchte er die Ungarn aufzuwiegeln. Dagegen erhob sich Tyrol für Oesterreich. Auch in Westphalen drohte ein allgemeiner Aufstand, und in Preußen brach der Volksgeist in Schill's gefährlicher Wagniß aus. Unterdeß vernichtete Napoleon die weltliche Gewalt des Papstes und erklärte die Einverleibung des ganzen Kirchenstaats in das große französische Reich. Der Papst hatte keine Waffen als den Bann, den er am 11. und 12. Juni aussprach. Dafür ward er gefangen nach Frankreich abgeführt. Unterdessen verfolgte Napoleon in Oesterreich seinen Siegslauf. Am 21. und 22. Mai verlor er zwar die Schlacht bei

Aspern und Eßlingen, aber die italienische Armee war ihm zu Hülfe gekommen, und nach der Schlacht bei Raab, am 14. Juni, verloren die Oesterreicher auch die bei Wagram, am 5. und 6. Juli, welche den Waffenstillstand zu Znaym am 12. Juli zur Folge hatte. Ungeheure Contributionen wurden wieder eingezogen. Nur die Tyroler kämpften noch glücklich fort; und der Herzog von Braunschweig-Oels entging den Verfolgungen einer überlegnen Macht, auch die Besetzung Walcherns durch die Engländer, die Capitulation von Vließingen (15. Aug.), und die Eroberung der ionischen Inseln (9. Oct.) erzürnten den Zögling des Glücks. Am 13. zückte ein deutscher Jüngling, Staps, gegen ihn den Dolch. Am 14. Oct. ward der Friede zu Wien mit Oesterreich geschlossen. Nicht nur schöne Provinzen, selbst die geliebte Tochter mußte Kaiser Franz dem übermächtigen Feinde, der ihm die Thronentsetzung längst verkündet hatte, zur Gattin versprechen. Die illyrischen Provinzen wurden ein französisches Generalgouvernement. Hierauf ward am 3. Dec. in Gegenwart vieler Könige und Fürsten das Krönungsfest Napoleons in Paris gefeiert. Am 16. Dec. erklärte er die Ehescheidung von seiner Gemahlin Josephine. Am 11. März 1810 ward in Wien die Vermählung der Erzherzogin Marie Luise gefeiert, und am 2. April zog die neue Kaiserin in Paris ein. Auch mit Schweden war den 6. Jan. 1810 der Friede auf den Fuß des Continentalsystems geschlossen worden. Noch ward am 1. März der Vicekönig von Italien zum Erbgroßherzog von Frankfurt als Nachfolger des Fürsten Primas ernannt; Hannover mit dem Königreich Westphalen vereinigt; und am 16. der König von Holland zu großen Abtretungen genöthigt. Dieser legte daher unerwartet am 1. Juli seine Krone, die er nicht länger mit Ehren tragen konnte, nieder, und am 9. Juli ward die Aufnahme des ganzen Königreichs als eine émanation du territoire françois! — in das französische Reich decretirt. Gleiches Schicksal hatten Wallis, und die deutschen Rheinbundsländer an den Mündungen der Ems, Weser und Elbe, die Hansestädte, Oldenburg, ein Theil des Großherzogthums Berg, und selbst einige Stücke von Westphalen, die der König abzutreten genöthigt ward, während zugleich seine reichsten Domainen zu Dotationen für die französischen Generale verwendet wurden. Ein großer Theil Europa's war nun dem Despoten unterthan. Nur Spanien kämpfte noch; England blieb sich selber treu, unüberwunden; und Rußland stand noch als eine gefürchtete Macht da. Auch mit Amerika entstanden Spannungen über das Continentalsystem; daher wurden scheinbar am 28. April 1811 die Decrete von Berlin und Mailand aufgehoben; aber der Tarif von Trianon, die fortgesetzte Confiscirung und Verbrennung der englischen und Colonialwaaren schlugen noch tiefere Wunden. Der Tyrann stand jetzt auf der Höhe seiner Macht, als im J. 1811 neue Zwistigkeiten mit Rußland und Schweden eintraten. Leicht wurden den Schweden ihre deutschen Provinzen entrissen. Bald sah man ungeheure Rüstungen in Frankreich gegen Rußland. Während ein fruchtloses Nationalconcilium und ein Sanhedrin der Israeliten in Paris die Franzosen beschäftigten, sammelten sich die Scharen der französischen und verbündeten Heere in Deutschland und Polen. Die preußischen Festungen und Danzig waren noch immer von den Franzosen besetzt. So begann der Krieg mit Rußland. (S. d. A. Russisch-deutscher Krieg von 1812—1815.) Napoleon verließ am 9. Mai St. Cloud.

In Dresden versammelte er die deutschen Kaiser, Könige und Fürsten um sich. Darauf führte er sein Heer am 24. und 25. Juni über den Niemen. Am 7. Sept. erkämpfte er sich bei Borodino die Straße nach Moskau. Aber dumpfes Schweigen empfing ihn, als er am 15. Sept. einzog, und an demselben Tage brach die Feuersbrunst aus, durch welche die Russen den reichen Unterhalt für die erschöpfte Armee vernichteten. Zugleich zerstörten die französischen Soldaten selbst, was auf längere Zeit sie ernährt hätte. Bald waren alle Hülfsquellen erschöpft, mit Festigkeit verwarf Alexander den Frieden, und die Vaterlandsliebe der Russen verschloß dem Sieger alle Aussichten. Dieser rächte sich durch kleinliche Verheerungen, während Malet's Verschwörung in Paris ihn vom Throne stürzen wollte. Zu spät, am 17. Oct., entschloß er sich, Moskau zu verlassen, und der schaudervolle Rückzug begann, der eine der größten Armeen bis auf geringe Reste vernichtete. Charakteristisch ist sein 29stes und letztes Bülletin von den Tagen an der Beresina. Als er Alles verloren sah, floh er durch Polen und Deutschland, wie von den Cosaken oder den Schatten der Gemordeten verfolgt, und traf am 18. Dec. in seiner Hauptstadt ein, während die Trümmer seiner Armee der Gewalt der Elemente, dem Hunger und den Feinden erlagen. Auch in Spanien hatten sich seine Angelegenheiten verschlimmert. Dessenungeachtet wich sein Uebermuth nicht von ihm; und die Verblendung seiner Leidenschaften ging in Verstockung über. Mit dem Anfang des J. 1813 begannen schon die neuen Rüstungen. Um die Meinung der Spanier für sich zu gewinnen, rang er mit List und Gewalt dem Papst einen vorläufigen Vertrag zu Fontainebleau ab (am 28. Jan.), den er sogleich für ein förmliches Concordat ausgab. Am 27. März erklärte Preußen ihm den Krieg. Der Volksgeist erwachte in Deutschland; und Napoleon gestand nachher selbst, daß die Macht der liberalen Ideen (welche er an den getäuschten Völkern verrathen hatte) ihn gestürzt habe! Zwar siegte er über die Preußen und Russen am 2. Mai bei Großgörschen und Lützen, wodurch er Dresden und die Elbe behauptete; auch errang er am 20. und 21. Mai einen neuen blutigen Sieg bei Bautzen und Wurschen, worauf er in Schlesien eindrang, und am 4. Juni einen Waffenstillstand schloß, während Davoust des befreiten, hochherzigkämpfenden Hamburgs sich wieder bemächtigte. Allein sein Trotz verhinderte den Abschluß eines Friedens in Prag. Nun erklärte auch Oesterreich am 10. August den Krieg an Frankreich. Zu gleicher Zeit trat der Kronprinz, nunmehrige König, von Schweden mit einem schwedischen Heere in Deutschland auf. In diesem Gedränge blieb Dresden der Mittelpunct von Napoleons Operationen. Allein sein Heer ward durch Hin- und Herzüge nach Schlesien, Böhmen und gegen Berlin geschwächt, und erlitt Niederlagen, so daß er selbst, dem sein Glück am 26. und 27. August bei Dresden zum letzten Male den Sieg gewährt hatte, Dresden den 7. Oct. verlassen und sich nach Leipzig ziehen mußte, um nicht von seiner Verbindungslinie mit Frankreich ganz abgeschnitten zu werden. Hier ereilte ihn sein Schicksal. Am 16. Oct. ward ihm der Sieg entrissen; am 18. ward er völlig geschlagen; am 19. floh er mit der Hälfte seiner Armee dem Rhein zu. Nach der Schlacht bei Hanau kam er am 2. Nov. in St. Cloud an. Die Erklärung der Verbündeten (Frankf. 1. Dec. 1813) machte auf ihn keinen Eindruck. Er glaubte sich zu schützen, wenn er die Schweiz, die für ihren „Ver-

mittler" — so nannte er sich seit 1803, — sich verblutet hatte, für neutral erklärte! Da gingen die Bundesheere 1814 über den Rhein, und Wellington, der Sieger von Vittoria, stieg von den Pyrenäen herab in die Ebenen der Garonne. Schon am 13 Dec. 1813 hatte Napoleon — zu spät! — listig und eilig einen Frieden mit dem gefangnen Ferdinand zu Valençay gemacht, und durch neue Friedensunterhandlungen die Verbündeten hinzuhalten gesucht. Noch hätte es in seiner Gewalt gestanden, ein großes Reich sich zu erhalten. Aber Starrsinn und Ehrgeiz verblendeten ihn. Am 25. Jan. verließ er Paris, und erfocht am 27. einen unbedeutenden Sieg. Da schlug ihn Blucher am 1. Febr. bei Brienne. Neue Friedensunterhandlungen wurden am 3. Febr. zu Chatillon eingeleitet. Auch jetzt konnte er noch einen günstigen Frieden erhalten. Aber augenblickliche Vortheile erhoben seinen Trotz aufs Neue. Indeß bewährte er sein großes Feldherrntalent zwischen der Marne und Seine. Er brachte die Verbündeten ins Gedränge. Doch diese kannten die Stimmung der Pariser; und Schwarzenbergs entschlossner Zug gegen Paris entschied den blutigen Kampf. Am 31. März capitulirte die Stadt. Napoleon, zu spät von jener Unternehmung unterrichtet, erreichte Fontainebleau, als die Verbündeten schon in die Hauptstadt eingezogen waren. Am 2. April ward seine Entthronung, am 6. die Wiederherstellung der Königswürde in der Bourbonischen Familie von den Siegern und den Repräsentanten der Nation erklärt. Am 11. April unterzeichnete er selbst seine Thronentsagung, und den Vertrag, der ihm die Insel Elba mit souveräner Gewalt einräumte. Am 28. April schiffte er zu St. Raphael unweit Frejus, wo er vor 15 Jahren mit großen Hoffnungen ans Land gestiegen, sich nach Elba ein. Hier brachte er die Zeit mit Bauen, Reiten, Schifffahrten, mit Fremden, mit Arbeiten am Schreibtische zu, und lachte im Stillen, daß ihn die Pariser Blätter als wahnsinnig darstellten; denn unter diesem Anschein von Gleichgültigkeit hatte er seine ihm ergebnen mitgenommenen Garden sorgfältiger als je geübt und ihnen immer gesagt, daß sie noch große Dinge zu sehen bestimmt wären. Aus Frankreich kamen ihm die sichersten Nachrichten zu von der Unzufriedenheit mit der neuen Regierung, und wie besonders die Soldaten, Bauern und Besitzer der Nationalgüter fest an ihm hingen. Auch von der diplomatischen Spannung auf dem Wiener Congresse erhielt er genaue Kunde. Da verließ er — das Größte wagend, seinem Glück vertrauend, die Engländer täuschend, Abends den 26. Febr. 1815 Elba, mit allen seinen Truppen, die auf einer Brigg und etlichen andern Fahrzeugen eingeschifft waren, und etwa 1100 Mann betrugen. Nach einer glücklichen Fahrt landete er am 1. März zu Cannes, nicht weit von Frejus. Ohne auf Truppen zu stoßen, durchzog er das Land rasch vorwärts dringend, und erließ Proclamationen, worin er die Mißgriffe der Bourbons mit den grellsten Farben schilderte. Erst am 7. März stieß er auf der Straße von Grenoble auf eine Truppenmasse unter Labedoyere, die ihm den Weg versperren sollte aber sie ging im Augenblick zu ihm über, und noch denselben Abend zog er in Grenoble ein, das die Thore öffnete. Dasselbe war mit Lyon der Fall wo er den 10. Abends einzog So erreichte er, ohne daß ein Schuß gegen ihn fiel, ohne daß ein Marschall Miene gemacht hätte, ihm den Weg ernstlich zu verlegen, im Gegentheil durch Ney's Uebergang am 13. ungemein verstärkt, Abends den 20. März Paris, das Ludwig XVIII. eiligst verlassen hatte. Ein Ereigniß, das, durch Verrath

weniger vorbereitet, als begünstigt, fast ans Wunderbare grenzt! Während Napoleon, um die Klügeren zu bethören, vorgab, daß England seine Flucht gewollt, daß Oesterreich auf seiner Seite stehe, daß Gemahlin und Sohn aus Schönbrunn zu ihm zurückkehrten, — ein Plan, der in der Ausführung entdeckt ward — sprachen die Monarchen auf dem Congresse zu Wien am 13. einmüthig den Bann des Völkerrechts über ihn aus, und erneuerten den Vertrag von Chaumont. Ueber 800,000 Mann waren am Ende des Mais schlagfertig, jene Acht zu vollziehen. Allein auch er bot Alles auf, um, da seine Anträge verworfen wurden, den Kampf der Verzweiflung zu wagen. Die Versammlung des Maifeldes (s. d. A. März- u. Maifeld) sollte seinen Thron auf der Grundlage liberaler Ideen, zu denen er jetzt seine Zuflucht nahm, wieder aufrichten. Ein Landsturm, der alle Männer von 20sten bis 60sten Jahre unter die Waffen stellte, schien Frankreich in ein großes Lager zu wandeln. Die alten, ihm getreuen Truppen zogen aller Orten herbei, unter den geliebten Adlern die Schmach verlorner Schlachten auszutilgen. Den 15. Juni brach er über die Sambre gegen das preußisch-englische Heer in Belgien los, das Wellington und Blücher in ausgedehnten Cantonirungen befehligten. Bei Fleurus und Ligny kam es am 16. Juni zu einer blutigen Hauptschlacht, die er gewann, indessen Ney mit dem linken Flügel ein hartnäckiges Treffen bei Quatrebras auf der Straße nach Brüssel lieferte. Die sich zurückziehende preußische Armee nöthigte auch die englische zum Rückzug, der bis zum großen Soigner Wald ging, vor welchem sie sich auf einem großen Plateau lagerte, um Napoleons Angriff abzuwarten, da Blücher sich mit ihr zu vereinen bestimmt versprochen hatte. Napoleon glaubte nur den englischen Nachtrab zu sehen, der ihm den Weg nach Brüssel versperren wollte, und griff den 18. Mittags die äußerst feste Stellung Wellingtons auf den Höhen vor Waterloo bei Mont St Jean mit dem heftigsten Ungestüme an. Allein die Stellung und der Muth der Britten vereitelte jeden Angriff, und als am Abend Blücher nach dem beschwerlichsten Marsche in der Franzosen rechter Flanke vorbrach, ward die Schlacht für sie zur entsetzlichsten Niederlage, aus der sich kaum wenige Tausend nach Paris retteten, und wohin Napoleon als der erste Flüchtling den 21. zurück kam. Hier dankte er, von den Volksrepräsentanten dazu aufgefodert, und vom General Solignac überredet, den 22. ab, jedoch nur zu Gunsten seines Sohns, und begab sich nach Malmaison, dann aber nach Rochefort, wo er sich nach Amerika einschiffen wollte. Aber die engl. Kreuzer hinderten ihn an der Abfahrt, und da er fürchten mußte, an die Bourbons ausgeliefert zu werden, so ergab er sich, einem Themistokles sich gleichstellend, den 14. Juli an den engl. Capitän Maitland, und ging den 15. an den Bord des Bellerophon. An dem engl. Gestade eröffnete ihm die engl. Regierung, daß er als Gefangener nach St. Helena abgeführt werden solle. Hier lebt er jetzt in Longwood in abwechselnder Gemüthsstimmung, aber bei vollkommen körperlichem Wohlsein. England bewacht den „General Buonaparte," unter den Augen der Commissarien seiner Verbündeten, als europäischen Staatsgefangenen. Er selbst hat fortwährend gegen seine Verhaftung protestirt, und läßt sich in Longwood von seinen Begleitern als Kaiser behandeln. Der General Bertrand und dessen Frau, Montholon, Gourgaud und sein ganzes Gefolge erzeigt ihm, wie sonst, die größten Ehren. Sir Hudson Lowe, der Commandant v. Helena, behandelt ihn vorschriftmäßig streng; daher zeigt ihm Buonaparte

viel Widerwillen. Angenehmer war ihm der Admiral Malcolm, mit dem er auf einem freundschaftlichen Fuße stand. Indeß hört Buonaparte nicht auf, Europa mit sich zu beschäftigen, und verleidet bisher sich selbst und seinem Gefolge durch Eigensinn jeden Lebensgenuß, der mit der Aufsicht über ihn vereinbar ist. Mehr noch als seine grundlosen Klagen, daß man es ihm an Wein, Holz u.s.w. fehlen lasse, hat das Manuscrit venu de St. Hélène, (Londres 1817) in Europa Aufsehen gemacht. Diese Rhapsodie einer Biographie des Erkaisers ist nach dessen Mittheilungen größtentheils von Las Casas, so wie das Manuscript von Elba vom General Bertrand niedergeschrieben worden. Sein Vertrauter, der Graf Las Casas, kehrte 1817 nach Europa zurück, mußte aber seine Papiere, unter welchen sich eine von ihm entworfene Geschichte Napoleons befindet, an das englische Ministerium abliefern. Doch soll er Verfasser der Briefe vom Cap sein, welche vielen Anekdoten widersprechen, die Haß und Lüge gegen Buonaparte in Umlauf gebracht haben. Indeß ist das Urtheil der Welt über diese Titanengestalt in der Hauptsache vollkommen berichtigt. Napoleon Buonaparte steht da, in der Geschichte der europäischen Menschheit, ähnlich dem Eiland des Weltmeers, das ihn aufgenommen, wie ein ausgebrannter Vulkan. — Unter vielen Schriften über ihn nennen wir drei: Histoire du 18. Brumaire de Buonaparte par Mr. Gallais, en 4 part., der 4te unt. d. Tit. Hist. du 20 mars 1815; — Saalfeld's Gesch. Napoleon Buonaparte's in 2 Bd., 2te Aufl. Leipz. 1817. (5 Thlr. 12 Gr.), und Correspondance inédite offic. et confid. de Nap. Buonaparte I—VII. Paris 1819. K. und K—e.

Buonaparte (Maria Françoise Josephine), Kaiserin der Franzosen; geb. zu St. Pierre auf Martinique, den 24. Juni 1768, war die Tochter eines reichen Edelmanns, Tascher de la Pagerie. Noch sehr jung, vermählte sie sich mit ihrem Landsmann, dem in der Geschichte der Revolution bekannten Vicomte Alexandre de Beauharnois (s. d. A.), ward nach dessen Hinrichtung ins Gefängniß der Magdelonettes gesetzt (wo Buonaparte ihre Bekanntschaft gemacht haben soll) und durch den Sturz der Schreckensregierung wieder befreit. Nun kam sie unter den Schutz des damals sehr mächtigen Barras, dessen besondere Freundin sie wurde, und der, um ihr einen Namen und Stand zu geben, sie, am 8. März 1796, an Napoleon Buonaparte verheirathete, welcher dadurch das Oberrommando der italien. Armee erhielt. Von nun an theilte sie das glänzende Schicksal ihres Gemahls, dem sie mit wahrer Anhänglichkeit zugethan war, und den sie bald auf allen seinen Zügen begleitete. Am 2. Dec. 1804 ließ Napoleon sie feierlich als Kaiserin der Franzosen krönen. Was auch über den leichten Ton, der in ihren jugendlichen Jahren hervorgeklungen, gesagt werden kann, über ihre Herzensgüte, über ihren ausgezeichneten Hang zur Wohlthätigkeit, über ihren steten Drang und ihr unabläßiges Bemühen, Menschenelend zu vertilgen oder doch wenigstens zu mildern, ist nur eine Stimme unter denen, welche sie gekannt haben. Und diese schöne Neigung blieb nicht unthätig. Niemand vermochte es, den eisernen Willen Napoleons zu brechen; Josephinens sanftem Sinne gelang es, manche grausame Pläne des Tyrannen zu mildern. Wie erfreulich aber ihre Erfolge von dieser Seite oft waren, so mußte sie doch von der andern auch häufig dagegen die Ausbrüche seines ungezügelten Jähzorns erdulden, welcher zuweilen so niedrig ausartete, daß er die Kaiserin tagelang in ihre Zimmer einschloß. Von ihrem ersten Gemahl hatte sie zwei Kinder, Eugen und Hortense

Eugenie Beauharnois (s. d.). Ihre zweite Ehe blieb unfruchtbar. Napoleon, der einen Thronerben haben und sich zugleich mit einem ächtigen europäischen Fürstenhause enger verbinden wollte, beschloß seine Verheirathung mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich. Eine Ehescheidung von Josephinen war dazu unerläßlich. Diese wußte mit Anstand der Nothwendigkeit nachzugeben. Sie ward von ihrem Gemahle geschieden, mit dem Titel einer verwitweten Kaiserin-Königin (Impératrice-Reine-Douairière), und vergrub sich, nachdem sie vorher einige Reisen gemacht, in die Einsamkeit ihres schönen Lustschlosses Malmaison. Die Achtung, die Liebe und das Bedauern der Franzosen folgten ihr, die man schon lange Napoleons guten Geist (l'étoile de Napoléon) genannt hatte. Sie erlebte den Sturz des Reichs, auf dessen Gipfel sie einst gestanden. Aber sie hatte auch den Trost, daß die großen Monarchen, welche es zertrümmert, ihren persönlichen Werth öffentlich anerkannten. Sie empfing die Besuche der angesehensten verbündeten Fürsten. Eine Erkältung indeß, welche sie sich auf einem Spaziergange mit dem Kaiser Alexander in ihren Gärten zuzog, gab der Krankheit, von der sie seit einiger Zeit befallen war, eine üble Wendung, so daß sie am 30. Mai 1814 nach kurzem Leiden starb. K.

Buonaparte (Lucian), Napoleons jüngerer Bruder, gewesenes Mitglied des Raths der Fünfhundert, Minister des Innern, Senator, Prinz u. Pair von Frankreich, jetziger Prinz von Canino ꝛc., ist 1772 in Ajaccio geboren. Beim Ausbruch der Revolution ergriff er mit Enthusiasmus die Partei des Volks. Zuerst war er bei der Administration der Armee angestellt; dann ging er nach St. Maximin, wo er sich verheirathete und Mitglied des Revolutionsausschusses wurde; ward darauf Kriegscommissär, und im März 1797 zum Deputirten des Liamoner Departements beim Rathe der Fünfhundert gewählt. Während seiner Kriegscommissariats-Geschäfte hatte er nicht versäumt, die Grundlage zu seinem späterhin unermeßlich angewachsenen Vermögen zu legen. Den 18. Juli 1797 erschien er zuerst auf der Rednerbühne. Er verwarf die Verordnung, am Decadi die Läden zu sperren, als tyrannisch; erhob sich mit Macht gegen die Verleumder; foderte am Stiftungsfeste der Republik seine Collegen auf, für die Constitution vom Jahr III. zu sterben, half aber kurz darauf die Stützen derselben, Merlin, Laréveillère und Treilhard, stürzen. Jetzt wuchs sein Einfluß, und man sah ihn schon die Partei bilden, welche hernach die Absichten seines Bruders beförderte. Kurz vor dem 18. Brumaire ward er Präsident des Raths. Er war es vorzüglich, der die Begebenheiten dieses Tages leitete. Da er die Gährung, welche Buonaparte's Eintritt in die Versammlung verursachte, nicht zu dämpfen vermochte, verließ er seinen Sitz, legte die Zeichen seiner Würde von sich, setzte sich zu Pferde, sprengte durch die Reihen und foderte die Truppen auf, ihren General, den man ermorden wollte, zu retten. Sein Muth und seine Rede begeisterten die Soldaten. (S. Napoleon.) Lucian (nebst Sieyes der eigentliche Urheber des 18. Brumaire) ward Minister des Innern. Er benutzte seine Stelle, sich noch mehr zu bereichern, und folgte nun ganz seinem Hange zum Wohlleben. Im Jahr 1800 ging er als Gesandter nach Spanien, wo er (29. Sept. 1801) zu Badajos den Frieden mit Portugal unterzeichnete. Damals, wird versichert, mußte ihm die portugiesische Regierung 10 Millionen Francs an Juwelen einhändigen lassen. Bei seiner Zurückkunft in Paris trat er in das Tribunat

(9. März 1802). Er unterstützte den Plan zur Errichtung einer Ehrenlegion, deren Großofficier er, und dadurch statutenmäßig auch Senator wurde. Das Institut nahm ihn am 3. Febr. 1803 zum Mitglied für die Classe der politischen und moralischen Wissenschaften auf: und kurz nachher erhielt er die Senatorie Trier. Darauf nahm er Besitz von den der Ehrenlegion in den Rheindepartements und in Belgien zugetheilten Gütern. Stets hatte er sich jedoch Napoleons Streben nach Alleinherrschaft widersetzt; daher die immer mehr zunehmenden Mißhelligkeiten mit seinem Bruder. Als endlich Ende desselben Jahres Lucian die schöne Wittwe des Banquier Jouberton, ganz gegen Napoleons Willen, geheirathet, (seine erste Frau war 1802 gestorben) und dieser nach der Kaiserkrone gegriffen, wurde die Spannung unter den beiden Brüdern so stark, daß Lucian, um (wie man sagt) einer Verhaftung zu entgehen, sich 1804 nach Italien begab, die 4 Meilen von Rom gelegene Villa de Remori kaufte, und dort seiner Familie, den Künsten und den Wissenschaften lebte. Der Kaiser bot ihm wiederholt (in einer Zusammenkunft zu Mantua) den Thron von Italien, den Thron von Spanien an, verlangte aber auch stets die Trennung von seiner Gattin. Lucian schlug Alles aus, und erbitterte dadurch seinen Bruder so sehr, daß er sich nach Nordamerika in Sicherheit begeben wollte. Er bat daher den englischen Gesandten am sardinischen Hofe Hill um Pässe von der englischen Regierung, und auf dessen Versprechen schiffte er sich den 5. August 1810 zu Civita-Vecchia mit seiner Familie, einem Gefolge von 35 Personen und seinem beweglichen Eigenthum ein. Ein Sturm nöthigte ihn, in Cagliari einzulaufen. Aber das englische Ministerium verweigerte die Pässe, und Lucian durfte nicht einmal ans Land gehen. Beim Auslaufen aus dem Hafen wurde sein Schiff angehalten, und H. Adair, der sich eben als brittischer Gesandter nach Constantinopel begab, ließ ihn, durch Hill veranlaßt, nach Malta bringen, wo Lucian dem Londner Cabinet als die einzige Absicht seiner Reise nach Amerika angab, dort sicher als Privatmann zu leben. Das wurde ihm aber nicht zugestanden. Er ward nach England gebracht (den 18. Dec.), doch mit Auszeichnung behandelt. Lord Powis überließ ihm anfänglich sein Castle Stonehouse, bei Ludlow; dann bezog er das von ihm erkaufte Schloß Tongrove bei Worcester, wo er unter Aufsicht blieb, und einen englischen Obersten zum Gesellschafter hatte, der auf seinen Briefwechsel Acht gab. Einige Zeit nachher ward im Parlament die Frage aufgeworfen, ob Lucian Buonaparte, da er arglos englische Pässe zu erhalten geglaubt, als Gefangener angesehen werden dürfe? Nach mancherlei Debatten ward er, da er der französischen Senatorwürde noch nicht entsagt, zum Kriegsgefangenen erklärt, in seinem Verhältniß aber nichts geändert. Napoleons Sturz (1814) gab ihm die Freiheit, und er ging wieder nach Rom. Noch in London gab er sein mittelmäßiges, aber mit dem größten typographischen und chalcographischen Luxus verziertes, Heldengedicht: Charlemagne ou l'Eglise délivrée, en 24 Chants, heraus, worin er gegen seinen Bruder eifert und die Bourbons erhebt, und welches er dem Papste zueignete. Dieser belohnte ihn dafür mit dem von ihm gekauften kleinen Fürstenthum Canino, mit dem Titel, Principe di Canino. Bei Napoleons Rückkehr von Elba aber schloß er sich, durch seine Schwester Pauline Borghese dazu

bewogen, an denselben eifrig an. Man sah ihn als französischen Prinzen und als Mitglied der Kammer der Deputirten, so wie als Pair von Frankreich, alle Maßregeln der Usurpation unterstützen. Die Idee des Maifeldes rührte von Lucian her. Auch nach der Katastrophe von Waterloo bemühte er sich den Thron für Napoleon II. zu bewahren. Die zweite Thronbesteigung Ludwigs XVIII. bewog ihn, sich nach Rom zu flüchten. Der österreichische General, Graf Bubna, aber ließ ihn nach Turin auf die Citadelle bringen, wo er jedoch mit Achtung behandelt wurde. Indes gaben ihm die Verbündeten auf seine Erklärung: „Qu'il s'était constamment opposé aux vues ambitieuses de son frère, et qu'en dernier lieu il ne s'était joint à lui qu'afin de le ramener à des sentimens de modération," und auf die Fürsprache des Papstes, im Sept. 1815 seine Freiheit wieder; doch machte sich der päpstliche Stuhl anheischig, weder ihn noch Jemand von seiner Familie aus dem Kirchenstaate ziehen zu lassen. Seitdem lebt er in Rom, oder in der Nähe auf seinen Gütern, unter welchen die Ruffinella der Sitz des feinsten Kunstgeschmacks ist. Er hat sich im Laufe der Revolution als Redner ausgezeichnet. Noch sind von ihm abgefaßte Mémoires handschriftlich in Paris im Umlauf. In London erschienen 1818 Mémoires sur Lucien Buonaparte. Im Jahr 1817 verlangte Lucian Passe für sich und einen seiner Söhne nach Nordamerika, die ihm aber von den Ministern der verbündeten Mächte abgeschlagen wurden.

Buonaparte (Louis), Exkönig von Holland, geb. zu Ajaccio d. 2. Sept 1778, Lätitia's vierter Sohn, kam jung nach Frankreich, und wählte die militärische Laufbahn. Er begleitete seinen Bruder auf dessen Feldzügen in Italien und Aegypten, ohne sich jedoch auszuzeichnen. Aus Aegypten kam er, mit Depeschen von seinem Bruder an das Directorium, den 14 März 1799 zurück. Bald nach den 18. Brumaire schickte ihn Napoleon nach Berlin, wo er ein Jahr lang sehr üppig lebte. Darauf wurde er zum Brigadegeneral erhoben und 1802 mit der Stieftochter Napoleons, Hortensia Beauharnois, vermählt. Die scandalöse Chronik behauptete eine galante Verbindung zwischen dieser und Napoleon, und wollte Ludwig nicht die Ehre der Vaterschaft der Kinder seiner Ehe zugestehen. Auch trat zwischen beiden Ehegatten bald ein Mißverhältniß ein und sie lebten getrennt. Als Napoleon die Kaiserwürde angenommen, erhob er seinen Bruder Louis zum Connetable und Generalobersten der Carabiniers, darauf im Jahr 1805 zum Generalgouverneur von Piemont. Wegen Kränklichkeit aber verließ Louis bald wieder Turin. Als hierauf der batavische Großpensionär Schimmelpenninck wegen Erblindung resigniren wollte, benutzte Napoleon die Gelegenheit, um seinen Bruder, allen Tractaten und dem Willen der Nation entgegen, derselben den 6. Juni 1806 zum Könige aufzudrängen. In den ersten Jahren seines Königthums benahm er sich etwas furchtsam; doch gewann er durch sein menschenfreundliches Benehmen (z. B. bei der Pulverexplosion in Leiden und bei den Ueberschwemmungen im Winter 1808) und durch seinen Gerechtigkeitssinn die Liebe der Holländer, denen Handel er, so viel er konnte, zu befördern suchte; daher ihn sein Bruder 1810 in Paris hart anließ, und ihn nur den Schleichhändler nannte. Als er fortfuhr, das Continentalsystem in Holland nicht mit Strenge zu vollziehen, und

sein Volk gegen die immer wachsenden Anmaßungen seines Bruders kräftig vertrat, so zerfiel er darüber ganz mit diesem, wurde nach Paris entboten, und es gelang ihm nur mit großen Aufopferungen, die Fortdauer des holländischen Staats zu retten. Indessen war dieß von kurzer Dauer. Benachrichtigt, daß ein franz. Armeecorps unter Oudinot in Anmarsch sei, um Amsterdam u. die Küsten zu besetzen, legte er die Regierung den 1. Juni 1810 nieder, setzte, der Constitution gemäß, seine abwesende Gemahlin zur Regentin im Namen seines unmündigen Sohnes ein, verließ, von zwei Vertrauten begleitet, Holland, und begab sich über Teplitz nach Grätz, wo er den Wissenschaften lebte und einen mittelmäßigen Roman schrieb. Sein Betragen war untadelhaft. Als Oesterreich 1813 gegen Napoleon den Krieg erklärte, begab er sich nach Rom. Im J. 1815 nahm er die Einladung Napoleons, der ihn zum Pair von Frankreich ernannte, nach Paris zu kommen, nicht an, sondern blieb in Rom. Von seiner Gemahlin geschieden, die zu Paris viel Theil hatte an den Begebenheiten im März 1815, verlangte er, daß sie seinen Sohn (ehemaligen Großherzog von Berg unter Napoleons Vormundschaft) ihm überlassen sollte, mit dessen Erziehung er jetzt in Rom sich selbst beschäftigt. Von ihm befinden sich Briefe in der Correspond. interceptée de l'armée d'Egypte. Der Brief, in welchem er Hrn. Bonald die Erziehung seines Sohnes antrug, zeugt eben so vortheilhaft von seinem Geiste, als von seinem Herzen. Der 2ten Classe des Paris. Nationalinstituts schlug er 1814 als Preisfragen vor: warum die franz. Poesie den Reim nicht entbehren und den Rhythmus der Griechen und Römer nicht sich aneignen könne. Der Abbé Scoppa erhielt (6. April 1815) den Preis. Ludwigs Roman: Marie, ou les peines de l'amour, ou les Hollandaises (3 Vol. 1814) enthält eine Schilderung der holländischen Sitten. Seine Gemahlin lebt gegenwärtig zu Constanz.

Buonaparte (Jérôme), ehemaliger König von Westphalen, geb. 15. Nov. 1784 zu Montpellier, ward erzogen im College zu Juilly, das er nach dem 18ten Brumaire verließ, um sich der Marine zu widmen. Als Schiffslieutenant diente er 1801 bei der Expedition nach St. Domingo, kam mit Depeschen von Leclerc zurück, segelte dann als Fregattencapitän nach Martinique, u. kreuzte zwischen St. Pierre u. Tabago. Von den Engländern verfolgt, begab er sich nach Nordamerika, wo er (27. Dec. 1803) mit Elisabeth Patterson, ältesten Tochter des Kaufmanns Patterson zu Baltimore, sich vermählte. Auf Napoleons Befehl verließ er sie, und kehrte im Mai 1805 nach Frankreich zurück. Napoleon gab ihm jetzt den Auftrag, vom Dey von Algier die gefangenen Genueser zurückzufordern. Er befreite 250 dieser Unglücklichen. Nun gab ihm sein Bruder das Commando über ein Schiff von 74 Kanonen. Darauf führte er eine Escadre von 8 Linienschiffen nach Martinique, u. wurde Contreadmiral. Ende August 1806 kam er nach Frankreich zurück. Zum französischen Prinzen ernannt, commandirte er im preußischen Kriege in Verbindung mit dem General Vandamme das 10te Corps in Schlesien, zog (6. Jan. 1807) in das eroberte Breslau ein, und wurde Divisionsgeneral. Die letzte Waffenthat, wozu er seinen Namen lieh, war die Eroberung der Festung Glatz (25. Juni 1807). Der Friede zu Tilsit gab ihm (18. Aug. 1807) das neu geschaffene Königreich Westphalen. Hierauf vermählte ihn Napoleon den 22. Aug. 1807 mit Catharina Friedrika Sophia Dorothea, königl. Prinzessin von Würtemberg. Den 1. Jan. 1808 wurde ihm in Cassel mit großem Pomp gehuldigt. Hier lebte er mit königl.

pracht, während Franzosen den neuen Staat organisirten. Er bekümmerte sich wenig um die Geschäfte, u. lernte nicht einmal Deutsch. Eine Kränkung, die Johannes von Müller, Studiendirektor des Königreichs, in seiner Amtsführung erfuhr, beschleunigte den Tod dieses Mannes. Während des Krieges Napoleons mit Oesterreich 1809, brach Schill ins Elb- und Ockerdepartement ein, nahm königliche Gelder weg und fand nicht unbeträchtlichen Anhang. Im Fuldadepartement und an der Werra, vor den Thoren der Hauptstadt, erregte Dörrenberg Aufruhr, und die Kriegsscenen in Sachsen riefen Hieronymus selbst mit einem Theile seines Heeres nach Leipzig und Dresden. Bald nachher brach Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels aus Böhmens Wäldern durch Sachsen in Westphalen ein, und machte sich Bahn bis zu den Küsten des deutschen Meeres. Die westphälischen Finanzen waren damals durch den Aufwand des Krieges, durch thörichte Verschwendungen, verkehrte Operationen, unterbrochenen Handelsverkehr und durch die oftmaligen Plünderungen der Staatscassen völlig zerrüttet. Große Resultate wurden von dem am Schlusse des J. 1809 zusammenberufenen zweiten Reichstag erwartet, blieben aber unerfüllt, weil überall Napoleon dazwischentrat. Doch machte dieser seinem Bruder mehrmals Vorwürfe über seine Lebensweise. Im J. 1812 zog der König an der Spitze einer französ. Division nach Polen, erlaubte sich selbst räuberische Requisitionen, lebte mit großem Aufwande zu Warschau, verschuldete dann durch seine Fehler, daß sich Bagration den 6. Aug. 1812 mit Barclay de Tolly vereinigte, weßhalb ihm Berthier in Napoleons Namen schrieb: „Da Sie, Sire, Alles verkehrt verstehen, so ist auch nicht zu verwundern, wenn Alles verkehrt geht." Er wurde daher nach Cassel zurückgeschickt. Im J. 1813 machten Czernitscheff und die Niederlage Napoleons bei Leipzig „dem Possenspiele des Königreichs Westphalen" ein Ende. Jener vertrieb den König aus Cassel, den 30. Sept. Zwar kehrte Hieronymus den 17. Oct. dahin zurück, allein nur um sich mit den zusammengerafften Kostbarkeiten sogleich wieder nach Paris zu flüchten. In welcher Lage er damals sich befand, zeigen die aufgefangenen Briefe von ihm. Nach dem Pariser Frieden 1814 behielt Hieronymus den Titel eines Prinzen und sein Privatvermögen. Eine Zeit lang hielt er sich nun in der Schweiz, dann zu Grätz und endlich zu Anfang 1815 in Triest auf. Nach Napoleons Rückkehr von Elba begab er sich erst in das Hauptquartier Joachims, nachher aber nach Frankreich in Gesellschaft seiner Mutter und des Cardinals Fesch zu Ende Mais (1815). Er wurde Pair den 2. Juni 1815. In den Schlachten von Ligny u. Waterloo befand er sich an der Seite Napoleons. Nach Napoleons Abdankung verließ er Paris den 27. Juni, um sich in der Schweiz zu verbergen. Dann nahm ihn sein Schwiegervater, der König von Würtemberg, in seinen Staaten auf, und er lebte unter Aufsicht auf dem Schlosse Elwangen, als Graf von Montfort, ein Titel, den ihm sein Schwiegervater gab. Im Aug. 1816 nahm er seinen Aufenthalt in den österreichischen Staaten, wo seine Gemahlin sein Schicksal mit ihm theilt. Er kaufte eine ansehnliche Herrschaft in der Nähe von Wien; doch ist ihm der Aufenthalt in letzterer Stadt untersagt. —

Buonaroti, s. Angelo (Michel).

Burchiello (Domenico), vielleicht der bizarrste u. extravaganteste Dichter, der je geschrieben hat, von dessen Lebensumständen aber wir wenig unterrichtet sind. Er lebte zu Anfang des 15ten Jahrhun-

derts zu Florenz, wo er wahrscheinlich geboren war. Als der Sohn eines Barbiers, Namens Giovanni, hatte er keinen andern Namen erhalten als Domenico; er selbst nannte sich in der Folge Burchiello, aus Veranlassungen, die sich nicht mehr angeben lassen. Um das Jahr 1425 fing die Epoche seines Ruhmes an, aber erst 1432 wurde er als Barbier immatriculirt. Seinem Charakter haben Einige viel Böses nachgesagt, und ihn als einen niedrigen Possenreißer, der für Geld Alles that, geschildert; Andere haben ihn dagegen in Schutz genommen. Seine Barbierstube ward so berühmt, daß Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedrige sich täglich daselbst versammelten, und der große Cosmus sie in einem Gewölbe seiner Gallerie sogar mahlen ließ. Sie erscheint in diesem Gemälde in zwei Theile abgetheilt; hier wird barbiert, und dort gedichtet und musicirt. Das Portrait Burchiello's ist darüber gemahlt. — So unbestritten auch seine Celebrität ist, so schwer ist es doch, über den Werth oder Unwerth seines Witzes und seiner Satiren zu urtheilen, da uns die Local- und Privatverhältnisse unbekannt sind. Aber eben diese Beschränkung muß ihn auch in unsern Augen herabsetzen. Für seine Zeitgenossen wurde seine Local- u. Personalsatire durch das mystische Dunkel u. die absichtliche Seltsamkeit seines Ausdrucks noch anziehender gemacht. Burchiello's burleske Sonnette waren zugleich Räthsel, zu denen uns die Auflösung fehlt, was auch Doni zu ihrer Erklärung gethan zu haben behauptet. Die erzählenden und beschreibenden lassen sich zwar leichter verstehen, aber auch in ihnen ist das Salz meistens so grobkörnig, daß eben dadurch die Satire sich selbst wieder zerstört. Sie sind sämmtlich sehr keck, aber auch unsittlich und zügellos. — Die besten Ausgaben seiner Sonette sind vom Jahr 1568, Florenz, in 8. und 1757, Londra, in 8.

Burdet (Sir Francis), einer der heftigsten Redner der Opposition im Hause der Gemeinen. Er griff ohne Unterlaß die Verhandlungen der Minister an und votirte namentlich 1797 eine Reform des Parlaments. Den 13. Febr. 1800 widersetzte er sich der fernern Suspension der Habeas Corpus-Acte, und theilte seine Besorgniß mit, daß dieses Palladium der brittischen Freiheit durch stete Suspension endlich seiner gänzlichen Vernichtung entgegengeführt werde. Ueberhaupt zeigte er sich bei jeder Gelegenheit als erklärten Feind der Minister. Im Jahr 1810 wurde er wegen ungeziemender Aeußerungen im Parlamente in Verhaft genommen und in den Tower gesetzt. Er widersetzte sich seiner Verhaftnehmung aufs äußerste, und gab nur der Gewalt nach, wodurch große Volksbewegungen veranlaßt wurden. Nach dem Parlamentsschlusse kam er wieder in Freiheit. Er ist der Besitzer eines großen Vermögens; auch hat er selbst bei seinen Feinden den Ruf eines Mannes von wackerem Charakter.

Bureau heißt eigentlich ein Schreibtisch oder Schreibpult; in weiterm Sinne nennt man auch das Zimmer oder den Ort so, wo die Schreib- oder Amtsgeschäfte verrichtet werden, z. B. Polizei-Bureau u. dgl. Die neuere Staatsverwaltungsart, die Alles, was sonst mit dem Munde abgemacht worden ist, durch die Feder abmachen läßt, und darum viele Federn in Bewegung setzt, vervielfältigte in jedem Verwaltungszweige die Büreaus oder Schreibstuben, und räumte denselben so große Macht über den Staatsbürger ein, daß in vielen Ländern eine wahre Bureaucratie, Herrschaft der Schreibstuben, entstanden ist. Diese Bureaucratie ist um so gefährlicher, je mehr die sonst gewöhnliche collegialische Geschäftsbehandlung beschränkt, und dem Vorstande eines Bureaus neben der Herrschaft über seine Diener

auch oft ungemessene Gewalt über den Staatsbürger in die Hände gegeben ist. Dieses Bureauwesen oder Unwesen dankt sein Entstehen vorzüglich dem Grundsatze des Organismus, der so nachtheilig in der Staatsverfassung geltend gemacht worden ist.

Bürger (Gottfried August), war geb. am 1. Jan. 1748 zu Wolmerswende im Halberstädtischen, wo sein Vater Prediger war, und starb 1794 zu Göttingen. Nur langsam wuchs er an Leib und Seele und bis in sein zehntes Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als Lesen und Schreiben; doch äußerte sich schon früh eine Art poetischer Stimmung in ihm. Schon als Knabe suchte er die Einsamkeit, liebte er schon die schauerlichen Gefühle, welche Dämmerung, finstere Wälder und menschenleere Oerter einzuflößen pflegen; er sing auch bald an, ohne Anleitung und ohne ein anderes Muster, als ihm das Gesangbuch darbot, Verse zu machen, die wenigstens im Versmaße richtig waren. Latein lernte er sehr schwer. 1760 kam er nach Aschersleben auf die Schule. Er machte ein Epigramm auf den ungeheuren Haarbeutel eines Primaners, bekam derbe Schläge dafür und wurde auf das hallische Pädagogium gebracht. Hier wurde seine Freundschaft mit Göcking k begründet. 1764 bezog er die Akademie Halle, um Theologie zu studiren. Er kam mit Klotz in genaue Verbindung, die auf Bürgers lebhafte Phantasie und rege Sinnlichkeit großen Einfluß hatte Im J. 1768 ging er von Halle nach Göttingen, um die Theologie mit den Rechten zu vertauschen. Allein auch hier gerieth er in dem Hause, worin Klotzens Schwiegermutte wohnte, in Verbindungen, die weder auf sein Studiren, noch auf seine Sitten vortheilhaft wirken konnten. Sein Großvater, der ihn zeither allein unterstützt hatte, zog seine Hand von ihm ab. Ohne die Verbindung mit jenen ausgezeichneten Jünglingen, die damals in Göttingen studirten, mit Boie, Biester, Sprengel, Hölty, Miller, Voß, den beiden Stolberg, C. F. Cramer, Leisewitz, wäre er wahrscheinlich verloren gewesen. Boie besonders munterte ihn auf und führte ihn ins Publicum ein. Gemeinschaftlich mit seinen Freunden studirte er nun die besten Muster der Alten u. Neuen, der Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier, besonders aber Shakspeare. Percy's Relicks, welche nachher so sehr auf seinen Geist wirkten, wurden sein Handbuch. Seine Gedichte machten bereits großes Aufsehen. 1772 brachte es Boie dahin daß die Herren von Uslar ihm die Stelle ihres Justizbeamten in Alten Gleichen übertrugen, ein geringes Aemtchen, das nur als Rettung vor der dringendsten Noth angesehen wurde. Der gute Großvater, als er hörte, daß sein Enkel ein Amt erhalten hatte, söhnte sich wieder mit ihm aus, und schoß eine Summe vor, um seine Schulden zu bezahlen und die erforderliche Caution zu machen. Unglücklicher Weise wurde dies Geld bei einen Freunde Bürgers deponirt der selbst in zerrütteten Umständen war; dieser verwandte es für sich und Bürger verlor an 700 Thlr Hierdurch wurde hauptsächlich der Grund zu der Zerrüttung seiner ökonomischen Umstände gelegt, die bis zu seinem Tode fortdauerte, und auf seinen poetischen Charakter so großen Einfluß hatte. Er heirathete 1774 die Tochter eines benachbarten Beamten, Namens Leonhardt, und auch diese Heirath wurde für ihn eine Quelle namenloser Leiden. „Schon als ich mit ihr vor den Altar trat," schreibt er selbst, „trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für ihre Schwester, die damals noch ein Kind und kaum 14 bis 15 Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl, allein ich hielt es für

einen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Es wäre meine Pflicht gewesen, noch am Altare zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde zehn Jahre lang immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich wieder geliebt. O ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre die mir Angetraute ein Weib gemeinen Schlages, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen, so wäre ich längst zu Grunde gegangen. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere es zu seyn. 1784 verlor ich meine Frau. 1785 heirathete ich öffentlich u. förmlich die Einzige, höchst Gefeierte meines Herzens; allein nach kurzem Besitze verlor ich sie schon im nächsten Jahre. Was ihr Besitz, ihr Verlust mir war, sagen meine Freuden- und Trauerlieder." Nichts beugte ihn in der That so tief, als dieser Verlust seiner Molly. Er hatte überdieß durch eine unglückliche Pachtung sein ganzes Vermögen, er hatte, weil die Cabale ihn verfolgte, durch freiwillige Resignation seine Stelle verloren, und seine ökonomischen Umstände waren höchst zerrüttet; allein von diesem allen würde er sich erholt haben, wenn jener Verlust ihn nicht alles Muthes und aller Kraft beraubt hätte. Nach Niederlegung seiner Stelle lebte er zu Göttingen, erst als Privatdocent, dann nach ziemlich langer Zeit als außerordentlicher Professor ohne Gehalt. Er, der Lieblingsdichter der Nation, war genöthigt, seinen Unterhalt aufs kümmerlichste u. dürftigste durch Lohnübersetzung für Buchhändler zu erringen. Dennoch würde er erträglich gelebt haben, wenn nicht bei seiner Sorge für seine Kinder, denen er gern eine Mutter gegeben hätte, ein Gedicht von einem Schwabenmädchen, das, wie es schien, von der Schönheit seiner Gedichte bezaubert, den Muth hatte, ihm öffentlich ihre Hand zu bieten, ihm zu Gesicht gekommen wäre. 1790 wurde dieses Schwabenmädchen, mit Namen Elise Hahn, seine Gattin, und diese Verbindung für ihn eine Quelle des bittersten Kummers, welchen selbst die zwei Jahre darauf erfolgte gerichtliche Trennung derselben nicht mehr tilgen konnte. Einsam, ohne kräftige Freunde, an Leib und Seele heftig erschüttert, an Kraft und Vermögen erschöpft, mußte er durch elende Lohnarbeiten sein Leben kümmerlich fristen. Ein Geschenk der Regierung zu Hannover half dem drückendsten Mangel ein wenig ab. Es erweckte dieß in dem gebeugten Manne die Hoffnung zu künftiger Besoldung wenigstens; er ahnete nicht, daß er deren bald nicht mehr bedürfen würde. Er starb den 8. Junius 1794. Denkt man sich den unglücklichen Dichter, so muß man erstaunen über das, was er dessen ungeachtet geleistet hat. Er hat uns Lieder, Oden, Elegien, Balladen, erzählende Gedichte und Epigramme hinterlassen. In keiner dieser Arten behauptet er einen niedern Rang, in einigen hat ihm die einhellige Stimme der Nation seinen Platz unter den Ersten angewiesen. Schillers berühmte Recension seiner Gedichte that Bürger sehr weh. A. W. Schlegel ist in seinen Charakteristiken u. Kritiken besonnener in die Mitte getreten, und man darf diesem sicher folgen, um ein reines Kunsturtheil über unsern Sänger auszusprechen. Früher hatte man an ihm gepriesen, daß er allen Volksclassen genießbar sei, daß Alles, mit dem sichersten Griff aus dem Mittelpuncte gehoben, Alles, nicht blos

gut, einzig gedacht, empfunden und gesagt, der Ausdruck den Gedanken nicht angepaßt, sondern angeschaffen sei. Ganz im Gegentheil vermißte Schiller in dem größten Theil der Bürgerschen Gedichte den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist, der eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verläugnet; er vermische sich nicht selten mit dem Volke, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Schiller vermißte an ihm die Idealisirkunst, die Kunst, das Vortreffliche seines Gegenstandes von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien. Bürgers Muse, sagt er, hat einen zu sinnlichen, zu gemeinsinnlichen Charakter. Liebe ist ihm selten etwas anders als Genuß oder sinnliche Augenweide. Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit und Wohlleben. Seine Gemählde, die er aufstellt, möchte er mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Composition von Zügen, eine Art von Mosaik, als Ideale nennen. Wirklich war Bürger nie von dieser Schillerschen Idealität ausgegangen; seine leitenden Principien waren ganz anderer Art, sie waren Popularität und Correctheit. Was den poetischen Werth von Bürgers Werken in den einzelnen Dichtungsarten anbetrifft, so steht er in den Romanzen, da, wo er den altenglischen Balladen nachgebildet hat, seinen Vorbildern an Einfachheit und Zartheit nach; in seinen eigenen, deren Reihe auf das glänzendste Lenore eröffnet, die ihm, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern würde, findet man doch, als die beiden Endpuncte seiner Manier, eine unpopuläre Künstlichkeit der Darstellung und dann wieder positive Popularität, die nicht durch bloße Enthaltung von allem nicht Volksmäßigen, negativ, sondern durch Annahme gemeiner Sprecharten erreicht werden sollte. Von seinen Liedern im Volkstone gibt es einige, die nicht leicht zu sehr gelobt werden können. Sie sind eigenthümlich, ohne Bizarrerie und frei aus voller Brust gesungen. Bürger hat auch das Verdienst, das bei uns gänzlich vergessene und nach einseitigen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerst wieder zu Ehren gebracht zu haben. Unter seinen Uebersetzungen ist die des Homer die wichtigste. A. W. Schlegel faßt sein Urtheil in folgendem Resultate zusammen: Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher, als umfassender Phantasie, von mehr biederer und treuherziger, als zarter Empfindungsweise; von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefem Verstand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als der höhern lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringungen echter Volksdichter, dessen Kunststyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zärtlichkeit hat.

Bürger, s. Bürgerstand.

Bürgerliche Gesellschaft, s. Staat.

Bürgerkrone war bei den Römern die höchste militärische Belohnung, welche demjenigen zu Theil ward, der einem Bürger das Leben gerettet hatte. Sie hatte die Aufschrift: Ob civem servatum, und war aus Eichenlaub gemacht. Der Gerettete überreichte sie auf Befehl seines Anführers seinem Retter, den er nachher wie einen Vater zu ehren hatte. Unter den Kaisern wurde sie nur von diesen ertheilt.

Mit dieser Belohnung waren zugleich auch Ehrenbezeigungen verbunden. Der damit Geschmückte trug sie bei den Schauspielen und saß zunächst beim Senat. Bei seinem Eintritt stand die ganze Versammlung, zum Zeichen der Hochachtung, auf. Dem Augustus bewilligte der Senat als ein besonderes Ehrenzeichen, daß auf dem Gipfel seines Hauses zwischen zwei Lorbeerzweigen eine Bürgerkrone aufgestellt werden sollte, zum Zeichen, daß er der beständige Erhalter seiner Bürger und Ueberwinder der Feinde sei. Gleiche Ehre widerfuhr auch dem Claudius.

Bürgerschulen sind Schulen für Kinder aus dem Bürgerstande, die darin eine ihrer wahrscheinlichen künftigen Bestimmung zum bürgerlichen Leben angemessene und zum Theil darauf vorbereitende Bildung erhalten sollen. Die Sorge für eine allgemeine, nach den herrschenden Begriffen unserer Zeit jedem Menschen nothwendige Bildung der Kinder ist zwar auch in diesen Schulen das Hauptaugenmerk des Unterrichts und der Disciplin, jedoch glaubt man es hier nicht wie in den Landschulen bei den Elementen dieser Bildung (s. d. Art. Elementarschulen) bewenden lassen, sondern um den höheren Forderungen der städtischen Cultur Genüge zu leisten, weitergehen und den Unterricht auch auf solche Kenntnisse und Fertigkeiten ausdehnen zu dürfen, welche vornehmlich den künftigen Fabrikanten, Künstler, Handels- und Geschäftsmann für seine Berufsarbeiten brauchbarer machen und auf seiner Wohlhabenheit und bürgerlichen Stellung angemessenen Stufe der geistigen Entwickelung und Einsicht erheben können. Für ärmere Kinder, von denen abzunehmen ist, daß sie meist in die Classe der Dienstboten, Handarbeiter und niedern Handwerke übergehen und bei dem Drucke ihrer Verhältnisse oft Unterbrechungen und Verkürzungen ihrer Lernzeit erleiden müssen, wurde, um sie nicht mit dem Entbehrlichern aufzuhalten, durch besondere nach diesen Umständen modificirte Schulen gesorgt, welche niedere Bürgerschulen, oder, weil der Unterricht darin meist unentgeltlich ertheilt wird, Freischulen heißen. Sonach gibt es überhaupt zwei Gattungen von Bürgerschulen: die höhern, welche auf eine feinere Bildung für das gesellschaftliche und Geschäftsleben anlegen, ohne die eigentlich gelehrten Kenntnisse einzumischen, und die niedern, welche sich mehr auf das Unentbehrliche einschränken, ohne darum hinter den weitern Fortschritten der Städter in gemeinnützigen Sachkenntnissen und Kunstfertigkeiten ganz zurückbleiben zu wollen. Daß die Idee der Errichtung solcher Schulen eben nicht alt ist, beweisen die in mehreren Mittelstädten noch ganz nach dem alten Schlendrian bestehenden Trivialschulen (s. d. Art. Schulwesen). In diesen letztern war und ist ein wenig Latein beinahe das Einzige, was sie von gewöhnlichen Dorfschulen unterscheidet, denn darauf beschränkte sich sonst, d. h. bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der ganze Vorzug, den man dem nicht gelehrten Städter vor dem Landmann gestatten mochte. Zwar hatte schon im 17. Jahrhunderte Amos Comenius den Gedanken, den Unterricht in Realien, z. B. Geschichte, Geographie, Naturkunde, Technologie u. s. w., mit dem damals dominirenden Sprachunterrichte zu verbinden, und August Hermann Franke stiftete am Ende dieses Jahrhunderts zu Halle seine berühmten Schulanstalten, unter denen die deutschen oder Bürgerschulen das erste Beispiel eines wohlgeordneten Volksunterrichts auch in den sogenannten Realien und einer genaueren Berücksichtigung der Bedürfnisse des Bürgerstandes ge-

ben. Die Nachahmung derselben an andern Orten beschränkte sich aber meist nur auf eine für diesen Zweck verbesserte Einrichtung der untern Classen lateinischer Schulen, und die zu gleicher Zeit in den Städten bestehenden deutschen Schulen (auch Viertel-, Winkel- und Klippschulen genannt) leisteten wegen der Unfähigkeit ihrer Lehrer selten mehr, als gemeine Dorfschulen. Die 1747 von Hecker zu Berlin errichtete Realschule und die Normalschulen der Aebte von Felbiger und von Schulenstein in den österreichischen Staaten kamen der zweckmäßigen Befriedigung dieses Volksbedürfnisses um vieles näher, und die Philanthropen wußten ihre für Anstalten dieser Art am meisten geeigneten Vorschläge laut genug vor die Ohren der Regierungen zu bringen; so daß die Sprecher und Reformatoren der Volksbildung in der neuesten Epoche der Pädagogik bereits viele Empfänglichkeit und willige Hände zur Ausführung ihrer Ideen vorfanden. Daher schreiben sich die gegen Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts mit großem Eifer vorgenommenen Reorganisationen des deutschen Schulwesens in den Städten, dem die theils aus den untern Classen der Gymnasien und Lyceen gebildeten und in der Abhängigkeit von diesen gelehrten Anstalten verbliebenen Bürgerschulen für Knaben, theils die völlig neu errichteten und selbstständig bestehenden Bürger- oder Stadtschulen für beide Geschlechter ihr Dasein verdanken. Am meisten geschah dafür in den baierschen und würtembergischen Landen; aber auch mehrere Städte im nördlichen Deutschland, z. B. Lübeck, Bremen, Leipzig, Zittau, Naumburg, Mühlhausen, Altenburg u. a. m. haben sich durch eine rühmliche Sorgfalt für diese Angelegenheit ausgezeichnet. Mehr oder weniger ist dabei die oben angegebene Idee der Bildung zum Bürgerstande zur Ausführung gekommen, und nach Verhältniß der Umstände entweder die höhere von der niedern Bürgerschule als Parallelanstalt getrennt oder, wo nur eine Schule bestehen kann, die höhere als Oberclasse auf die niedere gepfropft worden. Daß eine in Betracht des ehemaligen beklagenswürdigen Zustandes der deutschen Schulen so stark ins Auge fallende Verbesserung in vielen Städten nur noch gewünscht wird, liegt hauptsächlich an der Unzulänglichkeit der Fonds zur Besoldung eines gehörigen Lehrerpersonals und nebenbei auch wohl an der Gleichgültigkeit mancher Unterbehörden. Denn die Schwierigkeiten, welche das Interesse der von dieser Verbesserung Abnahme ihrer Frequenz befürchtenden gelehrten Schulen hier und da in den Weg legen will, können bei einer unparteiischen Verständigung über das Suum cuique und einer diesem gemäß getroffenen Einrichtung nicht in Betracht kommen, und die Klagen der außer Thätigkeit zu setzenden, unfähigen Winkelschulhalter sind durch Pensionen und unschädlichere Anstellungen leicht zu stillen. Das auf den ersten Blick erheblichere Bedenken einiger Theoretiker, welche von der Erziehung für einen bestimmten Stand Gefahr für die allen zukommende echte Humanität und Nährung eines engherzigen Standesgeistes befürchten, verschwindet in der Praxis bei Bürgerschulen, wo der künftige Stand keineswegs als vorherrschender Schulzweck erscheint, meist von selbst, und andere Bildungsanstalten für bestimmte Stände, wie Forst-, Handlungs-, Militär- und Kunstschulen, erhalten doch ihre Zöglinge erst, wenn das allgemein Menschliche in ihnen bis zu einer gewissen Reife entwickelt ist. Allerdings aber hat man bei Anstalten dieser Art der seichten Vielwisserei, welche den Eifer, ja alle dem künftigen Bürger nützlichen Wissenschaften und Künste zugleich in den Lehrplan aufzunehmen, leichter erzeugen kann,

eben so ernstlich zu wehren, als dem von der philanthropischen Periode herrührenden hyperpractischen Sinne, der über dem Bestreben, die Schüler recht brauchbar für diese Welt zu machen, ihre Bestimmung für eine bessere aus den Augen verliert. E.

Bürgerstand, Bürgerliche, Bourgeoisie, eine zahlreiche Classe, welche alle Freien unter sich begreift, die weder zu dem Adel, noch zu dem Bauernstande gerechnet werden können. Man unterscheidet daher den Staatsbürger, Citoyen, und den eigentlich sogenannten Bürger einer Stadt, von dem Bürgerlichen überhaupt, Bourgeois. Eine Abtheilung des Bürgerstandes heißt die Classe der Honoratioren, vornehmere Bürger; sie begreift den Stand der Gelehrten, Künstler und Kaufleute. Der Bürgerstand gehörte schon im Mittelalter zu den Freigebornen. Man unterschied nämlich, nach Erbauung der Städte, ingenuos militares (Ritterfreie), *burgenses* und rusticos. Anfangs waren die Ortschaften nur mit einem Pfahlwerk (Zaun) umgeben, und der Sitz der germanischen Gemeinen unter Altermännern und Schulzen. An ihrer Seite entstanden Kirchen mit freien und unfreien Leuten unter einem Bischof und Vogt; dieß war eine zweite Gemeine; endlich entstand mit der Nationaldewaffnung eine Burg mit Burgmännern und Hörigen unter einem Burggrafen, also eine dritte Gemeine. Handel und Gewerbe aber wurden überall nur von freien Deutschen getrieben, und die Kaufleute standen unter kaiserlichem Schutze. Daher gründete sich auch die städtische Verfassung auf den Gewerbstand; und als dieser ausschließend in die Städte zog, bildete sich der Unterschied zwischen dem niedern Adel und den Bürgern schärfer aus, vorzüglich seit Heinrichs IV. Zeit, am Ende des 11. Jahrhunderts (s. Eichhorn's Abh. über das Städtewesen, und Hüllmann's Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland). Da sich die städtischen Gemeinheiten, jede für sich, fest verbanden, erlangten sie, als solche, Freiheiten und zum Theil selbst landständische Rechte; die einzelnen Bürger aber begnügten sich, unter dem Schutze der Gemeinheit, ganz ihrem Gewerbe zu leben, und waren in ihrem Sinne freier und stolzer, als der Hof- und Kriegs-Dienstadel. So kam es, daß letzterer der Person des Fürsten näher, der Bürger aber entfernter stand, und daher von den bedeutenderen Aemtern und Stellen im Staate, am Hoflager und im Heere ausgeschlossen wurde. Diese Ausschließung fällt jetzt nothwendig weg, wo Bildung und Verdienst allein die Würdigkeit bestimmen sollen. Der erbliche Besitz von Vorzügen hat sogar den größeren Haufen des Adels so von aller Anstrengung und eigentlicher Arbeit entwöhnt, daß er mit dem Willen selbst die Kraft dazu verloren zu haben scheint. Ausnahmen können diese allgemeine Erfahrung nicht widerlegen. Man vergleiche z. B. nur den adelichen Officier in Frankreich vor 1792, und den bürgerlichen seit 1792; oder die Summe der bürgerlichen Officiere in dem preußischen Heere von 1813 bis 1815, mit der Summe adelicher Officiere in demselben Heere im Jahr 1806. Dasselbe gilt von den Geschäftsmännern, von dem gelehrten und Künstler-Berufe. In jedem Fache, das Talent und anhaltenden Fleiß erfodert, scheint der Adel, in Hinsicht auf die Zahl tüchtiger und ausgezeichneter Männer, wie in Hinsicht auf die Summe der Leistungen, dem Bürgerstande nachzustehn. Wurden doch in Preußen seit 1807 mehrere hohe Civilstellen mit Bürgerlichen besetzt! Nichts wird also selbst dem Adel zur Erfrischung seiner Kraft und zur Ausbildung seiner Talente ersprieß-

licher sein, als wenn er von Jugend auf mit dem Bürgerlichen in die Schranken der Anstrengung und des arbeitvollen Strebens tritt, um, wie dieser, blos seinem Verdienste Ehre und Ansehn zu verdanken, die ihm zeither so oft nur sein Name und seine Geburt verschafften. S. die Ehre des Bürgerstandes nach den Reichsrechten (vom Freih. v. Horix). Wien 1791. K.

Burgfriede, in den alten Ritterzeiten ein wichtiger Gegenstand, bezeichnete 1. diejenige Gegend um eine Burg, wohl auch bisweilen einen ganzen Gerichtsbezirk, in welchem der öffentliche Friede nicht gestört werden durfte; dann war es 2. auch der Vertrag oder das Bündniß gewisser Familien zur Beschützung allgemeiner Sicherheit einer Burg und des Gebiets derselben; 3. begriff man auch die öffentliche Sicherheit selbst darunter, welche fürstlichen Burgen oder Residenzen zustand.

Burggraf hieß derjenige, welchen der Besitzer einer mit Hoheitsrechten versehenen Burg zum Hauptmann in derselben ernannte, die Aufsicht über dieselbe und über die Besatzung in derselben zu führen, und das Gerichtswesen, so wie die Einkünfte derselben zu verwalten. In den mittlern Zeiten gab es viele solche Burggrafen, deren Nachkommen diesen Titel noch beibehalten haben, wenn sie schon dergleichen Burgen weder erblich, noch auf andere Art besitzen. Sie wurden auch Burgrichter, Burgvögte, Burgmänner und Weichgrafen genannt. Der Vorsteher eines Ganerbschlosses, welcher von dem Ganerben gewählt und vom Kaiser bestätigt wurde, hieß bis auf die neuesten Zeiten ein Burggraf, dergleichen der Burggraf von Friedberg war. Da ehemals Burg auch eine Stadt bedeutete, so war ein Burggraf auch eine obrigkeitliche Person, welche über Maß und Gewicht und über die Preise der Lebensmittel die Aufsicht führte.

Bürgschaft ist ein Vertrag, wodurch sich Jemand verbindlich macht, etwas auf den Fall zu leisten, daß der, dem eigentlich die Verbindlichkeit obliegt, es nicht leisten sollte. Die Verbindlichkeit des Schuldners gegen den Gläubiger wird durch einen solchen Vertrag nicht aufgehoben; vielmehr bleibt selbiger zunächst verpflichtet, und der Gläubiger ist nicht eher berechtigt, den Bürgen anzugreifen, als bis er den Schuldner ohne Wirkung angegriffen, es wäre denn, daß jener sich dieses Rechts ausdrücklich begeben hätte. Ist die Bürgschaft von mehreren übernommen; so haben diese sich entweder gemeinschaftlich, oder jeder Einzelne für das Ganze verbindlich gemacht. Im erstern Fall hat jeder nur seinen Antheil zu vertreten, mit Einschluß dessen, was etwa noch auf ihn kommen möchte, wenn einer oder der andere Mitbürge zahlungsunfähig geworden; über den letztern Fall s. Alle für Einen.

Burgunder, burgundische Reiche, Burgund. — Die Burgunder (bei den Alten Burgundi, Burgundines, Burngundi, Bugantae, Bunticcae, auch Urugundi genannt) gehörten dem Hauptstamme der Vandalen an und hatten ihre ersten bekannten Wohnsitze zwischen der Oder und Weichsel, in der heutigen Neumark und dem südlichen Theile von Westpreußen. Von den andern deutschen Völkerschaften unterscheiden sie sich besonders dadurch, daß sie in Dörfern (Burgen) vereint wohnten (daher vielleicht ihr Name Burgunder entstanden ist), dagegen jene zerstreut und mehr nomadisch lebten. Hierin liegt wahrscheinlich auch der Grund, daß sie viel länger als die ihnen benachbarten Gothen und Vandalen in ihrem

Wohnplätzen sich behaupteten, bis sie endlich den von den Weichselmündungen heraufdrängenden Gepiden nicht mehr zu widerstehen vermochten. Der Verlust einer großen Schlacht gegen diese hatte zur Folge, daß sie nach Deutschland wanderten, wo sie bis in die Gegend des Oberrheins vordrangen, und sich dort, östlich neben den Alemannen, niederließen. Diesen nahmen sie bedeutende Länderbezirke ab, und lebten daher mit denselben in fast beständiger Fehde. Doch diese beendigten sich, als die Burgunder, mit andern germanischen Völkerschaften vereint, im Anfange des 5. Jahrhunderts in Gallien einfielen. Nach langem Kampfe und manchem erlittenen Nachtheile gelang es ihnen doch, durch Vertrag von den Römern das südöstliche Gallien zu erhalten, wovon noch die Namen Bourgogne und Hochburgund sich herschreiben. Ein Theil von Helvetien, Savoyen, Dauphiné, Lionnois und Franche-Comté gehörten zu ihrem neuen Reiche, das schon im J. 470 Burgund genannt wurde. Der Sitz der Regierung scheint bald in Lyon, bald in Genf gewesen zu sein. — Von ihrer alten Verfassung weiß man, daß sie von Königen regiert wurden, die sie Hendinos nannten und nach Gefallen wählten und absetzten; traf sie ein bedeutendes Unglück, als Mißwachs, Epidemien oder Niederlagen, so mußte der König dafür büßen; er verlor seinen Thron, den ein anderer bestieg, unter welchem sie glücklicher zu sein glaubten. Ehe sie noch die christliche Religion angenommen hatten (was in Gallien geschah), hatten sie einen Oberpriester, Sinestus genannt, dessen Person unverletzlich und dessen Posten lebenslänglich war. Der Zweikampf war damals schon als Gottesurtheil bei ihnen eingeführt. — Indem sie dahin strebten, sich immer mehr auszubreiten, trafen sie mit den Franken zusammen, denen sie endlich unter Chlodwigs Söhnen gänzlich unterlagen, nachdem Chlodwig selbst schon Lyon mit einem bedeutenden Gebiet ihnen entrissen hatte. Doch retteten sie noch ihre Verfassung Gesetze und Gewohnheiten auf einige Zeit. Aber bald wurde nun auch ihre Königswürde aufgehoben und unter den Carolingern das Reich in eine der Provinzen zerstückelt, worin die fränkischen Vasallen sich von Zeit zu Zeit unabhängig zu machen wußten. Im J. 879 gelang es dem Grafen von Autun, Boso, einem Schwager Königs Carl des Kahlen, und Statthalter in der Lombardei, mit Beistimmung der Burgundischen Stände die königliche Würde über dieses Reich wieder zu erlangen. Er nannte sich König von Provence; seine Residenz war zu Arles, und hiervon entstand der Name „das arelatische Reich.“ — Zwar verlor er manche Provinz wieder an Ludwig und Carlmann; allein sein Sohn, Ludwig, vereinigte mit dem väterlichen Erbtheile das diesseits des Jura gelegene Land, und so entstand das cisjuranische Burgund, oder das niederburgundische Reich, dessen sämmtliche Bestandtheile ein Theil der Provence mit Arles, das Delphinat, Lionnois, Savoyen und ein Theil der Franche-Comté waren. — Ein zweites burgundisches Reich entstand, als der Welfe Rudolph von Stretlingen (Herzog in den lotharingisch-helvetischen Landen) den Rest von Lotharingen, nämlich die Schweiz diesseits des Flusses Rhône, das walliser Land und einen Theil von Savoyen, kurz alle Provinzen zwischen dem Jura und den penninischen Alpen, an sich brachte und im Jahre 888 zum Könige des oberburgundischen Reiches (regnum Burgundicum transjuranum) sich krönen ließ. — Beide burgundische Reiche wurden aber 930 vereinigt und der ganze Staat der burgundischen Könige zerfiel endlich völlig, als er nach dem Ver-

löschen des Rudolphischen Stammes (1032) unter Kaiser Conrad II., dem Salier, Deutschland einverleibt wurde. — Allein ein dritter Staat, der ungefähr um die nämliche Zeit wie der oberburgundische seine Entstehung erhalten hatte, wovon der Hauptbestandtheil die französische Provinz Bourgogne (Burgund in eigentlicher Bedeutung) war, und als dessen Stifter Richard, ein Bruder des Boso (ersten Königs von Niederburgund), angegeben wird, erhielt sich. Von Richards Enkelin, Ludegardis, und ihrem Gemahle Otto, einem Bruder Hugo Capets, stammten die ältern Herzoge von Burgund (Bourgogne); sie erloschen im J. 1361 mit dem Tode des Herzogs Philipp, und Bourgogne wurde sogleich von König Johann von Frankreich, theils als ein Lehen, theils weil seine Mutter eine Schwester von dem Großvater des letzten Herzogs gewesen, und kraft dessen Testamentes mit den Domänen der französischen Krone vereinigt. Doch bald darauf wurde von ihm selbst die Würde der burgundischen Herzoge wieder hergestellt, als er 1363 jene Lande unter dem Titel eines Herzogthums seinem jüngsten, sehr geliebten, Sohne Philipp dem Kühnen zur Apanage verlieh. — Philipp wurde nun Stifter der neuern Linie der Herzoge von Burgund. Er vermählte sich 1368 mit der hinterlassenen Braut des letzten Herzogs Philipp von der ältern Linie, Margaretha, einzigen Tochter und Erbin Ludwigs III., Grafen von Flandern, und vermehrte dadurch seine Besitzung sehr bedeutend; denn Flandern, Mecheln, Antwerpen und Franche-Comté fielen ihm zu. — Im Jahre 1402 wurde er bei der Gemüthskrankheit Carls VI. von Frankreich zum Regierungsverweser daselbst ernannt, weßhalb des Königs Bruder, Ludwig, Herzog von Orleans, der zurückstehen mußte, einen bittern Haß auf Philipp warf. Dieß gab Veranlassung zu der bekannten Spaltung der französischen Nation in die orleanische und burgundische Partei. Als 1404 Philipp starb, folgte ihm sein Sohn, Johann der Unerschrockene; Orleans wurde nun Reichsstatthalter in Frankreich. Allein beide Vettern blieben erbitterte Feinde, bis sie unter den Mauern von Montfaucon, eben als das erste Blut im beginnenden Bürgerkriege fließen sollte (1405), im Angesichte der Armeen durch eine Umarmung sich versöhnten und zum völligen Zeichen der Aussöhnung in der folgenden Nacht in einem Bette zusammenschliefen. Aber dennoch wurde Orleans (am 23. November 1407, Abends) auf freier Straße von Meuchelmördern ums Leben gebracht, und Herzog Johann von Burgund bekannte sich selbst als den Anstifter dieser That, welche die größten Zerrüttungen in Paris zur traurigen Folge hatte. Zwar erhielt Johann vom Könige einen Erlassungsbrief, allein die Nemesis erreichte ihn in dem Augenblicke, als er die Scene der öffentlichen Versöhnung mit dem Dauphin auf der Brücke zu Montereau (10. Sept. 1419) noch einmal geben wollte; schon während der ersten Bewillkommungsworte ward er von den Begleitern des Dauphins niedergestochen. Sein Sohn und Nachfolger Philipp, mit dem Beinamen der Gütige (bisher Graf von Charolois) mußte in dem mit England zwischen Frankreich und Burgund (1420) geschlossenen Frieden die Ausschließung des Dauphins, zur Strafe für Herzogs Johann Ermordung, zu bewirken. Aus Philipps Regierungszeit ist der Streitigkeiten zu gedenken, die er mit Jacobine von Brabant und deren zweitem Gemahl, dem Herzog von Glocester, hatte, und die sich mit einem Vergleiche endigten, kraft dessen Philipp als Erbe Jacobinens gelten, (wenn sie kinderlos stürbe), sie aber ohne seine Einwilligung nicht

heirathen sollte. Doch Jacobine brach (1430) die letztere Bedingung, und nun bemächtigte sich Philipp ihrer Besitzungen, Hennegau, Holland und Seeland, indem er ihr nur wenig zu ihrem Unterhalte aussetzte. Im Jahre vorher (1429) hatte Philipp sich in Namur durch Kauf erworben, und im Jahre 1431 fielen ihm auch Brabant und Limburg zu, als die Familie Antons von Burgund, zweiten Sohnes Herzogs Philipp des Kühnen, erlosch. Im Frieden mit dem Könige von Frankreich (1435 zu Arras) erhielt Philipp, außerdem, daß König Carl VII. wegen Johanns Ermordung förmliche Abbite thun mußte, sehr ansehnliche Districte von Frankreich, nämlich Macon, St. Gengoul, Auxerre u. Bar an der Saone für sich und seine ehelichen männlichen und weiblichen Erben, Peronne, Mondidier und Roye für seine ehelichen männlichen Erben; ferner St. Quentin, Cordie, Amiens, Abbeville, Ponthieu, Dourlons, St. Riquier, Crevecoeur, Arleux und Mortagne, und die Grafschaft Boulogne für sich und seine Erben. Zu diesen bedeutenden Besitzungen kam 1441 auch noch das Herzogthum Luxemburg. Schon im J. 1430 war Philipp zur dritten Ehe geschritten, da seine zwei vorherigen ihn kinderlos gelassen hatten. Bei seiner Vermählung mit Isabella (Elisabeth), einer Tochter Königs Johann I. von Portugal, zu Brügge in Flandern, stiftete er den Orden vom goldenen Vließ. Drei Söhne entsprangen aus dieser Ehe, von denen die ersten beiden bald wieder starben. Aber der dritte, geboren am 10. November 1433 in Dijon, war Carl, Graf von Charolois, nachmals der Kühne, Herzog von Burgund genannt. In den Kriegen, die sein Vater Philipp mit den empörten Städten Gent und Brügge, England, gegen Ludwig XI. und gegen die Lütticher führte, erwarb er sich jenen Beinamen mit vollstem Rechte. Im Frieden mit Ludwig XI. erhielt Carl als Prinz für sich von Frankreich, außer Boulogne und Quines, die neun Monate vorher von Ludwig wieder eingelöseten vorhin genannten Städte, die einst für 200,000 Goldthaler sollten wieder eingelöset werden können. — Als endlich Philipp am 16. Jul. 1467 zu Brügge starb, ward Carl der Kühne Herzog von Burgund, und einer der mächtigsten und reichsten Fürsten seiner Zeit. Da wir ihm einen eigenen Artikel gewidmet haben, so erwähnen wir hier von ihm blos, daß er 1475 noch Geldern erwarb, und den großen Plan hatte, seine Staaten zu einem Königreiche zu erheben, welcher aber an seiner habsüchtigen Absicht, damit den ganzen Rhein bis Basel zu vereinigen, scheiterte. Er ward hierbei in viele Händel verwickelt und in einen gefährlichen Krieg, als er es wagte, den Herzog Renatus von Lothringen aus seinem Lande zu vertreiben. Mit diesem hatten die Schweizer sich verbunden; Carl fiel daher in ihr Land, verlor aber die beiden berühmten Schlachten bei Granson (am 9. April 1476) und bei Murten (am 22. Junius d. J.), und endete, als er einen Angriff auf Nancy unternahm, am 5. Januar 1477 sein thatenreiches Leben, dem er zur Devise die Worte: „ich habe es begonnen! Glück zu!" gegeben hatte. — Er hinterließ nur eine Tochter, Maria, als einzige Erbin seiner Staaten. Sieben Prinzen waren ihre Freier; unter ihnen der Dauphin von Frankreich und Maximilian von Oesterreich. Der letztere ward der Glückliche, und der König von Frankreich erhielt von dem burgundischen Nachlasse nichts als die Städte in der Picardie und das Herzogthum Bourgogne, das er als Mannlehn einzog. — Ma-

rie starb in ihrem 25. Jahre (am 28. März 1482), an den Folgen eines Falles, nachdem sie ihrem Gemahle drei Kinder, Philipp, Margarethe und Franz (der aber bald wieder starb) geboren hatte. Nicht alle Provinzen wollten Maximilian als Vormund der Kinder anerkennen. Da verlobte er seine Tochter mit dem Dauphin Carl, wobei die Grafschaften Artois und Burgund, nebst Maconnais, Auxerrois, Salins und Bar an der Seine zum Heirathegute bestimmt wurden. Aber die Absicht, die Provinzen hierdurch ganz zu beruhigen, wurde nicht erreicht; besonders waren die Flanderer die hartnäckigsten, und es kam sogar so weit, daß Maximilian, zwei Jahre nach seiner Erwählung zum römischen Könige (1488), in Brügge über drei Monate lang gefangen gehalten wurde. Endlich erkannten ihn die Flanderer als Vormund seines Sohnes Philipp und als Regierungsverweser an. Nun aber verliert sich die Geschichte der burgundischen Länder in die der Niederlande und Frankreichs. Das eigentliche Burgund war, wie wir oben gesehen haben, in zwei abgesonderte Theile zersplittert: Bourgogne und Hochburgund oder die Franche-Comté. Jenes wurde im Damenfrieden von Cambrai 1529 von Spanien auf immer an Frankreich abgetreten, dieses eroberte Ludwig XIV. und behielt es 1678 im Nimweger Frieden. Seitdem sind beide Burgund nie wieder von Frankreich getrennt. (S. Niederlande, Königreich der.)

Burgunder Wein gehört zu den vorzüglichsten unter den französischen Weinen, und streitet mit dem Champagner um den Vorzug. Er hat einen feinen, sehr reizenden Geschmack, und etwas ihm Eigenthümliches, das der Zunge behagt. Seine Wirkung ist minder rasch, als die des Champagners, aber dauerhafter; er macht einen sanften und ruhigen Eindruck, und gilt für ein besonderes Stärkungsmittel bei alten und schwächlichen Personen. Die Franzosen selber schätzen ihn sehr hoch, und bei allen nordischen Nationen wird er viel getrunken. Am vorzüglichsten wird er gewonnen in der Gegend von Nuits; aus dieser Gegend erhält man den Romanee, den Boudot, Echeraux, la Fache, Didier, St. George u. s. f.; diese Sorten übertreffen alle übrigen Burgunder, und werden ihres feinen und delikaten Geschmackes wegen sehr hoch bezahlt. Ins Ausland kommen sie nur selten. Der Wein von Chamtole ist aber der vorzüglichste. Unter den Beauneweinen zeichnen sich der weiße Alontrachet, Chambertin, Clos de Vougeot u. s. w. aus. Die Weine zweiter Classe sind der Vollenay, Pomard, Vosne u. s. w., die fast eben so wohlschmeckend sind, als die ersten, wenn sie zur gehörigen Reife kommen. Die Weine aus der Gegend von Auxerre, Dijon und Avalon sind nicht weniger berühmt, und werden vorzüglich ins Ausland verführt. — Die Burgunder Weine haben in den ersten Monaten ihres Alters etwas Strenges, das sich aber mit der Zeit verliert. Man verführt die jungen im März und April, die alten können das ganze Jahr über versendet werden. Sie müssen, wenn sie sich lange halten sollen, zu gehöriger Zeit auf Bouteillen gezogen werden.

Burke (Edmond), geboren zu Dublin den 1. Jan. 1730, war der Sohn eines berühmten protestantischen Sachwalters, verdankte seine erste Erziehung einem Quäker, für welche Secte er sein ganzes Leben hindurch die größte Zuneigung behielt, und besuchte hierauf die Schule seiner Vaterstadt. Im J. 1753 kam er nach London, wo sein Geist und seine Kenntnisse ihn bald auszeichneten. Er studirte zwar die Rechte und ward Advocat, aber seine Neigung schien ihn mehr zu

der Literatur hinzuziehen, und er schrieb für Journale und periodische Schriften. Damals verheirathete er sich mit der Tochter des Doctors Nugent, seines Arztes. Da sie catholisch war, wurde dadurch die schon bestehende Meinung, daß er dieser Religion zugethan sei, noch mehr bestärkt. Das erste Werk, zu dem er sich bekannte, ist vom J. 1756 und führt den Titel: Reclamation zu Gunsten der Rechte der natürlichen Gesellschaft oder Ueberblick der Uebel, welche die Civilisation hervorgebracht hat. Burke gab es als ein nachgelassenes Werk von Bolingbroke heraus, und hatte dessen Styl und Manier vollkommen nachgeahmt, denn seine Absicht war, zu zeigen, daß mit denselben Gründen, mit welchen Bolingbroke die Religion angegriffen, sich alle bürgerlichen und politischen Einrichtungen angreifen lassen; aber er war dabei so gründlich in die Sache eingegangen, daß den meisten die Satire entging. Im J. 1757 gab er seinen Versuch über das Erhabene und Schöne heraus, und schon damals sagte Johnson, daß Burke der außerordentlichste Mensch sei, den er je kennen gelernt habe. Im Jahr 1758 entwarf Burke den Plan zu dem Annual Register, und übernahm den historischen Theil desselben. So bildete er sich allmählig zum Redner und Staatsmann. Man kann sagen, daß seine öffentliche Laufbahn im J. 1761 anfing, als er mit seinem Freund Hamilton, Secretär des Vicekönigs, Lords Halifax, nach Irland reisete. Nach seiner Rückkehr 1765 ward er von dem Marquis von Rockingham, erstem Lord der Schatzkammer, zu dessen Privatsecretär gemacht, und um dieselbe Zeit zum Repräsentanten des Fleckens Wendove gewählt. Wiewohl er theils durch dieses Verhältniß, theils durch ein beträchtliches Geschenk, welches Rockingham ihm unter dem Namen eines Darlehns machte, der Ministerialpartei beizutreten genöthigt war, so zeigte er sich darum den Volksgrundsätzen keineswegs entgegen. Die in Amerika entstandene Unzufriedenheit fing an, die ganze Nation zu interessiren. Burke's erste Rede hatte zur Absicht, die Nachtheile der Stempeltaxe zu zeigen. Seinem Vorschlage gemäß, ward sie mit der Erklärung zurückgenommen, daß Großbritannien übrigens allerdings das Recht habe, Amerika zu besteuern. Dieser Ausweg hob wenigstens die gegenwärtigen Streitigkeiten. Indeß trat Lord North an die Spitze der Geschäfte; Burke schloß mit einem kräftig und einfach entworfenen Gemählde des letzten Ministeriums und nahm seinen Platz in der Kammer der Gemeinen, wo er sich unter den Anhängern des entlaßnen Ministeriums auszeichnete. Zu weitläufig würde es sein, Burke's Verhalten an der Spitze der Opposition aus einander zu setzen; eben so führen wir seine Betrachtungen über die Ursache der gegenwärtigen Unzufriedenheit, welche damals viel Aufsehen machte nur kurz an. Als Mittel gegen die allgemein gefühlten Uebel schlägt er darin vor, die Volksgewalt in die Hände der großen Familien der Whigs zu legen, welche die Stütze der Revolution von 1788 sowohl als der nachherigen Maßregeln gewesen, und bezeichnete auf diese Weise die Rockinghamsche Partei. Er zog sich dadurch den Vorwurf eines zu weit getriebenen Demokratismus zu, allein wir dürfen nur das erwähnte Werk selbst anführen, um ihn von demselben zu befreien. In seiner Opposition gegen die Maßregeln der Minister, vor und nach dem amerikanischen Kriege, wandte er Alles an, zuerst den Bruch zu verhindern, nachher, eine Annäherung zu bewirken. Sein Rednertalent hatte damals seine Reife erlangt; die Annalen des Parlaments erhalten wenig Beispiele einer so kraftvollen und lebendigen Beredsamkeit, als

Burke besaß. Im J. 1774 hielt man ihn für einen so entschiedenen Anhänger der Freiheit, daß die Whigs der reichen Stadt Bristol ihn zu ihrem Repräsentanten wählten. Burke griff die Unternehmungen der Minister als unzulänglich, grausam und ungerecht an. Der Krieg ward Sache des Volks, und Burke, der sich ihm widersetzte, schien in der öffentlichen Meinung zu verlieren. Er erzürnte zugleich seine Freunde zu Bristol, als er für die Irländer auf freien Handel und für die Catholiken auf mildere Gesetze im Parlament antrug. Dennoch ward er wieder gewählt; außer Bristol ernannte ihn noch eine zweite Stadt zu ihrem Repräsentanten. Damals hielt er in der Wahlversammlung jene berühmte Rede, in welcher er Rechenschaft von seinem Betragen ablegt, und welche für sein Meisterstück gehalten wird. Wie dem auch sei, seine Bill, worin er auf eine Reform der im Febr. 1780 ergriffenen fiscalischen Maßregeln antrug, gewann ihm die Gunst des Volks wieder. Lord North endigte seine Verwaltung im März 1782 und Rockingham mit seiner ganzen Partei ward wieder ins Ministerium berufen. Burke ward Generalzahlmeister der Armee und trat in den geheimen Rath. Jetzt gelang es ihm, seine Bill einer Reform, wiewohl mit bedeutenden Modificationen, durchzusetzen. Der Tod des Marquis von Rockingham löfete das Ministerium auf, dessen Seele Burke gewesen, und dieser zog sich zurück, da Lord Shelburne als der Nachfolger genannt wurde. Dieser Minister machte bald der sogenannten Coalition Platz, zu welcher Burke den Plan entworfen hatte, welche aber durch Fox berühmte, dem Könige und dem Volke gleich mißfällige ostindische Bill wieder getrennt ward. Damals ergriff Pitt das Ruder des Staats, und fing damit an, das Parlament aufzulösen, eine Maßregel, die Burke mit Feuer bestritt. Hastings berühmter Prozeß machte eine Hauptepoche in Burke's Leben. Als der erklärteste Gegner desselben schien er eben so sehr für seinen Privathaß als für die Sache der Nation zu handeln, und bewährte stets aufs neue sein großes Rednertalent, ohne jedoch an öffentlicher Achtung zu gewinnen. Als im J. 1788 die Krankheit des Königs (s. Georg III) die Einsetzung einer Regentschaft zu erfodern schien, bestritt er die Grundsätze der Minister, daß die Regentschaft von der Wahl der Nation abhange und durch kein Erbrecht bestimmt sei, und setzte sich dadurch nicht nur dem Mißfallen des Volks, sondern durch seine unehrerbietigen Aeußerungen über den König noch dem besondern Tadel aus. Die französische Revolution fand von ihrem Anfange an in Burke den erklärtesten Gegner, dessen Grundsätze für Freiheit allerdings mit jener, Gesetz und Ordnung umstürzenden, Herrschaft rasender Volksparteien und Demagogen nicht übereinstimmten. Als im Febr. 1790 über die Reduction der Armee gesprochen ward und Fox verlangte, daß man der neuen Regierung in Frankreich ein edles Vertrauen zeigen sollte, erklärte Burke laut, daß er alle Freundschaft mit ihm aufhebe. Bald darauf gab er seine Betrachtungen über die französische Revolution heraus, worin er mit bewundernswürdigem Scharfblick diese große Begebenheit beurtheilt und alle die verderblichen Folgen voraussagt, welche nur zu richtig eingetroffen sind. Nie machte ein Buch größeres Aufsehen und verschaffte seinem Verfasser einen glänzendern Triumph; nicht zu berechnen ist der Einfluß, den es auf die öffentliche Meinung in England hatte, welche auf das entschiedenste gegen Frankreich eingenommen ward. Man darf behaupten, daß der Haß, den Burke auf die englische Nation übertrug, zum Theil noch fortwirkt. Noch 4 andere Schriften gab

er über die Revolution heraus, die ihn jetzt einzig beschäftigte und deren Fortschritte die letzten Jahre seines Lebens verbitterten. Außerdem machte er noch (1792) einen vergeblichen Versuch, die Emancipation der irländischen Catholiken zu bewirken. Er zog sich darauf aus dem Parlament zurück, hatte den Schmerz, seinen einzigen geliebten Sohn, der seine Stelle einnahm, durch den Tod zu verlieren, und starb, von Kummer und Alter gebeugt, den 8. Juli 1797, im 68. Jahre seines Alters. Burke war als Privatmann sehr liebenswürdig. Von seinem Eifer für die Wissenschaften zeugen seine zahlreichen, zum Theil meisterhaften Schriften. Eine sehr interessante umständlichere Biographie Burke's befindet sich im V. Hefte der Zeitgenossen. (1816. Leipzig, bei Brockhaus.)

Burleigh, s. Cecil.

Burlesk (vom italienischen Worte burla, der Scherz, der Spaß) zeigt schon durch seine Abstammung an, daß der Begriff desselben dem des Ernstes entgegengesetzt sei. Wenn die beiden Hauptempfindungen der menschlichen Seele, also auch die beiden Hauptgegenstände der darstellenden Kunst, in Freude und Leid, im Scherz und Ernst, im Komischen und im Tragischen bestehen und die verschiedenen Benennungen jener beiden Hauptempfindungen der ihnen inwohnenden Natur gemäß, vielleicht nicht qualitativ, sondern nur quantitativ, von einander unterschieden zu sein scheinen; so folgt daraus, daß burlesk als Unterbegriff von komisch, dem Hauptbegriffe, anzusehen sein möchte. Wenn das Komische in der verkehrten, gänzlich verfehlten Anwendung der Mittel zu einem vorgesetzten Entzwecke zu gelangen, besteht, so scheint burlesk die Verkehrtheit der Mittel, zu dem vorhandenen Zwecke zu gelangen, nur noch greller zu bezeichnen. Wenn wir im Komischen noch einen gewissen Grad von Consequenz vorfinden müssen, uns diese Consequenz sogar zum wahrhaft Künstlerisch-Komischen unerläßlich nothwendig zu sein scheint; so ist im Gegentheile das Burleske von jedem Zwange, mit sich selbst in Uebereinstimmung erscheinen zu müssen, frei und steht äußerlich gänzlich regellos da, dürfte aber nichts desto weniger im Innern eine strenge Nothwendigkeit offenbaren müssen. Wenn demnach im Komischen, neben den Gesetzen dieser innern Nothwendigkeit, auch die Gesetze einer äußern Nothwendigkeit streng hervorleuchten müssen; so ist dagegen das Burleske dieser Gesetze der äußern Nothwendigkeit in so fern gänzlich überhoben, als nur der innere Gehalt desselben mit sich in übereinstimmender Harmonie zu stehen braucht. Wir glauben, auch den bloßen Liebhabern der Kunstphilosophie verständlich zu werden, wenn wir das Wesen des Burlesken als in so fern verschieden von dem Komischen bezeichnen, als die Posse, wo sich Alles von außenher regellos und willkührlich zu gestalten scheint, von dem eigentlichen Lustspiele, in welchem auch die äußern Erscheinungen in gesetzlicher Uebereinstimmung stehen müssen, verschieden ist. Da es nun aber die Natur der neuern romantischen Bildung, als welche weder im Komischen, noch im Tragischen, das Reine, das Einfache, das Unvermischte anerkennt, weil sie nicht etwa bloß aus dem Ernsten, oder aus dem Scherzhaften, sondern aus beiden zugleich besteht, als ein unerläßliches Bedingniß mit sich bringt, daß sie weder ein reines Lustspiel, noch auch ein reines Trauerspiel aufweisen könnte; so folgt daraus, daß wir auch vom eigentlichen Rein-Burlesken, als wirklicher Kunstgattung (die mechanischen kunst- und regellosen Possen etwa

ausgenommen) kein vorhandenes Werk anführen können. Die Burleske kann nämlich in der europäischen Kunst durchaus nicht rein und unvermischt vorhanden sein, sondern muß stets, wie sie auch wirklich thut, den Charakter des Tragisch-Komischen (s. d. Art.) annehmen. In dieser Gattung nun haben die Italiener, als diejenigen, welche in jedem Zweige der Kunst dem übrigen Europa ein Vorbild gewesen sind, wahre Meisterstücke aufzuweisen. Zum Beweise dürfen wir nur die Tragi-Comödien des Carlo Gozzi anführen, welche wahre Vorbilder derjenigen Burlesken sind, wie die romantische Poesie sie gestatten darf und gestatten kann. Pq.

Burmann. Dieser Name ist durch mehrere ausgezeichnete Männer in der gelehrten Welt berühmt worden. Als den ältesten derselben nennen wir Franz Burmann, geb. zu Leyden 1628. Er war 9 Jahre Pastor zu Hannover, dann Subregens des Ordenscollegiums zu Leyden, und endlich Professor der Theologie zu Utrecht, wo er 1692 starb, und der Verfasser mehrerer theologischen Schriften. Er hatte zwei Söhne, Peter und Franz Burmann. Peter Burmann war zu Utrecht 1668 geboren. Er studirte an seinem Geburtsorte und zu Leyden, ward 1688 Doctor Juris, bereisete dann Deutschland und die Schweiz, und betrat nach seiner Rückkehr zu Utrecht die juristische Laufbahn. Die glänzendsten Erfolge auf derselben machten ihn jedoch nicht dem Studium der Alten ungetreu. Dieß bewies seine im Jahr 1694 zuerst erschienene Abhandlung De vectigalibus pop. rom. (am vollständigsten 1734). Auf Grävius Empfehlung ward er 1696 zum Professor der Geschichte und Beredsamkeit auf der Universität zu Utrecht ernannt, welches Lehramt er mit einer Rede De eloquentia et poesi antrat. Seitdem verging kein Jahr, in welchem er nicht etwas herausgab, entweder einen Classiker, mit seinen Anmerkungen versehen, oder eine Rede, oder lateinische Verse, worin er ein Meister war, oder ein Pamphlet gegen seine Widersacher, deren seine Heftigkeit, Intoleranz und sein Jähzorn ihm viele zugezogen hatte. Jene Streitigkeiten sind jetzt vergessen, und nur die wichtigen Dienste im Andenken geblieben, die er der römischen Literatur durch seine schönen und zahlreichen Ausgaben geleistet hat. Nicht sowohl durch Geschmack und Kritik, als durch Gelehrsamkeit, philologische Genauigkeit, eine Fülle von Hülfsmitteln und Schönheit des Drucks empfehlen sie sich. Einige derselben, wie sein Ovid, Virgil, Quinctilian, Petron, Phädrus, sind Werke vom ersten Range. Im Jahre 1715 ging er nach Perizonius Tode als Professor der Geschichte, Beredsamkeit und der griechischen Sprache nach Leyden, wo er nach einer schmerzhaften Krankheit 1741 starb. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften würde hier nicht an seiner Stelle sein. Sein Bruder Franz, geboren zu Utrecht 1671, und gestorben ebendaselbst 1719 als Professor der Theologie, war der Verfasser mehrerer theologischen Schriften. Er hinterließ 4 Söhne, von welchen sich zwei ebenfalls als Gelehrte ausgezeichnet haben; sie hießen Johann und Peter. — Johann Burmann, geboren 1707, starb 1780 als Arzt und Professor der Botanik zu Amsterdam. Er hat seiner Wissenschaft durch mehrere Werke wesentliche Dienste geleistet. Linné erwähnt ihn mehrmals auf das ehrenvollste. — Peter Burmann, geboren zu Amsterdam 1714, trat in die Fußstapfen seines gleichnamigen Oheims, der ihn nach dem frühen Tode seines Vaters erzog. Außerdem waren Duker und Drakenborch seine Lehrer. Im Jahre 1734 ward er zu Utrecht Doctor der Rechte. Im folgenden Jahre erhielt er den durch

Wesselings Uebergang nach Utrecht erledigten Lehrstuhl der Beredsamkeit und Geschichte auf der Universität Franeker. Im Jahre 1741 bekam er den Lehrstuhl der Poesie; aber schon 1742 verließ er Franeker, um an d'Orville's Stelle als Lehrer der Geschichte und alten Sprachen nach Amsterdam zu gehen. Im Jahre 1744 erhielt er den Lehrstuhl der Poesie, 1752 ward er Aufseher der öffentlichen Bibliothek, und 1753 Inspector des Gymnasiums. Wie sein Oheim hat er viele treffliche Ausgaben, besonders lateinischer Classiker, geliefert, dem er sowol in umfassender Gelehrsamkeit und einem seltenen Talent für die lateinische Dichtkunst, als auch in der Reizbarkeit des Charakters, wodurch er in große Streitigkeiten verwickelt wurde, ähnlich war. Klotz und Sapius waren seine Hauptgegner, mit denen er eine Menge von Schmäh- und Streitschriften wechselte. Er starb im Jahre 1778. Wir schließen die Uebersicht dieser gelehrten Familie mit Nicolaus Laurentius Burmann. Er war 1734 zu Amsterdam geboren, und folgte 1781 seinem Vater, dem oben angeführten Johann Burmann, auf dem Lehrstuhl der Botanik, um welche Wissenschaft er sich ebenfalls namhafte Verdienste erworben hat, theils durch eigene Schriften, theils durch die Förderung fremder Unternehmungen. Er war es, der Thunberg bestimmte, das Cap und Japan zu besuchen, welche Reise der Botanik bedeutende Erweiterungen verschafft hat. Er starb 1793.

Burmann (Gottlob Wilhelm), eigentlich Bormann, der sich als deutscher Dichter einen Namen erworben, war zu Lauban in der Oberlausitz geboren, besuchte anfangs die lateinische Schule zu Hirschberg in Schlesien, studirte darauf 1758 zu Frankfurt an der Oder die Rechte, kehrte dann in sein Vaterland zurück, ging aber in der Folge nach Berlin, wo er als privatisirender Gelehrter sich seinen Unterhalt durch Unterricht, besonders in der Musik, außerdem durch Schriftstellerei, Gelegenheitsgedichte u. s. w. zu erwerben suchte, aber immer in der äußersten Dürftigkeit lebte. Er war klein von Person, hager, hinkend und ungestaltet; aber in diesem unscheinbaren Körper wohnte ein Geist voll lebendigen Gefühls für alles Edle und Schöne. Dabei war er ein Sonderling in sehr hohem Grade, ohne Stetigkeit, daher auch ohne gründliche Studien und reifen Geschmack; aber ein poetischer Geist von den seltensten Fähigkeiten, zugleich ein Mann von warmer Theilnahme an dem Wohl seiner Mitmenschen. Schade, daß er in den Folgen seiner Bizarrerie unterging und schon im Leben der Vergessenheit reifte, die, nach der ihm inwohnenden Geisteskraft, ihn nie hätte treffen sollen. In Berlin war Burmann ein großer Gegner der Karschin, so wie diese ihrer Seits auch ihn wiederum haßte. Zuletzt aber brachte die Karschin, welche von den schlechten Umständen Burmanns unterrichtet worden war, durch persönliche Verwendung bei ihren Freunden eine namhafte Summe für Burmann zusammen. Wider Erwarten nahm Burmann dieses Geld an, ob er gleich hörte, daß es von der Karschin kam, indem er sagte, daß er es, da es von keiner ihm werthen Person, sondern von seiner Feindin käme, ihr zum Possen annehmen und es sich recht wohl bekommen lassen wolle. Seine seltene Stärke besaß Burmann im Improvisiren. Er konnte ein jedes gegebene Thema in ein poetisches Gewand hüllen und oft vier bis fünf Stunden ein Gespräch in Versen fortsetzen, bei welchem man freilich sehr oft nur Reime, aber mitunter auch überraschende Gedanken und frappante Wendungen wahrnahm. Er ward endlich vom Schlage getroffen und brachte die letzten zehn Jahre seines Lebens

höchst elend zu. Das Publicum hielt ihn bereits für todt, bis am 5. Januar 1805 von ihm ein kleines Gedicht in den Zeitungen erschien, worin er sich als sterbend und in der äußersten Noth schilderte. Mehrere seiner Freunde eilten zu ihm, aber Burmann war bereits verschieden. Wir nennen von seinen Werken seine Fabeln (Berlin 1769, 71 und 73) und seine Gedichte ohne den Buchstaben R (1788 und 96).

Burnet (Gilbert), Bischof von Salisbury, war zu Edinburgh im Jahre 1643 geboren. Sein Vater, einer der geschicktesten Juristen Schottlands, war von Carl II. zur Belohnung für seine Anhänglichkeit an die Sache Carl I. zu einem Lord Cromont ernannt worden. Der junge Burnet erhielt von ihm die sorgfältigste Erziehung. Nachdem er einen juristischen Cursus gemacht hatte, bestimmte er sich dem geistlichen Stande und machte die dahin einschlagenden Studien. Ausgerüstet mit einem außerordentlichen Gedächtniß, einer lebhaften Einbildungskraft, einer großen Lernbegierde, einer festen Gesundheit, und gewohnt, täglich um vier Uhr aufzustehen, mußte er in kurzem sich ausgebreitete Kenntnisse erwerben. Eine Reise nach England gab ihm Gelegenheit, sich mit den Gelehrten zu London, Oxford und Cambridge zu verbinden. Im Jahre 1664 ging er nach Holland, verkehrte mit den ausgezeichnetsten Männern aller Confessionen, und gewann in ihrem Umgang jenen Geist allgemeiner Toleranz, den er seitdem in seinem ganzen Verfahren zeigte. Nach seiner Rückkehr ward er Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London und Pfarrer zu Salton in Schottland. Seine Freimüthigkeit zog ihm Anfeindungen von Seiten der schottischen Bischöfe zu. Ihnen zu entgehen, hielt er sich von aller Gesellschaft entfernt, und trat 1669 mit seinen Gesprächen zwischen einem Conformisten und Nonconformisten auf, welche vielfachen Widerspruch fanden. In demselben Jahre ward er als theologischer Lehrer nach Glasgow berufen, aber sein Eifer für das Episcopat machte ihn den Presbyterianern, und seine Toleranz gegen diese den Episcopalen verhaßt. Seine Vertheidigung des Ansehns der Constitution und der Gesetze der Kirche und der Krone von Schottland, worin er gegen Buchanan die bischöfliche Verfassung dieser Kirche und die Souveranität der schottischen Monarchen vertheidigte, machte ihn Carl dem II bekannt, dem er schon früher durch eine Schrift, in welcher er die Rechtmäßigkeit der Ehescheidung wegen Unfruchtbarkeit zu beweisen suchte, interessant geworden war. Allein durch eine plötzliche Veränderung seiner Grundsätze zerstörte er selbst die Aussichten, welche das Wohlwollen des Königs ihm eröffnet hatte. Da er sich in Schottland nicht persönlich sicher glaubte, legte er sein Lehramt zu Glasgow nieder und ging nach London, wo er sich durch seine Predigten und durch eine öffentliche Conferenz mit dem Doctor Stillingfleet gegen Colleman und andere catholische Geistliche einen großen Ruf erwarb. Als 1685 Jacob II., in dessen Ungnade Burnet stand, weil er ihn hatte vom Throne ausschließen wollen, zur Regierung gekommen war, bereisete er Frankreich, Italien, Deutschland, die Schweiz; allenthalben zeigte er seine Abneigung gegen den catholischen Cultus, so daß Innocenz XI., der ihn gültig aufgenommen hatte, ihm den längern Aufenthalt in Rom nicht verstattete. In Holland zog ihn der Prinz von Oranien in seinen Plan, sich der englischen Krone zu bemächtigen, und Burnet begünstigte und unterstützte die Absichten dieses Fürsten theils durch eine Menge von Flugschriften, theils dadurch, daß er ihn mit vielen mißver-

gnügten Engländern in Verbindung brachte, wofür man ihm den Prozeß als Hochverräther machte. Allen Verfolgungen zu entgehen, ließ Burnet sich in Holland naturalisiren, und trat jetzt öffentlich für den Prinzen von Oranien auf, verfaßte das Manifest desselben, und schiffte sich mit ihm ein. Früher hatte Burnet zwei Mal die angetragene bischöfliche Würde ausgeschlagen; im Jahre 1689 nahm er von Wilhelm III. das Bisthum von Salisbury an. Im Hause der Lords, in welches er jetzt trat, zeigte er Toleranz, so wie in seinen Amtsverhältnissen Güte und Wohlwollen. Mehr als irgend ein Anderer trug er dazu bei, daß dem Hause Hannover die Thronfolge zugesichert wurde. Aber eine große Kränkung wiederfuhr ihm bei Gelegenheit eines Hirtenbriefs, in welchem er die Ansprüche Wilhelms III. auf das Recht der Eroberung zu gründen schien, und welchen das Parlament durch des Henkers Hand verbrennen ließ. Er starb 1715. — Burnet ward in seinen politischen Grundsätzen oft durch die Umstände bestimmt. Sein Eifer gegen den Catholicismus hat ihn oft zur Unwahrhaftigkeit verleitet. Dieser Tadel trifft besonders seine Geschichte der Reformation Englands, obwohl das Parlament ihm eine Danksagung dafür votirte; eine Ehre, die keinem andern Schriftsteller zu Theil geworden.

Burney (Charles), berühmter musikalischer Schriftsteller und Tonsetzer, war 1726 in Shrewsbury geboren. Seine musikalischen Studien begann er in Chester unter Baker, Organist an der dortigen Hauptkirche, setzte sie unter der geschickten Leitung seines Halbbruders Burney in Shrewsbury fort, und vollendete sie in London (von 1744 bis 1747) unter dem berühmten Dr. Arne. In dem letztern Jahre erschienen seine ersten Compositionen. Durch das Divertissement Alfred und die Pantomime Queen Mab machte er seinen Namen bekannt und geehrt. 1751 erhielt er die einträgliche Organistenstelle zu Lyce Regis in Norfolk, die er 9 Jahre verwaltete. Hier faßte er den Plan zu seiner allgemeinen Geschichte der Musik, sammelte Materialien dazu und beschloß, alle Etablissements in Europa, die ihm dabei Interesse darbieten konnten, zu besuchen. Im J. 1760 jedoch ging er, auf den Ruf des Herzogs von York, wieder nach London, wo er theils seiner interessanten Compositionen, theils der musikalischen Fertigkeit seiner ältesten, damals 8jährigen Tochter wegen, Aufsehn erregte. Im J. 1761 ertheilte ihm die Universität zu Oxford die Würde eines Doctors der Musik. 1770 machte er Reisen durch Frankreich und Italien, und zwei Jahre nachher durch die Niederlande und Deutschland, in Hinsicht auf sein oben erwähntes großes Werk. Von beiden Reisen gab er die Beschreibungen heraus. In demselben Jahre ward er Mitglied der Londner Akademie (Royal Society). 1776 erschien endlich der erste Theil seiner General History of Music from the earliest ages to the present period. 4to., der 2. 1779 und der 3. und 4. 1789. — Er hat noch mehrere geschätzte Schriften, worunter Händels Biographie vorzüglich zu bemerken, und verschiedene musikalische Compositionen hinterlassen, und ist im April 1814 als Organist am Chelsea Hospital gestorben. Burney hatte eine zahlreiche Familie, deren sämmtliche Mitglieder sich vortheilhaft bekannt gemacht haben. Wir erinnern hier nur an seine zweite Tochter Francisca d'Arblay, die Verfasserin der bekannten Romane Evelina, Cecilia, Camilla.

Burns (Robert), ein schottischer Dichter, geboren im J. 1759. Er war der Sohn eines armen Gärtners in der Grafschaft Ayr, und

lernte in der Schule seines Dorfs lesen, schreiben und selbst ein wenig französisch; sein Vater lehrte ihn die ersten Regeln der Arithmetik. Durch das Lesen einiger Bücher, die er sich zu verschaffen wußte, ward in ihm die Begierde erweckt, seine Kenntnisse zu erweitern. Die Lebensgeschichten der Helden des Alterthums, die Lectüre von Ritterromanen, und die den Schotten geläufigen theologischen Streitigkeiten entzündeten wechselsweise seine Einbildungskraft. Das Lesen der englischen Dichter entwickelte endlich sein Genie vollkommen; aber auferzogen mitten in der wilden Natur Schottlands, die Phantasie erfüllt von den eigenthümlichen Traditionen seines Vaterlandes, behielt er in seinen Werken die Originalität u. selbst die Bizarrerie derselben bei. Die meisten seiner Gedichte sind Volkslieder im schottischen Dialect, aber ausgezeichnet durch das Feuer, die Kraft und den Glanz der Phantasie. Die Liebe war der erste Gegenstand seiner Lieder; Burns huldigte ihr oft; aber dadurch ward ein Gefühl von Melancholie nicht verbannt, worein eine seinen Neigungen widerstreitende Lage ihn versetzte. Die Vergnügungen der Geselligkeit allein konnten ihn zerstreuen; er überließ sich ihnen mit Leidenschaft, und kam dadurch in vielfache Noth. Er gab endlich einen Band seiner Gedichte heraus und wurde hierdurch dem größern Publicum bekannt. Nun kam er nach Edinburgh. Die angesehensten Männer beeiferten sich, ihn hier mit Auszeichnung aufzunehmen, und er würde sich in der höchsten Achtung erhalten haben, wenn er sich nicht von seinem Hange zur Unmäßigkeit unaufhörlich hätte hinreißen lassen. Als er 1788 mit einer neuen Ausgabe seiner Gedichte 500 Pfund Sterling gewonnen hatte, unternahm er eine Pachtung in der Grafschaft Dumfries. Er verheirathete sich mit einem Mädchen, das er schon früher geliebt hatte, und das wegen der Folgen dieser Liebe von ihren Eltern verstoßen worden war. Zugleich bekam er das Amt eines Accisecinnehmers. Aber sowohl seiner Pachtung als diesem Amte stand er so übel vor, daß er jene aufgeben mußte, und nahe daran war, dieses zu verlieren, als ein frühzeitiger Tod ihn im Juli 1796 hinraffte. Seine Werke sind in England sehr geschätzt. Sie erschienen von Dr. Currie gesammelt 1800 in 4 Bänden, seine Gedichte einzeln 1804 zu Glasgow in einem Bande, und später noch aus seinem Nachlaß eine Sammlung Briefe und Gedichte.

Burr (Aaron), Oberst u. eine Zeitlang Vicepräsident des Congresses der vereinigten amerikanischen Staaten, geboren zu Fairfield 1749. Er ward in dem Collegium zu Prince-Town in Neu Jersey, von dem sein Vater Präsident war, erzogen. In einem Alter von 25 Jahren ward er Adjutant des Generals Putnam, und Washington ernannte ihn zum Oberstlieutenant von einem der 12 Regimenter des neuen Aufgebots. Er zeichnete sich während des ganzen Krieges durch Tapferkeit und Talente aus, erschöpfte dabei sein Vermögen und ward nach dem Frieden genöthigt, sich dem Rechtsstande zu widmen, in welcher neuen Laufbahn er nicht ohne Glück arbeitete. Hierauf trat er in die Gesetzgebung von Neuyork, ward Mitglied des amerikanischen Senats und endlich dessen Vicepräsident. Während seiner Vicepräsidentschaft forderte er den General Hamilton, mit dem er politischer Meinungen wegen in Mißverständnissen stand, zum Zweikampf heraus und tödtete ihn. Dieser Vorfall hatte anfangs für ihn die verdrießlichsten Folgen; endlich gelang es ihm, die Verwandten seines Gegners zu besänftigen, und er kam mit Entschädigungen los. Ueber zwei Jahre, nachdem er den General Hamil-

ton erschossen hatte, behielt er seinen Posten, nämlich so lange, als ihn seine ursprüngliche Wahl dazu berechtigte. Dann kehrte er auf seine Güter im Staate Tenessee zurück, wo ihn zwei große Plane beschäftigten: der erste ging dahin, die Staaten jenseit der alleganischen oder apalachischen Gebirge von der Union zu trennen; seine zweite Absicht war, sich Mexiko's zu bemächtigen. Indessen ward sein Vorhaben vereitelt, da der Präsident Jefferson davon Nachricht erhielt, und zu rechter Zeit Gegenmaßregeln ergriff. Er wurde den 9ten März 1807 in der Grafschaft Tombigdee verhaftet und nach Richmond in Virginien abgeführt, um als Verräther gerichtet zu werden. Gegen Caution ließ man ihn später los, und er benutzte diese Freiheit, um nach England zu entkommen, wo er sich einige Zeit aufhielt. Er reisete dann nach Schweden und von da nach Frankreich. Späterhin ist von ihm nichts weiter bekannt geworden.

Bursche, die gemeinschaftliche Benennung, die auf Universitäten studirende Jünglinge einander beilegen. Es stammt diese Benennung von Bursales, wie in den mittlern Zeiten die Studirenden von den Universitätsgebäuden, Bursae, worin sie zusammen lebten, genannt wurden, ab. Die neuesten Zeitereignisse haben den Geist der Einigung auch auf den Universitäten belebt, so daß an mehreren, nach dem Beispiele Jena's, die Landsmannschaften, welche an die Stelle der frühern Orden getreten waren, aber gleich diesen die Quelle vieler Uneinigkeiten und Händel blieben, freiwillig aufgehoben, und dafür eine sogenannte Burschenschaft eingeführt wurde. Der feierliche Zusammentritt der Studirenden vieler deutschen Universitäten am 18ten Oct. 1817 auf der Wartburg hatte unter andern auch die Aufhebung aller bisherigen Studentenverbindungen und die Einführung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft zur Absicht. S. Wartburgsfest, und Haupt: üb. Landsmannschaften und Burschenschaft. Leipz. 1820.

Busbecq (Augier Ghislen von), ein natürlicher Sohn eines Edelmanns dieses Namens, war 1522 zu Comines in Flandern geboren, und wurde in der Folge von Carl V. legitimirt. Nachdem er die berühmtesten Universitäten Flanderns, Frankreichs und Italiens besucht und sich unter den geschicktesten Lehrern gebildet hatte, begleitete er Peter Lassa, Gesandten des römischen Königs Ferdinand, nach England. Ein Jahr darauf (1555) ernannte ihn dieser Fürst zu seinem Gesandten bei Soliman II. Seine erste Unterhandlung war eben nicht glücklich; er erhielt nur einen Waffenstillstand auf 6 Monate und einen Brief, den er sogleich an Ferdinand überbrachte. Busbecq begab sich wieder auf seinen Posten, und dieß Mal hatte seine Unterhandlung einen vollständigen Erfolg. Nach sieben Jahren kehrte er zurück, und ward zum Erzieher der Söhne Maximilians II. ernannt. Als dieser Fürst Kaiser geworden war, beauftragte er ihn 1570, die Erzherzogin Elisabeth, welche sich mit Carl IX. vermählen sollte, nach Frankreich zu begleiten. Busbecq blieb in der Eigenschaft eines Haushofmeisters bei Elisabeth, und als sie nach ihres Gemahls Tode Frankreich verließ, lebte er fortwährend daselbst als Gesandter Rudolphs II. Im J. 1592 trat er seine Rückreise nach Flandern an; unglücklicher Weise ward er unterwegs unweit Rouen von einer Partei Liguisten angefallen. Zwar ließen ihn dieselben, sobald sie seine Pässe gesehen, die Eigenschaft eines Gesandten in ihm ehrend, ungekränkt ziehen; allein der Schrecken, den dieß Ereigniß ihm verursacht hatte, zog ihm ein heftiges Fie-

der zu, an welchem er nach wenigen Tagen starb. Wir besitzen von ihm zwei wichtige Werke: 1. Legationis turcicae epistolae quatuor, worin die Politik, die Macht und die Schwäche der Pforte so gründlich und bündig aus einander gesetzt werden, daß sie noch jetzt belehrender sind, als viele nachherige Werke über die Türkei; und 2. Epistolae ad Rudolphum II. Imp. e Gallia scriptae (editae a Houwaert), ein für die Geschichte der damaligen Zeit überaus wichtiges Werk, welches Aufschlüsse giebt, die man wo anders vergebens suchen würde. Dabei ist sein Styl rein und elegant und voll Naivetät. Während seines Aufenthalts in der Türkei sammelte er griechische Inschriften, welche er Andreas Schott, Justus Lipsius und Gruter mittheilte; man verdankt ihm unter andern das berühmte Denkmahl von Ancyra auf August. Mehr als hundert griechische Handschriften, die er gesammelt hatte, schenkte er der wiener Bibliothek.

Büsch (Joh. Georg), Professor der Mathematik bei dem hamburgischen Gymnasium und Vorsteher der Handlungs-Akademie. Kein gründlicher Kenner unserer Literatur wird diesen Namen ohne Achtung aussprechen; allein mehrere Gründe lassen uns zweifeln, daß die Schriften dieses eben so tiefen als klaren Denkers denjenigen Grad von allgemeiner Bekanntschaft haben, den sie verdienen. Zu einer Zeit, wo mehr als jemals von allen Ständen und an allen Orten über den Wohlstand des Staats und der Bürger und die Quellen und Hindernisse desselben gesprochen wird, kennen wir keine interessantere und lehrreichere Lectüre, als das vortreffliche Büschische Werk von dem Geldumlauf, welches ein wahrer Catechismus über die erwähnten Gegenstände ist. Ueber ihn selbst sehe man den vierten Theil seiner Erfahrungen. Wir begnügen uns, nur Folgendes anzuführen. Büsch war zu Alten Weding im Lüneburgischen den 3ten Jan. 1728 geboren, kam mit seinem Vater, einem Geistlichen, im dritten Jahre nach Hamburg, beschäftigte sich ungeachtet der Schwäche seiner Gesundheit und seines Gesichts aufs Unbestimmte mit den Wissenschaften, und ging von hier 1748 nach Göttingen, um Theologie zu studiren, womit er Geschichte und später Mathematik verband. Im J. 1757 erhielt er in Hamburg die Professur der letztern, und 1767 stiftete er in Verbindung mit Wurmb eine Handelsschule, welche das vorzüglichste Institut dieser Art in Europa wurde. Er war ein ächter deutscher Patriot, und hat um Hamburg, das sein Andenken durch ein öffentliches Denkmahl geehrt hat, unvergängliche Verdienste. Er starb, nachdem sein hohes, aber noch kräftiges Alter durch eine, beinahe an Blindheit grenzende Augenblödigkeit zum Theil erschwert worden war, an einem Fußschaden zu Hamburg den 5ten August 1800. Von seinen übrigen zahlreichen Werken machen wir noch folgende namhaft: Erfahrungen, 5 Bände (1790—1802); Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel (später fortgesetzt von Bredow); Lehrbuch der gesammten Handlungswissenschaften und die Handlungsbibliothek, 3 Bände (gemeinschaftlich mit Ebeling). Von 1813 — 16 ist eine Sammlung seiner sämmtlichen Schriften in 12 Bänden erschienen.

Büsching (Anton Friedrich), wurde am 27sten Sept. 1724 zu Stadthagen geboren, wo sein Vater ein sehr geschätzter, aber in seinen häuslichen Umständen sehr zerfallener Advocat war. Nachdem er sein Knaben- und Jünglingsalter mit großer Anstrengung den Wissenschaften gewidmet hatte, bezog er noch, durch die harte Behandlung

seines Vaters aus dem väterlichen Hause vertrieben, auf ein Jahr das hallische Waisenhaus. Ostern 1744 wurde er Student der Theologie zu Halle, wo er an Baumgarten einen Freund, Beschützer und Wegweiser fand, der auch seine 1746 erschienene Introductio in epistolam Pauli ad Philippenses mit einer Vorrede begleitete. Nachdem er seine akademischen Studien vollendet hatte, ward er Magister und fing an, Vorlesungen auf der dortigen Universität zu halten. Im J. 1748 übertrug ihm der dänische Geheimerath, Friedrich Rochus, Graf zu Lynar, den Unterricht seines ältesten Sohns, der bei seinem Großvater, dem Grafen Heinrich Reuß XXIV. in Köstritz, erzogen wurde. Als im folgenden Jahre der Vater seines Zöglings vom dänischen Hofe zum Gesandten in Petersburg ernannt worden war, begleitete Büsching denselben nebst seinem Zöglinge dort hin. Auf dieser Reise, die am 1sten Dec. 1749 angetreten wurde, faßte Büsching, dem das Mangelhafte der Hübnerschen und Hagerschen Geographien recht deutlich wurde, zuerst den Entschluß, eine neue Erdbeschreibung zu entwerfen; ein Werk, durch welches er sich später nicht allein um das Gebiet der Wissenschaften, sondern auch überhaupt um das ganze practische Leben große Verdienste erworben hat. Da der Graf von Lynar zurückberufen werden sollte, sandte er schon im August des folgenden Jahres seinen Sohn nebst Büsching nach Deutschland zurück. Hier nun fing dieser an, seine Erdbeschreibung auszuarbeiten, und ließ bereits 1752 eine kurz gefaßte Stdatsbeschreibung von Holstein und Schleswig, als Probe und Ankündigung seines größern Werks, erscheinen. Den größten Theil desselben arbeitete er in Copenhagen im Hause seines Freundes Hauber aus, in welchem er zwei Jahre verweilte. Zugleich gab er unter dem Titel: Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften und Künste in den dänischen Reichen (2 Bände, 1754 und 1756), eine Monatsschrift heraus, durch welche er sich in Copenhagen sehr beliebt machte und als einen dänischen Patrioten zeigte. Im Jahre 1754 beschloß er, wegen der Ausarbeitung der Geographie von Deutschland wieder in sein Vaterland zurückzukehren, und begab sich nach Halle, wo er vor der Hand bleiben wollte. Er schrieb daselbst seine Dissertation Vindiciae septentrionis, und kündigte ein Collegium über die Verfassung der vornehmsten europäischen Staaten an. Aber kaum hatte er damit begonnen, als ihm von dem hannöverschen Minister Münchhausen die Stelle eines außerordentlichen Professors der Philosophie zu Göttingen mit 200 Thalern Gehalt angetragen u. dabei die Freiheit gestattet wurde, daselbst seine geographische Arbeit zu vollenden. Büsching nahm den Antrag an und traf den 27sten August 1754 in Göttingen ein. Er las nun, außer seinen philosophischen Collegien, auch ein catechetisches Collegium, mit practischen Uebungen der Studirenden verbunden, und über die politische Erdbeschreibung. Da aber die schriftstellerischen geographischen Arbeiten stets sein Hauptgeschäft blieben, so lehnte er den Antrag, zugleich Universitäts-Prediger zu werden, von sich ab. Aus eben diesem Grunde schlug er auch den förmlichen Antrag aus, der ihm jetzt von dem dänischen Ministerium gemacht wurde, nach Dänemark zurückzukehren und dort eine neue Schule anzulegen. Im Frühling 1755 verheirathete er sich mit Christiane Dilthey, nachdem sie vorher seinetwegen von der reformirten Religion zur lutherischen übergegangen war. Diese Frau ist auch deshalb merkwürdig, weil sie nicht allein von der göttingschen gelehrten Gesellschaft als Ehrenmitglied aufgenommen, sondern auch von dem

damaligen Prorector der Universität Helmstädt, Häberlin, zur kaiserlichen gekrönten Dichterin ernannt wurde. Von dieser Zeit nahmen Büschings Leiden ihren Anfang. Er hatte nämlich sein bisheriges theologisches System geprüft und gefunden, daß Mehreres darin nicht haltbar sei. Dieß nun vertauschte er mit neuen Ideen und schrieb alsdann zur Erlangung der Doctorwürde eine Disputation, in welcher er sein neues System öffentlich darlegte. Obgleich einige Einwendungen dagegen gemacht worden waren; so hatten die göttinger Theologen doch eben keinen weitern Anstoß daran genommen. Aber bald darauf fing der hannöversche Consistorialrath Götten, Münchhausens Beichtvater und sein Rath in den theologischen Angelegenheiten der göttingischen Universität, an, den redlichen Büsching der Heterodoxie zu beschuldigen. Münchhausen ahnete unangenehme Folgen für die Universität, und ließ deshalb am 14ten Januar 1757 ein Rescript an Büsching ergehen, worin ihm, da er in seiner Inaugural-Disputation von den recipirten Lehrsätzen der lutherischen Kirche abgewichen sei, aufgegeben wurde, künftig nichts Theologisches mehr drucken zu lassen, was er nicht vorher an das geheime Concilium zu Hannover zur Censur eingeschickt habe; auch solle er sich vorerst der theologischen Vorlesungen, besonders der dogmatischen, enthalten. Büsching antwortete hierauf, wie es einem Manne geziemt, in ernstem freimüthigem Tone, wodurch die Sache in Hannover nur noch immer mehr Aufsehen erregte. Ob sich gleich nach und nach die unangenehmen Folgen, welche dieses Ereigniß für Büsching nach sich gezogen hatte, verloren, und er auch 1759 ordentlicher Professor der Philosophie geworden war, so war ihm dadurch der Aufenthalt in Göttingen doch sehr verleidet worden. Als nun hierzu auch noch die Drangsale des siebenjährigen Krieges kamen, während welchem Göttingen bekanntlich viel zu leiden hatte; so nahm Büsching einen Ruf nach Petersburg an, von wo aus ihm von dem Kirchenconvente der lutherischen Peters-Gemeinde das Pastorat an der Kirche derselben angetragen wurde. Schon während seines ersten Aufenthalts in Petersburg hatte Büsching in der erwähnten Kirche mit vielem Beifalle gepredigt. Im Juni 1761 reisete er über Hamburg und Lübeck zur See mit den Seinigen dahin ab, und kam am 24sten Juli, nach einer zehntägigen glücklichen Seefahrt, in Petersburg an. Dort erfuhr Büsching eine sehr gute Aufnahme und wurde reichlich, selbst fürstlich beschenkt und überhaupt für Alles, was er bei dem Verkaufe seiner Sachen in Göttingen eingebüßt hatte, entschädigt. So sehr ihn hier schon sein Predigtamt beschäftigte, so viel größere Bemühung machte ihm noch die Gründung der mit der Gemeinde verbundenen Schulanstalt, welcher er durch sein rastloses Bestreben einen großen Ruhm verschaffte. Nichts desto weniger bildete sich nach und nach eine Gegenpartei wider ihn, die allen seinen Schritten entgegenstrebte und an deren Spitze sich der Graf Münnich, der sonstige Beschützer Büschings, stellte. Dadurch fühlte sich Büsching am Ende bewogen, seine Entlassung zu nehmen, obgleich die Kaiserin Catharina ihm den Antrag machen ließ, mit Ablegung seiner theologischen Würde in Dienste bei der petersburger Akademie zu treten und sich seinen Gehalt selbst zu bestimmen. Er kam im Juli 1765 nach Deutschland zurück und wählte Altona zu seinem Aufenthalt, um dort seine schriftstellerischen Arbeiten fortzusetzen und den Ruf zu einer festen Versorgung abzuwarten. Der hannöversche Minister Münchhausen wünschte ihn wieder in Göttingen angestellt zu sehen; Büsching verlangte seinen vorigen Platz in der philosophischen Facultät,

tausend Thaler Gehalt und Postfreiheit. Diese Bedingungen schienen dem Minister zu hoch; er bot ihm jedoch einstweilen eine Pension von vierhundert Thalern an, wenn er, statt in Altona, in Göttingen privatisiren wollte. Büsching lehnte dieß ab und blieb in Altona, von seinen petersburger Gönnern und Freunden auf das großmüthigste unterstützt. Im August 1766 wurde ihm von Berlin aus das Amt eines Directors der verbundenen berlinischen und cöllnischen Gymnasien nebst Sitz und Stimme im Oberconsistorium angeboten, welches er annahm und zu Ende Octobers auch wirklich antrat. Hier lebte er nun, von seinen Vorgesetzten, Freunden und Bekannten aufrichtig geliebt und verehrt, in geräuschloser, aber wahrhaft bewundernswürdiger Thätigkeit für sein Amt, als Director der Gymnasien, und erwarb sich um die Aufnahme derselben bleibende Verdienste. Er endigte seine thätige Laufbahn im 70sten Jahre seines Lebens am 28sten Mai 1793, nachdem er gerade volle 26 Jahre die Direction des Gymnasiums geführt hatte. Sein größtes schriftstellerisches Verdienst hat er, außer seinen theologischen, pädagogischen und andern Werken, unstreitig als Geograph. Bis auf seine Erdbeschreibung hatten weder die Deutschen, noch irgend eine andere Nation, ein geographisches Werk, das auf wissenschaftliche Behandlung und auf einige Vollständigkeit Anspruch machen konnte. Er behauptet den ersten Platz unter den Geographen unserer Zeit, und seine Erdbeschreibung, die seit 1754 nach und nach in einzelnen Bänden herausgekommen ist und während der Lebenszeit ihres Verfassers acht rechtmäßige Ausgaben gehabt hatte, ist nach den unvollkommenen Versuchen seiner Vorgänger das erste vorzügliche Werk in diesem Fache, aber leider nicht vollendet. Die ersten zehn Theile enthalten Europa; der 11te (bis jetzt vier Abtheilungen, bearbeitet von Sprengel und Wahl) soll Asien; der zwölfte (bis jetzt die erste Abtheilung, bearb. von Hartmann) Afrika; der 13te endlich (dessen sechs erschienene Bände die vereinigten Staaten von Nordamerika von Ebeling enthalten) Amerika umfassen.

Buschmänner (holländisch Bojesmann) ist der allgemeine Name jener wilden Volksstämme, die in den Wüsten Südafrika's einen ungeheuren Flächenraum von Morgen gegen Abend bewohnen, die Nordseite der Colonien am Cap bestreifen und sich nordwärts gegen das Innere des noch wenig bekannten Welttheils in Regionen verlieren, die bis jetzt kein Europäer betreten hat. Der ehemalige holländische Gouverneur Janssens gibt folgende Nachrichten von ihnen. Die Buschmänner sind ein wildes, ungezähmtes, hässliches Volk, und über alle Vorstellung verwildert-elend. Weit entfernt, eine Nation zu bilden, leben sie nicht einmal gesellig beisammen. In einzelnen Familien schwärmen sie umher, und vereinigen sich nur in größern Massen, wenn sie sich vertheidigen, oder einen räuberischen Angriff machen. Sie bauen die Erde nicht und haben kein einziges zahmes Hausthier als den Hund. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Heuschrecken, und in deren Ermangelung die Excremente dieser Insecten. Sie ertragen den Hunger sehr lange, und entschädigen sich durch eine desto reichlichere Mahlzeit, wenn es ihnen gelingt, ein Stück Wild zu erlegen, oder einen Ochsen oder einige Hammel zu stehlen. Hütten und Hausgeräth haben sie eigentlich gar nicht. Der brennende Himmel ist ihr Zelt, der heiße Sandboden ihr Bett. Ihre Waffe besteht aus einem kleinen Bogen und vergifteten Pfeilen, die sie mit erstaunlicher Bestimmtheit in große Fernen schießen. Ihre Sprache ist überaus arm; sie besteht aus einem

gewiſſen Klatſchen mit der Zunge und rauhen, hervorgegurgelten Tönen, für die wir keine Buchſtaben haben. Sie ſind im Ganzen von kleiner Geſtalt, ihre Haut iſt dunkelgelb, und ihr Haar, das der Wolle gleicht, iſt in kleinen Zöpfen zuſammengewirrt.

Buſembaum (Herrmann), ein durch ſein Werk: Medulla theologiae moralis, ex variis probatisque auctoribus concinnata, berühmt gewordener Jeſuit. Er war zu Nottelen in Weſtphalen im J. 1600 geboren, ward in der Folge Rector des Jeſuitercollegiums zu Hildesheim u. Münſter und ſtarb 1668. Das genannte Werk war als ein Duodezbändchen in den Seminarien der Jeſuiten ſehr im Gebrauch, als der Pater Lacroix vermittelſt ſeiner Commentare und der Zuſätze des Pater Tollendall zwei Folianten daraus machte, welche mit neuen Vermehrungen, 1729 zu Lyon, vom Pater Montauſan herausgegeben wurden. Dieſelbe Ausgabe erſchien 1758 unter dem Druckort Cöln. Jetzt fand man über den Menſchen- und Königsmord Grundſätze darin, die um ſo tadelhafter erſchienen, als eben damals Damiens einen Verſuch gegen Ludwigs XV. Leben gemacht hatte. Das Parlament von Toulouſe ließ das Werk öffentlich verbrennen, und zwang die Superioren der Jeſuiten, vor Gericht zu erſcheinen. Dieſe ſagten ſich von der Lehre des Buchs los, erklärten, den Verfaſſer nicht zu kennen, und proteſtirten, daß ein Jeſuit daran Theil habe. Das Parlament von Paris begnügte ſich, das Buch zu verurtheilen. Gegen dieſe beiden Urtheile trat ein italieniſcher Jeſuit, Pater Zacharia, mit Erlaubniß ſeiner Obern, als Vertheidiger von Buſembaum und Lacroix auf; aber ſeine Vertheidigung wurde vom Pariſer Parlament auch verdammt. Außerdem hat man von Buſembaum: Lilium inter spinas, de Virginibus Deo devotis eique in saeculo inservientibus.

Büſte (italieniſch il busto, wahrſcheinlich von dem lateiniſchen bustum) iſt ein durch des Bildhauers Kunſt dargeſtellter menſchlicher Kopf mit einem Theile des Oberleibes, auf einer Baſis ruhend. Sie werden aus derſelben Maſſe und auf dieſelbe Art wie die Statuen verfertigt. Die Büſten ſind verſchieden, theils durch die größere und geringere Hinzufügung von einem Theile des Oberleibes, theils durch die Form der Baſis. Es giebt deren in der erſteren Hinſicht 1. ſolche, wo an dem Kopfe nur ein Stück Hals bis unterhalb der Vertiefung deſſelben und der obere Theil der Schultern befindlich iſt; 2. Köpfe mit dem obern Theile der Bruſt bis unter die Herzgrube (die eigentlich ſogenannten Büſten), und 3. Köpfe mit dem Obertheil der Bruſt bis auf den Nabel, ja bis auf die Hüften. Die Form der Baſis iſt entweder rund oder viereckig; zwiſchen Baſis und Büſte befindet ſich bisweilen eine Säule, bisweilen ein langer Stamm, und dann nennt man eine ſolche Darſtellung Herme (ſ. d.); öfters ſitzt aber auch die Figur auf einer ſchildförmigen Fläche auf, in welchem Fall die Büſte nicht ins Runde, ſondern en Relief gearbeitet iſt. Alle dieſe Verſchiedenheiten ſind antiquariſch von Wichtigkeit. In äſthetiſcher Hinſicht hat man zu unterſcheiden Portrait, idealiſirte Portrait- und idealiſche Köpfe. Von den eigentlichen Portraitbüſten hat man keinen andern äſthetiſchen Vortheil zu erwarten, als von Portraits überhaupt; idealiſirte Portraitbüſten reichen ſchon näher an die ſchöne Kunſt, und können ſehr lehrreich ſein für das Studium der Charakteriſtik unter dem leitenden Princip der Schönheit. Vom wahren Genius beſeelte Künſtler ſtreben nie anders, als auf dieſe Weiſe, dar zu ſtellen. Die idealen Büſten endlich gehören ganz der ſchönen Kunſt; dahin gehören die Büſten von Göttern und Heroen, welche dem Archi-

lagen sehr wichtig sind, da sie zu mancher Vergleichung Gelegenheit geben u. manche Lücke ausfüllen. Gewiß ist der Ursprung der Büsten von den Hermen abzuleiten; doch findet man die eigentlichen Büsten bei den Griechen erst zu Alexanders, und bei den Römern zu der Cäsaren Zeiten in Gebrauch. Dieser Gebrauch hatte seinen Grund, einmal in einer den Griechen und Römern gemeinschaftlichen Sitte, die Ehren- oder Weihschilde mit Portraits zu zieren, und sodann in dem Rechte des römischen Adels, in den Vorhallen der Wohnungen die Bildnisse der Vorfahren aufzustellen. Dadurch ward man auf den häufigen Gebrauch rundgearbeiteter Büsten berühmter Männer überhaupt geleitet, und führte sie des geringen Aufwandes wegen auch in den Darstellungen der Götter ein. — Wir besitzen eine große Menge von Büsten aus dem Alterthum; doch ist der bei weitem größere Theil aus Rom und Italien. Die meisten sind aus Marmor. Wichtig waren die Bronzen, welche man in Herculänum fand. Die seltensten sind die aus Edelsteinen und edlen Metallen.

Bustrophedon ist eine Schreibart, die auf Münzen und Inschriften aus dem höchsten griechischen Alterthum gefunden wird. Die Zeilen liefen in derselben nicht ununterbrochen von der Linken zur Rechten, aber von der Rechten zur Linken; sondern die erste fing von der Linken an und ging zur Rechten, die zweite Zeile ging in entgegengesetzter Richtung von der Rechten zur Linken, die dritte wieder von der Linken zur Rechten u. s. w. Man nannte sie Bustrophedon, weil die also geschriebenen Zeilen wie die Furchen des von Ochsen gepflügten Ackers auf einander folgen.

Bute (John Stuart, Graf v.), einer der berühmtesten Staatsmänner Großbritanniens neuerer Zeit, war gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Schottland gebaren. Seine Vorfahren waren seit dem J. 1703 Pairs des Reichs und rühmten sich der Verwandtschaft mit den alten Königen Schottlands. In seiner Jugend schien sich Bute zerstreuenden Vergnügungen zu ergeben u. wenig geneigt, sich mit Politik zu befassen; dennoch ward er im Jahre 1737 nach dem Tode eines schottischen Pairs an dessen Stelle ins Parlament gewählt, bestritt hier unablässig und oft mit wenigem Grunde die Maßregeln der Minister, empfahl sich dadurch keineswegs der Regierung, und ward, als im J. 1741 ein neues Parlament berufen wurde, nicht wieder gewählt. Beleidigt durch diese Zurücksetzung, begab sich Bute auf seine Güter und lebte dort in häuslicher Eingezogenheit, als die Landung des Prätendenten in Schottland im J. 1745 ihn bewog, nach London zu gehen und der Regierung seine Dienste anzubieten. Ungeachtet dieses löblichen Eifers würde er in Rücksicht auf sein früheres Betragen nicht aus der Dunkelheit herausgetreten sein, wenn er nicht in einer Vorstellung der schönen Büßerin von Rowe, welche bei der Herzogin von Queensbury von Dilettanten gegeben wurde, in der Rolle des Lothario, dem Prinzen von Wallis so sehr gefallen hätte, daß dieser ihn einlud, bei Hofe zu erscheinen. Bute gewann bald einen bedeutenden Einfluß und wußte sich dem Prinzen unentbehrlich zu machen. Nach dem Tode des Thronerben im Jahre 1751 setzte die verwitwete Prinzessin nicht minder ihr ganzes Vertrauen in ihn, ließ ihn nach vielen Bemühungen bei ihrem Sohne als Kammerherrn anstellen u. überließ ihm die Erziehung des muthmaßlichen Thronerben. Bute verlor seinen Zögling nie aus dem Auge, und besaß bei der Prinzessin von Wallis ein solches Uebergewicht über dessen eigentliche Erzieher, den Grafen Harcourt und den Bischof von Norwich, daß

diese ihr Amt niederlegten. Lord Waldegrave und der Bischof von Lincoln, die an ihre Stelle traten, erhoben vergeblich Klage über ihn. Georg II. starb den 25. October 1760, und zwei Tage darauf ward Bute zum Mitglied des geheimen Raths, und wenige Tage später zum Aufseher des Parks von Richmond ernannt. Im März 1761 wurde das Parlament aufgelöset. Zwei Tage darauf trat Bute als Staatssecretär an die Stelle des Lords Holderneß, und ernannte zu seinem Untersecretär Charles Jenkinson, nachmaligen Lord Hawkesbury und Grafen von Liverpool. Der Kanzler der Schatzkammer, Legge, ward entlassen. Pitt, der seinen Einfluß im neuen Conseil vernichtet sah, nahm im Jahre 1761 seinen Abschied. Dieses Ereigniß machte ein höchst ungünstiges Aufsehen bei der Nation. Bute stand nunmehr mit dem unbeschränkten Vertrauen seines Königs an der Spitze des Staats; er säumte nicht, den alten Herzog von Newcastle, der als erster Lord der Schatzkammer allein noch von dem alten Ministerium übrig war, zu verdrängen, nahm auch diesen wichtigen Posten ein und empfing zugleich den Orden des Hosenbandes. Er war jetzt ernstlich bemüht, den Frieden zu schließen; und er schloß ihn nach harten Kämpfen im Parlament zu Fontainebleau ab. Mochten auch die Bedingungen für England seinen errungenen Vortheilen nicht unangemessen sein, so war es doch schimpflich, daß der König von Preußen, trotz der mit ihm bestehenden Allianz, seinem Schicksale überlassen wurde. Auch mußte Bute die lebhaftesten Vorwürfe hören, die er jedoch im Oberhause mit einer kraftvollen Rede zu beantworten unternahm. Es gelang ihm auch, im Ganzen die Meinung für sich zu gewinnen und Alles schien der Macht des Ministers eine lange Dauer zu versprechen. Die Anhänger der Whigs hatte er dem Könige verdächtig gemacht und von der Administration ausgeschlossen; dagegen begünstigte er die Tory's und selbst die vormaligen Jacobiten, und umgab so den König mit Personen, deren Grundsätze mit den seinigen übereinstimmten, besonders mit seinen schottischen Landsleuten. Die englische Nation murrte, unzählige Flugschriften griffen mit Erbitterung den Minister an, der mit aller Bemühung nur langsam das Vertrauen des Publicums erwerben konnte, als neue Ursachen der Unzufriedenheit die Gemüther aufs äußerste erbitterten. Zur Tilgung der gebliebenen Kriegsschulden mußte über eine neue Anleihe unterhandelt werden, deren Interessen der Minister durch eine Taxe auf den Fruchtwein decken wollte. Wie auch die Opposition dagegen stritt, der Vorschlag ging in beiden Häusern durch. Die Stadt London kam bei dem König mit dem Gesuch ein, seine Bestätigung zu versagen; dennoch ward die Bill in ein Gesetz verwandelt. Niemand zweifelte jetzt an Bute's unbegrenztem Credit und Einfluß, als man wider Erwarten vernahm, daß er sein Amt als erster Minister niedergelegt habe, um fortan als Privatmann zu leben. George Grenville folgte ihm im Ministerium; allein Bute sah nur zu bald die Schwäche der Verwaltung, und suchte sich Pitt zu nähern. Der Plan scheiterte und die Erbitterung der Gemüther verdoppelte sich. Bute ward, ungeachtet er sich zurückgezogen hatte, für die Seele der königlichen Beschlüsse gehalten. Er galt für den Urheber der berüchtigten Stempelacte, welche den ersten Brand der Zwietracht zwischen Großbritannien und seine nordamerikanischen Colonien warf. Gewiß ist es wenigstens, daß seine Freunde mit Eifer gegen ihre Zurücknahme sprachen. Die Minister, welche nicht Bute's Ansichten gemäß handelten, wurden entlassen; seine Anhänger, welche sich Freunde des Königs nannten, bildeten eine mächtige Partei. Man

bezeichnete sie mit dem alten Namen Cabale und klagte sie an als die Urheber aller vorhandenen Uebel. Im J. 1766 hatte Bute in der Kammer der Pairs erklärt, daß er sich von den öffentlichen Angelegenheiten völlig zurückgezogen habe, und daß er den König nicht mehr sehe; dennoch vermuthete man, daß er unveränderlich einen großen Einfluß behalten habe. Erst mit dem Tode der Prinzessin von Wallis im J. 1772 scheint er seine Theilnahme an den Regierungsgeschäften ganz aufgegeben zu haben. Der Haß des Publicums legte sich; er wurde vergessen. Seine letzten Jahre verlebte Bute abwechselnd auf seinem prächtigen, mit einem großen Park umgebenen Schlosse zu Lutton, und auf einem andern Landhause an den Ufern des Meeres, in der Provinz Hants. Ein köstlicher botanischer Garten, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, prächtige astronomische, physicalische und mathematische Instrumente gewährten seinem Geiste die mannichfaltigste Beschäftigung. Sein Lieblingsstudium war die Botanik; er besaß in derselben ausgebreitete Kenntnisse und correspondirte mit den berühmtesten Botanikern Europa's. Für die Königin von England schrieb er ein Werk unter dem Titel: Botanische Tafeln, welche die verschiedenen Pflanzengeschlechter Großbritanniens enthalten u. s. w. 9 Bände in 4., welches alle früher erschienenen Werke über diese Wissenschaft an Pracht übertraf. Auch ist es nur in dieser Rücksicht und wegen seiner Seltenheit merkwürdig. Es wurden nur zwölf Exemplare abgezogen, welche einen Aufwand von mehr als 10,000 Pfund Sterling verursachten. Bute starb den 10. März 1792. Fassen wir zusammen, was seine Freunde und Feinde von ihm gesagt haben, so sehen wir, daß er mehr Anmaßung als Geschicklichkeit besaß, daß er als Staatsmann, wozu ihm Talente und Kenntnisse fehlten, seine eigene Ruhe verlor und durch falsche Maßregeln Unruhe und Zwietracht im Schooße der Nation erzeugte. Er wollte herrschen unter dem Schutze der höchsten Gewalt, und war daran, sie in Gefahr zu bringen. Ihm fehlte die dem Regenten unentbehrliche Umsicht. Man hat ihm Hochmuth vorgeworfen, aber er mischte diesen Fehler mit einem edeln Stolz, und verschmähte es standhaft, während seines Ministeriums Libellisten in Sold zu nehmen. Mißtrauisch und versteckt galt er für hart, herrschsüchtig und hartnäckig; indeß gewöhnlich zeigte er einen unsichern, unentschlossenen, selbst furchtsamen Geist. Nie griff man ihn wegen seiner Sitten an; in seinem Privatleben zeigte er die liebenswürdigste Einfachheit.

Butler (Samuel), ein berühmter englischer Dichter, geboren zu Strensham in der Grafschaft Worcester im J. 1612. Nachdem er seine Studien zu Cambridge vollendet hatte, ward er in seinem Vaterlande als Gehülfe eines Friedensrichters angestellt, welcher, als er seine Neigung für die Literatur und für Künste erkannt hatte, ihm hinreichende Muße gewährte, um sich damit zu beschäftigen. Er trat hierauf, in welcher Eigenschaft ist unbekannt, in die Dienste der Gräfin Kent, bei welcher sich mehrere Gelehrte zusammenfanden, und unter diesen Selden, welcher besonders den jungen Butler in seinen literarischen Arbeiten anfeuerte. Er machte die Bekanntschaft des Sir Samuel Luke, eines durch Geburt und Vermögen ausgezeichneten Mannes und glühenden Puritaners, der sich später an die Sache Cromwells anschloß. Damals faßte Butler die Idee zu seinem Hudibras, einem Werke, das seinen Ruf begründet hat, und das, vermöge der Natur des Gegenstandes, und vermöge der Umstände, unter welchen es erschien, einen glänzenden Erfolg haben mußte. Man

sagt, der Verfasser habe sich unter dem Hudibras selbst schildern wollen. Die Absicht des Gedichtes ist, den Fanatismus und die wilde Ausgelassenheit der religiösen Secten und politischen Factionen, welche England in den letzten Regierungsjahren Carls I. umgekehrt und zuletzt diesen Fürsten auf das Schaffot gebracht hatten, lächerlich zu machen. Die Helden sind zwei groteske Caricaturen, der Ritter Hudibras und sein Stallmeister Ralph, barokke und ziemlich anmuthlose Nachahmungen des Don Quixote und Sancho Pansa. Ohne ein eigenthümliches poetisches Leben konnte der Hudibras nur momentan ein bedeutendes Interesse erregen; seine Wirkung mußte sich verlieren, je weiter man sich von dem Zeitpuncte entfernte, dem er seine Entstehung verdankte; und gegenwärtig mögen wol die wenigsten von denen, die ihn aus Gewohnheit loben, Geduld gehabt haben, ihn zu lesen. Wenigstens für uns möchte dieß gelten. Für die Engländer hat er allerdings das wichtige Nebenverdienst, durchaus national zu sein. Er erinnert sie nicht nur an Ereignisse und Anecdoten aus einem interessanten Zeitraume ihrer Geschichte, sondern ist zugleich ein Gemählde rein englischer Sitten, Charaktere und Lächerlichkeiten. Obgleich Butler bei seinen Lebzeiten eines großen Rufs genoß, an einem glänzenden Hofe lebte und sehr bedeutende Männer zu Beschützern und Freunden hatte; so sind seine Lebensumstände doch im Dunkeln geblieben. Gewiß scheint es, daß er, ungeachtet er eine ziemlich reiche Frau geheirathet hatte, in Armuth lebte und starb. Carl II., der ihn liebte und sein Gedicht bewunderte, erwies ihm einiges Gute; aber die Freigebigkeit des Fürsten stand wahrscheinlich nicht in Verhältniß mit den Bedürfnissen des Dichters, der in seinen letzten Augenblicken wegen der drückendsten Noth zu einigen Freunden seine Zuflucht nehmen mußte. Er starb 1680, und sechzig Jahre später ward ihm in der Westminsterabtei ein Denkmahl errichtet. In seinen letztern Werken, namentlich in seinem Hudibras am Hofe, der den vierten Theil des Hudibras ausmachen sollte, finden sich manche Spuren von Bitterkeit gegen den Hof; wahrscheinlich eine Folge der wenigen Unterstützung, die ihm zu Theil ward. — Wir besitzen eine meisterhafte Uebersetzung des Hudibras von Soltau.

Burtorf, ein durch eine Reihe von Gelehrten während zweier Jahrhunderte in der hebräischen Literatur rühmlich bekannter Name. — **Johann Burtorf**, geboren 1564 zu Camen in Westphalen, studirte zu Marburg und Herborn, und zwar mit so vieler Auszeichnung, daß sein Lehrer Piscator offen gestand, der Schüler übertreffe bereits die Professoren. Zu Basel und Genf genoß er den Unterricht von Grynäus und Theodor Beza, und ließ sich, nachdem er Deutschland und die Schweiz bereiset hatte, zu Basel nieder, verheirathete sich hier und ward Professor der hebräischen Sprache. Nach 38jähriger Verwaltung dieses Lehramts starb er 1629 an einer ansteckenden Krankheit. Burtorfs Bemühungen bezogen sich besonders auf die Schriften der Rabbinen, deren sehr gründlicher Kenner er war. Auch verfaßte er mehrere geschätzte grammatische und lexicographische Werke. — Sein Sohn, ebenfalls **Johann Burtorf** mit Namen, war 1599 zu Basel geboren, und zeigte früh die entschiedenste Neigung für den Zweig der Literatur, in welchem sein Vater sich auszeichnete. Man sagt, daß er schon in seinem vierten Jahre deutsch, lateinisch und hebräisch gelesen. Er besuchte in seiner Jugend die verschiedenen Städte Hollands, Frankreichs und Deutschlands, wo die hebräische Literatur am meisten in Aufnahme war. Im J. 1630 folgte er seinem

Vater auf dem Lehrstuhl der alten Sprachen zu Basel, und starb daselbst 1664. Er ist der Verfasser mehrerer gelehrten Werke. — Sein Sohn war Johann Jacob Buxtorf, geboren zu Basel 1645, und gestorben ebendas. 1704. Er folgte seinem Vater in seiner Geburtsstadt auf dem Lehrstuhl der hebräischen Sprache. Außer einer Vorrede zu einer neuen Ausgabe des Tiberias seines Großvaters hat er nichts herausgegeben, aber mehrere wichtige Manuscripte hinterlassen. — Sein Neffe, Joh. Buxtorf, war ebenfalls Professor der hebräischen Sprache zu Basel. Er starb 1732, und hinterließ einen Sohn, der dieselbe Laufbahn betrat. Man hat einige Schriften von ihm.

Byng (George), Lord-Viscount Torrington, ein berühmter englischer Seeheld, Admiral von Großbritannien, geb. 1663, ging in seinem 15ten Jahre zu der königl. Flotte u. zeichnete sich bald ruhmvoll aus. Nicht nur im spanischen Successionskriege that er den Alliirten große Dienste, z. B. bei der Eroberung der Flotte im Hafen von Vigos, bei der Eroberung Gibraltars ꝛc., sondern besonders thätig zeigte er sich, den drohenden Angriff Carls XII. auf England zu vereiteln (1717) und die Unternehmungen des Cardinals Alberoni auf Sicilien u. Neapel rückgängig zu machen (1718 bis 1720). Um die englische Seemacht überhaupt erwarb er sich mancherlei Verdienste. Er brachte es dahin, daß der Matrosenstand Aufmunterungen, und die Witwen der im Kriege gebliebenen Seeoffiziere Unterstützung erhielten, und starb zu London den 28. Jan. 1733. — Sein Sohn, John Byng, geboren 1705, trat früh in Seedienste und schwang sich schnell zum Admiral von der weißen Flagge empor. Im J. 1756 ward er mit einer Flotte von 13 Linienschiffen und 5 Fregatten abgeschickt, die Insel Minorca, auf welcher inzwischen die Franzosen mit bedeutender Macht gelandet waren und das Fort St. Philipp belagerten, zu befreien, oder doch zu unterstützen, lieferte der um ein Linienschiff schwächeren französischen Flotte unter dem Marquis de la Galissonière ein unentschiedenes Treffen, aus dem er sich, mit Aufgebung des erhaltenen Befehls, zurückzog. Für diesen der englischen Flagge zugezogenen Schimpf wurde er vor ein Kriegsgericht gezogen, zum Tode verurtheilt und am 14ten März 1757 erschossen. Er starb als ein Opfer der schlechten Maßregeln des Ministeriums, denn erwiesen ist es, daß Byng auch bei größerer Energie und Thätigkeit, als er allerdings bewieß, Minorca nicht würde haben retten können.

Byron (John), englischer Comodore, geboren in England im Jahre 1723, schiffte sich in einem Alter von siebzehn Jahren auf einem von den Schiffen des Lords Anson ein, welches bestimmt war, die Reise um die Welt zu machen, aber im Norden der magellanischen Meerenge Schiffbruch litt. Byron wurde mit einigen seiner Unglücksgefährten von den Indianern nach Chili geführt u. blieb daselbst bis 1744, wo er sich auf einem Schiffe von St. Malo einschiffte und 1745 nach Europa zurückkam. Im Jahr 1758 commandirte er drei Linienschiffe, und that sich in dem Kriege gegen Frankreich hervor. König Georg III., der einen Theil des atlantischen Oceans zwischen dem Cap und der Südspitze von Amerika untersuchen lassen wollte, gab Byron zu diesem Ende den Befehl einer Fregatte, mit welcher dieser im Juni 1764, begleitet von einer zweiten Fregatte unter Capitain Monat, aus den Dünen absegelte. Beide Fahrzeuge besuchten Madera, die Inseln des grünen Vorgebirges, und liefen von da in

den Rio Janeiro, der Stadt dieses Namens gegenüber, ein. Er beschiffte darauf den südlichen Theil des atlantischen Oceans, und nachdem er die Pepysinseln vergebens aufgesucht hatte, lief er in den Hafen Famine in der magellanischen Straße ein, um Wasser und Holz einzunehmen. Dann besuchte er die Falklandsinseln, durchfuhr die Meerenge, und setzte seine Reise in die Südsee fort. Hier begegnete er Bougainville, der eine Colonie auf den Falklandsinseln zu gründen beschäftigt war. Byron richtete sich, als er aus der magellanischen Meerenge kam, nördlich auf die Insel Masafuera; sodann nahm er seinen Weg westlich, passirte nördlich den gefährlichen im Osten von den Societätsinseln gelegenen Archipelagus, und entdeckte hier the Island of Disappointment und the Island of King George. Indem er dann nordöstlich weiter fuhr, entdeckte er the Island of Danger und of Byron, schiffte vor den Carolinen vorbei, und in das chinesische Meer; darauf sich südlich wendend, kam er durch die Meerenge von Banca nach Batavia, von wo er zu Ende des Jahrs 1765 abfuhr und im Mai 1766 nach England zurückkam. Obwol Byrons Reise nicht fruchtbar an Entdeckungen war, so verdient er doch einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Reisen um die Welt; denn er war der erste von jenen berühmten Weltumseglern (Byron, Wallis, Carteret und Cook), welche bei ihren Unternehmungen nicht bloß einen mercantilischen, sondern auch einen wissenschaftlichen Zweck hatten.

Byron (George Gordon, Lord), einer der jetzigen vorzüglichsten englischen Dichter, ein Groß-Neffe des Comodore's, ist 1788 in Schottland geboren und auf Harrow School erzogen. Nach dem Tode seines Großonkels, 1798, erbte er dessen Titel, trat, als er volljährig geworden war, in die Kammer der Pairs, und machte in Hobhouse's Gesellschaft seine Reisen. Er durchstrich Griechenland und die ionischen Inseln, und behielt für diese Gegenden eine Vorliebe, wovon man fast in jedem seiner Werke Beweise findet. Sein erster schriftstellerischer Versuch (Hours of idleness 1807) fand wenig Beifall, desto mehr aber sein zweiter (Imitations and transactions from the ancient and modern classics together with original poems, 1809), wo er sich mit der Satyre beschäftigte. Es scheint, daß sein fruhes zartes Gefühl für Unglück seinen Geist düster und menschenfeindlich gemacht und ihn allmählig zur Irreligion geleitet habe. Seine neuern literarischen Arbeiten verschafften ihm zwar neuen Ruhm, allein sie bestätigen die Meinung, die man schon früher von der Ungleichheit seines Geschmacks und der Unbeständigkeit seines Charakters gehabt hat. The Pilgrimage of Childe Harold, ein poetischer Roman, der 1812 erschien und 1813 bereits acht Aufl. erlebt hatte, machte ungewöhnliches Aufsehen, aber durch den Corsar (in 3 Ges., 1814) erhielt man noch eine richtigere Ansicht von seiner düstern und melancholischen Gemüthsart. In demselben Jahre machte er auch eine Ode an Napoleon Bonaparte bekannt, worin er diesem über seine schmachvolle Abdankung und seine Liebe zu einem ruhmlosen Leben starke Vorwürfe macht. Kurz darauf verheirathete sich Lord Byron mit einer Tochter des Sir Ralph Milbanke; diese Ehe nahm aber bald eine so unglückliche Wendung, und ward durch solche Mißhelligkeiten gestört, daß sie ein höchst widriges Aufsehen erregte. Im J. 1816 endlich wurde diese Ehe getrennt, und er mußte England verlassen. Bald darauf erschien sein Abschied an England und seine Ode an St. Helena; er durchwanderte von Neuem den Orient, bewohnte eine Zeitlang eine Insel im Archipelagus, lebte dann in Ita-

lien, und kehrte im Aug. 1820 nach England zurück. Sein Cain und ſeine hebräiſchen Poeſien beweiſen, daß ſich ſeine religiöſen Anſichten geändert haben. Dieſe Veränderung hatte einen ſehr glücklichen Einfluß auf ſein Talent; ſein Geſchmack iſt viel zarter geworden. Sein Talent zeichnet ſich durch die Kraft des Ausdrucks und durch die Harmonie ſeiner Verſe aus. Seine Gemählde ſind zuweilen zart, doch größtentheils düſter; er gefällt ſich in der Darſtellung der Verzweiflung, tiefer und ſtarker Leidenſchaften, großer, ins Dunkel gehüllter Verbrechen, und ſolcher Charaktere, die alle göttlichen und menſchlichen Geſetze mit Füßen treten. Man findet in ſeinen Werken (die 1815 in 4 Bänden erſchienen ſind) oft Verſtöße gegen den guten Geſchmack und große Nachläſſigkeiten; aber ungeachtet dieſer Unvollkommenheiten iſt Lord Byron doch in einem Alter von 32 Jahren einer der vorzüglichſten Dichter. Sein reizend gelegenes altes Familiengut, das er 1812 geerbt, Newſtead Abbey, in Nottinghamſhire, hatte er ſchon im 15ten Jahre beſungen. Er begleitete Mr. Hobhouſe auf ſeinen Reiſen nach Griechenland und der Türkei, und von ihm ſind mehrere vortreffliche Stücke in deſſen Imitations and translations from the ancient and modern classics together with original poems. 8. 1809. Man hat noch von ihm: Bards and Scotch Reviewers, a satyrical poem; The bride of Abydos, a turkish tale; the Vampyre (1819), Don Iuan u. a. m. Aus allen ſeinen Gedichten ſpricht ein glänzendes Talent, dem nichts als eine vollkommene Ausbildung mangelt. S. über ihn das N. Lit. W. Bl. Aug. 1820.

Byſſus, eben ſo viel als Goſſypium und Xylon, die Baumwolle, die aus Indien ſchon zu Herodots Zeiten, aus Aegypten aber noch früher kam. Mit Unrecht hielt man den Byſſus ſonſt für eine feine Leinwand. Die aus dem Byſſus verfertigten feinen Zeuge hießen insbeſondere Sindones. Forſter leitet das Wort Byſſus aus dem Coptiſchen ab.

Byzantiner. — Das byzantiniſche oder oſtrömiſche Kaiſerthum, welches anfangs von Aſien, diesſeits des Euphrats, die Küſte des ſchwarzen Meers und Klein-Aſien, von Afrika Aegypten, und von Europa die Länder von den Meerengen bis an das adriatiſche Meer und die Donau umfaßte, und nicht nur um tauſend Jahre das abendländiſche Kaiſerthum überlebte, ſondern ſich ſogar noch durch die Küſte am mittelländiſchen Meere und Italien vergrößerte, entſtand, als im Jahre 395 Theodoſius das römiſche Reich unter ſeine beiden Söhne, Arcadius und Honorius, theilte. Das morgenländiſche Kaiſerthum erhielt der älteſte dieſer beiden Söhne, Arcadius; ſeine Schwäche ſchlug demſelben ſogleich tiefe Wunden. Bei ſeiner Minderjährigkeit war Rufinus Vormund und Miniſter; dieſer und Stilicho ſuchten einander gegenſeitig zu ſtürzen. Die Gothen verwüſteten Griechenland; Eutropius, des Rufinus Nachfolger, und Gainas, des Rufin Mörder, ſtürzten ſich durch eigene Verbrechen (399). Der letztere verlor ſein Leben in einem von ihm erregten innern Kriege (400). Arcadius und ſein Reich wurden nun von ſeiner ſtolzen und geizigen Gemahlin, Eudoxia, bis an ihren Tod (404) regiert. Die Iſaurier und die Hunnen verwüſteten die Provinzen Aſiens und an der Donau. Der minderjährige Theodoſius folgte dem Vater (408) unter Leitung ſeiner Pulcheria, ſeiner Schweſter. Bei ohnehin geringen Geiſtesgaben hatte ihn die Erziehung völlig zur Selbſtregierung ungeſchickt und unthätig gemacht. Pulcheria, die auch den Titel Auguſta führte, regierte das Reich nicht unglücklich. Von dem an Valentinian abgetretenen abend-

ländischen Reiche behielt Theodosius Westillyrien (428). Die Griechen fochten glücklich gegen den Perserkönig Varanes. Das durch einen Zwist zerrüttete, und von den Römern und Persern an sich gerissene armenische Reich ward von nun an ein Zankapfel zwischen beiden Nationen (440). Attila verwüstete Theodosius Reich, und nöthigte ihn zur Abkaufung und zum Tribut (448). Nach ihres Bruders Tode wurde Pulcheria als regierende Kaiserin anerkannt; das erste Beispiel dieser Art (450). Sie gab ihre Hand dem Senator Marcian, den sie dadurch auf den Thron hob. Seine Weisheit und Tapferkeit hielt die Hunnen von den Grenzen ab, doch unterstützte er das occidentalische Reich nicht thätig genug in den hunnischen und vandalischen Kriegen. Den durch den hunnischen Krieg gegen die römischen Grenzen gedrängten Deutschen und Sarmaten wies er zum Theil Wohnungen an. Pulcheria starb vor ihm (453). Auf Marcian folgte durch Wahl Leo I. (457), ein von den gleichzeitigen Schriftstellern gelobter Fürst. Seine Unternehmungen gegen die Vandalen scheiterten (467). Ihm sollte sein Enkel Leo folgen; dieser aber starb gleich nach ihm, nachdem er seinen Vater Zeno zum Unterregenten ernannt (474). Die Regierung dieses schwachen, von seinen Unterthanen gehaßten Kaisers ward durch häufige Empörungen und innere Zerrüttungen des Reichs bezeichnet. Die Gothen verheerten die Provinzen, bis ihr Anführer Dietrich (489) nach Italien zog. Ariadne, des Zeno Witwe, hob den Minister Anastasius, mit dem sie sich vermählte, auf den Thron (491). Das zur Unzufriedenheit und zu Tumulten einmal aufgereizte Volk war durch Milderung der Lasten und weise Verordnungen nicht völlig zu beruhigen. Die auf diese Weise geschwächten Kräfte des Reichs konnten den Persern und den Völkern an der Donau nicht hinreichenden Widerstand leisten. Gegen ihre Einbrüche in die Halbinsel von Constantinopel erbaute Anastasius die sogenannte lange Mauer. Nach Anastasius Tode riefen die Soldaten Justin zum Kaiser aus (518). Trotz seiner niedrigen Geburt behauptete er sich auf dem Throne. Religionsverfolgungen, wozu ihn die Geistlichen, und mancherlei Verbrechen, wozu sein Neffe Justinian ihn verleitete, zeichnen seine Regierung aus. Nach seinem baldigen Tode (521) folgte ihm eben dieser Justinian, der zwar den Namen des Großen nicht verdient, dem aber doch viele Regenten-Fähigkeiten nicht abzusprechen sind. (S. Justinian.) Er ward berühmt als Gesetzgeber und durch die Siege Belisars, aber wie wenig innere Kraft er dem Reiche hatte geben können, bewies der schnelle Verfall desselben nach seinem Tode. Justin II., sein Nachfolger (565), war ein geiziger, grausamer, schwacher, von seiner Gemahlin geleiteter Fürst. Die Longobarden entrissen ihm einen Theil von Italien (568), auch mit Persien führte er über Armenien einen sehr unglücklichen Krieg (570) und die Avaren plünderten die an der Donau gelegenen Provinzen. Justin fiel aus Kummer in Wahnsinn; Tiber, sein verdienstvoller Minister, wurde zum Cäsar erklärt, und der Feldherr Justinian führte den Krieg gegen Persien glücklich. Die Griechen verbanden sich jetzt zum ersten Male mit den Türken. Gegen seinen Nachfolger Tiber II. (578) verschworen sich die Kaiserin Sophia und der Feldherr Justinian vergeblich. Von den Avaren erkaufte der Kaiser den Frieden, von den Persern erzwang ihn der Feldherr Mauritius (582). Tiber erklärte ihn zum Cäsar. Mauritius (582) würde ein vorzüglicher Regent gewesen sein, aber für diese Zeiten fehlten ihm Klugheit und Entschlossenheit. Er hatte an den morgenländischen Grenzen Ruhe, welche ihm die Dank-

barkeit des Königs Cosroes II. gewährte, den er, als seine Unterthanen ihn vertrieben hatten, wieder auf den Thron setzte (591). Dessen ungeachtet wurde der Krieg gegen die Avaren durch die Schuld des Commentiolus sehr unglücklich geführt. Das Heer war mißvergnügt, und wurde bald durch unzeitige Strenge und Sparsamkeit, bald wieder durch furchtsame Nachgiebigkeit aufgereizt. Es rief endlich einen seiner Offiziere, den Phocas, zum Kaiser aus. Mauritius wurde auf der Flucht eingeholt und getödtet (602). Phocas Laster und geringe Regentenfähigkeiten führten im Innern die größte Zerrüttung herbei. Heraclius, der Sohn des Statthalters in Afrika, griff zu den Waffen, nahm Constantinopel ein, und ließ Phocas hinrichten (610). Er that sich nur in der kurzen Periode des persischen Krieges hervor. Während der ersten zwölf Jahre seiner Regierung plünderten die Avaren und andere donauische Völker die europäischen Provinzen, und die Perser eroberten die Küsten Syriens und Aegypten. Als es ihm endlich gelungen war, die Avaren zu befriedigen, zog er selbst gegen die Perser (622) und schlug sie glücklich zurück, während die aufs Neue feindlich aufgestandenen Avaren Constantinopel vergebens angriffen (626). Unterstützt von dem Aufruhr gegen Cosroes drang er bis in das Innere Persiens ein. In dem mit Siroes geschlossenen Frieden erhielt er die verlornen Provinzen und das heilige Kreuz zurück. Die Araber aber, die inzwischen unter Mahomed und den Kalifen mächtig geworden waren, eroberten unter seiner Regierung Phönicien, die Länder am Euphrat, Judäa, Syrien und ganz Aegypten (631 bis 641). Unter seinen Nachkommen war kein einziger würdiger Regent. Ihm folgte sein Sohn Constantin III., wahrscheinlich in Gemeinschaft mit seinem Stiefbruder Heracleonas (641). Der erste starb bald und letzterer verlor die Krone in einem Aufruhr und ward außerdem verstümmelt. Darauf erhielt Constans, des Constantin Sohn, den Thron (642). Blutiger Verfolgungsgeist und die Ermordung seines Bruders Theodosius (650) machten ihn dem Volke verhaßt. Die Araber, ihre Eroberungen fortsetzend, entrissen ihm einen Theil von Afrika, Cypern und Rhodus, und schlugen ihn selbst zur See (653). Innere Streitigkeiten nöthigten ihn zum Frieden. Er verließ darauf Constantinopel (659) und führte in dem folgenden Jahre gegen die Longobarden in Italien einen unglücklichen Krieg, in welchem er zu Syrakus das Leben verlor (660). Constantin IV., Pogonat, des Constans Sohn, überwand den syrakusanischen Gegenkaiser Mezizius und theilte anfangs mit seinen Brüdern, Tiberius und Heraclius, die Regierung. Die Araber überschwemmten ganz Afrika und Sicilien, brachen durch Klein-Asien in Thrazien ein, und griffen Constantinopel mehrere Jahre hinter einander zur See an (669). Dennoch erhielt er von ihnen einen guten Frieden; dagegen nöthigten ihn die Bulgaren zu einem Tribut (680). Justinian II., sein Sohn und Nachfolger (685), schwächte die Maroniten; unglücklich aber kriegte er gegen die Bulgaren (688) und gegen die Araber (692). Leontius setzte diesen grausamen Fürsten ab und sandte ihn verstümmelt nach dem taurischen Chersones (695). Leontius aber wurde wieder von Apsimar oder Tiber III. abgesetzt (698) und diesen überwand der König von Bulgarien, Trebellius, welcher Justinian wieder auf den Thron setzte (705); allein aufs Neue empörte sich gegen ihn Philippicus Bardanes. Mit Justinian II. erlosch des Heraclius Stamm. Philippinus einzige Sorge war, die Beförderung des Monotheismus, während die Araber Klein-Asien und Thrazien verwüsteten. Gegen den

allgemein gehaßten Fürsten riefen die verschiedenen Heere ihre Anführer zu Kaisern aus, unter denen Leo, ein Isaurier, die Oberhand behielt (713 bis 714). Leo trieb die Araber von Constantinopel, das sie fast zwei Jahre angegriffen, zurück, und dämpfte den von Basilius und dem vorigen Kaiser Anastasius angeregten Aufstand. Seit 726 beschäftigte ihn die Aufhebung des Bilderdienstes. Die italienischen Provinzen wurden darüber ein Raub der Longobarden, und die Araber plünderten die morgenländischen Provinzen. Nach seinem Tode (741) bestieg sein Sohn, Constantin V., den Thron, ein tapferer, thätiger und edler Fürst. Er bezwang seinen aufrührerischen Schwager Artabasdus, entriß den Arabern einen Theil Syriens und Armeniens, und überwand zuletzt auch noch die Bulgaren, gegen die er lange unglücklich gewesen. Er starb 775. Ihm folgte sein Sohn Leo III., der nicht unglücklich gegen die Araber focht; und diesem sein Sohn, Constantin VI. (780), dessen herrschsüchtige Mutter als Vormünderin und Mitregentin sich durch Wiedereinführung des Bilderdienstes eine mächtige Partei machte. Er strebte umsonst, sich von ihrer und ihres Lieblings Stauratius Abhängigkeit loszumachen, und starb (766), nachdem er geblendet worden. Gegen die Araber und Bulgaren wurde inzwischen der Krieg ziemlich glücklich geführt; doch endigte er gegen die ersten unglücklich. Der Plan der Kaiserin, sich mit Carl dem Großen zu vermählen, erregte das Mißvergnügen der Großen, welche den Patrizier Nicephorus auf den Thron setzten (802). Irene starb in einem Kloster. Nicephorus ward den Arabern zinsbar, und blieb gegen die Bulgaren (811). Stauratius, sein Sohn, verlor die Krone an Michael I., so wie dieser wieder an Leo IV. (813), Leo wurde abgesetzt und getödtet von Michael II. (826). Die Araber entrissen ihm Sicilien, Unter-Italien, Creta und andere Länder. Er verfolgte den Bilderdienst; so auch sein Sohn Theophilus. Theodora, Vormünderin seines Sohns, Michaels III., endigte den Bilderstreit (841). Während einer grausamen Verfolgung der Manichäer verwüsteten die Araber die asiatischen Provinzen. Der ausschweifende und verschwenderische Michael nöthigte seine Mutter, in ein Kloster zu gehen. Die Regierung führte statt seiner Bardas, sein Oheim, und nach dessen Ermordung Basilius, der Michaeln umbrachte (867). Basilius I. war kein ganz verwerflicher Regent (886). Seines gelehrten Sohns, Leo's V., Regierung war nicht glücklich (911). Ueber Constantin VIII., Porphyrogennet, seinen Sohn, war der Mitkaiser Alexander Vormund, und nach dessen Tode (912) seine Mutter Zoe. Romanus Lacopenus, sein Feldherr, zwang ihn (919), den Thron mit ihm und seinen Kindern zu theilen. Jener aber bemächtigte sich desselben wieder allein, und regierte mild aber schwach. Sein Sohn Romanus II. (939) focht glücklich gegen die Araber. Ihm folgte (963) sein Feldherr Nicephorus, den sein General Johannes Tzimiskes tödtete (970), welcher die Russen glücklich bekriegte. Basilius II., Romanus Sohn, folgte diesem guten Regenten. Er besiegte die Bulgaren und die Araber. Sein Bruder, Constantin IX. (1025), glich ihm nicht. Durch dessen Tochter Zoe bestieg Romanus III. den Thron (1028). Diese ausschweifende, aber staatskluge Fürstin, ließ ihren Gemahl hinrichten und erhob nach einander auf den Thron: Michael IV. (1034), Michael V. (1041) und Constantin X. (1042). Russen, Pazinaken und Araber verheerten indeß das Reich. Nach ihr ward ihre Schwester, Theodora, zur Kaiserin gewählt (1053). Ihr Nachfolger, Michael VI. (1054), ward von Isaac Comnenus abgesetzt,

Dieser wurde (1059) Mönch. Sein Nachfolger, Constantin XI. Ducas, focht glücklich mit den Uzen. Eudocia, seine Gemahlin, Vormünderin seiner Söhne Michael, Andronicus und Constantin (1067) heirathete Romanus IV., und gab ihm dadurch die Krone. Dieser focht unglücklich gegen die Türken, die ihn eine Zeit lang gefangen hielten. Michael VII., Constantins Sohn, raubte ihm den Thron (1071). Diesen entthronte Nicephorus III. (1078) und diesen Alexius I. Comnenus (1081). Unter ihm begannen die Kreuzzüge. Sein Sohn, Johann II. (1118), focht sehr glücklich gegen die Türken; Paziznaten u. A. Auch sein Sohn Manuel I. (1143) regierte nicht unglücklich. Dessen Sohn, Alexius II. (1180) entthronte sein Vormund Andronicus, und diesen wiederum Isaac (1185). Nach einer von außen und innen unruhigen Regierung stieß Alexius III. seinen Bruder, Isaac II., vom Throne (1195); zwar setzten die Kreuzfahrer ihn und seinen Sohn Alexius IV. wieder ein, aber die unruhigen Constantinopolitaner riefen Alexius V., Ducas Murzuphlus, zum Kaiser aus, welcher Alexius IV. ermordete. Zugleich starb Isaac II. Während der letzten Regierungen hatten die Könige von Sicilien an der Küste des adriatischen Meeres viele Eroberungen gemacht. Jetzt rückten die Lateiner wieder vor Constantinopel (1204), eroberten die Stadt, und behielten sie sich vor, wie die meisten europäischen Länder des Reichs. Balduin, Graf von Flandern, ward Kaiser; Bonifaz, Markgraf von Montferrat, erhielt Thessalonich als ein Königreich, und die Venetianer sehr große Länder. In Attalia, Rhodus, Philadelphia, Corinth und Epirus entstanden besondere Despoten. Theodor Lascaris riß die asiatischen Provinzen an sich, führte zu Nicäa den Kaisertitel, und war anfangs mächtiger als Balduin. Comnenus Alexius errichtete zu Trapezunt ein Fürstenthum, in welchem sein Urenkel Johann den Kaisertitel annahm. Weder Balduin noch seine Nachfolger konnten den schwankenden Thron befestigen. Er selbst starb in der Gefangenschaft der Bulgaren (1206). Ihm folgten Heinrich, sein Bruder, Peter, dessen Schwager, und Robert, dessen Sohn (1221). Bis auf Constantinopel wurden alle Länder von dem nicäischen Kaiser Johann erobert, so auch Thessalonich. Balduin II., Roberts Bruder, unter der Vormundschaft und Mitregentschaft Johanns von Brienne, Königs von Jerusalem, starb 1237, Michael Palälogus, König von Nicäa, eroberte Constantinopel (1261) und Balduin starb im Abendlande als Privatmann. Zu Nicäa regierte bis dahin: Theodor Lascaris (1204), Johann Ducas Vatazes, ein guter Regent und glücklicher Krieger (1222), Theodor II., sein Sohn (1259), welchem Michael Palälogus die Krone raubte. Michael vereinigte sich mit der lateinischen Kirche, allein schon sein Sohn Andronicus II. (1282) entsagte ihr wieder. Innere Unruhen und äußere Kriege, besonders gegen die Türken, zerrütteten das schwache Reich. Andronicus II., sein Enkel, nöthigte ihn, den Thron mit ihm zu theilen (1322) und raubte denselben ihm endlich ganz. Andronicus starb als Mönch (1328). Andronicus III., der in demselben Jahre den Thron bestieg, focht gegen die Türken unglücklich und starb 1341. Sein Sohn, Johann, mußte den Thron mit seinem Vormunde, Johann Contacuzen, zehn Jahre theilen. Auch dessen Sohn, Matthäus, ward zum Kaiser ernannt. Doch legte jener freiwillig, dieser gezwungen die Krone nieder (1355). Unter Johanns Regierung faßten die Türken zuerst festen Fuß in Europa, und eroberten Gallipolis (1357). Die Palälogen verloren von nun an auch diese europäischen Länder, theils durch Abfall, theils an

die Türken. Sultan Murad nahm Adrianopel (1361); Bajazed nahm bis auf Constantinopel fast alle europäischen Länder weg, und nöthigte Johann zum Tribut. Diesen hatte auf eine Zeit lang sein Sohn Andronicus vertrieben. Ihm folgte sein zweiter Sohn, Manuel (1391). Bajazed belagerte Constantinopel, schlug eine abendländische Armee unter Sigismund bei Nicopolis (1396) und nöthigte Manuel, das Reich mit Johann Andronicus Sohne, zu theilen, oder an ihn abzutreten. Timurs Einfall in die türkischen Provinzen rettete dießmal Constantinopel (1402). Manuel erhielt damals seinen Thron völlig zurück, und eroberte von Bajazeds uneinigen Söhnen selbst einige verlorene Provinzen wieder. Ihm folgte Johann, sein Sohn (1425), dem Murad II. alle Länder bis auf Constantinopel nahm und Tribut auflegte (1444). Dem Kaiser Johann folgte sein Bruder Constantin. Tapfer doch fruchtlos widerstand er mit seinem Feldherrn, dem Genueser Justinian, der Uebermacht und blieb heldenmüthig bei der Vertheidigung Constantinopels, durch dessen Eroberung am 29. Mai 1453 Mahomed II. dem griechischen oder byzantinischen Kaiserthum, diesem Zweige des römischen Reichs, ein Ende machte. Im J. 1461 unterwarf sich auch David Comnenus, Kaiser von Trapezunt, und trat in den Privatstand zurück.

Byzantinische Schriftsteller, oder vielmehr, wegen der größern Wichtigkeit ihrer historischen Werke, byzantinische Geschichtschreiber. Sie beginnen von Constantin dem Großen, und enden kurz nach der Eroberung von Constantinopel im Jahre 1453. Vier von ihnen bilden, sich ergänzend, eine fortlaufende Geschichte bis zum Jahre 1470, nämlich 1. Zonaras, 2. Nicetas Acominatus Choniates, 3. Nicephorus Gregoras, 4. Laonikus, oder Nikolaus Chalkondylae von Athen. Diese vier Historiker bilden eine eigentliche byzantinische Geschichte in ihrem Zusammenhang. Die übrigen Autoren, die nur einzelne Theile der byzantinischen Geschichte behandelt haben, findet man fast alle im Corpus byzantinum, welches 1648 sehr prachtvoll zu Paris in der königl. Buchdruckerei in drei Foliobänden erschienen ist. Die merkwürdigsten unter diesen sind nach der Zeitfolge: 1. Prokopius aus Cäsarea, Rhetor zu Constantinopel. Man hat von ihm acht Bücher Geschichten, nämlich: Persica in 4 Büchern, und Gothica in 4 Büchern, einzeln herausgegeben von Höschel, Augsburg 1607, und Geheime Geschichte (Anecdota) in 9 Büchern, wo er sich im Gegensatze des ersten Werks sehr feindselig gegen den Kaiser Justinian zeigt, herausgegeben von Reinhard, Erlangen und Leipzig 1753. 2. Agathias, schrieb nach Justinians Tode über dessen Regierung in 5 Büchern. Herausgegeben Paris 1660. Folio. 3. Theophylactus aus Aegypten. Man hat von ihm eine Geschichte der Thaten des Kaisers Mauricius in 8 Büchern, bis zum Jahre 604. Paris, 1644. 4. Nicephorus, Patriarch zu Constantinopel, welcher mehrere gelehrte theologische Schriften hinterlassen hat. Hierher gehört sein Breviarium historicum von der Ermordung des Kaisers Mauricius bis zum Jahre 770. Venedig 1759. 5. Johannes Scylitzes, bekleidete mehrere Staatsämter in Constantinopel. Man hat von ihm einen Abriß der Geschichte vom Jahr 811 bis auf Isaac Comnenus 1057. In einer lateinischen Uebersetzung, Venedig 1570. Dasselbe Werk setzte er fort bis auf Alexander Comnenus, 1081 (noch im Manuscript.) 6. Anna Comnena, Kaiserin. Sie schrieb eine Alexias, oder ein Werk über die Thaten ihres Vaters, des Alexius Comnenus in

15 Büchern. Herausgegeben von Höschel, Augsburg 1610. Eine vollständigere Ausgabe Paris, 1651. Folio. 7. Georg. Acropolita, Staatsmann in Constantinopel. Abriß der byzantinischen Geschichte von der Eroberung Constantinopels durch die Lateiner (1204) bis zu dessen Wiedereroberung (1260). Paris, 1651. 8. Georg. Pachymeres, bekleidete hohe Staats- und Kirchenämter in Constantinopel. Byzantinische Geschichte in 13 Büchern, von der Geburt des Michael Palälogus 1158 bis zum Jahre 1308. Frankfurt, 1563. Folio. 9. Joannes Cantacuzenus, Kaiser, byzantinische Geschichte in 4 Büchern, vom Jahre 1320 bis 1354. Paris, 1645. 10. Georg. Codinus, Palastaufseher in Constantinopel, Wir besitzen von ihm mehrere Werke über die Alterthümer von Constantinopel. Das wichtigste darunter ist über die Aemter und Dienste bei dem Hofe und der Kirche von Constantinopel. Paris, 1648. Folio. 11. Constantinus Porphyrogennetus, oder Porphyrogenneta, Kaiser. Er beschrieb das Leben seines Großvaters, Basilius Macedo; herausgegeben von Johannes Meursius. Dann besitzen wir ein Werk von ihm über die Staatsverwaltung, an seinen Sohn, und über die Provinzen (*Θέματα*) des orientalischen und occidentalischen Kaiserthums, anderer Schriften und Sammlungen nicht zu erwähnen. Das wichtigste von ihm ist über die Ceremonien des byzantinischen Hofs; herausgegeben von Leich und Reiske, Leipzig, 1751 bis 1754. 2 Vol. 12. Ducas schrieb nach der Eroberung von Constantinopel eine byzantinische Geschichte vom Jahre 1341 bis zur Eroberung von Lesbos (1462). 13. Anselmus Banburius, Presbyter und Benedictinermönch, hinterließ ein weitläuftiges Werk über die Alterthümer von Constantinopel, in welchem mehrere Werke älterer Schriftsteller enthalten sind. 14. Petrus Gillius. Von ihm haben wir 3 Bücher über die Meerenge von Constantinopel und 4 Bücher von der Topographie und den Alterthümern Constantinopels. 15. Zosimus, schrieb eine römische Geschichte in 6 Büchern von Augustus bis zum Honorius. Dieses Werk ist besonders für die spätern Epochen wichtig. Herausgegeben von Reitemeyer. Leipzig, 1784. 16. Georg Phranzes starb nach Constantinopels Eroberung in einem Kloster von Corfu. Man hat von ihm eine Chronik der byzantinischen Geschichte in 4 Büchern vom Jahre 1401 bis 1477. Herausgegeben von Alter. Wien, 1796. Da das Leben dieser Schriftsteller in die ganz gesunkenen Zeiten der griechischen Literatur fällt, so kann man leicht denken, daß sie weniger den Geschmack, als die Wißbegierde befriedigen. Denn wiewohl sich eine gewisse Liebe zur Gelehrsamkeit noch spät im friedlichen und kunstliebenden Constantinopel erhielt, so war doch die Blüthe längst dahin, und todte Künstelei und Nachahmungssucht waren an die Stelle der lebendigen Darstellung getreten. Auch die besten unter ihnen, wie Prokopius und Zosimus, bedienen sich barbarischer Wörter und Redensarten, und man kann zu ihrem vollständigen Verständniß der neugriechischen Glossarien nicht gänzlich entbehren. Doch bleiben sie stets von großer Wichtigkeit. bb.

Byzanz, Byzantium, also benannt von seinem ersten Erbauer Byzas, und am thrazischen Bosporus auf einem dreieckigen Vorgebirge gelegen, das heutige Constantinopel und schon im Alterthum eine blühende Stadt. Sie war eine griechische Colonie, von den Megarensern gegründet und in der Folge von Milesiern und andern griechischen Völkern erweitert und verschönert. Neben ihr

befand sich eine kleine Bucht des Propontis, mit Namen Ceras, welche drei Häfen bildete. Die schöne und vortheilhafte Lage von Byzanz begünstigte den Handel ungemein, und setzte sie in den Stand, den Handel Anderer nach dem schwarzen Meere einzuschränken und mit Zöllen und Abgaben zu belegen. Wenn alles dieß den Reichthum der Stadt sehr vermehrte, so mußte sie doch auch vielfach von den Anfällen der Thrazier, Bithynier, Gallier und selbst der Griechen leiden, die sie wegen ihrer glücklichen Lage beneideten. Besonders hart ward sie im peloponnesischen Kriege mitgenommen. Nach demselben aber gewann sie wieder, und unter den Kaisern begann ihr höchster Flor. Seit Constantin ward sie die zweite Hauptstadt des römischen Reichs und die Residenz des Regenten, welche sich bemühten, ihr den Glanz des alten Roms zu geben. Sie wurde, wie Rom, in vierzehn Regionen getheilt, erhielt ein Amphitheater, ein Forum romanum, einen Circus maximus und eine Menge prächtiger Gebäude und Statuen, die man zum Theil aus Rom dahin brachte. Nach der Eroberung durch die Türken erlitt sie mancherlei Veränderungen. (Vergl. Constantinopel.)

C. *)

C, der dritte Buchstabe des deutschen Abc, welcher vor a, o und u wie k, vor e und i wie z lautet. In der Musik bezeichnet C: 1. die erste Klangstufe in jeder der vier Octaven unsers Tonsystems. Von ihm, als dem Grundtone, geht dasselbe aus (vergl. Ton, Tonart); 2. den Viervierteltact, und wenn es durchstrichen ist, den Zweizweiteltact; 3. einen Notenschlüssel. (S. Schlüssel.)

Cabale. Der Begriff dieses Wortes ist bekannt genug, weniger aber sein Ursprung. Man nannte aber in England Cabal das berüchtigte englische Ministerium unter Carl II., welches aus den fünf schändlichen Männern Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, bestand, deren Anfangsbuchstaben, zusammengesetzt, dieses Wort (Cabal) bilden. (S. Carl II.)

Cabanis (Pierre Jean George). Dieser verdienstvolle Arzt, Philosoph und Literator war zu Cognac im J. 1757 geboren. Als 14jähriger Jüngling kam er nach Paris, wo er sich mit dem größten Eifer den Wissenschaften widmete. Schon im 16ten Jahr erhielt er eine Secretärstelle bei einem polnischen Magnaten, der sich in Paris befand. Er kam nach Polen, war Zeuge des stürmischen Reichstags von 1773, der ihn mit Schwermuth und Verachtung gegen die Menschen erfüllte, und kehrte nach zwei Jahren nach Paris zurück. Da die französische Akademie für die Uebersetzung eines Fragments aus dem Homer einen Preis ausgesetzt hatte, wagte er nicht nur unter die Bewerber zu treten, sondern er beschloß, die ganze Iliade zu übersetzen. Die beiden Bruchstücke, die er der Akademie vorlegte, blieben zwar von derselben unbeachtet, aber geschmackvolle Männer urtheilten anders, und er erhielt von vielen

*) Wenn der Leser Artikel, welche in den Plan dieses Werks gehören, vergebens unter diesem Buchstaben suchen sollte, so wird er dieselben unter dem K finden.

Seiten Beifall. Seine Gesundheit hatte durch die anhaltenden Studien gelitten, und, weil ein Entschluß für die Zukunft gefaßt werden mußte, entschied er sich endlich für die Medicin. Der geschickte Arzt Dubreuil war sein Lehrer und Rathgeber. Um seine Gesundheit wieder herzustellen, rieth ihm dieser an, aufs Land zu ziehen. Cabanis wählte das nahe bei Paris gelegene Auteuil. Hier machte er die Bekanntschaft der Madame Helvetius. Bei ihr ward er mit Holbach, Franklin und Jefferson bekannt, und gewann die Freundschaft von Condillac, Turgot und Thomas. Dieser und Holbach machten ihn mit Voltaire, Diderot, d'Alembert und andern Gelehrten vom ersten Range bekannt. Indeß hatte sich Cabanis ganz seinen Berufsgeschäften gewidmet und den schönen Wissenschaften entsagt. In seinem Serment d'un médecin nahm er im Jahre 1783 förmlich Abschied von ihnen, und befestigte sich in diesen Gesinnungen, je mehr die Revolution sich näherte. Bei ihrem Ausbruche bekannte er sich zu ihren Grundsätzen, aber er verabscheute die Greuel, durch welche sie befleckt wurde. Gleiche Meinungen hatten ihn mit Mirabeau zusammengeführt. Das Genie dieses außerordentlichen Mannes, der die entgegengesetztesten Eigenschaften in sich vereinigte, und Lob und Tadel in gleichem Maße verdiente, bemächtigte sich seines arglosen Herzens, und zog ihn in ein Bündniß, über welches Cabanis vielfältig angefochten wurde. Mirabeau verstand meisterhaft die Kunst, sich mit fremden Arbeiten zu schmücken, und bekam von ihm die Schrift über die öffentliche Erziehung, die nach seines Freundes Tode Cabanis selbst 1791 herausgab. Eine noch innigere Freundschaft hatte er mit Condorcet geschlossen. Er starb als Mitglied des Senats am 5. Mai 1808.

Cabarrus (François, Graf von), war 1752 zu Bayonne geboren, und von seinem Vater, einem ausgezeichneten Kaufmann, ebenfalls zur Handlung bestimmt. Nachdem er zu London und Toulouse unterrichtet worden, schickte ihn sein Vater zu einem seiner Handelsfreunde, Galabert, nach Saragossa, dessen Tochter er wider den Willen beider Familien heimlich, im J. 1772, heirathete. Doch etablirte ihn sein Schwiegervater zu Caravanchel in einer Seifenfabrik, deren Direction er ihm übertrug. Die Nähe von Madrid erlaubte ihm, sich mit mehrern Gelehrten daselbst, und namentlich mit dem Abbé Guevara, dem Verfasser der Zeitung von Madrid, in Verbindung zu setzen, der ihn mit dem Grafen von Campomanes und dem P. Olavides bekannt macht. Dadurch und durch die Zeitumstände entwickelten sich in ihm ehrsüchtige hochstrebende Plane. Der nordmerikanische Krieg, an dem Spanien gegen England Theil nehmen mußte, beraubte dieß Land des Gebrauchs seiner Hülfsquellen in Amerika, und Cabarrus, der von dem Finanzminister in dem höchsten Drange der Umstände um Rath gefragt worden, schlug vor, ein Interessen tragendes Papiergeld zu creiren; dem gemäß wurden zehn Millionen Piaster in Umlauf gesetzt, und da sie bald besser als baares Geld standen, gewann Cabarrus das entschiedenste Ansehn. Darauf errrichtete er die Bank di San Carlos 1782, deren Director er ward, und eine Handlungscompagnie der Philippinen im J. 1785. Cabarrus wurde Finanzrath. Nach Carls III. Tode, im J. 1788, fiel er aber in Ungnade. Florida Blanca ward Minister und Llerena klagte ihn sogar an, und bewirkte 1790 seine Verhaftung. Erst 1792 ward er freigesprochen, entschädigt und zum Grafen erhoben. Als ernannter bevollmächtigter Minister des Königs von Spanien bei dem Friedenscongreß ward er

den 8. Juni 1797 dem Vollziehungsdirectorium in dieser Eigenschaft vorgestellt. Bei seiner Rückkunft nach Spanien hatte er vielen Antheil an den Veränderungen, die im Ministerium vorgenommen wurden. Von neuem zum Botschafter nach Frankreich bestimmt, wurde er vom Directorium nicht angenommen, weil er ein geborner Franzose sei. Er verließ Paris und begab sich in Geschäften nach Holland. Der König berief ihn abermals zum Ministerium der Finanzen, schenkte ihm den schmeichelhaftesten Empfang und sechs Millionen Realen. Er fiel aber von neuem in Ungnade, machte 1803 mehrere Reisen nach Paris, und starb den 27. April 1810 als spanischer Finanzminister, zu welcher Stelle ihn Joseph Buonaparte erhoben hatte. Seine Tochter, eine durch Schönheit und Talente gleich berühmte Dame (vergl. Reichardts Briefe aus Paris), die aus Dankbarkeit in der Schreckensepoche den sonst vielfach berüchtigten Tallien geheirathet hatte, aber später von ihm geschieden wurde, vermählte sich in zweiter Ehe mit dem Grafen von Caraman, ist aber Witwe und lebt in Paris.

Cabbala. Der Name Cabbala, welcher durch mündliche Ueberlieferung verdeutscht wird, bezeichnet bei den Juden bald die Lehre von den Propheten, bald die voralterlichen Sagen, bald aber, und zwar vorzüglich, die mystische Philosophie. Der Name Cabbala ist so alt nicht; was aber die cabbalistische Philosophie betrifft, so sind die Meinungen der Gelehrten über den Ursprung derselben sehr verschieden. Die Juden leiten die cabbalistischen Geheimnisse aus den ältesten Zeiten ihres Volks, ja von Adam selbst her. Wenn aber auch bei den Hebräern schon in den frühesten Zeiten ein geheimer Unterricht Statt gefunden hat, so ist dieses doch nur in gottesdienstlichen Sachen der Fall gewesen. Was indeß die philosophische Cabbala betrifft, so ist der Ursprung derselben in Aegypten zu suchen, und von den Zeiten des Simeon Schetachibes an zu rechnen, welcher sie aus Aegypten nach Palästina gebracht hat. Erst im 2. Jahrhunderte wurde sie niedergeschrieben, damit sie mit der Zerstreuung des jüdischen Volks nicht verloren gehen möchte. Die neuern Ausleger haben viel Fremdartiges eingemischt. Man theilt die Cabbala in die symbolische und reale. Die symbolische beschäftigt sich vorzüglich mit Buchstaben, denen sie geheimnißvolle Bedeutungen gibt; die reale, welche der symbolischen entgegengesetzt wird, und Lehren begreift, wird wieder in die theoretische und practische eingetheilt. Die theoretische sucht die heilige Schrift nach den geheimen Ueberlieferungen zu erklären, und ein philosophisches System der Metaphysik, Physik und Pneumatik aus derselben aufzustellen; die practische hingegen verspricht uns eine Wissenschaft, Wunder zu thun, und zwar blos durch eine künstliche Anwendung der göttlichen Namen und Sprüche in der heiligen Schrift. Nach dem Wiederaufblühen der Wissenschaften studirten viele gelehrte Männer die Cabbala. Unter den neuern Cabbalisten sind vorzüglich Heinrich Morus und Christian Knorr berühmt, welcher letztere das Vornehmste aus den cabbalistischen Schriften in zwei lateinischen Quartanten zusammengetragen hat.

Cabinet, bedeutet eigentlich ein kleineres Zimmer neben einem größern, wird aber noch auf mehrere weitere Begriffe ausgedehnt. Sein nächster Sinn ist der zurückgezogenste Ort im schönsten Theile eines Privatgebäudes, entweder zum Arbeiten, oder zur besondern Unterhaltung, oder zur Aufbewahrung kostbarer Sachen bestimmt. —

In einer Fürstenwohnung ist das Cabinet das Gemach, welches der Regent für seine Person ausschließlich bewohnt; dann aber auch das Zimmer, in welchem er die Regierungsgeschäfte bearbeitet, seine geheimen Räthe hört, und aus welchem seine Beschlüsse ausgehn. Daher gilt Cabinet auch für die Regierung, besonders in politischer Hinsicht. „Das Londner, Wiener Cabinet, das Cabinet von St. Cloud, der Tuilerien ꝛc.“ Manche Chargen, deren Geschäfte den Zutritt in das Cabinet verschaffen, erhalten davon ihr Prädicat: „Cabinetsrath, Cabinetssecretär.“ — Endlich ist Cabinet jeder Theil eines Gebäudes, oder jedes Gebäude, oder mehrere Gebäude, worin Kostbarkeiten aus dem Natur- oder Kunstreiche aufbewahrt werden, als Gemählde, Pflanzen, todte Thiere, Münzen, Fossilien, Seltenheiten aller Art; und, durch Metonymie, diese Sammlungen selbst: das Münz-, das Naturalien Cabinet u. s. w. Da man nur vorzügliche Stücke in dergleichen Sammlungen aufnimmt, so nennt man ein ausgezeichnetes schönes Kunst- (auch zuweilen Natur-) Werk: ein Cabinetsstück, und einen Künstler, der besonders vortreffliche Arbeiten liefert, z. B. einen Mahler, einen Cabinetsmahler.

Cabinetsbefehle, s. Cabinet, und in Beziehung auf England s. Continental-System und Großbritannien.

Cabochon, ein Edelstein, besonders ein Rubin, der zwar schon geschliffen, aber noch nicht gehörig geformt ist.

Cabot (Sebastiano), eigentlich Cabotto, ein berühmter Seefahrer und Entdecker, so wenig es auch möglich ist, seine Reisen und Entdeckungen mit Bestimmtheit anzugeben. Sein Vater, Giovanni Cabotto, ein Venetianer, war nach England gegangen, um Heinrich VII. seine Dienste anzubieten, die auch angenommen wurden. Von seinen Seereisen aber wissen wir nichts. Sein zweiter Sohn war Sebastian, geboren zu Bristol 1477. Er machte mehrere Reisen. Nach der gewöhnlichen Meinung entdeckte er am 24. Juni 1497 die Ostküste von Neufundland. Im J. 1526 trat er in spanische Dienste, in welchen er ebenfalls Reisen machte, und namentlich den Platastrom befuhr. In seinem Alter kehrte er nach England zurück, wo er als königlicher Oberpilot und Gouverneur der Gesellschaft zur Entdeckung unbekannter Länder starb.

Cabotage, die Fahrt an den Küsten von einem Hafen zum andern, bei der man die hohe See vermeidet; auch die Kenntniß der Küsten, und der Handel, der an den Seeküsten getrieben wird. — Cabotier, ein plattes Fahrzeug, das an den Küsten gebraucht wird, ein Küstenfahrer. — Cabotiren, die Küsten befahren, oder Küstenhandel treiben.

Cacadu, eine Art Papagei, weiß von Farbe, mit einem hohen Federbusche geziert. Er wohnt in Ostindien und auf den nahe liegenden Inseln. In Europa wird er in vornehmen Häusern häufig gehalten, weil er possirlich ist; zum Sprechen hat er wenig Anlage.

Cacao. Cacaobohnen nennt man die Früchte eines Baums (theobroma cacao) auf einigen westindischen Inseln und in dem zwischen den Wenoekreisen gelegenen Theile von Amerika, welche einen sehr angenehmen bittern Geschmack und sehr viel Oel besitzen, und zur Grundlage der Chocolade angewendet werden. Cacaobutter ist das ausgepreßte Oel der Cacaobohnen und bildet eine Art Seife.

Cachet (Lettres de), geheime Verhaftsbefehle, vermöge welcher von den ehemaligen Königen von Frankreich Jedermann nach Be-

lieben eingekerkert oder an einen gewissen Ort verwiesen werden konnte, ohne eine Ursache davon anzugeben. Die erste Anwendung derselben schreibt man dem unter dem Ministerium des Cardinals Richelieu so berüchtigten Capuciner, Pater Joseph, zu.

Cacherie heißt wörtlich eine üble, krankhafte Disposition und wird besonders von demjenigen Zustande des Körpers gebraucht, der seine Ernährung herabgesetzt und verderbt. Sie äußert sich durch Abmagerung und weißfarbiges Ansehn der Haut, und gesellt sich zu vielen, besonders chronischen Krankheiten. Daher nennen wir cachektisch solche Personen, deren übles Aussehen, blasse, gelbliche, erdfahle Hautfarbe auf ein inneres Uebelbefinden schließen läßt.

Cäcilie, (die heilige) wird für die Erfinderin der Orgel ausgegeben und als Schutzpatronin der Musik verehrt. Diese fromme Jungfrau sollte, nach der Legende, die Gattin eines heidnischen Jünglings, Valerian, werden; allein sie wollte im jungfräulichen Stande bleiben und fürchtete ihre Hochzeit. Am Tage derselben betete sie nur um göttliche Hülfe, nicht achtend auf die Feierklänge der hochzeitlichen Musik (cantantibus organis illa in corde suo soli Domino decantabat). Es gelang ihr, den Bräutigam und dessen Brüder zu bekehren, und im Jahre 220 soll sie den Märtyrertod erlitten haben. Daß in ihrer Legende der Ausdruck organa, musikalische Instrumente, vorkam, dieser Umstand wurde ergriffen, und sie zur Heiligen der Musik gemacht; die Orgeln aber sind weit jüngern Ursprungs. Wie dem indeß sei, so hat dieser Mönchsirrthum eine schöne christliche Muse geschaffen, den heiligen Gesang christlicher Andacht gleichsam personificirt, und dadurch den Künsten einen schönen Stoff geboten, wie dem großen Rafael zu einem in Bologna befindlichen Gemählde. So hat auch ihr Tag, der den 22. November besonders zu London und Paris gefeiert wird, schönen Wetteifer unter Dichtern und Musikern veranlaßt. Die größten englischen Dichter haben gewetteifert, dieses Fest durch Lobgesänge auf die Tonkunst zu verherrlichen, namentlich Dryden, Pope, Addison, Congreve. F.

Cacodämon, s. Agathodämon.

Cacus, ein furchtbarer Räuber in Italien, der Schrecken des aventinischen Waldes, der Umwohnenden und Fremden, ein ungeheurer, und nach Einigen auch feuerspeiender Riese von übermäßiger Kraft und schrecklicher Gestalt, war ein Sohn Vulkans. Eine ungeheure Höhle mit langen Windungen war seine Wohnung, über deren Eingange Köpfe und Arme der Erschlagenen hingen, und die er mit einem Steine verschloß, den 20 Paar Stiere nicht fortbewegen konnten. Als Herkules des Geryon Rinder durch Italien trieb, raubte ihm Cacus einige derselben, und führte sie, um die Spur zu verbergen, rückwärts in die Höhle. Aber das Gebrüll verrieth sie, worauf Herkules den Räuber ergriff, und nach einem schrecklichen Kampfe (s. Virgils Aeneide im 8. Buche) mit der Keule erschlug. Zum Dank errichtete Herkules die Ara maxima, Evander aber nebst seinen Arcadiern erwiesen dem Hercules als ihrem Wohlthäter göttliche Ehre.

Cada Mosto oder Ca da Mosto (Luigi da), geboren zu Venedig gegen das J. 1432, widmete sich nach einer sorgfältigen Erziehung dem Handel, und machte mehrere Reisen im mittelländischen und atlantischen Meere. Am 8. Aug. 1454 reisete er auf dem Schiffe seines Landsmannes, des Marco Zen, nach Flandern. Widrige Winde hielten ihren Lauf in der Straße von Gibraltar auf, und sie waren genöthigt, bei dem Cap St. Vincent anzulegen, wo in der Einsam-

keit der Prinz Heinrich seinen Studien oblag und sich mit der Entdeckung der afrikanischen Küsten beschäftigte. Cada Mosto, ein Jüngling voll Unternehmungsgeist, ging in die Plane dieses Fürsten ein, bot demselben seine Dienste an und erhielt ein Fahrzeug von 90 Tonnen, auf welchem ein portugiesischer Patron angestellt war. Am 22. März 1455 reisete er von Lagos ab, verweilte zu Porto-Santo, dann zu Madera und legte auf den canarischen Inseln bei Gomera an; die Eisen- und Palmeninseln berührte er nur. Darauf kam ihm das weiße Vorgebirge zu Gesicht; er passirte Arguin, wo 1445 der Prinz Heinrich eine Niederlassung angelegt hatte, und lief von da in den seit fünf Jahren entdeckten Senegal ein. Cada Mosto fuhr in südlicher Richtung an der Küste hin, und verweilte bei dem Fürsten Damel, dessen Staaten sich vom Senegal bis zum grünen Vorgebirge erstreckten. Nachdem er Gold und Sclaven eingehandelt hatte, richtete er seinen Lauf nach dem im letzten Jahre entdeckten grünen Vorgebirge. Hier vereinigte er sich mit zwei andern Entdeckungsschiffen des Prinzen Heinrichs, welche von Antonietto Uso, einem genuesischen Edelmann, und von einem Stallmeister dieses Fürsten geführt wurden. Sie setzten ihre Reise längs der unbekannten Küste hin fort, worüber Cada Mosto die interessantesten Nachrichten gibt. Endlich kamen sie an die Mündungen des Gambia, dessen Reichthümer man ihnen gerühmt hatte. Da sie indeß von den Einwohnern feindlich angegriffen wurden, und die Schiffsmannschaften, von der langen Reise ermüdet, darüber den Muth verloren, so sahen sie sich genöthigt, nach Portugal zurückzukehren. Im Jahre 1456 machte Cada Mosto gemeinschaftlich mit Antonietto Uso und einem andern Portugiesen eine zweite Reise nach dem Gambia. Ein Windstoß trieb sie im Angesicht des weißen Vorgebirges vom Lande ab, und nachdem sie drei Tage lang gegen dieses Ungewitter gekämpft hatten, entdeckten sie die Inseln des grünen Vorgebirges. Die Insel, bei welcher sie landeten, nannten sie Buonavista, die größte aber St. Yago. Als sie dießmal in den Gambia einliefen, wurden sie von den Einwohnern gut aufgenommen, allein der Eintausch des Goldes entsprach ihren Erwartungen nicht. Die drei Schiffe kamen bis zu dem Fluß Casamansa und dem Rio Grande, und kehrten darauf nach Portugal zurück. Cada Mosto blieb daselbst bis 1463, in welchem Jahre Prinz Heinrich starb. Die Beschreibung seiner Reisen Prima navigazione per l'Oceano alle terre de' Negri della bassa Etiopia, di Luigi Cadamosto, Vicenza 1507 und Mailand 1519), die älteste von den Schifffahrten der Neuern, ist ein wahres Muster. Es herrscht darin eine bewundernswürdige Ordnung, die Details sind anziehend, die Beschreibungen klar und genau. Man erkennt allenthalben einen unterrichteten Beobachter.

Cadenz (Cadence, Cadenza), **Schlußfall, Tonschluß**, ist diejenige Form der Töne, welche dem Ohr das Gefühl eines Ruhepunctes oder Endpunctes gibt. Man unterscheidet deren demnach zwei Arten: eine solche, nach welcher das Ohr eine Reihe der Töne schlechterdings für geschlossen, beendigt, erklären muß, und also keine weitere Fortsetzung derselben erwarten kann, — diese ist die **vollkommene Cadenz**; und eine solche, welche nur das Gefühl eines Ruhepunctes gewährt, nach welcher man also eine Fortsetzung der Tonreihe erhalten muß — **Halbcadenz**. Durch die erstere werden sowohl die Haupttheile eines Tonstücks von einander abgesondert, als die ganzen Tonstücke geschlossen (Finalcadenz). Sie besteht aus drei

Theilen: 1. der auf den Niederschlag des Tactes fallenden Vorbereitung, 2. dem in den Aufschlag des Tactes fallenden Uebergang in den Hauptton, und 3. dem eigentlichen Ruhepunkt, den man auch die Cäsur des Tonschlusses nennt, und welcher wieder in den Niederschlag des Tactes fällt. Damit das Ohr das Gefühl völliger Beruhigung erhalte, muß die Modulation der Töne wieder in den Hauptton zurückgeführt werden und mit dem harmonischen Dreiklang auf dem Grundtone endigen. Kommt der Grundton auf den Dreiklang einer Nebentonart, in welche man ausgewichen ist, so entsteht eine Halbcadenz, mit welcher bloß eine Periode geschlossen wird. Folgt auf den Vorbereitungsaccord statt des Schlußaccordes ein anderer, so nennt man dieß eine trügerische, abgebrochene, unterbrochene Cadenz, Betrugschluß (clausula falsa, cadence rompue, cadenza d'inganno, cadenza sfuggita), weil hier das Ohr gleichsam getäuscht oder betrogen wird, indem es etwas Anderes erwartete. Häufig versteht man unter Cadenz auch jene freie Phantasie, die der Sänger oder Concertspieler, um den Hauptinhalt des Satzes nach seiner individuellen Empfindungsart auszudrücken, vor dem Hauptschlusse des Tonstücks anbringt, wo der Schlußfall in die Haupttonart, mittelst einer über die Dauer ihrer Gattung ausgehaltenen Note (s. Fermate) aufgehalten wird. Hier fällt der Sänger oder Concertspieler mit seiner Phantasie, nach einer kleinen Pause, ein, und entwickelt, wofern er von echtem Kunstgefühle beseelt ist, entweder einen Hauptgedanken des Tonstücks oder legt alle Hauptgedanken in ihrer Aufeinanderfolge nochmals in gedrängter Uebersicht vor. Hierauf nähert er sich der Vorbereitungsnote des Schlusses und fällt gemeiniglich mit einem Triller wieder in den Hauptton des Stücks ein. Diese Art von Cadenz nennt man figurirte Cadenz, auch Cadenz in der Melodie, zum Unterschied von den vorigen Arten, Cadenzen in der Harmonie. (S. Clausel.) dd.

Cadi bedeutet im Arabischen einen Richter oder Rechtsgelehrten. Bei den Türken ist Cadi der Titel eines Unterrichters, zum Unterschied von dem Molla oder Oberrichter. Sie werden zu der Geistlichkeit gezählt, weil die Türken ihr Gesetz von ihrem Propheten haben.

Cadiz oder Cadix, im Königreich Sevilla, ist die reichste Handelsstadt und eine der schönsten Städte Spaniens. Sie liegt auf dem westlichen Ende der langen und unförmlichen Erdzunge einer Insel, welche Leon heißt. Der südöstliche Theil dieser Insel ist durch einen schmalen Canal oder Arm des Meers von dem festen Lande getrennt, aber durch die alte Brücke Suaço damit verbunden. Die Stadt ist mit einer Mauer und unregelmäßigen Bastionen umgeben, wie es die Beschaffenheit des Erdbodens zugelassen hat. An der Südseite kann man ihr wegen der hohen und steilen Ufer nicht beikommen, an der Nordseite ist eine Landung wegen der Sandbänke und Klippen, welche sich unter dem Wasser befinden, gefährlich. An der Südwestspitze ist eine Reihe von Felsen, die zum Theil, wenn das Meer hoch geht, mit Wasser bedeckt sind, und auf der Spitze St. Sebastian ist ein starkes Fort zur Vertheidigung angelegt. Cadix kann also nur von der schmalsten Seite der Erdzunge angegriffen werden, und hier hat man Alles angewendet, um es gegen feindliche Angriffe sicher zu stellen. Man kann demnach Cadix für eine Hauptfestung ansehen. Die geräumige Bay von Cadix bildet einen trefflichen Hafen, und besteht eigentlich aus zwei an einander hängenden Meerbusen. Der erste von diesen Meerbusen heißt Bahia de Cadix, der andere Bahia de Puntales. Die Oeffnung des ersten beträgt 2000 Klafter, die

des zweiten aber nur 500 Klafter. Diese Oeffnungen, so wie überhaupt der Hafen und die Stadt werden durch die Forts St. Catharina, St. Sebastian, Chiclane, Matagorda, Puntales und Fort Luis vertheidigt. Die Bahia de Cadix ist der allgemeine Hafen der Kauffahrteischiffe, die Bahia de Puntales aber der Hafen der Kriegsschiffe und der nach Amerika gehenden und von da herkommenden Kauffahrteischiffe, denn die Schiffe fremder Nationen durften daselbst nicht einlaufen. In Ansehung der Kriegsmarine galt Cadix immer für einen Hauptplatz und nach Bourgoins Meinung war es der vollständigste Seeplatz von ganz Europa. Die Stadt ist seit dem Jahre 1786 sehr erweitert, verschönert und mit geschmackvollen neuen Gebäuden versehen worden. Sie hat ein Bisthum, eine alte und eine ungemein prächtige neue Kathedralkirche, dreizehn Klöster, eine Steuermanns-, nautische und mathematische Schule, eine vortrefflich eingerichtete Sternwarte, ein See- und Landhospital, ein chirurgisches Lehrinstitut, einen botanischen Garten, ein Nationaltheater, ein ansehnliches Versammlungshaus, funfzehn Civilhospitäler. Die Zahl der Einwohner belief sich vor dem J. 1808 auf mehr als 70,000. Auf der Erdzunge bei der Stadt sind sehr wichtige Salzwerke und Weingärten, worin ein guter Wein wächst. Die Fischerei von Thunfischen ist erheblich. Unter die Unannehmlichkeiten der Stadt gehört der Mangel an trinkbarem Wasser. Es ist zwar jedes Haus mit einer Cisterne versehen; aber das frische Wasser wird von der Stadt Puerto de Santa Maria geholt. Cadix gehört unter die beträchtlichsten Handelsplätze Europens. Es ist der Mittelpunct des spanisch-amerikanischen Handels. Alle Handlung treibende europäische Nationen haben hier ihre Consuln, Agenten und Correspondenten. Im Jahre 1795 waren 110 große Handelshäuser in Cadix, ohne die vielen kleinern. Im J. 1792 betrug der Werth der aus andern Erdtheilen eingeführten Waaren 100 Millionen, und der Werth der Ausfuhr 270 Millionen Realen. Im Jahre 1804 belief sich die Zahl der eingelaufenen Schiffe auf 1386. Die Stadt Cadix ist uralt. Sie wurde zuerst von den Tyriern erbaut und Cadix, d. h. ein Zaun oder ein eingezäunter Ort, genannt. Nach ihnen besaßen es die Carthaginienser und dann die Römer, welche es Gades nannten. In der Folge bemeisterten sich die Araber dieser Stadt, und besaßen sie bis zum Jahr 1262, wo sie ihnen durch die Spanier entrissen wurde. Im Jahre 1696 wurde Cadix von den Engländern geplündert und verbrannt, von den Spaniern aber wieder, und zwar in einem festern Zustande hergestellt. Im Jahre 1702 versuchten die Engländer einen abermaligen Angriff, richteten aber nichts aus. Im Jahre 1800 raffte die Pest 8000 Menschen hin. Als Spanien mit Frankreich alliirt war, wurde Cadix mehrmahls von den Engländern blockirt, und auch einmal, jedoch ohne Erfolg, bombardirt. Im Jahre 1805 fiel in der Nachbarschaft die wichtige Seeschlacht vor, s. Trafalgar. Seit der Revolution von 1808 war Cadix bis zu Ferdinands VII. Rückkehr im Insurrectionszustande. Nach den Fortschritten der französischen Truppen in Andalusien zog sich die oberste Insurrections-Junta nach Cadix, versammelte dort ihre stärkste Macht, und wurde noch durch beträchtliche englische Corps aus Gibraltar und Portugal verstärkt. Sie ließ die Erdzunge vor Cadix abgraben und die 700 Schritt lange Brücke, welche das feste Land mit der Insel Leon verbindet, abbrechen. Cadix wurde dadurch gänzlich vom Lande getrennt, und da es von der Seeseite durch Festungswerke, Forts, vorzüglich aber durch

starke spanische und englische Flotten geschützt war; so gehörte die Belagerung dieser Stadt zu den außerordentlichsten Unternehmungen. Seit dem Februar 1810 blockirte sie General Sebastiani von der Landseite; im März wurden die Laufgräben an mehreren Orten längs der Küste eröffnet, und ungeachtet des heftigsten Feuers aus den Forts, von den Schiffen und schwimmenden Batterien und unter mehrmahligen starken Ausfällen, die Belagerungswerke fortgesetzt, die Forts längs der Bay eingenommen, und endlich auch das wichtige Fort Matagorda, Cadix gegenüber, erobert. Von hier aus wurde ein Versuch gemacht, die Stadt, ungeachtet der großen Entfernung, zu bombardiren, zu welchem Ende die Franzosen Mörser von einer neuen Erfindung zu Sevilla hatten gießen lassen. Den 15. December wurden die ersten Bomben und Granaten geworfen, und flogen bis in die Stadt. Die Beschießung wurde fortgesetzt, weil aber die Häuser in Cadix fast durchaus von Stein gebaut und mit wenig Holzwerk versehen sind, so entstand kein Brand, und der Schaden war unbedeutend. Im Jahre 1811 wurden die ungeheuren Belagerungsanstalten der Franzosen vor Cadix fortgesetzt, obgleich die vereinigten Engländer und Insurgenten mehrere Versuche zum Entsatz machten, und wirklich einmal die Werke der Belagerer, wenigstens zum Theil, zerstörten. Vorzüglich war man mit dem Bau und der Ausrüstung einer Flottille beschäftigt, womit der Angriff auf die Insel Leon gemacht werden sollte. Dagegen waren die Spanier mit ihren Vertheidigungsanstalten in größter Thätigkeit, weil von der Eroberung der Insel das Schicksal von Cadix abhing. Dieser Zustand dauerte bis in die letzte Hälfte des Jahres 1812, wo Wellingtons siegreiches Vorrücken in die Mitte von Spanien die Franzosen nöthigte, sich für immer aus Andalusien zurückzuziehen und die mit seltener Anstrengung betriebene Belagerung aufzugeben. Die neueste Geschichte der Insel Leon s. im Nachtr. Band X. dieses Werks, Art. Spanien.

Cadmus, ein berühmter Name, der in der Mythologie und Geschichte mehreren Personen beigelegt wird. Der berühmteste ist Agenors Sohn und Neptuns Enkel. Er wurde nebst seinen Brüdern von dem Vater ausgesendet, um ihre vom Jupiter entführte Schwester Europa aufzusuchen, ohne welche sie nicht wieder zurückkehren sollten. Nach mehrern Abenteuern befragte Cadmus wegen seiner Schwester das Orakel zu Delphi, welches ihm befahl, vom ferneren Suchen abzustehen, sich der Leitung einer Kuh zu überlassen, und da, wo diese stehen bleiben werde, eine Stadt anzulegen. So kam er nach Böotien: hier wollte er die Kuh der Minerva opfern; seine Gefährten aber, die das Wasser dazu aus einer Quelle des Mars herbeiholen wollten, wurden von dem sie bewachenden Drachen umgebracht. Diesen tödtete Cadmus, säete die Zähne desselben auf Befehl der Minerva in die Erde, und sofort wuchsen gewaffnete Männer hervor, die er Sparti (Gesäete) nannte, die sich aber, bis auf fünf, unter einander selbst tödteten. Mit den Uebrigen erbaute Cadmus die Stadt Cadmea oder Theben (s. d. Art.). Darauf vermählte ihn Jupiter mit der Harmonia. Bei seiner Hochzeit waren alle Götter zugegen. Apollo aber und die Musen verherrlichten sie durch Musik. Er zeugte in dieser Ehe die Antinoe, Ino, Semele, Agave und den Polydorus. Als Cadmus eine Zeit lang das neu erbaute Cadmea und das von ihm gestiftete Reich beherrscht hatte, ging er auf des Bacchus Befehl mit der Harmonia zu den Enchelienſern, besiegte ihre Feinde, die Illyrier,

ward ihr König und zeugte noch einen Sohn, den Illyrius. Endlich verwandelte Jupiter ihn und die Harmonia in eine Schlange, oder nach Andern in einen Löwen, und versetzte sie nach Elysium. — Die glaubhafte Geschichte erzählt, daß Cadmus im J. 1550 vor Chr. aus Phönicien nach Böotien kam, hier die sich widersetzenden Einwohner besiegte und mit ihnen die oben genannte Stadt anlegte. Er machte sich übrigens um die Bildung seiner neuen Unterthanen sehr verdient; denn er lehrte sie die phönicische Buchstabenschrift, die Anwendung der Musik bei den Götterfesten durch die Priester, ferner den Gebrauch des Kupfers u. s. f. — Ein anderer Cadmus, von Milet, ein Sohn des Pandion, wird als der erste unter den Griechen angesehen, der in Prosa geschrieben hat. Er lebte ungefähr 600 Jahre vor Chr.

Caducëus war ein Lorbeer- oder Olivenstab, um den sich zwei Schlangen wanden, die ihre Köpfe einander zukehrten, ohne den Kamm zu sträuben, und diente zu einem Sinnbilde des Friedens. Ihn trugen die Herolde, deren Person dann selbst den Feinden heilig und unverletzlich war. Die Fabel erzählt: Apollo schenkte diesen Stab dem Merkur für die Abtretung der Ehre, die Leier erfunden zu haben. Als Merkur mit demselben nach Arkadien kam, sah er zwei mit einander kämpfende Schlangen; er warf den Stab unter sie, und sogleich gingen sie friedlich aus einander; daher ward er in der Folge das Symbol des Friedens. Wen Merkur damit berührte, der sank in einen tiefen Schlaf. Daher auch Merkur Caduciser.

Caffa, auch Feodosia genannt, war vormals die größte Stadt in der Crimm, die Residenz des Chans, und wurde ehemals ihrer Wichtigkeit wegen das crimmische Constantinopel genannt. Sie hatte den Flor ihrer Handlung von der letzten Hälfte des dreizehnten bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts den Genuesern zu danken, die sich hier ansiedelten und denen sie die Türken 1474 abnahmen. Damals stieg die Bevölkerung auf einige 100,000 Menschen. Sie ist an der Küste eines großen Busens zum schwarzen Meere, am Abhange eines Berges, weitläuftig gebaut. Den 19. Juli 1770 wurde sie von dem russischen General Dolgorucki mit Sturm erobert, 1774 aber dem crimmischen Chan abgetreten, der sie mit seinem ganzen Lande 1783 an Rußland überließ. Die Pforte bestätigte dieß erst in dem Frieden von Jassy 1792. Sie ist gegenwärtig eine Kreisstadt des Gouvernements Taurien, mit etwa 5000 Einwohnern und seit 1798 ein Freihafen. Im Jahre 1808 kamen 92 Schiffe an und 74 gingen ab.

Caffarelli, s. Majorano.

Caffee. Der Caffeebaum ist in Arabien einheimisch. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts brachten ihn die Holländer von Mokka nach Batavia, und gegen das J. 1710 von Batavia nach Amsterdam. Einige Jahre nachher bekam der botanische Garten zu Paris einen Caffeebaum, und 1720 ward ein dort gezogener junger Baum von Declieux nach den Antillen geführt. Der Bemühung dieses Reisenden wird der Anbau eines Gewächses auf Martinique, St. Domingo, Guadeloupe und auf den übrigen amerikanischen Inseln verdankt, welches ein gegenwärtig durch alle vier Welttheile verbreitetes und zum allgemeinen Bedürfniß gewordenes Getränk liefert. Man machte indeß in Europa weit früher Gebrauch von dem Caffee, als man die Pflanze kannte. Schon im J. 1652 war zu London ein Grieche, der sich mit der Zubereitung des Caffee's beschäftigte. — Die Frucht des Caffeebaums ist eine Beere, welche bei ihrer Reife die

Größe und Gestalt einer Kirsche hat und dunkelroth ist; getrocknet vermindert sich ihr Umfang. Das äußere Fleisch hüllt zwei längliche Bohnen ein, deren jede einen Keim enthält. Die Araber bereiten aus der Hülse ein Getränk, das sie sehr hoch halten und Sultanscaffee nennen; die Europäer hingegen bedienen sich nur der Bohnen. Das bekannte daraus gewonnene Getränk wirkt auf die Nerven des Unterleibes, besonders auch auf die Nervengeflechte der großen Pulsadern, befördert daher die Strömung des Blutes nach den Unterleibsorganen, erregt eine angenehme Wärme in dem Magen und erleichtert die Verdauung; theils durch die Ableitung des Blutes von dem Gehirn nach dem Unterleibe, theils durch die nach dem Gehirn sich fortpflanzende Reizung der Unterleibsnerven wird die Thätigkeit der Hirnorgane mit erregt, der Schlaf und die Trägheit verscheucht und Munterkeit erhalten. Allein eben dieser Wirkungen wegen kann dieß Getränk bei leicht reizbaren Naturen auch Beklemmung, Hitze, Herzklopfen, Zittern der Glieder und fieberartige Erscheinungen hervorbringen, und zu Hämorrhoidalbeschwerden Veranlassung geben.

Caffern nennen wir die Bewohner der Länder zwischen Mosambique und dem südlichen Hottentottenlande bis an die westliche Küste. Sie sind kriegerisch und grausam. Der Name, welcher Ungläubige heißt, wurde von den Arabern, als sie sich auf den Ostküsten von Afrika niederließen, den ins Innere zurückweichenden Ureinwohnern gegeben. In der Folge, als man mehrere den sogenannten Caffern ähnliche Völker kennen lernte, dehnte man das Caffernland bis zur Südspitze von Afrika aus, wodurch Völker der verschiedensten Abkunft unter einem Namen auf eine höchst unbequeme Weise zusammengefaßt wurden. Seitdem man diesen Irrthum bemerkte, schränkte man den Namen Caffern auf die Völker im südlichen Afrika ein, die zwar den Negern ähnlich sind, aber doch Haare statt Wolle und eine mehr olivenbraune Farbe haben. Nach dieser Bedeutung dehnt sich das Caffernland über den ganzen untern Theil von Südafrika, vom 16. bis 35. Grad Süderbreite auf eine Fläche von 70,000 Quadratmeilen aus. — Die Caffern machen den Uebergang von den Negern zu den schwarzbraunen Völkern: ein großer, starker, wohlgebauter und gesunder Menschenschlag. Von den Hottentotten, ihren Geschlechtsverwandten, sind sie besonders durch eine hellere Leibesfarbe unterschieden. Sie wohnen in Negerhütten und sind Fetischdiener. Man theilt das Caffernland in das östliche, innere und westliche ein, und findet hier folgende Staaten; a. an der Ostküste: 1. das Land der Mossequejos, gerade unter dem Aequator. Die Bewohner sind wild, grausam und treiben hauptsächlich Viehzucht. Sie leben von der Milch und dem Blute der Kühe, denen sie öfters die Adern öffnen, damit sie nicht am Fette sterben. Keiner wird zu einer Bedienung gelassen, der nicht einen Feind getödtet, und dessen Kopf dem Befehlshaber vorgezeigt hat; 2. das Land der Mimmeamey, westwärts vom vorigen; 3. das Land der Rürengaer, westwärts im Gebirge Lupata; 4. das Reich der Boroer, im Süden des Merawisees; 5. das Land der Zimbaer, ostwärts im Gebirge Lupata; 6. das Reich der Marawi, am See gleiches Namens. b. Im Innern: das Reich der Cimbebaer, nebst andern unbekannten Reichen und Völkerschaften. c. Auf der Westküste, die Länder der Groß- und Klein-Namaquer.

Cagliari, die Hauptstadt der Insel Sardinien an einem Hügel am Meere. Sie besteht aus 4 Theilen: 1) dem Kastelle, welches auf

der Spitze des Hügels liegt; 2) der Marina; 3) der Estempache und 4) der Villa nova, ist stark befestigt und der Sitz des Vicekönigs, eines Erzbischofs und einer 1765 verbesserten Universität, auch der Versammlungsort der Corti. Ihre 35,000 Einw. unterhalten einige Fabriken und treiben einen sehr ausgebreiteten Handel: Cagliari ist der Stapelplatz des ganzen sardinischen Handels. Ihr geräumiger sicherer Hafen wird durch mehrere Forts geschützt.

Cagliostro (Graf), oder, wie sein eigentlicher Name war, Giuseppe Balsamo, wurde am 8. Juni 1743 zu Palermo geboren. Da sein Vater frühzeitig starb, übernahmen die mütterlichen Verwandten seine Erziehung, und brachten ihn in den Orden der barmherzigen Brüder welche sich vorzüglich die Verpflegung der Kranken angelegen sein lassen. Balsamo fand hier Gelegenheit, sein Talent für die medicinischen Wissenschaften, mit denen er in der Folge so viel Aufsehn machte, zu entwickeln, zeigte aber zugleich großen Hang zu Ausschweifungen, und beging verschiedene Excesse. Man sah sich genöthigt, ihn bald wieder aus dem Orden zu entfernen. Er kehrte nach Palermo zurück, täuschte daselbst einige leichtgläubige Personen mit sogenannten Zauberkünsten und Schatzgraben, spielte noch andere Betrügereien, und benutzte besonders seine schädliche Geschicklichkeit, alle Handschriften täuschend nachzuahmen. Er wollte sich durch Verfälschung eines Documents in den Besitz eines streitigen Grundstücks setzen, ward aber entdeckt, und sah sich genöthigt, heimlich die Flucht zu nehmen. Jetzt wollte er sich nach Rom begeben; auf seiner Reise durch Calabrien lernte er die schöne Lorenza Feliciani, die Tochter eines Gürtlers, kennen. Diese schien ihm zur Ausführung seiner Plane, welche auf Gelderwerb und Betrügereien gingen, vorzüglich geschickt. Er verband sich daher mit ihr, und zwang sie bald darauf, seine schändlichen Absichten mit dem Verlust ihrer Tugend befördern zu helfen. Nun nahmen seine Wanderschaften, auf welchen er sich, zu mehrerer Empfehlung, hohe Titel beilegte, und erst unter dem Namen des Marchese Pellegrini, und dann des Grafen Cagliostro auftrat, ihren Anfang. Er durchzog mehrere Länder Europens, verweilte in den Hauptstädten derselben, und verschaffte sich bald durch seine chemischen Compositionen, bald durch seine Betrügereien, bald auch durch die Galanterien seiner Frau beträchtliche Summen. Wir finden ihn in Madrid, Lissabon, Paris, London und einer Menge anderer Städte; überall weiß er fein zu betrügen, und immer ist er so glücklich, sich noch zeitig genug durch die Flucht zu retten, wenn zuweilen einem oder dem andern Betrogenen die Augen aufgegangen waren, und die wachende Gerechtigkeit den Gauner zu entlarven drohte. Auffindung des Steins der Weisen, Zubereitung einer köstlichen Lebenstinctur, und andere treffliche Universalessenzen, welche nur durch geheime Wissenschaften hervorgebracht werden können, waren immer der Ball, womit Cagliostro seine leichtgläubigen Jünger um eine verhältnißmäßige Einlage an baarem Gelde spielen ließ. Manche wollten sich von ihm nicht gerade in die Tiefen der Magie einweihen lassen, sondern begnügten sich, für ansehnliche Summen andere Arzneimittel zu erhandeln, unter denen sich besonders ein Schönheitswasser befand, womit Cagliostro alle alte Damen von den häßlichen Runzeln zu befreien versprach. Dieß einträgliche Handwerk trieb unser Held mehrere Jahre. Da aber mit den abnehmenden Reizen seiner Frau viele ergiebige Hülfsquellen für ihn zu versiegen anfingen, und der Handel mit den Medicamenten auch zu stocken begann,

beschloß er, als Stifter einer neuen und geheimen Secte sein Glück zu versuchen, ließ sich deswegen bei seinem zweiten Aufenthalt in London zum Freimaurer aufnehmen, und spielte seitdem die Rolle eines Wunderthäters und Magiers, worin er die Augen aller schwärmerischen Köpfe Europens auf sich zog. Die Gräfin Cagliostro blieb ihrer Seits auch nicht unthätig; sie war die erste und gelehrteste Schülerin ihres Gatten, und spielte nunmehr die Rolle einer Priesterin der geheimen Weisheit eben so meisterhaft, als sie vorher die Priesterin einer andern Göttin gespielt hatte. Das System, wodurch Cagliostro einen alten ägyptischen Orden, dessen Stifter Enoch und Elias gewesen sein sollten, wiederherstellen wollte, war ein Lehrgebäude der abgeschmacktesten Träumereien und des aberwitzigsten Unsinns; aber der Anstrich des Ueberirdischen und Geheimnißvollen, womit es übertüncht war, und die täuschende Wunderkraft seines Urhebers, welcher bald mit der scheinbarsten Uneigennützigkeit Kranke unentgeltlich curirte, bald als großer Cophtha (diesen Namen hatte er sich als Wiederhersteller der ägyptischen Maurerei beigelegt) die Geheimnisse der Zukunft offenbarte, erwarben ihm viel Freunde und Beförderer. Cagliostro durchstreifte abermals Europa, und machte besonders in Mitau, Straßburg, Lyon und Paris ungemeines Aufsehen. Bei seinem Aufenthalt in der letzten Stadt (1785) hatte er das Unglück, in die berüchtigte Halsbandgeschichte verwickelt zu werden. Er wurde als ein Vertrauter des Cardinals Rohan zugleich mit ihm in die Bastille gesetzt, und erhielt endlich einen königlichen Befehl, Frankreich zu verlassen. Cagliostro begab sich wieder nach London, und erließ von dort mehrere Sendschreiben an seine Anhänger, worin er sich über die in Frankreich erlittene Beschimpfung bitter beklagte, und den französischen Hof mit den schwärzesten Farben schilderte. Von London, wo er sich nicht lange halten konnte, reisete er nach Basel und in andere Städte der dasigen Gegend, gab aber endlich den wiederholten Bitten seiner Frau und anderer Freunde Gehör, und kehrte im Frühlinge 1789 nach Rom zurück, wo er sich mit der Maurerei beschäftigte, aber entdeckt und den 27. Dec. 1789 auf die Engelsburg gebracht wurde. Man instruirte einen Prozeß gegen ihn, und er wurde, zufolge eines päbstlichen Definitiv-Erkenntnisses vom 7. April 1791, als ein Freimaurer und Erzketzer und der römisch-catholischen Religion höchst gefährlicher Mann zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Er starb im Sommer 1795 im Gefängnisse zu St. Leo, einer kleinen Stadt im Kirchenstaate. In einer Biographie der Frau von der Recke in den Zeitgenossen XI. findet man interessante Aufschlüsse über Cagliostro's Aufenthalt in Riga und seine Verhältnisse zu der Frau von der Recke.

Cagots, eine eben so unglückliche Menschengattung, wie die Kretinen. Man findet sie im südlichen Frankreich, in der Nähe der Pyrenäen; die meisten sind elende Bettler, mit den niedrigsten Arbeiten beschäftigt, von Aussatz, Flechten und Ungeziefer bedeckt, auf die gröbsten Nahrungsmittel beschränkt, umherschweifend, ohne Wohnung, ohne Kleider, ohne Feuerung in der Winterkälte, nothdürftig mit schmutzigen Lumpen bedeckt, die Nächte im Koth und in Viehställen zubringend, von hagerem, bleichem Gesicht, meistens verstümmelt, an ihren Gliedern gelähmt, verachtet, verhöhnt oder bemitleidet, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, als des Lebens unwürdige, viehischen Ausschweifungen ergebene Wesen, einem steten Hunger Preis gegeben, und der verruchtesten Laster angeklagt, womit das Menschengeschlecht sich beflecken kann. In den vorigen Jahrhunderten wur-

den sie entfernt als Aussätzige, verflucht als Ketzer, verabscheut als Menschenfresser und Päderasten; man durchbohrte ihnen die Füße mit einem Eisen, zwang sie als Erkennungszeichen eine Eierschale auf ihren Kleidern zu tragen u. s. w. Auch der Name Cagot, welchen Scaliger von canis gothus ableitet, ist ein Beweis ihrer tiefen Verachtung. Ueber die Abstammung dieser verworfenen Menschenclasse im Schooße einer der gebildetsten Nationen der Welt sind die Meinungen sehr verschieden. Am wahrscheinlichsten ist die Vermuthung, daß sie von jenen nordischen Barbaren herstammen, die im dritten und vierten Jahrhundert in das südliche Europa einwanderten. Genauere Untersuchungen aber haben gelehrt, daß sie nicht ohne Fähigkeiten sind, nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, und daß man sie zu diesem Zweck nur aus dem Zustande des Elends, der Verachtung und des Mangels reißen dürfte, welcher sie hindert, ihre, wenn auch geringen, Anlagen zu entwickeln und anzuwenden.

Cahors-Weine nennt man die dicksten und besten Sorten der Pontak-Weine, die über Bordeaux in alle Theile der Welt verfahren werden, insbesondere nach Holland, den Hansestädten Lübeck, Stettin u. s. w.

Caille (Nicolas-Louis de la) war zu Rumigny unweit Rosoy in Thiérache im Jahre 1713 geboren. Er studirte auf dem Collegium zu Lisieux. Um sich eine ruhige und unabhängige Existenz zu sichern, und seiner Neigung für die Wissenschaften folgen zu können, wollte er sich dem geistlichen Stande widmen, und fing seinen theologischen Cursus an. Aber um dieselbe Zeit richtete sich seine Aufmerksamkeit auch auf die Astronomie: er trug den geometrischen Geist in die scholastische Philosophie und selbst in die Theologie über, deren Sprache er umändern, und deren Sätze er nach der Weise des Euclides, seines Lieblingsschriftstellers, behandeln wollte. Bald entsagte er der Theologie ganz. Cassini und Maraldi wurden seine Freunde, und er nahm mit ihnen gemeinschaftlich die Küsten Frankreichs von Nantes bis Bayonne auf. Die Genauigkeit und Geschicklichkeit, welche er bei diesem Geschäft bewies, machten, daß man ihn würdig fand, auch an der Messung des Meridians, womit man sich zu beschäftigen anfing, Theil zu nehmen. Er begann diese große Arbeit am 30. April 1739, und hatte in demselben Jahre alle Triangel von Paris bis Perpignan beendigt; die Basen von Bourges, Rhodes und Arles gemessen; die Azimuthe und die Entfernung der Sterne vom Zenith zu Bourges, Rhodes und Perpignan beobachtet, und den größten Antheil an der Messung des Längengrades genommen, der bei dem Hafen von Cette endigt. Während des harten Winters von 1740 dehnte er seine Triangel über die Hauptberge von Auvergne aus, um mit dem Meridian eine neue, bei Rom gemessene, Basis in Verbindung zu bringen. Die Absicht dieser Abschweifung war, sich ein Mittel mehr zu verschaffen, um die Zweifel aufzuklären, die er über die von Picard 1669 gemessene Basis von Juvisy hegte. Er hatte wahrgenommen und gezeigt, daß diese Basis um ein Tausendtheil zu lang sei, woraus folgte, daß die Toise Picards wenigstens um eine Linie kürzer sei, als die Toise der Akademie. Diese so lange bestrittene Behauptung La Caille's ward jetzt außer Zweifel gesetzt. Während seiner Abwesenheit und in Folge seines Rufs ward er durch den Doctor Robbe zu dem mathematischen Lehrstuhle des Collegiums Mazarin ernannt, und dieses neue Amt verzögerte die Fortsetzung der Mittagslinie in dem nördlichen Theile bis zum Herbst. La Caille beendigte sie in einigen Monaten, während welcher er noch zwei Basen maß, und zu Paris und Dünkirchen alle astro-

nomischen Beobachtungen machte. Nach seiner Rückkehr ging er an die Berechnungen, die eine so lange Arbeit nach sich zog, und durch die Vergleichung der verschiedenen Bogen, die er gemessen hatte, zeigte er, daß vom Äquator nach dem Pol zu die Grade zunehmen; ein Resultat, das dem aus der alten Messung gezogenen gerade entgegenlief. Seine geometrischen, mechanischen, astronomischen und optischen Abhandlungen, die sich in wenig Jahren folgten, beweisen, mit welchem Fleiße er sein Amt als Professor verwaltete; seine Ephemeriden und die zahlreichen und wichtigen Memoiren, die er der Akademie der Wissenschaften übergab, seine Berechnungen der Finsternisse auf achtzehnhundert Jahre, in der ersten Ausgabe der Art de vérifier les dates, beweisen, mit welchem Eifer er seine astronomischen Arbeiten fortsetzte. Er hatte die Berichtigung der Sternverzeichnisse unternommen, und wählte dazu die Methode der correspondirenden Höhen. Im J. 1746 war er im Besitz eines eigens für ihn eingerichteten Observatoriums auf dem Collegium Mazarin. Treu der mühsamen Methode, der er den Vorzug geben zu müssen geglaubt hatte, brachte La Caille vierzehn Jahre lang seine Tage und Nächte zu, die Sonne, die Planeten, und besonders die Sterne zu beobachten, um die astronomischen Verzeichnisse und Tafeln zu berichtigen. Man hatte ihm die beiden sechsfüßigen Sectoren überlassen, womit er den Meridian von Frankreich verificirt hatte. Begierig, die niemals über dem Horizont von Paris erscheinenden Sterne der südlichen Hemisphäre kennen zu lernen und zu verificiren, entwarf er den Plan zu einer Reise nach dem Cap; er sah zugleich, welchen Nutzen er aus dieser Ortsveränderung für die Bestimmung der Parallaxe des Mondes, der Venus u. des Mars, und für die Strahlenbrechung ziehen könnte. Lalande, damals 19 Jahre alt, wurde zu diesem Entzweck nach Berlin geschickt, welches mit dem Cap unter einerlei Meridian liegt. Diese astronomische Unternehmung kostete 4jährige Reisen und Arbeiten. Aber es gelang ihm, in 127 Nächten die Stellungen von ungefähr zehntausend Sternen mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit zu bestimmen. Da seine Abreise vom Cap sich verzögerte, benutzte La Caille die Zwischenzeit, in der Südzone einen Grad zu messen. Auch nahm er noch auf Befehl der Regierung eine genaue Karte von Isle de France und der Insel Bourbon auf, welches kurz vorher von dem berühmten Seefahrer d'Après ebenfalls geschehen war. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich aufs neue anhaltend, die verschiedenen, für das Problem der Längen vorgeschlagenen, Methoden zu vergleichen. Er wählte dafür die Abstände des Mondes von der Sonne oder den Gestirnen, zeigte die Vortheile dieser Methode, und schlug eine späterhin allgemein angenommene Art von nautischem Almanache vor. Für die wenig unterrichteten Seefahrer gab er sinnreiche graphische Hülfsmittel an, wodurch sie auf eine leichte Weise mit einer Methode vertraut gemacht wurden, die sie durch die Länge der Berechnungen abschrecken mußte. In ununterbrochener Thätigkeit theilte La Caille seine Zeit zwischen seinem Observatorium, seinen Rechnungen, seinen Pflichten als Akademiker und Professor, und der Herausgabe seiner verschiedenen Werke. Es erschienen jetzt seine Sonnentafeln, seine Fondemens de l'Astronomie, die Fortsetzung seiner Ephemeriden; außerdem beschäftigte er sich ganz besonders mit dem Monde und den Sternen des Thierkreises. Da er einsah, daß für den ungeheuern Plan, den er entworfen hatte, die Methode der correspondirenden Höhen viel zu langsam sei, brachte er auf seiner Sternwarte ein Mittagsglas an, das ihm die geraden Aufsteigungen der Sterne mit mehr Leichtigkeit geben sollte; aber um

zugleich diejenige Genauigkeit zu erlangen, die er beabsichtigte, machte er sich zum Gesetz, in sein neues Verzeichniß keinen Stern aufzunehmen, den er nicht drei oder vier Tage beobachtet hatte, wobei er ihn jedesmal mit mehrern von denjenigen Sternen verglich, deren Standpunct er so mühsam bestimmt hatte. Dadurch erreichte er eine größere Genauigkeit, als seine berühmten Nebenbuhler, Bradley und Mayer, die, obwohl mit bessern Instrumenten versehen, sich bei den Sternen von geringerer Größe gewöhnlich mit einer einzigen Beobachtung begnügten. Zu bedauern ist, daß dieser schönen Arbeit von dem Herausgeber, einem Schüler und Freunde La Caille's, nicht diejenige Sorgfalt gewidmet worden, welche man gewünscht hätte. Unter so vielen Geschäften fand La Caille auch noch Zeit für fremde Arbeiten. Von Bouguer, der ihm sterbend seine Handschriften empfohlen hatte, ließ er den Traité de la gradation de la lumière erscheinen, und arbeitete den Traité de navigation ganz um. Ferner gab er die Beobachtungen des Landgrafen von Cassel, und Waltherus, die Reise Chazelle's nach Aegypten, und Feuillées nach den canarischen Inseln heraus. Ein heftiger Anfall von Gicht hatte seine Arbeiten unterbrochen; er setzte sie, kaum genesen, um so eifriger fort, zerstörte aber dadurch seine schwache Gesundheit, und starb im März 1762. Seine Manuscripte hatte er seinem Freunde Maraldi übergeben, welcher den Ciel austral mit einer Vorrede über den Verfasser von Brotier herausgab. Nie war ein Gelehrter ein größerer Freund der Arbeit und Wahrheit als La Caille. Die Menge, so wie die Richtigkeit seiner Beobachtungen ist bewundernswürdig, um so mehr, wenn man bedenkt, daß seine ganze astronomische Laufbahn sich auf 27 Jahre beschränkt.

Caimakan heißt bei den Türken der Stellvertreter des Großveziers, wenn dieser abwesend, todt oder abgesetzt ist.

Cairo, Kahira, die Hauptstadt in Aegypten, eine der größten Städte in der Welt. Sie liegt am östlichen Ufer des Nils in einer sandigen Ebene, besteht aus 4 ziemlich weit von einander entfernten Theilen, Alt-Cairo, Bulak, dem Hafen der Stadt und Neu-Cairo. Im Castell residirt der Pascha. Die eigentliche Stadt, ohne Gärten und Pflanzungen, hat 3½ Stunde im Umfang, 31 Thore, 24,000 unregelmäßige, ungepflasterte Gassen, welche des Nachts am Ende der Quartiere verschlossen werden, um Unordnung zu verhüten; größtentheils von Ziegelsteinen erbaute Häuser mit platten Dächern, gegen 300,000 Einwohner, Araber oder Mahomedaner, coptische Christen, Mamelucken, Griechen, Syrer, Armenier, Europäer, Juden ꝛc. Man zählt an 80 öffentliche Bäder, 300 Moscheen, 2 griech., 12 coptische und 1 armenische Kirche, 36 Synagogen, viele Seiden-, Camelot-, Tapeten-, Schießpulver-, Leder-, Leinwand- und Cattunfabriken. Der Handel der Stadt ist sehr wichtig, da sie der Mittelpunct alles Verkehrs zwischen Europa, dem mittelländischen Meere, Asien und Nord-Afrika ist. Hier ist auch eine mahomedanische hohe Schule. In der Nähe befindet sich eine Wasserleitung von 317 Schwibbogen. Im Jahre 1798 wurde sie von den Franzosen eingenommen; s. d. Art. Aegypten.

Calabrien, s. Neapel.

Calais, eine französische Seestadt an der Meerenge, die den Canal mit dem deutschen Meere verbindet, von ihr den Namen empfängt und ihn dem Departement Pas de Calais mittheilt. Ein lebhafter, stark befestigter Ort, den außerdem eine Citadelle und das Fort Rieuvelet decken; er hat 7000 Einw. und einen Hafen, der aber für große Schiffe zu seicht, und nur deshalb wichtig ist, weil von hier aus in

Friedenszeiten wöchentlich zweimal Paquetboote nach Dover abgehen und von daher Dienstags und Freitags zurückkommen. Die Ueberfahrt dauert bei günstigem Wetter etwa 5 bis 6 Stunden, bei ungestümen aber bringt das Boot wohl 12, 16, ja 24 Stunden darauf zu, und doch ist hier die Meerenge nur 128,214 Fuß oder etwas über 6 geogr. Meilen breit. — Im hundertjährigen Kriege wurde Calais 1346 von König Eduard III. von England nach einer tapfern Vertheidigung, die die Belagerung von Calais zu einer der merkwürdigsten in der Geschichte macht, erobert; die Engländer blieben bis 1558 in ihrem Besitze, und Calais war die letzte aller ihrer Besitzungen auf dem Continente, welche sie so lange erhalten hatten.

Calas (Jean). Dieser unglückliche Mann, der als ein Opfer der durch Fanatismus parteiisch geleiteten Justizpflege auf dem Blutgerüste starb, war den 19. März 1698 im Flecken Lacaparède, bei Chartres, in Languedoc geboren, in der protestantischen Religion erzogen und als Kaufmann in Toulouse etablirt. Er hatte drei Söhne und drei Töchter, die er selbst erzog, und stand wegen seiner Rechtschaffenheit in der allgemeinsten Achtung, als er in seinem 68sten Jahre plötzlich des schrecklichsten Verbrechens angeklagt wurde, dessen ein Vater beschuldigt werden kann. Am 13. Oct. 1761 ward sein ältester Sohn, Marc Antoine, im väterlichen Hause erdrosselt gefunden, und so glaublich es auch scheinen mußte, daß der von Natur schwermüthige, unruhige und unregelmäßige Jüngling sich selbst den Tod gegeben, so riefen doch bald tausend Stimmen in der Stadt, daß der Vater den zum Uebergang zur catholischen Religion geneigten Sohn ermordet habe. Jean Calas und seine ganze Familie wurden verhaftet, und ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, in welchem zahlreiche Zeugen, deren Unzulänglichkeit sehr einleuchtend war, wider ihn auftraten. Umsonst berief sich der Greis auf seine Zärtlichkeit für seine Kinder und auf die Melancholie seines Sohnes, umsonst führte er an, daß er einem andern Sohne, der die catholische Religion angenommen, sogar noch ein Jahrgeld zahle, daß er bei seiner Altersschwäche eine solche Gewaltthat an einem kraftvollen Jünglinge unmöglich verüben können, daß eine catholische Magd, die er im Hause gehabt, die That nicht zugegeben haben würde: das Parlament von Toulouse verurtheilte ihn mit acht Stimmen gegen fünf zum Rade, und ließ am 9. März 1762 das Urtheil vollziehen. Standhaft und ruhig duldete er die Martern der Folter und bestieg das Blutgerüst mit den Worten: „Ich sterbe unschuldig, meine Richter müssen irre geleitet worden sein. Christus aber, der die Unschuld selbst war, starb ja eines noch qualvolleren Todes.“ — Der jüngste Sohn ward auf immer verbannt, dagegen wurden die Mutter und die Magd freigesprochen. Die Familie des Unglücklichen begab sich nach Genf. Voltaire, der zu Ferney lebte, lernte sie kennen, und faßte den Entschluß, das Andenken des Calas zu vertheidigen. Er brachte die Sache vor den Richterstuhl des Publicums, machte sie zu einer Sache aller Nationen, und lenkte die Aufmerksamkeit auf die Mängel der Criminalgesetzgebung. Die Wittwe und die Kinder Calas baten hierauf um eine Revision des Prozesses. Funfzig Richter prüften alle Umstände nochmals, und erklärten sämmtliche Angeklagte für unschuldig. Der König suchte durch Freigebigkeit die Familie wegen ihres unersetzlichen Verlustes zu entschädigen, und Personen vom ersten Range wetteiferten, ihre Lage zu erleichtern.

Calcedon oder Chalcedon, s. Achat. Uebrigens ist calce-

donisch ein Kunstwort der Juwelirer, den Fehler zu bezeichnen, daß auf einem Edelstein, wenn man ihn dreht und wendet, Zeichen oder weiße Flecken sichtbar werden, wie beim Calcedonier.

Calcedon, eine angesehene Stadt Bithyniens, wo im 5ten Jahrhundert das vierte allgemeine Concilium gehalten wurde.

Calchas, des Thestor Sohn, ein Priester und Seher der Griechen zur Zeit des trojanischen Krieges. Als die im Hafen von Aulis versammelte Flotte gen Troja absegeln wollte und man zuvor noch den Beistand der Götter durch Opfer erflehte; da schoß ein von Zeus erschaffener Drache unter dem Altar hervor, wand sich an dem Ahorn hinan, worauf geopfert ward, verschlang ein auf dem Baume befindliches Sperlingsnest mit acht Jungen und der Mutter, und ward darauf in Stein verwandelt. Calchas deutete dies Wunderzeichen auf die Dauer des Krieges, daß die Griechen neun Jahre hindurch Troja belagern und erst im zehnten erobern würden. Er begleitete das griechische Heer vor Troja, enthüllte hier die Ursache der von Apollo wegen der Beschimpfung seines Priesters gesandten Pest, ohne dabei des mächtigen Agamemnon zu schonen, und foderte ihn auf, die geraubte Chryseis, des Priesters Tochter, ihrem Vater zurückzugeben, damit die Gebete desselben den zürnenden Gott versöhnen möchten. Auf seinen Rath ward das hölzerne Pferd erbaut; auch weissagte er dem Aeneas sein bevorstehendes Reich in Italien. Nach seinem Tode hatte er ein Orakel in Daunien auf dem Hügel Drium.

Calciniren oder Verkalken. Im weitesten Sinne des Worts ist es die Operation, durch welche die festen Körper vermöge des Feuers in einen Zustand kommen, wo sie zerreiblich werden. Im engern Sinne versteht man das Calciniren bloß von Metallen, und meint damit die Operation, mittelst welcher dieselben ihrer regulinischen Form beraubt und in Metallkalke oder metallische Erden verwandelt werden. Die Metalle können auf verschiedene Weise, entweder durchs Feuer oder auf dem trockenen Wege, durch eine Art von Verbrennung in freier Luft, calcinirt werden. Man kann die Verkalkung aber auch auf nassem Wege durch Auflösung der Metalle und durch Niederschlagung ihrer Kalke bewirken. Zum Beweise dient das Blei: schmelzt man eine genau abgewogene Quantität dieses Metalls in freier Luft in einem flachen Gefäße, so erscheint bald eine graue, erdige Haut auf der Oberfläche; nach Wegnahme derselben zeigt sich das Blei auf seiner Oberfläche hellglänzend; nach einiger Zeit zieht sich eine ähnliche graue Haut darüber. Mit diesem Abhäuten kann man fortfahren, so lange noch Blei vorhanden ist, und man hat dann alles Blei in eine staubartige Substanz verwandelt, welche ein Kalk ist. Dieser Bleikalk ist specifisch leichter, als das metallische Blei, sein absolutes Gewicht aber beträchtlich größer, als die dazu verwendete Quantität von Blei, so daß man auf zehn Pfund Blei eilf Pfund Bleikalk erhält. Platina, Gold und Silber erleiden nicht auf oben beschriebene Art gleiche Veränderung, weshalb sie edle Metalle genannt werden. — Nach Lavoisier ist der Metallkalk eine aus Metall und Oxygen zusammengesetzte Materie, welche aus dem Grunde mehr als das Material für sich allein wiegt, weil das Gewicht des Oxygens noch hinzukommt. Andere wenden ein, wie Westrumb, daß dasjenige, was dem Metalle beitritt, ein aus Phlogiston und reiner Luft durch Verbrennung erzeugtes Wasser sein könne. Sehr berühmte Chemiker sind jetzt überzeugt, daß bei der Calcination respirable Luft zersetzt werde, und ein wägbarer Theil derselben zu den Metallen trete, wodurch die

Vermehrung der Gewichtszunahme begreiflich wird. Jede Verkalkung ist daher eine Säuerung, bei welcher jedoch der Sättigungsgrad noch bei weitem nicht erreicht, mithin keine Acidität hervorgebracht, sondern nur eine metallische Halbsäure erzeugt wird.

Calcutta, die Präsidentschaft der englisch-ostindischen Gesellschaft in Hindostan (10,000 Q. M. mit 32 Mill. Einw.). Die Stadt Calcutta ist die Hauptstadt Bengalens und des ganzen britischen Ostindiens. Sie liegt an dem östlichen Arm des Hoogly, eines Armes des Ganges, auf dem die größten Ostindienfahrer bis zur Stadt kommen können. Die Fahrt ist jedoch wegen vieler Sandbänke, die ihre Lage und Größe unablässig verändern, nicht ohne große Gefahr. Erst im vorigen Jahrhundert hat sie sich aus dem unbedeutenden Dorfe Govindpour zu ihrer jetzigen Größe und Pracht erhoben. Das Clima war, als die Engländer im J. 1690 sich zuerst hier niederließen, eben so ungesund, wie zu Batavia; erst nach und nach hat man es unschädlicher gemacht, theils durch Hinwegschaffung eines nahen Waldes, theils dadurch, daß man lernte, seine Lebensweise ihm angemessner einzurichten. Dennoch war diese Niederlassung in stetem Wachsthum, erholte sich schnell von der im J. 1756 erlittenen Zerstörung, und ist jetzt eine der prächtigsten Städte der Welt mit 700 000 Einwohnern. Die Häuser der Engländer, die ein eignes Quartier bilden, sind aus Backsteinen, von schöner Bauart und zum Theil Palästen ähnlich. Wegen des heißen Clima's sind sie nicht aneinander gebaut, sondern stehen getrennt und haben hohe und luftige Zimmer. Dagegen sticht die s. g. schwarze Stadt, das von den Eingebornen bewohnte Quartier, gewaltig ab; sie hat überaus enge und krumme Straßen, untermischt mit vielen Gärten und unzähligen Wasserbehältern. Einige sind gepflastert. Häuser aus Backsteinen, aus Lehm, aber meist aus Bambusrohr und Strohmatten, stehen bunt durcheinander. Die Citadelle Fort William unweit der Stadt, vom Lord Clive im J. 1757 begonnen, ist ein prachtvolles Fünfeck mit vielen Außenwerken, aber zur Vertheidigung zu ausgedehnt. Sie enthält bombenfeste Gebäude für 10,000 Mann, und würde auf den Werken 600 Kanonen erfordern. Sie beherrscht den Fluß. Ein Graben umgibt das Ganze, der aus dem Hoogly bis auf 8 Fuß Höhe gefüllt werden kann. Zwischen Fort William und der Stadt liegt eine Ebene, die als Spaziergang immer besucht ist. Hindoo, Schwarze, Europäer, Equipagen aller Art und Palankins wimmeln hier bunt durcheinander. Auf der Westseite steht das vom Marquis Wellesley erbaute neue Gouvernementshaus, das durch seine Pracht in die Mährchenwelt von Tausend und eine Nacht versetzt. Das alte Fort ist jetzt ein Zollhaus, und das berüchtigte schwarze Loch eine Niederlage. Ein 50 Fuß hoher Obelisk am Eingange enthält die Namen der unglücklichen Gefangenen, die hier im J. 1756, als der Nabob Suraja Dowla die Stadt eroberte und plünderte, das Opfer der unmenschlichsten Grausamkeit wurden. Andre öffentliche Gebäude sind das Gerichtshaus; eine armenische und eine englische Kirche. In der Mitte der Stadt ist ein großer Wasserbehälter angelegt, um die Einwohner in der heißen Jahreszeit, wo das Flußwasser abschmeckig ist, mit Wasser zu versehen. Hier ist die Residenz des Generalgouverneurs von Indien und der Sitz des höchsten Gerichtshofs, der nach englischem Gesetz spricht, ohne Rücksicht auf Rang, Stand oder Nation. Kleine Vergehen werden von einem Oberpolizeibeamten und von Friedensrichtern untersucht. Die Ruhe der Stadt erhalten einige Compagnien Seapoys, die regelmäßige Runden durch die Stadt machen. Calcutta ist der Stapelplatz von Bengalen und der Canal, durch

welchen die Schätze der innern Provinzen nach Europa gehn. In dem Hafen sieht man Schiffe aller Nationen, und die kaufmännische Thätigkeit ist so regsam, als irgendwo. Es giebt Häuser, die jährlich zwischen 4 und 5 Millionen Pfund Sterling umsetzen. Der Handel in Zucker, Opium, Seidenzeug, Muslin u. s. w. ist sehr beträchtlich. Viel Salz wird nach Asam verführt, und dagegen Gold, Silber, Elfenbein, Moschus und eine eigne Seidenbaumwolle zurückgebracht. Die als Scheidemünze dienenden Cauris (kleine Muscheln) werden auf den Maldiven gegen Reis eingetauscht; feine Musline und Calico's sind ein wichtiger Ausfuhrartikel nach Europa. Der sonst so vortheilhafte Tauschhandel mit Pegu, Siam und den Malayischen Inseln ist dagegen sehr gesunken. Die brittischen Kaufleute sind natürlich die zahlreichsten; viele haben großes Vermögen erworben und leben mit einer Pracht, wie man in diesem Stande nicht leicht findet. Von den Fremden kommen ihnen die Amerikaner an Zahl und Ansehn sowohl, als auch an äußerm Glanz am nächsten. Sie sind friedliebende und fleißige Geschäftsleute; viele haben bedeutende Capitalien und treiben einen ausgebreiteten Handel nach China und den Häfen gegen Westen, soweit der persische Meerbusen reicht. Die Mongolen indeß sind die begütertsten, und da sie ihr Geld nur zu ungeheuern Interessen anlegen, ziehen sie einen dreimal größern Nutzen davon, als gewöhnlich ein Capital giebt. Die Hindoo bleiben, auch wenn sie reich sind, bei ihren beschränkten Begriffen und ihrer gewohnten Sparsamkeit. Ihre Häuser und Laden sind schlecht und unfreundlich; nur an Hochzeiten und religiösen Festen erlauben sie sich eine außerordentliche Ausgabe. Dann versammeln sie sich unter prachtvoll erleuchteten Baldachinen, spenden Rosenwasser und andre Wohlgerüche in Ueberfluß und speisen Zuckerwerk aus goldnen Gefäßen, während Mädchen dazu singen oder eine Pantomime aufgeführt wird. Der Kleinhandel von Calcutta ist meist in den Händen der Banianen und Sarkars, die mit unermüdlichem Eifer darauf aus sind, wohlfeil einzukaufen, und sich jede Art von niedrigen Ränken erlauben, den Käufer zu bevortheilen. Diese Art von Betrug ist bei ihren Landsleuten so wenig in Mißcredit, daß sie vielmehr den Meistern darin den Beinamen Pucka adme, was einen Mann von großen Talenten bedeutet, beilegen. Ungeachtet der hohen Preise, die im Allgemeinen in allen Lebensbedürfnissen herrschen, und ungeachtet des ungeheuern Aufwandes, zu dem vornehmlich die englischen Kaufleute genöthigt sind, findet man doch eine Menge Anstalten zur Unterstützung der Nothleidenden. Dahin gehört ein Hospital für solche Eingeborne, die der ärztlichen Hülfe bedürfen; zwei Schulen für Verwaisete, deren Väter im Dienst der Compagnie gestanden; eine Freischule u. s. w. Das Collegium von Fort William, welches vom Marquis Wellesley gestiftet worden, haben die Directoren zum Theil wieder aufgehoben. Es sollte, seiner ursprünglichen Bestimmung nach, die jungen Leute, welche in den Dienst der Compagnie treten, nicht allein in den erforderlichen Sprach- und andern Kenntnissen unterrichten, sondern auch über ihr Betragen wachen und sie vor den Gefahren schützen, denen sie hier bei dem Mangel an Erfahrung mehr als anderswo ausgesetzt sind. Das Letztere ist aber jetzt weggefallen. Die asiatische Gesellschaft, welche im J. 1784 von Sir W. Jones gestiftet worden, beschäftigt sich mit Aufklärung und Erforschung der Literatur, der Geschichte, der Alterthümer, Künste und Wissenschaften Asiens. Die von ihr herausgegebenen Schriften sind größtentheils von hohem Werth.

Caldara (Polidoro), genannt Caravaggio, war im J. 1495 zu Caravaggio im Mailändischen geboren. Er kam jung nach Rom, und bildete sich hier zum Mahler, indem er Johann von Udine und die andern in den Logen des Vatikan beschäftigten Meister arbeiten sah. Er trat in enge Freundschaft mit Matburin von Florenz, der ihn mit Rath unterstützte. Caldara übertraf ihn bald und befleißigte sich der Verbesserung der Zeichnung, wobei er stets die Antike vor Augen hatte. Rafael gebrauchte ihn in den Galerien des Vaticans, und hier mahlte er mehrere treffliche Friese. Zu Messina vollendete Caldara ein Oelgemählde, welches Christus mit dem Kreuze vorstellt, eine Menge schöner Figuren enthält und seine Fähigkeit, die größten Gegenstände zu behandeln, beweist. Mehr als ein andrer hat er sich dem Styl und der Manier der Alten genähert, besonders in Nachahmung der Basreliefs. Seine Figuren sind correct, schön vertheilt und geordnet, die Stellungen natürlich, die Köpfe voll Ausdruck und Character. Aus Allem erkennt man, daß er sich großen Ruhm würde erworben haben, wenn er größere Arbeiten unternommen hätte. Mit großem Fleiß behandelte er das Clairobscur, besonders diejenige Gattung desselben, welche man Sgraffiato nennt. Auch in der Landschaft zeigte er viel Talent. Er ward im J. 1543 von seinem Bedienten ermordet.

Calderon. Don Petro Calderon de la Barca Henao y Riano, aus einer altadelichen Familie stammend, ward geboren zu Madrid den 1. Januar 1601. Im Jesuitercollegium seiner Vaterstadt erhielt er seine erste Bildung, und vollendete sie zu Salamanca, welche Universität er schon im 18ten Jahre wieder verließ. Geschichte, Philosophie und Jurisprudenz waren seine Hauptstudien gewesen; frühzeitig aber hatte sich auch schon sein poetisches Genie entwickelt, denn schon vor seinem vierzehnten Jahre schrieb er sein erstes Schauspiel: El carro del Cielo (Bd. 9. s. Werke.) Sein Talent für diese Gattung von Poesie, das seinen Namen ehrenvoll auf die Nachwelt gebracht hat, vielleicht auch sein reicher Erfindungsgeist für festliche Veranstaltungen, erwarb ihm unter seinen Zeitgenossen bald Freunde und Gönner. Mehrere Große am Madrider Hofe nahmen sich seiner an, und eröffneten seinem Talente eine würdige Laufbahn. Hiermit aber nicht begnügt, trat er in den Soldatenstand, und zehn Jahre lang trug er in Mailand und den Niederlanden mit Auszeichnung die Waffen. 1636 berief ihn Philipp IV. an den Hof zurück, und ernannte ihn im folgenden Jahre zum Ritter des St. Jagoordens, als welcher er wieder dem Feldzuge in Catalonien beizuwohnen für seine Pflicht hielt. Der gegen Erwarten früh abgeschlossene Friede gab ihn aber seiner friedlichern Kunst zurück, deren glückliche Uebung den Ruhm seines Namens bereits verbreitet hatte. Am Hofe zeichnete man ihn durch Gnadenbezeigungen aller Art aus, gab ihm eine monatliche Pension von 30 escudos de oro, hielt aber auch sein Talent in ununterbrochener Thätigkeit. Dagegen hatte er das Vergnügen zu sehen, daß der Monarch, der auf das Theater mehr verwandte, als einer seiner Vorgänger, keine Kosten scheute, um des Dichters Schauspiele mit allem Pomp aufzuführen. Nachdem er zehn Jahre lang unablässig für Theater und Kirche gearbeitet hatte, erhielt er auf königlichen Befehl die Erlaubniß, in den geistlichen Stand zu treten. 1653 bekam er eine der Capellanstellen an der erzbischöflichen Kirche zu Toledo, ohne aber seine bisherige Beschäftigung aufzugeben. Da ihn jedoch diese Stelle allzuweit vom Hofe entfernte, so erhielt er 1663 mit Beibehaltung seiner bisherigen noch eine andere Stelle an der königlichen Hofcapelle, und

zugleich eine auf die Einkünfte von Sicilien angewiesene Pension. Sein Ruf aber vergrößerte seine Einkünfte noch um Vieles, indem er von den angesehensten Städten Spaniens um Verfertigung von Autos sacramentales (Frohnleichnamsstücke) ersucht ward. Auf Verfertigung derselben wendete er, seitdem er in den geistlichen Stand getreten war, vorzüglichen Fleiß, und in der That verdunkelte er Alles, was die an Stücken dieser Art so reiche Literatur Spaniens bis dahin aufzuweisen hatte. Diese Stücke sagten vornehmlich seinem religiösen Gemüthe zu, und auf sie legte er auch einen vorzugsweisen Werth, so daß er ungerecht gegen seine übrigen Stücke ward, die in vielfacher Hinsicht ebenfalls eine nicht geringe Auszeichnung verdienen. Zwar mag das Romantische in ihnen mehr aus seiner Nation und seiner Zeit abgeleitet werden müssen, als aus tiefer Kunstansicht; allein das ist auch nicht die Hauptansicht bei der Würdigung seiner poetischen Verdienste. Welchen Stoff der Dichter auch behandle, überall erkennt man, freilich mehr oder minder, das Wehen des echten poetischen Genius: und steht er an Reichthum der Erfindung vielleicht dem Lope de Vega nach, so übertrifft er ihn an Feinheit der Ausführung, Adel der Empfindung und angemessenerm Ausdruck. Allerdings werden wir dabei immer noch manches unserer Denk- und Empfindungsweise, unserer gewohnten Ansicht und Ausdrucksart Fremdes finden, weit öfter aber den Dichter als unübertrefflich zu bewundern Gelegenheit haben. Vielseitig gebildete Kritiker unterschreiben das Urtheil der spanischen Nation, welches Calderon unter die größten poetischen Genies zählt, und sind billig genug, manche unläugbare Mängel seiner Stücke der Zeit und den Umständen zuzuschreiben. Man hat von ihm 127 Comödien, deren viele Intriguenstücke sind, voll von Verwickelungen und reich an den interessantesten Situationen; andere sind heroische Comödien, wieder andere historische Schauspiele, deren einige den Namen der Tragödie verdienen. Die Krone von diesen ist der standhafte Prinz, der unter den romantischen Tragödien ersten Ranges einen ehrenvollen Platz verdient. Außerdem hat man von Calderon noch 95 Autos sacramentales, 200 Loas (Vorspiele) und 100 Saynetes (Divertissements). Seine kleinern Gedichte, Lieder, Sonette; Romanzen u. a. sind, ungeachtet des nicht geringen Beifalls, den ihnen des Dichters Zeitgenossen ertheilen, in Vergessenheit gerathen; seine Schauspiele allein haben ihm Unsterblichkeit verschafft. Die vollständigste Ausgabe derselben ist die von D. Juan de Vera Tassis y Villarroel besorgte (Madrid 1685. 9 Bände). Zwei unserer vorzüglichsten Uebersetzer, A. W. Schlegel und Gries, haben uns mit meisterhaften Uebersetzungen Calderonischer Stücke beschenkt. Von jenem besitzen wir 5 Stücke in zwei Bänden (Berlin 1803 und 1806), von diesem bis jetzt 6 Stücke in drei Bänden (Berlin 1815—1818), und von Letzterm ist noch mehr zu erwarten. Ihnen hat sich der Freiherr von der Malsburg würdig angeschlossen. Göthe und Schlegel haben das Verdienst um die deutsche Bühne, sie dem Genius Calderons eröffnet zu haben, wie es früher Schröder in Hinsicht Shakspeare's sich erworben hatte. Im Jahre 1810 oder 1811 erschien zuerst der standhafte Prinz in Schlegels Uebersetzung auf dem Hoftheater zu Weimar; ihm folgte bald die Schicksalstragödie, das Leben ein Traum, in einer Uebersetzung des Hrn. v. Einsiedel, und später die große Zenobia nach Gries. Im Jahre 1816 beschritt das erstgenannte Stück auch die Bühne von Berlin, fand aber eine starke Opposition. Das Leben ein Traum bearbeitete Hr. West (Schreyvogel

n Wien), mit Benutzung der Grieſiſchen Ueberſetzung, für das Theater; n dieſer Geſtalt breitete es ſich auf den meiſten teutſchen Bühnen us, und ſprach überall lebhaft an. Dieſes Stück iſt in Bezug auf ie tragiſche Kunſt dem ſtandhaften Prinzen vorzuziehen, es löſet eine er ſchwerſten Aufgaben: echt poetiſche Behandlung der Schickſals- dee — in einer Tragödie mit glücklichem Ausgange. Die große Fruchtbarkeit Calde-ons hat einen ſo reichen Vorrath für die Bühne aufgehäuft, daß wir nun, da uns einmal der Eingang gezeigt iſt, unſer Theater damit ſehr bereichern können, wenn wir unſere Ueberſetzungsmanier dem Theatergeſchmack annähern, welcher keine ſchwerfälligen Nachbildungen fremder poetiſcher Formen duldet, weil ſie das Auffaſſen vom Mund zu erſchweren. Zu wünſchen wäre von derſelben Meiſterhand, die in den Vorleſungen über dramatiſche Kunſt u. Literatur eine Charakteriſtik Calderons geliefert hat, eine vollſtändige Parallele dieſes ſpaniſchen Dichters mit ſeinem Geiſtesverwandten Shakſpeare. Was Schlegel über die Ironie Beider geſagt hat, darf von Keinem überſehen werden, dem es um wahre Einſicht hierin Ernſt iſt. Zu bedauern iſt, daß man die Werke Calderons nicht chronologiſch geordnet hat. Wir würden dann auch ſehen, wie bei dem Dichter, je ſpäter, deſto tiefer, der Moſticismus Wurzel ſchlug. In einem Alter von 62 Jahren wurde er förmlich Prieſter, und in die Congregation von St. Pedro aufgenommen, in welcher er ſein ganzes übriges Leben blieb. 1687 erwählte ſie ihn zu ihrem Capelan mayor. Noch in demſelben Jahre ſtarb er, ein Greis von 86 Jahren, und vermachte jener Congregation ſein ganzes bedeutendes Vermögen. (Man vergl. Spaniſche Poeſie.) dd. A. Mur.

Caledonier, der alte Name einer großen Nation oder vielmehr eines Völkerbundes in dem heutigen Schottland (Britannia barbara). Tacitus hält ſie für Deutſche, Andere mit mehrerem Rechte für Gelten. Sie gelten für die Vorfahren der heutigen Bergſchotten.

Calembour, ein Wortſpiel, indem man einem Worte einen andern Sinn als den gewöhnlichen gibt, den es aber haben kann, wenn man einige Buchſtaben verändert, hinweg- oder hinzuthut, ohne daß dadurch die Ausſprache geändert wird. Als ein Beiſpiel führen wir folgendes an: Ein Räuber foderte einem Reiſenden die Börſe ab, indem er ihm mit den gewöhnlichen Worten die Piſtole auf die Bruſt ſetzte: la bourse, ou la vie. — Pour l'avis (la vie), erwiderte dieſer trocken: le meilleur que je puisse vous donner, c'est de quitter votre métier, sans quoi vous serez pendu, et pour la bourse (den Haarbeutel) je n'en ai pas, parceque je porte un cadogan (Haarknoten). Ueberhaupt iſt die franzöſiſche Sprache reich an dergleichen Wortſpielen, weil ſie arm an Worten iſt, dieſe folglich in mehrern Bedeutungen genommen werden können, auch zur Güte der Calembours nicht die Richtigkeit der Orthographie, ſondern nur die Aehnlichkeit des Klangs gehört.

Calender iſt überhaupt die Eintheilung der Zeit in Jahre, Monate, Wochen und Tage; man nennt aber auch insbeſondere ſo ein Verzeichniß dieſer Eintheilung. Der Name kommt von einem griechiſchen Worte her, welches ausrufen bedeutet, weil bei den alten Römern die Sitte war, wegen Mangels eines ſolchen Verzeichniſſes, wie wir es haben, allemal am erſten Tage des Monats die übrigen Tage deſſelben auszurufen. — Zu den erſten Abtheilungen der Zeit gaben wiederkehrende Ereigniſſe der Natur Gelegenheit. Der ſcheinbare tägliche Umlauf des ganzen geſtirnten Himmels und mit

ihm der Sonne um die Erde erzeugte die Eintheilung in Tage. Da sich aber die Zahl der Tage zu sehr vergrößerte, so fühlte man bald das Bedürfniß eines größern Zeitmaßes, welches mehrere Tage in sich faßte. Dieses bot der Wechsel des Mondes, dessen Erscheinungen man alle 29 bis 30 Tage wiederkehren sah, dar, und es entstand die schon größere Zeitabtheilung in Monate. Allein nach Verlauf von einem ziemlichen Zeitraume sah man auch diese zu sehr gehäuft, und man bedurfte eines noch größern Maßes der Zeit. Dies fand man in dem scheinbaren jährlichen Laufe der Sonne um die Erde in der Ekliptik. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß sie nach etwas mehr als 365 Tagen diesen scheinbaren Lauf vollende, und nannte diesen Zeitraum ein Sonnenjahr oder blos Jahr, welches man wieder nach den vorigen Zeitmaßen, Monaten und Tagen, bestimmte. Da nun wegen des wichtigen Einflusses, den der Lauf der Sonne in der Ekliptik und ihre damit zusammenhängende Entfernung von unserm Scheitel auf die Erde und die Geschäfte ihrer Bewohner in allen Gegenden hatte, dieser Umstand die Aufmerksamkeit der letztern natürlich auf sich ziehen mußte; so kam es, daß alle bekannte Völker von einiger Cultur das Jahr als das größte Zeitmaß angenommen haben. Wahrscheinlich haben sich zuerst die Phönicier, dann die Aegypter, dann die Griechen dieser Zeitrechnung bedient, von welchen sie zu andern Völkern fortgepflanzt ist. Die Bestimmung des Jahrs nach Monaten und Tagen konnte aber anfangs nicht sehr genau sein; denn dieses forderte lange und aufmerksame Beobachtung. Der Calender der ältesten Völker konnte nur sehr unvollkommen sein. Indeß war es für diese genug, die ökonomischen Geschäfte darnach einzurichten. Den Lauf der Sonne mit dem des Mondes in Uebereinstimmung zu bringen, bemühten sich zuerst die Griechen. Sie rechneten 12½ Umdrehungen des Mondes um die Erde auf ein Sonnenjahr, und, um die Theilung der Monate zu vermeiden, ließen sie ein Jahr zu 12 Monaten mit einem zu 13 Monaten abwechseln. Solon, der die Mängel dieser Eintheilung einsah, bestimmte den Monat auf 29½ Tage, und ließ auf gleiche Weise Monate von 29 und 30 Tagen abwechseln. Dadurch wurden die Zeiträume der Monate mit der angenommenen Zeit des Jahrs aber immer noch nicht in genaue Uebereinstimmung gebracht, und es mußten bald neue Unordnungen entstehen. Ungeachtet von Zeit zu Zeit Vorschläge zur Verbesserung gethan wurden, so gelang es doch erst Meton und Enctemon dadurch, daß sie einen Zeitraum von 19 Jahren annahmen, in welchem die Verhältnisse der Sonne zum Monde wiederkehren (s. Cyclus), die Sache ihrer Richtigkeit näher zu bringen. Diese Zeitrechnung, welche die Griechen im J. 433 vor der christl. Z. R. annahmen, fand so großen Beifall, daß sie mit goldenen Buchstaben in eine zu Athen errichtete Tafel eingegraben wurde; daher man diejenige Zahl, welche angibt, wie viel Jahre in der laufenden 19jährigen Periode verflossen sind, die güldene Zahl nannte. Allein die 19jährige Periode war noch um 6 Stunden zu lang. Diesem Mangel suchte Kalippus, 102 Jahre später, abzuhelfen, wiewohl er es noch nicht dahin brachte, daß der Anfang der Jahreszeiten auf einem bestimmten Tage des Jahrs blieb. Bei den Römern führte ihr erster König Romulus ein Jahr von 10 Abtheilungen oder Monaten, ein, wovon 4, nämlich März, Mai, Quintilis und October 31 Tage, die übrigen, April, Juni, Sextil, September, November und December nur 30 Tage hatten. Da er einsah, daß diese Rechnung nicht ausreichte, so schaltete er zur Ergänzung des

Jahrs noch so viel Tage ein, als bis zu Anfange des folgenden Jahres nöthig waren. Sein Nachfolger, Numa Pompilius, schaffte diese Rechnung ab, fügte noch 50 Tage hinzu, schnitt von den 6 Monaten, welche 30 Tage halten, weil er die gerade Zahl für unglücklich hielt, einen ab, und bildete aus den 56 Tagen 2 neue Monate, jeden zu 28 Tagen, welche er dem Janus und den Göttern der Unterwelt zu Ehren Januar und Februar nannte. So bekam das Jahr 12 Monate und 350 Tage; und um es mit dem Laufe der Sonne in Uebereinstimmung zu bringen, bediente man sich der Einschaltungen nach Art der Griechen. Die letztern waren aber den Priestern überlassen; und weil diese nach den Bedürfnissen des Staats oder ihren Privatvortheilen damit sehr willkührlich verfuhren, so verursachten sie bald Mißvergnügen und Störungen. Dessen ungeachtet dauerte diese Einrichtung bis gegen das Ende der republikanischen Verfassung fort. — Der Calender der Römer hatte eine ganz eigene Einrichtung. Sie gaben nämlich drei gewissen Tagen des Monats eigene Namen: der erste Tag hieß bei ihnen allemal Calendä, in den vier Monaten März, Mai, Quintilis und October der siebente, in den übrigen der fünfte Tag hieß Nonä und in jenen vier Monaten der 15., in den übrigen der 13. Tag hieß Idus. Nach diesen bestimmten sie die übrigen auf folgende Art: sie zählten die Tage von den obengenannten rückwärts, so daß man den Tag, von welchem man zu zählen anfing, mitrechnete. Wollte man z. B. den 3. März angeben, so mußte man wissen, daß im März die Nonä auf den 7. fielen, daher wurde jener der 5. vor den Nonen genennt; wollte man den 8 Januar nennen, in welchem Monat die Nonä auf den 6, und die Idus auf den 13. fallen, so war dieser der 6. vor den Idus des Januar; sollten endlich die nach den Idus fallenden Tage angezeigt werden, so gab man an die wievielsten sie vor den Calenden des folgenden Monats waren. — Wegen des Mangels an Genauigkeit der oben angegebenen Berechnung war es nach und nach dahingekommen, daß zu Cicero's Zeit der Calender die Frühlingsnachtgleiche um 2 Monate (nach Cicero's letztem Brief des 10. Buchs der Briefe an den Atticus war gegen Ende des damaligen Calender-Maies die Frühlingsnachtgleiche noch nicht vorbei) zu spät ergab. Um dieser Unordnung Einhalt zu thun, berief Julius Cäsar, als er die Dictatur und das Pontificat übernommen hatte, im J. 707 nach Roms Erbauung den griechischen Astronomen Sosigenes nach Rom, welcher mit dem Marcus Fabius die Zeitrechnung zu Stande brachte, die nach dem Namen ihres Stifters der Julianische Calender genannt wurde. Die Hauptverbesserung bestand darin, daß man die Frühlingsnachtgleiche wieder auf den März zurückbrachte. Man schob daher im J. 707 zwischen den November und December noch 2 Monate ein, so daß dieses Jahr 14 Monate bekam. Für die Zahl der Tage wurde die Bestimmung der Griechen angenommen, nämlich 365¼ Tage, und die Zahl und die Namen der Monate wurden beibehalten, außer daß der Quintilis, zu Ehren des Urhebers dieser Verbesserung, von nun an Julius genannt wurde. Da ¼ Tag in die bürgerliche Zeitrechnung nicht aufgenommen werden konnte, so wartete man 4 Jahre ab, wo er einen ganzen Tag ausmachte, und schaltete diesen zwischen den 23. und 24sten Februar ein. Dieser Tag wurde Schalttag und das 4te Jahr, wo er eingeschaltet wurde, Schaltjahr genannt. Dieser Calender ist bei den Römern bis zum Untergange ihres Reichs, und in der christlichen Kirchenverfassung aller Länder bis zum J. 1582 n. Chr. Geb. üblich gewesen.

In der letztern waren die Feste mit dieser Zeitrechnung verwebt. Aber hier mußte um des Osterfestes willen auf den Lauf des Mondes Rücksicht genommen werden. Die Juden feierten ihr Osterfest (Pascha) den 14. Nisan (März); die Christen in demselben Monate, nur bestimmten sie einen Sonntag dafür. Da nun aber das Osterfest der Christen mit dem Pascha der Juden bisweilen zusammenfiel, und man es nicht für christlich hielt, dieses wichtige Fest mit den Juden zugleich zu feiern, so wurde auf der Kirchenversammlung zu Nicäa, 325 n. Chr. Geburt, festgesetzt, daß das Osterfest allemal den Sonntag nach dem ersten Vollmonde nach der Frühlingsnachtgleiche gefeiert werden sollte, die man damals auf den 21. März fallend annahm. Weil sich also hiernach die Berechnung des Osterfestes auf den Lauf des Mondes gründet, so hatte man dazu den 19jährigen Mondcyclus des Meton angenommen, nach welchem das Jahr 365¼ Tage enthielt und die Neumonde nach 19 Jahren allemal wieder auf denselben Tag fallen mußten. Die Unrichtigkeit dieses, solchergestalt mit dem Mondcyclus verbundenen, Julianischen Jahres mußte sich aber, bei Vergleichung mit dem wirklichen Eintritte der Nachtgleichen, bald veroffenbaren, da seine angenommene Länge von 365¼ Tagen die wahre um 11 Minuten übertrifft. Um diese 11 Minuten rückte also die Zeit der Nachtgleichen gegen jedes solche Julianische Jahr zurück, und im 16. Jahrhunderte war dem zu Folge die Frühlingsnachtgleiche von dem 21. März auf den 10. gekommen. Aloys Lili, ein Arzt zu Verona, entwarf daher einen Plan zur Verbesserung, und nach seinem Tode überreichte ihn sein Bruder dem Papste Gregor XIII. Zur Ausführung desselben berief dieser eine Anzahl Prälaten und Gelehrten zusammen; 1577 nahmen alle catholischen Regenten den Vorschlag an, und 1582 schaffte Gregor durch ein Breve den Julianischen Calender in allen catholischen Ländern ab und führte den neuen ein, welchen wir unter dem Namen des Gregorianischen oder verbesserten Calenders, oder des neuen Styls besitzen, da hingegen jener nun der alte Styl genannt wurde. Die Verbesserung bestand darin: Man warf vom 4. October 1582 an 10 Tage heraus, und zählte nach dem 4. sogleich den 15. Jedes hundertste Jahr, welches nach dem alten Styl ein Schaltjahr sein sollte, sollte nun ein gemeines sein, das 4. ausgenommen, d. h., es sollte das Jahr 1600 ein Schaltjahr bleiben, aber 1700, 1800, 1900 ein gemeines und 2000 wieder ein Schaltjahr sein. Bei dieser Bestimmung war das Sonnenjahr zu 365 Tagen, 5 Stunden, 49 Minuten, 12 Secunden angenommen. Neuere Beobachtungen von v. Zach, de la Lande und Delambre geben zwar die mittlere Länge des tropischen Sonnenjahrs noch um etwa 26 Secunden kürzer an; allein es ist unnütz, die Leser auf die daraus entspringende Unrichtigkeit, die sich erst nach drei Jahrtausenden auf Einen Tag belaufen wird, aufmerksam zu machen. Dieser Verbesserung ungeachtet behielten die Protestanten den Julianischen Calender fort bis zum Jahr 1700, wo sie den neuen Styl auch annahmen; doch so, daß sie zur Ostergrenze denjenigen Tag, auf welchen der erste Vollmond nach der Frühlingsnachtgleiche astronomisch fällt, bestimmten. Diese Einrichtung aber erzeugte wieder Abweichungen; in den Jahren 1724 und 1744 fiel das Osterfest der Catholiken acht Tage später als das der Protestanten. Daher wurde 1777 der Gregorianische Calender für die Festrechnung unter dem Na-

men des allgemeinen Reichscalenders (das, was in den jetzigen Calendern, unter den Epochen, mit dem Ausdrucke „verbesserter Calender" bezeichnet wird,) eingeführt, damit Protestanten und Catholiken das Osterfest, mithin alle bewegliche Feste des Jahrs, weil sie von ihm abhängen, an einem Tage feierten. — England nahm den neuen Styl 1752 und Schweden 1753 auch an; der alte ist nur noch in Rußland üblich, und von dem neuen jetzt eilf Tage verschieden. — In Frankreich wurde während der Revolution von dem Nationalconvente durch ein Decret vom 24. November 1793 ein neuer Calender eingeführt. Zur Grenze dieser Jahrrechnung nahm man die Herbstnachtgleiche des Jahrs 1792, welche den 22. September 9 Uhr 18 Minuten 30 Secunden Vormittags nach dem Pariser Meridian einfiel, an, als den Tag, an welchem das erste Decret der neuen Republik bekannt gemacht worden war. Nach diesem bestand das Jahr aus zwölf Monaten, jeder zu dreißig Tagen; zur Ergänzung desselben hängte man am Ende fünf, und in den Schaltjahren sechs Tage an. Die Schaltjahre, deren alle vier Jahre eins war, bestimmte man nach einer besondern Periode, welche Franciade hieß. Die Wochen fielen ganz weg; jeder Monat wurde in drei Theile (Decaden), jeder zu zehn Tagen eingetheilt, so wie sich alle übrigen Eintheilungen auf das Decimalsystem gründeten. Die Namen der Monate wurden so gewählt, daß sie durch ihre Ableitung die Jahreszeit, die Temperatur und den Zustand der Vegetation bezeichnen. Sie waren: Herbst vom 22. September bis 22. December: Vendémiaire, Weinlesemonat (October), Brumaire, Nebelmonat (November), Frimaire, Reifmonat (December); Winter vom 22. December bis 22. März: Nivôse, Schneemonat (Januar), Ventôse, Windmonat (Februar), Pluviôse, Regenmonat (März); Frühling vom 22. März bis 22. Junius: Germinal, Keimmonat (April), Floréal, Blüthenmonat (Mai), Prairial, Wiesenmonat (Juni); Sommer vom 22. Juni bis 22. September: Messidor, Erntemonat (Juli), Thermidor, Hitzemonat (August), Fructidor, Fruchtmonat (September). Den zehn Tagen jeder Decade hatte man folgende Namen beigelegt: 1. Primidi, 2. Duodi, 3. Tridi, 4. Quartidi, 5. Quintidi, 6. Sextidi, 7. Septidi, 8. Octidi, 9. Nonidi, 10. Decadi (der Ruhetag). Ueberdies hatte noch jeder Tag im Jahre seinen besondern Namen, der aber nicht von Heiligen, sondern von der Oekonomie hergenommen, und der Zeit, in welche der Tag fällt, angemessen war; z. B. der 7. Vendemiaire hieß Carottes, Möhren. Dieses Calenders bediente sich die Regierung in allen öffentlichen Angelegenheiten; bei Privatgeschäften brauchte man häufig den gewohnten Styl, oder schrieb diesen dem neuen bei. Allein er wurde auf Befehl Napoleons durch ein Senatsdecret vom 9. September 1805 aufgehoben, und der allgemeine christliche (Gregorianische) Calender in ganz Frankreich wieder eingeführt. Sx.

Caliari (Paolo), bekannter unter dem Namen Paul Veronese, ein Mahler von Verona, war 1528 oder 1530 geboren. Sein Vater, welcher Bildhauer war, wollte ihn für diese Kunst bilden; allein der Jüngling verrieth mehr Neigung zum Zeichnen, und sein Vater sandte ihn zu Badile, seinem Oheim, welcher dadurch berühmt ist, daß er zuerst regelmäßige Gemählde lie-

ferte, in denen er sich von der sogenannten alten Manier losmachte. Paul machte unter der Anleitung dieses geschickten Lehrers reißende Fortschritte; aber da die veronesische Schule bereits herrliche Künstler, wie Forbicini, Giolfino, Ligozzi, Brusasorci und Farinato, zählte; so hätte er in den ersten Jahren nur wenig Ruf. Er gewann indeß zu Mantua einen Preis durch seine Kunst. Die Ungunst des Publicums bewog ihn, Verona zu verlassen. Er ging nach Vicenza, und in der Folge nach Venedig. Er bemühte sich anfangs, in die Fußstapfen Titians und Tintorets zu treten, aber zugleich schien er sie durch eine gesuchtere Eleganz und durch eine reichere Mannichfaltigkeit der Verzierungen übertreffen zu wollen. Man erkannte bald an seinen Werken, daß Paul die nach Antiken geformten Gypsabdrücke, und die geätzten Blätter von Parmesan und Albrecht Dürer studirt habe. In seinen ersten großen Compositionen, welche zu St. Sebastian in Venedig sind, erscheint sein Pinsel noch furchtsam; später erregte eins seiner Frescogemählde in derselben Kirche, welches die Geschichte der Esther vorstellt, die allgemeine Bewunderung, und der Senat glaubte, ihm wichtige Arbeiten übertragen zu müssen. Paul indessen begab sich mit dem venetianischen Gesandten Grimani nach Rom, sah hier mit Enthusiasmus die schönen Muster Rafaels und Michel Angelo's, und mahlte nach seiner Rückkehr seine schöne Apotheose Venedigs. Vortrefflicher noch sind seine verschiedenen Abendmahlseinsetzungen. In Venedig befinden sich deren wenigstens sechs in den Refectorien der Geistlichen. Am berühmtesten ist seine Hochzeit von Cana, und sein Gastmahl Christi bei Simon. An jenem tadelt man mit Recht die unpassend angebrachte asiatische Pracht, die Vereinigung der verschiedensten Personen und Costume, an diesem einen Zug von Stolz, der statt einfacher Hoheit in dem Christusgesicht ausgedrückt ist, die Versetzung der Hauptperson in einen Winkel des Gemähldes, und das Ineinanderlaufen der weißen Tischtücher und der Architektur. In seinen Pilgrimmen von Emaus versetzt Paul Veronese alle Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung. — Aber neben allen diesen Fehlern, welche Schönheiten! welcher Geist in den Physiognomien! welcher Adel in den Porträts und welche Richtigkeit in dem Colorit! Er hatte eine bewundernswürdig fruchtbare Einbildungskraft, neue und anziehende Ideen, aber er achtete zu wenig gewisse Regeln, von denen sich der Künstler nie entfernen darf. Er starb 1588. Seine Schüler waren Carlo und Gabriele, seine Söhne, und Benedetto, sein Bruder, ferner Michele Parrasio, Naudi, Maffei Verona, Francesco Montemezzano.

Caliber, Caliberstab, Visirstab, Artillerie-Maßstab, ist ein vierseitiger messingener Maßstab, welcher die Durchmesser der Kugeln von eins bis hundert Pfund zeigt. Auf einer Seite sind die steinernen, auf der andern die bleiernen, und auf der dritten die eisernen Kugeln verzeichnet. Auf der vierten sind die Kubi von verschiedenem Gewichte des Pulvers und die Durchmesser der Bohrungen des Geschützes angegeben. Georg Hartmann aus Eckolsheim, Mathematiker in Nürnberg, hat ihn 1540 erfunden. Caliber wird auch für den Durchmesser der Mündung eines Geschützes und den einer Kugel von allen Arten gebraucht. So sagt man: „Geschütz von schwerem, von leichtem Caliber.“ — In der Schifffkunst ist Caliber das Ma-

dell eines zu erbauenden Schiffs. Ferner ein Werkzeug bei verschiedenen Handwerkern, ja bei einigem überhaupt jedes Modell.

Californien, eine große Halbinsel im spanischen Nordamerika. (s. Nordamerika.)

Caligula (Cajus Cäsar Augustus Germanicus), war der Sohn des Germanicus und der Agrippina, und wurde zwölf Jahre nach Chr. Geb. (im Jahre Roms 765) im Lager, wahrscheinlich in Deutschland, geboren und unter den Legionen auferzogen. Hier bekam er von den Soldaten, gleich welchen er sich der Caligae, einer Art kleiner Stiefeln, bediente, den Beinamen Caligula. Er wußte sich beim Kaiser Tiberius so einzuschmeicheln, daß er nicht nur dem grausamen Schicksale seiner Aeltern und Geschwister allein entging, sondern auch mit Ehrenstellen überhäuft wurde. Ob er den Tiberius durch ein langsames Gift, wie Einige berichten, aus dem Wege geräumt habe, ist ungewiß. Als aber derselbe sich seinem Tode näherte, war er zweifelhaft, ob er den Caligula oder des Drusus Sohn, Tiberius Nero, zu seinem Nachfolger ernennen solle, und setzte nach Sueton Beide zu Erben des Reichs ein. Allein Caligula, um seines Vaters Germanicus willen, allgemein geliebt, konnte ohne Schwierigkeit sich des Thrones allein bemächtigen. Rom nahm ihn freundlich auf, und die entferntesten Provinzen des Reichs jauchzten ihm entgegen. Auch waren seine ersten Handlungen gerecht, löblich und edel. Er bestattete auf das ehrvollste die Ueberreste seiner Mutter und seines Bruders Nero, setzte alle Staatsgefangenen in Freiheit, rief die Verbannten zurück und verbot jede Anklage wegen Hochverraths. Den Obrigkeiten ertheilte er freie und unabhängige Gewalt. Obgleich des Tiberius Testament von dem Senat für nichtig erklärt worden war, vollzog er doch alle Artikel desselben, den einigen ausgenommen, in welchem der verstorbene Kaiser seinen Enkel Tiberius und ihn, den Caligula, zu seinen Erben eingesetzt hatte. Als er zum Consul erwählt worden, nahm er seinen Oheim Claudius zum Mitconsul, und bezeichnete den Anfang seiner Regierung durch mehrere Handlungen der Hoheit und Großmuth. So hatte er acht Monate geherrscht, als ihn eine Krankheit befiel, nach welcher er sich durch die unerwarteste Umwandlung plötzlich als den grausamsten, unnatürlichsten Tyrannen zeigte. Die künstlichsten Martern dienten ihm zur Lust. Während seiner Mahlzeiten ließ er Verbrecher oder auch unschuldige Personen foltern und enthaupten; die angesehensten Personen wurden täglich hingerichtet. Im Wahnsinne des Uebermuths hielt er sich selbst für einen Gott, und ließ sich die Ehren erweisen, welche man dem Apoll, dem Mars und selbst dem Jupiter erwies. Auch die Venus und andere Göttinnen wollte er sein und zeigte sich öffentlich mit den Attributen derselben. Er ließ seiner eigenen Gottheit einen Tempel erbauen und weihen. Einst wünschte er, das römische Volk möchte nur einen Kopf haben, um ihn auf einen Streich abhauen zu können. Die Worte eines alten Dichters: Oderint dum metuant, führte er häufig im Munde. Eine seiner größten Thorheiten war die Erbauung einer Brücke zwischen Bajä und Puzzuoli. Er weihte diesen Wunderbau selbst prachtvoll ein, und nachdem er die folgende Nacht in einer Orgie mit seinen Freunden hingebracht, ließ er plötzlich, um vor seiner Abreise noch etwas Außerordentliches zu thun, eine Menge Personen, ohne Unterschied des Alters, Ranges und der

Gesinnung, ergreifen und in das Meer stürzen. Bei seiner Rückkehr zog er triumphirend in Rom ein, weil er, wie er sagte, die Natur selbst besiegt habe. Darauf rüstete er sich zu einem Zuge gegen die Germanen, ging mit mehr als 200,000 Mann über den Rhein, kehrte aber wieder um, nachdem er einige Meilen zurückgelegt hatte, und ohne einen Feind gesehen zu haben. Ihn hatte eine solche Furcht befallen, daß, als er an die Brücke kam und diese von den zudrängenden Massen verstopft fand, er sich von Hand zu Hand über die Köpfe der Soldaten hinweg heben ließ. Er begab sich hierauf nach Gallien, das er mit beispielloser Habsucht ausplünderte. Nicht zufrieden mit der dadurch gewonnenen ansehnlichen Beute, verkaufte er Alles Eigenthum seiner beiden Schwestern, Agrippina und Livilla, die er ins Exil schickte. Auch die Mobilien des alten Hofs, die Kleider des Marcus Antonius, des Augustus, der Agrippina u. s. w. verkaufte er. Bevor er das Land verließ, kündigte er die Absicht an, nach Britannien gehen zu wollen. Er versammelte sein Heer an der Küste, bestieg eine prächtige Gondel, kehrte aber, nachdem er sich kaum vom Lande entfernt hatte, zurück, ordnete das Heer, ließ das Zeichen zur Schlacht geben, und befahl den Soldaten, ihre Taschen und Helme mit Muscheln anzufüllen, indem er ausrief: „Diese dem Ocean entrissene Beute gebührt meinem Palast und dem Capitol!" Als er nach Rom zurückgekehrt war, verlangte er einen Triumph wegen seiner Kriegsthaten, begnügte sich jedoch mit einer Ovation. Unzufrieden mit dem Senat, beschloß er den größten Theil der Senatoren und die ausgezeichnetsten Männer Roms zu verderben. Dieß bewiesen zwei Bücher, die man nach seinem Tode fand, worin die Namen der Verurtheilten verzeichnet waren, und von denen das eine (gladius) (Schwert), das andere pugil (Dolch) betitelt war. Er söhnte sich indeß mit dem Senat wieder aus, da er ihn seiner würdig fand. Caligula unterhielt Bordelle und Spielhäuser für das Publicum und nahm selbst das Eintrittsgeld der Besuchenden ein. Zu weitläufig würde es sein, alle Verbrechen und Thorheiten dieses Kaisers anzuführen. Einiges müssen wir indeß noch flüchtig erwähnen. Caligula besaß ein Pferd mit Namen Incitatus; dieß war sein Liebling. Es hatte ein Haus, Meublen, eigene Diener, und ward aus Marmor und Golde gespeiset. Caligula hatte es in das Collegium seiner Priester aufnehmen lassen, und war Willens, es sogar zum Consul zu machen. Ferner hatte er die Idee, die Gedichte Homers zu vertilgen, und fast hätte er die Werke und Bildnisse des Virgils und Livius aus allen Bibliotheken wegnehmen lassen, jenes weil er ohne Genie und Kenntnisse, dieses, weil er ein unzuverlässiger Geschichtsschreiber sei. Die Sitten Caligula's waren von Jugend auf verdorben, mit allen seinen Schwestern hatte er Blutschande getrieben. Nachdem er mehrere Weiber genommen und verstoßen hatte, fesselte ihn Cäsonia. — Eine Verschwörung, an deren Spitze Chärea und Cornelius Sabinus, beides Tribunen der prätorianischen Coborten, standen, machte endlich seinem Leben im 29. und seiner tyrannischen Regierung im vierten Jahre ein Ende.

Calixtiner oder Utraquisten, eine hussitische Partei in Böhmen, die sich vornehmlich durch die Beibehaltung des Kelchs im Abendmahle für die Laien von den Catholischen unterschied (Vergl. d. Art. Hussiten). Unter Georg von Podiebrad, 1450 bis 1471, der sich selbst zu ihrer Partei bekannte, wurden die calixtinischen Stände den übrigen überlegen, unter Wladislaw erhielten sie sich im Besitze ihrer

Religionsfreiheit und theilten seit der Reformation des 16. Jahrhunderts wie den Glauben so auch das Schicksal der Protestanten in Böhmen. Ihre Weigerung, im schmalkaldischen Kriege gegen ihre Glaubensgenossen zu fechten, zog ihnen anfangs harte Verfolgungen zu, doch ließ der ihnen sonst ungünstige Ferdinand I. sie die Vortheile des Religionsfriedens seit 1556 mit seinen übrigen evangelischen Unterthanen genießen, und der vortreffliche Maximilian II. gab ihnen völlige Freiheit der Religionsübung. Bedenklicher wurde ihr Schicksal unter Rudolph II., und sie hatten Mühe, ihn endlich dahin zu bringen, daß durch den am 9 Juli 1609 ausgefertigten Majestätsbrief die von ihnen in Verbindung mit den böhmischen Brüdern und den Evangelischen eingereichte böhmische Confession öffentlich anerkannt und ihre Kirchenordnung, vermöge deren sie bisher eigne Lehrer, Kirchen und Schulen und ein besonderes Consistorium zu Prag gehabt hatten, bestätigt wurde. Da indeß Mathias mancherlei Verletzungen der Freiheiten dieses Majestätsbriefes zuließ, griffen die vereinigten Protestanten unter Anführung des Grafen von Thurn 1617 zu einer Selbsthülfe, die den 30jährigen Krieg anfachte und nach einem kurzen Triumphe unter dem von ihnen erwählten Könige, Friedrich von der Pfalz, durch die Niederlage dieses übelberathenen Fürsten bei Prag 1620, mit völliger Unterdrückung des Protestantismus allzuhart bestraft wurde. Ferdinand II. ließ viele Calixtiner, Lutheraner und Reformirte als Rebellen hinrichten und nöthigte andere zur Auswanderung; und auch Ferdinand III. mochte die Wohlthaten des westphälischen Friedens nicht auf die Evangelischen in Böhmen ausdehnen. Seine Nachfolger waren dem Protestantismus nicht günstiger und erst das Toleranzedict Josephs II. gab den Evangelischen in Böhmen 1782 die seit 162 Jahren entbehrte Freiheit der Religionsübung wieder, welche die reformirten und lutherischen Gemeinden, unter die sich die Reste der alten Calixtiner verloren haben, auch gegenwärtig genießen. E.

Callico, ursprünglich ein weißes ostindisches Baumwollenzeug, das in England gebleicht, in Manchester und in London, gleich andern weißen Cattunen, gedruckt wurde, und so in den Handel kam. Im Auslande wurden bald alle englischen gedruckten Cattune Callicos genannt. Auch in England nahm man nicht mehr weiße ostindische Callicos, besonders nicht zu den Exporten ins Ausland, sondern statt ihrer in England gewebte weiße Cattune. Da zuerst gemeiniglich diese Cattune mit braunem Grunde und Desseins, worin rothe Blumen vorherrschend waren, gedruckt wurden, so kamen davon zweierlei Arten zunächst in deutschen Handel: full chints (Doppeldruck), wo die rothe Farbe doppelt aufgetragen war, und half chints, einfacher rother Druck. Späterhin brachten die Engländer auch mit andern Farben gedruckte Callicos in den Handel, und so lange das sogenannte Continental-System die englischen Manufacturen vom Continente verdrängte, nannten alle deutsche und schweizerische Fabrikanten ihre gedruckten Cattune Callicos.

Callimachus, dieser berühmte griechische Elegien- und Hymnendichter, war von Cyrene in Lybien gebürtig und blühte unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus, ungefähr 250 Jahre vor Christo. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur so viel, daß er aus einem vornehmen Geschlechte entsprossen, sich früh auf die Erlernung der damals beliebten Wissenschaften legte, in Alexandrien eine Schule der Grammatik, d. h. der schönen und humanistischen Wissen-

schaften, eröffnete, und in derselben mehrere Gelehrte von ausgezeichneten Kenntnissen und nicht geringem Ruhme bildete, z. B. Eratosthenes, Apollonius Rhodius, Aristophanes von Byzanz u. A. Ptolemäus Philadelphus räumte ihm eine Stelle in Museo ein, wo er, wie die übrigen Gelehrten, vom Könige Gehalt bekam. In gleicher Gunst stand er bis an seinen Tod bei Ptolemäus Euergetes. Er schrieb in dieser günstigen Lage seine meisten Werke, deren Zahl nach Suidas sehr beträchtlich gewesen. Wir haben, außer einigen Fragmenten, nur 72 Sinngedichte und 6 Hymnen von ihm übrig. Sein Gedicht auf das Haupthaar der Berenice hat sich in Catulls lateinischer Uebersetzung erhalten. Callimachus Gedichte tragen den Stempel ihres Zeitalters, in welchem man den Mangel der Genialität durch prunkende Vielwisserei zu ersetzen suchte. Statt edler einfacher Größe zeigen sich Künstelei und Ueberladung. Vergebens sucht man in seinen Hymnen jenen Ton feierlicher Andacht, jenes tiefe Gefühl von der Hoheit und Würde der Götter; man findet statt dessen ein falsches Pathos und ein Streben zum Seltenen, Veralteten, Gelehrten. Seine Elegien sind verloren gegangen; sie werden von den Alten mit großem Lobe erwähnt und dienten Properz zu Mustern. Die beste Ausgabe des Callimachus ist von J. A. Ernesti, Leyden, 1761, 2 B. 8., in welcher sich, wie in der Ausgabe von Grävius, Utrecht, 1697, auch Spanheims gelehrter Commentar findet. Man muß damit verbinden Elegiarum fragmenta von Valckenaer, Leyden 1799, 8.

Callipygos. s. Venus.

Callot (Jacques), geb. 1594 zu Nancy und gestorben daselbst 1635, hat sich unter den französischen Künstlern einen ehrenvollen Platz erworben. Von der Natur mit einer lebhaften Neigung für die zeichnenden Künste ausgestattet, besiegte er standhaft jedes Hinderniß, das sich der Vervollkommung seines Talents entgegenstellte. Im zwölften Jahre seines Alters floh er, da seine Aeltern ihn einer andern Bestimmung widmen wollten, nach Italien, lernte zu Rom zeichnen unter Jul. Parigi, kupferstechen unter Philipp Thomassin, und wurde nachher zu Florenz ein Schüler von Canta-Gallina, und zu Nancy von Claude Henriet. Bald überließ er sich gänzlich der Liebe zur Kupferstecherei, und zog hier wieder die Aetzkunst vor, wahrscheinlich, weil durch sie sein lebhafter und fruchtbarer Geist sich schneller ausdrücken konnte. In einem Zeitraume von zwanzig Jahren erfand und fertigte er an 1600 Stücke deren Verzeichniß man in dem Cabinet de Singularités d'Architecture, Pointure, Sculture et Gravure von Le Comte. T. 2 p. 376—392, und besser noch in Gersaints Catalogue de Lorangère findet. In der Anordnung, Composition und Austheilung des Lichtes glänzt Callot nicht, aber in den einzelnen Partien ist er vortrefflich: die Zeichnungen sind richtig, die Stellungen meist gefällig, die Gruppen mannichfaltig, die gezwungenen Contraste vermieden, der Ausdruck ist stark und die Ausführung von der Leichtigkeit einer Meisterstand. Besondern Ruhm hat er sich durch die Zeichnung kleiner Figuren erworben, die er auch in Menge in allen seinen Stücken angebracht hat. Die meisten davon, wenn man die heiligen Sujets abrechnet, sind Darstellungen von Schlachten, Belagerungen, Bädern, festlichen Aufzügen. Von diesen werden die Misères et Malheurs de la Guerre auf achtzehn Blättern als das vorzüglichste gepriesen. Dergleichen Blätter verfertigte er für Cosmus II. von Florenz, Ludwig XIII. von Frankreich und den Herzog von Lothringen. Eigene Neigung trieb ihn so sehr zum Komischen, daß er

dieser Laune selbst bei Darstellung heiliger Gegenstände nicht widerstand, z. B. in der Versuchung des heiligen Antonius. Er stellte aber nicht blos allerhand burleske und groteske Figuren in seinen Blättern mit auf, die man wohl auch Callotische Fratzen genannt hat, sondern schuf auch ganze Tableaux dieser Art, die in der That den Inbegriff seiner Kunst zeigen. Seinen Jahrmarkt, seine Bettler nennt man als seine vollkommensten Arbeiten. Zu bemerken ist noch, daß er der erste war, der beim Aetzen sich des Scheidewassers und eines Firnisses bediente. Nicht aber blos als Künstler, auch als Mensch ist er sehr interessant, und es wird Niemand gereuen, Callots Biographie bei Gersoint a. a. O. oder von Huffon (Par. 1766. 8.) gelesen zu haben. dd.

Calmar, die Hauptstadt von Smaland in Schweden, an der Ostsee, Oeland gegenüber gelegen, mit 4300 Einw. Als sie 1647 abgebrannt war, wurde sie nicht wieder auf der alten Stelle erbaut, sondern auf die Insel Quarnholm verlegt. Sie hat einen kleinen aber guten Hafen, und treibt beträchtlichen Seehandel mit Brettern, Alaun und Theer. Auch hat sie Wollenzeug-Manufacturen. Sie ist der Sitz eines Bischofs und des Landhauptmanns. Im J. 1800 verlor sie durch eine Feuersbrunst 150 Häuser, das Gymnasium nebst der Bibliothek und einen Theil der öffentlichen Magazine. Hier wurde im J. 1397 die berühmte, nach diesem Orte benannte Union zwischen den drei nordischen Reichen geschlossen. (S. Dänemark, Margarethe und Schweden.) Das wohlbefestigte Schloß Calmar liegt außer der Stadt im Sunde.

Calmoucks, nennt man ein zuerst in England, vorzüglich in Leeds verfertiges, locker gewebtes dickes, sehr langhaariges Zeug, dem die Engländer eine sehr schöne Appretur zu geben wissen, und das zu Winter-Oberröcken gebraucht wird. Es wird in den niederländischen, sächsischen und schlesischen Manufacturen mit Erfolg nachgemacht.

Calonne (Charles Alexandre de) geboren im Jahre 1734 zu Douai, wo sein Vater erster Parlamentspräsident war. Nachdem er zu Paris studirt hatte, widmete er sich dem Advocatenstande, und ward bei dem Provincialconseil von Artois angestellt. Von da trat er als Generalprocurator in das Parlament von Douai. Im Jahre 1763 wurde er zum Maître des requêtes, 1768 zum Intendanten von Metz und in der Folge von Lille ernannt, und zeichnete sich in diesen verschiedenen Aemtern durch Talente aus. Dies war seine Lage, als Ludwig XV. starb. Der aus einem langen Exil zurückgerufene Minister Maurepas hatte nach einander Turgot und Necker, Fleury und Ormesson ins Finanzministerium berufen. Im November 1783 folgte diesen nach Maurepas Tode Calonne. Er fand die Finanzen in der höchsten Zerrüttung. Außer den Anleihen und verfallenen Zahlungen, die sich von den vorhergegangenen Regierungen herschrieben, waren 176 Millionen anticipirt worden. Calonne ließ sich durch diese Schwierigkeiten nicht niederschlagen. Sein System war, die Bedrängniß zu verhehlen und einen Schein von Wohlbefinden anzunehmen. Er verschmähte das Hülfsmittel der Ersparnisse, bezahlte die fälligen Termine, hielt die öffentlichen Papiere durch geheime Vorschüsse aufrecht, beschleunigte die Zahlung der Staatsrenten, setzte bedeutende Vergütungen für die Regie- und Landgüterpachtungen aus, sicherte den Credit der Caisse d'escompte, projectirte Tilgungsfonds, und unternahm sogar eine Umprägung der Goldmünzen, wie in einer Zeit der tiefsten Sicherheit. Anfangs befolgte er das vor ihm ange-

nommene Anleihesystem. Nach seiner Schätzung waren von 1776 bis 1786 ungefähr 1,250,000,000 geborgt; das jährliche Deficit aber belief sich auf 115 Millionen; dies sollte jedoch im J. 1797 bis auf 55 Millionen getilgt sein. Zu dem Ende mußten die Staatseinkünfte, welche sich damals auf 475 Millionen belaufen konnten, bis auf 590 Millionen gebracht werden. Alle diese Maßregeln wurden lebhaft bestritten. Der Minister antwortete seinen Gegnern in Aufsätzen, welche sich durch Methode, Klarheit und Kraft der Dialektik auszeichnen. Wie dem auch sei, die Erschöpfung des Schatzes war ungeheuer. Calonne's erste Maßregeln waren nur für den Augenblick berechnet; die Staatsschuld war auf kein sicheres Unterpfand begründet. Dies zu bewirken gab es nur ein neues Contributionssystem, und Calonne schlug es vor. Seine beiden Haupthebel waren eine in Natura zahlbare Grundsteuer und eine Erhöhung der Stempeltaxe. Da indeß vorauszusehen war, daß der Ausführung eines Plans, der von den beiden ersten Ständen des Staates bis dahin unerhörte Opfer forderte; von ihnen Hindernisse entgegengestellt werden würden, eine allgemeine Ständeversammlung aber zu gefährlich schien: so wählte Calonne einen Mittelweg, der die für die Erreichung seiner Absicht nöthigen Bedingungen zu haben schien. Er schlug eine Versammlung von Notablen, gewählt aus den angesehensten Mitgliedern der beiden ersten Stände, den Obrigkeiten, und aus den Häuptern der wichtigsten Municipalitäten vor. Am 22. Febr. 1787 hatten die Notablen ihre erste Sitzung zu Versailles. Man erwartete mit Ungeduld den Bericht des Finanzministers. Er erstattete ihn mit aller Geschicklichkeit, deren er fähig war; aber dies konnte den übeln Eindruck seiner Aufschlüsse nicht mindern. Das Deficit von 115 Millionen war weit mehr, als man gefürchtet hatte. Calonne leitete den Ursprung desselben von der Verwaltung Terray's her, behauptete, daß es damals 40 Millionen betragen, daß es von 1776 bis 1783 um eben so viel gestiegen, und gab endlich zu, daß er selbst es bis 1786 um 35 Millionen vermehrt habe. Lafayette erschien an der Spitze der zahlreichen Ankläger, die nun gegen Calonne auftraten, aber der König schien im ersten Augenblicke seinen Minister zu halten. Der Großsiegelbewahrer, Calonne's steter Gegner, wurde entlassen. Dieser Triumph war jedoch nur von kurzer Dauer. Unabhängig von Lafayette's und Neckers Freunden trat noch eine andere Partei gegen ihn auf, diejenige nämlich, welche den Erzbischof von Toulose, Loménie Brienne, ins Ministerium brachte. Der Hof erschrak über die Weitläufigkeiten der Versammlung der Notablen und über die Gährung, welche sie erregte. Die Königin, entweder aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, oder auf Breteuils Eingebungen, sagte sich los von Calonne, welcher entsetzt und nach Lothringen verwiesen wurde. Man ersparte ihm hier weder Vorwürfe noch Demüthigungen. Er begab sich nach England, wo er von der Kaiserin Catharine eine schmeichelhafte Einladung bekam; er aber beschäftigte sich, die Anklagen, welche sich gegen ihn erhoben, zurückzuweisen. Dieß ist der besondere Zweck einer an den König gegen das Ende des J. 1787 gerichteten Bittschrift, worin er alle seine ministeriellen Unternehmungen durchgeht und sich bemüht, zu beweisen, daß sie sämmtlich die Verbesserung der Finanzen zum Zweck gehabt. Der Erzbischof von Toulouse, sein Nachfolger, hatte ihm das persönliche Mißfallen des Königs zu erkennen gegeben; die Parlamenter von Grenoble, Toulouse, Besançon hatten ihn der

öffentlichen Ahndung Preis gegeben; das Parlament von Paris war förmlich wider ihn aufgetreten. Calonne vertheidigte sich gegen alle diese Angriffe; er ersuchte den König zu erklären, daß er stets auf seinen ausdrücklichen Befehl oder mit seiner Zustimmung gehandelt habe, und erbot sich, im Fall der König schweige, auf die feierlichste Weise vor dem Gerichtshofe der Pairs, vor dem er angeklagt worden, sich zu rechtfertigen. Allen Beschuldigungen setzten Calonne's Freunde die allerdings wahre Thatsache entgegen, daß er arm aus dem Ministerium getreten sei. Gleich unwirksam war ein Brief Calonne's an den König vom 9. Febr. 1789, welcher politische Betrachtungen enthielt, und hauptsächlich gegen Necker gerichtet ist. Er zeigte darin an, daß er die Absicht habe, sich als Candidat zu den Generalständen einzufinden. Wirklich erschien er in der Wahlversammlung des Adels von Vailleul, kehrte aber unverrichteter Sache nach London zurück, wo er sich aufs neue mit polemischen Schriften über die Lage der Angelegenheiten beschäftigte. Die Revolution hatte indeß begonnen. Calonne nahm mit einem Eifer, der seine Kräfte zu übersteigen schien, an den Ereignissen Antheil. Seine Unterhandlungen, seine Reisen nach Deutschland, Italien und Rußland, seine Beharrlichkeit, seine Anhänglichkeit machte ihn der Partei unschätzbar, welcher er diente. Um seiner unglücklichen Sache noch mit der Feder zu dienen, schrieb er sein Tableau de l'Europe en Novembre 1795, eins seiner merkwürdigsten Werke, wegen der Treue und Wärme, womit er die Ereignisse darstellt. Seitdem lebte er ruhig zu London, vornehmlich mit den schönen Künsten beschäftigt, die er immer mit Geschmack getrieben hatte. Er verließ im Sept. 1812 England und kam nach Paris zurück, wo er im October desselben Jahres starb. Dieß war die glänzende und unglückliche Laufbahn eines Ministers, der den ersten Anstoß zur Revolution seines Landes gab. Er veranlaßte ein Ungewitter, das er nachher nicht mehr beschwören konnte. Die für eine große Verwaltung erforderlichen Eigenschaften besaß er in einem hohen Grade; er kannte genau alle Details, umfaßte das Ganze mit bewundernswürdiger Genauigkeit; er war selbst fähig, das Höchste ins Auge zu fassen. Wenn aber Weisheit, welche die Gedanken zur Reife bringt, wenn ein vorschauender Blick, der die Hindernisse erräth, wenn ein folgerechter und ordnungsliebender Geist, der den Erfolg der Unternehmungen vorbereitet, wesentlich zu einem Staatsmanne gehören; so darf Calonne keinen Anspruch auf diesen Namen machen. Sein Charakter war offen und edel, aber es fehlte ihm tiefere Menschenkenntniß. Seine Sitten waren fern davon, strenge zu sein. Seine Werke, unter denen seine Reden und Denkschriften an die Versammlung der Notabeln den ersten Platz verdienen, haben als historische Denkmäler in der Finanzverwaltung bleibenden Werth.

Calottisten, (oder das Regiment der Calotte, Régiment de la Calotte), waren eine Gesellschaft, welche zu Paris in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. entstand, und den abenteuerlichen Einfall hatte, ein Regiment unter dem Namen la Calotte, eine Plattmütze, welche man einem, der sich über Kopfschmerzen beklagte, aufzusetzen im Scherz gerathen hatte, und woraus sich eben jener bizarre Einfall entspann, zu errichten, und darein alle aufzunehmen, welche durch sinnloses lächerliches Betragen, durch bizarren Charakter, tolle Meinungen u. s. w. den öffentlichen Tadel sich zuziehen würden. Sie hatten besondere Wappen, worin der Scepter

des Momus, ferner Schellen, Affen, Klappern ꝛc. sich befanden; in der Hauptfahne standen die Worte: Pavet Momus, luna influit. Allen, die sich durch excentrische Handlungen auszeichneten, wurden Patente zugeschickt, und obgleich Manche sich höchlich darüber entrüsteten, so wurden sie dennoch — ausgelacht. Als der Oberste dieser Calottisten, Torsac, gestorben war, und die Leichenrede (eine sinnreiche Kritik des akademischen Styls), welche die Caloltisten auf ihn hielten, confiscirt wurde, eilte der Gardeoberst Aimon zum Marschall von Villars, beklagte sich, und setzte am Ende hinzu: „Monseigneur! Seit Alexanders und Cäsars Tode haben die Calettisten keinen andern Beschützer als Sie," und die Confiscation wurde aufgehoben. Indessen wurden die Herren doch zu übermüthig, indem sie Minister und selbst fremde Könige angriffen, und so nahm das Regiment bald ein Ende.

Calpe, eine der Säulen des Herkules, und zwar die europäische, das heutige Gibraltar. Die auf der afrikanischen Küste gegenüberliegende hieß Abyla.

Calprenede (Gautier de Costes de la), geb. zu Tolgou in Gascogne, gest. zu Paris 1663 als königl. Kammerherr, ist einer vor den Schriftstellern, durch welche eine neue Art meist sehr dick leibiger und lang ausgesponnener Ritterromane im 17. Jahrhunderte Mode wurde. Begebenheiten aus der Geschichte der Griechen und Römer wurden in dem Geiste und der Manier des ältern Ritterromans so bearbeitet, daß nur die Namen griechisch und römisch blieben, die Abenteuer selbst aber, die Situationen und Charaktere ganz die romantische Ritterzeit athmeten. Von Calprenede sind Cassandra, zehn Bände; Cleopatra, zwölf Bände; Faramond, sieben Bände, wozu Herr v. Baumoriere noch eine Fortsetzung in fünf Bänden lieferte. Durch diese Werke erwarb sich der Verfasser, dessen Trauerspiele neben denen eines Corneille keine Aufmerksamkeit erregen konnten, zu seiner Zeit großen Ruf. Zu läugnen ist nicht, daß die seinigen unter allen dieser Art sich vortheilhaft auszeichnen. Es mangelt dem Verfasser nicht an dichterischer Einbildungskraft; seine Helden sind nicht ohne Erhabenheit, und man findet sehr gut gezeichnete Charaktere, unter denen der des Artaban eine Art von Glück gemacht hat, indem er zum Sprichwort geworden ist, welches freilich zugleich das Lächerliche der Uebertreibung anzeigt, ohne die es allerdings hier nicht abgeht. Wäre Calprenede minder eilfertig gewesen, so hätte er bessere Werke liefern können; fast schrieb er aber so geschwind, als er sprach. Dennoch sind die Begebenheiten mit vieler Kunst in einander verflochten, die Sprache nicht gemein, und das Ganze, so gedehnt es ist, nicht ohne poetische Haltung. Seine Cleopatra ist, ungeachtet ihrer Weitschweifigkeit, der ewigen Unterredungen und Beschreibungen, der vielfachen unter einander nicht zusammenhängenden Intriguen und mancher Sonderbarkeiten, doch ein Meisterstück in dieser Gattung. An Abenteuerlichkeit aber hat wohl seine Gattin in ihrem Roman: Les Nouvelles, ou les Divertissemens de la Princesse Alcidiane, ihn noch übertroffen. Auch in Deutschland wurde in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts diese Gattung von Romanen Mode; die Aramena, Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig u. a. waren dieser Art.

Calpurnius (Titus Julius), ein Zeitgenosse Nemesians, gebürtig von Sicilien, lebte im dritten Jahrhundert. Er war sehr arm. Wir besitzen von ihm sieben Idyllen, die nicht ohne Verdienst sind und

den Virgilischen sich nähern, obwohl sie ihnen an Eleganz und Reinheit so wie den Theokritischen an Einfalt und Natürlichkeit nachstehen. Sie sind dem Nemesian zugeeignet. Die beste Ausgabe ist von Beck, Leipzig, 1803.

Calquiren, durchzeichnen, indem man die Rückseite einer Zeichnung oder eines Kupferstichs mit einer Kreide einreibt, ein weißes Blatt darunter legt und mit einer stumpfen Nadel über diejenigen Linien der Zeichnung hinfährt, welche man durchzeichnen will und welche auf dem unterlegten Papier erscheinen.

Calvarienberg, Golgatha, die Schädelstätte, der Richtplatz der alten Juden. Dieser in der evangelischen Geschichte berühmte Berg, der ehemals außer der Stadt Jerusalem gelegen war, ist jetzt in dessen Ringmauer eingeschlossen. Auf demselben steht die größte und vornehmste Kirche in Palästina, welche die heilige Helena, des Kaisers Constantin Mutter, im 4. Jahrhunderte zu bauen angeordnet hat. In catholischen Ländern heißt jede Erhöhung, jede Capelle, wo man ein Kreuz aufgepflanzt hat, und wohin man in der Fastenzeit, zur Feier und Darstellung des Leidens Christi wallfahrtet, Calvarienberg. Es sind oft wirkliche Berge, zu deren Spitze ein Pfad führt, der von Stelle zu Stelle mit Bildern oder Figuren, kleinen Capellen, Inschriften ꝛc. besetzt ist, welche die Hauptmomente des Lebens Jesu darstellen bis zur Kreuzigung, welche oben durch drei wirkliche Kruzifixe, mit dem Heiland und den zwei Schächern, zuweilen auch mit den dazu gehörigen Gruppen, versinnlicht wird.

Calvart (Dionys), ein Mahler, geboren zu Antwerpen im J. 1565. Er kam als Landschaftsmahler sehr jung nach Italien, wo er, um Figuren zeichnen zu lernen, die Schule Fontana's und Sabbatini's besuchte, auch an den Arbeiten im Vatican Theil nahm. Nachdem er einige Zeit nach Raphael gezeichnet hatte, eröffnete er eine Schule zu Bologna, aus der hundert sieben und dreißig Meister, und unter diesen Albano, Guido und Dominichino hervorgingen. Die Bologneser betrachten ihn als einen der Wiederhersteller ihrer Schule, besonders in Hinsicht des Colorits. Calvart verstand die Perspective, die Anatomie und die Architectur, aber seine Figuren sind zuweilen unedel und zu kühn gestellt. Er starb 1619 zu Bologna, und dort sind auch seine besten Gemählde. Agostin Caracci und Sadeler haben einen Theil seiner Werke gestochen.

Calvin (Jean), der zweite große Reformator des sechzehnten Jahrhunderts, war zu Noyon den 10. Juli 1509 geboren. Sein Vater, Gerard Calvin, war ein Böttcher und widmete ihn früh dem geistlichen Stande. Wir erfahren von Calvin selbst in einem Briefe an Claude d'Hangest, Abt von St. Eloi zu Noyon, daß er der Familie dieses Prälaten seinen ersten Unterricht und eine liberale Erziehung verdankte. Kaum zwölf Jahre alt, erhielt er eine Pfründe bei dem Dom seiner Vaterstadt. Sechs Jahre darauf ward er zu einer Pfarre berufen, die er bald mit einer andern vertauschte. So hatte Calvin durch die Gunst seiner Gönner schon vor seinem zwanzigsten Jahre mehrere Pfründen und selbst den Titel und die Einkünfte einer Pfarre, während er noch in Paris seine Studien fortsetzte. Hier machte er die Bekanntschaft seines um einige Jahre ältern Landsmanns Pierre Robert Olivetan, von dem er die ersten Keime der neuen Lehre empfing, welche sich in Frankreich zu verbreiten begann. Er fand sich dadurch bewogen, der Theologie zu entsagen, um anfangs zu Orleans und später zu Bourges die Rechte zu studiren. Er machte schnelle

Fortschritte darin und lernte zugleich die griechische Sprache unter Melchior Volmar, der die von Olivetan in ihm geweckte Neigung zu Neuerungen verstärkte. Im J. 1532 kam er nach Paris zurück und legte seine Pfründen nieder. Er gab in demselben Jahre einen lateinischen Commentar über die beiden Bücher des Seneca de clementia heraus, auf welchem er sich lateinisirt Johannes Calvinus nannte, und mußte 1533 aus Paris flüchten, da sein Freund Michael Cop, Rector der Universität, wegen einer über die neue Lehre gehaltenen Rede in Untersuchung verfiel und er sich der Theilnahme daran verdächtig gemacht hatte. Er entging der Verhaftung und begab sich zu Du Tillet, Canonicus zu Angoulême, bei welchem er ruhig seine Studien fortsetzte und die Materialien zu seiner zwei Jahre nachher erschienenen christlichen Unterweisung zu sammeln anfing. Von da ging er nach Nerac, zur Königin Margarethe von Navarra, Franz I. Schwester, die nicht sowohl aus entschiedener Neigung für die neue Lehre, als aus Liebe für die Wissenschaften, mehrern Gelehrten, welche ihrer Meinungen wegen Frankreich verlassen mußten, eine Zuflucht gewährte. Calvin ward von ihr sehr wohl aufgenommen und lernte hier mehrere Männer kennen, die in der Folge seiner Partei nützlich wurden, kehrte nach Paris zurück, mußte aber 1534 aufs neue Frankreich verlassen. Jetzt ging er nach Basel, wo er, als ein Glaubensbekenntniß der in Frankreich grausam Verfolgten und zum Scheiterhaufen Verurtheilten, seine christliche Unterweisung herausgab in welcher er die Absicht hatte, sie von der aus politischen Gründen verbreiteten Verläumdung zu befreien, daß sie Aufrührer und Anabaptisten seien, und mit der Lutherischen Lehre nichts gemein hätten. Es würde sich nicht in der Kürze darstellen lassen, wie er weiter ging, als Luther in der Lehre vom freien Willen, von der Zurechnung und dem Verdienst guter Werke; leichter lassen sich die kühnen Folgerungen angeben, die er aus seinen Lehren zog. Er bestritt nicht nur ebenfalls die Oberstelle des Papstes, sondern selbst das Ansehn der allgemeinen Kirchenversammlungen; ein Bischof oder Priester ist ihm kein sichtbares Haupt der Kirche; er läßt kein anderes Gelübde zu als die Taufe; und keine andern Sacramente als die Taufe und das Abendmahl, und auch diese betrachtet er nicht als unerlaßlich nothwendig zur Seligkeit. Die Messe ist ihm eine Entweihung und die Verehrung der Heiligen ein Götzendienst. Dieses Werk erschien unter dem Titel: Institutio christianae religionis, anfangs lateinisch, nachher aber französisch, und wurde fast in jedem Jahre von ihm verbessert und vermehrt herausgegeben. Die vollständigste Ausgabe besorgte Robertus Stephanus 1559. Die vorangesetzte Praefatio ad Christianissimum Regem, qua hic ei liber pro confessione fidei offertur, konnte indeß den Religionsverfolgungen in Frankreich kein Ende machen, da Franz I., vom religiösen Fanatismus weit entfernt, durch politische Rücksichten dazu gedrungen wurde. Calvin ging hierauf nach Italien, um dort seine Lehren zu predigen, fand bei der Herzogin Renata von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und Gemahlin Herkules von Este, die in der Folge seine Lehre annahm, günstige Aufnahme, mußte sich aber von Aosta, wo man ihn entdeckte, durch schleunige Flucht retten, und kam um die Mitte des J. 1536 wieder nach Paris. Da er jedoch hier nicht mit Sicherheit leben konnte, beschloß er nach Basel zu gehen und nahm den Weg über Genf, wo seit einem Jahre durch ein förmliches Decret der Regierung die neue Lehre eingeführt worden und Farel für die Befestigung derselben thätig war.

Dieser bewog ihn leicht, sich zu diesem Zwecke mit ihm zu vereinigen. Calvin bekam bald darauf den Auftrag, theologischen Unterricht zu ertheilen, dem er sich einzig widmete, während er Farel die Kanzel überließ. Aber ein nicht minder eifriger, jedoch weniger geschickter Geistlicher, mit dem sie sich verbunden hatten, zog ihnen eine Menge mächtiger Feinde zu, durch welche sie endlich gestürzt wurden. Der Anlaß dazu war folgender. Die Genfer Kirche bediente sich beim Abendmahl des gesäuerten Brotes und hatte die Taufkeime aus den Kirchen entfernt; auch, außer dem Sonntag, alle Feste abgeschafft. Diese Neuerungen wurden von der Lausanner Synode nicht gebilligt; Der Magistrat von Genf verlangte von Farel und Calvin, daß sie sich nach dem Ausspruche derselben bequemen sollten, und gab ihnen, da sie sich weigerten, den Befehl, die Stadt in drei Tagen zu verlassen. Dieß geschah im April 1538. Sie gingen nach Bern, und da die Bemühungen des Berner Magistrats und der Züricher Synode ihre Zurückberufung nicht bewirken konnten, begab sich Calvin nach Straßburg, wo Luthers Lehre durch Bucer seit 10 Jahren Eingang gefunden hatte. Dieser nahm ihn sehr wohl auf und ließ ihn zum Professor der Theologie ernennen. Zugleich bekam er die Erlaubniß, eine französische Kirche zu errichten, welche durch die große Menge aus Frankreich Geflüchteter sehr bedeutend ward. Ungeachtet der großen Achtung, in der er hier stand, waren doch seine Blicke auf Genf gerichtet, dessen Einwohner er in zwei Schreiben ermahnte, der neuen Lehre treu zu bleiben, als der Cardinal Sadolet sie einlud, in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Hier gab Calvin auch im J. 1540 seine Schrift über das Abendmahl heraus, in welcher er sowohl Luthers, der dieses Sacrament im Wortsinne nahm, als Zwingli's Meinung, der es symbolisch verstand, zu widerlegen suchte (s. d. Art.). Erst in einer 1549 in Zürich gehaltenen Conferenz erklärte er sich unbedingt für die Meinung des Letztern. Endlich gelang es seinen Freunden in Genf, seine Rückberufung im Mai 1541 zu bewirken; eine eigene Deputation ersuchte den Magistrat von Straßburg, ihn seiner alten Herde wiederzugeben. Da aber Calvin zum Deputirten auf dem Reichstage zu Frankfurt ernannt worden und nachher noch der Berathschlagung zu Regensburg beiwohnen mußte, so konnte er erst im September wieder nach Genf kommen. Er legte jetzt dem Rath den Plan seiner Verordnungen über die Kirchendisciplin vor, welche sogleich angenommen und im November publicirt wurden. Zufolge einer dieser Verordnungen wurde ein halb aus Geistlichen, halb aus Laien bestehendes Consistorium gebildet, „um über die Erhaltung der reinen Lehre" und die Sitten zu wachen. Dasselbe zog Jedermann ohne Ausnahme über die geringsten Handlungen und Reden zur Rechenschaft und verwies die Fälle, wo Kirchenstrafen nicht zureichten, mit einem Gutachten an den Rath. So machte sich Calvin zum Herrn aller Handlungen wie aller Meinungen der Genfer. Sein Geist herrschte ausschließlich im Rath wie im Consistorium, und die Richter nahmen nie Anstand, Jeden zu bestrafen, der sich ihm widersetzte. So ward eine Magistratsperson entsetzt und zu zweimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt, „weil der Lebenswandel dieses Mannes unregelmäßig sei und er mit Calvins Feinden in Verbindung stehe;" so wurde Jacob Gruet enthauptet, „weil er gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben, und die Kirchenordnungen zu stürzen gesucht habe." Mit gleicher Strenge wurden die Meinungen gerichtet. Es ist bekannt, wie Michel Servet auf seiner Durchreise durch Genf 1553 verhaftet und

auf dessen Calvin Anklage lebendig verbrannt wurde, weil er das Mysterium der Dreieinigkeit in einem zu Genf weder geschriebenen noch gedruckten Buche angegriffen hatte. Noch zahlreiche ähnliche Beispiele ließen sich anführen, um den blinden und wilden fanatischen Eifer zu beweisen, den er dem Magistrate von Genf für die Erhaltung der guten Sitten und der sogenannten reinen Lehre eingeflößt hatte; und dadurch gelang es ihm, den Neuerungen und dem Untersuchungsgeiste Einhalt zu thun, und seine Anhänger zu strengen und untadelhaften Menschen zu bilden. Auch in der bürgerlichen Gesetzgebung der Genfer und den Formen ihrer Regierung nahm er Aenderungen vor, wobei ihm einige geflüchtete Franzosen behülflich waren. Zur Beförderung nützlicher Studien errichtete er die, von seinem Freunde Theodor Beza so glücklich dirigirte Akademie. Liest man, was Calvin während seines Aufenthalts in Genf alles that, so kann man nicht begreifen, wie er so vielen Arbeiten nicht unterlag. Er predigte fast täglich, ertheilte wöchentlich drei Mal theologischen Unterricht, wohnte allen Berathschlagungen des Consistoriums, allen Sitzungen der Predigergesellschaft bei, und war die Seele aller Beschlüsse. Eben so oft über juristische wie über theologische Gegenstände befragt, antwortete er Allen. Dabei fand er noch Zeit für politische Verhandlungen im Namen der Republik, für eine Menge Schriften zur Vertheidigung seiner Meinungen, von denen seine Commentare über die Bibel die wichtigsten sind, und für eine Correspondenz durch ganz Europa, vornehmlich aber nach Frankreich, wo er auf alle Weise die neue Lehre zu verbreiten suchte. Außer seinen gedruckten Predigten besitzt die Genfer Bibliothek deren 2025 im Manuscript, und, wie auch die Berner, mehrere ungedruckte theologische Abhandlungen. Wiewohl Calvin in wesentlichen Puncten von Luthern abwich, so wurden doch seine Anhänger von den Lutheranern nicht unterschieden und in den Edicten Franz I. und Heinrichs II., und selbst in dem Edict von Rouen im J. 1559 mit diesem Namen bezeichnet. Sie selbst betrachteten zwar Calvin als ihr Haupt, ohne sich darum für verschieden von den Anhängern Luthers zu halten. Diese förmliche Absonderung geschah erst nach dem Colloquium von Poissy im J. 1561, wo sie außer einigen andern hauptsächlich den 10. Artikel der Augsburgischen Confession ausdrücklich verwarfen und den Namen Calvinisten annahmen. Calvin starb den 27. Mai in seinem fünf und funfzigsten Lebensjahre. Er war von sehr schwacher Constitution und litt an häufigen Krankheiten. In Straßburg hatte er sich mit einer Witwe, Idelette de Burie, 1539 verheirathet; ein mit ihr gezeugter Sohn starb früh; im J. 1549 verlor er seine Gattin, worauf er sich nicht wieder verheirathete. Er war nüchtern und streng in seinen Sitten, aber von einer traurigen und unbeugsamen Gemüthsstimmung. Er kannte nie die Süßigkeit der Freundschaft, und hatte keine andere Leidenschaft, als seinen Meinungen den Sieg zu verschaffen. In Rücksicht der Uneigennützigkeit wird er wenige seines Gleichen haben. Er hatte einen Jahrgehalt von 150 Franken, funfzehn Maß Getreide und zwei Fässer Wein; nie nahm er ein Mehreres. Der Werth seines gesammten Nachlasses in Büchern, Möbeln, Geld u. s. w. überstieg nicht 125 Thaler. Sein Charakter war unduldsam und ertrug keinen Widerspruch. „Ich habe," schrieb er an Bucer, „keine härtern Kämpfe gegen meine Fehler, die groß und zahlreich sind, als diejenigen, in denen ich meine Ungeduld zu besiegen suche. Dieses reißenden Thieres bin ich noch nicht Herr worden." Auch ist der Ton seiner pole-

nischen Schriften fast immer hart und mit Bitterkeit und Verachtung gemischt. Es gelingt ihm nicht immer, das Gefühl, das er von seiner Ueberlegenheit hat, zu verbergen. Als Theolog stand Calvin keinem seiner Zeitgenossen nach an tiefen Kenntnissen, Scharfsinn, und, wie er sich dessen auch rühmt, in der Kunst, einen Gegenstand darzuthun; als Schriftsteller verdient er großes Lob. Seine lateinischen Schriften sind mit viel Methode, Würde und Correctheit geschrieben. Außerdem war er auch ein großer Rechtsgelehrter und ein geschickter Politiker. Aber alle diese ausgezeichneten Eigenschaften würden nicht hingereicht haben, ihn zum Oberhaupt einer besondern Religionspartei zu machen, wenn er nicht mit grober Kühnheit die Ausübung aller Ceremonien verworfen hätte. Dadurch gewann er auf der einen Seite viele Gebildete, welche den Sinnenreiz für etwas Unwürdiges anzusehen geneigt waren, und gab auch den Ungebildeten ein leichtes Mittel an die Hand, ihre Trennung von der Gegenpartei zu bezeichnen, ohne auf die Sache selbst eingehen zu dürfen, wozu sie allerdings weder geneigt noch geschickt waren.

Calydon, eine uralte Stadt Aetoliens, berühmt durch den König Oeneus, den calydonischen Eber die Deianira und den Herkules. Als Oeneus, so erzählt die Mythengeschichte, einst allen Göttern ein feierliches Opfer gebracht, dabei aber Dianen vergessen hatte, sandte diese aus Rache einen furchtbaren Eber, der die Fluren und Gärten verwüstete. Um dieses Ungeheuer zu jagen und zu erlegen, berief Meleager, des Oeneus Sohn, die tapfersten Helden Griechenlands, den Theseus, Jason, Nestor u. A. Keiner konnte ihn tödten und mehrere kamen um. Endlich traf ihn Meleager, daß der Wurfspieß im Rücken stecken blieb, und verwundete ihn mit dem Fangeisen, worauf die Uebrigen ihn völlig erlegten. (Vergl. **Meleager**.)

Camaldulenser, Eremiten und Mönche des vom h. **Romuald**, einem Benedictiner adelichen Geschlechts aus Ravenna, im Thale Camaldoli bei Arezzo auf den Apenninen 1012 gestifteten und 1072 vom Papst Alexander III. bestätigten Ordens, gab es in Italien, Frankreich, Deutschland und Polen. Dieser anfangs blos zum Einsiedlerleben in abgesonderten Klausen bestimmte Orden ging bei zunehmendem Reichthum und Anwachs großentheils zum gesellschaftlichen Klosterleben über, und theilte sich in Einsiedler, Observanten und Conventualen, welche zwar 1513 zu einem Ganzen vereinigt, dem Major des Stammsitzes Camaldoli untergeben und durch Unterdrückung der ausgearteten Conventualen gereiniget wurden, aber durch das Streben neuer Stiftungen nach Unabhängigkeit wieder zerfielen. Im 18. Jahrhundert bestanden fünf, von einander ganz unabhängige, unter eignen Generalen (majores) stehende Congregationen der Camaldulenser. 1) Die Mutter der übrigen, **Camaldoli**, eine Einsiedelei von 40 Klausen, zu denen das nahe Kloster Fontebuono und fünf andere Einsiedeleien gehörten; 2) Die Congregation vom **Kronenberge**, einer reizend gelegnen Einsiedelei über der Abtei St. Salvador bei Perugia, 1622 von Justiniani gestiftet, seit 1667 von Camaldoli gesondert, mit 28 Einsiedeleien, wovon 7 im Kirchenstaat, 6 im Venetianischen, 6 im Neapolitanischen, 6 in Polen und 3 im Oesterreichischen eben so viele Nationen unter eignen Generalvicaren bildeten; 3) die 1617 gestiftete Congregation von **Turin** mit 10 Einsiedeleien im Piemontesischen; 4) die **französische** Congregation mit 6 Einsiedeleien oder Camaldulen, deren Hauptsitz seit 1640 die Camaldule Grosbois bei Paris war, und 5) die 1476 entstandene und 1616 von

Camaldoli abgesonderte Congregation von St. Michael zu Murano im Venetianischen mit 35 gewöhnlichen Mönchs- und 8 Nonnenklöstern. Zwölf andere Klöster der Camaldulenserinnen gehörten zu keiner Congregation und standen unter den Bischöfen ihrer Sprengel. Die weiße Kleidung und die verschärfte Benedictinerregel hatten alle mit einander gemein, die Einsiedler überdieß noch Bärte und strengere Observanzen im Fasten, Schweigen, Geißeln und andern Selbstquälereien. Bei diesem stets nur beschaulichen, ascetischen Leben könnte der, in der öffentlichen Meinung nie bedeutende, Camaldulenserorden auf keine Weise gemeinnützig und, nachdem er im Oesterreichischen unter Joseph II., in Frankreich während der Revolution, in Italien und Polen unter dem Einflusse der Franzosen verloschen war, auch nicht vermißt werden. E.

Camayeu, s. Grau in Grau.

Cambacérès (J. J. Regis de), Herzog von Parma, Prinz und gewesener Erzkanzler des französischen Reichs, Mitglied des Instituts ꝛc. ꝛc. ist den 15. October 1753 zu Montpellier in einer unbegüterten Familie angesehener Rechtsgelehrten geboren. Sein Eifer und seine Talente erwarben ihm bald einen großen Ruf und verschafften ihm das Amt eines Raths an der Cour des comptes zu Montpellier. Nachdem er sich zu Anfang der Revolution verschiedenen Staatsgeschäften unterzogen, ward er im Sept. 1792 zum Conventsdeputirten ernannt. Er arbeitete viel in den verschiedenen Ausschüssen und beschäftigte sich besonders mit dem Gerichtsfache. Den 12. December 1792 erhielt er den Auftrag, Ludwig XVI. zu fragen: wen er sich zu seinem Beistande wählen wolle, und ließ beschließen, daß die gewählten Rathgeber freien Zutritt zu dem Könige erhielten. Im Januar 1793 erklärte er Ludwig für schuldig, machte aber dem Convent das Recht streitig, ihn zu richten, und votirte einstweiligen Verhaft, und im Fall eines feindlichen Einfalls den Tod. Den 24. Januar ward er zum Secretär ernannt. Als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses zeigte er in der Sitzung vom 26. März die Verrätherei Dumouriez's an. Im Monat August und October 1793 legte er seinen ersten Plan zu einem bürgerlichen Gesetzbuche vor, in dem sich die demokratischen Ideen des damaligen Zeitgeistes aussprachen. Man fand in einem aufgefangenen Briefe von Antraigues die Worte: „Ich wundere mich gar nicht, daß Cambacérès unter denen ist, welche die Rückkehr des Königthums wünschen; ich kenne ihn ꝛc.“ Cambacérès wies die Beschuldigung, welche daraus hätte gegen ihn geführt werden können, zurück. Die Versammlung befahl, seine Rede drucken zu lassen; allein der Ruf seines Republicanismus hatte dennoch einen Stoß bekommen, und er ward aus dem Directorium, für das er aufgezeichnet war, zurückgewiesen. Er trat in den Rath der Fünfhundert, wo er einen neuen Plan zu einem bürgerlichen Gesetzbuche vorlegte. Den 20. Mai 1797 trat er aus dem Rathe, das Jahr darauf erschien er unter den Wählern von Paris, und nach der Revolution vom 30. Prairial VII. (19 Juni 1799) ward er zum Justizminister erhoben. Den 18. Brumaire erhielt er die Stelle eines zweiten Consuls, welche er im December antrat. Er ließ die Organisation der Gerichtsverwaltung den Hauptgegenstand seiner Beschäftigung sein. Nach Napoleons Thronbesteigung ward er zum Reichserzkanzler und darauf zum Großhofmeister der Ehrenlegion ernannt, erhielt nach und nach fast alle fremde große Orden, und ward 1808 Herzog von Parma. Er hat

sich stets durch vorzügliche Anhänglichkeit an Napoleon ausgezeichnet. Die vielen Senatus-Consulte, die während dessen Regierung erschienen, sind von ihm abgefaßt. Der Geist, in dem sie geschrieben, ist noch in frischem Andenken. Bei Annäherung der Alliirten 1814 folgte er dem Gouvernement nach Blois, und sandte von dort seine Zustimmung zu des Kaisers Absetzung. Als dieser aber 1815 zurückkehrte, nahm er das Portefeuille des Justizministeriums. Nach Napoleons zweitem Sturze traf ihn die Verbannungs-Verordnung Ludwigs XVIII.; er ging nach Brüssel. Im Dec. 1818 erlaubte ihm der König die Rückkehr nach Paris.

Cambrai oder Camerich, eine große stark befestigte Stadt mit einem Erzbisthume an der Schelde, im Königreiche der Niederlande. Von daher kommt die unter dem Namen Cambray oder Cammertuch bekannte Leinwand. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 16,000. Ueber den Frieden zu Cambrai im Jahr 1529 s. Friedensschlüsse. — 1507 wurde zu Cambrai ein berühmtes Bündniß gegen die Republik Venedig geschlossen, und 1724 zwischen Kaiser Carl VI. und Philipp V. ein Friedenscongreß eröffnet, der sich aber durch den wiener Vergleich von 1725 zerschlug.

Cambridge, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft am Fluß Cam, berühmt wegen seiner jährlichen Messe, noch mehr aber wegen seiner Universität, welche schon im J. 630 gestiftet sein soll, aber erst 1280 ihre jetzige Einrichtung erhielt. Sie hat zwölf Collegia (s. Colleges), unter welchen das Trinity-College das wichtigste ist, und vier Hallen, wo die Studenten unter Aufsicht wohnen. Ihre Privilegien sind bedeutend; sie sendet zwei Deputirte ins Parlament. Sehr beträchtlich sind die Bibliothek und einige andre wissenschaftliche Sammlungen. Die Zahl der Studenten ist gewöhnlich gegen 1500; die Einwohnerzahl aber gegen 11 000.

Cambridge (Adolphus Frederik von England, Herzog von), Graf von Tipperary, Baron von Culloden, Generalstatthalter von Hannover, Kanzler der Universität von St. Andre und Feldmarschall. Er ist geboren den 24. Jan. 1774. Früh schon für den Waffendienst bestimmt, trat er mit dem 16. Jahre als Fähnrich ein, und bezog bald hernach die Universität Göttingen. Nachdem er sich einen Winter am Hofe Friedrich Wilhelms II. aufgehalten hatte, reiste er nach London zurück (1793), und wurde 1794 nach erlangter Volljährigkeit zum Obersten und Herzog von Cambridge ernannt und in die Pairskammer berufen. Bald trat er, wenigstens dem Namen nach, auf die Seite der Opposition unter Fox, bis diese Partei, wegen ihrer revolutionären Gesinnungen verdächtig, sich beinahe auflöste. Er schloß sich nun an die andre, dem Pitt entgegengesetzte Partei des Grenville an, bis er 1803 mit einer Armee zur Vertheidigung von Hannover abgesandt wurde. Er konnte auf diesem neuen Posten kein Ansehen gewinnen, und wußte eben so wenig die Hannoveraner zusammenzuhalten. Er hielt es daher bald für das beste, den Oberbefehl an Wallmoden abzutreten und nach England zurückzukehren. Stets heftig gegen Frankreich, und besonders gegen Buonaparte eifernd, schwankte er zwischen den Parteien des Lord Sidmouth, Grenville und der Opposition, und strebte vergebens nach einem Obercommando im Felde — bis die Wiedergewinnung von Hannover ihn zum Generalstatthalter dieses Königreichs erhob. Bis jetzt ist es ihm nicht gelungen, den Wünschen dieses Landes ganz zu entsprechen, da er noch immer bei der Constitution dem Adel zu viel Begünstigungen vor den andern Volksclassen zu gestatten scheint.

Die Stadt Hannover verdankt ihm durch seine königliche Hofhaltung und durch den Schutz, den er manchen Künsten wie der Schauspielkunst angedeihen läßt, gegenwärtig sehr viel. Er vermählte sich den 7. Mai 1818 mit Auguste, der Tochter des Landgrafen Friedrich von Hessen-Cassel, die im März 1819 ihm einen Sohn geboren hat.

Cambyses, des Cyrus und der Cassandana Sohn, ward König der Perser und Meder nach seines Vaters Tode im J. 530 vor Chr. Geb. Bald nach seiner Thronbesteigung machte er einen Angriff auf Aegypten, schlug den König dieses Landes, Psammenit, eroberte nach einer kurzen Gegenwehr die Hauptstadt Memphis und unterwarf binnen sechs Monaten das ganze Land. Nunmehr wollte er eine Flotte gegen Carthago absenden, Aethiopien erobern, und sich des Tempels des Jupiter Ammon bemächtigen. Die erste dieser Unternehmungen kam gar nicht zu Stande, da die mit Phöniciern bemannte Flotte ihm den Gehorsam verweigerte; die gegen die Ammoniten abgeschickte Armee kam in den Sandwüsten um, und das Heer, an dessen Spitze Cambyses selbst gegen die Aethiopier aufgebrochen war, ward durch Hunger zum Rückzuge gezwungen. Jetzt übte er schonungslos die äußersten Grausamkeiten aus. Als er bei seinem Eintritt in Memphis die Aegypter in der Feier eines Festes zu Ehren des wieder aufgefundenen Apis begriffen fand, glaubte er, man freue sich seiner Unfälle. Er ließ den heiligen Stier sich [illegible]führen, und erstach ihn mit seinem Säbel; die Priester aber ließ er mit Ruthen peitschen. Seinen Kummer zu vergessen, überließ er sich dem unmäßigsten Genuß des Weins. Kein Verhältniß war dem stets Trunkenen heilig. Seinen Bruder Smerdis, über den ein Traum ihn beunruhigt hatte, ließ er umbringen; seine Schwester und Gemahlin Atossa, die des Smerdis Tod beweinte, tödtete er mit einem Fußtritt. Diese und andere Handlungen der unsinnigsten Wuth hatten die Gemüther von ihm entfernt. Ein Magier benutzte dieß Mißvergnügen und bemächtigte sich unter dem Namen des Smerdis, dessen Tod man verheimlicht hatte, des Throns. Cambyses war entschlossen, nach Susa zu gehen, um ihn zu bestrafen, als er sich beim Aufsteigen auf sein Pferd mit seinem Säbel in der Hüfte verwundete. Er starb an dieser Wunde bald darauf im J. 522 zu Ecbatana in Assyrien, ohne Kinder zu hinterlassen.

Camee, eigentlich ein geschnittener Stein, welcher zwei Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhobene Figur geworden, die andere aber der Grund derselben ist. Weil gemeiniglich Onyxe dazu genommen werden, so werden in weiterer Bedeutung erhoben geschnittene Onyxe, und in noch weiterer alle erhoben geschnittenen kostbaren Steine Cameen genannt. Eine der berühmtesten ist die zu Paris befindliche Onyxcamee unter dem Namen: Apotheose des Augusts; auch durch die besondern Schicksale, welcher dieser Onyx gehabt hat, merkwürdig. (Vergl. Steinschneidekunst.)

Camenen (oder Camönen) werden die Musen genannt. Eigentlich war Camena eine Gottheit der ältesten Bewohner Italiens, die auch nachher Carmenta hieß, und das Symbol der höchsten göttlichen Weisheit ausdrückte. Numa weihete den Camenen einen Quell und Hain, und eben daher wurden sie mit den Musen verwechselt.

Cämentation, eine chemische Operation, mittelst der man einen Körper, mit einem Cämentpulver umgeben, in einem eignen Gefäße (Cämentbüchse oder Schmelztiegel) der Wirkung des Feuers aussetzt,

wodurch er gewisse Veränderungen erleidet. Die vornehmsten Cämentpulver sind: das Goldcämentpulver, dessen man sich zur Scheidung des Goldes bedient, das Cämentpulver zur Verwandlung des Eisens in Stahl, das Cämentpulver, wodurch man gewissen Gläsern die Eigenschaften des Porzellans mittheilt; endlich das Cämentpulver zur Verwandlung des Kupfers in Messing. — Cäment heißt auch der Mörtel oder Wasserkitt, der zur Verbindung des Mauerwerks im Wasser dient und sich von diesem nicht ablösen läßt. — Cämentkupfer entsteht durch Cäment- oder Kupferwasser, welches aus der Erde quillt oder in Bergwerken von den Seiten der Gruben hervorträufelt. Legt man in dieses Wasser Eisen, so löst es die Eisentheile auf und setzt dafür Kupfertheile an.

Camera clara (helle Cammer), ein vom Opticus Reinthaler erfundenes optisches Instrument, welches den Mängeln der Camera obscura abhilft, und den Vortheil hat, daß der abzubildende Gegenstand nicht von der Sonne beschienen zu werden braucht. Alle Gegenstände bilden sich darin mit großer Bestimmtheit und Schärfe ab, und sie ist bei hellem und trübem Wetter, bei Sonnen- und Mondschein gleich vortheilhaft zu gebrauchen.

Camera obscura (finstere Cammer), nennt man entweder ein ganz verschlossenes Zimmer, in welches das Licht nur durch eine kleine runde Oeffnung fallen kann, oder einen nach den Regeln der Lichtlehre eingerichteten Kasten, in welchem sich die äußern Gegenstände, z. B. die vorliegende Landschaft, verkleinert abbildet. Eine solche Camera obscura dient theils zur Unterhaltung, theils kann man sich ihrer auch zum Nachzeichnen von Landschaften und Gegenden bedienen, wiewohl dabei am Colorit, welches zwar treu, doch matter ist, eingebüßt wird, was man an Schnelligkeit und Leichtigkeit gewinnt.

Camerarius (Joachim I.), einer der größten Literatoren und Polyhistoren Deutschlands, der am meisten zu den Fortschritten der Künste und Wissenschaften im 16. Jahrhundert beigetragen, theils durch die Ausgaben und Uebersetzungen, die er, mit Commentaren versehen, von vielen griechischen und lateinischen Autoren lieferte, theils durch verschiedene Werke, von denen die meisten lange classisch gewesen und noch heut sehr geschätzt sind, theils endlich dadurch, daß er den Universitäten Leipzig und Tübingen und dem akademischen Gymnasium zu Nürnberg eine neue Organisation gab. Auch hatte er an den politischen und religiösen Angelegenheiten seiner Zeit großen Antheil, und ward mit wichtigen Verhandlungen beauftragt. Der Umfang seiner Kenntnisse, die Weisheit und Mäßigung seiner Grundsätze, die Energie seines Charakters, seine sanfte und überzeugende Beredsamkeit, erwarben ihm die Achtung aller ausgezeichneten Personen, und besonders der Kaiser Carls V., Ferdinands und Maximilians II. Er war Grammatiker, Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Mediciner, Agronom, Naturkundiger, Geometer, Mathematiker, Astronom, Antiquar, Theologe. Joachim Camerarius war im Jahre 1500 zu Bamberg geboren. Sein alter Familienname war Liedhard; aber er wurde in Camerarius verwandelt, weil seine Vorfahren am Hofe Cammermeister gewesen. Er begann seine Studien in seinem Vaterlande und machte in wenig Zeit so große Fortschritte, daß er erst dreizehn Jahre alt war als sein Lehrer erklärte, er könne ihm nichts mehr lehren. Sein Vater schickte ihn hierauf nach Leipzig. Hier studirte er unter Richard Crocus die griechische Sprache, und vertrat in einem Alter von sechzehn Jahren oft die Stelle seines

Lehrers, wenn dieser abwesend war. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt zu Leipzig ging er 1518 nach Erfurt, wo er mit Eobanus in Verbindung trat. Im J. 1521 verließ er diese Stadt, welche durch Unruhen und durch die Pest zerrüttet wurde. Der Ruf Luthers und Melanchthons zog ihn nach Wittenberg. Melanchthon schenkte ihm seine ganze Freundschaft. Camerarius war 24 Jahr alt, als er sein erstes Werk, die lateinische Uebersetzung einer Rede des Demosthenes, herausgab. Ein Jahr darauf erschienen seine Bemerkungen über die Tusculanen des Cicero, wodurch er mit Erasmus in Briefwechsel kam. Im J. 1525 verließ er des Krieges wegen Wittenberg, und bereisete Preußen. Im folgenden Jahre ward er zu Nürnberg als Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache angestellt, und 1530 von dem Senat zum Deputirten am Reichstage zu Augsburg ernannt. Er nahm mit seinem Freunde Melanchthon großen Antheil an den Berathschlagungen daselbst, in deren Folge beide die unter dem Namen der Augsburgischen Confession bekannte Acte abfaßten. Vier Jahre nachher wählte ihn der Nürnberger Senat zum Secretär, welches ehrenvolle Amt er jedoch ablehnte. Der Herzog Ulrich von Würtemberg berief ihn, um dem Studium der schönen Wissenschaften auf der Universität Tübingen einen neuen Anstoß zu geben; und zu diesem Zwecke schrieb Camerarius seine Elemente der Rhetorik. Einige Zeit darauf trugen ihm Heinrich und Moritz von Sachsen auf, die Universität Leipzig neu zu organisiren. Er verfaßte, gemeinschaftlich mit Caspar Borner, die Statuten derselben. Lange stand er ihr als Rector und Decan vor. Im J. 1555 ging er aufs neue als Deputirter zum Reichstag nach Augsburg und von da mit Melanchthon nach Nürnberg, um hier über verschiedene Religionsgegenstände zu verhandeln. Im folgenden Jahre begleitete er diesen Gelehrten auf den Reichstag zu Regensburg. Im J. 1560 verlor er Melanchthon, dessen Leben er zugleich mit der Geschichte der Reformation schrieb. In der Folge gab er auch die für die Zeitgeschichte so wichtigen Briefe Melanchthons heraus, mit dem er 38 Jahre correspondirt hatte. Camerarius war 68 Jahre alt, als Maximilian II. ihn nach Wien einlud, um sich über verschiedne kirchliche Angelegenheiten mit ihm zu berathen. Er kehrte mit reichen Geschenken zurück. In einem Alter von 74 Jahren befiel ihn eine Krankheit, die vom Stein herzurühren schien. Er wollte sich jedoch der Operation nicht unterwerfen, verbot auch die Section seines Körpers und starb zu Leipzig im J. 1574. Unter seinen neun Kindern waren fünf Söhne, nämlich Johann, Rath des Herzogs von Preußen, der zu Königsberg starb; Joachim, (s. unten); Philipp, Rechtsgelehrter und Rath zu Nürnberg; Ludwig, Arzt; und Gottfried, in Diensten Richards, Comes Palatinus. — Camerarius war von Natur ernst und einsiedlig, selbst gegen seine Kinder. Der Lüge war er über Alles feind und duldete sie selbst im Scherz nicht. Seine Schriften belaufen sich auf 150, meistens Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Auch hat man von ihm lateinische und griechische Gedichte und elf Bücher vertrauter Briefe. —

Camerarius (Joachim II.), des Vorigen Sohn, geboren zu Nürnberg 1534, einer der gelehrtesten Aerzte und größten Botaniker seiner Zeit. Nachdem er zu Wittenberg, Leipzig und Breslau die Medicin studirt hatte, bereisete er Italien, hörte hier noch die berühmtesten Professoren und promovirte zu Bologna. Als er 1564 nach Nürnberg zurückgekommen war, begann er seine Kunst mit gro-

dem Erfolg auszuüben. Er benutzte sein Ansehn, den Magistrat zur Stiftung einer medicinischen Lehranstalt im J. 1592 zu vermögen, deren Decan er bis an seinen Tod war. Vor allem liebte er die Botanik, über die er mehrere große Werke herauszugeben sich vornahm. Er legte einen Garten an, wo er eine Menge seltner Pflanzen zog, und sparte weder Mühe noch Kosten, um Materialien zu sammeln. So kaufte er von Caspar Wolf in Zürich die kostbare botanische Bibliothek und die Handschriften Conrad Geßners um 150 Florin. Es befand sich dabei eine Sammlung von 1500 in Holz geschnittenen Pflanzen, welche Camerarius zum Theil für seine Epitome utilissima Petri Andreae Matthioli u. s. w. benutzte. Eine kleine Zahl von Abbildungen hat er jedoch hinzugefügt, und zwar von seltenen Pflanzen, deren erste Kenntniß man ihm verdankt. Sämmtliche Abbildungen sind mit Recht als die vollkommensten zu betrachten, die in Holz ausgeführt worden. Camerarius fügte seinem Werke die lateinische Uebersetzung von Calceolarius Reise nach dem Berge Baldo bei, deren deutsche Uebersetzung (von G. Handsch) unter dem Namen Kräuterbuch bekannt ist. Von seinen übrigen Werken nennen wir folgende: Hortus medicus et philosophicus; Sylva Hercynica (ein Catalog der Pflanzen seines Gartens); Electa georgica sive Opuscula de re rustica u. s. w. Er starb zu Nürnberg im J. 1598. — Noch nennen wir Johann Rudolph Camerarius und dessen Sohn Elias Rudolph, ferner dessen beide Söhne Elias und Rudolph Jacob und endlich des Letztern Sohn Alexander, welche sich sämmtlich um die Medicin, besonders aber um die Botanik bedeutende Verdienste erworben haben.

Camillus (Marcus Furius). Dieser in der römischen Geschichte so berühmte Held ward im J. R. 353 zum Volkstribun erwählt und nahm Theil an der langen Belagerung von Veji. Drei Jahre später ward er mit derselben Würde bekleidet und marschirte wider die Falisker. Nachdem er Censor geworden, trug er auf ein Gesetz an, das den unverheiratheten Männern auferlegte, die Witwen der in dem Kriege Gebliebenen zu heirathen. Nach der Niederlage der Kriegstribunen L. Atilius und Cn. Genucius vor Veji durch die Tuscier ward Camillus mit der Dictatorwürde bekleidet. Er schlug die Falisker, Capenater und Tuscier, rückte vor Veji, in das er sich einen unterirdischen Weg bahnte und bemeisterte sich so eines Platzes, der zehn Jahre lang der römischen Macht getrotzt hatte. Das Volk, das nur einen Theil der Beute erhalten hatte, murrte. Dies Murren verdoppelte sich, als man Camillus, auf einem prächtigen Wagen mit vier weißen Rossen und das Gesicht geschminkt, im Triumph einziehen sah; denn das Eine wie das Andere gebührte nur den Göttern. Aber aufs Höchste stieg die Unzufriedenheit der Bürger, als der Dictator den zehnten Theil der Beute von ihnen zurückfoderte, um ein dem Apollo für den zu verleihenden Sieg gethanes Gelübde zu bezahlen. Nach langem Streite kam man überein, dem Gott eine goldene Schale zu weihen, wozu die römischen Frauen all ihr Geschmeide in den öffentlichen Schatz liefern mußten. Nicht lange darnach ward Camillus zum Kriegstribun ernannt. Er belagerte Falerii, dessen Einwohner sich aufs äußerste vertheidigten. Ein treuloser Schulmeister überlieferte die Kinder der vornehmsten Falisker dem Camillus; dieser aber ließ den Verräther mit gebundenen Händen unter Ruthenstreichen von den Knaben zurückführen. Diese Großmuth bewog die Belagerten, sich ihm zu ergeben. Der Senat erlaubte dem Camillus, das Schicksal

der Besiegten zu bestimmen, und dieser begnügte sich damit, daß sie seinen Soldaten den rückständigen Sold bezahlten, vermehrte aber dadurch nur die Zahl seiner Feinde. Schon früher hatte sich Camillus dem Vorschlage, mit der Hälfte der Bürger Roms Veji zu bevölkern, widersetzt; er that es auch jetzt, als dieser Vorschlag erneuert wurde. Einige Zeit mit der Würde eines Interrex bekleidet, hatte er mit allen Verfolgungen des Hasses zu kämpfen. Der Volkstribun Lucius Apulejus klagte ihn an, einen Theil der Beute unterschlagen zu haben. Camillus, der seine Verurtheilung voraussah, verbannte sich freiwillig, obgleich seine Freunde sich erboten, die ihm abgeforderte Summe für ihn zu bezahlen. Aber eben diese Freunde erklärten zugleich, daß sie nicht umhin könnten, für seine Verurtheilung zu stimmen. Sie ward in seiner Abwesenheit ausgesprochen. Minder hochgesinnt als Aristides im gleichen Fall soll Camillus die Götter gebeten haben, bald sein undankbares Vaterland zur Reue zu nöthigen. Dieser Wunsch ward erhört. Brennus (s. d.) hatte sich Roms mit Ausnahme des Capitols bemächtigt. Camillus, der in Ardea wohnte, bewog die Einwohner der Stadt zum Widerstande, machte einen Ausfall auf die sorglos gelagerten Gallier und schlug sie. Die Römer, welche nach der Niederlage am Allia sich nach Veji zurückgezogen hatten, foderten Camillus auf, sich an ihre Spitze zu stellen; aber dieser erklärte sich nur auf den Fall bereit dazu, wenn das römische Volk, nach Centurien versammelt, ihm den Oberbefehl übertragen würde; mit dem römischen Volke aber meinte er die Vertheidiger des Capitols. Pontius Cominius, ein junger Plebejer, hatte den Muth und das Glück, die Botschaft auszuführen. Camillus, einmüthig zum Dictator ernannt, sah sich bald an der Spitze eines Heers von 40,000 Mann, mit dem er zum Entsatz des Capitols herbeieilte, das im Begriff war, sich um tausend Pfund Gold mit den Galliern zu vergleichen. Camillus vernichtete den Vertrag. „Mit Eisen," rief er, „nicht mit Gold kauft sich Rom los!" Es kam zum Treffen; die geschlagenen Gallier verließen in der Nacht ihr Lager. Camillus holte sie am folgenden Tage ein, und trug den vollständigsten Sieg davon. Keiner entkam; triumphirend zog Camillus unter dem Zujauchzen des Volks und des Heers, die ihn mit den Namen Romulus, Vater des Vaterlandes und zweiter Gründer der Stadt begrüßten, in Rom ein. Aber die Stadt war in einen Schutthaufen verwandelt, und die Tribunen erneuerten den Vorschlag, nach Veji auszuwandern, indem sie zugleich dem Volke Besorgnisse über des Camillus Macht zu erregen suchten. Der Senat vereitelte jedoch ihre Absichten und Camillus behielt die Dictatur. Rom ward wieder aufgebaut. Die benachbarten Völker hielten den Augenblick für günstig, die Römer anzugreifen. Die Aequer, Volsker, Etrusker und selbst die Lateiner verbanden sich unter einander. Camillus, zum dritten Mal zum Dictator ernannt, bewaffnete Alles, und kam den von den Feinden eingeschlossenen Kriegstribunen zu Hülfe. Er steckte das feindliche Lager in Brand und gab die Beute seinen Soldaten preis. Darauf nahm er Bola, die Hauptstadt der Aequer, ein, unterwarf die Volsker und zwang die Tuscier zum Rückzuge. Er triumphirte sodann zum dritten Mal, gab aus der Beute den Römerinnen zurück, was sie früher zur Erfüllung seines Gelübdes dargebracht hatten, und trat nach so großen Thaten ohne Widerwillen in den Privatstand zurück. Als aber bald darauf die Bewohner von Antium Rom angriffen, ward er zum Kriegstribun ernannt, erhielt von

seinen Collegen den Oberbefehl, und nahm strenge Rache an den Feinden. Sein Ruhm reizte die Eifersucht des Manlius; der Senat, dadurch beunruhigt, wählte Camillus nochmals zum Kriegstribun. Manlius unterlag, aber das Volk, das anfangs bei seiner Hinrichtung gejauchzt hatte, ermangelte nicht, in kurzem Reue zu empfinden. Man beschloß, die Präneſtiner, Bundesgenossen der Volsker, anzugreifen; Camillus mußte ungeachtet seines hohen Alters den Oberbefehl übernehmen. Es schien ihm nicht thunlich, eine Schlacht zu wagen; da aber L. Furius, sein College, ihn drängte, auf den Feind loszugehen, ließ er diesen eine Schlacht liefern, und beschränkte sich auf die Führung eines Reservecorps. Seine Erscheinung rettete den hartbedrängten Furius; am folgenden Tage erfocht er, von diesem rühmlich unterstützt, einen vollständigen Sieg. Die Bewohner von Tusculum, gegen die er sofort aufbrach, unterwarfen sich ohne Widerstand und erlangten so Roms verscherzte Freundschaft wieder. Zum vierten Male ward Camillus zum Dictator ernannt, als die von den Volkstribunen Licinius und Sextius angestifteten Unruhen Besorgnisse erregten; er entsagte jedoch bald wieder einer Würde, die er diesmal gegen Römer und nicht gegen ihre Feinde anwenden sollte. Er war bereits achtzig Jahre alt, als die Erscheinung eines neuen gallischen Heers Rom in Schrecken setzte. Er übernahm nochmals die Dictatur, überfiel die Gallier, zerstreute sie gänzlich, und erhielt die Ehre des Triumphs. Da neue Unruhen ausgebrochen waren, legte Camillus seine Würde nicht eher nieder, bis die Gährung gestillt war. Als er dies glücklich bewirkt hatte, ließ er neben dem Capitol der Concordia einen Tempel erbauen, trat von dem öffentlichen Schauplatze ab, und starb, von allen seinen Mitbürgern betrauert, bald darauf im J. Roms 389 an der Pest, welche damals die Stadt heimsuchte.

Camisarden hießen diejenigen Reformirten in den Sevennen, die sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts dem gewaltthätigen Verfahren der königlichen Befehlshaber widersetzten, welche sie mit der Kopfsteuer über Gebühr belasteten. Die Steuereinnehmer wurden von den Mißvergnügten, welche, um unerkannt zu bleiben, im bloßen Hemde erschienen, — daher ihr Name — bei Nacht überfallen, aus den Betten geholt und mit den Steuerrollen um den Hals aufgehenkt. Die Regierung ließ Truppen marschiren, um die Ordnung wieder herzustellen und diese Gewaltthätigkeiten zu bestrafen; aber ein gewisser Jean Cavalier, der Sohn eines Bauern, den eine Wahrsagerin als den Befreier Israels bezeichnet hatte, trat an die Spitze der Camisarden und wußte theils durch sein unbegrenztes Ansehn bei seinen Anhängern, theils durch seine Talente und seinen Muth den Maßregeln alter erfahrner Generale so kräftig zu begegnen, daß man den Weg der Unterhandlung vorzog. Der Marschall Villars schloß einen Vergleich mit Cavalier, worin die Foderungen seiner Partei im Ganzen zugestanden wurden, und vermöge dessen Cavalier selbst als Oberster in königliche Dienste trat. Spätere Kränkungen bewogen ihn jedoch, Frankreich zu verlassen. Er ging nach England, wo die Königin Anna ihn ehrenvoll aufnahm und anstellte. Voltaire, der ihn in London kennen lernte, gibt ihm die rühmlichsten Zeugnisse. Cavalier starb als General und Gouverneur der Insel Jersey.

Cammer. Wir erwähnen von den vielen Bedeutungen des Worts Kammer oder Cammer nur folgende: ein aus mehrern Personen, Vorsitzern, Räthen und Dienern bestehendes hohes Collegium, um die landesherrlichen Einkünfte und einige andere wichtige Landes-

angelegenheiten, als die öffentliche Polizei in allen ihren Zweigen u. s. w., zu verwalten, dessen Einrichtungen und Umfang aber sehr verschieden sind. In manchen Ländern und Landschaften verwalten die Cammern die sämmtlichen Einkünfte des Landesherrn, in andern nur die Cammer- oder Tafelgüter und wieder in andern noch andere Zweige der Einnahme. In manchen Ländern ist die Cammer die oberste Behörde in den die Einkünfte des Landesherrn betreffenden Angelegenheiten, in andern ist sie noch einer höhern Behörde unterworfen. Bei kleinern Herren, Städten oder Gemeinheiten werden die die Einkünfte verwaltenden Personen gewöhnlich die Cämmerei genannt. — Das Cammergericht, in verschiedenen Ländern und Gegenden, z. B. im Preußischen, der Name des höchsten Gerichtshofes, welcher unmittelbar unter dem Landesherrn steht. Das Reichscammergericht zu Wetzlar wurde 1495 vom Kaiser Maximilian I. zur Erhaltung des Landfriedens angeordnet. Anfänglich war es zu Frankfurt am Main, wurde nachher nach Worms, Nürnberg, Augsburg und Speyer ꝛc. verlegt, und war seit 1793 zu Wetzlar. Es bestand aus einem Cammerrichter und aus zwei Präsidenten, welche der Kaiser ernannte, und aus Assessoren, welche die Reichsstände präsentirten. Diese hatten auch das Cammergericht zu unterhalten, und jeder Stand mußte seinen ihm angeschlagenen Beitrag, welcher Cammerziele genannt ward, alle halbe Jahre an den Cammergerichts-Pfennigmeister einschicken. Die Gerichtsbarkeit des Cammergerichts erstreckte sich über die Streitigkeiten der Reichsstände mit einander, der Unterthanen mit ihrer Landesherrschaft, auch, vermittelst der Appellation, über die Streitigkeiten der mittelbaren Unterthanen des deutschen Reichs mit einander, wenn sie erheblich genug waren. Jedoch hatten die Churfürsten und verschiedene fürstliche Häuser das Privilegium, daß von ihnen an die Reichsgerichte nicht appelirt werden durfte (Jus de non appellando). Es endigte mit dem J. 1806. S. Reichshofrath. —

Cammer der Gemeinen. Die Cammer der Gemeinen ist in der constitutionellen Monarchie der Mittelpunct des demokratischen Elements, welches nebst den monarchischen und aristokratischen eines der drei Grundelemente der Staatsverfassung ist. In England besteht das Haus der Gemeinen aus 653 Mitgliedern, von denen aber selten 400 versammelt sind, da vielen der Aufenthalt in London zu theuer, und da nach der Verfassung schon 40 hinreichen, einen rechtsgültigen Schluß zu machen. Um für eine Stadt gewählt zu werden, muß einer 300 Pfund Sterl. Einkünfte an liegenden Gründen haben. Um für eine Grafschaft gewählt werden zu können, muß man 600 Pf. Sterl. Einkünfte von liegenden Gründen haben. In Frankreich ist das Wahlrecht an den Steuersatz geknüpft. Jeder, der 300 Franken Grund-, Fenster-, Mobiliar- und Patentsteuern bezahlt, ist Wähler, und jeder, der 1000 Fr. bezahlt, kann gewählt werden. Jener sind in Frankreich 100,000, dieser etwa 17,000. Die Stadt Paris hat 9000 Wähler. Bei den Wahlen im J. 1817 waren 7000 in den verschiedenen Sectionen bei den Wahlen gegenwärtig. Ueber das französische Wahlgesetz, s. Zeitgenossen, Heft XIX. Ueber die Verhältnisse der Cammer der Gemeinen zu den beiden andern Elementen der Verfassung s. den Artikel Staatsverfassung.

Cameralwissenschaft, Cameralistik wird häufig mit Finanzwissenschaft (s. den Art.) und Staatswirthschaft (s. d. Art.) verwechselt; richtiger ist aber darunter der Inbe-

griff der Hülfswissenschaften von beiden zu verstehen, namentlich die Landwirthschaftskunde, die Forstwissenschaft, die Bergbaukunde, die Gewerbkunde oder Technologie, die Handelskunde. Ihren Namen hat die Cameralistik von den Cammern, d. i. den Bewahrungsörtern der öffentlichen Einkünfte. In Schatzcammer, Cammerrath u. s. w. ist jener Ausdruck noch üblich. (S. Cammer.) KM.

Cammerknechte, kaiserliche, heißt so viel als kaiserliche Leibeigene. So nannte man im Mittelalter die Juden. Dem christlichen Pöbel verhaßt, als Feinde Gottes, Zauberer und geheime Ursachen aller Landplagen betrachtet, waren sie es gewöhnlich, gegen welche sich die, durch irgend einen Anlaß entzündete, fanatische Wuth kehrte; eine allgemeine Judenermordung hielt man für so verdienstlich, als einen Kreuzzug. Der Kaiser, der ein Kopfgeld von ihnen zog und dem ihre stets gefüllten Cassen (denn sie waren bis zum 12. Jahrhunderte im fast alleinigen Besitze des Handels) eine unentbehrliche Zuflucht waren, erklärte sie daher für seine Knechte und Schützlinge. S. den Art. Juden.

Cammermusik, im weitesten Sinne diejenige Musik, welche im Zimmer, insbesondere an fürstlichen Höfen, oder auch auf dem Theater aufgeführt wird. In sofern nun die Cammermusik auch die Theatermusik in sich begreift, ist der Styl beider dem Style der Kirchenmusik entgegengesetzt. In der ältern Musik war freilich der Cammerstyl von dem Theaterstyle sehr verschieden. In der Cammermusik pflegte man den Satz mehr zu zergliedern, die Melodie feiner zu nüanciren, die Begleitung mehr auszuarbeiten und ihr überhaupt einen höhern Grad der Vollendung zu geben, als in der Oper, von welcher man glaubte, daß sie ihrer Natur nach, bei der Größe des Locals und der stärkern Besetzung der Stimmen, so wie bei dem, nicht blos aus Kennern bestehenden Publicum, nur allgemein hingeworfene große Massen und keine ins Detail gehende Ausarbeitung zulasse, so wie etwa die Decorationsmahlerei keine so feine Ausarbeitung der einzelnen Theile gestattet, wie die für die Nähe berechnete Porträt- und Landschaftsmahlerei. Da nun so die künstlerische Ausarbeitung des Cammerstyls weit höher gesteigert wurde, als die des Theaterstyls; so wurde auch bei den Ausübern des erstern ein höherer Grad von Kunstfertigkeit vorausgesetzt, als bei dem Theaterstyle. Jetzt hingegen findet in so fern dieser Unterschied nicht Statt, als man im Allgemeinen keine eigentliche besondere Cammermusik mehr hat, sondern dazu meistens nur Theatermusik nimmt, wozu noch der Umstand kömmt, daß man schon längst angefangen hat, den Theaterstyl so sorgfältig auszuarbeiten, als den Cammerstyl. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß der Theaterstyl, in sofern dieser dazu dienen soll, das ganze innere Leben und die unendlichen Verwickelungen einer dramatischen Handlung zur äußern Erscheinung zu bringen, sich unter die Gesetze des Cammerstyls, die ihrer Natur nach beschränkter sein mußten, nicht fügen, sondern daß sich, umgekehrt, dieser vielmehr dem Theaterstyle unterordnen und ihm unterthan werden mußte. Indessen erkennt man heutzutage besonders eine Verschiedenheit der Concert- und Theatermusik an, welche aus der verschiedenen Anwendung der Musik im Concert (wo es nur auf Anhörung ausgezeichneter Musik) und auf dem Theater (wo die Musik durch dramatische Poesie unmittelbar bedingt ist) hervorgeht, und nennt Cammermusik im engern Sinne diejenigen Tonstücke, welche zur Ausführung in Zimmern und Privatzirkeln, mithin für Stimmen oder Instrumente geschrieben und

geeignet, (z. B. Terzetten, Quartetten) und daher für ein kleineres Local berechnet sind. — Cammermusicus, ein Mitglied einer fürstlichen Capelle. Cammerton, bezeichnet sonst die gewöhnliche Stimmung der (zur Cammermusik erforderlichen) Instrumente, welche aber immer noch einen ganzen Ton tiefer stimmt, als der Ton der ältern Orgeln zu sein pflegt. Gewöhnlich muß man daher bei einer Kirchenmusik die Orgelstimme um einen ganzen Ton tiefer spielen, als die begleitende Instrumentalmusik. Wenn das Stück z. B. in Gdur gesetzt ist, und die Instrumente auch wirklich aus diesem Tone spielen; so muß die Orgelstimme aus Gdur in Fdur transponirt, also um einen ganzen Ton tiefer ausgeführt werden. Ehemals stand daher dem Cammertone der Chorton entgegen, oder die um einen Ton höhere Stimmung der Instrumente in der Kirche welche sich darauf gründete, daß die Cammermusik wegen des beschränkten Locals nicht so scharf und durchdringend zu sein brauchte. Jetzt bedient man sich gewöhnlich nur einer Stimmung.

Camoens (Luis de), der berühmteste Dichter der Portugiesen, war zu Lissabon im J. 1517 geboren. Sein Vater stammte aus einem edlen Geschlechte, seine Mutter aus dem erlauchten Hause Sà. Er studirte zu Coimbra. In jenen Zeiten schätzte man nur die Nachahmung der Alten. Camoens Seele war von der Geschichte seines Landes, von den Sitten seiner Zeit begeistert; seine lyrischen Gedichte vornehmlich gehören, wie die Werke des Dante, Petrarca, Ariost und Tasso, der durch das Christenthum wiedererweckten Literatur und dem Rittergeiste viel mehr, als der rein classischen Literatur an. Nach Beendigung seiner Studien kam er nach Lissabon zurück; eine Palastdame, Catharine von Attayde, flößte ihm die feurigste Liebe ein. Oft sind heftige Leidenschaften mit großen Naturgaben gepaart; Camoens war mit beiden ausgestattet. Er ward nach Santarem verwiesen, als seine Liebe für Catharina ihn in Streitigkeiten verwickelte. Hier, in der Zurückgezogenheit, dichtete er einzelne Poesien, welche den Zustand seiner Seele ausdrücken; man kann in ihnen noch jetzt den Gang seiner Geschichte auffinden. Voll Verzweiflung über seine Lage, ward er Soldat und diente auf der Flotte, welche die Portugiesen gegen Marocco aussandten. Er dichtete in der Mitte der Schlacht und wie die Gefahr seinen Genius entflammte, entflammte sein Genius wieder seinen Muth. Ein Flintenschuß raubte ihm das rechte Auge vor Ceuta. Nach seiner Rückkehr hoffte er, man werde wenigstens seine Wunden vergelten, wenn man auch sein Talent verkenne; aber den doppelten Ansprüchen, die er hatte, stellte der Neid sich entgegen. In gerechtem Unwillen, sich vergessen zu sehen, schiffte er sich 1553 nach Indien ein, und sagte, wie Scipio, seinem Vaterlande Lebewohl, in dessen Schooße auch seine Gebeine nicht ruhen sollten. Er erreichte Goa, eine der berühmtesten portugiesischen Niederlassungen. Seine Einbildungskraft ward erregt durch die Heldenthaten seiner Landsleute in diesem uralten Lande der Welt, und, ob er sich über sie zu beklagen hatte widerstand er doch nicht dem Antriebe, ihren Ruhm in einem Epos zu verherrlichen. Aber diese Lebhaftigkeit des Geistes, die den Dichter macht, ist schwer vereinbar mit der Mäßigung, die eine abhängige Lage erfodert. Camoens ward entrüstet durch die Mißbräuche der Regierung in Indien, und schrieb eine Satire, welche ihm die Verweisung nach Macao zuzog. Hier lebte er mehrere Jahre in keiner andern Gesellschaft, als der mit allen Reizen des Orients im Ueberschwange ausgestatteten Natur. Er dichtete hier seine Lusiade.

Vasco da Gama's Unternehmung nach Indien, die Kühnheit dieser noch nie zuvor versuchten Seefahrt ist der Gegenstand dieses Werks; am bekanntesten sind aus demselben die Episode der Inez de Castro und die Erscheinung Adamastors, der Kraft seiner Herrschaft über die Stürme Gama's Reise aufhalten will, als er im Begriff ist, das Cap zu umschiffen. Mit großer Kunst hat Camoens gewußt, durch das ganze Gedicht die Erzählungen der portugiesischen Geschichte mit dem Glanze der Dichtkunst und das Christenthum mit den Fabeln der Mythologie zu vereinigen. Man hat ihm daraus wohl einen Vorwurf machen wollen; aber diese Verbindung scheint uns in der Lusiade keinen Mißlaut hervorzubringen, denn man fühlt, daß während jenes die Realität des Lebens ist, diese nur zum Schmuck gebraucht worden sind, und sein Verfahren erscheint selbst als eine Art von zarter Rücksicht, welche sich scheut, das Heilige zu den Spielen des Geistes herabzuziehen. Aber noch andere Gründe bewogen Camoens, die Mythologie in sein Gedicht einzuführen. Er gefiel sich, den Ursprung der Portugiesen von den Römern abzuleiten, für deren Stammeltern und Schutzgötter Mars und Venus galten. Da die Fabel dem Bachus die erste Eroberung Indiens zuschreibt, war es natürlich, diesen als eifersüchtig auf die Unternehmung der Portugiesen darzustellen. Hat indeß diese Nachahmung der Werke des classischen Alterthums einen Nachtheil hervorgebracht, so besteht er vielleicht darin, daß der Originalität der Gemählde Abbruch geschah, die man in einem Werke zu suchen berechtigt ist, in welchem Indien und Afrika von einem Augenzeugen beschrieben werden. Die Versification der Lusiade hat etwas so Reizendes und Prachtvolles, daß nicht nur der Gebildete, sondern auch das Volk von dem Zauber derselben entzückt ist, und die herrlichen Stanzen auswendig lernt und singt. Das allgemeine Interesse des Gedichts besteht vorzüglich in dem patriotischen Gefühle, von welchem es durchdrungen ist. Der Nationalruhm der Portugiesen erscheint hier in allen Formen, welche die Erfindung ihm leihen kann; und so mußten es natürlich Camoens Landsleute noch mehr bewundern, als Ausländer. Die entzückenden Episoden, welche das befreite Jerusalem zieren, sichern demselben einen allgemeinen Beifall, und wäre es auch wahr, wie einige Kritiker behaupten, daß in der Lusiade ein kräftigeres und reineres historisches Colorit, als im Tasso, gefunden wird: so werden doch die Dichtungen des italienischen Meisters gefälliger und einschmeichelnder erscheinen. Camoens ward endlich aus seinem Exil am äußersten Ende der Welt zurückgerufen: an der Mündung des Flusses Macon in Cochinchina litt er Schiffbruch und rettete sich schwimmend, in der einen Hand die Rolle seines Gedichts über den Fluthen emporhaltend, den einzigen Schatz, den er den Wellen entriß, und der ihm theurer war, als sein Leben. Camoens hatte in Goa neue Verfolgungen zu erdulden; er ward wegen Schulden ins Gefängniß gesetzt und nur auf die Bürgschaft einiger Freunde durfte er sich im J. 1563 sechzehn Jahre nachher, seit er Europa verlassen hatte, einschiffen, um nach Lissabon zurückzukehren. König Sebastian, kaum der Kindheit entwachsen, gewann Camoens lieb. Er nahm die Zueignung seines epischen Gedichts wohl auf, und gerüstet zu seinem Zuge gegen die Mauren in Afrika, fühlte er tiefer als ein Anderer das Genie des Dichters, der, wie er, die Gefahren liebte, wenn sie zum Ruhme führen; aber man könnte sagen, daß das Mißgeschick, welches Camoens verfolgte, selbst sein Vaterland umstürzte, um ihn unter desto schrecklichern Trümmern zu vernichten. Sebastian blieb

im J. 1578 in der Schlacht von Alcaçar. Mit ihm erlosch der königliche Stamm und Portugal verlor seine Unabhängigkeit. Alle Hülfsquellen wie alle Hoffnungen waren damit für Camoens verloren. So groß war seine Armuth, daß Nachts ein Sclave, den er aus Indien mit sich genommen, in den Straßen bettelte, das Leben seines Herrn zu fristen. In diesem Elend verfertigte er noch lyrische Gedichte, welche zum Theil die rührendsten Klagen enthalten. So schöpfte sein Geist selbst Begeisterung aus den Leiden, vor denen sonst der Farbenglanz der Poesie zu schwinden pflegt! Endlich starb dieser Heros der portugiesischen Literatur, die Zierde seines Vaterlandes und Europa's, 62 Jahre alt, im J. 1579 im Hospital; funfzehn Jahre nachher prangte zu seinem Andenken ein prächtiges Denkmahl. Camoens Werke bestehn außer der Lusiade in Sonetten, Canzonen, Sestinen, Oden, Elegien, Eclogen, Stanzen, Redondilien, Epigrammen, Satiren, Briefen und zwei Comödien (Amphitruo nach Plautus und die Liebe des Philodem). (Vergl. Portug. Sprache und Literatur.)

Campagna di Roma nennt man den Landstrich Italiens, der den größten Theil des alten Latiums umfaßt. Nördlich grenzt er an Sabina und die Wälder des alten Hetruriens, westlich und südlich an Abruzzo und Terra di Lavoro, und östlich an das mittelländische Meer; er ist ungefähr 15 deutsche Meilen breit und 50 lang. Gewöhnlich versteht man unter Campagna di Roma die wüste Ebene, welche bei Ronciglione oder schon bei Viterbo anfängt, und sich mit Inbegriff der pontinischen Sümpfe (s. d. Art.) bis Terracina erstreckt, in deren Mitte selbst halb verödet die alte Hauptstadt der Welt liegt. Der Boden dieser Gegend ist fast durchaus vulkanisch und hat nur wenig Erhöhungen, die fast wie Meereswellen aussehen oder sich mit Blasen, von der Gewalt unterirdischen Feuers in die Höhe getrieben, vergleichen lassen. Alle diese Hügel sind voll von Höhlen und Grotten, die Hirten und Räubern als Zufluchtsorte dienen. Die höchsten Spitzen der Campagna sind drei Meilen südlich von Rom die Berge von Albano, und unter diesen ist der waldbewachsene Monte Cavo mit dem herrlich gelegenen Kloster der Passionisten die hervorragendste. Seine Füße umgibt eine Kette minder hoher Berge, auf welchen die Orte Compiti, Colonna, Frascati, Rocca di Papa, Marino, Castel Gandolfo, Albano, Larriccia, Genzano und Città Lavigna größtentheils sehr mahlerisch vertheilt sind. Vier Meilen nordöstlich von Rom erhebt sich in der Campagna mit stufenartigen Absätzen der einsam stehende Berg Soracte, jetzt durch eine sonderbare Namensverstümmelung San Oreste genannt; ein Heiliger, von dem die catholische Kirche nichts weiß. Ebenfalls nordöstlich von Rom, aber nur eine halbe Stunde entfernt, liegt eine dritte Höhe der Campagna, der Monte Mario mit der Villa Millini, aus welcher man die köstlichste Aussicht über Rom und dessen Umgebung genießt. Die Seen der Campagna sind offenbar ehemals Krater feuerspeiender Berge gewesen. So liegt der See Regillus (oberhalb Frascati's) in der Tiefe eines umgekehrten Kegels harter schwarzer Lava, welcher 40 bis 60 Fuß hoch ist und nackte wilde Felsen bildet. Die Krater von Albano und Nemi, welche 4 bis 500 Fuß höher als der Regillus liegen, haben eine sehr regelmäßige Kegelform und sind so hoch, daß man eine halbe Stunde braucht, um von den Seen bis an den Rand des Kegels zu gelangen. Höchst merkwürdig ist der Albanersee überdies durch seinen Ableitungskanal oder Emissar, eins der ältesten und

trefflichsten Römerwerke, welches dem Wasser des Sees einen Abfluß jenseits der Berge verschafft. Während der Belagerung von Veji war der See so hoch angeschwollen, daß er sein hohes Ufer zu übersteigen und sogar Rom zu überschwemmen drohte. Auf den Ausspruch des delphischen Orakels, daß die Eroberung Veji's nicht eher möglich sei, bis man dem See eine Ableitung gegeben, wurde im J. 393 v. C. binnen Jahresfrist der Canal, dessen Länge über eine halbe Stunde beträgt, durch die vulkanischen Felsen gehauen, und auf diese Weise das Wasser in die Ebene dem Meere zugeleitet. Noch heute erfüllt das Werk seine Bestimmung und hat in der ganzen Zeit nicht der mindesten Ausbesserung bedurft. Die Kessel beider Seen bestehen aus Lava, welche wie alle in der Campagna vorkommende Lava sich äußerst hart zeigt. Auch Schwefelquellen kommen häufig vor, besonders zwischen Rom und Tivoli wo das Wasser fast siedendheiß aus der Erde quillt und den See der Solfatara bildet. Laub, Reiser und andere Vegetabilien, die in denselben hinein gerathen, werden bald von einer kalkartigen Masse überzogen und zu Körpern verdichtet, die auf dem Wasser sich hin und her bewegen, ja öfters Menschen tragen und schwimmende Inseln (Isole natanti) genannt werden. Der aus diesem See entspringende kleine Fluß (die Albula der Alten) besitzt dieselbe Eigenschaft und stößt Rauch und Schwefeldämpfe aus, bis er in den Teverone (Anio) fällt. Von den Alten wurde sein Wasser als vorzüglich heilkräftig geschätzt; neben dem See standen die Thermen des M. Agrippa, deren Spuren noch vorhanden sind. Der Boden der Campagna ist im Allgemeinen trocken aber fruchtbar, besonders an feuchten Stellen. Indessen wird sein Anbau fast gänzlich vernachlässigt, und daher gleicht die Gegend um Rom weit und breit einer menschenleeren Wüste. Das Gemüth des Reisenden wird hier durch sehr düstere Eindrücke auf die Königin der Städte vorbereitet, deren höchste Kuppel bald hinter Vaccano den sehnsüchtigen Blicken erscheint und zu ernsten Betrachtungen auf die Grabmahle der Vorzeit winkt! Nur bei Monterosi stehen noch immergrüne Eichen in Menge; von hier bis an die Albaner Berge sieht man sehr selten einen Baum. Alle Bemühungen der Franzosen, durch Anpflanzungen von Bäumen die ungesunde Luft in diesen Gegenden zu verbessern, sind gescheitert. (I. F. Koreff de regionibus Italiae aëre pernicioso contaminatis, Berol. 1817.) Man hatte 60,000 Bäume kommen lassen, die Campagna damit bepflanzt und jeden einzelnen durch eine Umzäunung von Dornen gegen die Beschädigungen der Viehheerden zu schützen gesucht; sie hatten aber fast alle eben so wenig Fortgang, als die Lorbeeren, welche die Franzosen auf dem Capitol anbauen wollten! Dörfer und Flecken gibt es in der Campagna nicht; hie und da trifft man einzelne jämmerliche Hütten, an die Trümmer irgend eines alten Thurmes oder Tempels gelehnt, und aus den Bruchstücken dieser alten Gebäude zusammengestoppelt, die man dort Casali nennt. Sie werden aber nicht bewohnt; denn in der Mitte des Sommers, wenn bösartige Fieber die Campagna so gefährlich machen, sind die unglücklichen Landleute genöthigt, in die benachbarten Städtchen oder nach Rom zu flüchten, wo sie unter den Säulenhallen der Kirchen und Paläste ein Nachtlager suchen. Verweilen sie zu lange im Felde, so unterliegen sie den Fiebern, und die große Menge von Kranken, welche während der Monate Julius, August und September die römischen Spitäler anfüllt, besteht meistens aus Bewohnern der Campagna. Außer den Casali zeigen sich in der Campagna noch unzählige

Ruinen von Tempeln, Rennbahnen, Grabmahlen (vorzüglich auf der Via Appia) und die langen Reihen zerstörter oder noch erhaltener Wasserleitungen, deren Bogenpfeiler Epheu und anderes Gesträuch mahlerisch umrankt. Im Winter weiden Schafherden in diesen Einöden; während des Sommers, wenn Trockenheit des Bodens und die Gefahr des Fiebers droht, werden sie auf die Apenninen getrieben; wilde Rinderheerden bleiben das ganze Jahr hindurch in der Campagna. Die Hirten derselben werden aber auch bald ein Raub des Todes, oder verfallen in ein Siechthum, welches allmählig ihrem elenden Leben ein Ende macht. Sie stammen meistens aus dem Gebirge und verdingen sich für geringen Lohn an die Eigenthümer der Heerde, mit welcher sie ein Nomadenleben führen. Die eigentliche Viehzucht ist völlig vernachlässigt; Bonstetten sah zu Torre Paterno, kaum vier Meilen von Rom, eine Herde von einigen Hundert Kühen, deren Besitzer es nicht der Mühe werth hielt, sie zu melken, obschon die Milch in Rom so theuer als in andern großen Städten ist. (Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Enéide, Genève, 1805.) Das Aussehen der Hirten läßt den staunenden Wanderer eher an die Steppen der Tatarei als an die Nähe Roms denken. Es begegnet oft genug, daß man Schäfer, ganz in Felle gekleidet, mit blutigen Händen aus einer der unzähligen Höhlen treten sieht, worin sie eben ein Lamm geschlachtet haben. Die Rinderhirten sind beritten und mit großen Lanzen bewaffnet, womit sie ihre wilden Thiere sehr geschickt im Zaume zu halten wissen. Nicht unähnlich den Kosaken sieht man sie öfters in Rom erscheinen, wo Alles ängstlich von den Straßen weicht, sobald eine Herde von Rindern oder gar Büffeln durchgetrieben wird. Der Feldbau ist durchaus schlecht; überhaupt wird kaum der neunte Theil der Campagna angebaut, alles Uebrige dient zur Weide. Man nimmt so wenig Rücksicht auf die Beschaffenheit des Bodens, daß man in fruchtbarem und fetten Lande Wein baut statt Korn, Getreide hingegen in Weinland pflanzt. Gleich nach der Ernte, also in der heißesten Zeit des Sommers, brennt man die Stoppeln ab, deren Asche fast die einzige Düngung abgibt, welche man anwendet. Auch läßt man wohl zu diesem Zwecke einen ganzen Winter hindurch Schafe auf dem Acker einpferchen, welchen man im Frühjahr bestellen will. Da das Getreide hoch empor wächst, so bücken sich die Mäher nicht bei der Ernte, sondern schneiden die Halme etwa anderthalb Fuß unter den Aehren ab, die Stoppeln bleiben also zwei bis drei Fuß hoch zurück. Sind diese abgebrannt, so findet man auf dem Felde eine große Menge verbrannter Schlangen, und andere, die dem Feuer zu entfliehen versuchten, auf den staubigen Landstraßen getödtet. Eben diese traurige Wüstenei gewährte zu den Zeiten der alten Römer ein lachendes Bild der Fülle, Macht und Fruchtbarkeit. Saatfelder, Haine, Villen, Monumente wechselten reizend mit einander ab, und nach den Versicherungen eines Strabo, Varro und Plinius herrschte hier die gesundeste Luft, einige sumpfige Landstriche an den Küsten ausgenommen. Woher nun diese unselige immer weiter greifende Verderbniß des Climas? Sie entstand bereits im 6. Jahrhundert, angeblich nach großen Ueberschwemmungen der Tiber. Allein noch jetzt finden diese zuweilen Statt ohne das Uebel zu vermehren; dagegen ist in der heißen und trockenen Jahreszeit die ungesunde Luft, jene in Italien so berüchtigte *Aria cattiva*, am furchtbarsten. Wahrscheinlicher ist es, daß sie durch die Verheerungen, welche Rom und sein Gebiet in den Zeiten der Völkerwanderung heimsuchten und entvölkerten, be-

gründet wurde. Der Feldbau gerieth in Verfall, weil es an Menschen fehlte; ausgetretenes Wasser wurde stockend und erzeugte Sümpfe, weil man ihm keinen Abfluß verschaffte; Leichen von Menschen und Thieren, die man nicht begrub, verpesteten die Luft. Was menschlicher Kunstfleiß der Natur abverdient hatte, fiel ihr wieder anheim, und seit Jahrhunderten in ihrem, sich immer feindseliger gestaltenden, Wirken nicht unterbrochen, scheint sie durch eine langsame, aber unaufhaltsame Zerstörung des Menschen und seiner Werke in dem begünstigtsten Lande der Welt für alle Vernachlässigung sich rächen zu wollen. Daher sind alle, und selbst die kräftigsten Maßregeln, den Zustand der Campagna und die Schädlichkeit des Clima's zu verbessern, bis auf diese Stunde vergeblich geblieben, und selbst die Strenge der Regierung ist nicht im Stande, den gröbsten Mißbräuchen, die wir geschildert, abzuhelfen, weil ihr noch zwei andere mächtige Feinde, Vorurtheil und Trägheit des Volkes, im Wege sind. So schreitet das Verderben immer weiter; ganze Gegenden Roms, welche die Aria cattiva verpestet, sind bereits im Sommer öde und verlassen, und eben diese Luft, in deren süßem Schmeichelwehn Niemand Verrath und Tücke ahnen sollte, droht nach und nach sich in den vollen Besitz der sieben Hügel zu setzen und Rom aus Rom zu verdrängen. F—r.

Campan (Madame de), die Vorsteherin eines der berühmtesten weiblichen Erziehungsinstitute in der Nähe von Paris. Sie war früher Kammerfrau bei der Königin Marie Antoinette, deren volles Vertrauen sie genoß. Nach deren Tod errichtete sie zu St. Germain en Laye eine Erziehungsanstalt, wo ihr die vornehmsten Häuser Kinder anvertrauten. Unter ihren Zöglingen waren z. B. Buonaparte's jüngste Schwestern, die Exkönigin von Neapel und die Exkönigin von Holland. Der Kaiser ernannte sie bald zur Oberaufseherin des Erziehungshauses der Waisen der Ehrenlegion zu Ecouen. — Sie erwarb sich bedeutendes Vermögen, war aber dabei nebenher der verläumderischen Nachrede ausgesetzt, als liefere sie ihre Zöglinge in die Arme der Häupter der Zeit. 1814 wurde sie abgesetzt und jene Gerüchte wurden in Broschüren ꝛc., und durch eine scandalöse Anklage eines gewissen Ravel zur offenen Kunde gebracht, aber ohne daß sie hätten erwiesen werden können. Sie ist eine Tante der Gemahlin des weiland Marschalls Ney.

Campanien, der alte Name einer Landschaft Italiens am tyrrhenischen Meere, welche theils durch die Merkwürdigkeiten der Natur, wohin der brennende Vesuv, die phlegräischen Felder, der Avernussee gehörten, theils durch eine ungemeine Fruchtbarkeit an Getreide, Oel, Wein u. s. w., einen besondern Reiz für die vornehmen Römer hatte, so daß sie die herrlichsten Landhäuser daselbst erbauten, auf welchen sie einen Theil des Jahres zuzubringen pflegten. Die berühmtesten Bäder, ungeheure Dämme, weiche ins Meer hineingebaut und mit prächtigen Palästen besetzt wurden — vermehrten die Genüsse, und zeigten zugleich von der um sich greifenden Verschwendungssucht der Römer. Cumä, Puteoli, Neapel, Herculanum, Pompeji, Capreä, Salernum, endlich Capua, die Hauptstadt Campaniens — lauter Namen, an welche die wichtigsten Erinnerungen geknüpft sind. Die appische und lateinische Straße führten in das Innere dieser Landschaft, welche den reizendsten, verführerischsten Aufenthalt darbot. Auch jetzt noch ist Campania, oder Terra di Lavoro, die schönste und fruchtbarste Gegend von ganz Italien.

Campe (Joachim Heinrich), dieser als philosophischer, besonders aber als pädagogischer Schriftsteller und Sprachforscher so be-

rühmte Deutsche, wurde 1746 zu Deensen, einem Dorfe im Fürstenthume Braunschweig-Wolfenbüttel, geboren. Seine frühere Bildung erhielt er auf der Schule zu Holzminden, und studirte dann auf der Universität Halle Theologie. 1773 ward er Feldprediger bei dem Regimente des damaligen Prinzen von Preußen zu Potsdam, aber sein Herz, das so warm für Menschenwohl schlug, und durch den Anblick des menschlichen Elends tief erschüttert werden mußte, leukte seine Neigung auf die Erziehung hin, wo er hoffen konnte, durch eine bessere Bildung jugendlicher Seelen die Hauptquelle des menschlichen Elends zu verstopfen. Seine Absicht wurde sehr befördert, als er 1777 fürstlich anhalt-dessauischer Educationsrath, und nach Basedow's Abgange Director des Philantropins zu Dessau wurde. Er zog sich jedoch von diesem Posten bald wieder zurück und legte eine Privaterziehungsanstalt zu Hamburg an. Wegen seiner geschwächten Gesundheit und abnehmenden Geistesmunterkeit überließ er 1783 dieses Institut dem Professor Trapp, und privatisirte zu Trittow, einem Dorfe unweit Hamburg. 1787 ward er herzoglich braunschweigischer Schulrath und Canonicus des St. Cyriakstifts zu Braunschweig, und zugleich Vorsteher einer Buchhandlung, die unter der Firma der braunschweigischen Schulbuchhandlung bekannt ist, und, vorzüglich durch den Verlag seiner eigenen Schriften sich zu einer der angesehensten in Deutschland emporschwang. Späterhin übergab er dieselbe seinem Schwiegersohn, dem Buchhändler Friedrich Vieweg. Seit 1805 ist er Dechant des Stifts St. Cyriak, und lebte die letztern Jahre, da Altersschwäche seinen Geist gelähmt hatte, geschäftslos in seinem Garten vor Braunschweig. Im J. 1809 ertheilte ihm die theologische Facultät zu Helmstädt das Diplom eines Doctors der Gottesgelehrsamkeit. Die Zahl seiner Schriften ist überaus groß; in seinen philosophischen und pädagogischen Werken erscheint er stets als ein Mann von dem menschenfreundlichsten Herzen und edelsten Gemeinsinne, aus allen leuchten edle, patriotische Zwecke hervor. Er will mehr unterrichten, als ergötzen, mehr durch Verbreitung guter Grundsätze bessern, als durch Witz belustigen, lieber seinen Mitmenschen Wahrheiten ans Herz legen, die zur Tugend und Glückseligkeit führen, als eine blos glänzende Rolle vor ihnen spielen. Besserung der Sitten und Bereicherung des Geistes, eine Umwandlung unsers gesammten Erziehungswesens, und die daraus folgende bessere Bildung jugendlicher Seelen waren das Ziel seines aufgeklärten und thätigen Strebens. Seine Verdienste um das Erziehungswesen sind mit dem lautesten Beifall anerkannt worden, wiewohl seine voreiligen Urtheile über das classische Alterthum, sein Parteinehmen für den Philanthropismus, und die damit zusammenhängende hyperpractische Tendenz zu tadeln sind. Seine Erziehungsschriften sind die gelesensten und geschätztesten. Sein Styl ist rein und fließend, frei von den Künsten der Schule, lebhaft, sanft. In der vertraulichen und rührenden Schreibart dient er zum Muster. Vorzüglich besitzt er eine seltene Gabe, sich zu dem Fassungsvermögen der Jugend, die er unterrichten will, herabzulassen, und selbst abstracte Gegenstände zu versinnlichen. Als Philosoph verdient er Lob wegen seiner Klarheit und Popularität. Er weiß sehr gut, von trocknen speculativen Betrachtungen zu faßlicher Moral, vom weisen Ernste zu den leichten Spielen der Jugend überzugehen. Sein Herz wird immer gleich erwärmt. Obschon seine Bemühungen um „die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache" oft die Gestalt des Sonderbaren angenommen ha-

ben, so hat er doch auch hierin sich ein bleibendes Verdienst erworben. Da seine Schriften so mannichfaltig und zahlreich sind, so ist es hier nicht wohl möglich, sie alle der Reihe nach aufzuführen, indessen dürfen auch einige Notizen der merkwürdigsten und bekanntesten nicht gänzlich fehlen. Seine Jugendschriften hat er in 30 Bändchen vereinigt unter dem Titel: „Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften von Joachim Heinrich Campe." Braunschweig 1807. 12. (30 Bändchen, 19 Thlr. 4 Gr.) mit vielen Kupfern, herausgegeben. Unter diesen ist, wie Campe selbst versichert, sein Lesebuch „Robinson der jüngere" in alle europäische Sprachen von Cadix bis Petersburg, sogar in die russische und neugriechische übersetzt worden. Fast eben so verbreitet und vielfach übersetzt ist Campe's Theophron, oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend. Ein ausgezeichnetes Verdienst um unsere Sprache erwarb sich Campe durch die Unternehmung eines deutschen Wörterbuchs, welches er von Theodor Bernd ausarbeiten ließ, und welches in 5 Quartbänden einen fast drei Mal größern Schatz von Wörtern enthält, als das Adelungische. Dieses schätzbare Werk erwartet noch Erweiterungen von Vater. — Campe befand sich 1789 in Paris, und wurde damals ein enthusiastischer Lobredner der französischen Revolution. Seine aus Paris geschriebenen Briefe erschienen zuerst im braunschweigischen Journale, und erregten viele Aufmerksamkeit. Sie kamen nachher gesammelt heraus. Campe wurde dieser Briefe wegen häufig mit Ernst und Spott angegriffen, und in der That sind sie sehr freimüthig und kühn, mit Beredsamkeit, Wärme und Mahlerei geschrieben, enthalten aber freilich auch Uebertreibungen, die sich nur mit dem damaligen, fast allgemeinen Enthusiasmus für die Revolution bei einem sonst so ruhigen Denker wie Campe erklären lassen. Er starb den 22. Oct. 1818, 72 Jahre alt. Sein letzter Wille war, die ersparten Kosten einer herkömmlichen Bestattung an die Armen zu vertheilen; eben so trug er seinem Schwiegersohn Vieweg auf, 2000 Exempl. seines Robinsons und seines Theophrons, als Geschenk für unbemittelte Kinder, zu drucken.

Campeche, 1. ein Theil des mexicanischen Meerbusens, bisher Spanien gehörig, an dessen Küsten das berühmte Campecheholz wächst, das zum Violettfärben, seit einiger Zeit auch gegen die Ruhr gebraucht wird; 2. eine wohlgebaute Stadt nebst einem Hafen in der Halbinsel Jucatan, in Neu-Spanien in Nordamerika.

Campbell I. (Thomas), ein berühmter englischer Dichter, geb. 1777 zu Glasgow, wo er auch seine Studien begann. Von dieser Universität zog er nach Edinburg, und gab schon 1799 hier sein erstes Gedicht in 2 Gesängen „die Freuden der Hoffnung" heraus, welches die größten Erwartungen von ihm erregte, seine classische Bildung beurkundete, und selbst festere philosophische und politische Ansichten in ihm bewährte. Durch einige Artikel in mehrern Journalen, welche für Lord Grenville eifrig sprechen, erwarb er sich dessen Gunst und eine Pension, die er noch jetzt genießt. 1800 machte er eine Reise nach Deutschland, kehrte 1803 zurück, verheirathete sich und ließ sich in Sydenham nieder. 1808 erschien von ihm, aber ohne Namen: Annalen von Großbritannien von der Thronbesteigung Georgs III. bis zum Frieden von Amiens. 3 Bände. 8. — 1809 erschien wieder von ihm: Gertrude von Wyoming, eine Pensylvanische Geschichte, mit einem Anhang andrer Gedichte, worunter sich die Schlachten im Baltischen Meere, von Lochiel und Hohenlin-

den und ein Ruf an die brittischen Seeleute auszeichnen, und im Munde des Volks fortleben. — Finden sich hierin auch weniger auffallend glänzende Züge, so entfalten sich dagegen ganz eigne Reize in Beschreibungen aus dem Gebiete süßer und zarter Gefühle, und in Contrasten der Züge aus dem goldenen Zeitalter mit dem trübseligen Zustand unsrer Zeit. So sehr ihm auch erhabne und pathetische Schilderungen gelingen, so geräth er darin doch oft durch eine gesuchte Energie und Kürze ins Dunkle. Von allen englischen Dichtern scheint er am meisten mit Spencer und Thomson verwandt zu sein. — II. Campbell, Fregatten-Capitän, erhielt allein dadurch in der Geschichte einen Namen, daß er 1815, vor der Insel Elba stationirt, den Kaiser Napoleon nach Frankreich entwischen ließ, wodurch von neuem ganz Europa in Krieg verwickelt ward. Er wurde auch deßfalls angeklagt, aber durch Lord Castlereagh's Bemühungen freigesprochen. Das Dunkel, welches über dieser ganzen Geschichte herrscht, muß erst die Zukunft aufklären.

Camper (Peter), geboren zu Leyden den 11. Mai 1722, gestorben zu Haag den 7. April 1789, war unstreitig einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Aerzte und Anatomen des verflossenen Jahrhunderts. Doch kennt man ihn erst von Einer Seite, wenn man nur seine Verdienste um Anatomie, Chirurgie, Entbindungskunst und gerichtliche Arzneiwissenschaft kennt, auch für die Kenntniß des Schönen hat er nicht Unbedeutendes geleistet, wofür er den Sinn theils in seinem Vaterlande, theils auf seinen Reisen vielseitig ausgebildet hatte. Er zeichnete selbst ungemein fertig mit der Feder, mahlte in Oel, bossirte, und verstand den Bildhauermeißel zu führen. Dieß Alles aber geschah von ihm mit wirklicher Kunsteinsicht. Der genau und scharf beobachtende Anatom mußte nothwendig Einfluß auf den Mann haben, den Neigung und Talent zur Beschäftigung mit der schönen Kunst hinzog: welchen Gewinn aber durfte sich vornehmlich die Theorie der bildenden Kunst von der Vereinigung dieser beiden Beschäftigungen in einem solchen Manne versprechen! Nicht unbefriedigt sind diese Erwartungen geblieben. Schon die Aufstellung seiner Gesichtslinie ist nicht unwichtig. Der Grund nämlich, worauf sich der Unterschied der Nationen gründet, besteht nach Camper in einer geraden, durch die Höhlen des Ohrs bis auf den Boden der Nase gezogenen, und einer andern geraden Linie, welche die Hervorragung des Stirnbeins oberhalb der Nase berührt, und bis auf den am meisten hervorragenden Theil des Kinnbackenknochens gezogen wird, wobei man die Köpfe in Profil betrachtet. In dem Winkel nun, den diese beiden Linien beschreiben, bestehe nicht allein der Unterschied der Thiere, sondern auch der verschiedenen Nationen, und man würde sagen können, die Natur habe sich gleichsam dieser Winkel bedient, um alle Verschiedenheiten der Thiere zu bestimmen, und sie gleichsam stufenweise bis zum Schönen, der schönsten Menschenbildung hinaufsteigen zu lassen. Die Vögel beschreiben die kleinsten Winkel, und diese Winkel werden größer, je nachdem ein Thier sich mehr der menschlichen Gestalt annähert, wie aus den Affenköpfen erhellt, von denen einige Arten einen Winkel von 42 Grad, die dem Menschen ähnlichsten aber einen Winkel von 50 Graden beschreiben. Der Kopf eines africanischen Mohren, so wie der eines Kalmüken, bildet einen Winkel von 70, der eines Europäers von 80 Graden. („Kl. Schrift. die Arzneik. und Naturgesch. betr." I. 15. Schade, daß die Abhandlung nicht vollendet ist, und die zwei Kupfertafeln fehlen.) Wenn man bedenkt, daß die Griechen

ihr Ideal von 90 zu 100 Graden verschönert haben, und daß, was über diese Linie fällt, ein Ungeheuer wird; so wird man jene feine Bemerkung des vergleichenden Anatomen für die bildende Kunst eben so wichtig finden, als sie es, zumal nach Blumenbachs und Herders Zusätzen, für die Naturgeschichte ist, welche Camper übrigens auch durch seine Affenzergliederungen bereichert hat. Seine Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen, worin er darthut, daß dem menschenähnlichsten Affen die Rede durch einige Seitensäcke, welche die Natur an seine Luftröhre hing, gleichsam absichtlich versagt sei, beseitigte die meisten der bis dahin über menschliche Bestimmung gehegten, nicht unerheblichen Zweifel. Man sieht schon aus jener Aufstellung der Gesichtslinie, daß Camper auf Schönheit der Formen ein vorzügliches Augenmerk müsse gerichtet haben. Merkwürdig ist hierüber eine eigene Abhandlung von ihm, die er in der Zeichenschule zu Amsterdam 1790 vorlas. Er erklärte sich gegen die Meinung derer, welche behaupten, es gebe in der Natur eine ewige, unveränderliche Schönheit der Formen, und alle vernünftigen Wesen besäßen eine angeborne Empfänglichkeit für dieselbe. Dagegen sucht er zu erweisen, daß die Natur in der Bildung der Körper, vorzüglich der thierischen, nichts anderes bezweckte, als bloß die Nützlichkeit der constitutiven Theile, keineswegs aber feste Verhältnisse: daß folglich an den Formen der Thiere keine unveränderliche, ewige, durch Regeln bestimmbare Schönheit haften könne. Wer jemals über das Wesen der bildenden Kunst ernstlich nachgedacht hat, der weiß, wie wichtig eine Untersuchung hierüber ist, in welche wir jedoch hier nicht tiefer eindringen können. Bedeutend für die Theorie der bildenden Kunst ist auch seine Schrift über Verbindung der Anatomie mit den zeichnenden Künsten, welche man am besten in der englischen Uebersetzung von Cogan zur Hand nimmt, durch dessen Zusätze und Veränderungen dies wichtige Werk noch sehr gewonnen hat. Es enthält eine Untersuchung über die natürliche Verschiedenheit der Gesichter bei Personen aus verschiedenen Ländern und Lebensperioden, über die Schönheit in der alten Schnitzbildnerei, nebst einer neuen Methode, Köpfe, natürliche Gestalten und Bildnisse einzelner Personen richtig zu skizziren. So vielfache Verdienste, als Camper hatte (er schrieb zudem in vier Sprachen, und erhielt bei verschiedenen Akademien zehn Mal den Preis), blieben nicht ohne Anerkennung. Nachdem er seine Studien zu Leyden absolvirt hatte und auf Reisen gegangen war, erhielt er zu Genf den Ruf zum Professor der Philosophie, Medicin und Chirurgie in Franeker. Nach einigen Jahren lehrte er dieselben Wissenschaften zu Amsterdam, dann zu Gröningen. Hierauf privatisirte er zu Franeker, erhielt seit 1787 Sitz im Staatsrath, und zog deshalb nach dem Haag, wo er starb. In der Peterskirche zu Leyden steht sein einfaches Denkmahl aus Marmor.

Campetti, s. Wünschelruthe

Campher, eine vegetabilische Substanz, welche sich in vielen Pflanzen, namentlich in mehreren Arten Lorbeerbäume, findet, für den Handel aber hauptsächlich aus zwei Baumarten gezogen wird. Die erste ist der Laurus camphora, der in China und Japan sehr häufig wächst, von welchem man ihn gewinnt, indem man die Wurzeln und Zweige in kleine Stücke schneidet und sie mit Wasser in einem eisernen kolbenförmigen Topf mit irdnem Deckel, der inwendig mit Reißstroh belegt ist, kocht, wo alsdann der Campher sich verflüchtigt und in kleinen Körnern an das Stroh ansetzt. — Das andere Gewächs, wel-

ches den Campher liefert, ist ein Baum, der auf Sumatra, Borneo und um Malakka wächst. Er ist den Botanikern noch nicht bekannt; man nennt ihn Kapour-Barros. Nach Garcias ab Horta ist Barros ein Ort bei Malakka, wo er häufig wächst. Der Campher findet sich völlig ausgebildet und abgesondert in den Vertiefungen zwischen dem Holz und der Rinde. Er wird von den Morgenländern der andern Art vorgezogen. Aller Campher, der nach Europa gebracht wird, kommt aus China und Japan. Sonst reinigte man ihn in Venedig, gegenwärtig aber auch in Holland, England, Berlin u. s. w. Gereinigt ist der Campher eine feste, weiße, durchsichtige Masse, welche im Wasser schwimmt, sich in sechsseitigen Pyramiden crystallisirt, einen durchdringenden und unangenehmen Geruch hat. In der Medicin ist er von vielfachem Gebrauche.

Campidoglio, Capitol (s. d. Art.)

Campistron (Jean Galbert de) war zu Toulouse gegen das Jahr 1656 geboren, und wurde 17 Jahre alt von seinen Aeltern nach Paris geschickt. Er fühlte Neigung zur Poesie, erhielt von Racine Anweisung, und gab seine Tragödie, Virginie, welche ausnehmend gefiel, kurz darauf den Arminius, dessen Erfolg noch glänzender war, dann Andronicus, welcher mit verändertem Namen die Geschichte des Don Carlos enthält, und nach diesem Alcibiades, mit immer steigendem Beifall. Für den Herzog von Vendôme schrieb er die Oper Acis et Galathée, die allgemein gefiel. Ein entgegengesetztes Schicksal aber hatten seine beiden Opern Achille und Alcide. Campistron kehrte hierauf wieder zum Theatre français zurück. Sein Phocion ward kalt aufgenommen; sein Pbraates dagegen mit unmäßigem Beifall. Das Stück ist übrigens, so wie die Tragödie Aëtius, verloren gegangen. Adrian hatte wenig Erfolg, aber Tiridates hielt sich lange mit Glück auf der Bühne. Auch im Lustspiel fand Campistron mit dem Jaloux désabusé ungetheilten Beifall. Der Herzog von Vendôme ernannte ihn zu seinem Geheimschreiber. Er befand sich oft an der Seite des Fürsten mitten in den Schlachten. Auf dem Schlachtfelde von Luzzara belohnte der König von Spanien seinen Muth durch Ertheilung des St. Jacobsordens und der Commanderie von Ximenes. Der Herzog von Mantua gab ihm das Marquisat von Penango in Montferrat. Nach dreißigjährigen Diensten nahm er seinen Abschied beim Herzog und starb zu Toulouse den 11. Mai 1723, 67 Jahre alt. La Harpe sagt von ihm: „Man hat die Weisheit seiner Plane gepriesen; sie sind allerdings verständig; aber man hat nicht daran gedacht, daß sie eben so schwach angelegt als ausgeführt sind. Campistron besaß in keiner Rücksicht Kraft, kein ausgezeichneter Charakter, keine ergreifende Situation, keine gründliche Scene, kein energischer Vers. Er sucht unablässig Racine nachzuahmen, aber er thut es wie ein Lehrling, der das Gemählde eines Meisters vor sich hat und mit furchtsamer und unbestimmter Hand leblose Figuren hinmahlt. In der Versification steht er noch eine Stufe unter Pradon; sie ist nicht gerade lächerlich aber meist eine ziemlich leicht gereimte gemeine Prosa.“ Seine Werke erlebten zwar zehn Auflagen; seine Stücke werden aber längst nicht mehr gegeben.

Campo Formido, unrichtig Campo Formio, ein kleines Castell bei (oder vielmehr eine Vorstadt von) Udine, in der venetianischen Delegation Friaul, merkwürdig durch den in der Nacht vom 17. auf den 18. Oct. 1797 zwischen Oesterreich und Frankreich, und zwar

von Seiten Oesterreichs von den Gesandten Cobenzl, Merveld, Degelmann und Marchese di Gallo, von Seiten Frankreichs vom General Buonaparte daselbst unterzeichneten Frieden. S. d. Art. Friedensschlüsse.

Campomanes (D. Pedro Rodriguez, Graf von). Dieser berühmte spanische Minister, Director der von Philipp V. im Jahre 1738 gestifteten königlichen Akademie und Großkreuz des Ordens Carls III., war in Asturien zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboren, und nützte seinem Vaterlande und verherrlichte es durch seine Talente und seine Gelehrsamkeit, durch seine erhabenen Ansichten von Staatsverwaltung und Politik, während seine Schriften durch ganz Europa seinen Ruf verbreiteten und ihn unter die vorzüglichsten Schriftsteller seiner Nation stellten. Die Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris ernannte ihn zu ihrem Correspondenten, so wie die philosophische Gesellschaft zu Philadelphia, auf Franklins Empfehlung, zu ihrem Mitgliede. Die spanischen Schriftsteller des 18 Jahrhunderts erheben wetteifernd seine Talente, seine Rechtschaffenheit und seine Wohlthätigkeit. Campomanes stieg durch sein eigenes Verdienst. Er hatte sich den Ruf des geschicktesten und uneigennützigsten Rechtsgelehrten von ganz Spanien erworben, als Carl III. ihn 1765 zum Fiscal des königlichen und hohen Raths von Castilien ernannt, auf dessen Befehl er unter andern seinen Discurso sobre el fomento de la industria popular (1774) und sobre la edication popular de la Artisanos y su fomento (1775) herausgab, worin er Alles, was in die Polizei, Abgaben, Ackerbau, Manufacturen und Handel betrifft, erörtert und abhandelt. Den Grafen Aranda unterstützte er bei dem schwierigen Unternehmen, die Jesuiten aus Spanien zu vertreiben. Auch hatte er durch ein Memoire die Freigebung des Getreidehandels bewirkt. Er suchte das Gauner- und Bettlerwesen zu vernichten, indem er über die Zigeuner schrieb, und überhaupt Mittel an die Hand gab, wie man die Vagabunden und Müßiggänger nützlich gebrauchen könne. Bei dem Regierungsantritt Carls IV. im J. 1788 wurde Campomanes zum Präsidenten des Raths von Castilien und darauf zum Staatsminister ernannt. Zu dieser Zeit führte er den Vorsitz unter den Cortes des Reichs, und sein Ansehen schien auf unerschütterlichen Grundfesten zu ruhen; aber als der Graf Florida Blanca die Gunst des Königs erwarb, wurde Campomanes aus dem Rathe entfernt und verlor alle seine Ämter. Er ertrug diese Ungnade mit Muth und Würde, und starb in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts. Unter seinen zahlreichen Schriften, die meistens historischen und geographischen Inhalts sind, befinden sich zwei mit Cassiri gemeinschaftlich aus dem Arabischen übersetzte Capitel des Ebn al Awam über den Ackerbau; alle sind geschätzt, aber die staatsökonomischen am meisten.

Canaan, s. Palästina.

Canada, s. Amerika und Nordamerika.

Canal, Pas de Calais, s. Calais.

Canäle sind durch Kunst hervorgebrachte Flüsse. Fast alle größeren und reicheren Staaten Europa's haben sich die Anlegung von Canälen zu Beförderung der inneren Wassercommunication angelegen sein lassen, da sie für den Handel und Verkehr die entschiedensten Vortheile gewähren, und durch einen angemessenen Zoll das darauf verwendete Capital reichlich verinteressiren. „Der Ruhm,"

sagt Nemnich, „einen Plan von dem ausgebreitetsten Umfange und Nutzen zuerst in Ausführung gebracht zu haben, gebührt dem Herzoge von Bridgewater. Sieben Meilen von Manchester besaß er die reichsten Kohlenminen, welche ihm aber, wegen des beschwerlichen Landtransports, von keinem Vortheil waren. Er faßte daher die Idee, von seinen Minen einen Canal nach Manchester zu leiten, wozu er 1758 vom Gouvernement Erlaubniß erhielt, und gleich darauf den Anfang machte. Dabei hatte er das Glück, die Ausführung seines Projects dem größten mechanischen Genie, das England je hervorgebracht hat, anvertrauen zu können. Dieß war Brindley; zwar ein Mann von sehr verwahrloster Erziehung und von Profession ein Mühlenbauer, der weder schreiben noch lesen konnte, aber die verwickeltsten Plane und Berechnungen ohne Feder und Papier im Kopfe zu Stande brachte, und für die schwierigsten Fälle jedesmal die besten und sichersten Mittel fand. Als der Canal bis dahin vollendet war, wo der Fluß Irwall für große Fahrzeuge schiffbar ist, ließ ihn Brindley mittelst eines Aquäducts 39 Fuß über die Oberfläche des Wassers weiter leiten. Außer diesem Aquäduct bewundert man ein anderes Meisterstück von Brindley, nämlich die Leitung des Canals unter einen Berg, fast eine Meile bis zu den Kohlenminen. Kaum war der Canal von Worsley-Mill bis Manchester zu Stande, so extendirte der Herzog einen andern auf 29 Meilen, wodurch die Verbindung mit Liverpool bewirkt wurde. Brindley hatte den großen Plan, eine schiffbare Verbindung zwischen London, Bristol, Liverpool und Hull zu unternehmen, und andere Städte und Fabrikplätze durch Zweige mit jenen Haupthäfen in Communication zu setzen. Er erlebte zum Theil noch die Ausführung desselben. Denn im J. 1766 begann der Herzog die sogenannte Grand Trunk Navigation, wodurch die Flüsse Trent und Mersey, und mithin Liverpool und Hull in Verbindung kamen. Dieser Canal ist 59 englische Meilen lang und wurde 1777 vollendet. Gleich beim Anfange des Great Trunk leitete Brindley von diesem Canal einen andern nach dem Flusse Severn, wodurch die Schifffahrt zwischen Bristol, Hull und Liverpool glücklich erreicht wurde. Dieser Zweig ist 46 englische Meilen lang und wurde 1772 fertig. In demselben Jahre starb Brindley. Verschiedene Haupt- und viele Nebencanäle wurden in der Folge zu Stande gebracht. Bis 1802 zählte man 2896½ englische Meilen Länge von Canälen durchschnitten, welche über 13 Millionen Pf. St. gekostet hatten. In dieser Angabe sind 43 Canäle als Privateigenthum, wohin auch der von Bridgewater und andere große Canäle gehören, nicht mit begriffen. Der Grand Junction-Canal ist erst im Dec. 1805 vollendet worden. Er vereinigt viele Canäle der Centralprovinzen, und bildet von da eine Communication zwischen der Themse, Severn, Mersey und Trent.“ Ein andrer, sehr wichtiger Canal ist der Caledonische, welcher die westlichen und östlichen Küsten von Schottland verbindet. Er fängt in dem Murray-Firth bei Inverneß an, geht durch den Loch-Neß, dann durch den Loch-Loch nördlich von dem berühmten Ben-Nevis, bei dem Fort William in das Loch-Eil und das Loch-Linné. Der Nutzen einer solchen Verbindung leuchtet in die Augen, wenn man besonders die gefährliche Schifffahrt durch, oder um die Orkneys und shetländischen Inseln, so wie um die Hebriden herum, betrachtet. Trotz aller Wachsamkeit der Küstenaufseher, trotz aller Leuchtthürme ist dennoch diese Fahrt in den langen Winternächten höchst gefährlich. Diese wird nun völ-

lig vermieden, indem Augenzeugen versichern, daß, wenn der Canal erst fertig sein wird, große Kauffahrteischiffe durch alle Schleusen und selbst durch die Seen durchgehen werden, ohne nur einen Stoß zu empfinden. Kürzlich hat man eine Dampfmaschine eingerichtet, zum Ziehen der Schiffe, welche wenigstens in der westlichen Hälfte des Canals schon sehr gute Dienste thut. Die Länge des letzten beträgt ungefähr 13 deutsche Meilen, wovon aber nur ungefähr 5 Meilen gegraben zu werden brauchten; die übrigen acht nimmt die Länge der Seen oder der Lochs ein. Es sind im Ganzen 8 Hauptschleusen, und die Kosten haben sich bis jetzt auf 800,000 Pfund belaufen. Man sieht indessen noch so großen Schwierigkeiten bei der völlig zweckmäßigen Einrichtung dieses Werks entgegen, daß man schwerlich vor dem Jahre 1820 diesen Canal als vollständig fertig betrachten kann. — Nächst England hat Frankreich die bedeutendsten Canäle aufzuweisen. Der Canal du Midi, Südcanal, sonst Canal von Languedoc, auch der königliche Canal, ward nach Andréossy's Plan durch Riquet von 1666 bis 1681 mit einem Kostenaufwand von 17½ Mill. Livr. (die jetzt vielleicht das Dreifache ausmachen würden) angelegt, geht vom Hafen Cette am mittelländischen Meere bis nach Toulouse, wo er sich mit der Garonne verbindet, so daß auf ihm Schiffe in 11 Tagen aus dem Ocean in das mittelländische Meer kommen. Er ist 45 französische Meilen lang, oben 60 Fuß, unten 32 breit und wenigstens sechs Fuß tief; die darauf fahrenden Barken gehen nicht fünf Fuß Wasser, wenn sie auch 2000 Centner tragen. Längs den Ufern sind Wege zum Ziehen, der eine neun, der andere sechs Fuß breit. Der Canal hat 62 Schleusen; er geht 85 Toisen lang und 19 Fuß breit durch den Berg von Malpas, und führt, mittelst 55 mit Einfassungen an der Seite zu Wasserleitungen eingerichteter Brücken, über verschiedene Flüsse hinweg. Außerdem gehen 29 Brücken für Landstraßen über denselben. Sein Wasser erhält er aus einem großen, zu St. Ferrol zwischen zwei Bergen und einer 36 Toisen dicken Mauer angelegten Bassin, 1200 Toisen lang, 300 breit und 20 tief, welches bei seiner vollständigen Füllung gegen eine Million Cubik-Toisen Wasser enthält, und aus welchem man durch drei große kupferne Hähne das nöthige Wasser ziehen muß. Die Unterhaltung kostet jährlich 300,000 Franken, und der reine Ertrag beläuft sich eben so hoch. Unter Ludwig XVI. wurde der Canal des Mittelpuncts 1782 angefangen und 1791 beendigt. Er nimmt seinen Anfang bei Digoin und mündet in die Saone bei Chalons. Er hat 81 Schleusen und dient dem Handel der mittäglichen Provinzen mit der Hauptstadt durch die Rhone, Saone, Loire, den Canal von Briare und die Seine. — Der Canal von St. Quentin, den bereits 1724 eine Gesellschaft begann, ward erst 1809 vollendet. Er ist sechs Meilen lang, fängt bei der Stadt le Chatelet, unweit des Ursprungs der Schelde an, ist auf dem offenen Profil 24 Fuß breit, steigt von St. Quentin bis Tronquoy 40 Fuß durch sechs Schleusen, und fällt von Macquincourt bis Cambray 130 Fuß durch 18 Schleusen. Er wird durch die Quellen der Schelde gespeiset, und ist an zwei Stellen unter der Erde durchgeführt, bei Tronquoy 700, und bei Bellicourt 4,100 Toisen. Durch ihn, die Oise, Seine und den Canal von Briare ist eine Verbindung der Nordsee und der Straße von Calais mit dem mittelländischen Meere eröffnet worden. Viel ist in der neuesten Zeit für die Wasserverbindungen in Frankreich geschehen. Wir nennen aus dieser Periode den Canal von Jemappes, von

Sedan, von Buraund, von Arles, von Beaucaire, von Carcassonne, des Ourcq, der Salzwerke, der Haiden, die Canäle in der sonstigen Bretagne, den Canal der Ille und Rance, den Canal der Blavet, den Canal von Nantes nach Brest und den ehemaligen Napoleonscanal, welche zum Theil noch unbeendigt sind. — Holstein besitzt einen berühmten Canal, der die Ost- und Nordsee vereinigt. Er wurde von 1777 bis 1784 ausgeführt und kostete 2¾ Millionen Thaler. Er ist 4¾ Meilen lang, auf der Oberfläche 100 Fuß breit, 10 Fuß tief und hat sechs Schleusen. — Preußen hat den Bromberg'schen, den Finow, den Friedrich Wilhelmscanal u. a., die jedoch an Kunst und Aufwand mit den genannten nicht zu vergleichen sind. — In Rußland bemerken wir den Ladogaischen Canal, welchen Peter der Große wegen der gefährlichen Schifffahrt auf dem Ladogasee ziehen ließ. Er geht von Schlüsselburg bis Neuladoga in den Fluß Wolchow, ist 15 deutsche Meilen lang, 17 Schuh breit und hat 32 Schleusen. Vollendet ward er im J. 1732. Da die Wolchow mit der Wolga vereinigt worden ist, so hängt durch ihn die Ostsee mit dem caspischen Meere zusammen — Ueber die Canäle in Aragonien s. d. Art. Aragon. Andere wichtige Canäle, z. B. der von Trollhätta, werden unter ihren Rubriken aufgeführt. Vergl. auch d. Art. Wasserstraßen.

Canarienfect ist ein weißer, süßer angenehmer und starker Wein, der von den canarischen Inseln nach Europa kommt. Der von Teneriffa ist der beste. Man unterscheidet drei Sorten: Malvasier, Canarienfect, Palmenfect.

Canarische Inseln, eine Gruppe von 20 Eilanden (151 Q. M. mit 174,000 Einw.), an der westlichen Küste von Afrika, ungefähr 18 Meilen vom Lande entfernt. Canaria, Teneriffa, Ferro, Palma, Fortaventura, Lancerota und Gomera sind die Namen der wichtigsten. Vom 29. bis jenseits des 28. Grades nördl. Br. erstrecken sie sich von Osten nach Westen, sind vulkanischen Ursprungs und haben ein so herrliches Clima und einen so fruchtbaren Boden, daß der Name der glücklichen Inseln, der ihnen von den Alten beigelegt wurde, wohl gerechtfertigt werden kann. Von ihrer älteren Geschichte wissen wir nur, daß Juba II., König beider Mauritanien, sie zuerst genauer beschrieben. Von Julius Cäsar im Triumphe aufgeführt, ward er in allen Künsten und Wissenschaften der Römer unterrichtet, und bildete sich zu einem der gelehrtesten Fürsten. Seine Beschreibung dieser Inseln hatte Plinius vor Augen. Juba nannte die eigentlichen Canarien fortunatas, Madera hingegen und Puertosanto purpureas. Die Insel Ferro kommt bei ihm unter dem Namen Ombrios vor, und er erzählt interessante Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte jener Eilande. Der Verlust dieser Schrift des mauritanischen Königs ist um so mehr zu bedauern, da wir gewiß hoffen könnten, Nachrichten von jener alten räthselhaften Völkerschaft darin zu finden, welche ehedem diese Inseln bewohnte. Diese Völker verstanden die Kunst, die Leichen einzubalsamiren, und nähten sie dann in Ziegenhäute, worauf sie in Särge aus Einem Stück Holz gemacht, gelegt, und in Grotten beigesetzt wurden. Diese Mumien werden noch heut zu Tage gefunden. Sie riechen angenehm, aber wenn man sie aus ihren Ziegenhäuten herausnimmt, zerfallen sie in Staub. Die Spanier erzählen wunderbare Dinge von der Cultur dieser Völker, Guanches genannt, von ihrer Achtung des weiblichen Geschlechts, von ihren reinen Sitten und von ihrer aristokratischen

Verfassung. Die Sprache dieser Völker stimmte zwar einigermaßen mit der überein, welche die Völker des benachbarten festen Landes reden: indessen wissen wir zu wenig von ihr, als daß man darüber urtheilen könnte. Von 1316 — 1334 entdeckten und eroberten die Spanier, von den Mauren gedrängt, diese Inseln, und man findet sie schon in der alten Landcharte, die Andreas Bianco in Venedig 1436 verfertigte, genau angegeben. Indessen scheinen die Spanier diese Besitzungen nicht geachtet zu haben; denn der berühmte Infant von Portugal, Heinrich Navigator, ließ sie im J. 1456 in Besitz nehmen, und verfolgte von da aus die Entdeckungen bis nach der Küste von Guinea. Allein im J. 1478 unternahmen die Spanier aufs neue die Eroberung der Canarien, und vollendeten sie am Ende des 15. Jahrhund., indem sie die ursprünglichen Einwohner unterjochten und in der Folge ganz vertilgten. Jetzt sind diese Inseln fast von lauter Spaniern und nur wenigen Portugiesen bevölkert. Teneriffa als die größte (73 Q. M.) hat 70,000, Canaria 50,000, Palma 22 600, die übrigen haben weit weniger Einwohner. Teneriffa ist besonders ausgezeichnet durch einen 13.278 Fuß hohen Vulcan, den man den Pic nennt. Er ist wegen seiner Steilheit, und weil die Spitze ganz mit Bimstein und vulcanischer Asche bedeckt ist, äußerst schwer zu besteigen. Rings um den Crater, der genau auf der Spitze sich befindet, ist ein so schmaler kreisförmiger Wall von Lava, daß man kaum Platz zum Sitzen hat. Natürlich sieht man von der Spitze dieses Colosses die Insel, die seine Grundlage ist, mit allen ihren lieblichen Landschaften auf das deutlichste zu seinen Füßen, weil die Luft in jenen Breiten viel durchsichtiger ist, als bei uns. Man sieht aber auch die übrigen Inseln, das Meer in unermeßlicher Ferne, und selbst die Küsten Afrika's, mit ihren unendlichen Waldungen und jenseits derselben die Spuren der traurigen Sandwüsten. Die Hauptstadt von Teneriffa, Santa Cruz, mit 8000 Einw., ist der Sitz des Gouverneurs, und hat auf der östlichen Seite der Insel einen trefflichen Hafen, worin die englischen Schiffe anlegen, um Lebensmittel und frisches Wasser einzunehmen; doch muß man jene, wegen Unfruchtbarkeit des Bodens, größtentheils aus Canaria holen. Eine andere Stadt, Laguna, ist volkreicher und weit schöner gelegen, als Santa Cruz. Canaria ist wenig untersucht, jedoch fruchtbarer als Teneriffa. Die Hauptstadt, Palmenstadt, hat 9000 Einw. und ist der Sitz der obersten geistlichen Behörden der Inseln. Das vorzüglichste Erzeugniß dieser Eilande ist Wein; man rechnet, daß jährlich ungefähr 40,000 Ohm ausgeführt werden, meistens nach Amerika und England. Auch Weingeist, rohe Seide, Soda und Früchte werden ausgeführt. Der Betrag der Ausfuhr beläuft sich auf 242,000 Piaster. Sie sind das Vaterland der

Canarienvögel, zum Finkengeschlechte gehörend, ursprünglich mit weißlich gelbem Gefieder und grünlichem Schwanz- u. Schwungfedern, welche Farbe durch Vermischung mit Stieglitzen, Hänflingen und Zeisigen aber viele Abänderungen leidet (fringilla canaria L.). Diese Vögel sind erst seit dem 15. Jahrhundert in Europa bekannt. Jetzt werden sie in Menge aus Tyrol, dem Schwarzwalde u. s. w. durch eigene Träger nach England, Rußland und insbesondere nach Constantinopel gebracht.

Canaster, s. Tabak.

Candia, s. Creta.

Candidat, wörtlich ein Weißgekleideter, weil bei den Römern diejenigen, die sich um ein Amt bewarben, in glänzend weißer Kleidung erschienen. Außerdem trugen die Candidati der Römer keine Tunica oder Unterkleid, entweder zum Zeichen der Demuth, oder um ihre auf der Brust empfangenen Wunden vorzeigen zu können. Die Zeit dieser Bewerbung dauerte zwei Jahre. Jetzt nennt man in der protestantischen Kirche Candidat einen Theologen, welcher seine Studien auf der Universität beendet, durch eine Prüfung die Befugniß zu predigen, und die Anwartschaft auf eine Pfarre erhalten hat.

Candirte Sachen heißen mit geläutertem und abgeklärtem Zucker überzogene Früchte, Blüthen, Gewürze, Wurzeln u. s. w. In Italien und dem südlichen Frankreich sind sie ein Gegenstand des größern Handels und der Ausfuhr. In Genua sind z. B. die daselbst candirten Citronate, kleinen grünen Pomeranzen u. s. w. wegen ihrer Vortrefflichkeit berühmt. In Frankreich liefern Montpellier, Tours und Nancy die schönsten candirten Früchte. — Candis ist der bekannte Zucker in großen Crystallen, welcher in scharfeandigen Stücken bricht. Man läßt, um ihn zu erhalten, den Zuckersaft in kupfernen Gefäßen an Zwirnsfäden crystallisiren. An diesen Fäden bilden sich die feinsten Crystalle, die gröbern schießen an den Seiten und an dem Boden der Gefäße an.

Canitz (Friedr Rudolph, Freiherr von), geb. zu Berlin 1654, verdient als deutscher Dichter und als Hersteller eines richtigen Geschmacks eine dankbare Erwähnung. Er genoß in seinem Vaterlande und zu Leyden den besten Unterricht. Als Geschäftsmann wurde er in auswärtigen Angelegenheiten unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm und dessen Nachfolger gebraucht, und erhielt die Stelle eines wirklichen geheimen Raths. Jene mit Reisen verbundenen Geschäfte, welche ihn mit dem Auslande bekannt machten, hatten einen nicht zu verkennenden Einfluß auf seine Bildung und seinen Geschmack; er lernte dadurch die vorzüglichsten Gelehrten, die besten Dichter kennen, erhielt zugleich in dem beständigen Umgange mit Personen aus allen Ständen eine gewisse Geschmeidigkeit und Feinheit der Beurtheilungskraft, und so brachte er es bei seinen vorzüglichen Talenten auch zu einem bedeutenden Grade in der Dichtkunst, obgleich er weder eine so reiche Einbildungskraft, noch einen so glänzenden Witz besaß, als die Muster, die er nachzubilden strebte. Reinheit und Richtigkeit der Sprache und Harmonie, verbunden mit Leichtigkeit und Grazie im Versbau, sind die Hauptverdienste seiner Gedichte, unter welchen ohne Zweifel seine Satiren, für die er wohl hauptsächlich sich Boileau zum Muster wählte, den ersten Platz behaupten. Hier legt der Dichter eine Menge brauchbarer Erfahrungen und einen Schatz von Lebensweisheit nieder, wiewohl auch hier eine unschmackhafte Weitschweifigkeit im Styl den Inhalt verwässert. Er starb 1699 in seinem 45. Jahre, und erst nach seinem Tode kamen seine poetischen Arbeiten heraus.

Cannä, ein Flecken in Apulia Daunia in Italien, welcher durch den berühmten Sieg Hannibals über die Römer verewigt worden ist. Schon zu Strabo's Zeiten lag er in Ruinen. Er liegt an den Ufern des Ausidus, jetzt Ofanto.

Cannibalen, Cannibaleninseln, s. Caraiben.

Canneliren heißt in der Baukunst aushöhlen oder auskehlen. — Cannelirt, gereift, mit Reifen versehen, z. B. cannelirte Säulen. — Cannelirung, Hohlkehlung, ringenförmige Vertiefung.

Canning (Georg), einer der ausgezeichnetsten engl. Staatsmänner unserer Zeit, britt. Staats- und Cabinetsminister für die ostindischen Angelegenheiten und Parlamentsglied, aus einer ursprünglich irländischen Familie, wurde 1770 in London geboren. Er studirte in Eton und Oxford. Schon in Eton gab er mit den beiden Brüdern J. und R. Smith und mit Frere die Zeitschrift Microcosmus heraus, die sich sehr bemerkbar machte. In Cambridge veranlaßte er mit Frere und Ellis 1792 den nicht minder bekannt gewordenen Anti-Jacobin oder den wöchentlichen Untersucher (the weekly Examiner). Er wollte sich nach seinen Universitätsjahren den Rechten widmen, aber die Politik zog ihn bald ganz in ihre Interessen. Er wurde schon im nächsten J. 1793 Parlamentsmitglied für Newport auf der Insel Wight und 1796 bereits Unter-Staatssecretär. Er war in dieser Zeit eine der Hauptstützen der Pittischen Administration. Als Pitt, um den Frieden von Amiens, — einen politischen Versuch über die Möglichkeit eines Friedens mit Napoleon — möglich zu machen, sich vom Staatsruder entfernte, trat auch Canning zurück. Nach dem Bruche des Friedens von Amiens aber, als Pitt wieder die höchste Leitung der Staatsangelegenheiten übernahm, erhielt Canning ebenfalls einen bedeutenden Posten in der Administration. Mit Pitts Tode (23 Jan. 1806) ging Cannings Einfluß wieder verloren. Fox wurde erster Minister und Canning trat in die neue Opposition. Als Perceval an Fox's Stelle kam, wurde Canning 1807 wieder Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Wegen der verunglückten Expedition auf Walchern im J. 1809 aber veruneinigten sich beide Freunde bis zu dem Puncte, daß sie sich zum Zweikampf forderten, in welchem Canning leicht verwundet wurde. Er trat jetzt aus dem Ministerium, ohne im Parlament entschieden zur Opposition überzugehen. Ihm widerfuhr dagegen 1812 die große Ehre, von Liverpool zum Parlamentsmitgliede erwählt zu werden. Im J. 1813 wurde ihm der unbedeutende Gesandtschaftsposten in Lissabon übertragen, worüber er viel von dem Muthwillen der Londner Blätter und Caricaturen leiden mußte. Er behielt ihn aber nicht lange, sondern kam 1817 wieder in das Ministerium; auch ward er von Liverpool zum Parlamentsgliede erwählt. Im J. 1819 und 1820 reiste er nach Italien, um gegen die Königin Beweismittel zu sammeln. Schon im J. 1800 hatte er die Tochter des bekannten General Scott geheirathet, die ihm ein großes Vermögen zubrachte. Als Parlamentsredner behauptet Canning einen ausgezeichneten Rang. Er besitzt ein nicht gewöhnliches Maß von Scharfsinn, eine bewundernswürdige Fertigkeit im Argumentiren, einen unerschöpflichen Reichthum an sinnreichen Wendungen, eine große Gewandtheit in der Sprache. Die Streiche seines Witzes verfehlen ihres Gegenstandes nicht, und keine Blöße seines Gegners entgeht seinem geübten Auge. Aber Burke, Pitt und Fox waren ihm dennoch überlegen. Er begeistert und überwältigt nicht wie Burke; er imponirt und zermalmt nicht wie Pitt; er reißt nicht mit sich fort wie Fox.

Cano (Alonzo oder Alexis), einer der größten Künstler Spaniens; zugleich Mahler, Bildhauer und Architekt, so daß die Mannichfaltigkeit seiner Talente, und besonders ihr Umfang ihn zum Michel Angelo Spaniens machen, mit dem er in Hinsicht auf den Charakter viel Aehnlichkeit hatte. Er war 1608 zu Granada geboren. Sein Vater, Michel Cano, ein Architekt, gab ihm den ersten Unterricht in seiner Kunst. Angezogen durch den Reiz der Mahlerei studirte der junge Cano zu Sevilla unter dem geschätzten, auch

als Schriftsteller bekannten Mahler Pacheco, vervollkommnete sich in der Schule von Juan del Castillo oder Herrera, übte sich zugleich in der Bildhauerei, und machte sich dann zuerst durch drei Statuen von natürlicher Größe, eine Maria mit dem Christuskinde, einen St. Petrus und einen St Paulus, für die große Kirche von Lebrija, bekannt. Er war erst 24 Jahre alt, als er in die Reihe der großen Künstler trat. Im J. 1638 ernannte ihn der König zu seinem Hofmahler und ertheilte ihm den ersten Platz unter den Künstlern, welche dem Prinzen Don Balthasar Carlos von Oesterreich Unterricht ertheilten. Sein Ruf verschaffte ihm viele Arbeiten. Als Architekt machte er die Pläne zu mehreren Palästen, Stadtthoren, einem Triumphbogen u. s. w. Als Mahler führte er mehrere berühmte Gemählde aus. Er war jetzt auf dem Gipfel seines Ruhms, als ein schreckliches Ereigniß eine Menge von Unglücksfällen für ihn herbeizog. Er fand, als er einst in seine Wohnung trat, seine Gattin ermordet und sein Haus beraubt. Ein italienischer Bedienter, auf den der nächste Verdacht fiel, konnte nicht erlangt werden. Die Richter entdeckten bei ihrer Nachforschung, daß Cano auf diesen Italiener eifersüchtig gewesen sei und mit einer andern Frau ein Verständniß gehabt habe. Sie sprachen den entflohenen Liebhaber frei und verurtheilten den Gatten. Dies nöthigte Cano, Madrid zu verlassen. Er verbreitete das Gerücht, nach Portugal entflohen zu sein, und ging nach Valencia, wo er, als seine Kunst ihn verrathen hatte, in einem Cartheuserkloster Zuflucht fand. Er trat aber bald aus seiner Verborgenheit heraus, und war so unvorsichtig, sogar nach Madrid zurückzukehren. Auch hier hielt er sich zuerst verborgen, ward aber bald des Zwangs müde, und ließ sich verhaften, indem er sagte: Excellens in arte non debet mori. Er ward auf die Folter gebracht, erhielt jedoch als ein Zeichen der Achtung für sein Talent die Vergünstigung, daß die Henker seinen rechten Arm verschonten. Standhaft ertrug er die Martern, ohne ein Wort auszustoßen, auf welches man ihn hätte verrathen können. Der König, dem davon Nachricht gegeben wurde, nahm ihn wieder in seine Gunst auf, und ernannte ihn, da er Priester geworden war, zum Racionero (Residenten) von Granada. Cano führte als solcher ein frommes und musterhaftes Leben und starb im J. 1676. Als eine Eigenthümlichkeit verdient seine unbegrenzte Abneigung gegen die Juden, deren Berührung und Nähe er selbst nicht ertragen konnte, angeführt zu werden. Er weigerte sich auf dem Sterbebette, das Abendmahl von einem Priester zu nehmen, der es auch bekehrten Juden gegeben hatte.

Canon, eigentlich ein Maß, eine Regel, eine Richtschnur; daher das in dem christlichen Alterthum verfertigte Verzeichniß der biblischen Bücher, und diese Sammlung biblischer Bücher selbst, unter denen diejenigen canonische Bücher heißen, deren göttlichen Ursprung die Kirche anerkennt. Ferner die Gebete, welche der catholische Meßpriester kurz vor, bei und nach der Consecration der Hostie verrichtet. Dieser Meß-Canon, oder diese Meßformel fängt mit den Worten an: Te igitur, clementissime pater, und schließt: omnis honor et gloria per omnia saecula saeculorum, Amen, und wird bis auf: per omnia saecula, mit gedämpfter Stimme gelesen. Canon-Missä sind, unter diesen Gebeten, diejenigen, die sich in der Messe nach dem dreimaligen Sanctus anfangen und mit Pater noster schließen. — In der kritischen Philosophie bedeutet Canon die Wissenschaft vom richtigen Gebrauche des Erkenntnißvermögens. —

In der Arithmetik, Algebra ꝛc heißt Canon eine Formel, die am Ende der Auflösung einer Aufgabe herauskömmt, und die Regel enthält, wonach alle besonderen, unter der allgemeinen Aufgabe begriffenen Exempel ausgerechnet werden müssen. — Canon, (Canonische Fuge, Kreisfuge, ital Fuga di conseguenza, lat. canon perpetuus). Das Wort Canon bedeutete in der Musik der alten Griechen dasjenige, was wir jetzt Monochord nennen (s. d.). Gegenwärtig bedeutet Canon ein solches Tonstück, bei welchem die Stimmen, woraus es besteht, nach einander anfangen, und wobei jede nachfolgende Stimme die vorhergehende ununterbrochen nachahmt. Zuweilen geschieht dies in demselben Tone, zuweilen jedoch höher oder tiefer, als der Ton der Stimme ist, welche anfängt. Ein solcher Gesang kommt nie zu Ende, sondern wird so lange fortgesetzt, als man will, und in diesem Falle heißt er ein unendlicher oder immerwährender Canon (canon infinitus). Zuweilen wird der Satz aber auch mit einem Anhange versehen, vermittelst dessen sich alle Stimmen zu einem gemeinschaftlichen Schlusse neigen, und dann wird er ein endlicher Canon (canon finitus) genannt. Da er zwei-, drei-, vier- oder mehrstimmig sein kann; so bekommt er von der Anzahl der Stimmen den Namen eines zwei-, drei-, vier oder mehrstimmigen Canons. Man pflegt gemeiniglich den Canon nur vermittelst einer einzigen Stimme darzustellen und in derselben durch Zeichen zu bemerken, wo die folgenden Stimmen den Satz anfangen sollen. Bei dem mehrstimmigen Canon werden entweder eben so viele Eintrittszeichen bemerkt, als Stimmen nachfolgen sollen, oder es wird gleich zu Anfange des Canons vermittelst einer Zahl angezeigt, wie viele Stimmen den Canon ausführen sollen, z. B. Canon à 4, Canon à 6 u. s. w. Ein Canon, der auf diese Art nur vermittelst einer einzigen Stimme dargestellt ist, wird ein geschlossener Canon genannt; sind hingegen alle Stimmen desselben entweder besonders ausgeschrieben, oder in Partitur gesetzt, so heißt er ein offener Canon. Wenn in einem ordentlichen Tonstücke einzelne Stellen von dieser Art vorkommen, da nämlich eine Stimme nur eine kurze Stelle einer andern Stimme wiederholt, so gibt man auch bisweilen solchen einzelnen Stellen den Namen Canon, oder nennt sie canonische Nachahmungen. Zuweilen läßt man beim Canon die Eintrittszeichen der nachfolgenden Stimmen, oder auch die Anzeige des Intervalls, in welchem die Nachahmung geschehen soll, ganz weg, um durch das Aufsuchen derselben die Kenntniß anderer Contrapunctisten zu erproben. Wenn dieses geschieht, so nennt man den Satz einen Räthsel-Canon, und das Aufsuchen des Orts, wo die folgenden Stimmen eintreten, oder das Aufsuchen des Intervalls, in welchem die Nachahmung geschehen muß, wird die Auflösung des Canons genannt. Der Canon wird auch so gemacht, daß jede Stimme bei jeder Wiederholung des Satzes denselben um ein gewisses Intervall höher nimmt. Man hat z. B. solche, da das Thema zwölf Mal wiederholt wird, und zwar jedesmal den nächsten halben Ton der Tonleiter seines Grundtons höher, so, daß das Thema durch alle zwölf Töne seiner Tonart durchgeführt wird. Ein solcher Canon wird Canon per tonos oder Cirkel-Canon genannt. Wenn endlich der Canon verschiedener Auflösungen fähig, das heißt, so beschaffen ist, daß er sowohl in verschiedenen Intervallen, als in verschiedenen Arten der Bewegung nachgeahmt, und die Nachahmung bald an dieser, bald an jener Stelle des Satzes angefangen werden kann, so heißt er canon poly-

morphus, oder ein Canon von vielerlei Gestalt. Jeder drei-, vier- oder mehrstimmige Canon wird am besten auf folgende Art vorgetragen. Die erste Stimme singt oder spielt den Canon allein durch, bis sie bei der Wiederholung desselben zum ersten Zeichen kommt. Hier tritt alsdann die zweite Stimme ein und trägt in Gesellschaft der ersten den ganzen Canon erst zweistimmig vor, ehe die dritte Stimme bei der zweiten Wiederholung des Satzes bei dem für sie vorhandenen Zeichen ihren Eintritt beginnt. Auf die nämliche Art verfährt man auch bei dem vier- und mehrstimmigen Canon und erlangt dadurch den Vortheil, daß man den ganzen Satz, immer nur durch eine einzige Stimme vermehrt, hören kann, bevor alle Stimmen desselben sich zusammen vereinigen. Man hat auch seit einiger Zeit angefangen, dem Duette, Terzette u. s. w. zuweilen eine solche Form zu geben, daß, nachdem die eine Singstimme zuerst die Hauptmelodie allein vorgetragen hat, diese Melodie von der folgenden Singstimme unverändert wiederholt wird, wobei sich die vorhergehende Stimme mit derjenigen, welche die Hauptmelodie wiederholt, vermittelst einer Nebenmelodie vereinigt. Ein Singstück von dieser Form wird jetzt ebenfalls mit dem Namen Canon bezeichnet. Canones per diminutionem und Canones per augmentationem sind solche, wenn die nachahmenden Stimmen die Gattung der Noten im Thema ändern, und z. B. aus Vierteln Achtel oder halbe Tacte machen. Bewegen sich jedoch die nachahmenden Stimmen der führenden entgegen, so heißt dies ein Canon in motu contrario. Man hat auch Canons, wo die nachahmende Stimme das Thema rückwärts singt, indem die führende Stimme ordentlich fortschreitet, oder solche, wo eine Stimme ihren Gesang führt, wie er auf dem Papier geschrieben ist, während die zweite denselben vorträgt, wie die Noten liegen würden, wenn man das Papier umkehrte. — Canon, in juristischer und ökonomischer Bedeutung, ist die jährliche Geldabgabe, mit welcher (als Anerkennungszeichen der fortwährenden Oberherrschaft) gemeiniglich Güter, Grundstücke, Häuser, belegt werden, welche von Herrschaften an Unterthanen verkauft werden. Es ist soviel, als: Erbzins, Grundzins, Gült. — Canon ist in Schriftgießereien und Buchdruckereien der Name zweier der größten Schriften, weil ehedem der Meßcanon damit gedruckt wurde. — Endlich heißt, in den Reitschulen, Canon die Biegung vom Knie bis zur Köthe am Vorderbeine des Pferdes; auch ein besonderes Gebiß oder Mundstück am Zaume.

Canonen (Schießröhre), gewöhnlich die Canone, in der Artilleriesprache aber das Canon: ein schweres metallenes, und durch vereinte Kräfte von Menschen und Pferden zu bewegendes Geschütz, welches auf einer Unterlage ruht, und aus welchem eiserne (ehemals auch steinerne und bleierne) Kugeln durch Schießpulver in die Weite getrieben werden. Der ganze innere Raum des Rohrs, d. i. Laufes, heißt die Seele, und derjenige Raum, welcher zwischen der Kugel und den innern Wänden desselben bleibt, der Spielraum. Der hinterste stärkere Theil der Canone heißt die Verstärkung des Bodens und endigt mit einem kugelförmigen Vorsatz, der Traube. Sie, so wie die Delphine, d. i. die Handhaben der schweren Caliber, führen diesen Namen, weil man sie ehemals diesen Dingen ähnlich bildete. Die Oeffnung, durch welche die Flamme in die Seele dringt und die Ladung zündet, wird das Zündloch, und ein kleiner blecherner, jetzt auch hölzerner (neulich vom preuß. Artillerie Lieutenant Baum erfundener) Trichter, welcher das Zündpulver enthält,

und vor dem Schuß in das Zündloch gesteckt wird, die Schlagröhre genannt. Die Unterlagen, welche Laffeten heißen, sind entweder stehende, für die Schiffs-, auch einige Wall-Canonen, oder durch zwei Räder bewegliche, für die Feldstücke. Wenn die Canone gefahren werden soll, wird an die Laffete noch ein zweirädriges Gestell, die Protze oder der Protzwagen genannt, befestigt, und dies heißt aufprotzen. Soll geschossen werden, wird abgeprotzt, d. i. die Protze wieder fortgenommen. Die Ladung, welche in einem ferschenen Beutel eingenäht ist, heißt Cartouche. Das Abfeuern geschieht vermöge der Lunte, d. i. eines um ein Stöckchen gewundenen glimmenden Werchfadens. Auf den meisten englischen Schiffen hat man auch Canonen, die durch ein Schloß losgebrennt werden. Alle die Canone (und jedes Geschütz) betreffenden Geschäft verrichten, heißt das Canon (Geschütz) bedienen. Nach dem Gewichte der daraus geschossenen Kugeln, welche von 3 bis 48 Pfund sind, werden sie Drei-, Vier, 6-, 12-, 18-, 24-, 36-, 42-, 48pfünder genannt. Sie wurden sonst in Carthaunen (s. d. A.), je nachdem sie weniger, und Schlangen, je nachdem sie mehr lang sind, eingetheilt. Acht Fuß lange, achtpfündige Canonen, die jetzt nicht mehr üblich, nennt man Batarden oder Bastarden. Die Länge des Rohrs wird nach dem Caliber (s. d. A.) gemessen und angegeben. Es giebt ferner Mortier-Canonen, woraus man Feuerkugeln, wie aus Wurfgeschütz, werfen kann. Aus den Canonen schießt man auch, wie aus den Haubitzen, häufig Cartätschen. Die Canonen sollen ihren Namen von dem franz. Worte Canne (Rohr) erhalten haben. Vor ihrer Erfindung bediente man sich der Wurfmaschinen, die man von den Arabern kennen lernte und Ingenia genannt haben soll (daher Ingenieur). Die ersten Canonen waren aus Holz verfertigt und mit vielfach zusammengelegter und mit eisernen Reifen wohl befestigter Leinwand umwunden, sich kegelförmig nach vorn zu erweiternd. Nachher erhielten sie die Cylinder- oder Walzenform. Dann setzte man sie aus eisernen Stäben zusammen, und befestigte diese wie ein Böttcher ein Faß, mit eisernen Reifen. Endlich in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts nahm man dazu eine Mischung von Kupfer und Zinn, und dann noch andere Metalle. Solche Metall-Mischung heißt Canonengut, Canonenspeise. Einige machen die Chinesen zu Erfindern der Canonen und sagen, daß man noch jetzt in China Geschütze finde, die 80 Jahre nach Christi Geb. verfertigt worden. Von den Chinesen sollen dann die Saracenen die Kunst, sie zu verfertigen, erlernt; und ein Ueberläufer, Kallinikus aus Heliopolis in Phönicien, sie 670 (676) dem griechischen Kaiser Constantinus Pogonatus bekannt gemacht haben. Nach andern soll Albert der Große, Bischof zu Regensburg († 1280), dann auch ein Deutscher, Berthold Schwarz, der Erfinder des Pulvers sein. Von Letzterem kann man weder bestimmen, wann, noch wo er lebte; Viele halten ihn für eine erdichtete Person. Die gewöhnliche Sage meldet, Schwarz habe sich eben mit chemischen Versuchen beschäftigt, als ein Stein, den er auf einen mit Schwefel, Salpeter und Kohlenstaub angefüllten Mörser gedeckt, durch einen in diesen gefahrenen Funken mit großer Heftigkeit in die Luft geschleudert, und er selbst dadurch sowohl zur Erfindung des Pulvers, als auch des groben Geschützes veranlaßt worden sei. Im J. 1378, ja schon im Kriege der Engländer und Franzosen 1346 sollen die Bombarden oder Donnerbüchsen im Gebrauche gewesen sein. Aus allen

diesen widersprechenden Nachrichten erhellet, daß die wahre Zeit der Erfindung der Canonen bisher noch nicht hat ausgemittelt werden können; gewiß ist indeß, daß ihr wirklicher Gebrauch ungefähr in die Mitte des 14. Jahrhunderts fällt. Im J. 1370 schossen die Augsburger bereits aus gegossenen Canonen. Zu Anfange des 15. Jahrhunderts waren fast alle Länder Europas, Rußland ausgenommen, wo man erst 1475 Canonen gießen lernte, damit versehen. Die ledernen Canonen, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege, zwischen 1620 und 1632 erfanden und gebrauchten, waren von starkem, zusammengerolltem und fest zusammengenähtem Leder, das inwendig mit einer hölzernen oder auch kupfernen Röhre gefüttert und von außen mit eisernen Ringen befestigt war. Die Kunst, mit glühenden Kugeln aus Canonen zu schießen, erfand der churbrandenburgische Generalmajor Weiler. Zu Anfange des 16. Jahrhunderts erfand der Schweizer Mariz die Kunst, Canonen aus dem Ganzen zu gießen, und so auszubohren, daß der Kern als ein ganzes Stück herausgenommen wird. Die Geschwindstücke, welche man von hinten lud, und dann die Ladung mit einem Keil verschloß, wurden durch Daniel Specle (st. 1589) und Uffanus eingeführt. Carl Millon erfand eine Art aerisch-pneumatischer Canonen, 2 Fuß lang, 3 Zoll Durchmesser im dicksten Theile, 12 Linien Caliber, die mit entzündbarer Luft geladen und mit einer Kleistischen Flasche oder einem Stückchen Katzenfell abgeschossen wird, und in einer Minute 12 Schüsse thut. Sie steht auf einem Gestelle von Glas, und kann nach allen Gegenden gerichtet werden. Im J. 1740 verfertigte man zu Petersburg Canonen von Eis, und schoß Kugeln von mehreren Pfunden daraus, ohne daß sie dadurch beschädigt wurden. Ein Ungenannter hat in dem Mars, einer allgem. Zeit. f. Mil. Pers. Berl. 1805. B. 2. Heft 1. S. 81 — 86. schwimmende Canonen in Vorschlag gebracht; Alles dieses gehört unter die militärischen Spielereien. Canonenkeller, soviel als Casematten (s. d. A.). Canonenschlag ist ein viereckiges pappernes, mit geleimtem Bindfaden stark umwundenes Kästchen, das bei Lustfeuerwerken und bei andern Gelegenheiten, den Knall eines Canonenschusses nachahmen soll. Canonenuhr ist eine von einem gewissen Rousseau erfundene, und in den Gärten des Palais Royal und des Palais Luxemburg in Paris angebrachte Vorrichtung vermöge welcher in dem Augenblick, wo die Sonne culminirt, eine Canone abgefeuert wird. Dies geschieht vermittelst eines Brennglases, das über dem Zündloch der Canone so angebracht ist, daß die Sonnenstrahlen gerade im Augenblicke der Culmination concentrirt auf das Zündkraut fallen. Das Brennglas wird zu diesem Zwecke monatlich gestellt.

Canonicus, s. Stift.

Canzair ist der eigentliche Kunstname der mathematischen Klanglehre, oder derjenigen Wissenschaft, in welcher die Töne als Größen betrachtet und mit einander verglichen werden, oder sie ist die Eintheilungslehre der Klänge nach ihrem äußern Maße und Verhältnisse. Den ersten Grund zu dieser Wissenschaft legte Pythagoras. (S. Geschichte der Musik.)

Canonische Bücher, s. Apokryphische Bücher und Canon.

Canonisation hat zuerst Alexander III. die Heiligsprechung genannt, da er sie 1170 für ein ausschließliches Vorrecht des päpstlichen Stuhles erklärte. Dieser Act ist einer der feierlichsten in der

römischen Kirche. Der Papst läßt eine förmliche Untersuchung über die Würdigkeit des zur Canonisation empfohlenen Verstorbenen anstellen, wobei sein Lebenswandel und die Aechtheit der ihm zugeschriebenen Wunder geprüft, und, um auch dem Erbfeind alles Guten nichts zu vergeben, ein sogenannter Teufelsadvocat zugelassen wird, der die Frömmigkeit des gefeierten Todten auf alle Weise verdächtig machen darf, aber seinen Proceß natürlich allemal verliert. Hierauf spricht der Papst den würdig Befundenen vorher zunächst selig (s. Beatification); die eigentliche Heiligsprechung erfolgt aber, theils um neue Beweise der Würdigkeit des Heiligen, z. B. Wunder durch seine Reliquien, zu sammeln, theils auch, weil die großen Kosten dieses Actes von der darauf zutragenden Commun nicht allemal gleich aufgebracht werden können, und wegen anderer geheimen Ursachen der Abgunst des regierenden Papstes gegen diese Commun, gewöhnlich erst viele Jahre später, und dann wird ein Tag, meistens der Todestag des neuen Heiligen, zu seiner Verehrung angesetzt, sein Name in den Canon oder die Litanei der Heiligen in der Messe (daher Canonisation) aufgenommen, Kirchen und Altäre werden ihm geweiht, und die Reste seines Körpers als heilige Reliquien aufbewahrt. Das letzte Beispiel einer Canonisation wurde 1803 gegeben. Vergl. d. Art. Heilige. E.

Canonisches oder Kirchenrecht heißt im weitern Sinne der Inbegriff der Gesetze, welche die christliche Kirche angehen; im engern die in dem Corpus Juris Canonici enthaltenen Gesetze. Dieses letztere besteht aus der Sammlung von alten Canons, Kirchenordnungen, Schlüssen der Concilien, Verordnungen der Päpste und Aufsätzen der Kirchenväter. Man darf jedoch nicht glauben, daß dieses Recht, welches sich auch auf bürgerliche Materien erstreckt, ein reines Recht sei; vielmehr ist vieles aus dem römischen und deutschen Rechte in dasselbe übergegangen. Es ist theils ausdrücklich, theils stillschweigend, wie das römische, als ein deutsches Hülfsrecht angenommen worden. In den ersten Jahrhunderten nach der Einführung des Christenthums waren die Diener der Kirche der weltlichen Gerichtsbarkeit und den bürgerlichen Gesetzen unterworfen, mithin hatte man damals noch kein Kirchenrecht im heutigen Sinne. Da aber späterhin das Ansehen der Geistlichkeit ungemein zunahm, und dieselbe anfing, einen Staat im Staate zu bilden, so war man sehr sorgfältig darauf bedacht, die Schlüsse der ältern Kirchenversammlungen zusammenzutragen, um sich ihrer als einer gesetzlichen Quelle zu bedienen, auf die man sich nöthigenfalls zum Beweise seines Ansehns berufen konnte. Besonders sorgten die Päpste für die Erhaltung der Verordnungen ihrer Vorfahren, die ihnen in Begründung der Hierarchie so trefflich vorgearbeitet hatten; und so entstand nach und nach das sogenannte canonische Recht, von dem man mehrere Sammlungen kennt. Diejenige, welche noch jetzt in catholischen Ländern die vorzüglichste Entscheidungsquelle für kirchliche Angelegenheiten ist, und selbst bei den Protestanten in vielen Fällen noch zu Rathe gezogen wird, wurde in den finstern Zeiten des Mittelalters, im 12. bis 14. Jahrhunderte in Italien zusammengetragen. Sie hat mehrere Theile, worunter sich besonders zwei auszeichnen, nämlich das sogenannte Decret des Gratian, d. h. eine Sammlung von kirchlichen Gesetzen, welche der Mönch Gratian aus Conciliumschlüssen und andern ältern Werken entlehnte, und 1151 zu Bologna bekannt machte; und die Decretalen, oder die gesammelten Verordnungen der römischen Päpste. Canonisten,

werden die Lehrer und Bearbeiter dieses Kirchenrechts genannt. (S. Decretalen.)

Canova (Ritter Antonio), ist der dritte Bildhauer, der in neuerer Zeit eine Epoche für seine Kunst gründete. Michel Angelo Buonarotti war der erste, Bernini, der zweite. Canova kann als Wiedererwecker des reinen Schönheitssinnes und des lieblich reizenden Styls anerkannt werden, so wie als Stifter einer neuen Schule in Ansehung der weichen, zarten Ausführung und vortrefflichen Behandlung des Marmors. Canova wurde in Possagno, einem zum Kirchensprengel von Treviği gehörigen Dorfe des Nobile Falieri, im J. 1757 geboren. Schon früher äusserte sich die künstlerische Neigung des Knaben zum Modelliren; in seinem 12. Jahre formte er, bei Gelegenheit eines glänzenden Gastmahles, welches der Nobile Falieri gab, in dessen Küche einen Löwen von Butter zum Aufsatz für die Tafel. Doppelt merkwürdig bleibt dies, da der große Künstler immer eine Vorliebe für Löwen behielt und sie besonders meisterhaft bildete, und da sein entschiedener Sinn für das Weiche und Mürbe ihn zu der Wahl jenes ersten Stoffes geleitet zu haben scheint. Die Edlen Falieri, Vater und Sohn, nahmen sich, durch diesen Vorfall erweckt, seiner an, und thaten ihn zu einem Bildhauer in Bassano in die Lehre, wo er sich handwerksmäßig übte. Die erste eigene Arbeit Canova's in seinem 17. Jahre war eine Eurydice in weichem Marmor in halber Lebensgröße. Er wurde nun auf die Kunstakademie nach Venedig geschickt, wo sein eigentliches Kunststudium erst begann. Er gewann mehrere Preise, und verfertigte eine Gruppe von Apoll und Daphne, einen Aeseulap, einen Orpheus und einen jungen, die Schlangen erwürgenden Herkules. Diese Uebungsstücke erregten Erwartungen, die er später weit übertraf. Die erste Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, war die Statue des Marchese Poleni, in Lebensgröße, für Padua. Im 25. Jahre vollendete er die Gruppe Dädalus und Ikarus in Lebensgröße in carrarischem Marmor; sie ist merkwürdig als ein Denkmahl so früher Jugendzeit, aber sie hat noch keine Spur von Form und Styl, und ist dürftig treue Nachbildung gemeiner Natur. Indeß beschloß der Senat von Venedig, ihn mit einem Jahrgehalt von 300 Ducati nach Rom zu senden, wohin er Ende 1779 mit dem venetianischen Gesandten Zuliani abreisete. Hier begann eine neue Epoche seines Studiums. Die erste Frucht derselben war ein Apollo, der sich eine Lorbeerkrone aufsetzt, drei Palmen hoch in Marmor; er ist noch schwach und charakterlos, doch verließ der Künstler dabei schon die Nachahmung der gemeinen Modellnatur, und diese Statue ist als sein Uebergang zum Idealischen zu betrachten. Eine Gruppe in Lebensgröße, Theseus auf den erschlagenen Minotaur sitzend, war das erste große Werk, womit sich Canova 1783 in Rom bekannt machte. Es gehört jetzt noch zu den vorzüglichsten seiner Werke. Theseus hat Heldencharakter und die Formen zeigen Studium und Styl der Antike. Es wurde mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und Graf Fries in Wien kaufte es. 1783 wurde Canova die Verfertigung eines Monumentes für den Papst Clemens XIV. Ganganelli, in der Kirche degli Apostoli aufgetragen. Er blieb bei dem Herkömmlichen und verbesserte nur den durch Bernini's Schule ganz gesunkenen Geschmack. Das Monument bildet eine Pyramidengruppe, die Mäßigung und die Sanftmuth trauern am Sarkophag des Papstes, der über demselben in sitzender Stellung segnend abgebildet ist. Canova bildete zunächst eine Gruppe

von Amor und Psyche, worin er zuerst seinen ganz eigenen Weg betrat, der sich entschieden zum Reizenden und Lieblichen neigt. Die Gestalten sind ungemein zart und anmuthig, doch sucht man vergebens eine Ansicht, von wo man beide Physiognomien zugleich erblicken könnte; überdies ragen Amors Flügel auf eine mißfällige Art über die, zu viele Durchsichten darbietende, Gruppe hervor. Das Porträt des jungen Prinzen Czartorisky als Liebesgott fällt in diese Zeit. Ein zweites öffentliches Monument wurde Canova von seinem Gönner, dem Prinzen Rezzonico, aufgetragen, nämlich das Grabmahl des Papstes Clemens XIII. in der Peterskirche. Seit 1792 ist es daselbst aufgestellt, und zeichnet sich durch colossale Größe und einfachen Styl aus. Raphael Morghen lieferte einen schönen Kupferstich von diesem Monument. Der Figur der Religion wirft man etwas geistlos Starres vor, die langen Strahlen, das ungeheure Kreuz und die kleinlichen Falten des Untergewandes geben ihr ein geschmackloses Ansehen; der Genius hat mehr schmeichelnden Reiz, als tiefe Bedeutung. Doch nahm der Ruhm des Künstlers immer zu. Er errichtete in des venetianischen Gesandten Palast eine Schule zum Besten der jungen Venetianer. Seine nächsten Arbeiten waren ein stehender geflügelter Amor; eine Wiederholung der Gruppe Amor und Psyche; eine stehende Gruppe, Venus und Adonis, wo der Adon besonders schön ist, für den Marchese Berio in Neapel; ein Denkmahl des venetianischen Admirals und Ritters Emo, für die Republik Venedig; dies ist eine Zusammensetzung von runder und erhobener Arbeit. Ferner bildete Canova eine sehr liebliche Psyche, stehend, halb bekleidet, mit den Fingern der Rechten einen Schmetterling an den Flügeln haltend auf der offenen linken Hand, und ihn mit ruhig heiterer Miene betrachtend. Außerdem bildete Canova in dieser Zeit viele Basreliefs, meist Scenen aus dem Leben des Sokrates, aus dem Homer und der alten Fabel und Geschichte. Nur eines, das vorzüglichste derselben, die Stadt Padua als weibliche Figur in sitzender Stellung, führte Canova in Marmor aus. Diese Basreliefs gehören indeß nicht zu seinen besten Werken. Eine büßende Magdalena in natürlicher Größe gehört zu den Marmorwerken, in denen der Künstler das Verschmolzene und Mürbe am weitesten getrieben hat. Der erschlaffende Affect der Reue ist sprechend ausgedrückt. Fröhlichere Empfindungen weckt das liebliche Bild einer Hebe. Hier ist der Künstler in seiner Sphäre des Gefälligen und Reizenden. In leichter lebendiger Bewegung schwebt die holde Jugendgöttin auf einer Wolke; mit aufgehobener Rechten gießt sie aus einem Gefäß Nektar in eine Schale, die sie in der Linken hält. Beide Gefäße, so wie Hebens Stirnbinde und der Saum ihres Gürtels sind vergoldet; unser Künstler liebt die Verschiedenheit des Stoffes und strebt oft darnach mit dem Marmor zu mahlen. Er wiederholte diese und die vorigen Statuen. Jetzt wünschte er sein Talent im Tragischen zu versuchen, und bildete den rasenden Herkules, der den Lichas ins Meer schleudert. Die Gruppe ist colossal und der Herkules noch etwas größer, als der farnesische, macht aber einen widrigen mit Schönheit unverträglichen Eindruck, welcher beweist, daß diese Gattung nicht zum Beruf unsers Künstlers gehört. Weit gelungener ist Canova's Darstellung der beiden Faustkämpfer, Kreugas und Damoxenos. Eine stehende Gruppe des Amor und der Psyche, welche auch öfter wiederholt ist, wurde Canova's Triumph. Der Psyche mit dem Schmetterling ist hier ein Amor zugesellt, und beide sind zu der reizendsten Gruppe verbunden. Ein

Palamedes wurde später von Canova in Marmor ausgeführt, doch der ausgetretene Tiberstrom, der im Winter 1805 in des Künstlers Werkstatt drang, machte die Breter, auf denen diese Statue stand, unbemerkt mürbe, und sie stürzte dadurch um und zertrümmerte. In den Jahren 1796 und 97 verfertigte Canova das Modell zu dem berühmten Monument für die verstorbene Erzherzogin Christina von Oesterreich, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, welches im J. 1805 von dem Künstler selbst in der Augustinerkirche in Wien aufgestellt wurde. Dies herrliche Werk ist oft ausführlich beschrieben worden. Die Erfindung desselben ist originell und zum erstenmal wagte es hier der große Künstler, die Bahn des Herkömmlichen bei solchen Denkmahlen zu verlassen. Früher schon hatte Canova eine ähnliche Idee in einer Zeichnung entworfen, weil er die Aussicht hatte, ein Monument für Tizian auf Kosten der Republik Venedig zu verfertigen. Dieser Entwurf zeigt ebenfalls eine Pyramide, in deren Mitte sich der Eingang der Gruft öffnet; der Genius der Kunst trägt die Urne mit der Asche des großen Künstlers in die Gruft, die drei Schwesterkünste: Mahlerei, Plastik und Baukunst, folgen ihm; auf dem Architrav des Eingangs sollte das einzige Wort: Titiano, stehen. Die Kriegsstürme hinderten die Ausführung dieser Idee, einer der schönsten, klarsten und einfachsten in dieser Art. Nicht lange nach der großen Arbeit jenes, aus acht runden und drei erhobenen Figuren bestehenden, Monuments, gegen Ende des Jahres 1797, bildete Canova das colossale Modell zu einer Statue des Königs von Neapel, einer seiner schönsten Arbeiten. Er war bei der ausbrechenden Revolution in großer Gefahr, dem bilderstürmenden Jacobinismus zu erliegen, doch die lieblichen Psychen, Heben und Amore sänftigten die rohe Volkswuth, sie allein schützte damals ihres Meisters Werkstatt, und der königliche Coloß verborg sich in einem der hintern Studiensäle. Diese Statue, die 15 Palmen Höhe hat, wurde 1803 in Marmor ausgeführt. Während der Revolution, in den Jahren 1798 und 99, verließ Canova Rom und begleitete den Senator Prinzen Rezzonico auf einer Reise durch Deutschland. Nach seiner Rückkehr nach Italien hielt sich der edle Künstler einige Zeit im Venetianischen auf, und mahlte für die Kirche seines Geburtsorts Possagno ein Altarblatt, auf welchem der todte Christ, die Marien, Nicodemus und Joseph, und oben Gott Vater in einer Glorie, abgebildet sind. Nach seiner Ankunft in Rom verfertigte er seinen Perseus mit dem Haupte der Meduſa, der während der Zeit, wo der Apollo vom Belvedere aus Italien entführt war, auf dessen Platz und Fußgestell im Cortile di Belvedere des Museo Pio-Clementino stand. Diese Statue erhöhte und verbreitete Canova's Ruhm mehr, als alle vorhergehende Werke. Dieser Perseus ist ohne Einheit und bestimmten Charakter, eine Nachahmung des Apollo ohne tiefere Bedeutung; man glaubt nicht eine, sondern viele Statuen gesehen zu haben, wenn man ihn verläßt. Aber von ungemeiner Schönheit sind alle einzelnen Theile desselben, in den Formen sowohl als in der ganz meisterhaften zarten Bearbeitung. Dieser magische Reiz der Vollendung in dem blendend reinen Stoff fesselt Augen und Sinne, und läßt die strengeren Kunstforderungen von vielen vergessen. Weit weniger gelungen ist der in gleicher Größe gearbeitete Mars pacifer. Im J. 1802 wurde Canova vom Papst Pius VII. durch ein Diplom zum Oberaufseher aller römischen Kunstsachen und aller Kunstunternehmungen im ganzen Kirchenstaate ernannt, und zum Ritter des goldenen Spornes

erhoben. In demselben Jahre wurde er von Buonaparte nach Paris berufen, um das Modell zu einer colossalen Bildsäule desselben zu machen. Im Anfange des Jahres 1803 sah man das Modell dieser Büste, und später auch das der colossalen Statue in der Werkstatt des Künstlers. Es ist unmöglich, ein Porträt charakteristischer aufzufassen, und es zugleich reiner im antiken Heidensinn zu idealisiren. Es ist in einem wahrhaft großen und edlen Styl behandelt, auch der Wurf der Haare ist vortrefflich. Es gibt in dieser Art nichts Gelungeneres, als diese Büste. Die Figur dieser Colossalstatue ist bei weitem nicht so trefflich. Der Prinz-Regent hat sie seit der Zeit dem Herzog von Wellington geschenkt. Die Statue der Madame Lätitia Buonaparte erstand 1819 in Paris der Herzog von Devonshire für 36,000 Francs. Spätere Werke des fleißigen Künstlers sind: eine Copie der Mediceischen Venus, eine dem Bad entsteigende Venus, eine Porträtstatue, halb nackt auf dem Ruhebett liegend, die Büste Pauft Pius VII., die Büste Kaisers Franz II., ein Monument für den verstorbenen Kupferstecher Volpato, die colossale Gruppe des Thejeus, der den Centauren erlegt, welche die frühern Werke im Heldencharakter weit übertrifft; Alfieri's Monument, für die Gräfin Stolberg in Florenz und daselbst aufgestellt, woran man die weinende Italia eine Colossalstatue in Marmor, besonders bewundert; die aus dem Bade steigenden Charitinnen; das Monument der Gräfin S. Croce, ein großes Basrelief in Marmor; eine Venus, eine Tänzerin, mit fast durchsichtigem Gewand, die Porträtstatue der Gemahlin Lucian Buonaparte's, mit der Lyra im Arm dargestellt, eine große, schön bekleidete Marmorstatue; ein colossaler Hektor ein ruhender Paris, eine Muse für Somariva's Privatcabinet in Mailand, über Lebensgröße, ein Modell zu einem colossalen Ajax, und das Modell einer sitzenden, mit reichem Gewand umgebenen Statue der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich. Nach Napoleons zweitem Sturze (1815) reclamirte Canova, im Auftrage des Papstes, die aus Rom entführten Kunstwerke, ging dann nach London, und kam 1816 nach Rom zurück, wo Pius VII. durch Eintragung seines Namens in das goldene Buch des Capitols und ein ihm eingehändigtes Sendschreiben ihn für „hochverdient um die Stadt Rom" erklärte, und ihn zum Marchese von Ischia mit 3000 Scudi jährlichen Einkommens ernannte. In der Art, wie Canova den Marmor behandelt, ist ein besonderes Streben sichtbar, den materiellen Reiz des weichsten Schmelzes hervorzubringen. Nicht zufrieden, der Oberfläche des Marmors durch Feile und Bimstein die zarteste Bestimmtheit und eine milde, matte Politur gegeben zu haben, hat er eine ins Gelbliche spielende Beize erfunden, die aus Ofenruß zubereitet ist, und welche er nach der letzten, glänzenden Politur aufträgt, um das blendende Weiß des Marmors zu brechen, und demselben das Weiche, Mürbe des Elfenbeines oder Wachses zu geben. Dies Verblasene ist für Dilettanten anziehender, als für echte Kenner. Canova pflegt die Modelle seiner Erfindungen zuerst klein in Wachs zu verfertigen, dann in Thon von derselben Größe, die das Werk haben soll; das Uebertragen des in Gyps abgeformten Modells auf den Marmor, so wie das Ausbauen des Bildes aus dem Groben, überläßt er geschickten Arbeitern bis auf den Punct, wo er selbst wieder die vollendende Hand anlegt. Er hat dabei die sehr zu empfehlende Gewohnheit, sich während der sorgfältigen Bearbeitung seiner Bilder, die oft Monate dauert, die Schritten der Alten vorlesen zu lassen. Als Künstler kann man Canova wohl am treffendsten mit Mengs ver-

gleichen. Beide waren Erwecker ihrer Kunst aus der Ohnmacht, worein sie durch verdorbenen Geschmack gesunken war; beide wurden von gleichem Streben beseelt, nur ist das Talent des italienischen Bildners ergiebiger, geschmeidiger und fühlender. Als Mensch ist Canova unaussprechlich achtungs- und liebenswerth. Er ist rastlos thätig, offen, mild, gefällig und gütig gegen jedermann, er kennt weder Künstlerstolz noch Mißgunst, sein Selbstgefühl ist höchst bescheiden, ungeachtet seines über ganz Europa verbreiteten Ruhms; er ist nicht allein völlig uneigennützig, sondern auch von der edelsten Wohlthätigkeit beseelt, er unterstützt alle jungen Kunsttalente kräftig, und setzt Preise aus, um die Künstler aufzumuntern; kurz, sein sittlicher Charakter ist so trefflich, daß selbst unter seinen vielen Neidern über seinen Werth als Mensch nur noch Eine Stimme ist! Seine jetzige neueste Arbeit ist eine große Gruppe, deren Hauptfigur die Religion als Siegerin darstellt; sie soll als Denkmahl der neuesten Zeitereignisse in Rom aufgestellt werden, auf Kosten einer in England dazu gemachten Subscription. Canova ist auch sehr lieblicher Mahler, aber seltsam genug, mehr trefflicher Colorist, als strenger Zeichner. Kürzlich beschäftigten ihn das Monument des Cardinals von York, das Monument Pius VI. und die Statue von Washington. WI.

Canstein (Carl Hildebrand von), der berühmte Stifter der nach ihm benannten Bibelanstalt, war 1667 zu Lindenberg geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder, ward Page des Churfürsten von Brandenburg, und diente als Volontär in den Niederlanden, als ihn zu Brüssel eine gefährliche Krankheit befiel, welche ihn nöthigte, den Kriegsdienst zu verlassen. Er begab sich nach Halle, wo er in vertrauten Umgang mit Spener trat und sein Leben einer frommen Thätigkeit widmete. Der Wunsch, seine religiösen Gesinnungen unter der ärmern Classe zu verbreiten, führte ihn auf den Gedanken, die Bibel mit stehenden Lettern zu drucken. Er eröffnete dafür eine Subscription, und legte Hand ans Werk. So entstand jene berühmte Bibelanstalt, von der bei den Frankischen Stiftungen die Rede ist. Canstein hat auch eine Harmonie der vier Evangelien (Halle 1718) und das Leben Speners geschrieben. Er starb zu Halle 1719, und hinterließ dem Waisenhause seine Bibliothek und einen Theil seines Vermögens.

Cantabile (sangbar), wird in mehrfacher Bedeutung gebraucht. Im Allgemeinen bezeichnet es 1. das Faßliche und Zusammenhängende, Leichte und Fließende der Melodie, wodurch sie leichter sangbar wird; 2. die sanfteren Stellen eines Tonstücks im Gegensatze der mehr rauschenden Passagen; einen Satz von langsamer Bewegung, dessen Melodie in hohem Grade sangbar ist. dd.

Cantate (vom ital. cantare, singen) bedeutet in der Musik ein Singstück mit Instrumentalbegleitung, nebst dem ihm zum Grunde liegenden lyrischen Gedichte, in welchem Betrachtungen und Gefühle über einen Gegenstand in verschiedenen abwechselnden Sätzen der musikalischen Darstellung angemessen entwickelt werden. Der Gegenstand ist eine interessante Scene aus der Natur, aus dem menschlichen Leben, aus der Moral, Geschichte oder Religion. Eine Cantate kann daher auch in ihren einzelnen Theilen entweder erzählend, belehrend, betrachtend, oder lyrisch sein, weswegen der Tonsetzer sich aller verschiedenen Arten Gesangstücke (Recitative, Arien, Duetten, Terzetten, Chöre ꝛc.) in derselben bedienen kann. Diejenigen, welche einen geistlichen Stoff haben, werden geistliche

Cantaten genannt. Wird der vornehmste Gegenstand derselben nicht aus der Religion genommen, so heißen sie weltliche Cantaten. Da nun die Cantate keine eigentliche Handlung in sich faßt, wie das Drama, sondern mehr Betrachtung über einen gewissen Gegenstand ist, so folgt daraus, daß sie von keinem allzugroßen Umfange sein müsse. (S. von Mosel über den Umfang der Cantaten und Oratorien ꝛc. im Leipziger Kunstblatte 4. Heft.) Der Dichter soll daher nicht Alles, was sich über seinen Gegenstand sagen läßt, sondern nur das, was im Stande ist, Herz und Verstand zu rühren, darzustellen suchen, wobei das Einfache natürlich dem Verwickelten vorgezogen werden muß. Da, wie schon oben bemerkt worden, die Cantate kein Drama ist, so ist es auch schon unzweckmäßig, wenn der Dichter verschiedene bestimmte Personen in derselben als handelnde einführt; wenigstens erreicht er dadurch den beabsichtigten Endzweck nicht vollkommner, als wenn die Cantate ohne eigentliche Namen und Personen dargestellt wird. Doch geschieht dies bei den Passionscantaten am häufigsten. Werden nun gar etwa allegorische Personen (Göthe's Epimenides von B. A. Weber componirt?) zu Hülfe genommen, so ist es ganz natürlich, daß dadurch der Zweck oft ganz verfehlt und ihre Darstellung frostig wird. Ueberhaupt ist es dem Dichter zu rathen, sich bei der Cantate so viel wie möglich aller moralischen Anmerkungen, Maximen und dergleichen zu enthalten, da sie überall die Wirkung stören, indem sie der Lebhaftigkeit der Empfindungen Einhalt thun und dem Tonsetzer nicht Gelegenheit genug geben, sich kräftig und rührend auszudrücken. Findet der Dichter übrigens nöthig, dem Zuhörer historische Ereignisse darzustellen, so ist ihm anzurathen, daß er dies auf eine wirksamere Art thue, als es durch bloße Erzählungen geschehen dürfte. Er kann nämlich die Sache als sich eben in dem Augenblicke ereignend und so darstellen, als wäre er selbst Zuschauer derselben. So hat es, unter andern, Rolli in der schönen Cantate Aeis und Galathea gethan, bei der Stelle, die sich mit den Worten anfängt: Ma gorgogliar la placida marina già sento. Ueber die Poesie der Cantaten überhaupt siehe Krause von der musikalischen Poesie. Die größern geistlichen Cantaten werden, besonders wenn sie die Leidensgeschichte Jesu vorstellen, Oratorien genannt. Bei letztern hat der Tonsetzer alle diejenigen Regeln zu beobachten, welche wir im Art. Kirchenmusik aufstellen. Als Dichter der Cantaten und Oratorien sind Ramler, Gerstenberg, Riemeyer, Jacobi, Bürde, van Swieten, Meißner (Lob der Musik), als Componisten Händel, Rolle, Wolf, Schuster, Jos. Haydn (Schöpfung, Jahreszeiten), B. A. Weber, C. M. v. Weber (Sieg u. Kampf), A. Romberg ꝛc. zu den vorzüglichsten zu zählen.

Cantemir (Demetrius), Fürst der Moldau, geboren 1673, leitete sein Geschlecht, das sich in der Moldau niedergelassen hatte und zur griechischen Religion bekannte, von Tamerlan her. Er war der gelehrteste Große, den die Türkei je gehabt hat. Die Pforte hatte ihn 1710 zum Hospodar ernannt, und ihm die Befreiung von allem Tribut, so wie die Anwartschaft auf die Wallachei versprochen. Da man aber nicht Wort hielt, trat er mit Peter dem Großen in geheime Unterhandlungen, nach welchem die Moldau ein souveränes, in Cantemirs Familie erbliches Fürstenthum unter russischem Schutz werden sollte. Peter konnte jedoch bei der ungünstigen Wendung des Krieges sein Versprechen nicht erfüllen, und mußte sich begnügen,

ihm persönlichen Schutz zu leihen und ihn zum russischen Reichsfürsten und geheimen Rath zu ernennen. Er hatte großen Antheil an der Errichtung der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, und starb 1723 auf seinen Gütern in der Ukraine. Sein merkwürdigstes Werk, das er selbst lateinisch schrieb, und Nic. Tindal aus der Handschrift ins Englische übersetzt in London 1734 in zwei Foliobänden herausgab, ist seine Geschichte des Wachsthums und des Sinkens des ottomannischen Reichs. Es umfaßt die Jahre 1300 bis 1711. F. L. Schmid hat 1745 eine deutsche Uebersetzung davon geliefert. Demetrius Sohn, Antiochus, geb. 1709, starb 1744, wurde vom russischen Hofe zu verschiedenen wichtigen Gesandtschaften gebraucht, und ist als Gelehrter durch einige Satiren bekannt geworden, die aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt sind.

Canterbury (Anselm, Bischof von), zu Aosta in Piemont 1034 geboren, strebte von Jugend auf dem Klosterleben zu. Da ihn aber seine Aeltern daran verhinderten, verfiel er in Zügellosigkeit und Ausschweifungen, welche ihn endlich nöthigten, seine Heimath und sein Vermögen zu verlassen. Der Ruf des berühmten Lanfranc zog ihn endlich nach Bec in der Normandie, und hier wurde ihm sein früher Wunsch gewährt. 1060 wurde er Mönch, einige Jahre darauf Prior und 1078 Abt desselben Klosters, welches er nun zu einer Pflanzschule gelehrter Geistlichen und Mönche erhob, und dadurch sich noch berühmter als sein Lehrer machte. 1093 folgte er seinem Lehrer auch als Erzbischof von Canterbury in England, welche Stelle er bis an seinen Tod behauptete. Scharfsinn und Frömmigkeit zeichnen seine Schriften auf gleiche Weise aus. Rühmend ist es bei seinem Biographen (Eadmerus de vita Anselmi, in den Ausgaben der Werke des Anselmus von Picard 1612 und Gerberon 1675 und 1721) zu lesen, mit welchem Eifer er nach einer festen religiösen Gesinnung gestrebt, und vorzüglich nach einem gründlichen Beweise für das Dasein Gottes Tag und Nacht gesucht hat. Letztern glaubte er endlich in dem nachher sogenannten ontologischen Beweise gefunden zu haben, dessen Erfinder er genannt wird. Er schloß hier nämlich von dem Begriffe eines höchsten und vollkommensten Wesens auf dessen Existenz. — Ungeachtet der Unzulänglichkeit dieses Beweises, der schon zu Anselms Zeiten in Gaunilo (Mönch zu Marmoutier) einen Gegner fand, ist Anselms Bestreben, eine natürliche Theologie oder Religionsphilosophie zu gründen, für die damalige Zeit sehr wichtig, um so wichtiger, da Anselm von den Gegenständen, welche er beweisen wollte, so fest und innig überzeugt war — ja auch den richtigen Grundsatz aufstellte: Vor allem Philosophiren über Gegenstände der Religion müsse der Glaube selbst feststehen, und die Erkenntniß müsse selbst aus Religion hervorgehen. Ob nun gleich der Einfluß der Kirche und ihrer Lehrer, namentlich des geistesverwandten Augustinus auf seine philosophische Denkweise nicht zu verkennen ist, so gebührt ihm doch der Ruhm, die Grundsätze seiner Religionsphilosophie in bestimmterer dialectischer Form mit Scharfsinn und Leben entwickelt und dadurch zugleich den eigentlichen Grund zur scholastischen Philosophie gelegt zu haben. Er starb im J. 1090 und hinterließ vorzüglich durch seine Schriften de Veritate, de Libertate Arbitrii, durch sein Monologium und Prologium, in welcher letztern Schrift er jenen Beweis aufgestellt hat, einen fortdauernden Ruhm.

Cantharíden, s. Fliege.

Canton, die Hauptstadt der chinesischen Provinz gleiches Namens, sonst auch Quang-tong oder Koanton genannt, liegt unter 23 Gr. 30 Min nördl. Br. und 113 Gr. 20 Min. östl. Länge, an den Ufern des hier sehr breiten Flusses Tahe. Sie ist eine, wegen ihrer Größe, Reichthümer und sehr zahlreichen Bevölkerung merkwürdige Stadt; der einzige See- und Handelsplatz, der den Europäern in China offen steht. Die Angabe der Missionarien, daß die Volksmenge eine Million betrage, ist sehr übertrieben; die Zahl von 75 000 für die Stadt möchte der Wahrheit am nächsten kommen. Der Umfang der ziemlich hohen Stadtmauern beträgt beinahe zwei deutsche Meilen, jedoch ist nur ein Drittheil davon mit Gebäuden, das Uebrige mit Lustgärten und Fischteichen besetzt. Die Umgegend ist äußerst reizend, gegen Morgen hügelicht und gewährt dort eine liebliche Aussicht. Die meisten Häuser haben nur ein Stockwerk, doch sind die der Mandarinen und vornehmeren Kaufleute hoch und gut gebaut. Allenthalben sieht man in der Stadt und den Vorstädten Tempel und Pagoden mit den Bildern der chinesischen Gottheiten. Die sehr volkreichen Straßen sind lang und enge, mit flachen Steinen gepflastert, und in Zwischenräumen mit Triumphbogen geziert. Zu beiden Seiten sieht man Waarenladen und ein fortlaufendes Vordach schützt Fußgänger und Hausbewohner vor den Sonnenstrahlen. Die Zugänge aller Straßen werden Abends mittelst eines Schlagbaumes zugleich mit den Stadtthoren geschlossen. Die hiesigen Kaufleute, welche sich in den gangbarsten europäischen Sprachen mit hinreichender Verständlichkeit ausdrücken, treiben ihren Handel mit Porcellan, lackirten Waaren u. dgl. fast allein mit Europäern. Auch gibt es hier eine von der chinesischen Regierung ernannte Gesellschaft von 12 bis 13 Kaufleuten, der Cohong genannt, ausschließlich bevorrechtet, die Ladungen fremder Schiffe zu kaufen und ihnen ihre Rückfrachten an Thee, grober Seide u. s. w. zu liefern; eine Einrichtung, die zwar den Privathandel beeinträchtigt, dagegen aber die Sicherheit der mit den Mitgliedern dieser Körperschaft handelnden Ausländer außer alle Gefahr stellt, weil jene solidarisch für einander haften. Fuhrwerke gibt es hier nicht, sondern alle Lasten werden von Trägern quer über den Schultern auf Bambusröhren getragen. Alle vornehmeren Einwohner bedienen sich der Sänften. Nie sieht man chinesische und selten tatarische Frauenzimmer auf den Straßen. Die Factoreien der europäischen Nationen, namentlich die holländische, französische, schwedische, dänische und englische, liegen auf dem sehr bequemen und angenehmen Quai am Ufer des Flusses. Hier wohnen die Supercargos der Handelsgesellschaften, beauftragt, die eingeführten Ladungen zum Verkauf auszubieten, Rückfrachten zu besorgen u. s. w. Unter den Mitgliedern der verschiedenen Factoreien herrscht die vollkommenste Einigkeit und ein angenehmer, geselliger Ton. Zunächst der Stadt ist der Fluß mit Böten (angeblich 40,000) bedeckt, welche einen gleichsam in Straßen abgetheilten schwimmenden Wohnort der ärmern Classe der Chinesen tatarischer Abkunft bilden. Mehrere Tausende leben hier familienweise, dürfen nie das Land betreten und nähren sich vom Verdienste, wozu ihnen die lebhafte Schifffahrt auf dem Flusse Gelegenheit gibt. Die hiesigen Fabrikarbeiten werden größtentheils in den Vorstädten getrieben. Kein Europäer darf das Innere der Stadt betreten. Zu Wampo, einem großen bequemen Ankerplatze, drei Meilen von der Stadt, müssen die europäischen Schiffe ausladen, ihre Frachtwaaren auf Lichterschiffen bis an die Factorei bringen

lassen und werden auch auf die nämliche Weise wieder beladen. Zwischen Wampo und der Stadt liegen drei Hoppos oder Zollhäuser, wo Ladungen und Passagiere aufs strengste untersucht werden. In Canton ist es im Sommer sehr heiß, im December Januer und Februar hingegen kalt; übrigens ist der dortige Aufenthalt gesund und angenehm, wozu die Fülle und Wohlfeilheit der Lebensmittel und selbst der Leckereien nicht wenig beiträgt.

Canton heißt überhaupt ein Bezirk. So war im Preußischen jedem Regiment ein Canton angewiesen, aus dem es seine Recruten zog, und cantonpflichtig heißt so viel als militärpflichtig. In demselben Sinne heißt bei der neuen Eintheilung Frankreichs die Unterabtheilung eines Departements Canton (s. Departement). Insbesondere werden die schweizerischen Republiken, sowohl zusammen (les louables Cantons), als auch einzeln, Cantons genannt, jedoch nur bei den Ausländern — Cantonniren heißt in der Militärsprache, wenn die Kriegsvölker zwar aus dem Felde, aber noch nicht in die Winterquartiere gehen, sondern blos in in einzelnen Orten nahe beisammen liegen, um nöthigenfalls sich bald wieder versammeln zu können.

Canut I., König von England und Dänemark, bestieg beide vereinigte Throne im J. 1015. Den Namen des Großen erhielt er wegen seiner Macht, wie Alfred ihn wegen seiner Tugenden erhalten hatte. Die von den Dänen in England begangenen Barbareien hatten ihnen eine noch barbarischere Rache zugezogen. Ethelred II., der zwölfte König aus dem sächsischen Stamme, hatte die Vertilgung dieser Fremdlinge beschlossen, und ließ wirklich an Einem Tage alle Männer, Weiber und Kinder (im J. 1004) niedermetzeln. Der Schwester des damals in Dänemark regierenden Königs Sveno hatte er in seiner Gegenwart den Kopf abschlagen lassen. Diesen Greuel zu rächen, war Sveno in England gelandet und hatte Ethelred gezwungen sich nach der Normandie zu flüchten. Er verwüstete das Land mit Feuer und Schwert, in gleichem Maße Treulosigkeit wie Gewalt übend, und starb 1014, noch ehe er seine Macht hatte befestigen können. Dies vollbrachte sein Sohn und Nachfolger Canut. Er begann seine Herrschaft damit, daß er die ganze Ostküste seines neuen Reichs verwüstete, und die seinem Vater als Geiseln übergebenen Engländer, nachdem er ihnen Nase und Hände abhauen lassen, zu Sandwich ersäufen ließ. Bald darauf kam er mit Verstärkung aus Dänemark zurück, und setzte seine Verwüstungen im mittäglichen England fort. Der tapfere Edmund zog ihm mit einem Heere entgegen, und wiewohl er jedesmal durch die Treulosigkeit des Edrichs, seines Schwagers, geschlagen ward, so wußte er doch so wohl sich gegen Canut zu behaupten, daß die englischen und dänischen Edeln, des langen Kampfes müde, auf eine Theilung Englands zwischen beiden Fürsten bestanden. Ein feierlicher Vertrag sicherte Canut den Norden, Edmund den Süden von England zu; aber einen Monat nach dem Vertrage ermordeten zwei von Edrich erkaufte Kämmerlinge Edmund, und ganz England fiel an Canut, der vor einer Reichsversammlung durch falsche Zeugen beschwören ließ, Edmund habe, mit Uebergehung seiner beiden noch unmündigen Kinder, ihn zum Erben seiner Krone eingesetzt. Nachdem der Reichstag diese Cession bestätigt hatte, sandte Canut die beiden jungen Prinzen dem Könige von Schweden mit dem Auftrage, sie zu tödten; dieser aber schickte sie nach Ungarn, wo sie die großmüthigste Aufnahme fanden. Ca-

mit, der seine Regierung mit Grausamkeiten und Verbrechen begonnen hatte, ward in der Folge billig und menschlich und zuletzt fromm und abergläubisch. Den Uebergang zu einer mildern Regierung machte er dadurch, daß er die Engländer, welche ihren König verrathen hatten, bestrafte, und den ehrlosen Edrich hängen und nachher in die Themse werfen ließ. Als er aber auf einer Reichsversammlung die sächsischen Sitten wieder herstellte, und Dänen und Engländern gleiche Rechte und gleichen Schutz der Person und des Eigenthums zusicherte, verwandelte sich der Abscheu, den seine Tyrannei erweckt hatte, in Hochachtung und Segenswünsche. Völlig befestigte er seine Macht durch seine Vermählung mit Emma, der Wittwe Ethelreds. Jetzt, da er sich ohne Furcht aus England entfernen konnte, ging er zwei Mal nach dem festen Lande; das erste Mal, um Schweden zu besiegen, das zweite Mal, um Norwegen zu erobern. Aber nachdem er der mächtigste Fürst seiner Zeit geworden war, ergriff und durchdrang ihn das Gefühl der Nichtigkeit irdischer Majestät, und trieb ihn an, sich in die Arme der Religion zu werfen. Er erbaute Kirchen und Klöster, und machte selbst eine Wallfahrt nach Rom, wo er große Privilegien für die englischen Schulen erhielt. Dieser Geist der Frömmigkeit beseelte ihn auch, als er einst, seine Schmeichler zu verwirren, sich an den Meeresrand setzte, und bei zunehmender Fluth dem Meere Stillstand gebot, da es aber dennoch anschwellend seine Füße benetzte, mit den Worten aufstand, daß nur der allmächtig sei, dem der Ocean gehorcht habe, als er ihm geboten: „Bis hierher und nicht weiter!“ — Seine letzte Unternehmung war gegen Malcolm, König von Schottland. Vier Jahre später starb er im Jahr 1036 zu Shaftsbury. Sein Testament bestimmte seinem ältesten Sohne, Sweyn, Norwegen; dem zweiten, Herold, England; dem dritten, Hardi-Canut, Dänemark.

Canzone, eine lyrische Dichtart, provenzalischen Ursprungs. Schon bei den frühen italienischen Dichtern des 13. Jahrhunderts findet man sie, anfangs freier und ungebundner, von Petrarca aber zu bestimmten und regelmäßigen Formen ausgebildet. Daher Canzone Petrarchesca; aber auch Canzone Toscana, weil sie von Tuscanern ausgebildet wurde. Sie ist in mehrere Stanzen abgetheilt, in welchen sowohl die Art und Vertheilung der Verse (elf- und siebensylbige), als die Stellung der Reime gleichförmig ist. Jedoch ist weder die Anzahl der Stanzen selbst, noch die Anzahl der Verse, aus denen jede Stanze bestehen kann, genau bestimmt. Bei Petrarca findet man keine Canzone von weniger als fünf und mehr als zehn Stanzen, und in keiner Stanze weniger als neun und mehr als zwanzig Verse. Gewöhnlich schließt die Canzone mit einer Stanze, welche kleiner als die übrigen ist, und ripresa, congedo, comiato, Abschied genannt wird. Bei Petrarca fehlt sie fast nie, bei ältern Dichtern öfters. Meist enthält sie eine Apostrophe des Dichters an seinen Gesang, worin er von ihm Abschied nimmt, ihm Aufträge gibt u. s. w. Seit den Zeiten von Oda delle Colonne, dessen Blüthe in die Zeit von 1240 fällt, ist sie im Gebrauche. Uebrigens gibt es verschiedene Arten und Namen der Canzonen, so wie verschiedene Benennungen der einzelnen Theile derselben. Zwei Arten sind den Dichtern des Alterthums nachgebildet, die Canzone Anacreontica und Pindarica. Jene ist in kleinere Stanzen, aus kürzern Versen bestehend, abgetheilt, mit gleichförmiger Reimstellung durch alle Stanzen, aber unbeschränkter Wahl der Verse und Stellung der

Reime. Deshalb ist die Verschiedenheit hier fast unzählig, so wie selbst der Inhalt sehr verschiedenartig ist. Nicht blos, wie Anakreons Name erwarten ließe, leichte anmuthige Lieder der Freude, der Liebe, des Scherzes findet man hierunter, sondern auch Gedichte von feierlichem, erhabenem Inhalte und prächtigem, dithyrambischem Schwunge. Dieser Inhalt und Schwung eignet sonst der Pindarischen Canzone, welche Luigi Alamanni im 16. Jahrhunderte zuerst in die italienische Poesie eingeführt, Chiabrera hauptsächlich ausgebildet hat. Sie unterscheidet sich von der Petrarchischen durch höheren, kühneren Schwung, erhabnere Ideen, größere Freiheit in der Wahl der Versarten und Stellung der Verse, und durch die Form ihrer Stanzen, die von den griechischen Chören entlehnt ist. Wie diese in Strophe, Antistrophe und Epode abgetheilt sind, so auch die Pindarischen Canzonen, die wohl auch Canzoni alla Greca heißen. Diese Theile führen aber auch andere Namen. Bernardino Rota nennt sie Ballata, Contraballata und Stanza, Antonio Minturno aber Volta, Rivolta und Stanza, welches Alles fast mit dem Griechischen übereinstimmt. Doch ist auch hier die griechische Benennung die üblichste geblieben. Unter den modernen Formen der Canzonen sind zu bemerken die Canzone a ballo, eine sehr alte italienische Dichtart, ursprünglich bestimmt, zum Tanze (ballo) gesungen zu werden. Man nannte sie auch Ballata. Seit dem 16. Jahrhunderte kommt diese Art bei den italienischen Dichtern nicht mehr vor. dd.

Canzonetta (Poesie und Musik). 1) In der italienischen Poesie eine Canzone aus kurzen Versen, wie bei den Dichtern des 15. Jahrhunderts sehr im Gebrauche waren. Rinuccini und nach ihm Chiabrera haben deren in neuerer Zeit gedichtet und ihnen mehr Anmuth eingehaucht. Meist sind es Lieder mit dem Ausdrucke zärtlicher Empfindung. In der Musik versteht man deshalb gemeiniglich darunter 2) kleine italienische Lieder, aber auch 3) kleine Melodien ohne Text, über welche Variationen gesetzt werden. dd.

Cap, Vorgebirge, eine Landspitze, die sich ins Meer hinein erstreckt. Vorzugsweise ist dies der Name des Vorgebirges der guten Hoffnung (Cap de bonne espérance), worunter man eigentlich die südwestliche Spitze des Hottentottenlandes in Afrika, im weitern Sinne aber die gesammten Besitzungen der Europäer in jenem Lande versteht. Die Hauptproducte dieser ehemals holländischen, jetzt englischen Niederlassung, welche sich unter einem mehr gemäßigten als heißen Himmelsstriche von der Küste über funfzig Tagereisen landeinwärts erstreckt, sind: Küchengewächse, Hülsenfrüchte, Getreide, Südfrüchte, der berühmte Capwein (auch Constantiawein genannt, weil er bei der Meierei Constantia wächst), Rindvieh, Schafe und alle Arten Geflügel. Für die Ostindienfahrer, die hier Erfrischungen einzunehmen pflegen, ist das Cap von der größten Wichtigkeit. Die Urbewohner des Landes sind die Hottentotten. (S. Hottentotten und Buschmänner.) Nach und nach haben sich viele Europäer hier niedergelassen. Die einzige Stadt ist die sogenannte Capstadt am Fuße des Tafelberges, mit 6000 Europ. und 12000 Negersklaven. Das Cap wurde schon 1493 von Bartholomäus Diaz entdeckt, aber erst 1650 mit einer Colonie bepflanzt. In dem Kriege mit Frankreich ging es an die Engländer verloren, welche im J. 1795 Besitz davon nahmen. Durch den Frieden zu Amiens

(1808) wurde es zwar den Holländern wieder zugestanden, jedoch so, daß der Hafen den übrigen drei contrahirenden Mächten (Großbritannien, Spanien und Frankreich) offen stehen und diese keine andere Abgaben bezahlen sollten, als die Bataver selbst. Zu Anfange des J. 1806 wurde die Capstadt, nachdem die Engländer am 6. Januar gelandet, und den 8. der holländischen Besatzung ein Treffen geliefert hatten, durch Capitulation an die Engländer übergeben, und zugleich das Eigenthum der batavischen sowohl als der französischen Regierung denselben überliefert. Das ganze Cap ist endlich durch den Vertrag vom 19. August 1814 definitiv den Engländern abgetreten worden. Die ganze Colonie zählt jetzt 50 bis 60,000 Menschen, wäre aber wohl einer Bevölkerung von einigen Millionen fähig. Ein gutes Originalwerk über das Cap hat Deutschland im J. 1811 erhalten: Reisen im südlichen Afrika in den J. 1803, 4, 5 und 6 von Heinrich Lichtenstein, 2 Bde.

Capacität bedeutet in der Geometrie das Quantum der Inhaltsfähigkeit eines gehöhlten Körpers. Daher man von der Capacität eines Schiffes, eines Gemäßes ꝛc. spricht. — In der neuern Theorie von der Wärme bedeutet Capacität die verhältnißmäßige Fähigkeit einer gegebenen Quantität irgend einer Substanz, den Wärmestoff einzunehmen und zu behalten, oder die Eigenschaft oder Neigung, nach welcher die Körper mehr oder weniger Wärmestoff bedürfen, um eine gegebene Temperatur in einer gegebener Masse zu erzeugen.

Cap Breton, eine Insel (112 Q.M. 3000 Einw.) unfern der Küste von Newfoundland, wichtig wegen der Fischerei. Sie wurde 1763 von den Franzosen an die Engländer abgetreten.

Cap Comorin, die äußerste Spitze des Ghat- oder Ghautsgebirges in Hindostan.

Cap François, oder Capstadt, Hauptstadt des französischen Antheils an der Insel St. Domingo, jetzt Cap Henry, und die Residenz des Negrr Königs Heinrich I. Sie ist regelmäßig erbaut, aber offen, und wird durch Batterien, die eine gegen den Hafen, die andere auf der Landseite, vertheidigt. Die Zahl der Einwohner, Weiße und Schwarze, betrug 8000. Der Hafen ist groß und tief, aber gegen die Nordwinde nicht völlig gesichert.

Cap-Horn, die äußerste Südspitze des Feuerlandes.

Capelle bedeutet, in musikalischer Hinsicht, eine Vereinigung von Tonkünstlern, welche von Fürsten oder reichen Privatleuten besoldet werden, um vollstimmige Musiken aufführen zu können. Ursprünglich heißen Capellen kleine, geistliche, entweder selbstständige, oder in Kirchen und Privathäusern selbst angebrachte Gebäude, in welchen gottesdienstliche Handlungen begangen werden. Da nun in diesen kirchlichen Capellen bei vorkommenden Gelegenheiten geistl. Musiken aufgeführt wurden; so belegte man auch die Gesellschaft der dazu bestimmten Tonkünstler mit demselben Namen. Nachher nannte man auch so alle Tonkünstlervereine (Orchester, s. d. Art.) im Dienste irgend eines Herrn, sie mochten geistliche oder weltliche Musiken aufzuführen haben. Eine solche musikalische Capelle, welche Künstler auf allen gebräuchlichen Instrumenten in sich fassen muß, ist entweder stark oder schwach besetzt. Die schwächste Besetzung kann jedoch nicht leicht weniger als vier Ausüber für die erste und zweite Geige, zwei für die Bratsche, vier für die Bässe und zwei für jedes erste und zweite Blaseinstrument in sich fassen. Denn die Geigeninstrumente müssen, wenn sie gegen einfach besetzte Blaseinstrumente den gehörigen Effect machen sollen, vierfach besetzt sein. Im Allgemeinen werden alle diese Musi-

ker nur zum Accompagniren, oder, wie man auch zu sagen pflegt, Ripien zu spielen, gebraucht, und haben nicht nöthig, Solospieler im eigentlichen Verstande zu sein. Doch gibt es in jeder Capelle Musiker, welche Solo zu spielen vermögen, und diese werden dann Concertspieler genannt. Aber eine Capelle besteht nicht nur aus Instrumentalisten, sondern auch aus Sängern. Diese sind erste und zweite Sopran-Sängerinnen, deren Stelle auch die Castraten einnehmen, Tenoristen und Bassisten. Sie können, gleich den Instrumentalisten, entweder Solosänger oder bloße Chorsänger sein. An der Spitze dieses Tonkünstlervereins steht der Capellmeister (maestro di capella), dessen Amt es ist, für das Bedürfniß der aufzuführenden Musiken entweder durch eigene Compositionen, oder Herbeischaffung derselben von andern Tonsetzern zu sorgen, sie richtig zu besetzen, das Einstudiren derselben zu leiten und die Direction darüber bei der Aufführung selbst zu übernehmen. Der Capellmeister muß außer der umfassendsten Harmoniekenntniß auch jedes einzelne Orchester-Instrument wenigstens theoretisch kennen, und in den Stimmen vorkommende Fehler anzugeben oder zu verbessern verstehen. Er dirigirt seine Capelle bei Kirchenmusiken mit der Orgel, bei Theater- und Cammermusiken mit dem Flügel; zuweilen, besonders bei kleinern Musiken oder schwacher Besetzung, auch mit der Geige. In der neuern Zeit haben die Capellmeister angefangen, ohne Instrument mit dem Tactstocke aufzuführen, oder durch das Instrument wenigstens nur nachzuhelfen. Der Capellmeister hat die Partitur vor sich (s. d. Art.). Aus dieser dirigirt er insbesondere den Gesang, und überläßt die Führung der Capelle selbst meistens dem Concertmeister, der an der Spitze der Geige steht. — Uebrigens erhalten auch solche Tonsetzer zuweilen den Charakter eines Capellmeisters, die an einer Hauptkirche als Musikdirector angestellt sind, obgleich weder sie selbst, noch die Gesellschaft Tonkünstler, welche die Kunst unter ihrer Anführung ausüben, von einem Hofe abhängen. In Italien wird jeder bei einer großen Kirche, bei einem Theater, oder bei einem Conservatorium angestellte Tonsetzer Capellmeister genannt. Pq.

Capello (Bianca), stammte aus einer der angesehensten adelichen Familien Venedigs, und ward durch die Verwickelung ungewöhnlicher Ereignisse die zweite Gemahlin Francesco's II. von Medici, Großherzogs von Toscana. Ein junger Florentiner, Namens Pietro Buonaventuri, der auf dem Comptoir der Salviati, mit denen er verwandt war, die Handlung erlernte, knüpfte im J. 1563 eine Intrigue mit Bianca an, welche sich um so leichter ihrer Neigung überließ, als Buonaventuri sich ihr als einen Verwandten und Handelsgesellschafter der Salviati ankündigte. Die beiden Liebenden gaben sich, mit Hülfe von Nachschlüsseln, mehrere nächtliche Zusammenkünfte, und flohen, da sie entdeckt zu sein fürchteten, noch in demselben Jahre aus Venedig. Sie nahmen die kostbarsten Juwelen des Hauses Capello mit sich. Dieser Raub setzte Bianca's Verwandten in die äußerste Wuth. Sie behaupteten, der ganze venetianische Adel sei in ihnen beleidigt worden, und wirkten vom Senat einen Befehl aus, Pietro zu verfolgen, mit einem Preis von 2000 Ducaten für denjenigen, der ihn tödten würde. Sie schickten ihm sogar Meuchelmörder nach, die ihn bis in Florenz verfolgten, wohin er sich mit seiner Geliebten begeben hatte. Um diese Zeit lebte noch Cosmo I; allein der Regierung überdrüßig, hatte er alle Geschäfte derselben seinem Sohne Francesco übergeben, dessen Charak-

ter noch finsterer und grausamer als der seinige war. Francesco sollte sich mit der Erzherzogin Johanna von Oesterreich vermählen, allein ihr Stolz und ihre Kälte vermochten ihm keine Liebe einzuflößen. Buonaventuri begab sich gleich nach seiner Ankunft unter den Schutz Francesco's und duldete die engste Verbindung zwischen diesem Fürsten und seiner Gattin. Bis zu seiner Vermählung mit der Erzherzogin 1565 hatte Francesco diese Verbindung geheim gehalten; nach seiner Vermählung glaubte er diese Rücksichten nicht mehr nehmen zu dürfen. Er führte Bianca in seinen Palast ein, indem er Buonaventuri zu seinem Intendanten ernannte. Als aber die Anmaßungen desselben unerträglich wurden, ließ Francesco ihn im J. 1570 ermorden. Bianca wußte den Großherzog immer mehr zu fesseln. Sein Entzücken erreichte den Gipfel, als sie ihm, der mit seiner rechtmäßigen Gemahlin nur Töchter hatte, einen Sohn darbrachte, den sie fälschlich als ihr gemeinschaftlich erzeugtes Kind untergeschoben hatte. Fast alle Mitwisser dieses Betrugs ließ Bianca umbringen. Aber wider Erwarten gebar die Erzherzogin im folgenden Jahre ihrem Gemahl einen Sohn, und starb 1578 bei der Niederkunft mit einem andern Kinde. Erschüttert durch den Tod seiner Gattin und die Vorstellung seiner Brüder verließ Francesco auf einige Zeit Florenz in der Absicht, mit Bianca zu brechen. Diese dagegen setzte ihre ganze Geschicklichkeit und alle Mittel der Verführung in Bewegung; sie gewann den Beichtvater des Großherzogs, und noch nicht zwei Monate nach der Erzherzogin Tode ward sie ins geheim Francesco's wirkliche Gemahlin. Aber eine geheime Ehe genügte weder dem Ehrgeize Bianca's, nach den Hoffnungen des Großherzogs, der nach dem frühen Tode seines mit der Erzherzogin erzeugten Sohnes einen andern von seiner zweiten Gemahlin erwartete. Er gab zuerst Philipp II. von Spanien Nachricht von seiner Verbindung, und da dieser sie billigte, beschloß er, sie öffentlich bekannt zu machen. Er ließ der Republik Venedig erklären, daß er Willens sei, sich auf das innigste mit ihr zu verbinden, indem er eine Tochter von St. Marcus zur Gemahlin nehmen wolle; und derselbe Magistrat, der Bianca Capello öffentlich beschimpft und auf ihres Gatten Kopf einen Preis gesetzt hatte, überhäufte sie jetzt mit Ehrenbezeigungen. Eine Erklärung der Pregadi vom 16. Juni 1579 ernannte sie zu einer wahren und eigentlichen Tochter der Republik; zwei Gesandte, begleitet von neunzig Nobili, erschienen von Seiten Venedigs in Florenz, um der Adoption und der Vermählung beizuwohnen. Beide Ceremonien wurden im October 1579 mit großem Pomp gefeiert. Sie kosteten Toscana 300,000 Ducaten, zu einer Zeit, wo Hungersnoth und Unfälle aller Art das Volk heimsuchten. Durch die Anmaßungen Bianca's und ihres Bruders, der einige Zeit Minister war, wurde Francesco's Regierung dem Volke täglich verhaßter. Da Bianca einsah, daß sie weder den früher untergeschobenen Sohn zur Thronfolge bringen, noch, wie sie zwei Mal entschlossen war, diesen Betrug ohne Gefahr wiederholen könne, wünschte sie aufrichtig, sich mit dem Cardinal Fernando von Medici, dem nächsten Thronerben, auszusöhnen. Wirklich hatte derselbe im J. 1587 mit seinem Bruder und dessen Gemahlin eine Zusammenkunft auf dem Poggio von Cajano. Man schien gegenseitig ohne allen Groll zu sein, aber wenige Tage nachher erkrankten plötzlich der Herzog und Bianca, und beide starben am 19. October. Fernando legte seine geistlichen Würden nieder

und trat die Regierung an. Allein was er auch gethan, um den Verdacht einer Vergiftung von sich zu entfernen, sein Andenken ist damit befleckt geblieben.

Caper, ein Schiff, welches zu Kriegszeiten von einer oder mehreren Privatpersonen (Armateurs, auch Reeder), oder auch auf Actien ausgerüstet wird, um Schiffe von feindlichen Unterthanen, oder solche, die dem Feinde verbotene Waaren zuführen, wegzunehmen. Es wird durch eine Bewilligung der Admiralität seines Landes berechtigt, und diese von der Regierung herkommende Autorisation, Caperbriefe (Lettres de marque) genannt, macht den Unterschied zwischen dem Caper und dem Seeräuber oder Freibeuter. (Vergl. Seeräuberei.)

Capet, Capetinger, s. Frankreich.

Capi Aga ist am türkischen Hofe der Vorsteher der Verschnittenen. Er meldet zugleich Alle, welche den Großvezier sprechen wollen, und führt die fremden Gesandten zur Audienz.

Capigi heißen die Wächter oder Thorhüter des Serails, gegen 400 an der Zahl. Ihr Vorsteher heißt Capigi Baschi. Auch dienen sie dazu, die Befehle des Sultans (unter andern auch denen, welche strangulirt werden sollen, die Schnur) zu überbringen.

Capillargefäße, s. Haargefäße.

Capitän, der Befehlshaber einer Compagnie. Im Mittelalter zeigte es einen Feldherrn, Feldhauptmann, an. Ein Schiffscapitän hat ein Schiff zu commandiren. Generalcapitän ist in Spanien der höchste Befehlshaber über die Landtruppen. In den Colonien auch der General-Gouverneur.

Capital, Capitäl, s. Säule und Säulenordnung. Capital, Capitalrente u. s. w., s. Kapital, Kapitalrente u. s. w.

Capitälchen werden in der Sprache der Buchdrucker die lateinischen Buchstaben genannt, die nach der Figur (Schnitt) der großen, aber nur in gleicher Größe mit dem Körper der kleinen gegossen sind. Z. B. Aaa, Mmm.

Capitel, Hauptstück, Abtheilung eines Buchs, daher auch Gegenstand eines Gespräches. Da die Regeln und Statuten der geistlichen Orden und Stifter in Capitel eingetheilt waren, wurde auch bald die Versammlung der Ordensglieder und Stiftsherren, weil man dabei alle oder einige Capitel dieser Regeln vorlas, und der Ort, wo sie zusammen kamen, ja auch der Verweis, den ein straffälliges Mitglied bei Vorlesung des übertretenen Capitels der Regeln erhielt, Capitel genannt. Die Ritterorden, welche ursprünglich viel von der Verfassung der geistlichen angenommen haben, bedienen sich desselben Ausdrucks von den Versammlungen ihrer Glieder und selbst einige Innungen nennen ihre Zunftversammlungen Capitel. In der Bedeutung, daß man die Glieder einer Gesellschaft als ein Ganzes betrachtet darunter versteht, heißt nur das Collegium der stimmfähigen Domherren Capitel, und diese nennen sich zum Unterschiede von den nicht stimmfähigen jüngern Canonicis Capitularen. Mehr hierüber siehe in dem Art. Stift. E.

Capitolium, diese berühmte Burg des alten Roms, von deren Höhe herab sich die Römer als Herrscher der Welt erblickten, war auf dem capitolinischen Berge, dem kleinsten von den sieben Hügeln Roms, erbaut, welcher in den frühern Zeiten der saturninische, auch tarpejische hieß. Der erste Grund dazu wurde im Jahre Roms

140 von Tarquinius Priscus gelegt, vollendet aber ward es erst nach Vertreibung der Könige. Zur Zeit der bürgerlichen Unruhen unter Sylla ging es in Flammen auf, wurde aber vom Senate wieder aufgebaut. Das nämliche Schicksal hatte es noch zweimal, und Vespasian und Domitian waren die Wiederhersteller desselben; der letztere ließ es vorzüglich prächtig wieder aufrichten, und verordnete die capitolinischen Spiele daselbst. Nach des Dionysius Beschreibung war der Tempel mit den außenstehenden Säulen 200 Fuß lang und 185 breit. Eigentlich bestand das ganze Gebäude aus drei Tempeln, welche dem Jupiter, der Juno und der Minerva gewidmet und durch Mauern von einander abgesondert waren. In dem weiten Porticus wurden dem Volke die Triumphmahlzeiten gegeben. Die Statue Jupiters war sitzend auf einem Sessel von Gold und Elfenbein abgebildet, und bestand in den ältesten Zeiten aus Thon, mit Mennige bestrichen. Unter Trajan wurde sie von Gold verfertigt. Das Dach des Tempels bestand aus Erz; Q. Catulus ließ es vergolden. Von eben der Beschaffenheit war auch die Pforte. Ueberhaupt war an dem ganzen Gebäude Pracht und Kostbarkeit verschwendet. Die Vergoldung allein soll 12 000 Talente (gegen zwölf Millionen Thaler) gekostet haben, weswegen die Römer das Gebäude auch das goldene nannten. Die Dachziegel waren ebenfalls vergoldet. Auf dem Giebel stand eine Quadriga, anfangs von Thon, hernach von vergoldetem Erz. Der Tempel selbst enthielt eine unermeßliche Menge der prächtigsten Geschenke. Die wichtigsten Staatsacten, desgleichen die sibyllinischen Bücher wurden in demselben aufbewahrt. Das heutige Capitolium (Campidoglio), welches auf dem Platze und zum Theil auf dem Grunde des alten Capitoliums steht, ist ein neues Gebäude nach dem Risse des Michel Angelo. Der Hauptzugang auf dasselbe bietet einen prächtigen Anblick dar; aber die Gebäude gehören, nach dem Urtheil der Kenner, unter Michel Angelo's minder vorzügliche Arbeiten. Es besteht das neue Capitol aus drei Hauptgebäuden (in dem vorzüglichsten wohnt der Senator von Rom), welche den capitolinischen Berg nicht ganz bedecken. Auf den Ruinen des ehemaligen Tempels des Jupiters Capitolinus, von welchem man noch einige Säulen findet, steht jetzt eine Franciscanerkirche.

Capitulation (von Capita, Puncte, der Inbegriff gewisser Puncte), Wahlcapitulation, eine Uebereinkunft zwischen den Regierten (Volk) und dem von ihnen erwählten Regenten über die Rechte und Befugnisse, welche dem letztern zugestanden werden, und über das Benehmen, das er gegen die Regierten zu beobachten hat. In monarchischen Staaten, wo eine uneingeschränkte Regierungsform eingeführt und die Erbfolge vorher bestimmt ist, kann eine solche Uebereinkunft nicht Statt finden. Aber in den Ländern, wo ehemals die Wahl des Regenten von dem Volke oder dessen Repräsentanten abhing, konnten diese den neuerwählten Regenten zu gewissen Bedingungen verbinden, deren Beobachtung er beschwören mußte. Diese von den Wählenden dem Erwählten vorgeschriebenen und von ihm angenommenen Bedingungen nannte man Wahlvertrag, Wahlcapitulation, die in allen diesen Staaten als ein Reichsgrundgesetz angenommen wurde. In Deutschland wurde, bei der ehemaligen Verfassung des Reichs, dem neuerwählten Kaiser eine Wahlcapitulation vorgelegt, die er noch vor seiner Krönung beschwören mußte. Schon in frühern Zeiten, unter den Carolingern, wurden zwi-

schen dem Könige, der den Thron bestieg, und dem Volke gewisse Verträge gemacht, in welchen jener die Rechte des Volks und der Kirche zu beschützen versprach. In der Folge eigneten die Churfürsten sich ausschließlich das Recht zu, den von ihnen gewählten deutschen Königen gewisse Bedingungen vorzuschreiben. Am feierlichsten geschah dieses 1519 bei der Wahl Carls V., dessen große Macht eine genauere Bestimmung seiner Rechte nöthig zu machen schien, und dieser von den Churfürsten des Reichs aufgesetzte Wahlvertrag, den Carls Bevollmächtigte beschwören mußten, ehe man ihm noch die Krone übertrug, ist die erste kaiserliche Wahlcapitulation. Der neue Kaiser wurde dadurch verbindlich gemacht, alle vorige Reichsgesetze zu bestätigen, alle Stände bei ihren hergebrachten Hoheiten und Rechten zu lassen, ohne Einwilligung der Churfürsten keine Neuerungen im Reiche vorzunehmen, die Kirche zu beschützen u. dgl. Diese Wahlcapitulation wurde nun eins der Grundgesetze des deutschen Reichs, und Carls Nachfolger mußten ähnliche Capitulationen beschwören. Bei den westphälischen Friedensverhandlungen verlangten die übrigen Stände des Reichs, daß auch sie, mit den Churfürsten zugleich, Antheil an der Wahlcapitulation haben sollten, und daß eine beständige Wahlcapitulation entworfen würde. Ueber beide Anträge wurde in der Folge viel verhandelt, aber nichts entschieden. Die Carl VI. vorgelegte Capitulation war zwar zum Theil nach dem Entwurfe der beständigen Wahlcapitulation eingerichtet; aber die Churfürsten behaupteten sich fortwährend bei dem Vorrechte, ausschließlich die Wahlcapitulation zu entwerfen, und dabei ist es bis zu der gänzlichen Auflösung des deutschen Reichs verblieben. — Als Carl XII., König von Schweden, ohne männliche Erben starb, wurde seine Schwester, Ulrike Eleonore, (1719) von den Reichsständen zur Königin gewählt, ihr aber auch zugleich eine Capitulation vorgelegt, die sie beschwören mußte, und wodurch die willkührliche Gewalt, welche die Könige von Schweden bis dahin ausgeübt hatten, sehr eingeschränkt wurde. Gustav III. änderte, wie bekannt, 1773 diese eingeschränkte Regierungsform. — In Polen wurde ehemals jedem neuerwählten Könige ein Vertrag vorgelegt, den man *Pacta conventa* nannte, und erst nachdem er diesen beschworen hatte, erhielt er die Wahlurkunde und wurde gekrönt. — Bei den ehemaligen Erz- und andern geistlichen Stiftern in Deutschland (Mainz, Trier Cöln ꝛc.) wo der Erzbischof, Bischof oder Abt durch freie Wahl des Domcapituls zu seiner Würde gelangte, wurde dem Neuerwählten auch eine Wahlcapitulation vorgelegt, die er beschwören mußte. Allen diesen Wahlcapitulationen waren gewöhnlich die Bedingungen beigefügt, daß, wenn der Erwählte dawider handelte, er der Regierung verlustig, oder das, worin er dawider gehandelt hätte, ungültig sein sollte. Ohngeachtet dieser Clauseln wurden doch die Wahlverträge oft übertreten, und zwischen Regenten und Unterthanen Streitigkeiten, welche durch jene vermieden werden sollten, veranlaßt. — Capitulation heißt auch ein Vertrag, kraft dessen sich unter den darin enthaltenen Bedingungen eine belagerte Stadt, oder ein eingeschlossenes Truppencorps an den Feind ergibt; ferner die Zeit, auf welche ein Mann sich verpflichtet, als Soldat zu dienen; und die Anzahl der Jahre, die einem jeden vom Staate geworbenen Recruten gesetzlich zu dienen bestimmt ist.

Capo d'Istria (Johann, Graf von), russischer Staatssecretär und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er ist zu Corfu geboren, trat früh in russische Dienste, und erhob sich zum Staatsrath,

Staatssecretär, Großkreuz des Wladimir-, Ritter des St. Annen-Großkreuz des k. österreichischen Leopold- und des k. preuß. rothen Adlerordens, und zeichnete sich besonders in der neuesten Periode durch seine diplomatischen Geschäfte aus. Er war 1813 russischer Gesandter bei der Schweiz, unterhandelte 1813 mit dem österr. Gesandten die neuen innern und äußern Verhältnisse dieser Republik, und verfügte sich alsdann am 27. Sptbr. 1814 als russischer Bevollmächtigter zum Congreß nach Wien, von wo ihn Napoleons neuer Einfall 1815 wieder ins Hauptquartier der Alliirten nach Frankreich rief. Er unterzeichnete als k. russisch. Bevollmächtigter den zweiten pariser Frieden am 20. Nov. 1815, und kehrte alsdann mit seinem Monarchen nach Petersburg zurück, um an den Geschäften des Staatsraths den thätigsten Antheil zu nehmen. Vorzüglich zeichnen ihn aus seine Bemühungen für Befreiung seiner griechischen Landsleute vom geistl. Joch, für die Aufrechthaltung der Staatsreligion gegen die Ränke der Jesuiten, und für die Wiederherstellung der Republik der Jonischen Inseln.

Cappadocien hieß im Alterthum eine der ansehnlichsten Provinzen Asiens, die einst ein berühmtes Königreich war, und westlich an Lycaonien, südl. an Cilicien und die syrische Provinz Commagene, östlich an Armenien, nördlich an den Pontus grenzte. Im persischen Zeitalter war der Name Cappadocien ausgedehnter, und begriff alle Länder zwischen dem Halys und Euphrat. Durch den erstern Fluß wurde es von Phrygien und Paphlagonien, durch den letztern von Armenien getrennt. Mithin war auch das nachherige Pontus darunter begriffen. Die Perser hatten es (nach Strabo) in zwei Satrapien getheilt, welche den Namen Groß Cappadocien (das nachherige eigentliche Cappadocien), und Klein-Cappadocien (das nachherige Pontus) führten. Diese Eintheilung wurde jedoch nicht immer streng beobachtet. Nach der Eroberung des Landes setzten die Perser einen Satrapen aus der königl. Familie ein, dessen Nachkommen unter dem Titel von Königen regierten, und sich zuweilen unabhängig machten. Als Xenophon seinen berühmten Rückzug unternahm, standen, wie es scheint, beide Cappadocien unter dem Mithridates, der an des jüngern Cyrus Empörung Theil genommen hatte, aber sein Land behielt, und nach der Niederlage des Cyrus wieder abhängig von dem persischen Könige ward. — Groß-Cappadocien war ein schlecht cultivirtes, von der Natur wenig begünstigtes Land, dessen Steppen meist nur zu Weiden für die Schafe taugten. Das Clima war rauh, und da es an Holz fehlte, so waren die Wohnungen der Einwohner niedrig und schlecht. Selbst die Hauptstadt Mazaca glich mehr einem Lager, als einer Statt. Die Cappadocier, welche zum Unterschied von den Syrern, mit denen sie eine ähnliche Sprache hatten, auch Leucosyri (die weißen Syrer) hießen, galten für dumm und tückisch.

Caprara (Giambattista), Cardinal, Erzbischof von Mailand, päpstlicher Legat, Graf und Senator des Königreichs Italien, Großwürdenträger des Ordens der eisernen Krone, berühmt durch seine diplomatisch-geistlichen Missionen bei Joseph II. und später bei Napoleon, war geb. zu Bologna den 29. Mai 1735. Sein Vater war der Graf von Monte-Cocolli, und seine Mutter aus dem alten Geschlechte der Caprara. Nach dieser nannte er sich. Er widmete sich früh dem geistlichen Stande. Schon im 25. Jahre ward er von Benedict XIV als Vicelegat nach Ravenna geschickt. 1767 übertrug ihm Clemens XIII. die Nunciatur von Cöln, wo er dem Prinzen Maximilian die Mehrheit der Stimmen verschaffte. Im J. 1775 war er

Nuncius in Lucern, und legte die Irrungen dieses Landes mit dem päpstlichen Stuhle glücklich bei. 1785 ging er als Pius VI Stellvertreter auf den, wegen der kirchlichen Neuerungen Josephs II., die er hintertreiben sollte, schwierigen Posten nach Wien. Seine Sendung scheiterte trotz seiner Geschicklichkeit an Josephs und Kaunitzens festem Sinne. Er ward 1792 Cardinal, trat das folgende Jahr in den päpstlichen Staatsrath und erhielt 1800 das Bisthum von Jesi. Im September 1801 ging er als Legatus a latere nach Frankreich, wo er mit Napoleon die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs glücklich ordnen half. Kurz darauf ward er zum Erzbischof von Mailand ernannt. Als solcher weihte er 1805 Napoleon zum König von Italien. Er starb krank und blind den 21. Juni 1810 in Paris, und vermachte alle seine Güter dem Hospitale zu Mailand. Er war ein Vater der Armen.

Capri, eine kleine Insel im toscanischen Meere, am Eingange des Golfo von Neapel, von etwa 4000 Einwohnern bewohnt, und zwar felsig, aber ergiebig an Oel und Wein. Sie besteht aus zwei hohen Bergen, welche durch eine Art von Thal, das sich aber noch 5 bis 600 Fuß über die Meeresfläche erhebt, verbunden sind. Rund umher ist die Insel mit hohen Felsen umgeben, welche nur Einen sichern Zugang verstatten. Das Thal zwischen beiden Bergen gehört zu den fruchtbarsten, gesundesten und schönsten Landstrichen Italiens. Bei den Römern hieß die Insel Capreä. August tauschte sie von den Neapolitanern ein, und ließ sie zu einem Ort des Vergnügens der Erholung und der Ruhe einrichten, ohne jedoch Gebrauch davon zu machen. Tiberius aber brachte die ganzen letzten sieben Jahre seines Lebens in schändlicher Zügellosigkeit hier zu. Die Ruinen seines Palastes sind noch vorhanden.

Capriccio, Caprice, ist eine Art von Tonstück, in welchem der Componist sich nicht genau an die bei gewöhnlichen Tonstücken eingeführte Ordnung oder Folge der Ausweichung bindet, und dessen Veranlassung man nicht immer im Gebiet der Empfindung zu suchen hat. Man gibt die Benennung Capriccio öfters denjenigen Stücken, die blos zur Uebung für Instrumente geschrieben sind, und dann bestehen sie aus einer gewissen figurirten Notenfolge, die auf eine oder die andere Art modulirt ist.

Caprification nennt man die eigenthümliche und merkwürdige Befruchtungsart der Feigen. Die Feigenbäume mit getrennten Geschlechtern, d. h. diejenigen, wo ein einzelner Baum entweder lauter männliche oder lauter weibliche Blüthen trägt, würden ohne alle Befruchtung bleiben, wenn diese blos dadurch bewirkt werden sollte, daß, wie bei andern Gewächsen derselben Art, der Wind den männlichen Blüthenstaub auf die weibliche Blüthe hinwehte, denn die geringe Oeffnung der Feige macht sein Eindringen unmöglich. Die Natur hat hier auf eine eigne Weise die Erreichung ihres Zwecks bewirkt. Ein kleines Insect, die Fliegenwespe, legt ihre Eier in die innere Höhle der Feige. Aus diesen Eiern entstehen Larven, welche, wenn sie ausgebildet sind, hervorkriechen, sich verpuppen und bald als geflügelte Insecten erscheinen, die instinctmäßig in die Feigen ein- und auskriechen. Ist nun eine solche Fliegenwespe in einer männlichen Blüthe gewesen und kriecht darauf in eine weibliche, so theilt sie dieser den an ihren Flügeln hängen gebliebenen männlichen Saamenstaub mit und befruchtet sie. Indeß haben neuere Naturforscher die Wirkung, welche das Insect auf die Frucht ausübt, auf den Stich beschränkt, wodurch dieselbe, gleich Aepfeln, die den Wurm haben, zeitiger gereift wird.

Capua, 1. das neue Capua, befestigte Hauptstadt in Terra di Lavoro in Neapel, am Volturno, mit 7300 Einw. zwei Meilen von dem alten Capua, aus dessen Trümmern sie zum Theil im neunten Jahrhundert aufgeführt wurde. 2 Dieses alte Capua, jetzt der Flecken S. Maria, war eine der schönsten und angenehmsten Städte in Italien, und zugleich so beträchtlich, daß man sie mit Rom und Carthago verglich. Sie ist vorzüglich dadurch berühmt, daß sich Hannibal nach der Schlacht bei Cannä daselbst aufhielt, und daß sie, wie man, jedoch ohne Grund, glaubt, den Muth seiner Soldaten erschlaffte. Hannibal versprach ihr, sie zur Hauptstadt von Italien zu erheben; sie verband sich daher mit ihm über die Römer, welche sie aber nach fünf Jahren eroberten. Die Vandalen verwüsteten sie; Narses stellte sie wieder her; allein sie wurde durch die Lonaobarden abermals zerstört. Man sieht noch Reste alter Gebäude daselbst.

Capuciner, s. Franciscaner.

Caput Mortuum, ein technischer Ausdruck in der Chemie, den man auch schon häufig in der deutschen Uebersetzung Todtenkopf braucht. Es ist im Allgemeinen die bei einer scheidenden Operation zurückbleibende unbrauchbare Substanz; bei den Metallen die nach der Fusion im Schmelztiegel bleibende Unreinigkeit, der Kalk, die abgehobenen Schlacken; ferner alle nach einer Destillation zurückgebliebenen Körper; besonders die verhärtete, taube Masse, welche nach dem Brennen des Scheidewassers sich im Kolben findet. Klaproth und andere neuere Chemiker verwerfen diesen Ausdruck als unpassend.

Capwein, s. Cap und Weine.

Caracalla (M. Aurelius Antonius Pius Baisianus Britannicus.) Dieser gekrönte Tyrann, dem seine Stelle neben Caligula und Nero gebührt war der älteste Sohn des Kaisers Severus und im J. 188 zu Lyon geboren. Nachdem er im achten Jahre zum Cäsar und im elften zum Augustus proclamirt worden, nahm ihn sein Vater, noch ehe er vierzehn Jahre alt war, zum Reichsgehülfen an. Nach Severus Tode 211 folgte ihm Caracalla gemeinschaftlich mit Geta. Beide Brüder hatten sich seit ihrer frühesten Kindheit. Sie herrschten indeß einige Zeit gemeinschaftlich. Caracalla führte Geta zu einer Unternehmung gegen die Caledonier. Nach einem ziemlich schimpflichen Frieden kehrten sie zurück und hielten ihren feierlichen Einzug in Rom. Beide trugen darauf an, ihren Vater unter die Götter zu versetzen. Dennoch suchten sie einander zu stürzen. Sie hatten einen Augenblick den Plan, das Reich unter sich zu theilen, dem sich aber ihre Mutter Julia und die Großen des Reichs widersetzten. Jetzt dachte Caracalla nur darauf, sich seines Bruders durch Meuchelmord zu entledigen. Nach einigen mißlungenen Versuchen heuchelte er das Verlangen, sich zu versöhnen, und bat seine Mutter, ihm eine Zusammenkunft in seinem Zimmer mit seinem Bruder zu verschaffen. Geta erschien, und ward von mehreren dazu bestellten Centurionen in den Armen seiner Mutter durchbohrt, welche seinen Tod nicht nur nicht beweinen durfte, sondern sogar erfreut darüber scheinen mußte. Reiche Geschenke gewannen ihm die Herzen der Prätorianer, welche ihn als alleinigen Kaiser ausriefen, und Geta für einen Feind des Staats erklärten. Von nun an war Caracalla's Leben nur eine Kette von Grausamkeiten und Thorheiten. Alle, die mit Geta irgend eine Gemeinschaft gehabt, selbst dessen Kinder, ließ er umbringen. Dio gibt die Zahl der Schlachtopfer auf 20,000 an. Aber auch viele von den Mördern seines Bruders ließ er hinrichten, und ihn selbst

unter die Götter versetzen. Er schien sogar oft ihn zu beweinen. Sylla war sein Vorbild, er ließ das Grab desselben aufsuchen und wieder herstellen. Gleich diesem Dictator bezahlte oder bereicherte er die Soldaten mit unbegrenzter Freigebigkeit. Eben so unbegrenzt waren zu diesem Ende seine Erpressungen und Räubereien. Grausam wie Caligula und Nero, aber thörichter als Beide, betrachtete er den Senat und das Volk mit gleichem Haß und gleicher Verachtung. Er griff sie mit Schmähungen an, die er in Form von Edicten oder Reden ausgehen ließ. Mit besonderm Eifer richtete er die Senatoren zu Grunde. Er gab allen freien Männern des Reichs das römische Bürgerrecht, und nahm zuerst Aegypter in den Senat auf. Aber die größte aller seiner Thorheiten war seine Leidenschaft für Alexander, den er in vielen äußern Dingen nachahmte. In der Meinung, daß Aristoteles an der Verschwörung des Antipater Theil genommen, ließ er in seinem Enthusiasmus für den macedonischen Eroberer die Werke des Philosophen überall verbrennen. Auch Achilles war ein Gegenstand seiner thörichten Verehrung. Er begab sich nach Ilium, um das Grab dieses Helden zu ehren, und vergiftete seinen liebsten Freigelassenen Festus, um dem Achill in seinem Schmerz um Patroclus nachzuahmen. Noch unsinniger erscheint Caracalla auf seinen Kriegszügen. Zuerst ging er nach Gallien, wo er Grausamkeiten aller Art en beging. Darauf trug er seine Waffen über den Rhein gegen die Catten und Alemannen. Die Catten kämpften mit Muth und ließen ihn nur gegen eine ansehnliche Summe Goldes über den Fluß zurückgehen. Das Land der Alemannen betrat er als Freund und Bundesgenosse, und ließ Festungen darin erbauen, ohne daß sich das Volk darüber beunruhigte. Sodann berief er die ganze junge Mannschaft zusammen, als wollte er sie in seinen Sold nehmen, und ließ sie von seinen Truppen, mit denen er sie umringt hatte, niederhauen. Für diesen großen Sieg nahm er den Namen Alemannicus an. Nachdem er über die Donau gegangen, traf er in Dacien auf die Gothen und erfocht über sie einige Vortheile. Der Krieg, den er gegen die Parther vorhatte, rief ihn nach Antiochien. Artabanus, der damals regierte, willigte, durch seine Drohungen geschreckt, in seine Foderungen und erkaufte den Frieden. Abgares, König von Edessa, war ein Bundesgenosse der Römer. Caracalla lud ihn nach Antiochien ein, ließ ihn, als er ihn in seiner Gewalt hatte, mit Ketten belasten, und bemächtigte sich seiner Staaten. Als er dieselbe Treulosigkeit an Vologaeses, König von Armenien, ausgeübt, griffen die Armenier zu den Waffen und schlugen die Römer zurück. Caracalla ging hierauf nach Alexandrien, um die Einwohner für die Spöttereien zu strafen, die sie sich gegen ihn erlaubt hatten. Während er die Vorbereitungen zu jenem großen Blutbade traf, brachte er dem Serapis Hecatomben und besuchte Alexanders Grab, auf welchem er seinen kaiserlichen Schmuck als Opfer zurückließ. Mehrere Tage und Nächte gab er sodann die Einwohner der Metzelung und Plünderung preis, und sah diesem schrecklichen Schauspiele von der Höhe des Serapistempels zu, in welchem er zuletzt den Dolch niederlegte, den er einige Jahre vorher auf seinen Bruder gezückt hatte. Der Wunsch, über die Parther zu triumphiren, bewog ihn, unter dem Vorwande, daß Artabanus ihm seine Tochter zur Ehe versagt habe, den Frieden zu brechen. Er fand das Land ohne Vertheidigung, plünderte es aus durchzog Medien und näherte sich der Residenz. Die Parther, welche über den Tigris in die Gebirge zurückgegangen waren, rüsteten sich, mit allen ihren Kräften im

folgenden Jahre über die Römer herzufallen. Caracalla erwartete sie nicht, sondern ging nach Mesopotamien zurück, ohne ein parthisches Heer gesehen zu haben. Der Senat, dem er die Unterwerfung des Orients meldete, erkannte ihm einen Triumph und den Beinamen Parthicus zu. Unterrichtet von den Rüstungen der Parther, wollte er den Krieg gegen sie aufs neue beginnen, als der Präfect der Prätorianer, Macrin, den er durch Beleidigungen sich feind gemacht hatte, ihn zu Edessa auf dem Wege zum Tempel des Lunus (217) ermordete. Uebrigens ist die Regierung dieses Fürsten, eine von denen, die den Thron der Cäsaren am meisten befleckt haben, merkwürdig durch die großen Denkmähler, die er in Rom errichten ließ, durch die prächtigen Bäder, die seinen Namen trugen, und durch einen Triumphbogen, welcher die Thaten des Severus verherrlicht. Trotz seiner Verbrechen ward Caracalla unter die Götter versetzt.

Caraccas, oder Venezuela, ein großes Land im nördlichen Südamerika, bis 1811 ein spanisches Generalcapitaniat. Es liegt an der Nordküste, und grenzt östlich an das atlantische Meer (12° bis 8° N. B.), nördlich an das caraibische Meer, westlich an Neu-Granada (Santa fé) südlich an Brasilien. Auf 23,242 Q. M. enthielt es, vor dem noch fortwährenden Vertilgungskriege der Spanier unter Morillo (S. d.) und der Republikaner unter ihrem Dictator Bolivar (S. d. u. Paez), 900,000 Einwohner, theils Urbewohner, wie Caraiben, Otomaken, u. a. m theils über 218,000 Neger. Das Clima ist, ungeachtet das Land fast bis unter den Aequator sich erstreckt, nichts weniger als unerträglich heiß; denn es zieht sich durch dasselbe von Westen nach Osten, in einer Breite von 10 bis 20 Meilen, ein Arm der Anden, die Sierra de Merida, welche von 4,000 bis 14,790 Fuß hoch ansteigt, und sich endlich der Insel Trinidad gegenüber verflächt. Die Hauptstadt Caraccas (mit 50,000 Einwohnern und einer Universität) liegt 6 Stunden vom Meere, am Fuße des 8,400 Fuß hohen Berges, la Silla, am Fluß Guayra (der sich durch den Hafen La Guayra (Goayre) ausmündet), in einer Höhe von 2,760 Fuß. Daher kömmt die stete, angenehme Temperatur, welche selten in unerträgliche Hitze ausartet. Das ganze Jahr hindurch steht das Thermometer 76 bis 85° Fahrenh., selten sinkt es im Winter auf 52°. Nach Süden hin verlaufen sich die Berge in ungemessene Ebenen, Llanos genannt; treffliche Weiden für die zahlreichen, fast wilden Herden, die den Stadtbewohnern gehören. Der Winter in Caraccas ist die sogenannte Regenzeit vom April bis in den Novbr. Dann regnet es jeden Tag im Durchschnitt 3 Stunden, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß alle Ströme (der Orinoko mit seinen Nebenflüssen) das Land weit umher überschwemmen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist außerordentlich groß. Der undurchdringliche Wald auf der Ostseite liefert zwar überflüssiges Bauholz; allein man kann es nicht ausführen, weil man es nicht über die Berge und noch weniger über die Flüsse zu schaffen versteht. Die köstlichsten Hölzer, die zu Tischlerarbeiten und zu feinerem Hausgeräthe ungemein brauchbar sind, werden in geringer Menge ausgeführt. Vanille, Cochenille und eine unzählige Menge Arzeneien, Harze und Balsame, erzeugen die Wälder, aber die Europäer wissen kaum den Namen der Bäume, die diese Substanzen liefern, und die Einwohner bekümmerten sich bisher fast gar nicht um die Reichthümer ihres Bodens. Man fing zwar an, Kaffe, Baumwolle, Kakao, Indigo, Zucker und Tabak zu bauen, und der Varinas und Maracaibokanaster sind bekannt, aber

auch diese Cultur ist wieder vernachlässigt worden, so wie die Perlenfischerei, die im 16. Jahrh. jährlich 800 000 Piaster eintrug. Den wichtigsten Handel hat die Hptst Caraccas, mit dem Hafen La Guayra. Der bessere Hafen Porto Cavallo liegt in einer ungesunden, sumpfigen Gegend. Von 1793 bis 1800 hatte sich die Ausfuhr (vorzüglich Tabak, Kakao, Indigo, Baumwolle, Kaffee, Maulesel, Häute, Pferde, Kupfer, Perlen) fast um 6 Mill. Dollar vermindert, woran die schlechte Verwaltung der Colonien und der Krieg zwischen Großbritannien und Spanien, so wie der spätere zwischen der Colonie und dem Mutterlande Schuld waren. Denn am 5. Juli 1811 erklärte sich das Land unter dem Namen der Vereinigten Provinzen von Venezuela für unabhängig. Der Freistaat besteht aus 7 Provinzen: Caraccas (2845 Q. M. m. 500.000 Einw.), Cumana (mit der St. gl. N., die 24 000 Einw. hat), Barinas, die Insel Margaretha, Barcelona, Truxillo und Merida. Die Hptst. der Insurgenten ist Angostura. Vgl. d. A. Westindien.

Caraccioli (Louis Antoine de), war 1721 zu Paris geboren. Sein Vater, der von der berühmten neapolitanischen Familie dieses Namens abstammte, hatte sein Vermögen durch Law's System verloren. Nachdem er zu Mons seine Studien gemacht hatte, trat er 1739 in die Congregation des Oratoriums, nahm den letzten Unterricht in dem Collegium Ventôm und ging dann nach Italien. Sein Name, seine persönlichen Eigenschaften und seine Kenntnisse waren ihm hinreichende Empfehlungen. Benedict XIV. und Clemens XIII. nahmen ihn ehrenvoll auf. Er besuchte hernach Deutschland und Polen, wo er Gouverneur der Söhne des Fürsten Rewski, Kronfeldherrn und ersten Senators des Königreichs, ward welcher ihm das Patent als Oberst gab. Er schrieb darauf das Leben Wenceslaus Rewski's, des berühmtesten aus dieser Familie. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich lebte er zu Tours und später zu Paris, und schrieb eine Menge von Werken, die sich zwar weder durch tiefe Ansichten, noch durch einen glänzenden Styl auszeichnen, aber sämmtlich Religiosität und eine gesunde Moral athmen, und vielen Beifall fanden, auch zum Theil ins Italienische, Englische und Deutsche übersetzt wurden. Von seinen Schriften, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, nennen wir nur die Lettres intéressantes de Clément XIV. (Paris 1775, 2 Vol. und 1776, 2 Vol.), offenbar das vortrefflichste aller seiner Werke, das auch jetzt noch, nachdem Caraccioli, der bis an seinen Tod nur der Uebersetzer zu sein vorgab, für den Verfasser erkannt ist, einen Theil des Interesse behalten hat, das es bei seiner Erscheinung erregte.

Caracten, Masken, die nicht im Domino, sondern in nachgeahmter gewöhnlicher Kleidung gewisser Stände erscheinen. In der Conversation werden sie auch häufig Charakermasken genannt.

Caraibische Inseln oder kleine Antillen, s. Antillen. Den Namen Caraiben haben sie von ihren Urbewohnern, den Caraiben, erhalten, die aus Nordamerika in der Nähe von Florida, durch innerliche Kriege vertrieben, auf diese Inseln und auch nach Guiana in Südamerika wanderten, wo sie, durch flüchtige Negersclaven verstärkt, noch in Freiheit und Otters im Kriege mit den europäischen Colonisten leben. Von den Inseln aber wurden sie im 18. Jahrhunderte meistens verdrängt; nur auf St. Vincent findet man noch 10; und auf Dominico 30 Familien von rothen Caraiben. Ihre Farbe ist olivenbraun, sie bemahlen sich aber mit Orleans, um

sich gegen Insectenstiche zu sichern. Sie sind tapfer und leben ohne Verfassung. Auf der Insel St. Vincent sind auch schwarze Caraiben, aus einer Vermischung von Negersclaven mit caraibischen Weibern entstanden. Ihre Anzahl steigt auf 2000 Familien. Sie sind braunschwarz und haben sich, aller Anstrengung der Engländer ungeachtet, mit Gewalt der Waffen im freien Besitz ihres Antheils an der Insel erhalten. Das caraibische Meer grenzt in Norden und Osten an die Antillen, in Süden an das feste Land von Amerika, wo der Golf von Venezuela ist.

Caraiten oder Caräer heißen bei den Juden diejenigen, welche die Tradition des Talmud verwerfen, und sich blos an den Buchstaben der Schrift halten, im Gegensatz der Rabbaniten (s. d.).

Caravaggio (Michel Angelo Amerighi oder Morigi, genannt Michel Angelo di), ein berühmter Mahler, geboren zu Caravaggio im Mailändischen im J. 1569. Er war anfänglich Maurergeselle, legte sich auf das Studium der Mahlerei und zeichnete sich bald aus. Man kann ihn als den Erfinder einer neuen Manier ansehn, die eine Menge Nachahmer fand. In der Kunst, auf einer Fläche den Gegenständen die Rundung und Erhöhung zu geben, welche sie in der Natur haben, ist Caravaggio einer der ersten. Mit der Kraft und Wahrheit des Halbdunkels verbindet er die Kraft und Wahrheit des Colorits, und dies charakterisirt ihn. Um die Wirkung hervorzubringen, beleuchtete er die Gegenstände gern von oben mit geraden Lichtern. Er gab der Natur, welche er nachahmte, breite und kräftige Schattenmassen, wodurch das Licht sehr gehoben und eine große Wirkung hervorgebracht wird. Aber auch seine Fehler sind nicht zu verkennen. Nachahmung der Natur war sein höchstes Ziel. Er ahnete nicht, welchen Ruhm ein Meister erwirbt, der mit diesem ersten Erfolg Hoheit der Ideen und eine verständige Anordnung zu verbinden weiß. Hannibal Caracci und Dominichino glänzten vielleicht bei ihren Lebzeites weniger als Caravaggio, aber nach ihrem Tode erhielten sie einen ausgezeichnetern Platz, weil sie, ohne das Colorit und das Studium der Natur zu vernachlässigen, nach Correctheit der Zeichnung und Erhabenheit der Gedanken strebten. Meisterhaft ist Caravaggio in der Carnation. Er starb in der Blüthe seiner Jahre an einem heftigen Fieber 1609. Die Mahler, die ihm am meisten nachgeahmt haben, sind Manfredi, Valentin und Ribeira mit dem Beinamen Espagnolet.

Caravaggio, s. Caldara.

Caravanen werden große Reisegesellschaften in der Levante und in Afrika genannt, die sich, um vor den Räubern gesichert zu sein, zusammenbegeben, und hauptsächlich die Handlung oder die Besuchung des Grabes Mahomeds zu Mecca zur Absicht haben. Eine solche Gesellschaft hat oft mehr als tausend Cameele bei sich, welche das Gepäck und die Waaren tragen, und welche einzeln hinter einander gehen, so daß ein solcher Zug bisweilen eine Meile lang ist. Sie reisen der Hitze wegen meistens nur bei Nacht. Da jeder Mahomedaner in seinem Leben wenigstens einmal das Grab Mahomeds besuchen muß, so gehen alljährlich von mehreren Sammelplätzen Caravanen nach Mecca, z. B. von Cairo, zu welcher sich die Constantinopolitaner schlagen, von Damascus, von Persien, von Indien u. s. w. Der Anführer einer solchen Mecca-Caravane, der einiges Geschütz zur Bedeckung mit sich führt, wird Emir Adge genannt. Handlungs-Caravanen erwählen sich aus ihrer Mitte einen Oberbefehlshaber, welchen sie Caravan-Bachi nen-

nen, und welcher zugleich die Tagreisen bestimmt. — Caravanen-Thee, s. Thee.

Caravanserais sind im Orient eine Art von Gasthäusern, welche auf allen Landstraßen und in Gegenden, wo in einer beträchtlichen Strecke keine Städte und Dörfer gefunden werden, angelegt sind, um den Reisenden ein Obdach zu gewähren. Sie sind zum Theil sehr prachtvoll erbaut, enthalten aber eigentlich keine Mobilien, daher der Reisende Bett und Teppich mitbringen muß. In vielen geschieht die Aufnahme unentgeldlich.

Carbonari (wörtlich: Köhler), der Name einer politischen, weit ausgebreiteten, geheimen Gesellschaft in Italien, welche, soviel bekannt geworden ist, den Zweck hatte, alle italienischen Staaten in einen Bund, als Republik oder als constitutionelle Monarchie, zu vereinigen, und vom fremden Einflusse zu befreien. Diese Gesellschaft soll anfangs gegen die französische Oberherrschaft gerichtet gewesen, und selbst von England unterstützt worden sein. In der Folge scheint die Absicht der Gesellschaft eine andere Richtung genommen zu haben. Sie war besonders 1813 und 1814 und bei Napoleons Zurückkunft von Elba thätig. Murat schien bei seinem abenteuerlichen Vorrücken gegen die Lombardei auf ihren Beistand zu zählen. Im J. 1814 wurden in Mailand mehrere vornehme Militärs als Theilnehmer dieser Verbindung eingezogen. Die österreichische Regierung hat sie 1820 sämmtlich für Hochverräther erklärt. In Neapel bewirkten sie die von den Truppen erzwungene Annahme der spanischen Constitution im Juli 1820

Carbunkel, auch Carfunkel, Rubin. Die erstere Schreibart ist nach dem Lateinischen gebildet. Die ältern Schriftsteller haben über die besondern Eigenschaften dieses Edelsteins viel gefabelt. Die Mystiker Paracelsus und Jacob Böhme setzten einen hohen Werth in den Carfunkel. Verschiedne unsrer neuen Dichter sind ihnen darin gefolgt, haben aber auch vielen Spott erfahren, z. B. die Carfunkelweihe, romantisches Trauerspiel von Till Ballistarius 1817. Der Carbunkel des Auges ist eine kleine brennende dunkelrothe Geschwulst im Weißen des Auges, oder auf der Hornhaut, welche in eine Bandkruste übergeht, und Blindheit, Brand des ganzen Augapfels und oft den Tod selbst zur Folge hat (Carbunculus oculi).

Carcasse, ein Kopfzeug, eigentlich das dazu erforderliche Gerippe von Draht; auch eine Brandkugel, die aus vielen durch einzelne Bänder zu einer einzigen Kugel vereinigten Handgranaten, Pistolenläufen und allerlei Feuerkugelzeuge besteht; endlich das Gerippe eines Schiff, wenn es noch ohne Wände, Verdecke, Masten und Segel auf dem Stapel liegt.

Cardano (Geronimo). Dieser berühmte Arzt und Geometer war 1501 zu Pavia geboren. Man glaubt, daß er ein uneheliches Kind gewesen. Er ward indeß in dem Hause seines Vaters, Facio Cardano, der als Arzt und Rechtsgelehrter wegen seiner Gelehrsamkeit und Rechtlichkeit berühmt war, mit Sorgfalt auferzogen. Zwanzig Jahre alt ging er nach Pavia, um seine Studien zu vollenden, und schon 2 Jahre darauf erklärte er den Euklides. Mit seinem 33. Jahre fing er an zu Mailand die Mathematik, sodann die Medicin zu lehren. Er kehrte später nach Pavia zurück, lehrte einige Zeit zu Bologna, und da er hier sich Streitigkeiten zugezogen, begab er sich nach Rom. Hier ward er in das medicinische Collegium aufgenommen und erhielt eine Pension vom Papste. Die Einladungen des Königs von Dänemark

nahm er in Rücksicht auf das Clima und die Religion des Landes nicht an. Der letztere Grund seiner Weigerung scheint sonderbar, da er der Irreligion angeklagt ward; aber die Biographen sind in Ansehung seiner wahren Religionsmeinungen wenig einig. Sie führen widersprechende Stellen an, die nicht befremden dürfen von einem Manne, der sich in cabbalistischen Träumereien verlor, der einen Dämon familiaris zu haben vorgab, von dem er Warnungen erhielte u. s. w. Durch alles dies reizte er die Theologen gegen sich an, welche lebhaft seine Orthodoxie angriffen; man setzte ihn sogar in die Zahl der Atheisten. Damit that man ihm gewiß Unrecht. Nach unserer Meinung war Cardano abergläubisch und hegte Chimären, die mit den herrschenden Meinungen nicht übereinstimmten. Er glaubte so fest an die Astrologie, daß er mehrere Male das Horoscop seines Lebens zog, und die Falschheit seiner Voraussagungen nicht der Unsicherheit der Kunst, sondern seiner Unwissenheit zuschrieb. Seine zwei Schriften, De subtilitate und De rerum varietate, enthalten das Ganze seiner Physik, seiner Metaphysik und seiner naturhistorischen Kenntnisse, und können als interessante Beweise gelten, auf welche Abwege der menschliche Geist gerathen kann. Cardano schrieb auch über die Medicin und gab unter vielem Wust einige glückliche Ideen an. Sein Ruf als Arzt war so groß, daß der Primas von Schottland, der seit zehn Jahren krank war und die Aerzte des Königs von Frankreich und des Kaisers umsonst zu Rathe gezogen hatte, ihn zu sich berief. Und wirklich stellte Cardano die Gesundheit dieses Prälaten her. Hat er indeß wirklich Ansprüche auf die Dankbarkeit der Gelehrten, so ist es in der Mathematik, wiewohl auch hier Manches durch sein Betragen zweifelhaft geworden. Die Algebra, welche seit ihrer Entstehung nur in Italien bearbeitet worden war, reizte den Wetteifer der Mathematiker, die ihre Entdeckungen sorgfältig geheim hielten, um sich bei ihren öffentlichen Wettstreiten, zu denen sie sich herausforderten, damit den Rang abzugewinnen. Cardano erfuhr, daß Tartalea die Auflösung der Gleichungen des 3. Grades gefunden habe, entlockte ihm deren Mittheilung durch List und unter dem Versprechen der Verschwiegenheit, machte diese Methode aber dennoch 1545 in seiner Ars magna bekannt. Es erhob sich ein heftiger Streit darüber, der jetzt nicht mit Sicherheit entschieden werden kann. Die Ehre, der Erfindung seinen Namen zu geben, blieb demjenigen, der sie zuerst bekannt machte, und noch jetzt nennt man sie die Formel Cardano's. Man glaubt einstimmig, daß Cardano einige neue Fälle erfand, die in Tartalea's Regel nicht begriffen sein mochten, daß er die Vervielfältigung der Wurzeln der höhern Gleichungen und endlich das Dasein negativer Wurzeln, deren Gebrauch er jedoch nicht kannte, auffand. — Cardano's Leben ward vielfältig beunruhigt, nicht nur durch die Angriffe seiner Feinde, sondern auch durch seine eigenen Laster, die man aus dem Bilde kennen lernt, welches er selbst in dem Werke De vita propria von sich entwirft. Die Freimüthigkeit darin geht so weit, daß diejenigen, die ihn mit Nachsicht beurtheilt haben, genöthigt gewesen sind, anzunehmen, daß er Anfälle von Tollheit gehabt habe. — Er starb wahrscheinlich im J. 1576, wie Einige sagen, eines freiwilligen Hungertodes, um sein vorhergesagtes Sterbejahr nicht zu überleben. Seine sämmtlichen Werke, deren Anzahl sich auf mehr als funfzig beläuft, sind zu Lyon 1663 in 10 Foliobänden gesammelt erschienen.

Carden, Weberdisteln, erhält man von einem Gewächs (dipsacus vel carduus fullonum), das viele Aehnlichkeit mit einem Di-

stelkopfe hat, wild wächst und durch Cultur veredelt wird. Die Tuchbereiter brauchen sie zum Rauhen oder Auflockern des gewalkten Tuches. In Italien werden sie aus Bologna, in Frankreich aus Rouen und Sedan in Deutschland aus Nürnberg, Bamberg und andern Orten bezogen.

Cardinal ist der Name eines Geistlichen in der cathol. Kirche, der ein Mitglied des Conclave und mit der Macht bekleidet ist, bei der Papstwahl mitzustimmen. Er folgt dem Range nach unmittelbar auf den Papst. Die Cardinäle behaupten demnach fürstlichen Rang und führen den Titel Eminenz. Wie der Ursprung der Cardinalswürde in Dunkel gehüllt ist, so haben auch über die Abstammung des Namens verschiedene Meinungen geherrscht; und doch scheint nichts einfacher, als ihn von dem Worte cardinalis (vorzüglich, vornehm) abzuleiten, womit unter dem Kaiser Theodosius auch die höchsten Civilposten im Staate bezeichnet wurden. Die Cardinäle, die mit dem Papst das Conclave oder heilige Collegium bilden, haben drei Rangordnungen, Diaconen, Presbyter und Bischöfe. Ihre Zahl ist sehr schwankend gewesen und war anfangs gering. Der Cardinal Diaconen gab es zuerst nur sieben; nach und nach stieg ihre Anzahl auf 18 und wurde später auf 14 beschränkt. Cardinal-Presbyter gibt es funfzig; dazu kommen endlich die 6 Cardinal Bischöfe, von Ostia, Porto, Sabina, Palestrina, Frascati und Albano. Um die Heiligkeit der Cardinalswürde zu vermehren, hat man wohl den Papst und die Cardinäle mit Moses und den siebzig Aeltesten verglichen. Die Wahl der Cardinäle hängt allein vom Papst ab. Die Namen derer, welche er dazu bestimmt, läßt er in dem Consistorium mit der Formel Fratres habebitis (Ihr sollt zu Brüdern erhalten ꝛc.) vorlesen. Den Gewählten wird ihre Wahl mit Uebersendung des rothen Cardinalhuts bekannt gemacht. Ihre Kleidung besteht in einem Chorrock mit kurzem Purpurmantel, und in einem Käppchen, über welchem sie einen Hut mit seidenen herabhangenden Schnüren, an deren Enden Quasten sind, tragen. Die Farbe ist entweder roth oder violett.

Cardinoide, ist in der höhern Geometrie eine krumme Linie von einer herzförmigen Gestalt.

Carga heißt das Verzeichniß der Kaufmannsgüter, die in ein Schiff geladen werden, auch zuweilen die Ladung selbst. Cargador, ein Makler, der für einen Schiffer Ladung sucht, ihm auch die Ankunft geladener Waaren anzeigt. Cargo, der Geschäftsmann, welcher von den Eigenthümern der Ladung angenommen wird, um die Direction über den Verkauf der ursprünglichen Ladung und die Einnehmung der neuen Ladung am Orte der Bestimmung des Schiffs zu führen; daher Super-Cargo, Unter-Cargo. Cargaison, eine Schiffsladung, die ein Kaufmann in fremde Länder schickt, um sie zu verkaufen.

Caricatur, ein aus dem Italien. entlehnter Kunstausdruck, von caricare, überladen, übertreiben (charger bei den Franzosen; daher auf dem Theater chargirte Rollen. Wir gebrauchen auch im Deutschen das Zeitwort Carikiren). Caricatur ist demnach eine Darstellung, worin Theile, Eigenschaften, Merkmahle, durch Menge oder Größe übertrieben worden sind, die Aehnlichkeit aber dennoch unverkennbar bleibt. Durch den Contrast, welcher sich dem Betrachtenden dabei unfehlbar aufdringt, werden sie meist lächerlich, und daher kommt es, daß man gewöhnlich, wiewohl unrichtig, bei der Caricatur zunächst und hauptsächlich an das lächerliche denkt. Es gibt

aber nicht blos lächerliche, es gibt auch schreckliche Caricaturen. Entwickelt man sich die Ursache jenes Contrastes, so findet man den Grund. Jener Contrast geht hervor aus einer Vergleichung des angeschauten Individuellen mit dem Musterbilde, welches der Phantasie von der Gattung vorschwebt, des Abweichenden mit der allgem. Normalidee. Diese Normalidee kann nie ganz verloren gehen, weil sonst das dargestellte Wesen aufhören würde, der Gattung anzugehören. Indem nun ein Theil nach dieser unaufgeblichen Normalidee gearbeitet ist, die übrigen aber entweder allzusehr ins Miniatur oder ins Colossale ausarten, mithin dort zu viel unter, hier zu viel über der Normalidee stehen, geht jener Contrast hervor, dessen vorhin gedacht wurde, und den man nicht gewahr werden kann, ohne das gegebene Mißverhältniß nach Ursache und Wirkung zu beurtheilen. Was in der Caricatur der allgemeinen Gattungsnorm gemäß ist, wird für die Ursache, das Uebrige für die Wirkung genommen, die nun entweder als zu groß, oder als zu klein erscheint. Das Erste gibt die schreckliche, das Zweite die lächerliche Art der Caricatur. Mit Recht sagt daher Bendavid: „ein Kind von gehöriger Größe mit einem colossalen Kopfe, colossalen Armen u. s. w. ist eine fürchterliche Caricatur: ein erwachsener Mensch mit einem kleinen Näschen, kleinem Mündchen und einem süßen Stimmchen ist ein putziger schnurriger Kerl, eine lächerliche Caricatur.“ Es kann aber auch Caricaturen geben, in welchen beides gemischt ist, z. B. der Bramarbas, der sich ein martialisches Ansehn dadurch zu geben sucht, daß er außerwesentliche Theile über die Normalidee unmäßig vergrößert, als den Schnurrbart, Haarzopf, Stiefeln, Sporn, Hut, Säbel u. s. w., wobei das Lächerliche dieser Furchtbarkeiten stets wieder um so mehr hervorstechen wird, je mehr es etwa mit der kleinen Figur des Bramarbas contrastirt. Das furchtbar sein Sollende wird aber hier aus keinem andern Grunde lächerlich, als weil die menschliche Willkühr ins Spiel tritt. Fürchterliche Caricaturen, bei denen dies nicht der Fall ist, kann man als bloße Monstrositäten betrachten, die durchaus kein Vorwurf für die schöne Kunst sein können. Sie sind unverschuldetes Unglück, welches nur unser Mitleid in Anspruch nehmen kann, wenn sie nicht geradezu Entsetzen und Abscheu erregen. Deshalb sind Alle, die, um Caricaturen darzustellen, sich in Aufstellung unverschuldeter körperlicher Gebrechen erschöpfen, welche nur kindlicher oder bübischer Muthwille zum Gegenstande der Verspottung nehmen kann, vom Wesen der Caricatur eben so schlecht, als vom Zwecke der schönen Kunst unterrichtet. Freilich ist's wahr, wer nur die obige Erklärung von Caricatur kennt — und auf sie läuft meist hinaus, was darüber gesagt worden ist — der kann leicht zu jenem Irthum verleitet werden. Desto nothwendiger aber ist es, bei jener Erklärung nicht stehen zu bleiben. Die andere liegt ganz nahe. Wenn nämlich Darstellung unverschuldeter körperlicher Gebrechen hier nicht Statt finden soll, so werden im Gegentheil die verschuldeten ganz eigentlich hieher gehören. Diese, Abdrücke der innern Häßlichkeit, geben sich theils in der ganzen körperlichen Beschaffenheit, theils und vornehmlich in den beweglichen Zügen des Gesichts zu erkennen. Der ganze Körper wird vollkommen deutliche Erscheinung einer mißgebildeten Seele, Ausdruck des intellectuell oder moralisch fehlerhaft Charakteristischen in einem menschlichen Individuum oder einer Gesammtheit solcher, z. B. eines Standes, einer Secte u. s. w. In diesem Sinne hat der ernste Leonardo da Vinci seine Caricaturen gezeichnet. Hier sieht man den Zänkischen, den Mürrischen, den Prah-

ler, den Faullenzer, die Feistheit des Gefräßigen, die Ausschweifung des Wollüstlings, die Plumpheit des Ungebildeten, das Lachen der Dummheit u. s. w. mit charakteristischer Treue dargestellt, und die sonst weniger bemerkbaren Züge nur stärker hervorgehoben. Allerdings findet sich da Abweichung von der Idealnorm der Wohlgestalt des innern und äußern Menschen, dessen Neigungen und Leidenschaften mit der Vernunft in schöne Harmonie gesetzt worden sind; an eigentliche Uebertreibung des fehlerhaften Charakteristischen ist aber noch nicht zu denken. Diese entsteht erst durch Idealisirung. Man denke hierbei nur nicht an Verschönerung, denn wie es eine Idealisirung ins Schönere gibt, so gibt es auch eine ins Häßliche (s. Ideal); dort und hier wird das jedesmalige Charakteristische bis zu dem Puncte der möglichen Vollkommenheit gesteigert. Die Vollkommenheit im Schlechten wird natürlicher Weise, je mehr sie erreicht worden ist, nur um so sichtbarere Unvollkommenheit in moralischer und ästhetischer Hinsicht; diese Unvollkommenheiten aber ironisch als Ideale aufgestellt, sind die eigentlichen Caricaturen, die man deshalb erklären kann als: Ideale geistiger Mißbildungen im angemessenen Ausdruck und entsprechender Gestaltung des Körpers, wenn man vornehmlich auf bildende Kunst sieht; oder Handlungsweisen, die nach der zum Grunde liegenden Denkart und Gesinnung Ideale geistiger Mißbildung beurkunden, wenn man die Poesie berücksichtigt. Nach dieser Erklärung kann es nicht schwer fallen den bisher noch unausgemachten Streit der Aesthetiker, ob und in wiefern Darstellungen von Caricaturen in der schönen Kunst zulässig seien, zu entscheiden. Vollkommen zweckmäßige Darstellung der verschuldeten geistigen Gebrechen der Menschen ist der Gegenstand der Satire; Caricaturen sind deshalb die Ideale des Satirikers. So lange man noch dessen Ansprüche auf einen, und zwar ehrenvollen, Platz auf dem Parnaß nicht abgewiesen hat, was mit allen Sophistenkünsten nie erreicht werden wird, so lange darf man auch die Caricaturen nicht als Gegenstände ästhetischer Darstellung verwerfen. Und zwar weder die schrecklichen, noch die lächerlichen, denn beide fallen in das Gebiet des Satirikers, der entweder mit erhabenem Ernste die Bösewichter, oder mit komischer Laune die Narren des menschlichen Geschlechts darstellt. Dorthin gehören die selbstverschuldeten moralischen Gebrechen, welche die schrecklichen, hieher die selbstverschuldeten intellectuellen Gebrechen, welche die lächerlichen Caricaturen geben. Jene sind Gegenstand der pathetischen, diese der komischen Satire (s. Satire). So müßte man sie nun schon in der Poesie, der Satire und Comödie lassen; allein es fragt sich, ob auch in der bildenden Kunst? Wahr ist es, daß hier die Caricaturen dem gebildeten Geschmack anstößig, und der Bildung desselben hinderlich sind. Immer haben sie etwas Widriges, welches hier, wo der Gegenstand unmittelbar vor den äußern Sinn gebracht wird, weniger gemildert als in poetischen Darstellungen ist, und man darf daher ein Zeitalter mit vorherrschender Neigung für Caricaturen als ein Zeitalter des Ungeschmacks annehmen. Damit ist nun aber noch keineswegs ihr völliges Verbannungsurtheil ausgesprochen, welches nur von der Entscheidung einer andern Frage abhängen kann; ob nämlich der Zweck der bildenden Kunst Schönheit oder Charakteristik sei? Ist das Erste, so sind sie verwiesen; ist das Zweite, so erhalten sie sich. Ohne uns in jene verwickelte Frage hier tiefer einzulassen, deuten wir einstweilen blos einen Ausweg an. Wie man die ital. von der niederländischen Schule,

eine Madonna della Sedia von einem Kopfe Denners unterscheidet, die letzteren aber, um vieler Trefflichkeiten willen, gern bestehen läßt, wiewohl hinter den ersten, so kann man überhaupt die Charakteristiker neben jenen bestehen lassen, welche die reine Schönheit erstreben und darstellen. Wie diese ganz in der Poesie sind, so nähern sich jene der Prosa; es gibt auch in der Poesie Gattungen, die näher an die Prosa grenzen, hauptsächlich jene, die sich in der Moral begegnen. Unter den Werken dieser Art gibt es treffliche, obgleich sie nicht reinpoetisch genannt werden dürfen. Setzen wir in der bildenden Kunst etwas Aehnliches, so lassen sich Darstellungen von Caricaturen in ihr, wofern sie rechter Art sind, retten; sie entsprechen der Satire und Grotteske in der Poesie (s. Grotteske), und so werden sie auch schon von den Alten gebraucht, die unter ihren Masken eine Menge Caricaturen haben. Mehrere herkulanische Gemählde beweisen dasselbe. Allein sie lassen sich auch wirklich nur retten, wofern sie rechter Art sind, d. h. wofern die Idee derselben in der That poetisch, das Dargestellte in der angegebenen Art charakteristisch und der Zweck moralisch (im weitern Sinn) ist. Musterhaft in dieser Art ist Hogarth. Eine rühmliche Erwähnung verdienen indeß auch: Annibale Carracci, Ghezzi, Callot, und unter unsern Landsleuten vornehmlich Ramberg (s. d. Art.). Ungleich fratzenhafter sind mehrere politische Caricaturen, die hauptsächlich in London in so großer Menge erschienen sind, daß man dicke Portefeuilles damit anfüllen könnte. Die Engländer scheinen sich besonders zu diesem Geschmacke hingeneigt zu haben, vielleicht mehr, weil er ihrer politischen Freiheit, als weil er ihrem Schönheitssinne zusagte. Die Freiheit geht hier aber nicht selten bis zur zügellosen Frechheit, indem das Heiligste und Erhabenste dem Spott und der Verachtung Preis gegeben wird. Die englischen Gesetze verbieten bei Strafe alle Schmähschriften; allein der Gesetzgeber vergaß, daß der Künstler eben so gut schmähen kann, als der Schriftsteller. Gilray und Bunbury sind es hauptsächlich, von denen die neuen britischen Caricaturen stammen. Den letztern hat man öfters den neuen Hogarth genannt, und er verdient diesen Namen in so fern, als er sein glückliches Talent öfters zu moralischen Zwecken benutzt hat. — Bei so viel Vorliebe der Engländer für Caricaturen ist es nicht zu verwundern, wenn wir nur von einem Engländer (Groose, Lond. 1783. übers. v. J. S. Grohmann, Leipz. 1799.) eine Theorie derselben erhalten haben, die jedoch vielerlei zu wünschen übrig läßt. Ueberhaupt dürfte es unthunlich sein, da Regeln vorschreiben zu wollen, wo dem Witze und der genialen Laune so Vieles überlassen werden muß. dd.

Carien, eine Landschaft auf der Küste von Kleinasien, der Insel Rhodus gegenüber. Die Hauptstadt war Halicarnaß. Carien war früher ein eignes Königreich, kam aber nachher unter persische Herrschaft und war eine eigne Satrapie.

Carillon, das Glockenspiel, ohne Zweifel eine gothische Erfindung, die man in den Niederlanden sehr liebt. Man glaubt, daß die ersten Glockenspiele zu Alost in Flandern im J. 1487 verfertigt worden sind. Es gibt deren mancherlei Gattungen. Einige sind mit Walzen, die von Zeit zu Zeit gewechselt werden, und lassen sich nicht nur alle Stunden Tag und Nacht mit demselben Stücke hören, sondern bezeichnen auch die halben und Viertelstunden durch kürzere Strophen, ja selbst die halben Viertelstunden durch einen einzelnen Schlag (wie das in Berlin auf dem Thurme der Parochialkirche befindliche, welches aber auch gespielt werden kann). Andere dieser Carillons haben zugleich

eine Art Tangenten, welche die Glocken berühren, und nach Art eines Claviers gespielt werden können, jedoch nicht mit den Fingern, sondern mit der Faust, welche, um den Schlag auf die Taste mit der gehörigen Kraft thun zu können, mit einem ledernen Ueberzuge versehen wird. So schwierig auch die Behandlungsart ist, so gibt es doch Glockenspieler (auch Carillonneurs oder Campanisten genannt) von bewundernswürdiger Fertigkeit, welche dreistimmige Sätze ausführen, ja selbst Läufer, Triller und Arpegio's herausbringen. Burney erzählt, ein Carillonneur zu Löwen, Namens Scheppen, habe mit einem der stärksten Violinspieler dasiger Gegend gewettet, daß er eins der schwersten Solo's, das dieser für die Violine gesetzt hatte, auf den Glocken ausführen werde, und habe die Wette gewonnen. Ein anderer berühmter Meister der Art war Potthof, Organist an der alten Kirche und Campanist auf dem Rathhausthurme zu Amsterdam. Er war seit seinem 7. Jahre blind, erhielt im 31. die erwähnte Stelle, und spielte, obgleich jede Taste ein Gewicht von 2 Pfund erforderte, sein Glockenspiel mit einer Leichtigkeit, wie einen Flügel. Er ließ sich im J. 1772 von Burney mit einigen Fugen darauf hören. — Noch verdient ein anderes, der Harmonica ähnliches Instrument, das ebenfalls Carillon hieß, hier Erwähnung. Es wurde dasselbe im J. 1740 auf Kosten des Grafen Brühl in Dresden von den Tonkünstlern Kummer und Pezig (nachher in Berlin) aus porzellanenen Bechern und Schalen, welche dazu in Meißen gefertigt worden, zusammengesetzt, enthielt vier Octaven und wurde mit sechs Zoll langen hölzernen, mit Scharlach überzogenen Stäbchen geschlagen. Leider wurde dieses Kunstwerk bei einem Brande zu Stade (1767) ein Raub der Flammen.

Carl der Große. Mehr als je ein Völkerbeherrscher verdient dieser Frankenkönig den Beinamen des Großen, den die Geschichte ihm beigelegt hat. Denn groß war er nicht nur in dem, was sein Zeitalter schätzte, ehrte und suchte, in kriegerischer Wirksamkeit, in kühne Bewunderung und Staunen erregenden Unternehmungen, sondern auch in dem, was es kaum kannte, nicht achtete am wenigsten suchte und liebte, in Bildung des Geistes und Gründung des Glückes seiner Völker durch dieselbe. Hier ein kurzer Umriß seines thatenreichen Lebens. Carl, König der Franken und späterhin Kaiser des Occident, wurde geb. im J. 742 auf dem Schlosse Salzburg in Oberbaiern. Andere geben das Schloß Ingelheim bei Mainz, noch andre Aachen als seinen Geburtsort an. Sein Vater war Pipin der Kleine oder Kurze, König der Franken, ein Sohn Carl Martels, der durch seinen Sieg über die Araber im J. 732 unweit Poitiers und Tours die europäisch-christliche Bildung vom Untergang rettete und daher mit Recht eine neue Aera in der Geschichte Europens bezeichnet. Nach dem Tode des Vaters, der im J. 768 erfolgte, wurde er als König gekrönt und theilte, nach des Vaters Willen, Frankreich mit seinem jüngern Bruder Carlmann; allein die Bedingungen dieser Theilung wurden mehrmals geändert, ohne daß sie jedoch die Zufriedenheit der Theilenden begründen konnten. Diese Unzufriedenheit wurde vornehmlich durch den König der Longobarden, Desiderius, unterhalten, dessen Tochter die Gemahlin Carlmanns war. Carlmann starb und hinterließ nebst seiner Wittwe zwei Söhne. Mit diesem flob die Mutter nach Italien zu ihrem Vater, weil sie des Schwagers Gemüthsart fürchtete, die sie durch das Schicksal ihrer Schwester, welche Carl verstoßen hatte, weil sie ihm keine Kinder brachte, erkannt zu haben glaubte. Carl bemächtigte sich nun allein des Reichs und faßte die Zügel der Regierung mit kräftiger

hand. Der Umfang seines Reichs war schon jetzt bedeutend genug, denn ihm gehorchte ganz Frankreich und ein Theil von Deutschland, wenn gleich nicht in solcher Unterwürfigkeit, wie die spätern Zeiten zeigen. Unter Carls erste auswärtige Unternehmungen gehört, außer den Kriegen gegen die Sachsen, sein Zug nach Italien gegen den König der Longobarden, Desiderius, der sich wegen der Verstoßung seiner Tochter an dem Eidam dadurch zu rächen suchte, daß er in Frankreich Unruhen anstiftete und nährte, was ihm um so leichter wurde, da die Großen des Reichs einen muthigen Freiheitssinn und große Liebe zur Unabhängigkeit von der Herrschaft der Könige offenbarten. Allein ehe er diese ausführen konnte, hatte er sein Ansehen in den ererbten Ländern zu behaupten und zu befestigen suchen müssen, und dies konnte ihm nur durch Entwickelung seiner Talente als Krieger und die Unerschütterlichkeit seines Charakters als Regent gelingen, wobei jedoch die Umstände immer die Klugheit nicht zu verschmähen riethen. Die Völker Aquitaniens waren die ersten, welche sich unabhängig zu machen suchten. Carl zog gegen sie mit einem nicht sehr zahlreichen Heere, allein er rechnete auf seinen Bruder Carlmann, dem damals ein Theil Aquitaniens gehörte. Dieser erschien auch wirklich im Felde, allein im entscheidenden Augenblicke verließ er seinen Bruder in der Gefahr, der nun allein den ungleichen Kampf zu bestehen hatte. Mit großer Klugheit und Tapferkeit wußte er sich den lange zweifelhaften Sieg zu erringen (770), und die Widerstrebenden kehrten unter das Scepter des Siegers zurück. In diesem Feldzuge hatte der jugendliche Held so ausgezeichnete kriegerische Talente entwickelt, daß die Furcht seines Namens selbst den muthigsten Freiheitssinn seiner Vasallen bändigte. Allein Carl hatte in diesen Kämpfen sich doch auch von der Nothwendigkeit überzeugt, die Großen seines Reichs theils durch den immer wachsenden Glanz seines Namens niederzuhalten, theils sie immerfort in bedeutenden Unternehmungen zu beschäftigen, um ihre Aufmerksamkeit von den innern Angelegenheiten des Reichs abzulenken. Hätte daher Carln auch nicht die eigene Neigung zu großen Unternehmungen, zu Eroberungen und Kriegen geführt, wo sich seine Talente im vollen Glanze zeigen konnten, so würde ihn schon die innere Lage des Reichs dazu verleitet haben. Als er daher Herr von Frankreich war, bildete er den Plan, die Sachsen zu unterwerfen, wobei ihm noch überdies sein übertriebener Eifer für das Christenthum und dessen Ausbreitung zur erträglichen Ausrede diente. Die Sachsen, ein damals noch heidnisches Volk, hatten einen ansehnlichen Theil von Deutschland, besonders die Gegenden zwischen der Weser und Elbe, inne, und zogen, wie alle barbarische Völker, für welche Unabhängigkeit das erste Gut des Lebens ist, die Plünderung friedlichen Gewerben, das Umherschweifen den festen Wohnsitzen vor. Sie hatten mehrere Anführer, und bildeten verschiedene Stämme, welche selten geneigt waren, sich in einem gemeinschaftlichen Interesse zu vereinigen. Carl begann den Krieg mit ihnen im Jahre 772 *) und erst im Jahre 804 gelang es ihm, sie

*) Ein Einfall der Sachsen in das Gebiet der Franken war der Vorwand zu dem ersten Kriege, den Carl gegen sie führte. Die andern Kriege wurden durch Empörungen dieses kriegerischen Volkes erregt, das, obgleich überwunden, doch nie ganz unterworfen, erst nachdem es das Christenthum angenommen, völlig beruhigt wurde. Einen Theil der Sachsen verfolgte Carl nach Flandern und in die Schweiz, und ihre

ganz zu unterwerfen. Zwei und dreißig Jahre widerstanden sie einem Sieger, der, zuweilen nachsichtig bis zur Unklugheit, oft streng zur Grausamkeit, eben so eifrig bestrebt, sie zu bekehren, als zu unterjochen, nur erst dann Herr ihres Landes wurde, als er es fast gänzlich in eine Einöde verwandelt hatte. Sicherlich würden sich die Sachsen selbst gegen Carls Macht und großes Genie behauptet haben, wenn sie nicht in sich selbst zerspalten gewesen wären, und einen einzigen Führer gehabt hätten. Der, welcher den meisten Ruhm in jenen Kämpfen erwarb, war Wittekind, und nächst ihm Alboin, welche aber endlich das Christenthum annahmen (783). Um den langen Widerstand der Sachsen begreiflich zu finden, darf man nicht vergessen, daß die Art, wie die Heere jener Zeit organisirt waren, jedes Jahr einen Stillstand der Operationen herbeiführte, indem der Heerbann nur für einen Feldzug galt, und Carl zu gleicher Zeit auch gegen die Longobarden, die Hunnen, die Saracenen, die Britannier und die Dänen Krieg zu führen hatte, und daß die Größe seiner Staaten die Empörungen der Vasallen erleichterte, weshalb er oft genug zu thun hatte, nur den Frieden im Innern aufrecht zu halten, und sich in seinem Ansehen zu behaupten. Seine Kriege mit den Sachsen wurden oft mit unbeschreiblicher Grausamkeit geführt, allein oft verstand er sich zu einer Art von Waffenstillstand und friedlicher Ausgleichung, wenn er durch andere Sorgen gedrängt wurde. So rief, indeß sich eben Carl an den Ufern der Weser mit den Sachsen schlug, der Papst Hadrian seine Hülfe an, als der König der Longobarden, Desiderius, ihm das Exarchat von Ravenna, das Pipin der Kurze dem heil. Stuhle geschenkt hatte, wieder entriß, und in ihn drang, die beiden Söhne von Carls Bruder zu krönen, damit Carl als Usurpator erscheinen und seine Unterthanen sich von ihm wenden möchten. Die Gefahr war dringend. Schnell verließ Carl Deutschland und zog durch verborgene Wege der Alpen mit seinem Heere nach Italien. Desiderius hatte sich nach Pavia geflüchtet, welches von den Longobarden muthig und mit Glück vertheidigt wurde. Endlich aber fiel die Stadt doch in die Hände der Belagerer, auch Desiderius gerieth, so wie die Wittwe Carlmanns nebst ihren Söhnen, in Carls Gewalt. Alle wurden nach Frankreich abgeführt. Desiderius endigte sein Leben in einem Kloster, und über das Schicksal der Andern schweigt die Geschichte. Carl ließ sich nun im Jahre 774 zum Könige von Italien mit der bekannten eisernen Krone krönen. Obgleich nun das eigentliche Königreich der Lombarden aufhörte, so behielten doch die Provinzen, aus denen es bestanden hatte, ihre bisherigen Gesetze und Verfassungen, so wie es überhaupt eine Hauptansicht des großen Monarchen war, den besiegten Völkern nichts Fremdartiges aufzudringen, auch sie nicht nach Einer Form regieren zu wollen. Er folgte hier klüglich den Winken der Natur, die Einheit sucht in der Mannichfaltigkeit. Im J. 778 begab sich Carl nach Spanien zur Unterstützung eines maurischen oder saracenischen Fürsten. Er eroberte Pampelona, machte sich zum Herrn der Grafschaft Barcelona und verbreitete überall unter den Feinden den Schrecken seines Namens. Allein bei der Rückkehr wurden seine Truppen im Thale Ronceval von den Sarace-

---

Wohnsitze wurden von den Obotriten, einem vandalischen Völkerstamme im Mecklenburgischen, eingenommen. Auch die bekannte Irmensäule wurde als ein Denkmahl des Götzendienstes von Carl zerstört.

nen in Verbindung mit den Gebirgsbewohnern Gasconiens überfallen, und erlitten eine bedeutende Niederlage, welche dadurch besonders merkwürdig wurde, daß einer von den berühmtesten Kriegern jener Zeit, der von Vielen für eine fabelhafte Person gehaltene Roland, in der Schlacht blieb. Da die üble Stimmung der Völkerschaften Aquitaniens Carln bestimmt hatte, ihnen einen besondern Beherrscher zu geben; so wählte er dazu den jüngsten seiner Söhne Ludwig, der unter dem Namen der Fromme (le débonnaire) bekannt ist. Die Lombarden waren nicht minder unruhig, und die Griechen machten immerwährende Versuche, Italien wieder zu erobern; auch die Großen, denen er hier einen Theil der obersten Gewalt anvertraut hatte, zeigten wenig Treue, daher gab er ihnen seinen zweiten Sohn, Pipin, zum Regenten, indeß der älteste Sohn Carl stets bei ihm blieb, und ihn bei seinen mannichfachen Unternehmungen unterstützte. Er hatte zwar noch einen Sohn, auch Pipin genannt, der unter allen seinen Kindern das älteste war, und zwar von seiner verstoßenen Gemahlin, allein dies eben mochte ihm einen Widerwillen gegen denselben eingeflößt haben, und so erhielt dieser keinen Theil an der Regierung des Reichs. Er zettelte daher eine Verschwörung gegen den Vater an und endigte sein Leben in einem Kloster. Nach seiner Rückkehr aus Spanien mußte Carl abermals gegen die Sachsen zu Felde ziehen, und diese Feldzüge wurden jedes Jahr nothwendig. Carl fehlte wohl darin, daß er zu grausam verfuhr, denn so ließ er einst 4500 derselben niederhauen, um seinen Zorn zu kühlen; eine Maßregel, welche den Haß des nie besiegten Volkes bis zur Wuth steigerte. Von hier zog er nach Rom (780), um seine beiden Söhne, Pipin und Ludwig, von dem Papste krönen zu lassen, dem er stets die höchste Ehrfurcht bewies, und dadurch befestigte er den Glauben seiner Völker, daß der Fürst der Kirche allein die königliche Gewalt verleihen könne, eine Meinung, welche die Päpste auf alle Weise zu erhalten bemüht waren. Es ist unmöglich, dem thätigen und unternehmenden Monarchen auf allen seinen Zügen zu folgen, denn immerfort hatte er mit innern oder äußern Feinden zu kämpfen; daher bemerken wir nur, daß das Jahr 790, das 22. seiner Regierung, das einzige war, das er nicht unter den Waffen zubrachte. Je mehr sich seine Macht ausbreitete, um so mehr dachte er darauf, den von seinem Vorfahren, Carl Martell, gehegten Plan der Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums auszuführen. Die Kaiserin Irene, welche damals zu Constantinopel herrschte, ließ, um die Theilung des Reichs zu hindern, Carln den Vorschlag thun, ihre Kinder zu vermählen, wodurch denn die Welt von neuem unter Eine Herrschaft gekommen wäre. Ihr Vorschlag ward angenommen; allein als Irenens Ehrsucht sie so weit geführt hatte, ihren eigen Sohn zu entthronen, und sich der obersten Gewalt zu bemächtigen, ließ sie ihre Hand selbst Carln antragen. Diese seltsame Verbindung, der Carl gar nicht abgeneigt war, würde der Welt ein ganz neues Schauspiel gewährt haben, wenn Irene nicht selbst vom Throne gestoßen worden wäre. Carl ließ sich hierauf im Jahre 800 vom Papste Leo III. zum Kaiser des Occidents (Abendlandes) krönen, und obgleich seine Reise nach Rom wahrscheinlich keinen andern Zweck gehabt hatte, stellte er sich doch sehr überrascht durch diese Ceremonien, die er nicht erwartet zu haben scheinen wollte. Sie fand Statt am Weihnachtstage in Gegenwart einer ungeheuern Volksmenge. Carl wurde zum Cäsar und Augustus ausgerufen; man bewilligte ihm den Schmuck der

alten römischen Kaiser, und vergaß blos, daß das Kaiserthum sich nicht erhalten konnte in einer Familie, wo die Gewalt sich unter die Kinder des verstorbenen Monarchen gesetzlich theilte. Nachdem Carl einen seiner Söhne zum Mönch gemacht hatte, verlor er 810 Pipin, den König von Italien, und das folgende Jahr folgte diesem im Tode Carl der älteste. So blieb ihm von seinen rechtmäßigen Söhnen nur noch einer, Ludwig, König von Aquitanien, übrig, den er im J. 813 zum Mitregenten annahm, da ihn sein Alter und seine zunehmende Schwäche ahnen ließen, daß das Ende seines Lebens nicht so gar fern mehr sein könne. In der That starb er auch im J. 814 den 28. Jan., im 71. Jahre des Lebens und dem 47. der Regierung. Durch sein im J. 806 gemachtes, von den Großen des fränkischen Reichs auf einer Versammlung zu Thionville bestätigtes und vom Papste Leo unterzeichnetes Testament theilte Carl seine Staaten unter seine drei Söhne, indem er zugleich seinen Völkern die Freiheit ließ, sich nach dem Tode dieser Prinzen einen Herrn zu wählen, wenn er nur aus königlichem Blute wäre. Carl starb mit Ahnungen und Furcht, daß sein Reich dem Andrange fremder Feinde nicht lange widerstehen würde, eine Furcht, welche sich in der Folge bestätigte. Er fühlte zu spät, daß dieselben Sachsen, die er in rauhere Landschaften zurückgedrängt hatte, einst an seinem Reiche Rache nehmen und in ihrem Gefolge noch andere Barbaren mitbringen würden. Die Verehrung, welche Carl sich erworben, war allgemein; aber unglücklicher Weise war er der letzte Held seines Stammes. Carl wurde, wie Eginhard meldet, zu Aachen, wo er gern und gewöhnlich sich aufhielt, begraben. Man ließ ihn in ein Gewölbe hinab, wo er auf einen Thron von Gold in vollem kaiserlichen Ornate gesetzt wurde. Auf dem Haupte trug er die Krone, in der Hand hielt er einen Kelch, an der Seite hatte er das Schwert, auf seinen Knien lag das Evangelienbuch, zu den Füßen Scepter und Schild. Man versiegelte die Gruft, und errichtete über derselben eine Art von Triumphbogen, worauf die Worte standen: „Hier ruht der Körper Carls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken glorreich erweiterte und 47 Jahr glücklich regierte.“ Carl war ein Freund geistiger Bildung, und verdiente ganz den Namen des Wiederherstellers der Wissenschaften und Lehrers seiner Völker. Durch seine liberale Denkungsart zog er die ausgezeichnetsten Gelehrten Europens an seinen Hof, unter andern Alcuin aus England, den er zu seinem eigenen Lehrer wählte, ferner Peter von Pisa, der den Titel eines Grammatikers Carls annahm, und Paul Warnefried, bekannter unter dem Namen Paul Diaconus, der dem Kaiser in der griechischen und lateinischen Literatur Unterricht ertheilte. Auf Alcuins Rath legte Carl in seinem Palaste zu Aachen eine Akademie an; den Sitzungen derselben wohnte er mit allen Gelehrten und schönen Geistern seines Hofes, dem Leidrades, Theodulph, den Erzbischöfen von Trier und Mainz, und dem Abte von Corvey bei. Alle Mitglieder dieser Akademie hatten besondere, ihren Talenten oder Neigungen entsprechende Namen angenommen; einer hieß Dametas, einer Homer, ein anderer Candidus; Carl selbst nannte sich David. Aus Italien zog er Lehrer in Sprachen und der Mathematik herbei und stellte sie in den vornehmsten Städten seines Reiches an. Bei den Domstiftern und Klöstern errichtete er Schulen für Theologie und humanistische Wissenschaften. Er selbst bestrebte sich unablässig, durch den Umgang mit Gelehrten seinen Geist auszubilden und sein Wissen zu bereichern, und seine einzige und liebste Unterhaltung blieb

bis an seinen Tod dieser Umgang. Er sprach mehrere Sprachen recht fertig, besonders lateinisch. Weniger gelang ihm das Schreiben, weil er sich erst in höhern Jahren darauf gelegt hatte. Im Winter las er viel und ließ sich selbst bei Tische vorlesen. Die kirchliche Liturgie zu verbessern, ließ er sich sehr angelegen sein. Er wollte gern die römische in seinen Staaten einführen, allein die Geistlichkeit, die an alten Gebräuchen hing, leistete einigen Widerstand; indeß fügten sich mehrere Kirchen dem Wunsche des Monarchen und andere vermischten die römische und gallicanische. Auch dem Kirchengesange ließ er eine Verbesserung angedeihen. Er wünschte Gleichheit des Maßes und Gewichtes, konnte aber nicht damit durchdringen. Ein anderer großer Plan seiner Regierung war die Verbindung des Rheins mit der Donau, und dadurch des atlantischen Oceans mit dem schwarzen Meere, vermittelst eines Canals. Die ganze Armee mußte daran arbeiten, aber er konnte nicht ausgeführt werden, weil es in jener Zeit noch an Kenntnissen im Wasserbau, die sich erst eine spätere Zeit erwerben konnte, fehlte. Allein dafür errichteten die von ihm beschützten Künste andere köstliche Denkmahle für die Nachwelt. Die Stadt Aachen wurde besonders von ihm ausgeschmückt. Sie erhielt ihren Namen von einer prächtigen Capelle, die er aus den schönsten Marmorarten erbauen ließ, welche deshalb aus Rom und Ravenna gebracht wurden. Die Pforten dieses Tempels waren von Bronze, und sein Dom trug eine massiv goldene Kuppel. Der kaiserliche Palast war äußerst prachtvoll, mit herrlichen Gemächern und Säulengängen versehen. Auch ließ Carl Bäder erbauen, welche so geräumig waren, daß mehr als hundert Personen darinnen in warmem Wasser schwimmen konnten. Er selbst liebte das Schwimmen sehr und benutzte oft diese Bäder mit allen Großen seines Hofes, selbst mit seinen Soldaten. Zu Selz im Elsaß hatte er einen nicht minder prächtigen Palast, und hier empfing er die Gesandten des Nicephorus mit einer Pracht, dergleichen man selbst im Oriente nicht gesehen hatte. Carln verdankt Frankreich die ersten Fortschritte der Marine. Er baute den Leuchtthurm zu Boulogne wieder, und ließ verschiedene Häfen anlegen. Er begünstigte den Ackerbau und machte sich durch die Weisheit seiner Gesetze unsterblich. Sein Ruhm erfüllte auch den Orient. Er empfing Gesandten vom Patriarchen zu Jerusalem, von den Kaisern Nicephorus und Michael, und zweimal ließ ihn der berühmte Harun Al-Raschid durch Gesandtschaften begrüßen. Er versammelte Concilien, Parlamente, machte die Capitularien und Carolinischen Bücher bekannt, schrieb viele Briefe, von denen mehrere noch vorhanden sind, auch eine Grammatik, so wie verschiedene lateinische Gedichte. Sein Reich begriff ganz Frankreich, den größten Theil von Catalonien, Navarra und Arragonien; dann Flandern, Holland, Friesland, die Provinzen Westphalen und Sachsen bis zur Elbe; Franken, Schwaben, Thüringen und die Schweiz, ferner Oesterreich, Ungarn, Dacien, Böhmen, Istrien, Dalmatien und mehrere Cantone Slavoniens, endlich ganz Italien bis Unter-Calabrien, denn er hatte sich seiner Rechte auf die Stadt und das Gebiet von Rom, so wie auf das Exarchat von Ravenna und die übrigen Provinzen des alten Kirchenstaates nicht begeben. Im seinem Privatleben war Carl sehr liebenswürdig, ein gütiger Vater, zärtlicher Gatte und großmüthiger Freund. Sein inneres Hauswesen war ein Muster von Sparsamkeit, seine Person ein seltenes Beispiel von Einfachheit und Größe. Am meisten haßte er Kleiderpracht bei Männern, doch zeigte er sich bei feierlichen Gelegenheiten wohl in aller Pracht der Majestät. Seine

Tafel war höchst frugal. Seine einzige Ausschweifung beging er in der Liebe zum andern Geschlechte, die bisweilen seine Gesundheit in Gefahr brachte. Von Gestalt war er groß und stark; seine Länge betrug, nach Eginhard, sieben seiner Füße. Sein Scheitel war rund, sein Auge groß und lebhaft, die Nase hatte mehr als gewöhnliche Größe; im Gesicht hatte er einen angenehmen Ausdruck von Heiterkeit. Sein Gang war fest, die Haltung seines Körpers männlich. Er genoß einer steten Gesundheit, nur in den vier letzten Jahren vor seinem Tode wurde er oft von Fiebern befallen, so daß er zuletzt sogar auf einem Fuße hinkte. Im Sommer pflegte er nach dem Mittagsessen zwei Stunden zu ruhen, und dabei sich auszukleiden, allein des Nachts schlief er unruhig. — Seine Kleidung war die vaterländische; am Leibe trug er ein leinenes Hemd, darüber einen Rock mit seidener Borde eingefaßt und lange Beinkleider. Als Oberkleid trug er einen Mantel und stets das Schwert, dessen Griff und Wehrgehäng von Gold oder Silber war. Er besaß eine eindringende natürliche Beredsamkeit, und in dem Ausdruck seines Aeußern lag etwas Ehrfurcht erweckendes, verbunden mit Milde und Wohlwollen.

Carl IV., deutscher Kaiser, aus dem Hause Luxemburg, war 1316 geboren. Sein Vater, Johann von Luxemburg, König von Böhmen, ist berühmt in der Geschichte durch seinen ritterlichen Geist, dessen Opfer er in der Schlacht von Crecy wurde. Die Streitigkeiten des Kaisers Ludwigs V. mit dem Könige von Böhmen, dem Vater Carls, die Wahl des Letztern an die Stelle des von Clemens VI. excommunicirten Kaisers, der Sieg, den der an Macht und Talenten weit überlegene Ludwig über seinen Nebenbuhler davon trug, und sein plötzlicher Tod mitten unter seinen Erfolgen können hier nur flüchtig erwähnt werden. Nachdem Ludwig am 21. October 1347 umgekommen war, konnte Carl von Luxemburg, der das Königreich Böhmen geerbt, und den 1346 fünf Churfürsten zum Kaiser erwählt hatten, sich schmeicheln, ohne Hindernisse einen Thron zu besitzen, den ihm das Schicksal zu verleihen schien; aber die Mittel selbst, die ihn auf den Thron gehoben hatten, erweckten ihm Gegner. Die Reichsfürsten sahen in ihm nur ein niedriges Werkzeug, einen Diener des Papstes. Noch waren nicht zehn Jahre verflossen, seit Deutschland auf dem Reichstage zu Rense die kräftigsten Maßregeln gegen die Ansprüche des heiligen Stuhls genommen hatte. Carls IV. Wahl war der erste Eingriff in die berühmte Constitution von 1338, welche dieser Fürst durch seine erste Regierungshandlung unter die Füße trat. Demnach vereinigten sich der Erzbischof von Mainz, den Clemens IV. abgesetzt hatte, die Churfürsten von Brandenburg und der Pfalz, der Herzog von Sachsen-Lauenburg, der sich eine Wahlstimme anmaßte, zu Lahnstein, erklärten Carls Wahl für null und nichtig und wählten Eduard III., des letzten Kaisers Schwager; aber dieser Monarch, damals mit Frankreich in Krieg, benutzte das Anerbieten der Churfürsten nur, um sich der Neutralität des Königs von Böhmen zu versichern, und schlug die ihm angebotene Krone aus. Eben so fruchtlos war die Wahl des Landgrafen von Meißen, Friedrichs des Strengen, worauf Carls Feinde den tugendhaften und heldenmüthigen Grafen Günther von Schwarzburg wählten, dessen Carl sich nur durch Gift zu entledigen wußte. Diejenigen, die Günthern in seinen letzten Augenblicken umgaben, entrissen ihm eine Entsagung, welche ihnen Carl theuer bezahlte, der eben so freigebig war, wenn es der Sättigung seines Ehrgeizes galt, als ungerecht und raubsüchtig, wenn er seiner Habsucht genügen konnte. Carl strebte jetzt mit allen

Kräften, seine Feinde an sich zu locken. Er vermählte sich mit der Tochter des Churfürsten von der Pfalz, belehnte den Churfürsten von Brandenburg mit Tyrol, und brachte es dahin, daß er einstimmig zum Kaiser gewählt und zu Aachen gesalbt wurde. Kaum aber war er gekrönt, so bemächtigte er sich der Reichsinsignien und ließ sie gegen sein ausdrückliches Versprechen nach Böhmen bringen. So bewies er schon in den ersten Tagen seiner Regierung seine Treulosigkeit und seine Habsucht. Seine unrechtmäßigen Räubereien benutzte er zu ungerechten Erwerbungen. So bestach er seinen Schwiegervater, den Churfürsten von der Pfalz, einen großen Theil der Oberpfalz dem Lehnhofe von Böhmen zu unterwerfen. Dieser Gerichtshof, den er als das passendste Werkzeug zur Unterjochung Deutschlands betrachtete, dehnte seine Gerichtsbarkeit über einen großen Theil Deutschlands aus. Im J. 1354 begab sich der Kaiser nach Italien, um sich von dem Papste krönen zu lassen; aber auch diese Gunst erkaufte er durch Bedingungen, die ihn den Spott und der Verachtung preis gaben. Er verpflichtete sich, ohne Heeresmacht zu erscheinen. Nachdem er zu Mailand zum Könige von Italien geweiht worden, bestätigte er die Visconti im Genuß aller Usurpationen, die er ihnen zu nehmen versprochen hatte. Er vernichtete alle Verfügungen seines Großvaters, Heinrichs VII., gegen Florenz, und durch einen zu Padua geschlossenen Vertrag trat er letztere Stadt nebst Verona und Vicenza an Venedig ab. So seine Rechte verhandelnd und vertauschend, kam er nach Rom, ward von einem Abgeordneten des Papstes gekrönt, wagte aber nicht, nur einen einzigen Tag hier zu verweilen. Die Bitten einiger Römer, im Namen des Reichs die Stadt als sein Eigenthum zurückzufodern, lehnte er ab, und entsagte in einem eigenen Vertrag jeder Oberherrschaft über Rom, den Kirchenstaat, Ferrara, Neapel, Sicilien, Sardinien und Corsica, ja er versprach eidlich, nicht ohne des Papstes Erlaubniß wieder nach Italien zu kommen. Mit Schmach bedeckt, von den Guelphen verspottet, verwünscht von den Ghibellinen, kehrte Carl nach Deutschland zurück, wo er die berühmte goldene Bulle erließ, die bis auf die neuesten Zeiten ein Grundgesez des deutschen Reichs war (s. Bulle). Er erwarb sich dadurch einige Ansprüche auf die öffentliche Dankbarkeit; diese Ansprüche wurden aber bald ausgelöscht durch den allgemeinen Unwillen, den die mit seiner Bewilligung von dem päpstlichen Nuntius gemachten Anträge erregten, zum Vortheile des Papstes eine Abgabe einzuführen, deren Betrag dem zehnten Theil der Einkünfte aller geistlichen Güter gleichkäme. Alle Mitglieder des Reichstags widersetzten sich nachdrücklich; und Carl wurde durch seine Aengstlichkeit, die Reichsfürsten zu besänftigen, so weit fortgerissen, daß er ankündigte, er wolle der Versammlung vorschlagen sich mit einer Reform des deutschen Clerus zu beschäftigen. Der Papst, erzürnt über diese unbesonnene Kühnheit des Kaisers, foderte die Churfürsten auf, ihn abzusetzen. Sogleich kehrte Carl zur gewohnten Unterwürfigkeit zurück, und gab nicht nur alle Verbesserungen auf, sondern bestätigte sogar 1359 alle Freiheiten der Geistlichkeit, bestätigte alle ihre gegenwärtigen und zukünftigen Besitzungen und machte sie von jeder weltlichen Macht unabhängig. Ein so schwankendes Benehmen zog ihm die Verachtung beider Theile zu. Noch vor dem Schlusse des nämlichen Reichstags, welcher zu Mainz gehalten wurde, bekam er davon den Beweis. Viele ehemalige Reichslehen waren nach und nach von verschiedenen Fürsten an sich gerissen worden; Carl wollte eine Reunionskammer errichten, um sie wieder zu erlangen; aber die Unzufrieden-

heit, welche sich darüber äußerte, vereitelte auch diesen Plan des schwachen Kaisers, welcher sich dadurch entschädigte, daß er dem Könige von Polen die Souveränetätsrechte verkaufte, die über einige seiner Provinzen bisher vom Reiche ausgeübt worden waren. Es ist leicht begreiflich, daß unter einem solchen Kaiser Deutschland in seinem Innern nicht ruhig war. Räuberbanden plünderten es allenthalben; der Kaiser zog gegen sie aus, ohne jedoch etwas zu unternehmen, und erklärte endlich den Fürsten und Städten, daß sie sich durch Bündnisse unter einander so gut wie möglich schützen möchten. Italiens Zustand war nicht minder betrübt. Toscana seufzte unter der Anarchie; die Lombardei ward von Bürgerkriegen zerfleischt; die Visconti hatten sich sogar des Mailändischen bemächtigt. Der Kaiser, treu seinem Grundsatze, allenthalben, wo er sie fand, die Macht gut zu heißen, ernannte diese Usurpatoren zu seinen Generalvicarien in der Lombardei. Dadurch kühn gemacht, drohte Barnaba Visconti, ganz Italien seinem Joche zu unterwerfen. Papst Urban V., durch die Gefahr beunruhigt, lud Carl zu sich ein, eilte von Avignon nach Rom, schloß verschiedene Bündnisse, hob Truppen aus, und erwartete den Kaiser, der wirklich mit einer ansehnlichen Heeresmacht erschien, so daß Italien sich einen Augenblick für gerettet hielt. Carl benutzte die Stimmung des Papstes, um seine vierte Gemahlin, Elisabeth von Pommern, zu Rom krönen zu lassen, und übernahm dagegen die bestimmtesten Verbindlichkeiten. Dennoch unterhandelte er aufs neue mit den Visconti, und verkaufte ihnen, vermöge eines zweiten Tractats, eine förmliche Bestätigung aller ihrer Usurpationen. Auf ähnliche Weise verkaufte er während seines Aufenthalts in Italien Staaten und Städte den Meistbietenden, oder machte sie, wenn sie mehr bezahlten, zu unabhängigen Republiken. Mit großen Schätzen, aber auch verachtet von seinen Feinden und verwünscht von seinen Bundesgenossen, kehrte er nach Deutschland zurück. Nachdem Gregor XI. ihn autorisirt hatte, seinen Sohn Wenzel zum römischen König wählen zu lassen, erkaufte er mit jenen Reichthümern die Stimme der Churfürsten, die über das Benehmen des Papstes erzürnt sein mußten, theilte ihnen überdies Besitzungen am Rhein und mehrere Reichsstädte zu, und erlangte dadurch, daß Wenzel gewählt wurde. Um ihre Rechte gegen die Willkühr des Kaisers aufrecht zu erhalten, schlossen die Reichsstädte in Schwaben den sogenannten schwäbischen Bund, dem sich Carl umsonst widersetzte. Dem Papste bewies er seine Dankbarkeit dadurch, daß er der Geistlichkeit noch größere Rechte einräumte. Das Reich war seinem Untergange nahe, als Carl 1378 zu Prag starb. Er hinterließ seinem ältesten Sohne Wenzel Böhmen und Schlesien, dem zweiten, Sigismund, das Churfürstenthum Brandenburg, und dem dritten die Lausitz. Seine Regierung ist für die Wissenschaften durch die Stiftung der Universitäten zu Prag und Wien, für die Religionsgeschichte durch eine schreckliche Judenverfolgung, und in der Geschichte des deutschen Adels dadurch merkwürdig, daß dieser Fürst zuerst Adelsbriefe ertheilte und verkaufte.

Carl V., deutscher Kaiser und König von Spanien, der älteste Sohn Philipps, Erzherzogs von Oesterreich, und Johanna's, der Tochter Ferdinands und Isabellens, war zu Gent den 24. Febr. 1500 geboren. Philipps Aeltern waren Kaiser Maximilian und Maria, die einzige Tochter Carls des Kühnen, letzten Herzogs von Burgund. Carl hatte mithin vermöge seiner Geburt Rechte auf die schönsten Länder Europens. Er wurde in den Niederlanden erzogen; man ver-

traute ihn der Obhut Wilhelms von Croy, Herrn von Chièvres. Carl zog die militärischen Uebungen den Studien vor. Chièvres, ohne ihn von seinen Lieblingsbeschäftigungen abzuziehen, lehrte ihn die Geschichte, bildete ihn für die Geschäfte des Staats und pflanzte ihm jene ernste Würde ein, die ihm für sein ganzes Leben eigen war. Nach dem Tode Ferdinands, seines Großvaters, im J. 1516, nahm Carl den Titel eines Königs von Spanien an. Die Leitung der Angelegenheiten in diesem Reiche wurde dem berühmten Ximenes anvertraut, der durch sein Genie die glorreiche Herrschaft Carls V. vorbereitete. Im J. 1519 starb auch Maximilian und jezt wurde Carl zum Kaiser erwählt. Er verließ Spanien, um von einer Würde Besiz zu nehmen, die ihm von Franz I. streitig gemacht worden war, und ließ sich in Aachen mit außerordentlicher Pracht krönen. Die von seinen Gesandten unterzeichnete Wahlcapitulation bestätigte er ohne Zögern. Die Fortschritte der Reformation in Deutschland erforderten die Sorgfalt des neuen Kaisers, welcher einen Reichstag zu Worms hielt. Luther, der hier mit einem Freibrief Carls erschien, sprach für seine Sache mit Kraft und Freimüthigkeit. Der Kaiser ließ von seiner Meinung nichts merken, aber nach der Abreise des Reformators erschien wider ihn ein strenges Edict im Namen des Kaisers, dem es seinem Interesse angemessen schien, sich als Beschüzer der römischen Kirche zu zeigen. Die Ansprüche, welche Franz I. auf das Reich gemacht hatte, und die er noch auf Italien, die Niederlande und Navarra machte, ließen den Krieg als unvermeidlich erscheinen. Carl V. bereitete sich darauf durch eine Allianz mit dem Papste vor. Die Feindseligkeiten brachen 1521 aus. Die Franzosen siegreich jenseit der Pyrenäen, waren unglücklich in den Niederlanden. Ein zu Calais gehaltener Friedenscongreß erhizte die Gemüther nur mehr, und gab Heinrich VIII. einen Vorwand, sich für Carl V. zu erklären, dessen Partei täglich stärker ward. Ein ernsthafter Aufruhr in Spanien wurde glücklich gedämpft. Die Niederlagen Bonnivets im Mailändischen und der Uebertritt des Connetable von Bourbon trösteten Carl V. dafür, daß sein Einfall in die Provence fehlgeschlagen war. Bald verlieh das Glück seinen Waffen einen noch größern Erfolg. Franz, welcher Pavia belagerte, wurde von den Kaiserlichen in einer Schlacht bezwungen und gefangen genommen (1525). Bei diesem außerordentlichen Ereignisse heuchelte Carl die Mäßigung eines christlichen Helden. Statt die errungenen Vortheile zu verfolgen, blieb er müßig in Spanien. Aber er dachte seinen Zweck auf anderm Wege zu erreichen. Er schlug Franz I. so harte Bedingungen vor, daß dieser unglückliche Fürst schwur, er wolle lieber in der Gefangenschaft sterben, als sie eingehen. Inzwischen brachte man ihn nach Spanien und behandelte ihn mit scheinbarer Ehrerbietung. Carl V. aber besuchte ihn erst, als er vernahm, daß sein Leben in Gefahr sei. Die Zusammenkunft war kurz; Carl versprach dem Könige eine baldige Freilassung; aber er gab dies Versprechen nur, um den Kummer des Gefangenen zu mindern, und nicht vielleicht durch den Tod die Frucht seiner Siege zu verlieren. Endlich kam im Jan. 1526 der Vertrag von Madrid zu Stande. Die Macht Carls V. beunruhigte die meisten Fürsten Europa's. Papst Clemens VII. stellte sich an die Spize eines Bündnisses der Hauptstaaten Italiens, aber die übel geleiteten Anstrengungen dieses Bündnisses führten neue Unfälle herbei. Rom wurde von den Truppen des Connetable mit Sturm genommen, geplündert und der Papst selbst gefangen. Carl V. mißbilligte öffentlich

das Unternehmen des Connetable, nahm mit seinem Hofe Trauerkleider und trieb die Heuchelei so weit, Gebete für die Befreiung des Papstes anzuordnen. Als er dem heiligen Vater die Freiheit wiedergab, foderte er ein Lösegeld von 400,000 Goldthalern, begnügte sich aber mit einem Viertel. Auch gab er gegen 2 Millionen die französischen Prinzen frei, die er zum Unterpfand erhalten hatte. Heinrich VIII., der durch seinen Gesandten mehrmals um Franz I. Freilassung angehalten hatte, verband sich mit dem französischen Monarchen, um Carl V. den Krieg zu erklären. Dieser beschuldigte Franz I., sein als Edelmann gegebenes Wort gebrochen zu haben. Der Streit führte zu einer Aufforderung zum Zweikampfe, die jedoch keine Wirkung hatte. Der Krieg, welcher erfolgte, endigte 1529 durch den Tractat von Cambrai zum Vortheil des Kaisers. Bald darauf verließ Carl V. Spanien, begab sich nach Italien, und ließ sich zu Bologna zum König der Lombardei und römischen Kaiser krönen. Bei dieser Feierlichkeit küßte der stolze Carl demselben Papste, den er gefangen gehalten, die Füße. Im J. 1530 schien der Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg die verschiedenen Parteien aussöhnen zu wollen; da er aber nicht damit zu Stande kam, erließ er ein Decret gegen die Protestanten, welchem diese durch den schmalkaldischen Bund begegneten. Hier auch publicirte er 1532 die Halsgerichtsordnung (s. d. Art.). Ungeachtet seiner Unternehmungen zu Gunsten der catholischen Religion, zeigte Carl sich jedesmal, wo sein Interesse Duldung zuließ, gemäßigt gegen die Protestanten. Auch zögerten die protestantischen Fürsten nicht, ihre Contingente zu stellen, als er ein Heer gegen die Türken versammelte. Nachdem er Soliman zum Rückzug genöthigt hatte, unternahm er 1535 einen Zug gegen Tunis, setzte den Dey daselbst wieder ein und befreite zwanzigtausend Christensclaven. Dieser Erfolg gab seinem Charakter eine chevalereske Wendung, die ihn der Christenheit werth machte und den Planen seiner Politik nützen konnte. Er zeigte diesen Rittergeist noch mehr in einer Rede, die er zu Rom vor dem Papste und den Cardinälen hielt, als sich in Italien die Feindseligkeiten gegen Frankreich erneuerten. Er schlug darin einen Zweikampf vor, in welchem einer Seits das Herzogthum Burgund, anderer Seits das Herzogthum Mailand der Preis sein sollte; aber am folgenden Tage erklärte er sich gegen den französischen Gesandten auf eine Weise, welche vermuthen ließ, daß seine Aufforderung nur eine Redefigur gewesen sei. Seine Unternehmungen sowohl in der Provence als in der Picardie waren indeß wenig glücklich; man schloß 1537 einen Waffenstillstand und verlängerte ihn 1538 auf zehn Jahre. Beide Monarchen hatten eine persönliche Zusammenkunft, worin sie viel von gegenseitiger Achtung und Zuneigung sprachen. Bald darauf reisete Carl V., der in Spanien war, wo er die alte Constitution der Cortes vernichtet hatte, über Frankreich nach den Niederlanden. Er brachte fünf Tage bei Franz I. in Paris zu; beide Fürsten erschienen an allen öffentlichen Orten zusammen, wie zwei Brüder. Es fehlte nicht an Hofleuten, welche dem Könige von Frankreich riethen, seinen Gast nicht abreisen zu lassen, bevor derselbe nicht den madrider Vertrag widerrufen habe; allein Franz dachte zu edel, um darauf zu achten, und begnügte sich mit Versprechungen, die Carl schnell genug vergaß. Dieser beschloß, nachdem er die Unruhen in den Niederlanden gestillt hatte, seinen Ruhm durch die Eroberung von Algier zu krönen. (1541). Er ging gegen Doria's Rath in der stürmischsten Jahreszeit in See und verlor ohne Nutzen einen Theil seiner Flotte, und seines

Heere. Nach seiner Rückkehr von dieser gefahrvollen Unternehmung verwickelte ihn die Weigerung, den König von Frankreich mit dem Mailändischen Gebiete zu belehnen, in einen neuen Krieg, in welchem der König von England auf seine Seite trat. Carls Heer wurde bei Cerisoles geschlagen, aber auf der andern Seite drang er bis in das Herz der Champagne vor. Die in Deutschland wegen der Reformation ausgebrocheren Unruhen bestimmten den Kaiser, im J. 1545 den Frieden von Crespy zu unterzeichnen. Carl V. suchte die Gemüther zu versöhnen, und wandte bei den Protestanten wechselweise Drohungen und Versprechungen an. Nach einigen Verhandlungen, bei denen man sich gegenseitig nur zu betrügen suchte, erhoben die protestantischen Fürsten die Fahne des Krieges. Der Kaiser, der einen Reichstag zu Regensburg hielt, erklärte das Oberhaupt derselben in die Reichsacht, entzweite die Verbündeten, versammelte in der Eil ein Heer und trug mehrere Vortheile über seine Feinde davon. Der Churfürst von Sachsen, Johann Friedrich, ward in der Schlacht von Mühlberg (1547) gefangen. Carl empfing ihn mit Härte, und übergab ihn einer aus Italienern und Spaniern bestehenden Militärcommission unter Alba's Vorsitz, welche ihn zum Tode verurtheilte. Nur durch Annahme der demüthigsten Bedingungen rettete der Churfürst sein Leben, blieb aber Gefangener. Indeß stellte sich der Kaiser einigermaßen gemäßigt gegen die besiegte Partei. Als er nach Wittenberg kam, wunderte er sich, daß man die Ausübung des lutherischen Gottesdienstes eingestellt habe. Er besuchte das Grab Luthers, und sprach: „Ich bekriege nicht die Todten, er ruhe in Frieden, er ist schon vor seinem Richter." Der Landgraf von Hessen-Cassel, eins von den Häuptern der Protestanten, war genöthigt, die Waffen niederzulegen und um Gnade zu bitten; Carl beraubte ihn, trotz der gethanen Versprechungen, seiner Freiheit. Nach Vernichtung des schmalkaldischen Bundes beschäftigte sich der Kaiser aufs neue mit dem Plane, die Religionsparteien wieder zu vereinigen, und erließ zu dem Ende das unter dem Namen Interim (s. d.) bekannte Reglement, das aber eben so fruchtlos war, als die von ihm auf dem Reichstage zu Augsburg vorgeschlagenen Maßregeln. Auch war seine Bemühung, die kaiserliche Krone seinem Sohne zu sichern, vergeblich. Die Zwietracht bewegte stets die Gemüther, und als Carl Herr zu sein glaubte, brach ein neuer Krieg gegen ihn aus. Moritz, den er mit der sächsischen Churwürde belehnt hatte, bildete ein Bündniß, dem Heinrich II., Franzens Nachfolger, beitrat. Die Vorbereitungen wurden in der größten Stille gemacht. Carl war zu Inspruck, wo er die Berathschlagungen der Kirchenversammlung zu Trident leitete, und große Plane gegen Frankreich und die Türkei im Sinne führte. Er erwartete Moritz als Bundesgenossen, als dieser die Maske abwarf, plötzlich an der Spitze einer Armee erschien und in Tyrol einrückte, während Heinrich II. in Lothringen einfiel. Carl wäre fast in Inspruck in einer stürmischen Nacht überfallen worden. Gequält von Gichtschmerzen, entfloh er allein in einer Sänfte auf ungebahnten Wegen. Moritz gab das kaiserliche Schloß der Plünderung Preis, das tridentinische Concilium löste sich auf, und die Protestanten dictirten die Bedingungen des passauer Vertrags (1552). Carl war in Lothringen nicht glücklicher; er konnte Metz, das der Herzog von Guise vertheidigte, nicht wiedernehmen. In Italien verlor er Siena durch einen Aufstand. Er ging nach Brüssel; bedrängt von seinen Feinden, und mit der Gicht kämpfend, ward er finster und schwermüthig, und entzog sich dergestalt Aller

Blicken mehrere Monate lang, so daß sich in Europa das Gerücht von seinem Tode verbreitete. Seine letzten Anstrengungen waren noch gegen Frankreich gerichtet, das stets seine Angriffe zurückschlug. Der Reichstag zu Augsburg 1555 bestätigte den passauer Vertrag, und gab den Protestanten gleiche Rechte mit den Catholiken. Carl sah alle seine Plane fehlgeschlagen und die Zahl seiner Feinde sich mehren. Er beschloß, seine Erbstaaten auf Philipp zu übertragen. Nachdem er die niederländischen Stände zu Löwen im J. 1555 versammelt hatte, legte er denselben die Gründe seines Entschlusses dar, sagte, daß er sich aufgeopfert habe für das Beste der Religion und seiner Unterthanen, daß ihm aber zu fernerer Thätigkeit die Kräfte mangelten und er den Rest seiner Tage Gott widmen wolle. Dann wandte er sich gegen Philipp, der sich auf die Knie geworfen hatte und die Hand seines Vaters küßte, erinnerte ihn an seine Pflichten, und beschwor ihn, unabläßig für das Wohl der Völker zu arbeiten. Darauf gab er ihm seinen Segen, drückte ihn an seine Brust, und sank erschöpft auf seinen Sessel zurück. Damals übertrug Carl auf Philipp nur die Souveränetät der Niederlande; am 15. Januar des folgenden Jahrs übergab er ihm auf gleiche Weise die spanische Krone und behielt sich nichts als ein Jahrgeld von 100,000 Ducaten vor. Da er beschlossen hatte, seine übrige Lebenszeit in Spanien zuzubringen, wartete er nur auf günstige Winde, dahin abzureisen. Die Zeit, die er noch in den Niederlanden blieb, wandte er an, seinen Sohn und Frankreich zu versöhnen und bewirkte die Abschließung eines Waffenstillstandes. Nachdem er bei Ferdinand einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, die Kaiserkrone auf seines Sohnes Haupt zu bringen, schickte er eine feierliche Gesandtschaft nach Deutschland, um den Churfürsten seine Absagung anzukündigen; darauf schiffte er sich nach Seeland ein und landete an den Küsten von Biscaja. Man sagt, er habe beim Aussteigen sich auf die Erde geworfen, sie geküßt und dabei ausgerufen: „Nackt bin ich aus dem Schooße meiner Mutter gekommen, und nackt kehre ich zu dir, allgemeine Mutter der Menschen, zurück!" Er hatte zu seinem Aufenthalte ein Kloster bei Placencia in Estremadura gewählt, und hier vertauschte er die Hoheit, Herrschaft und Pracht mit der Stille und Einsamkeit des Klosterlebens. Seine Vergnügungen beschränkten sich auf kleine Spazierritte, auf die Bestellung eines Gartens und auf mechanische Arbeiten. Er verfertigte hölzerne Uhren, und als er wahrnahm, daß es unmöglich sei, zwei Uhren von ganz übereinstimmendem Gange zu machen, soll er sich dabei seines Bestrebens, eine Menge Menschen zu einerlei Gesinnung zu bringen, als einer Thorheit erinnert haben. Er wohnte zweimal täglich dem Gottesdienste bei, las Erbauungsbücher, und versank nach und nach in eine solche Schwermuth, daß seine Geisteskräfte dadurch zu leiden schienen. Er entsagte den unschuldigsten Vergnügungen, und übte die Vorschriften des Mönchslebens in ihrer ganzen Strenge aus. Um eine außerordentiche Handlung der Frömmigkeit auszuüben, beschloß er endlich, seine eigene Todtenfeier zu begehen. In ein Sterbekleid gehüllt und von seiner Dienerschaft umgeben, legte er sich in einen Sarg, der in der Mitte der Kirche stand. Man hielt das Todtenamt und der Monarch mischte seine Stimme mit dem Gesange der Geistlichen, die für ihn beteten. Nach der letzten Besprengung entfernten sich Alle und die Thüren wurden geschloßen. Er blieb noch einige Zeit in dem Sarge; dann erhob er sich, warf sich vor dem Altare nieder, und kehrte in seine Zelle zurück, wo er die Nacht im tiefem

Nachdenken zubrachte. Diese Ceremonie beschleunigte das Ende seiner Tage; ein Fieber befiel ihn, an welchem er am 21. September 1558, in einem Alter von 59 Jahren starb. Carl war von edlem Betragen, feinen Sitten; er sprach wenig und lächelte selten. Von ausdauernder Festigkeit, langsam im Beschließen, schnell im Ausführen, eben so reich an Hülfsmitteln als scharfsinnig in ihrer Wahl, begabt mit einem kalten Urtheil, stets Herr seiner selbst, folgte er ganz seinem Ehrgeize und siegte leicht über Hindernisse. Die Verhältnisse entwickelten sein Genie und machten ihn zu einem großen Mann. Obgleich seine Falschheit bekannt war, hinterging er doch unter dem Scheine der Großmuth und Aufrichtigkeit selbst diejenigen, die seine Ränke schon erfahren hatten. Er kannte die Menschen und wußte sie zu seinen Zwecken zu gebrauchen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er eine Zeit lang darnach gestrebt, eine Universalmonarchie zu errichten. Im Unglücke erscheint er größer, als im Glücke. Sein Betragen gegen Franz I., den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen Cassel befleckt sein Andenken. Obgleich er die Künste und Wissenschaften wenig kannte, beschützte und begünstigte er doch Künstler und Gelehrte, um von ihnen verherrlicht zu werden. Mit seiner Gemahlin, Eleonora, der Tochter des Königs Emanuel von Portugal, hatte er einen Sohn, den nachmaligen Philipp II., und zwei Töchter. Außerdem hatte er mehrere natürliche Kinder. Von den Lebensbeschreibungen Carls V. begnügen wir uns, das Leben Carls V. von Robertson anzuführen, welches eins der schönsten Werke der neuern Literatur ist.

Carl VI., der zweite Sohn Leopold I., war am 1. October 1685 geboren. Ihm fiel nach seines Vaters Tode die Krone Spaniens zu, welche Frankreich damals auf das Haupt Philipps V. zu setzen bemüht war. Nachdem er 1703 zu Wien als König von Spanien proclamirt worden und sich mit den Engländern und Holländern verbunden hatte, begab er sich über Holland nach England, wo die Königin Anna ihn auf die freundlichste Weise aufnahm. Im Januar 1704 ging der junge Monarch mit einem ansehnlichen Truppencorps von Portsmouth ab, um sein fast ganz von den Franzosen besetztes Königreich zu erobern. Der Sturm warf seine Flotte an die englischen Küsten zurück, und erst nach mehreren vergeblichen Versuchen landete er in Catalonien mit 12,000 Mann. Obgleich er anfangs von Seiten der Einwohner nicht die erwartete Unterstützung fand, gelang es ihm doch, sich Barcellona's zu bemächtigen. Bald aber wurde er hier von seinem Mitbewerber Philipp V, persönlich belagert. Schon hatten die Franzosen Mont-Joui weggenommen, die Bresche war gangbar; man rüstete sich zu einem Sturm, und Carl schien der Gefangenschaft nicht entgehen zu können. Dennoch that er an der Spitze der Garnison von kaum 2000 Mann den hartnäckigsten Widerstand, als die längst erwartete englische Flotte erschien, die zwölf französische Schiffe, welche den Hafen blockirten, in die Flucht jagte, und ein Truppencorps landete, das die Franzosen zur schleunigen Aufhebung der Belagerung nöthigte. Dieser Begebenheit folgten abwechselnd Unfälle und glückliche Ereignisse. Zwei Mal drang Carl bis Madrid vor und zwei Mal ward er daraus wieder vertrieben. Das erste Mal (1706) ließ er sich in der Hauptstadt als König unter dem Namen Carl III. ausrufen. Er war genöthigt gewesen, sich zum zweiten Mal in die Mauern von Barcelona zu flüchten, als er den Tod seines Bruders, Josephs I., erfuhr. Dem Testament Leopolds zufolge

setzte dieses Ereigniß die doppelte Krone Carls V. auf sein Haupt; es fügte zu seinen ungewissen Rechten auf Spanien den viel sichereren Besitz der Erbstaaten, aber es mußte zugleich die Gesinnungen der Alliirten verändern, welche nicht so viel Macht in denselben Händen vereinigt sehen wollten. Carl begab sich eiligst über Italien nach Deutschland, und erfuhr bei seiner Ankunft, daß er auf Eugens Antrieb auch zum Kaiser erwählt worden sei. Er ward im December 1711 zu Frankfurt gekrönt, und erhielt im folgenden Jahre zu Preßburg die ungarische Krone. Dabei behielt er noch den leeren Titel eines Königs von Spanien. Den Krieg, den sein Bruder mit so vielem Glück in den Niederlanden geführt hatte, setzte er unter der Anführung Eugens fort; aber als Marlboroughs Ungnade und der Rückzug der englischen Armee die Niederlage von Denain herbeigeführt hatten, schlossen die Alliirten 1713 zu Utrecht Frieden mit Frankreich, ohne daß der Kaiser sie daran hindern konnte. Er selbst war genöthigt, im folgenden Jahre den Vertrag von Rastadt zu unterzeichnen, durch welchen ihm der Besitz von Mailand, Mantua, Sardinien und den Niederlanden garantirt wurde. Carls Unterthanen gelangten indeß durch diesen Frieden nicht zur Ruhe. Im Juni 1715 hatten die Türken den Venetianern den Krieg erklärt. Der Kaiser übernahm die Vertheidigung dieser Republik. Seine tapfern Heere, geführt von Eugen, erfochten entscheidende Siege bei Peterwardein und Belgrad; da aber die Spanier Italien bedrohten, schloß Carl 1718 den Frieden von Passarowicz ab, in welchem er Belgrad, Servien und Temesvar erwarb. Die Plane des Cardinals Alberoni, der das Madrider Cabinet leitete, verwickelte Oesterreich in einen neuen Krieg. Den ehrgeizigen Planen Alberoni's zu begegnen, wurde 1718 zu London eine Quadrupelallianz geschlossen; indeß endigte der Krieg schon 1720 mit der Entsetzung dieses Ministers. Um bei dem Mangel männlicher Erben die Nachfolge in seinen Staaten seiner Tochter Maria Theresia zu sichern, bemühte er sich, bei den verschiedenen Mächten die Annahme der pragmatischen Sanction zu bewirken, welche diesen Gegenstand festsetzte. Er war so glücklich, nach und nach alle europäischen Mächte für diese Absicht zu gewinnen. Eine kurze Periode des Friedens benutzte der Kaiser, um verschiedene für den Handel nützliche Anstalten zu gründen, unter andern eine levantische Handelscompagnie. Er besuchte in Person die Küsten Istriens und ließ daselbst Landstraßen und Häfen anlegen und Schiffe erbauen. Seine Plane für den indischen Handel in den Niederlanden hatten nicht denselben Erfolg, und er war genöthigt, sie den Ansprüchen der Seemächte aufzuopfern. Die Regierung dieses an sich so friedliebenden Fürstens sollte mit fast beständigen Unruhen bezeichnet werden. Die polnische Thronfolge beunruhigte Europa nach dem Tode Augusts II. im J. 1733. Carl unterstützte mit Rußland den Sohn dieses Fürsten; aber Frankreich und Spanien erklärten sich für Stanislaus Leczinsky. Darüber entstand ein blutiger Krieg, welcher 1735 mit dem Verluste Siciliens, Mailands und verschiedener Plätze am Rhein endigte. Kaum hatte Carl diesen unglücklichen Krieg beendigt, als seine Allianz mit Rußland ihn nöthigte, wieder die Türken anzugreifen. Im J. 1737 rückten seine Truppen unter dem Feldmarschall von Seckendorf ohne Kriegserklärung in Servien ein, und besetzten Nizza. Aber dieser Triumph war von kurzer Dauer. Die Türken erneuerten ihre Angriffe stets mit überlegener Macht, und zwangen den Kaiser und die Russen nach drei unglücklichen Feldzügen, ihnen im Frieden von 1739 die Wallachei,

Servien und die Städte Belgrad und Zabach abzutreten. Carl überlebte diese Unfälle nicht lange. Er starb am 20. October 1740 in dem Augenblicke, wo er mit Wiederherstellung seiner zerrütteten Finanzen beschäftigt war, und die letzte Hand an die pragmatische Sanction legen wollte, indem er den Großherzog von Toscana, seinen Schwiegersohn, zum römischen König erwählen ließ.

Carl VII. (eigentlich Carl Albrecht), geboren zu Brüssel im J. 1697, war der Sohn Maximilan Emanuels, Churfürsten von Baiern, damaligen Statthalters der spanischen Niederlande. In seiner Jugend befand er sich am kaiserlichen Hofe und befehligte im Kriege gegen die Türken das von seinem Vater gesandte Hülfscorps. Im J. 1722 vermählte er sich mit der Tochter Josephs I., nachdem er zuvor allen Rechten entsagt hatte, welche diese Ehe ihm auf die Thronfolge in die österreichischen Erblande geben konnte. Im J. 1726 folgte er seinem Vater als Churfürst von Baiern. Er war einer von den Fürsten, welche gegen die 1732 vom Reichstage zu Regensburg garantirte pragmatische Sanction protestirten, und schloß dem zufolge eine Defensivallianz mit Sachsen. Nach dem Tode Carls VI. im J. 1740 weigerte er sich, Maria Theresia als Erbin anzuerkennen, indem er seine Ansprüche auf die Thronfolge auf ein Testament Ferdinands I. gründete. Ihn unterstützte der König von Frankreich mit einem bedeutenden Truppencorps. Im J. 1741 ward er zu Linz als Erzherzog von Oesterreich anerkannt. Die Hindernisse, die ihm der Cardinal Fleury in den Weg legte, indem derselbe die österreichische Monarchie nicht zerstückeln lassen wollte, so wie der Mangel an Artillerie und Munition, hielten ihn von Wien zurück. Dagegen nahm er Prag, und ließ sich daselbst als König von Böhmen krönen und ausrufen. Im J. 1742 ward er einstimmig zum römischen König erwählt; er hielt einen feierlichen Einzug in Frankfurt, und ward von seinem Bruder, dem Churfürsten von Cöln, gekrönt. Bald aber verließ ihn das Glück. Die Heere Maria Theresia's eroberten ganz Ober-Oesterreich wieder und überschwemmten Baiern; Böhmen mußte geräumt werden. Carl floh nach Frankfurt, wo er einen Reichstag berief, als eine Diversion des Königs von Preußen ihm verstattete 1744 nach München zurückzukehren, wo er schon im Januar 1745 starb, erschöpft durch Kummer und Krankheit. Ihm folgte im Churfürstenthum sein Sohn, Maximilian Joseph, in der Kaiserwürde Franz I., Maria Theresiens Gemahl.

Carl der Kühne. Dieser Fürst, Herzog von Burgund, Sohn Philipp des Guten und der Isabelle von Portugal, wurde geboren zu Dijon den 10. November 1433, und führte Anfangs den Namen eines Grafen von Charolais, unter dem er sich in den Schlachten von Rüpelmonde 1452 und von Marbequr im folgenden Jahre auszeichnete. Er war von heftiger, stürmischer Gemüthsart, und es regte sich früh in ihm jener unglückliche Ehrgeiz, der die Quelle seiner Verirrungen und seines Unglücks wurde. Sein Widerwille gegen die Großen des Hauses de Croi, die Günstlinge seines Vaters, war unüberwindlich, und da er sie nicht verdrängen konnte, entfernte er sich vom Hofe und begab sich nach Holland. Er versöhnte sich jedoch wieder mit seinem Vater, und flößte ihm seinen Haß gegen Ludwig XI. ein. Ja er stellte sich an die Spitze einer gegen diesen Monarchen sich bildenden Partei. Nachdem er Flandern und Artois durchzogen war, drang er an der Spitze von 26,000 Mann gegen die Somme vor, und stand vor Paris. Der König sandte den Bischof der Stadt, Alain Charlier,

goldenen Löwen, der ihm zur Zierde diente, vor sich zur Erde fallen sah, rief er mit Erstaunen: Ecce magnum signum Dei! Er wurde geschlagen, und von den Fliehenden fortgerissen, fiel er mit dem Pferde in einen Graben, wo er durch einen Lanzenstich getödtet wurde. Er starb im 44. Jahre seines Alters, und bezahlte, wie ein Geschichtschreiber sagt, mit seinem Blute den Beinamen des Kühnen, den ihm die Nachwelt gegeben hat. Sein Leichnam, mit Blut und Koth bedeckt, sein Kopf im Eise steckend, wurde erst zwei Tage nach der Schlacht gefunden, und zwar so entstellt, daß ihn einige Zeit selbst seine eigenen Brüder nicht erkannten. Endlich erkannte man ihn an der Länge seines Bartes und seiner Nägel, die er seit der Niederlage bei Murten hatte wachsen lassen, so wie an der Narbe eines Säbelhiebes, die er in der Schlacht bei Montlheri empfangen hatte. Der Tod dieses Fürsten, der bestimmt zu sein schien, die französische Monarchie in das alte Chaos zurückzustürzen, bildet eine merkwürdige Epoche in derselben, denn mit ihm erlosch in Frankreich die monstrose Feudalregierung. Carl war indessen nicht ohne einige gute Eigenschaften. In der Regierung seiner Völker spürte man nichts von der Strenge und Härte, womit er sich selbst behandelte, und seine natürliche Grabheit ließ ihn ein aufmerksames Auge auf die Verwaltung der Gerechtigkeit haben. Er wurde auf Befehl des Herzogs von Lothringen zu Nancy beerdigt, und im Jahre 1550 ließ Carl V., sein Enkel sohn, seine Ueberreste nach Brügge bringen. Aus seiner dreifachen Ehe hinterließ er blos eine Tochter, geboren von Isabelle von Bourbon, seiner zweiten Gemahlin.

Carl VII., König von Frankreich, s. Frankreich und Jeanne d'Arc.

Carl IX., König von Frankreich, war der Sohn Heinrichs II. und Catharinens von Medici, im J. 1550 zu St. Germain-en Laye geboren, und bestieg in einem Alter von noch nicht 11 Jahren, nach seines Bruders, Franz II., Tode, den Thron. Ohne eine Regentschaft einzusetzen, begnügte man sich, durch den jungen Fürsten dem Parlamente schreiben zu lassen, daß er seine Mutter gebeten habe, die Verwaltung der Staatsgeschäfte zu übernehmen; und das Parlament billigte diesen Entschluß, um nicht aufs neue die Rivalität zwischen den Guisen und den Prinzen vom Geblüt zu wecken. Catharina erlaubte, daß der König von Navarra zum Generalstatthalter des Reichs ernannt wurde, da sie die Schwäche seines Charakters zu wohl kannte, um ihn zu fürchten. Sie nahm sich vor, Alles zu verwirren, um Alles zu vernichten, und setzte dadurch die Catholiken in die Nothwendigkeit, ihr Heil von Jemandem anders als dem Könige zu erwarten. Die Guisen sahen ein, daß ihre wahre Kraft in Bildung einer catholischen Ligue gegen die politischen Verbindungen der Calvinisten bestehe. In der zu Orleans gehaltenen Ständeversammlung versuchten gegenseitig die Parteien ihre Kräfte. Der Connetable von Montmorenci, der Herzog von Guise und der Marschall St. André schlossen ein Bündniß, das die Hugenotten mit dem Namen des Triumvirats belegten. Da die Gemüther sich immer mehr erhitzten, glaubte Catharina im Monat Mai die Versammlung vertagen zu müssen. Dagegen berief man das Parlament. Um die Religionsstreitigkeiten zu endigen, ohne die Religion zu nennen (weil Entscheidungen darüber eigentlich vor eine Kirchenversammlung gehörten), wählte man den Ausweg, daß man alle aufrührerische Versammlungen verbot und die Vollziehung der früher gegen die Calvinisten angeordneten Maßregeln aufschob. Auf diese Basis ward zu St. Germain das Edict vom Julius

abgefaßt, das beiden Parteien mißfiel, den Catholiken, weil es sie nicht rächte, und den Calviniſten, weil ſie ſich mit der bloßen Duldung nicht mehr begnügen wollten. Die Königin Mutter hatte ohne Zuziehung des Papſtes das Colloquium zu Poiſſi veranſtaltet, auf welchem beide Parteien ſich den Sieg zuſchrieben. Indeß empörten die Vorſchläge der Calviniſten den König von Navarra, der ſich mit den Guiſen verband. Die Königin, erſchrocken, ſich von dem erſten Prinzen von Geblüt verlaſſen zu ſehen, warf ſich in die Arme des Prinzen Condé und des Admirals Coligni, und bewilligte das den Calviniſten ſo günſtige Edict vom Januar 1562. Sie fühlte aber nur zu bald, daß ihr ſchwankendes Betragen ſie ihres Anſehns in den Augen Aller beraubt habe und daß der Bürgerkrieg unvermeidlich ſei. Der Herzog von Guiſe ſah ſich ſowohl von dem Hofe, der ihn fürchtete, als von den Pariſern, die eines Vertheidigers bedurften, geſucht; er begab ſich nach Paris. Auf ſeiner Reiſe dahin fiel das Blutbad bei Waſſi vor. Der Herzog von Guiſe wurde in der Hauptſtadt mit unausſprechlicher Freude aufgenommen. Es gelang ihm, ſich des Königs zu verſichern. Condé, der die Gelegenheit dazu verſäumt hatte, konnte jetzt nicht die Waffen ergreifen, ohne der Rebellion angeklagt zu werden. Während er noch berathſchlagte, erhoben ſich die Calviniſten von allen Seiten, und der Bürgerkrieg brach aus. Die Hugenotten wurden geſchlagen, ohne zu unterliegen. Der Herzog von Guiſe ward vor Orleans im Febr. 1563 von einem calviniſtiſchen Edelmanne meuchelmörderiſch mit vergifteten Kugeln erſchoſſen. Er rieth in ſeinen letzten Augenblicken dem König und der Königin Mutter, mit den Parteien zu unterhandeln. Man folgte dieſem Rath, unterzeichnete am 18. März einen Tractat, und entriß am 27. Juli Havre den Engländern. Der König, der in demſelben Jahre 1563 für majorenn erklärt worden, beſuchte in Begleitung ſeiner Mutter die Provinzen. Zu Bayonne hatte er eine Zuſammenkunft mit ſeiner Schweſter Iſabelle, der Gemahlin Philipps II. von Spanien. Die Calviniſten ſchöpften darüber ſo großen Argwohn, daß ſie die Waffen ergriffen und ſogar den Plan faßten, den König auf ſeinem Rückwege nach Paris aufzuheben. Gewarnt entging er der Gefahr; aber dieſer Anſchlag mußte den Haß des von Natur ſtolzen Carls wecken, der alle Eigenſchaften eines großen Fürſten zeigte, und wegen ſeines zu großen Vertrauens auf ſeine ränkevolle Mutter mehr zu bedauern als zu tadeln war. Wäre er Herr ſeines Betragens geweſen, ſo würde er Coligni den Haß, den er ſeit jenem Anſchlage im Herzen gegen ihn hegte, gezeigt, ſich an die Spitze der Catholiken geſtellt und in kurzem die Gegenpartei niedergeſchlagen haben; allein dies hätte nicht mit den Abſichten der Königin Mutter übereingeſtimmt, die, in der Hoffnung, die Häupter beider Parteien zu ſtürzen und dann ohne Widerſpruch zu herrſchen, fürchtete, daß ihr Sohn wirklich als König auftreten möchte. Nach der Schlacht von St. Denis, 1567, deren Gewinn der Connetable von Montmorenci mit dem Leben bezahlte, eilte Catharina von Medici, ſtatt die Calviniſten zu verfolgen, zu unterhandeln, und der Friede kam zu Stande. Die Calviniſten, pochend auf die Nachgiebigkeit, welche der Hof für ſie zeigte, hielten einen Theil der Plätze, welche ſie räumen ſollten, zurück, und fuhren fort, mit England und den deutſchen Fürſten Einverſtändniſſe zu unterhalten. Die Händel zwiſchen ihnen und den Catholiken fingen wieder an, und bald brach ein neuer Bürgerkrieg aus. Trotz Carls Eiferſucht ſtellte Catharina den Herzog von Anjou an die Spitze der königlichen Armee. Der Prinz Condé blieb 1569 in der

Schlacht von Jarnac und der Admiral Coligni ward zu Montcontour in demselben Jahre geschlagen. Jetzt benutzte Catharina die Eifersucht des Königs, um ihn zu veranlassen, aufs neue mit den Calvinisten zu unterhandeln. Der Friede ward 1570 unter Bedingungen geschlossen, die so günstig für die Calvinisten waren, daß diese selbst Verrätherei darunter gargewohnt zu haben scheinen. Die Häupter derselben erschienen daher nicht sämmtlich am Hofe, als Carl in demselben Jahre seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter Kaisers Maximilian II., feierte. Nach und nach erst schwand dies Mißtrauen. Coligni fand sich geschmeichelt durch den Schein, die Rathschlüsse des Königs zu lenken, und die Vermählung des jungen Königs von Navarra (nachmals Heinrichs IV.) mit Carls IX. Schwester, Margaretha, schien jeden Argwohn zu verbannen. Diese Vermählung hatte am 18. August 1572 Statt; am 22. geschah der erste Mordversuch gegen Coligni, und am 24. begann jenes Blutbad, das unter dem Namen der Bartholomäusnacht (vergl. d. Art.) oder pariser Bluthochzeit bekannt ist. Der Bürgerkrieg brach zum vierten Mal aus, und Catharina sah jetzt das Unstatthafte ihrer Politik ein. Carl konnte seine Abneigung gegen sie nicht mehr verbergen, und war im Begriff, selbst mit kräftiger Hand die Zügel der Herrschaft zu ergreifen, als er im J. 1574 kinderlos starb — Carl hatte von Kindheit auf große Eigenschaften angekündigt. Er war tapfer, unermüdlich, ruhmliebend, von lebhaftem, durchdringendem Geiste, und liebte die Wissenschaften. Nicht sowohl ihm, als vielmehr seiner Mutter fallen die Greuel zur Last, welche seine Regierung beflecken.

Carl I., aus dem Hause Stuart, König von England, war im J. 1600 zu Dumferling in Schottland geboren. Sein Vater, damals Jacob VI. von Schottland, bestieg 1603 nach Elisabeths Tode unter dem Namen Jacob I. den englischen Thron; Carl aber ward durch den Tod seiner beiden ältern Brüder 1616 Prinz von Wallis. Ausgestattet mit einem empfänglichen, lernbegierigen Geiste, einem bescheidenen, aufrichtigen und gütigen Herzen und dem gefälligsten Aeußern, schien er sich eine glückliche Zukunft versprechen zu dürfen. Sein erstes Unglück, aus dem alle andere entsprangen, war die genaue Verbindung mit Buckingham (s. d.), in welche dieser ränkevolle Günstling Jacobs I. ihn zu ziehen wußte. Buckingham verleitete ihn, sich persönlich zu Madrid um die Hand der Infantin zu bewerben, und ward Ursache, daß England, statt sich durch eine Vermählung mit Spanien zu verbinden, mit diesem Reiche in Krieg gerieth. Indeß hatte Jacob noch die Beruhigung, die Vermählung seines Sohnes mit Henriette von Frankreich, Heinrichs IV. Tochter, festgesetzt zu sehen, als er im April 1625 starb. Carl bestieg jetzt den Thron, ward aber mehr als je von Buckingham beherrscht. Dieser Günstling ward gewählt, um die neue Königin von England aus Frankreich abzuholen; er führte sie nach Dover, wo der junge Monarch sie empfing. Am folgenden Tage ward die Vermählung zu Canterbury gefeiert, und wenige Tage nachher eröffnete Carl sein erstes Parlament. Mit Ungeduld hatte er dem Augenblick entgegengesehen, wo er die Repräsentanten seines Volks um sich versammeln würde, und mit edler Freimüthigkeit eröffnete er ihnen seine Gesinnungen und seine Forderungen. Um so bitterer mußte er sich getäuscht sehen, da er allenthalben Widerstand und Widerspruch fand. Nicht nur ward ihm, was allen seinen Vorgängern für ihre Lebensdauer war bewilligt worden, nur auf ein Jahr bewilligt, sondern man votirte auch statt 700,000 Pfund, die

zur Fortsetzung des Krieges und zur Deckung der Staatsschuld unumgänglich nöthig waren, nur 120,000 Pfund. Nachdem der König vergeblich seine Rechte vertheidigt und sich überzeugt hatte, daß er von einer solchen Versammlung keine Hülfe erwarten dürfte, löfete er sie auf. Da ihn das Parlament mitten in einem Krieg verließ, den sein Vater recht eigentlich auf dessen Verlangen begonnen hatte, so nahm er zu allen denjenigen Gelderhebungen seine Zuflucht, welche durch den beständigen Gebrauch unter den vorhergehenden Regierungen verstattet wurden. Dies Verfahren war nicht nur verzeihlich, sondern auch untadelhaft. Es ist demnach ausgemacht, daß in dem Streite, der sich mit Carls Thronbesteigung erhob, das erste Unrecht auf Seiten des ersten Parlaments war. Nicht derselbe Fall war es mit dem zweiten, das er im folgenden Jahre (1626) zusammenrief, als die englische Escadre statt der Gallionen Schimpf und Verlust von Cadix zurückbrachte. Das neue Parlament verband Bewilligungen und Beschwerden. Diese Beschwerden waren gegen den Günstling gerichtet, der besonders durch sein Verfahren gegen den Lord Bristol sich allgemein verhaßt gemacht hatte. Das Unterhaus und der König hatten sich gegenseitig das unbestimmte Versprechen gegeben, jenes, die nöthigen Gelder zu bewilligen, wenn die Beschwerden abgestellt würden, dieser, die Beschwerden abzustellen, wenn die Gelder bewilligt würden. Darüber aber erbitterte man sich von beiden Seiten; das Unterhaus votirte drei Subsidien mit dem Zusatz, daß dieses Votum erst dann in eine Bill verwandelt werden sollte, wenn die Beschwerden vorgelegt und beantwortet sein würden; Carl dagegen erklärte, daß er die Sitzung schließen würde, wenn nicht bis Ende der Woche größere Bewilligungen unbedingt gemacht worden wären. Wirklich löste der König das Parlament auf und erließ am folgenden Tage ein Manifest; von der andern Seite setzte man den Entwurf einer Gegenvorstellung in Umlauf. So wandten sich beide Theile an die Nation, die in demselben Augenblick, wo das Parlament aufgelöset werden war, den Lord Arundel auf sein Landgut verbannt, den Grafen Bristol verhaftet und Buckingham an der Spitze der Armee sah. Zu Ermangelung gesetzlicher Gelderhebungen nahm man anfangs zu den gewöhnlichen Taxen seine Zuflucht; später aber verfügte ein Geheimerathsbeschluß eine allgemeine gezwungene Anleihe, welche in allen Provinzen mit größter Strenge eingetrieben wurde. Viele unterwarfen sich aus Furcht, Andere vertheidigten die öffentliche Freiheit mit Gefahr ihrer persönlichen. Unter letztern nennen wir Thomas Wentworth (so berühmt unter seinen spätern Namen Graf Strafford) und Hampden. Der König fühlte zu wohl sein Unrecht, um diesen Männern seinen Beifall versagen zu können. Alle Gefangenen, die sich unmittelbar an ihn wendeten, erhielten ihre Freiheit. Buckingham dagegen fuhr fort, das Reich mit willkührlichen Verordnungen zu überschwemmen. Neue Lasten und neue Beschwerden kamen zu den schon vorhandenen. In dieser Zeit der Bedrängniß verleitete Buckingham aus Privatrücksichten den König, der dem Kriege gegen Spanien nicht gewachsen war, auch noch Frankreich den Krieg zu erklären. Das Resultat desselben war die höchst schimpfliche und unglückliche Unternehmung auf die Insel Ré. Die Nation, so wie der König fühlten das Bedürfniß eines Parlaments, das auch zusammenberufen und im März 1628 eröffnet wurde. Bewundernswürdig war die Weisheit und Mäßigung, welche man anfangs zeigte. Beide Häuser traten in ein Comité zusammen, dessen Resultat die berühmte Petition of Rights war, durch

welche, den Grundsätzen der Magna Charta gemäß, der Grundvertrag zwischen König und Volk erneuert werden sollte. Der König schwankte einige Zeit, ob er sie bestätigen sollte; endlich erschien auf Buckinghams Antrieb eine königliche Botschaft, welche dem Hause befahl, sich statt aller Staatsangelegenheiten mit den Geldbewilligungen zu beschäftigen. Je unerwarteter diese Maßregel war, um so heftiger waren die Ausbrüche, welche ihr folgten. Man beschloß, die Anklage gegen Buckingham wieder vorzunehmen; der König, für seinen Günstling besorgt, gab jetzt die Bestätigung, die er unkluger Weise versagt hatte, ohne an die Folgen dieses dem Parlamente zugestandenen Triumphs zu denken. Die anfängliche Freude ging schnell vorüber; man sprach aufs neue von Beschwerden, nannte Buckingham den Urheber aller Uebel, und bat den König, ihn aus seinem Rathe zu entfernen. Man beschloß eine neue dringende Vorstellung wegen der Beschwerden, deren Abstellung man erhalten hatte, und schlug vor, das Tonnengeld abzuschaffen, gleichsam als bereue man es, Subsidien bewilligt zu haben. Der König prorogirte das Parlament, in der Hoffnung, inzwischen die Ehre seiner Waffen wiederherzustellen. Statt dessen beschimpfte Denbigh die engl. Flagge; Buckingham ward von einem Meuchelmörder umgebracht; die Unternehmung, die er befehligen sollte, schlug fehl. Das wiederversammelte Parlament zeigte sich streitsüchtiger als je; politische und religiöse Fanatiker leiteten die Verhandlungen. Ihnen Einhalt zu thun, befahl der König dem Sprecher, die Sitzungen zu vertagen. Der Sprecher gehorchte; ein gewaltiger Aufruhr entstand. Man erklärte den für einen Feind des Vaterlandes, für einen Papisten, der fortan das Tonnengeld bezahlen würde. Der König erschien, löfete das Parlament auf und zog die Anführer des Aufruhrs zur Strafe. Darauf gab er der Nation Rechenschaft von seinem Betragen, und erklärte, daß er künftig ohne Minister und ohne Parlament regieren wolle. Die erste Handlung der blos königl. Regierung war ein ehrenvoller Friede mit Spanien und Frankreich. Carl machte einen heilsamen Gebrauch von seiner Gewalt, und England genos des Friedens und der Wohlfahrt zwölf Jahre hindurch. Zwar zeigten einzelne Auftritte deutlich genug, daß man dieses Glücks mehr satt als froh sei, und daß dem Engländer seine Freiheit höher gelte, als sein Wohlbefinden; doch würde in England die Ruhe nicht gestört worden sein, wäre Schottland nicht vorangegangen. Schon Jacob hatte die englische und schottische Kirche vereinigen wollen; Carl, von dem Bischofe von London, Laud, in dieser Angelegenheit geleitet, nahm diesen Plan aufs neue vor. Er hatte 1633 Schottland besucht, die Anerkennung seines geistlichen Supremats erlangt, ein Bisthum in Edinburgh errichtet und mehrere Prälaten theils in den Staatsrath gezogen, theils an die Spitze der Gerichtshöfe gestellt. Statt aber gleich damals sein ganzes Vorhaben auszuführen, hatte er sich begnügt, einen Ausschuß schottischer Bischöfe mit der Festsetzung einer neuen Liturgie zu beauftragen. Die Arbeit zog sich in die Länge, als plötzlich 1637 ein königlicher Befehl in Schottland erschien, in allen Kirchen die neue Liturgie zu befolgen. Darüber entstand in dem Dome von Edinburgh ein Aufstand, in welchem der Decan des Capitels fast das Leben verlor. Männer von Ansehn stellten indeß die Ruhe des Volks wieder her; man ersuchte den König ehrerbietig, die neue Liturgie zurückzunehmen. Laud verstattete nur, sie zu suspendiren. Dies genügte nicht. Die Insurrection organisirte sich; Deputirte bildeten eine Regierung, und es erschien jener Vertrag (Co-

venant), vom Himmel selbst besiegelt, den man heutiges Tages nicht ohne Unwillen lesen kann. Der edle Wentworth rieth, sich unverzüglich zum Kriege zu rüsten, aber Alles aufzubieten, ihn zu vermeiden. Statt diesem erleuchteten Rath zu folgen, nahm Carl seine Liturgie zurück, und begnügte sich, jenem Vertrage einen andern entgegenzusetzen. Er berief sogleich eine allgemeine Versammlung der presbyterianischen Kirche nach Glasgow, welche damit anfing, alle Bischöfe anzuklagen. Der königliche Commissär erklärte sie für aufgelöset; sie blieb desungeachtet beisammen, und setzte ihre gewaltsamen Beschlüsse fort, während sich ein Heer von Aufrührern unter Lesly versammelte und England bedrohte. Der König versammelte seine Macht zu York; viele Freiwillige strömten seinen Fahnen zu. Wentworth, der als Vicekönig in Irland war, schickte nicht nur alles in der dortigen Staatscasse befindliche Geld ein; er opferte sein ganzes Vermögen freiwillig dem Vaterlande; drei Cavallerieregimenter, von ihm geworben und ausgerüstet, zogen in York ein. Außerdem versammelte er ein Heer in Irland, mit dem er die westlichen Küsten Schottlands bedrohte. Es bedurfte nur des festen Willens, um die Rebellen zu vernichten; statt dessen wählte Carl den Weg der Unterhandlung; man versprach gegenseitig, die Waffen niederzulegen. Aber kaum hatte der König sein Heer entlassen, als die Rebellen sich aufs neue rüsteten und ein neues allgemeines Consistorium sie zu den Waffen rief. Der König berief Wentworth zu sich. Die ersten Worte dieses treuen Dieners waren: „Krieg den Schotten, ein Parlament den Engländern." Beides ward bewilligt. Wentworth schlug eine freiwillige Subscription vor und unterzeichnete selbst 20,000 Pfund. Zum Grafen Strafford erhoben, eilte er nach Irland, bewirkte Geldbewilligungen vom Parlamente und der Geistlichkeit, sammelte 11,000 Mann, und eilte zum König zurück. Zum Unglück befiel ihn zu Chester eine Krankheit; der Großsiegelbewahrer Conventry, nach ihm der fähigste Mann, starb. Der König stand allein zwischen seiner Gutmüthigkeit und seinen schwachen oder verrätherischen Rathgebern. Indessen hatte sich das englische Parlament versammelt und war schon in mehrere Parteien getheilt, als Strafford nach London kam, und eine Botschaft vorschlug, welche alle Gemüther vereinigte. Man war im Begriff, im Allgemeinen Subsidien zu bewilligen, als der Staatssecretär Henry Vane, ganz gegen den Auftrag des Königs, erklärte, daß dieser zwölf Subsidien verlange oder nichts. Diese Foderung weckte die puritanische Opposition wieder; man verschob die Sache auf den folgenden Tag. Während dessen bewog derselbe Verräther den König durch die falsche Nachricht, daß das Unterhaus alle bestehenden Taxen für ungesetzlich und den Krieg gegen Schottland für ungerecht erklären wolle, am folgenden Morgen das Parlament aufzulösen. Noch an demselben Tage erfuhr er die wahre Lage der Sachen; er bereute jetzt seine Uebereilung, aber es war zu spät, sie wieder gut zu machen. Ihm blieb nichts übrig, als zu kämpfen und zu siegen. Strafford war dazu entschlossen, der König hatte die Mittel dazu. Er ging mit Strafford und dem Primas den Schotten entgegen, welche auf die Einladung der Puritaner von London England betreten hatten. Strafford erwartete nur des Königs Erlaubniß, um sie zurückzuschlagen. Statt dessen ging dieser aufs neue Unterhandlungen ein, unterschrieb vorläufig entehrende Bedingungen gegen die Rebellen, und kehrte nach London zurück, wo er im November 1640 jenes berüchtigte Parlament eröffnete, das

größtentheils aus Puritanern bestand, und den Sturz der Kirche, des Throns und der ganzen Constitution zu beabsichtigen schien. Seine ersten Angriffe richtete es auf Strafford. Der König erklärte, daß er seinen Minister zwar entlassen wolle, daß er ihn aber für keinen Hochverräther erkennen könne, und daß er nie wider sein Gewissen handeln werde. Diese von treulosen Rathgebern eingegebene Erklärung brachte das Volk zur Wuth. Sechstausend Banditen umlagerten das Parlament, die Bill ging in beiden Häusern durch, und ward dem Könige vorgelegt, der, von allen Seiten bestürmt, endlich unterlag, und eine Commission zur Unterzeichnung aller zur königlichen Sanction kommenden Bills ernannte. Mit diesem Tage war alles verloren. Strafford und Laud starben auf dem Blutgerüste, Finch und der Staatssecretär Windebank retteten sich durch die Flucht; der tugendhafte Juxon legte sein Amt als Schatzmeister nieder. Der König war in den Händen der Puritaner, die in kurzer Zeit alle 3 Reiche in Flammen setzten. Ein giftiges Libell griff den Charakter, die Handlungen, die ganze Regierung des Königs an. Die Bischöfe wurden, da sie ihn vertheidigten, vom Oberhause ausgeschlossen. Endlich erfrechte man sich, die Königin zu beleidigen und mit einer Anklage zu bedrohen. Carl verlor die Besonnenheit. Er befahl seinem Generalprocurator, gegen einen Lord und fünf Mitglieder des Unterhauses Klage zu erheben; er erschien persönlich in letzterm, um die Angeklagten verhaften zu lassen. Diese waren, früher gewarnt, entwichen. Das Geschrei des Aufruhrs umgab den König auf seinem Rückwege. Jetzt glaubte das Parlament, das bisher nur die kirchliche und bürgerliche Gewalt zu vernichten gesucht hatte, ihn auch der militärischen berauben zu müssen. Da Carl jeder darauf abzielenden Foderung widerstand, hob es Truppen aus, ernannte Befehlshaber und begann den Bürgerkrieg im April 1642. Bis hierher war Carls Betragen ein Gemisch von Tugenden und Fehlern, von Rechtschaffenheit und Schwäche, bald des Lobes und bald des Tadels werth; von jetzt an können wir ihn nur bewundern und verehren. In Gemeinschaft mit dem patriotisch gesinnten Lord Falkland, seinem Minister, kämpfte er für die Gerechtigkeit seiner Sache, zugleich aufs eifrigste bemüht, dem Bürgerkriege ein Ende zu machen. Kaum hatte ihm das Waffenglück einige Ruhe verschafft, als er die der Constitution treugebliebenen Parlamentsglieder nach Oxford berief, während ein anderes Parlament zu Westminster seine Sitzungen fortsetzte. Drei Jahre siegte die Sache des Königs ob, bis die Schlacht bei Naseby im Juni 1645 sie zu Boden stürzte. Cromwell entriß Carls Händen den schon erfochtenen Sieg; dieser floh hülflos nach Schottland; Armee und Parlament nahmen ihn theilnehmend auf; doch die Geistlichkeit vernichtete diese günstige Stimmung und lieferte für 800 000 Pfund Sterling den unglücklichen König den Engländern aus. Eine schimpfliche Gefangenschaft war sein Loos. Aber plötzlich ward die Tirannei des Parlaments durch die Tirannei der Armee verdrängt. Im Schooße des Presbyterianismus hatte sich die Secte der Independenten gebildet, welche Synode, Prediger und Priester und Könige verwarf. Die Armee war in diesem Geiste von Cromwell bearbeitet. Sie gerieth mit dem Parlament in Reibung. Cromwell und Ireton, welche das Heer zu beruhigen beauftragt waren, reizten es nur noch mehr auf. Es bildete sich mitten im Heere eine Art von Parlament, und auf Cromwells geheime Verfügung ward der König aus der Gefangenschaft

des Parlaments in die Gewahrsam der Armee gebracht. Er entfloh nach der Insel Wight, aber der treulose Gouverneur lieferte ihn aus. Unterdeß hatte Cromwell das Parlament seinen Absichten gemäß gebildet, und am 20. Januar ward König Carl Stuart vor ein angebliches Gericht gestellt und des Hochverraths angeklagt. Mit hoher Würde weigerte sich der Monarch, ein Gericht von Mördern als gültig anzuerkennen und verlangte von beiden Kammern des Parlaments gehört zu werden; mit wahrer Seelengröße ertrug er die Schmähungen und Mißhandlungen eines rohen Pöbels. Nach drei Sitzungen sprachen dreizehn Richter das Todesurtheil über ihn aus. Umsonst verwendeten sich für den Unglücklichen seine nach Frankreich geflüchtete Gemahlin, der Prinz von Wallis, Frankreich und Schottland. Vergebens erschienen vier edle Lords vor den Schranken, erklärten, daß einem unwiderruflichen Grundsatze gemäß der König nie Unrecht thun könne, daß nur sie, seine Minister, auf deren Rath er gehandelt habe, verantwortlich und daß sie bereit seien, für ihn zu sterben. Nichts konnte den König vom Untergange retten. Am 30. Januar 1649 bestieg Carl das Blutgerüste und litt den Tod mit jenem Gleichmuthe, den nur ein reines Bewußtsein geben kann. Die Trauerbotschaft erweckte in den Provinzen alle Gefühle des tiefsten Schmerzes, und nach zwölf Jahren beging ganz England jedesmal den 30. Januar mit religiöser Feier zum Andenken an den königlichen Märtyrer.

Carl II., des Vorigen Sohn, war 1630 geboren, und wurde mitten unter den Unfällen auferzogen, die seine Familie trafen. Er befand sich zur Zeit der Hinrichtung seines Vaters im Haag, und legte sich unmittelbar darauf den Königstitel bei. Sein erster Plan war, nach Irland zu gehen, wo seine Sache von dem Marquis von Ormond unterstützt ward; aber Cromwells Fortschritte in diesem Lande und die Anhänglichkeit der Schotten, die ihn zum König ausgerufen hatten, bewogen ihn, seine Unternehmungen mit Schottland anzufangen. Die Niederlage und der Tod von Montrose nöthigten den jungen König, sich in die Arme der Presbyterianer zu werfen, deren strenge Behandlung ihn mit Abneigung gegen diese Secte erfüllen mußte. Das Mißgeschick schien auf ihn, der von Natur jeden Zwang haßte, keine andere Wirkung hervorgebracht zu haben, als daß er sich an die Verstellung gewöhnte. Im Anfange des J. 1651. ward er mit vieler Pracht gekrönt; aber Cromwells Erscheinung an der Spitze eines Heeres machte seinen Aufenthalt in Schottland sehr gefährlich. In der Hoffnung auf die Hülfe der königl. Partei in England, wagte er, in dieses von Cromwell besetzte Land einzudringen, ward aber bei Worcester geschlagen, und entkam nur durch die Hülfe einiger ihm zugethanen Personen, die ihn verbargen, nach Frankreich, wo er mehrere Jahre mit seiner Mutter und seinem Bruder verlebte. Erzürnt über die Art, wie der französische Hof ihn vernachlässigte, und unterrichtet, daß Cromwell in dem Frieden mit Frankreich seine Vertreibung von dort zur Bedingung gemacht habe, ging er nach Cölln, wo er zwei Jahre in der Verborgenheit lebte. Nach Cromwells Tode begab er sich an den französischen Hof, der an den Pyrenäen den Frieden unterhandelte, konnte aber nicht einmal eine Unterredung mit Mazarin erlangen; indeß that zwei Monate nachher das Glück, was Carl kaum zu hoffen wagte. Der größte Theil der Nation wünschte lebhaft eine Veränderung. Monk, der ein Truppencorps commandirte, kam 1660 von Schottland nach Eng-

land und entwarf insgeheim seinen Plan. Er löfete das Parlament auf, berief ein neues und übergab demselben ohne Rückhalt einen Brief und eine Erklärung Carls, die mit Enthusiasmus aufgenommen wurden. Man nahm alle Vorschläge des Fürsten unbedingt an; und so sah Carl sich ohne Gefahr und Mühe in alle Rechte wieder eingesetzt, die sein unglücklicher Vater verloren hatte. J. J. 1660, an seinem Geburtstage, hielt er unter dem Jubel aller Parteien seinen Einzug in London. Seine ersten Verfügungen gewannen ihm Aller Herzen. Er zog ohne Unterschied Royalisten und Presbyterianer in seinen geheimen Rath. Der weise und tugendhafte Hyde, Graf von Clarendon, ward Canzler und erster Minister. Man machte eine allgemeine Amnestie bekannt, sicherte der Krone ein festes Einkommen, entließ die Armee größten Theils, stellte die bischöfl. Würde wieder her und beschränkte die Presbyterianer. Der schwache und sorglose Charakter Carls, verbunden mit seiner Verschwendung, brachte bald Verwirrung in seine Finanzen. Der Verkauf Dünkirchens an Frankreich war eins der ersten Hülfsmittel, die er gegen diese Verlegenheit anwandte. Ludwig XIV. benutzte diesen Umstand, um ihn ganz in sein Interesse zu ziehen und setzte ihm ein Jahrgeld aus, das regelmäßig gezahlt wurde; weshalb man in England spöttisch sagte, daß Carl II, der Vicekönig Ludwigs XIV. wäre. Im J. 1663 fingen die Feindseligkeiten mit Holland an, welche, da sie Handelsvortheile betrafen, vom Parlamente mit Eifer unterstützt wurden. Auch war der Anfang des Krieges glücklich; aber dies Glück erregte die Eifersucht Frankreichs und Dänemarks, welche sich mit Holland verbanden. Dadurch gewannen die feindlichen Streitkräfte eine solche Ueberlegenheit, daß eine holländische Flotte in die Themse eindrang, und zu Chatam Schiffe verbrannte. Außerdem traten noch andere Unglücksfälle ein. Im J. 1665 ward London durch eine große Feuersbrunst und das Jahr darauf von der Pest heimgesucht; im J. 1667 ward mit Holland Friede geschlossen. Bald darauf trat Clarendon, dessen unerschütterliche Tugend dem Könige und dem Hofe mißfiel, aus dem Ministerium. Eine Tripelallianz zwischen England, Holland und Schweden, um den ehrgeizigen Plänen Ludwigs XIV. Einhalt zu thun, machte den Talenten William Temple's, der sie unterhandelte, Ehre. Trotz seiner Fahrlässigkeit zeigte Carl viel Neigung zur Willkühr und erregte dadurch die Besorgniß aller Freiheitsfreunde. Gegen das J. 1670 ergab er sich ganz einem Ministerium, das unter dem Namen Cabal bekannt ist (s. d.) und aus 5 Männern bestand, die, vermöge ihrer tirannischen und kühnen Grundsätze, den König in allen Versuchen, seine Gewalt unabhängig zu machen, aufmunterten. Der Kampf der Parteien begann, als der Herzog von York, des Königs Bruder, sich laut zur römisch-catholischen Religion bekannte. Bald darauf brach das Ministerium die Tripelallianz und erklärte gemeinschaftlich mit Frankreich den Holländern den Krieg; der König aber, der sich wegen der dazu nöthigen Gelder nicht an das Parlament wenden wollte, schritt zu willkührlichen Maßregeln. Dazu kam, daß die Unternehmungen gegen Holland keinen sonderlichen Erfolg hatten. Dies alles weckte die Unzufriedenheit der Nation. Man versammelte ein neues Parlament, das dieses allgemeine Mißvergnügen ausdrückte. Das Ministerium mußte aufgelöset und 1674 mit den Holländern Friede geschlossen werden. Zwiespalt im Cabinet, Schwanken in dem Betragen des Königs bezeichneten die folgenden Jahre. Im J. 1677 vermählte der König

zur Freude der Nation seine Nichte mit dem Prinzen von Oranien und beschleunigte durch entschiedene Maßregeln den nimweger Frieden, 1678. Aber in demselben Jahre wurde die wirkliche oder angebliche Entdeckung eines Complots, das auf die Ermordung des Königs und Einführung der catholischen Religion abzielte, die Quelle großer Uebel. Mehrere catholische Pairs wurden angeklagt und verhaftet; Coleman, der Secretär des Herzogs von York, und mehrere Priester starben auf dem Schaffot, der Graf Strafford, ein ehrwürdiger Greis, ward enthauptet; der Herzog von York, der nach Brüssel geflohen war, ward durch eine Parlamentsacte von der Thronfolge ausgeschlossen. In derselben Sitzung ging die berühmte Habeascorpus-Acte durch. Das Parlament zeigte einen Geist, der den König besorgt machen mußte. Er prorogirte es anfangs, dann löfete er es auf. Eine Krankheit des Königs im J. 1679 ward Ursache, daß sein Bruder zurückkehrte. Gegen das Ende des Jahrs zeigte ein Betrüger eine neue Verschwörung an, deren Plan man in einem Mehlfasse fand, woher sie den Namen bekam. Sie sollte die Häupter der protestantischen Partei verhaßt machen, als trachteten sie dem Könige nach dem Leben. Obgleich die Sache wenig Glauben fand, so hatte sie doch die Folge, daß der Hof sich bemühte, eine Partei in der Nation zu bilden, welche der Volkspartei das Gegengewicht hielte; so entstanden die Namen Wigh und Tory im J. 1680. Ein neues Parlament nahm die Ausschließungsbill wieder vor, und diesmal ward sie im Oberhause verworfen. Bald darauf berief der König abermals ein Parlament zu Oxford, das sich jedoch dem Hofe so entgegengesetzt zeigte, daß der König es auflöfete und fortan ohne Parlament zu regieren beschloß. Alle Parteien versicherten ihre Treue und Anhänglichkeit und erklärten sich für die reinsten monarchischen Grundsätze. Die Anklagen auf Verschwörung und Meuterei wurden jetzt gegen die Presbyterianer gerichtet; man verfuhr gegen sie mit der größten Strenge; Alle, die sich republikanischer Grundsätze verdächtig machten, wurden ihrer Aemter entsetzt. Eine andere wichtige Maßregel, um zur unumschränkten Gewalt zu gelangen, bestand darin, daß man die Corporationen des Königreichs ihrer Vorrechte beraubte und vom Könige abhängig machte. Diese schnellen Fortschritte zur Vernichtung der bürgerlichen Freiheit verursachten so lebhafte Besorgniß, daß sich zahlreiche Verbindungen aller Art bildeten. Eine unter dem Namen Rye-House-Complot bekannte Verschwörung bedrohte sogar das Leben des Königs. Männer vom höchsten Range waren darein verwickelt, unter andern Lord Ruffel und Algernon Sidney, deren Hinrichtung zu den merkwürdigsten Ereignissen dieser Regierung gehört. Carl war damals einer der unabhängigsten Fürsten von Europa, und nur seine Trägheit hinderte ihn, seine Gewalt für immer zu befestigen. Man sagt indeß, er sei entschlossen gewesen, sein System zu ändern, als ein Schlagfluß im J. 1685 seinem Leben ein Ende machte. Carl empfing bei seinem Tode die Sacramente der römischen Kirche, der er heimlich zugethan war. Mit seiner Gemahlin, Catharina von Portugal, hatte er keine Kinder. Er war den Vergnügungen und Ausschweifungen ergeben, und wirkte durch sein Beispiel sehr nachtheilig auf die Nation. Dabei aber war er ein Mann von Geist und einer heitern Gütmüthigkeit, die ihm die Herzen des Volks gewann. Unter seiner Regierung ward 1660 die Royal-Society (Akademie der Wissenschaften) zu London gestiftet und 1675 der Bau der St. Paulskirche begonnen.

Carl XII., König von Schweden, geboren zu Stockholm den 27. Juni 1682, empfing eine sorgfältige Erziehung und ward von den ausgezeichnetsten Gelehrten des Landes in der Sprachen, in der Geschichte, Geographie und Mathematik unterrichtet. Außer seiner Muttersprache verstand er deutsch, lateinisch und französisch. Curtius Geschichte Alexanders ward sein Lieblingsbuch. Carl war bei dem Tode seines Vaters funfzehn Jahre alt, und sollte nach dem Testamente desselben erst mit dem achtzehnten Jahre die Regierung übernehmen, bis dahin aber unter der Vormundschaft seiner Großmutter, Hedwig Eleonore, stehen, aber die Stände erklärten ihn bereits 1697 für volljährig. Indeß zeigte der junge König wenig Neigung zu den Geschäften; er liebte starke Leibesbewegungen und vornehmlich die Bärenjagd. Schwedens Uebergewicht im Norden war indeß von den Nachbarstaaten längst mit Eifersucht betrachtet worden. Der gegenwärtige Augenblick schien ihnen günstig, es zu demüthigen. Friedrich IV. von Dänemark, August II. von Polen und Czar Peter I. schloßen ein Bündniß gegen Schweden. Friedrich gab das Signal zu diesem Kriege, der sich bald im ganzen Norden ausbreitete und länger als zwanzig Jahre dauerte. Die dänischen Truppen fielen in das Gebiet des Herzogs von Holstein Gottorp ein. Dieser Fürst, vermählt mit der ältesten Schwester des Königs von Schweden, begab sich nach Stockholm und soderte Beistand von seinem Schwager. Carl hatte für ihn eine besondere Neigung und schlug im Staatsrathe gegen Dänemarks Ungerechtigkeit die nachdrücklichsten Maßregeln vor. Nach einigen Berathschlagungen über die innere Verwaltung schiffte er sich im Mai 1700 zu Carlskrona ein und ging mit bedeutenden Landungstruppen unter Segel. Dreißig Linienschiffe und eine große Anzahl kleiner Fahrzeuge, verstärkt von einer englischen und holländischen Escadre, erschienen im Angesichte von Copenhagen. Man war noch mit den Anstalten zur Ausschiffung beschäftigt, als Carl, voll Ungeduld, sich aus seiner Schaluppe ins Meer stürzte und der erste das Land betrat. Die Dänen zogen sich vor der überlegenen feindlichen Macht zurück, und der König von Schweden schlug auf Seeland sein Lager auf. Copenhagen sollte belagert werden, als der zu Travendahl unterhandelte Friede am 8. August 1700 unterzeichnet, und in Folge desselben der Herzog von Holstein in alle Rechte, deren man ihn hatte berauben wollen, wieder eingesetzt wurde. So endigte die erste Unternehmung Carls XII., bei welcher er eben so viel Einsicht und Tapferkeit als Uneigennützigkeit bewies. Er nahm bei derselben jene einfache, genügsame und harte Lebensweise an, der er für sein ganzes Leben treu blieb; keine Zerstreuungen, keine eiteln Vergnügungen; der Wein ward von seiner Tafel verbannt; zuweilen war ein grobes Brot seine einzige Speise; er schlief oft in seinen Mantel gehüllt auf der Erde. Ein einziger blauer Rock mit kupfernen Knöpfen war seine ganze Garderobe: er trug beständig große bis über die Knie reichende Stiefeln und Büffelhandschuhe. Gegen das weibliche Geschlecht zeigte er immer die größte Gleichgültigkeit, und nie vermochte eine Frau etwas über ihn. Aber es war nicht genug, Dänemark zum Frieden gezwungen zu haben; es mußten auch die Angriffe Augusts und Peters zurückgeschlagen werden. Jener belagerte Riga, dieser war mit einem großen Heere gegen Narva aufgebrochen und bedrohte das um den finnischen Meerbusen gelegene Land. Carl kehrte nicht in seine Hauptstadt zurück, die ihn sogar nie wieder sah. Er ließ zwanzigtausend Mann nach Liefland übersetzen und ging den Russen

entgegen, die er 80,000 Mann stark unter den Mauern von Narva in einem befestigten Lager fand. Acht bis zehntausend Schweden stellten sich unter dem Feuer der Russen in Schlachtordnung, und der Kampf begann den 30. November 1700. Am Abend zuvor hatte Peter das Lager verlassen, unter dem Vorwande, Verstärkung zu holen. In weniger als einer Viertelstunde war das russische Lager erstürmt. Dreißigtausend Russen blieben auf dem Platze oder warfen sich in die Narrowa; die andern wurden gefangen genommen oder zerstreut. Nach diesem außerordentlichen Siege, den Carl als ein achtzehnjähriger Jüngling erfochten, brach er gegen August auf, der Riga verlassen und sich in Curland ausgebreitet hatte. Er setzte an der Spitze seiner Soldaten über die Düna, stellte sein Heer in Schlachtordnung, griff die Verschanzungen der Sachsen an, und trug einen vollständigen Sieg davon. Schrecken verbreitete sich im Norden; Peter und August waren bestürzt. Carl hätte die errungenen Vortheile benutzen können, um einen Frieden zu schließen, der ihn zum Schiedsrichter des Nordens, ja vielleicht ganz Europa's gemacht hatte; statt dessen verfolgte er August nach Polen, und beschloß, die Unzufriedenheit eines großen Theils der Nation zu benutzen, um ihn zu entthronen. August versuchte umsonst, zu unterhandeln; vergebens bemühte sich die Gräfin Königsmark, den schwedischen Helden durch ihre Schönheit zu entwaffnen. Carl weigerte sich, mit dem Könige zu unterhandeln und mit der Gräfin zu sprechen. Der Krieg dauerte fort und die Schweden erfochten einen glänzenden Sieg zu Clissow. Im J. 1703 war ganz Polen von den Siegern besetzt, der Cardinal Primas erklärte den Thron für erledigt und schlug vor, zu einer neuen Wahl zu schreiten. Diese fiel durch Carl's Einfluß auf Stanislaus Leczinsky. August hoffte in Sachsen sicher zu sein, da inzwischen Peter Ingermannland besetzt und an der Mündung der Newa den Grund zu Petersburg gelegt hatte. Aber der Sieger von Narva verachtete einen Feind, an dem er früh oder spät leicht Rache zu nehmen hoffte, richtete seinen Marsch nach Deutschland und fiel in Sachsen ein. Zu Altranstädt dictirte er im J. 1707 die Bedingungen des Friedens. Der Liefländer Patkul, welcher die Coalition gegen Schweden angestiftet hatte, und damals als Peters Gesandter bei August war, mußte ihm ausgeliefert werden, und er ließ ihn mit dem Rade hinrichten. Diese Grausamkeit erregte allgemeines Murren, und man erstaunte mit Recht, daß ein bis jetzt großmüthiger Fürst eine so unmäßige Rache habe nehmen können. Auch gab Carl während seines Aufenthalts in Sachsen mehrere Proben von Mäßigung und Seelengröße. Er ließ seine Truppen die strengste Mannszucht halten. Mehrere Gesandte und Fürsten begaben sich in das Lager des Königs zu Altranstädt, unter diesen auch Marlborough, der Carl auszuforschen und seine Plane zu entdecken suchte. Er überzeugte sich, daß der siegreiche Held an den großen Streitigkeiten des Süden keinen Theil nehmen würde. Der König von Schweden verlangte, noch ehe er Deutschland verließ, vom Kaiser, daß er den Lutheranern in Schlesien volle Gewissensfreiheit zugestehe, und dieser gewährte die Foderung. Im Septbr. 1707 verließen die Schweden Sachsen; sie waren 43.000 Mann stark, gut gekleidet, gut disciplinirt und bereichert mit den erhobenen Contributionen. Sechstausend Mann ließ er zum Schutze des Königs von Polen zurück, mit dem übrigen Heere trat Carl den kürzesten Weg auf Moskau an. Als er aber in die Gegend von Smolensk gekommen war, änderte er auf die Vorschläge des Cosakenhettmanns Mazeppa

seinen Plan, und marschirte nach der Ukraine, in der Hoffnung, daß die donischen Cosaken, welche damals im Kriege mit dem Czar waren, sich mit seiner Armee verbinden würden. Wirklich schlossen sich einige Bewohner des Landes an ihn an; aber Mazeppa wollte oder konnte die Hülfe nicht verschaffen, die er versprochen hatte; die beschwerlichen Märsche, der Mangel an Lebensmitteln, und die beständigen Angriffe des Feindes ermüdeten die Soldaten und rieben eine große Menge auf. Der General Löwenhaupt, welcher Verstärkungen und Lebensmittel aus Liefland herbeiführen sollte, langte nur mit wenigen durch den Marsch und beständige Gefechte mit den Russen erschöpften Truppen an. Man war bis Pultawa gekommen und dieser Ort sollte angegriffen werden, als Peter sich mit 70,000 Mann entgegenstellte. Carl recognoscirte seinen Feind und ward gefährlich am Schenkel verwundet. Indeß rückten die Russen heran und der König beschloß, ihnen die Schlacht anzubieten. Der General Renschild bekam Befehl, mit Löwenhaupt gemeinschaftlich die Anordnung zu machen. Am 27. Juli 1709 ward jene berühmte Schlacht geliefert, welche das Glück des schwedischen Helden und die Schicksale des Nordens umwandelte. Carl wohnte ihr auf einer Tragbahre bei; aber der Mangel seiner persönlichen, die Soldaten ermunternden Gegenwart auf den jedesmal bedrängten Puncten, und noch mehr der Mangel an Uebereinstimmung zwischen Renschild und Löwenhaupt ward Ursache, daß die Schweden nicht in dem Maße wie sonst ihren Muth und ihre Tactik entwickelten, die ihnen so oft den Sieg verschafft hatten. Sie mußten der Uebermacht weichen, ihre Reihen löseten sich auf, und der Feind trug einen vollständigen Sieg davon. Carl, der seit zehn Jahren das Glück an seinen Wagen gefesselt hatte, sah seine Generale, seinen Lieblingsminister, den Grafen Piper, und die Blüthe seines Heeres in die Gewalt jener bei Narva so leicht besiegten Russen fallen. Er selbst entfloh mit einer kleinen Bedeckung, mußte trotz der Schmerzen seiner Wunde mehrere Meilen zu Fuß machen, und kam fast allein zu Bender auf dem türkischen Gebiete an, wo er eine Zuflucht suchte. Sein auch hier nicht unbekannter Name erwarb ihm eine ehrenvolle Aufnahme; aber kaum war die Nachricht von der Niederlage der Schweden bekannt geworden, als Carls Feinde sich mit neuer Hoffnung erhoben. August protestirte gegen den Vertrag von Altranstädt, Peter drang in Liefland ein, Friedrich von Dänemark landete eine Armee in Schonen. Die Regentschaft in Stockholm nahm Maßregeln, wenigstens das alte schwedische Gebiet zu schützen. Der General Steinbock versammelte in der Eile ein Corps Milizen und Bauern, schlug die Dänen bei Helsingborg und zwang sie, Schonen zu räumen. Man sandte einige Abtheilungen nach Finnland, um die Russen aufzuhalten, die dennoch vordrangen, da sie an Zahl überlegen waren. Carl unterhandelte indeß zu Bender mit der Pforte, wußte die Minister, welche ihm entgegen waren, zu entfernen, und brachte es dahin, daß die Osmanen den Russen den Krieg erklärten. Beide Armeen trafen an den Ufern des Pruth zusammen am 1. Juli 1711; Peter schien dem Untergange nahe, als Catharinens Muth und Festigkeit die Russen rettete und den Frieden herbeiführte, in welchem Carls nicht gedacht wurde. Dieser verweilte indeß in Bender, entwarf neue Plane und bat durch seine Agenten die Pforte um Hülfsvölker gegen seine Feinde. Aber Rußlands Agenten waren nicht minder thätig, die Pforte gegen ihn einzunehmen, indem sie vorgaben, Carl habe die Absicht, sich in Stanislaus Person zum eigentlichen Herrn von Polen

zu machen, um von da aus, in Verbindung mit dem deutschen Kaiser, die Türken anzugreifen. Der Seraskier von Bender bekam den Auftrag, den König zur Abreise zu nöthigen, und, falls er sich weigere, ihn todt oder lebendig nach Adrianopel zu bringen. Wenig gewohnt, einem fremden Willen zu folgen, und in der Besorgniß, seinen Feinden überliefert zu werden, beschloß Carl, mit zwei- bis dreihundert Mann, aus denen sein Gefolge bestand, der Macht der Pforte zu trotzen und sein Schicksal mit dem Schwerte in der Hand zu erwarten. Da sein Aufenthaltsort zu Varniza bei Bender von den Türken angegriffen wurde, vertheidigte er sich gegen ein ganzes Corps, und wich ihnen nur Schritt vor Schritt. Das Haus, in welchem er sich befand, gerieth in Brand; er war im Begriff, es zu verlassen und sich in die Canzlei zu begeben, aber er verwickelte sich in seine Sporen und wurde gefangen genommen. Seine Augenwimpern waren vom Pulver verbrannt und seine Kleider mit Blut bezeichnet, das er verloren hatte. Einige Tage nach diesem seltsamen Kampfe kam Stanislaus in Bender an, um den König von Schweden zu bitten, zu dem Vertrage, den er sich genöthigt sah, mit August abzuschließen, seine Einwilligung zu geben; allein Carl verweigerte dieselbe. Die Türken führten hierauf ihren Gefangenen von Bender nach Demotica bei Adrianopel. Hier brachte er zwei Monate im Bette zu, indem er sich krank stellte, und beschäftigte sich mit Lesen und Schreiben. Er überzeugte sich endlich, daß er von der Pforte keine Hülfe zu hoffen habe, sandte daher eine Abschiedsgesandtschaft nach Constantinopel und reiste verkleidet mit zwei Offizieren ab. Mit allen Beschwerden und Entbehrungen vertraut, setzte Carl zu Pferde seine Reise Tag und Nacht mit solcher Eile fort, daß nur Einer seiner Begleiter im Stande war, ihm zu folgen. Er nahm den Weg durch die Staaten des Kaisers und Deutschland. Endlich, ermattet und entstellt, kam er um 1 Uhr Nachts den 11. November 1714 vor Stralsunds Thoren an. Er gab sich als einen mit wichtigen Depeschen aus der Türkei kommenden Courier an, und ließ sich sogleich zum Commandanten, dem Grafen Dunker, bringen. Dieser fragte ihn angelegentlich nach dem Könige, und erkannte ihn erst, als er zu sprechen anfing. Freudig sprang er aus dem Bette und umfaßte die Knie seines Herrn. Die Nachricht von Carls Ankunft verbreitete sich schnell in der Stadt; die Straßen füllten sich mit Menschen und die Häuser wurden erleuchtet. — Es währte nicht lange, so erschien eine vereinigte Armee von Dänen, Sachsen, Preußen und Russen vor Stralsund. Carl that während der Vertheidigung Wunder der Tapferkeit. Als man aber am 15. Dec. 1715 die Festung übergeben mußte, begab er sich nach Lund in Schonen, und traf Maßregeln, die Küsten zu sichern. Dies gethan, machte er ein Unternehmen gegen Norwegen. Der Plan zu diesem Feldzuge schien mit dem Baron von Görz verabredet worden zu sein, dessen kühne, aber geistreiche und große Entwürfe der Lage des schwedischen Monarchen angemessen waren. Man wollte Peter den Großen durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, sich Norwegens bemächtigen, und von dort aus auf Schottland landen, um Georg I. zu entfernen, der sich gegen Carl erklärt hatte. Während Görz zur Ausführung dieser Pläne die Höfe bearbeitete, zur Fortsetzung des Krieges Hülfsquellen eröffnete und auf Aland mit den Bevollmächtigten des russischen Czars unterhandelte, erneuerte Carl seinen Angriff auf Norwegen. Schon war einer Seits Peter gewonnen, anderer Seits ein Theil von Norwegen erobert, und das Glück

Schwedens schien eine günstige Wendung nehmen zu wollen. Die Schweden belagerten Friedrichshall; am 30. Novbr. 1718 besah der König den vor dem Hauptfort eröffneten Laufgraben. Während er an die Brustwehre gelehnt auf die Arbeiter herunterfah, traf eine Falconetkugel ihn an den Kopf und endigte das Leben dieses Fürsten, der so vielen Gefahren entgangen war. Er war unverändert in derselben Stellung geblieben; seine Hand hatte nach dem Degen gefaßt; man fand in seiner Tasche das Bildniß Gustav Adolphs und ein Gebetbuch. Es ist in der neuern Zeit mehr als wahrscheinlich gemacht worden, daß jene Kugel, die ihn tödtete, nicht aus der Festung, sondern von schwedischer Seite kam. Carl XIV. Johann hat ihm hundert Jahre später, den 30. Nov. 1818 an dem Orte, wo er gefallen war, ein Denkmahl errichtet. Mit Carls XII. Tode verschwand Schweden aus der Reihe der großen Mächte; hätte er länger gelebt, so würden er und Görz es darin erhalten haben. Er hatte in den letzten Jahren große Pläne für die Marine, die Industrie und den Handel. Zu Lund hatte er sich oft mit den Professoren der Universität unterhalten und den öffentlichen Disputationen über die Geometrie, Mechanik und Geschichte beigewohnt. Zu Bender war die Lectüre eine seiner Hauptbeschäftigungen gewesen; er hatte mehrere schwedische Gelehrte zu sich kommen lassen, und sie veranlaßt, Griechenland und Asien zu bereisen. Einige dieser Reisebeschreibungen sind gedruckt worden, andere sind handschriftlich zu Upsala. Festigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe waren die Hauptzüge in Carls Charakter; aber er übertrieb diese schönen Eigenschaften oft zu seinem und seines Volkes Nachtheil. Nach seiner Rückkehr zeigte er sich ruhiger, sanfter gemäßigten und beständigen Maßregeln geneigter. Die Nachwelt wird ihm stets den Tribut der Bewunderung zollen, trotz der Vorwürfe, die sie ihm mit Recht zu machen hat. Sie wird, wenn sie ihn vorurtheilsfrei und mit Rücksicht auf seine Zeit betrachtet, sagen, daß er große Tugenden und große Fehler hatte, daß er sich vom Glück verleiten, aber nicht vom Unglück niederschlagen ließ. Seine Geschichte hat sein Carlan Norberg geschrieben; Adlerfeld hat militär. Denkwürdigkeiten über ihn herausgegeben; aber an Interesse übertrifft sie Voltaire, dessen Histoire de Charles XII. ein Muster von Klarheit, Eleganz und Präcision, wiewohl sie nicht vollständig, noch frei von Irrthümern in Namen, Daten und geographischen Angaben ist.

Carl XIII., König von Schweden, geb. den 7. Octbr. 1748, zweiter Sohn des Königs Adolph Friedrich und der Schwester Friedrichs des Großen, Luise Ulrike. Bei der Geburt schon zum Großadmiral von Schweden ernannt, richtete sich seine ganze Erziehung vorzüglich auf Erlernung des Seewesens, weswegen er auch mehrere Kreuzzüge im Cattegat mitmachte. 1765 wurde er Ehrenpräsident der Societät der Wissenschaften zu Upsala. 1770 trat er seine große Reise über Holland nach den Niederlanden und Frankreich durch Teutschland nach Preußen an. Der Tod Adolph Friedrichs und die Thronbesteigung Gustavs III. rief ihn eiligst nach Schweden zurück, wo er an der großen Revolution bedeutenden Antheil nahm, und von seinem Bruder mit der wichtigen Stelle eines Generalgouverneurs von Stockholm beehrt wurde. 1772 wurde er zum Herzog von Südermanland ernannt; er vermählte sich 1774 mit Hedwig Elisabeth Charlotte, Prinzessin von Holstein-Gottorp. In dem Krieg mit Rußland 1788 erhielt er das Obercommando über die Flotte, schlug die Russen im finnischen Busen, und führte in der gefährlichsten Jahrszeit seine

Flotte in den Hafen von Carlscrona glücklich zurück, wornach er zum Generalgouverneur von Finnland ernannt wurde, und das Prärogativ, Trabanten als Garde zu haben, erhielt. Nach der Ermordung Gustavs III. 1792 trat er an die Spitze der Regentschaft und erhielt zu Schwedens Glück den Frieden mit allen Staaten, während er sich mit Dänemark verband, um die Schifffahrt in den nordischen Meeren zu schützen. Während seiner Regentschaft gründete er das berühmte Museum und die Militärakademie für 200 Zöglinge und erwarb sich allgemeine Achtung und Liebe im Reich. 1796 trat er die Regierung an den nun mündig gewordenen Gustav Adolph IV. ab und zog sich als Privatmann auf sein Schloß Rosersberg zurück. Er verließ diese Einsamkeit nicht wieder, als nach der Revolution, welche 1809 Gustav Adolph IV. vom Throne stürzte, und ihn dafür als Reichsverweser, und einige Monate später (20. Juni 1809) als König von Schweden an die Spitze des Staates in der gefahrvollsten Lage stellte. Der Friede mit Rußland und Frankreich verlieh die so nöthige Ruhe zur Erholung von bedeutenden Verlusten und Vollendung der Verfassung. Den 27. Mai 1811 stiftete er den Orden Carls XIII., welcher einzig an Freimaurer höhern Grades vertheilt wird. Den 21. Juni 1816 trat er der heil. Allianz bei. Mit offnen Armen nahm er den französischen Reichsmarschall Bernadotte, als von den Ständen ihm erwählten Sohn und Thronfolger auf, und lebte mit ihm und dessen hoffnungsvollen Sohne Oscar im freundschaftlichsten Einverständniß. Sein kluges Benehmen in den letzten verhängnißvollen Jahren verschaffte Schweden durch die Erwerbung von Norwegen (d. 4. Nov. 1814) eine schöne Entschädigung für Finnland. Obgleich unter den Großen sich mancher in seinen Hoffnungen mochte betrogen haben, und daher hier und da unruhiges Gemurmel sich hören ließ, so besaß Carl XIII. doch die Liebe seines Volks und sein Tod, den 5. Febr. 1818, erregte allgemeine Trauer.

Carl XIV., Johann, König von Schweden u. Norwegen (oder Skandinavien), folgte seinem Adoptivvater Carl XIII. den 5. Febr. 1818 in der Regierung; den 7. Febr. huldigten ihm die schwedischen Stände, den 10. die Stadt Stockholm und den 11. Februar das Storthing zu Christiania. Er wurde den 11. Mai zu Stockholm und den 7. Sept. zu Drontheim gekrönt und gesalbt. Dieser merkwürdige Fürst, dessen politische Stellung die unbedingte Nothwendigkeit des Princips der Legitimität hinreichend widerlegt, wurde den 26. Jan. 1764 zu Pau am Fuße der Pyrenäen geboren, und hieß mit seinem Familien- und Taufnamen: Johann Baptist Julius Bernadotte. Sein Vater war ein Rechtsgelehrter. Eine seltene Geistesbildung beweiset, daß seine Erziehung sorgfältig gewesen. Aus Neigung wählte Bernadotte den Militärstand; auf seinem ersten Feldzuge in Amerika unter Rochambeau gerieth er in englische Gefangenschaft. Er war 26 Jahr alt, als die Revolution ausbrach. Mit Begeisterung trat der kühne Bernadotte in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Schnell stieg er von Stufe zu Stufe, und schon 1794 focht er als Divisionsgeneral in der Schlacht von Fleurus; im folgenden Jahre trug er wesentlich zum Rheinübergange der Franzosen bei Neuwied bei. Im J. 1796 war er bei der Armee angestellt, welche Jourdan befehligte, und die Vortheile die er an der Lahn davon trug, besonders aber die Blockade von Mainz, gründeten seinen Feldherrnruhm, der bald durch das Treffen von Neuhoff, durch den Uebergang über die Rednitz, durch die Einnahme von Altorf, durch

die Eroberung von Neumark und durch die über Kray erfochtenen Vortheile, dem er seine Magazine am Main wegnahm, noch erhöht wurde. Um die Fortschritte, welche um dieselbe Zeit der General Bonaparte in Italien machte, zu unterstützen, war es nöthig, demselben Verstärkungen zu schicken. Unter andern traf auch den General Bernadotte das Loos, sich zur italienischen Armee zu begeben. Er ward von Bonaparte mit der Belagerung der Festung Gradisca beauftragt. In den Gefechten, die er liefern mußte, ehe er sich derselben bemeisterte, trotzte er den größten Gefahren, und gab seinen Untergebenen das Beispiel der Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit. Kurze Zeit vor dem 18 Fructidor wählte ihn Bonaparte zum Ueberbringer der in der Schlacht von Rivoli eroberten Fahnen an das Directorium, und nannte ihn in seinem Schreiben einen von den Generalen, die zum Ruhm der italienischen Armee am wesentlichsten beigetragen. Als nach dem vorläufigen Friedensschlusse zu Leoben, in Folge des 18. Fructidors, die bürgerlichen Unruhen in den südlichen Provinzen fortdauerten, warf das Directorium die Augen auf den General Bernadotte, um ihnen Einhalt zu thun, und ernannte ihn zum Commandanten von Marseille; allein er weigerte sich, sein siegreiches Schwert gegen seine Mitbürger zu wenden, und kehrte nach Italien zu seiner Division zurück. Nach Abschluß des Friedens von Campo Formio zwischen Oesterreich und Frankreich ernannte das Directorium Bernadotte, der sich den 16. August 1798 mit Eugenie Bernhardine Desirée (geb. den 8. Nov. 1781), der Tochter des Kaufmanns Clary in Marseille, einer Schwester der Gemahlin Josephs Bonaparte, verheirathet hatte, am 18. Jan. desselben Jahres zum Gesandten am Wiener Hofe. Doch ein durch Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne der Republik über dem Gesandtschaftspalaste veranlaßter Tumult bewog ihn, Wien zu verlassen. Er begab sich nach Rastadt, und von da nach Paris. Jetzt bildete sich eine neue Coalition wider Frankreich. Jourdan erhielt die Bestimmung, gegen den Erzherzog Carl zu agiren; unter ihm ward Bernadotte zum Oberbefehlshaber der Observationsarmee angestellt, und angewiesen, über den Rhein zu gehen und Philippsburg einzuschließen. Schon war er mit den Vorbereitungen zum Bombardement dieses Platzes beschäftigt, als das Vordringen des Erzherzogs Carl an die Iller, Jourdans Rückzug über den Rhein, die tragische Auflösung des Rastadter Congresses, vornehmlich aber die schnellen Fortschritte der Verbündeten in Italien, außerordentliche Maßregeln nothwendig machte. Unter diesen schwierigen Umständen wurde Bernadotte ins Kriegsministerium berufen, wo er seine ganze Thätigkeit entwickelte. Er betrieb einer Seits die Anklage der Generale, welche die italienischen Festungen so rasch übergeben hatten; anderer Seits regte er den Eifer der Conscribirten an, stellte an die Spitze der Hülfsbataillone Offiziere, die sich als Reclamanten in Paris befanden, bemühte sich um die Wiederherstellung der erschlafften Disciplin, und wehrte den bei der Armee eingerissenen Mißbräuchen. Dies war das Werk von drei Monaten, nach deren Verlauf das Directorium ihm anzeigte, daß sein Vorgänger Mallet-Mureau ihn provisorisch ersetzen, er aber sein Commando wieder bei der Armee einnehmen sollte. Allein Bernadotte sah mit gerechtem Unwillen sich von einem in dem schwierigsten Zeitpuncte verwalteten Posten in dem Augenblick entfernt, wo er sich der von ihm geschaffenen Ordnung hätte erfreuen können. Er foderte daher seine Entlassung nebst einer Pension, deren er nach

zwanzigjähriger Arbeit würdig zu sein glaubte. Sein Gesuch ward ihm gewährt. Schon hatte er sich aufs Land zurückgezogen, als der 18. Brumaire auch seine Lage veränderte. Bonaparte berief ihn in den neuerrichteten Staatsrath und übertrug ihm dal darauf das Commando der Westarmee. An ihrer Spitze wußte er, als einige Chouanschefs in der kaum beruhigten Vendee neuen Aufruhr zu erregen suchten, durch Maßregeln der Menschlichkeit den Ausbruch zu unterdrücken. Nach dem lüneviller Frieden ward er zum Botschafter bei den vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt; allein der Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England verhinderte ihn, dahin abzugehen. Im folgenden Jahre (1804) sandte ihn der erste Consul nach Hannover an Mortiers Stelle, und seine Milde und Uneigennützigkeit erwarben ihm die Liebe aller Hannoveraner. In demselben Jahre brachte die Verwandelung des Consulats in eine erbliche Kaiserwürde ihm den Marschallstab des französischen Reichs, und bald darauf die große Decoration der Ehrenlegion. Nach dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit Oesterreich führte Bernadotte die Armee durchs Anspachische, vereinigte sich bei Würzburg mit den Baiern, und trug, da er auf diese Weise die Oesterreicher umging, wesentlich zu der Katastrophe von Ulm bei. In der Schlacht von Austerlitz bildete Bernadotte's Corps das Centrum, das allen Angriffen der tapfern russischen Armee Trotz bot. Seine Verdienste zu belohnen, erhob ihn Napoleon am 5. Juni 1806 zum Fürsten von Ponte-Corvo. In dem bald darauf ausgebrochnen Kriege gegen Preußen führte er das erste französische Armeecorps, rückte von Bayreuth her über Hof in das sächsische Voigtland, und schnitt das Corps des Grafen Tauenzien von der preußischen Hauptarmee ab. Am 14. October operirte er von Dornburg her im Rücken der preußischen Armee, folgte nach der Schlacht dem General Blücher bis Lübeck, und nöthigte ihn zu capituliren. Er war der einzige französische Anführer, der das traurige Schicksal dieser unglücklichen Stadt ernstlich bemüht war zu mildern; er empfahl in einem Tagsbefehl den Truppen, nach dem Siege gefühlvoll und menschlich zu sein. Auch gegen die auf der Trave gefangenen Schweden (1500 M.) benahm er sich so theilnehmend, daß sein Name in Schweden mit Achtung genannt wurde. Unmittelbar nach der Capitulation brach der Prinz von Ponte-Corvo nach dem Kriegsschauplatz in Polen und Altpreußen auf. Hier lieferte er am 25. Jan. 1807 das blutige Treffen bei Mohrungen, wodurch die Russen abgehalten wurden, die große Armee zu überfallen und über die Weichsel zurückzuwerfen. An der Schlacht bei Friedland Theil zu nehmen, wurde er durch eine am 5. Juni bei Spangen erhaltene Wunde verhindert. Vom Schlusse des Jahrs 1807 bis zum Frühling 1809 befehligte der Fürst die in Norddeutschland zurückgebliebene Armee. Als im Frühjahre 1809 der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich aufs neue ausgebrochen war, erhielt er den Oberbefehl der alliirten sächsischen Armee. Er führte sie auf das Schlachtfeld von Wagram, wo sie mit der Garde und dem Corps des Vicekönigs die zweite Linie und die Reserve bildete, und von seinem persönlichen Muthe begeistert mit der größten Auszeichnung focht. Als drei Wochen darauf die Engländer Walchern besetzt hatten und Antwerpen bedrohten, ernannte ihn Napoleon zum Obergeneral der Armee von Flandern. Seine Thätigkeit vereitelte die Plane des brittischen Feldherrn. Seitdem lebte der Prinz im Schooße seiner Familie, theils auf dem Lande, theils

in Paris, und hier überbrachten ihm die Abgeordneten Schwedens in den ersten Tagen des Septembers 1810 die Nachricht von seiner Ernennung zum Thronfolger und Kronprinzen dieses Reiches. König Carl XIII. hatte nämlich am 18. August den Ständen zu seinem Thronfolger den Prinzen von Ponte-Corvo vorgeschlagen, und der hierzu von den Ständen niedergesetzte Ausschuß erwählte ihn den 21. August fast einstimmig, unter der Bedingung, daß er die evangelisch-lutherische Religion annehmen und eine Versicherungsacte ausstellen sollte. — Die Annahme der Wahl machte Carl XIII. der Reichsversammlung zu Oerebro am 26. Sept. 1810 bekannt, nachdem er in einem am 24. gehaltenen Ordenscapitel den neuen Kronprinzen zum Ritter des Seraphinen-Ordens erklärt hatte; zugleich ward derselbe zum Reichs-Generalissimus ernannt. Am 2. October verließ Ponte-Corvo Paris, und kam am 18. October Mittags auf dem königl. dänischen Schlosse Friedrichsborg an, wo er in der Mitte der königl. Familie bis an den folgenden Tag blieb und dann nach Helsingör abging. Hier verrichtete D. Lindblom, Erzbischof von Upsala, den 19. Oct. 1810, im Beisein mehrerer vornehmen Zeugen, im Hause des schwedischen Consuls Göderhald bei verschlossenen Thüren den Religionsact, worin der Kronprinz sich zur evangelisch-lutherischen Religion bekannte. — Unter dem Donner der Kanonen führte ihn nun eine schwedische Galeere nach Helsingborg; hier landete er am 20. Oct. und hatte seine erste Zusammenkunft mit dem Könige Carl XIII. Am 31. wurde er der Reichsversammlung vorgestellt. — Durch eine Acte vom 5 Nov. 1810 adoptirte ihn der König; er nahm die Namen Carl Johann an, und leistete vor dem Throne den Eid als Kronprinz und Thronfolger, worauf ihm die Stände huldigten. Sein Sohn Oscar erhielt den Titel: Herzog von Südermannland. Seine Gemahlin kam den 7. Jan. 1811 in Stockholm an, kehrte aber nach Paris zurück, wo sie noch jetzt unter dem Namen einer Gräfin von Gothland lebt. — Bald fand der neue Kronprinz Veranlassung, eine Probe seiner Regierungskunst abzulegen, als im folgenden Jahre der König krank wurde. Dieser übertrug ihm am 17. März 1811, doch mit einiger Beschränkung, die Regierung des schwedischen Reiches, welche er bis zum 7. Jan. 1812 weise und kraftvoll führte. Vieles that er für den Ackerbau (es wurde unter seinem Vorsitz eine landwirthschaftliche Gesellschaft errichtet), für den Handel und die Kriegsmacht. Als Carl XIII. die Regierung wieder übernahm, erstattete der Kronprinz einen merkwürdigen Bericht über seine Verwaltung und die Lage des Reichs. — Aus seinen liberalen Ansichten floß das merkwürdige Decret vom 29. Jul. 1812, wodurch die schwedischen Häfen allen Nationen geöffnet wurden. Dieser Beschluß war übrigens eine Folge der immer mehr zuhehmenden Spannung zwischen Schweden und Frankreich. Wir gedenken hierbei der Briefe Carl Johanns an Napoleon Bonaparte. — Als der Krieg zwischen Frankreich und Rußland entschieden war, entschied auch Schweden sich gegen Frankreich, und Carl Johann hatte zu Abo (26. Aug 1812) mit Kaiser Alexander von Rußland eine durch ihre Folgen wichtige Zusammenkunft. Damals befand sich Napoleons Hauptquartier schon zwischen Smolensk und Moskau. Schwedens Politik erfoderte die möglichste Vorsicht; daher erfolgte seine förmliche Kriegserklärung gegen Frankreich erst dann, als Carl Johann in dem Hauptquartiere Alexanders und Friedrich Wilhelms zu Trachenberg in

Schlesien (9.—12. Jul. 1813) erschien. Schon am 18. Mai 1813 war der Kronprinz in Stralsund angelangt, um das Commando der schwed. Armee in Deutschland zu übernehmen; sein letztes berühmtes Schreiben an den Kaiser der Franzosen (vom 20. März 1813) war ohne Wirkung geblieben. Schweden hatte sich nun mit England und Rußland noch fester verbunden. Nach der Conferenz in Trachenberg begab sich Carl Johann nach Berlin, bereisete während des Waffenstillstandes die Standquartiere der seinem Commando übergebenen Truppen, begab sich noch einmal nach Stralsund, wo er den General Moreau empfing, und befand sich am 11. Aug. bei dem Belagerungscorps vor Stettin. — Carl Johann hatte den Oberbefehl über die „vereinigte Armee von Norddeutschland," welche aus dem russischen Corps von Winzingerode, Woronzow und Czernitschew, aus den englischen unter Walmoden, dem preußischen unter Bülow und dem schwedischen unter dem Feldmarschall Stedingk bestand. Am 17. August früh 1 Uhr ließ er zum ersten Male die franz. Vorposten angreifen. Durch den Sieg bei Großbeeren am 23. Aug. über den Marschall Oudinot rettete Carl Johann Berlin zum ersten Male, durch seinen noch größern Sieg bei Dennewitz, dessen Ausschlag jedoch Graf Bülow von Dennewitz gab, am 6. Sept., über den Marschall Ney, rettete er Friedrich Wilhelms Residenz zum zweiten Male. — Am 4. Oct. ging der Kronprinz bei Roßlau über die Elbe. Sein Marsch am 17 bis Taucha trug Vieles zum Erfolge des glorreichen 18. Oct. bei Leipzig bei, an welchem Tage Carl Johann sich neuen Ruhm erwarb. Am folgenden Tage vereinigte er sich mit seinen hohen Alliirten in dem gereiteten Leipzig. — Während diese in gerader Richtung den Feind nach seiner Grenze verfolgten, zog Carl Johann die Elbe abwärts nach Mecklenburg, wo Marschall Davoust in Verbindung mit den Dänen hauste. Siegreich drang er auch hier vor. Bald war Lübeck erobert und die dänische Armee von der französischen getrennt, welche sich nach Hamburg warf. Vor dieser unglücklichen Stadt blieb ein Blockadecorps, während der Kronprinz mit der Hauptarmee gegen Holstein sich wandte. Nach 3 Monaten erstreckten sich ihre Vorposten bis Ripen und Friedericia, und Dänemarks König Friedrich VI. trat im Frieden, den der Kronprinz den 14. Jan. 1814 mit ihm zu Kiel abschloß, Norwegen an Schweden ab. Hierauf zog Carl Johann mit dem größten Theile seiner Armee durch Hannover gegen Frankreichs Grenze. Dieser Marsch ging jedoch sehr langsam, so daß, noch ehe Carl Johann auf dem Kriegsschauplatz ankam, Alexander und Friedrich Wilhelm in Paris einrückten. Auch der schwedische Kronprinz kam jetzt nach Paris, und sah den König von Frankreich in Compiegne, verließ aber Frankreich bald wieder, um die Eroberung Norwegens, welches den bisherigen Statthalter zum Erbkönig ernannt hatte, zu unternehmen. Nach einem 14tägigen Feldzuge zwang er den Prinzen Christian Friedrich am 14. Aug. 1814 zu Moß einen Vertrag einzugehn, worauf Norwegen sich Schweden unterwarf, und den Sieger als Kronprinzen von Norwegen (d. 4. Nov. 1814) anerkannte (Vgl. Christian Friedrich — und Norwegen). Seitdem hat er alles gethan, was er konnte, um sich die Liebe der Nation zu erwerben. Vorzüglich ist die Sorgfalt zu bemerken, welche er auf die zweckmäßige Erziehung seines Sohnes, des nunmehrigen Thronfolgers, Prinzen Oscar (Joseph Franz), geb. den 4. Jul. 1799, Herzogs von Südermannland (seit dem Jan. 1811), gewandt hat. Dies zeig-

te sich bei der Confirmation des Prinzen, die nach den Gebräuchen der luther. Kirche den 15. April 1815 geschah. Den 4. Jul. 1817 wurde der Prinz für mündig erklärt; er hat seitdem Sitz im Staatsrathe, und den 20. Jun. 1818 bevollmächtigten ihn die schwedischen Reichsstände und das norwegische Storthing zur Ausübung der vollen königl. Gewalt im Falle der Abwesenheit oder Krankheit des Königs. Aus seinem Privatvermögen unterstützte Carl XIV. schon als Kronprinz mehrere öffentliche Anstalten, sorgte für die Armee, und bewies sich als einen Wohlthäter vieler Bedürftigen. Durch ihn kam ein Handelstractat mit den vereinigten Staaten von Nordamerika (Stockholm den 5. Sept. 1816) zu Stande. Insbesondre war seine Thätigkeit auf die Flotte, die Armee und die Verbesserung des Zustandes der Finanzen gerichtet. Die Zuneigung der Norweger hat er sich durch ein eben so kluges als großmüthiges und edles Benehmen gewonnen. Er schenkte dem Storthing die Kleinodien zu seiner Krönung im J. 1818. Um den auswärtigen Handel zu sichern, schickte er im Sommer dieses J. (1819) 3 Schiffe mit Geschenken an Kanonen, Kugeln, Pulver u. s. w. nach Algier, Tunis und Tripolis. Uebrigens unterhält er eine wachsame Polizei, selbst in Ansehung der auswärtigen Zeitungen. Seine Politik ist klug, fest und edel. Er umgibt sich mit äußerem Glanze, weil dies der schwedischen Nation gefällt; allein mehr als dies muß die Weisheit und die Kraft, womit er die Wohlfahrt des Reichs und der Nation zu seinem Strebepunct macht, die Parteien beruhigen und seinen Thron immer mehr befestigen.

Carl Emanuel I., Herzog von Savoyen, mit dem Beinamen der Große, geb auf dem Schlosse Rivoli im J. 1562, bewährte seinen Muth auf dem Felde von Montdrun, in den Schlachten von Vigo, Asti, Chatillon, Ostage, bei der Belagerung von Berue, in den Mauern von Suza. Er unternahm es, sich im J. 1590 zum Grafen von Provence zu machen. Philipp II., sein Schwiegervater, nöthigte das Parlament von Aix, ihn zum Schutzherrn dieser Provinz zu ernennen, um durch dieses Beispiel Frankreich zu veranlassen, den König von Spanien als Protector des ganzen Reichs anzuerkennen. Der Herzog von Savoyen, nicht minder unternehmend, trachtete ebenfalls nach dieser Krone. Seine unbegrenzte Ehrsucht ließ ihn Plane entwerfen auf den Kaiserthron, nach dem Tode des Kaisers Matthias, auf das Königreich Cypern, daß er erobern wollte, und auf Macedonien, dessen von den Türken tyrannisirte Bewohner ihm die Herrschaft antrugen. Die Genfer waren genöthigt, ihre Stadt im J. 1602 gegen die Waffen dieses Fürsten zu vertheidigen, der sie mitten im Frieden bei Nacht überfiel, und zu stürmen suchte. (S. Genf.) Heinrich IV., der sich ebenfalls über ihn zu beklagen hatte, und ihn mehrere Male durch den Herzog von Lesdiguières schlug, gestand ihm zuletzt noch einen nicht unvortheilhaften Frieden zu; aber Carl Emanuel, stets unruhig, fing noch einmal einen Krieg mit Frankreich, Spanien und Deutschland an. Er starb aus Kummer zu Savillon im J. 1630. Seine Ehrsucht führte ihn auf Abwege, die eines großen Fürsten unwürdig sind. Es gab keinen verstockteren Menschen, als er war. Man konnte sagen, sein Herz war, wie sein Land, unzugänglich. Er erbaute Paläste und Kirchen, liebte und betrieb die Wissenschaften, aber er dachte wenig daran, Glückliche zu machen, und es selbst zu sein.

Carl Eduard, s. Eduard.

Carl Eugen, Herzog v. Wirtemberg, der älteste Sohn Carl

Alexanders, geb. den 11. Febr. 1728, erhielt die Herzogswürde bereits 1737 und stand während seiner Minderjährigkeit unter der Vormundschaft der Herzoge Carl Rudolph und Carl Friedrich, bis Kaiser Carl VII. den jungen Herzog im 16. J. seines Alters für volljährig erklärte. Carl Eugen war ein Fürst von großen Geistesanlagen, von Kraft und von unermüdlicher Thätigkeit. Im ersten Feuer seiner Jugend richtete er seine Kraft auf Pracht, Glanz, sinnlichen Genuß und Schauspiele aller Art. Sein Hof wurde dadurch einer der glänzendsten in Europa. Die Summen, welche er für Theater, Bälle, Jagden, kostbare Reisen und an seine Mätressen verwendete, überstiegen bei weitem die Kräfte Wirtembergs. — Um Hülfsmittel zu finden, wurde ein schändlicher Dienstlhandel betrieben; Carl Eugen erbot sich beim Anfange des siebenjährigen Krieges freiwillig und ohne Veranlassung zum Kriege gegen Preußen und rückte mit einem Heere von 14,000 Mann, dessen Aufstellung die Unterthanen fast zur Verzweiflung brachte, in Sachsen ein. Die alten beschwornen Verträge zwischen Volk und Fürst wurden wenig beachtet. Die Landstände suchten nach dem Kriege bei Kaiser und Reich Schutz und Hülfe, und wendeten sich insbesondere an die protestantischen Mächte; aber erst 1770 kam durch die Vermittelung des preußischen Hofes ein Vergleich zwischen dem Herzoge und den Ständen zu Stande. Die Jahre der Leidenschaft waren nun auch verraucht, und von diesem Zeitpuncte an suchte er durch Mäßigung und Einschränkung seines Aufwandes, und durch viele wohlthätige und nützliche Einrichtungen die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen. Er wendete auf die Veredelung des Weinbaus und der Landwirthschaft die größte Sorgfalt. Durch die Anlegung vortrefflicher Kunststraßen wirkte er auf die Belebung des innern Verkehrs auf das wohlthätigste ein. Alle Zweige der innern Administration wurden von ihm sorgfältig berücksichtigt. Er erweiterte das Gebiet des Herzogthums auf rechtlichem Wege durch Kauf, wo es sich thun ließ. Die Erbauung der prächtigen Lustschlösser Solitüde und Hohenheim, die Verschönerungen von Ludwigsburg und Stuttgart und viele andere Bauunternehmungen gaben dem Kunsttalente und der Landesthätigkeit Beschäftigung und Nahrung. Künste und Wissenschaften erhielten von Carl Eugen in diesem Zeitpuncte die größten Unterstützungen. Stuttgart war der Sitz der trefflichsten Künstler und aus den Instituten des Landes gingen die ausgezeichnetsten Gelehrten hervor (Spittler, Schiller u. s. w.). Unter diesen Instituten wurde die Militärakademie in Stuttgart besonders begünstigt. Wissenschaftliche Bildung und wahre Aufklärung verbreitete sich unter dem ganzen wirtembergischen Volke mehr, als in irgend einem andern Theile Deutschlands. Ein hoher äußerer Wohlstand war die Folge von dem allen. Carl Eugen wurde nun von seinem Volke angebetet. In stiller philosophischer Ruhe verlebte er die letzten Jahre seines Lebens auf seinem Lustschlosse Hohenheim. Er starb am 24. Oct. 1793 und hinterließ die Regierung seinem Bruder Ludwig Eugen.

Carl IV., resignirter König von Spanien, ist den 12. Dec. 1740 geboren, und bestieg nach seines Vaters, Carls III., Tode den Thron. Seit dem Sept. 1765 ist er mit der Tochter des Herzogs von Parma, Louise Marie, vermählt, aus welcher Ehe noch fünf Kinder leben. Ohne Kraft, selbst zu regieren, war er stets von seinen Ministern abhängig, unter denen der Friedensfürst, Godoi, Herzog von Alcudia (s. d. A.), seit 1792 einen unbeschränkten Einfluß auf ihn

gewann. Der Haß, den dieser Günstling von Seiten des Prinzen von Asturien und anderer Großen auf sich zog, führte endlich 1808 eine Revolution herbei, welche Napoleon zu benutzen suchte, um die Bourbonen vom spanischen Throne zu entfernen. Es gelang ihm durch seine Ränke, den schwachen Carl, der bereits zum Vortheil seines Sohnes Ferdinands VII. auf die Krone verzichtet hatte, zu einem Widerruf und zu der Erklärung zu bewegen, daß er sich in die Arme seines großmüthigen Freundes, des Kaisers von Frankreich, werfe. Bald darauf folgten die Begebenheiten von Bayonne; Carl trat seine Rechte auf den Thron an Napoleon ab, welcher ihm dagegen auf Lebenszeit den Palast zu Compiegne und eine jährliche Rente von 30 Millionen Reale, wovon nach des Königs Tode zwei Millionen der Königin als Witwengehalt verbleiben sollten, zusicherte. Dem gemäß lebte Carl anfangs mit seiner Gemahlin und dem Friedensfürsten zu Compiegne, vertauschte aber später diesen Wohnort mit Rom, dessen Clima ihm mehr zusagte. Hier bewohnte er seit 1815 den Palast Barberini. Seine Hauptbeschäftigung ist von jeher die Jagd gewesen. Nach Ferdinands VII. Thronbesteigung schloß dieser mit seinem Vater (unterm 14. Jan. 1815) einen Vertrag ab, vermöge dessen Carl IV. auf ein Jahrgehalt von 8 Millionen Realen herabgesetzt ward. Er starb an der Gicht zu Neapel den 19. Jan. 1819 bald nach seiner Gemahlin, Louise Marie.

Carl (Theodor Anton Maria) aus dem reichsfreiherrlichen Geschlechte der Dalberge, ehemaliger Churfürst zu Mainz und Erzkanzler, dann Großherzog von Frankfurt, und endlich Erzbischof zu Regensburg und Bischof zu Worms und Constanz, war geb. den 8. Febr. 1744 zu Herrnheim bei Worms auf dem Stammhause des Dalbergischen Geschlechts, Mannheimer Linie. Sein Vater war Franz Heinrich v. Dalberg, churfürstl. mainzischer geheimer Rath, Statthalter von Worms und Burggraf zu Friedberg. Er erhielt von seinen Eltern und erfahrnen Lehrern eine treffliche Erziehung, und widmete sich in reifern Jahren dem geistlichen Stande, hielt sich abwechselnd theils zu Worms, theils zu Mannheim und Mainz auf, und machte verschiedene Reisen, welche für die Entwickelung seiner geistigen Bildung, wozu er einen so schönen Grund gelegt hatte, so wie für seine Menschenkenntniß von den wohlthätigsten Folgen waren. Bald wurde er Domicellar bei dem Erzstifte Mainz und den Hochstiftern Würzburg und Worms, späterhin in dem erstern Capitularherr und in den beiden andern Domherr. Im J. 1772 ernannte ihn der Churfürst zu Mainz zum wirklichen Geheimenrath und Statthalter zu Erfurt. Er unterzog sich während seines vierjährigen Aufenthalts daselbst allen Geschäften mit musterhaftem Fleiße und seltener Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, und zeigte durch seine hellen Ansichten und tiefen Blicke in das Wesen jedes Geschäftes, daß er ganz zur Leitung wichtiger Geschäfte gemacht sei. Dabei beseelte ihn eine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe und ein unerschütterlicher Muth in Behauptung dessen, was er für recht und gut erkannt hatte. Wissenschaft und Kunst waren von Anbeginn seines Lebens diejenigen Gegenstände gewesen, denen er seine ganze Neigung widmete. Er unterstützte Gelehrte und Künstler, zog sie in seine Nähe, und suchte jedem aufblühenden Talente seine Entwickelung zu erleichtern. Er hielt zu dem Ende in seinem Hause selbst Versammlungen, an denen jeder Gebildete Antheil nehmen konnte. Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, deren Präsident er wurde, erhielt durch ihn neues Leben,

er arbeitete selbst viele gelehrte Abhandlungen und scharfsinnige Werke aus (von denen die bedeutendsten am Schlusse angeführt sind), und wußte durch jede denkbare Theilnahme an der Wirksamkeit der Künstler und Gelehrten sich ihr Zutrauen und ihre Verehrung zu erwerben. Im J. 1787 wurde er Coadjutor des hohen Erzstiftes und Churfürstenthums Mainz, so wie des Hochstifts Worms, und 1788 Coadjutor von Constanz und Erzbischof von Tarsus. Im J. 1800 gelangte er zur Regierung des Hochstiftes Constanz, wurde Fürstbischof daselbst und kreisausschreibender Fürst von Schwaben. Im J. 1802 wurde er nach dem Tode des Churfürsten von Mainz, Friedrich Carl Joseph, Churfürst und Erzkanzler des deutschen Reichs, und kam durch die neue politische Gestaltung Deutschlands im J. 1803 in den Besitz von Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar. Seit dem J. 1806 ward er des heil. Stuhls zu Regensburg Erzbischof und Primas, Fürstprimas des rheinischen Bundes, souveräner Fürst und Herr von Regensburg, Aschoffenburg, Frankfurt am Main und Wetzlar. In Regensburg errichtete er dem berühmten Keppler das erste Denkmahl. Im J. 1810 trat er das Fürstenthum Regensburg an das Königreich Baiern ab, und erhielt dagegen einen beträchtlichen Theil der Fürstenthümer Fulda und Hanau und wurde Großherzog. Im J. 1813 resignirte er freiwillig auf alle seine Besitzungen als Landesherr und zog sich bei seinem herannahenden Alter in den Stand eines Privatmannes zurück; nur seine geistlichen Gerechtsame als Erzbischof behielt er sich vor. Er wählte zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte seine ehemalige Residenzstadt Regensburg. Besonders ließ er sich die Unterstützung der Armen und die Verbesserung der Schulanstalten angelegen sein. Seine Anstalt zu Unterstützung der erstern blüht noch in Segen fort. Er war überhaupt höchst wohlthätig. — Als Großherzog von Frankfurt befand er sich in schwierigen Verhältnissen, denn mit dem neuen Regenten verlor der kleine Freistaat seine Selbstständigkeit und ehemalige Verfassung. Dies schon machte, daß man ihm nicht überall mit Liebe entgegen kam. Indessen dankt ihm Frankfurt viel Gutes, worunter auch die schönen Anlagen um die Stadt gehören. Das Fürstenthum Aschaffenburg besitzt gleichfalls bleibende Erinnerungen an Dalberg. Vorzüglich ließ er sich das Personale des ehemaligen Reichskammergerichts empfohlen sein, welches ihm viel verdankt. Als Erzbischof verrichtete Dalberg an Festtagen den Gottesdienst in der Cathedralkirche zu Regensburg, seines hohen Alters ungeachtet, persönlich, so wie er alle andere Geschäfte seines hohen Amtes mit strenger Gewissenhaftigkeit versah, und seinen Untergebenen stets als Muster der Frömmigkeit und Sittenreinheit vorleuchtete, ohne deshalb streng oder unduldsam zu sein. Dem Hochstifte Constanz nützte er durch einen Schuldentilgungsplan, durch Unterstützung der wilden Stiftungen aus den ihm ausgeworfenen Einkünften, so wie durch Anordnungen zu besserer Feld- und Weincultur. Eben so ermunterte er die wissenschaftliche Thätigkeit unter dem Clerus durch Aussetzung von Preisen für die besten Arbeiten, die in dies Fach einschlugen. Als Privatmann machte er sichs zum Gesetz, so sparsam als möglich zu leben, um immer etwas für Arme und Hülfsbedürftige übrig zu behalten. Die gehaltreiche Schrift des Hrn. Raths Andr. Krämer über Dalberg enthält in dieser Hinsicht eine Menge rührender Züge. Als Gelehrter und Schriftsteller gehörte Dalberg unstreitig unter die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Er war auch Mitglied des französischen Nationalinstituts, und

wohnte während seines Aufenthalts zu Paris im J. 1804 mehrern Sitzungen desselben bei. Man erwies ihm hier alle seinen Verdiensten gebührende Ehre. Er wußte jeder Wissenschaft die gehaltvollste Seite abzugewinnen und den kräftigen Kern von der Schale zu trennen. Ohne einer entschiedenen Lieblingsmeinung zu huldigen, nahm er an allen Reibungen in der gelehrten Welt innigen Antheil. Sein Umgang mit Herder, Göthe, Wieland, Schiller und andern, befruchtete seinen Geist immer mit neuen und interessanten Ideen und Ansichten. Seine Schriften betreffen meistens Gegenstände des philosophischen Nachdenkens, und empfehlen sich durch Gründlichkeit der Forschung und durch eine gewinnende Beredsamkeit. Er verstand überhaupt nichts besser, als die Kunst, zum Herzen zu sprechen. Seine Betrachtungen über das Universum (5. Aufl. 1805). enthalten scharfsinnige Ideen über die Welt und die Vereinigung aller Wesen, über Gott, Religion u. s. w. Als Versuch, die Moral mit der Aesthetik näher zu verbinden, sind die Grundsätze der Aesthetik, Erl. 1791, zu beobachten. In dasselbe Fach gehört auch Perikles, über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück, Erf. 1806. Mehrere Schriften dieser Art hat er in franz. Sprache abgefaßt. Außerdem ist er Verfasser mehrerer jurist. Abhandlungen, z. B. einer Promotions-Disputation, wodurch er Doctor der Rechte wurde. Der deutsche Merkur, das deutsche Museum, die Horen enthalten manchen schätzbaren Aufsatz von ihm. Ob er gleich als ein kräftiger Denker sich gern mit theoretischen Untersuchungen beschäftigte, so zog ihn doch das eigentlich Praktische, unmittelbar ins Leben Eingreifende noch mehr an, daher waren auch seine Lieblingswissenschaften, außer der Kunstphilosopie, die Mathematik, Physik, Chemie, Botanik, ferner Mineralogie, technol. Landwirthschaft u. s. w. Dalberg starb kurz nach seinem Geburtstage, den 10. Febr. 1817, nachdem er noch jenen Tag selbst im Hause eines seiner theuersten Freunde gewesen, und die Abendstunden heiter zugebracht hatte. Seine letzten Augenblicke waren heiter und still, wie die eines Weisen und Christen, der den Tod als den Uebergang zum schönern Leben kennt. Die genannte Schrift des Hrn. Raths Krämer enthält Alles, was man über das Wesen und Leben eines so interessanten Mannes zu erfahren wünschen kann.

Carl Ludwig, Erzherzog von Oesterreich, Sohn Kaisers Leopold II. und Bruder des Kaisers Franz, K. K. General-Feldmarschall, geb. den 5. Sept. 1771. Im J. 1793 betrat er seine militärische Laufbahn in Brabant, commandirte die Avantgarde des Prinzen von Coburg, und zeichnete sich durch seine militärischen Talente und durch seine Tapferkeit aus. Bald darauf wurde er Gouverneur der Niederlande, Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens und Reichs-Feldmarschallieutenant, und im J. 1796 Reichs-Feldmarschall, und übernahm das Commando der österreichischen Armee am Rhein und der sogenannten Reichsarmee. Hier zeigten sich sogleich seine großen Feldherrntalente. Er lieferte mehrere glückliche Treffen gegen den franz. General Moreau bei Rastadt, schlug den General Jourdan in Franken bei Amberg, Würzburg u. s. w., brachte die franz. Armee in Unordnung, zwang Jourdan und Moreau, sich über den Rhein zurückzuziehen, und krönte diesen siegreichen Feldzug durch die schwierige Einnahme von Kehl mitten im Winter 1797. Während dieser Fortschritte in Deutschland begünstigte das Glück den General Bonaparte in Italien. Erzherzog Carl begab sich im Februar

desselben Jahres dahin, und im April 1797 wurden die Friedenspräliminarien zu Leoben geschlossen. Nach dem fruchtlosen Congresse zu Rastadt trat der Erzherzog im Jahr 1799 abermals an die Spitze der Armee, schlug den General Jourdan in Schwaben, wie vormals in Franken, und zeichnete sich besonders bei der Schlacht von Stockach aus. Bald darauf zeigten sich seine großen militärischen Talente gegen den General Massena in einer sehr schwierigen Lage in der Schweiz im vortheilhaftesten Lichte. Seine erschütterte Gesundheit nöthigte ihn, im J. 1800 das Feld zu verlassen, und er wurde jetzt zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt; aber kaum war er von der Armee entfernt, so ergriff Bestürzung die Truppen, welche ihr ganzes Zutrauen auf ihn gesetzt hatten. Unfälle traten ein, und nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden drangen die Franzosen in Oesterreich ein. In dieser dringenden Lage wurde der Erzherzog wieder an die Spitze der Truppen gestellt, die er sammelte und mit neuem Muthe belebte. Endlich nahm er die Friedenspräliminarien an, die durch den lüneviller Frieden bestätigt wurden. Er kam hierauf zu der Direction des Kriegsministeriums, wo sich seine Talente auf eine neue Art entwickelten. 1802 verbat er sich das Monument, welches auf Vorschlag des Königs von Schweden bei dem Reichstage zu Regensburg ihm als Retter Deutschlands sollte errichtet werden. Im J. 1804 trat er das Deutschmeisterthum seinem Bruder, dem Erzherzog Anton, ab. In dem Feldzuge von 1805 commandirte der Erzherzog Carl eine österreichische Armee in Italien gegen den General Massena. Während die Angelegenheiten in Deutschland eine höchst unglückliche Wendung genommen hatten, und Napoleon mit seiner Armee in das Herz der österreichischen Provinzen eingedrungen war, lieferte der Erzherzog dem Marschall Massena die siegreiche Schlacht bei Caldiero, und brachte seine Armee zur Beschützung der noch nicht eroberten Provinzen zurück. Nach dem preßburger Frieden wurde er oberster Chef des Hofkriegsraths und Generalissimus der gesammten österreichischen Armeen. In dem Kriege von 1809 commandirte er die österreichische Hauptarmee, und rückte im Monat April in Baiern vor. Hier hatte er die ganze französische Macht, die von Napoleon selbst angeführt wurde, gegen sich, und es erfolgte eine fünftägige, äußerst hartnäckige und blutige Schlacht, in welcher, aller Anstrengungen ungeachtet, die österreichische Armee der Uebermacht weichen mußte. Den 21. und 22. Mai lieferte der Erzherzog die glorreiche Schlacht bei Aspern an der Donau, Wien gegenüber, in welcher er die Franzosen mit großem Verlust über die Donau zurückwarf. Die Schlacht von Wagram, eine der größten in der Geschichte, hatte zwar einen unglücklichen Ausgang, aber es kann weder den österreichischen Truppen, die sich durch Tapferkeit auszeichneten, noch dem Erzherzoge, der selbst dabei verwundet wurde, zur Unehre gereichen, daß sie nach einem zweitägigen Kampfe, während dessen sie einigemal siegreich waren, endlich der entschiedensten Uebermacht weichen mußten. Der Rückzug selbst geschah in vollkommener Ordnung unter beständigen Kämpfen bis nach Znaym, wo das Treffen für die österreichischen Truppen sich günstig zeigte, aber durch den eben abgeschlossenen Waffenstillstand unterbrochen wurde. Bald darauf legte der Erzherzog das Commando nieder, u. ist seitdem nicht wieder an die Spitze der Armee getreten. Dagegen hat er die militärische Literatur mit zwei schätzbaren Werken bereichert: **Grundsätze der Strategie, erläutert durch die**

Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland (8. Wien 1813. 5 Thle. mit der Karte des Kriegsschauplatzes und 11 Plänen, und als Fortsetzung davon: die Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und in der Schweiz. Wien 1819). Nach der zweiten Usurpation Bonaparte's wurde er Gouverneur von Mainz und späterhin Gouverneur und General-Capitän von Böhmen. Am 17. Sept. 1815 vermählte er sich mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, die ihm 2 Söhne und 1 Tochter geboren hat.

Carli (Giovanni Rinaldo, Graf), auch zuweilen nach seiner Gemahlin Carli-Rubbi benannt, ward im April 1720 zu Capo d'Istri in einer alten adeligen Familie geboren. Schon in seinem zwölften Jahre verfertigte er eine Art von Theaterstück, an das er sich noch in seinem Alter mit Wohlgefallen erinnerte. Früh entwickelte sich in ihm eine überwiegende Neigung zur Alterthumskunde des Mittelalters, womit er zugleich das Studium der schönen Wissenschaften und der Poesie verband. Nachdem er bereits im 18. Jahre eine Abhandlung über das Nordlicht und Gedichte herausgegeben hatte, studirte er auf der Universität zu Padua Mathematik, insbesondere Geometrie, und die griechische, hebräische und lateinische Sprache. Zwei Jahre darauf nahm ihn die Akademie der Ricovrati zum Mitgliede auf, und seit dieser Zeit fing er an, durch seine literar. Streitigkeiten mit den berühmten Alterthumskennern Fontanini und Muratori bekannt zu werden. Nun gab er nach und nach mehrere Werke heraus. In seinem 21. Jahre ward er von dem venetianischen Senate zum Professor der Astronomie und der Seewissenschaft daselbst ernannt. Jetzt entstand zwischen ihm und dem Abt Tartarotti ein wahrhaft lächerlicher Streit über einen noch lächerlichern Gegenstand. Jener hatte nämlich in einem besondern Werke das Dasein der Hexen geleugnet, aber dafür behauptet, daß man mit Hülfe des Teufels allerdings ein Zauberer werden könne. Carli nahm sich, man weiß wahrlich nicht wie, die Mühe, diese alberne Behauptung zu widerlegen, und ward dafür von Tartarotti der Ketzerei beschuldigt. Nachdem eine Menge Schriftsteller für und gegen den Teufel Partei genommen hatten und dieser Krieg, von dem Carli selbst behauptete, der Teufel sei die Helena desselben, zehn volle Jahre gedauert hatte, brachte endlich Maffei durch seine Schrift, la Magia annihilata (die in ihr Nichts zurückgeführte Magie), die Vertheidiger des Teufels zum Schweigen. Familienangelegenheiten und die Verwaltung seines großen Vermögens nöthigten hierauf Carli, seine Professur zu Venedig niederzulegen, und nach Istrien zurückzukehren. Hier wandte er seine Muße zur Nachforschung über die Alterthümer seines Vaterlandes, Untersuchungen über die alten Münzen ꝛc. an, und gab mehrere wichtige Werke über diese Gegenstände heraus. Nun ernannte ihn der deutsche Kaiser zum Präsidenten des höchsten Handelsgerichts und des Studienraths, welche zu Mailand errichtet wurden, und deren öffentlichen Sitzungen Joseph II. bei seiner dortigen Anwesenheit den größten Beifall schenkte. Dieser ernannte Carli darauf zum geheimen Staatsrath und Präsidenten des Finanzcollegiums zu Mailand. Als Studiendirector widmete er sich besonders und fast ausschließlich dem öffentlichen Unterrichte; und noch im Alter beschäftigte er sich mit der thierischen Physik und Physiologie, und schrieb über die verschiedenen Theile des thierischen Lebensprozesses. Er starb am 22. Febr. 1795. Seine sämmtlichen Werke wurden (1784—1794) von ihm

selbst in funfzehn Bänden, herausgegeben, und führen den Titel: Opere del Sig. commendatore D. Gian. Rinaldo conte Carli, presidente emerito del supremo consiglio di pubblica economia, e del regio ducal magistrato camerale di Milano di stato di S. M. I. R. A. In dieser Ausgabe sind jedoch die Amerikanischen Briefe nicht mit begriffen, welche ein besonderes Werk in fünf Bänden ausmachen.

Carlos (Don), Infant von Spanien, der Sohn Philipps II. und Mariens von Portugal, war zu Vallabolid am 8. Jan. 1545 geboren. Seine Mutter starb 4 Tage nach seiner Geburt. Er selbst war schwächlich; ein Schenkel war kürzer als der andere. Die äußerste Nachsicht, mit welcher er von Johanna, der Schwester des Königs, erzogen wurde, vermehrte seine angeborne Heftigkeit und Halsstarrigkeit. Im J. 1560 ließ Philipp ihn von den zu Toledo versammelten Ständen als Thronerben anerkennen, und 2 Jahre nachher schickte er ihn auf die Universität nach Alcala de Henarez, in der Hoffnung, daß das Studium der Wissenschaften seinen unbändigen Charakter mildern würde. Ein unglückliches Ereigniß setzte sein Leben in Gefahr. Er fiel die Treppe hinunter, und schien todt zu sein. Zwar kam er wieder zu sich, aber am eilften Tage befiel ihn ein hitziges Fieber, das den Aerzten keine Hoffnung übrig ließ. Der König eilte sogleich zu seinem Sohne, und da man sich erinnerte, daß der Prinz eine besondere Verehrung gegen den heiligen Didacius hege, der damals noch nicht canonisirt war; so befahl Philipp, den Leib des Heiligen in Prozession herbeizubringen. Man legte ihn auf das Bette des Kranken und bedeckte das heiße Gesicht desselben mit dem kalten Leichengewande. Der Prinz schlief ein; bei seinem Erwachen hatte das Fieber nachgelassen; er foderte zu essen und genas. Alles glaubte an ein Wunder und Philipp hielt zu Rom um die Heiligsprechung des Didacius an. In dem Bilde, welches die gleichzeitigen Geschichtschreiber von D. Carlos entwerfen, weichen sie von einander ab. Nach Einigen verband er mit Liebe zum Ruhm einen hohen Muth, Stolz und Herrschsucht; nach Andern liebte er das Bizarre und Ungewöhnliche; Zufall oder Widerstand setzten ihn in Wuth, Gewandtheit oder Unterwürfigkeit besänftigten ihn. Einst ging er Nachts durch die Straßen von Madrid, aus Unvorsichtigkeit ward ihm etwas Wasser auf den Kopf gegossen, sogleich befahl er den Edelleuten, die ihn begleiteten, das Haus in Brand zu stecken und alle Bewohner zu erwürgen. Sie gingen fort, als ob sie gehorchten; kamen aber bald zurück und sagten, daß sie nicht gewagt hätten, den Befehl zu vollziehen, weil eben das heilige Sacrament zu einem Kranken in das Haus gebracht worden sei; und Carlos schien damit zufrieden. Als ein andermal einer seiner Kammerherren, nach welchem er geklingelt hatte, nicht augenblicklich gekommen war, faßte ihn der Prinz mitten um den Leib und würde ihn zum Fenster hinaus gestürzt haben, wenn nicht auf das Rufen desselben die Bedienten herbeigekommen wären. Auch stellen spanische Geschichtschreiber D. Carlos als einen Anhänger der Aufrührer in den Niederlanden und besonders als einen Feind der Inquisition dar. Allein D. Carlos besaß weder Kenntnisse noch Grundsätze, nicht einmal natürlichen Verstand genug, um liberaler Ansichten fähig zu sein. Alles war bei ihm leidenschaftliche Erregung, die durch Widerstand oft in tolle Ausbrüche überging. Llorente hatte die Geschichte über den Charakter dieses Prinzen und sein Schicksal aus sichern Quellen in s. Werken über die span. Inqui-

sition (s. d. A.) berichtigt. Nach ihm war D. Carlos hochfahrend, brutal, unwissend und schlecht erzogen. Man sagt daß er ein leeres Buch mit dem Titel überschrieben habe: Los grandes y admirables viages del rey Don Philipe, und alle diese Reisen waren von Madrid nach dem Escurial und vom Escurial nach Madrid. Gewiß ist es, daß auf dem Congresse von Cateau Cambresis im J. 1559 von der Vermählung D. Carlos mit Elisabeth, der Tochter Heinrichs II., die Rede war, und daß Philipp, damals Witwer von Maria von England, sich selbst an die Stelle seines Sohnes setzte. Man hat gesagt, daß D. Carlos Elisabeth liebte, und daß er es nie seinem Vater vergab, sie ihm entrissen zu haben. Indeß beweist Llorente a. a. O., daß D. Carlos nie in die Königin Elisabeth verliebt gewesen, auch daß die makellose Königin mit ihm nie in einem vertrauten Verhältnisse gestanden. Im J. 1563 machte Philipp, der keinen andern Erben als D. Carlos hatte, ihn der Regierung für unfähig achten, und ließ seine Neffen, die Herzoge Rudolph und Ernst, nach Spanien kommen, um ihnen die Erbfolge in seinen Staaten zuzusichern. D. Carlos, der fortwährend in Mißverständnissen mit seinem Vater lebte, beschloß daher, 1565 Spanien zu verlassen, unter dem Vorwande, Malta, das von Soliman belagert wurde, zu Hülfe zu kommen. Er hatte 50,000 Ducaten zusammengebracht, und war bereit abzureisen, als Ruy Gomez de Silva, ein Vertrauter Philipps, den zugleich Carlos zu den seinigen gemacht hatte, ihm einen untergeschobenen Brief des Vicekönigs von Neapel vorzeigte, worin gemeldet wurde, daß Malta außer Gefahr sei, und ihn so von seinem Entschluß abwandte. Im J. 1567, als der Aufruhr der Niederlande Philipp beunruhigte, schrieb D. Carlos an mehrere Große des Reichs, daß er die Absicht habe, nach Deutschland zu gehen. Er schickte Gracias Alvarez Osorio nach Sevilla ab, um 600,000 Thlr. zu holen, und eröffnete sich seinem Oheim D. Juan von Oesterreich, der ihm mit Sanftmuth zuredete, und ihm vorstellte, daß die meisten Großen, an die er geschrieben, nicht unterlassen würden, den König davon zu unterrichten. Das geschah wirklich, und D. Juan selbst hinterbrachte Philipp, was der Infant ihm vertraut hatte. Man glaubt, daß D. Carlos von dem Unglück der Niederländer gerührt gewesen; daß er von ihnen eingeladen worden, sich an ihre Spitze zu stellen, und daß ihm dieser Plan gefallen habe, weil er bizarr und ungewöhnlich gewesen. Auch Philipp schien zu glauben, daß sein Sohn aus Spanien fliehen und nach den Niederlanden gehen wolle. Der Baron Montigny verlor darüber den Kopf. Ueberdies hatte der Infant oft sehr ungestüm das Verlangen bezeigt, an der Regierung Theil zu nehmen, aber, zu eifersüchtig auf sein Ansehn, betrug sich Philipp mit Kälte und Zurückgezogenheit gegen ihn, während er dem Herzog von Alba, Ruy Gomez de Silva, D. Juan von Oesterreich und Spinola sein Vertrauen schenkte. D. Carlos faßte daher gegen diese Männer eine unüberwindliche Abneigung. Unerträglich war es ihm, daß Alba die Statthalterschaft von Flandern erhalten, die er für sich erbeten hatte. Entschlossen, sich zu rächen, stürzte er sich mit einem Dolch auf ihn, als er Abschied zu nehmen gekommen war, und der Herzog entging dem Tode nur durch seine Kraft und Gewandtheit. Der Erbauer des Escurials, Louis de Foix, erzählt von D. Carlos Folgendes, was de Thou aufbehalten hat. Der Prinz hatte stets unter seinem Kopfkissen 2 bloße Schwerdter, 2 geladene Pistolen, und neben seinem Bette mehrere Gewehre und einen Kasten voll Schießpulver. Oft habe

man ihn klagen hören, daß ihm sein Vater seine Braut geraubt. Am Weihnachtsabend beichtete er einem Priester, daß er beschlossen habe, einen Menschen zu ermorden. Der Priester verweigerte ihm daher die Absolution. Ein anderer Priester, der Prior des Klosters von Atocha, entlockte ihm Aeußerungen, aus denen man erkannte, daß er gegen seinen Vater einen Anschlag gefaßt habe. Nun ward die Beichte dem Könige hinterbracht, welcher ausrief: „Ich bin derjenige, den mein Sohn ermorden will; aber ich werde Maßregeln ergreifen, ihm zuvor zu kommen." So beschloß Philipp, als König finster und mißtrauisch, als Vater unglücklich, aus Haß oder Furcht, Politik oder Aberglauben, den Untergang seines einzigen Sohnes, in welchem er nur einen der Krone unwürdigen Verbrecher sah. De Foix hatte dem Prinzen eine eigne Vorrichtung gemacht, womit dieser seine Thüren immer zu verschließen pflegte. Er bekam Befehl, sie unbrauchbar zu machen, und that dies so geschickt, daß jener nichts davon bemerkte. D. Carlos lag im tiefen Schlafe in der Nacht des 18. Jan. 1568, als der Graf Lerma zuerst in sein Zimmer trat, und sämmtliche Waffen wegnahm. Darauf erschien der König, welchem Ruy Gomez de Silva, der Herzog von Feria, der Großprior des Johanniterordens (Bruder des Herzogs von Alba) und mehrere Garde Officiere und Staatsräthe vorausgingen. D. Carlos schlief ununterbrochen Man weckte ihn; als er den König, seinen Vater, erblickte, rief er: „Ich bin des Todes;" und indem er sich an Philipp wandte: „Will Ew. Majestät mich umbringen? Ich bin nicht von Sinnen, aber in Verzweiflung bin ich über Alles, was man mit mir vornimmt." Darauf beschwor er mit Thränen alle die Umstehenden, ihm den Tod zu geben. „Ich bin nicht gekommen," antwortete der König, „euch umzubringen, sondern als Vater euch zu züchtigen, und euch zur Pflicht zurückzuführen." — Er befahl ihm aufzustehen, entzog ihm seine Bedienten und ließ ein mit Papieren angefülltes Kästchen, das unter dem Bette stand, in Beschlag nehmen. Darauf übergab er den Prinzen dem Herzoge Feria und 6 Edelleuten zur Bewachung, und schärfte denselben ein, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, und ihn weder schreiben noch mit Jemanden reden zu lassen. Jene Wächter kleideten D. Carlos in Trauerkleider; man nahm die Tapeten, die Möbeln und selbst das Bette fort, und ließ nur eine Matratze zurück. D. Carlos, voll Wuth und Verzweiflung, hatte, die harte Winterkälte verschützend, ein großes Feuer anzünden lassen; er stürzte sich plötzlich in die Flammen, um darin zu ersticken. Nur mit Mühe zog man ihn heraus. Abwechselnd versuchte er, sich durch Durst, durch Hunger, durch übermäßigen Genuß von Speise zu tödten; er verschluckte einen Diamant, um daran zu erwürgen. Nachdem Philipp sich wegen seines Betragens bei dem Papste und den mächtigsten Fürsten Europa's zu rechtfertigen gesucht, auch dem hohen Clerus, den königl. Gerichtshöfen und Städten seines Reichs von dem Geschehenen Nachricht gegeben hatte, trug er, (nicht der Inquisition, sondern) dem Staatsrathe, unter dem Vorsitze des Cardinals Espinosa, der Staatsrath, Großinquisitor und Präsident des Rathes von Castilien war, auf, über den Prinzen das Urtheil zu sprechen. Dieses Gericht soll, nach genauer Untersuchung und Abhörung vieler Zeugen, den Tod über ihn ausgesprochen haben. Allein es ist ungegründet, daß die Hinrichtung mittelst einer vergifteten Suppe geschehen sei. Eben so irrig wird behauptet, daß ihm im Bade die Adern geöffnet oder daß er erdrosselt worden. Ferreras und andere span. Geschichtschreiber erzählen, daß er, nachdem er das Sacra-

ment mit vieler Frömmigkeit genommen, und seinen Vater um Verzeihung gebeten, an einem bösartigen Fieber gestorben sei. Nach Llorente unterzeichnete der König den 2. März den gerichtlich bestätigten Befehl zur förmlichen Verhaftung des Prinzen, für welchen sich der Papst und alle Fürsten, an die Philipp geschrieben, vorzüglich Kaiser Maximilian II., umsonst verwandt hatten. Die Vollziehung übertrug Philipp dem Ruy Gomez de Silva, Prinzen von Evoli. Der Prinz betrug sich mit leidenschaftlicher Unruhe. Er weigerte sich hartnäckig zu beichten, lebte unordentlich, und der Zorn entzündete sein Blut so sehr, daß selbst Eiswasser, dessen er sich täglich bediente, ihn nicht abkühlen konnte. Er ließ eine Menge Eis in sein Bette legen, ging nackt und barfuß auf den Zimmerplatten umher, und nahm im Juni eilf Tage lang nichts als Eiswasser zu sich. Nun besuchte ihn der König, und sagte ihm einige tröstende Worte, worauf der Prinz mehr Speise genoß, als ihm dienlich war. Dies zog ihm ein bösartiges Fieber zu. Unterdessen leitete D. Diego Bribiesca de Mugnatones, Mitglied des Raths von Castilien, den Proceß. Der Prinz erhielt davon nicht die geringste gerichtliche Anzeige. Im Juli faßte Mugnatones aus den Zeugenaussagen und den weggenommenen Papieren des Prinzen einen Bericht an den König ab, des Inhalts, daß D. Carlos des Majestätsverbrechens, weil er einen Vatermord beschlossen und die Herrschaft Flanderns durch einen Bürgerkrieg sich habe verschaffen wollen, für überführt zu achten sei, daß es jedoch von dem Souverän abhänge, ob er den Kronprinzen nach den allgemeinen Gesetzen des Königreichs richten lassen wolle. Darauf erklärte Philipp, daß ihm sein Gewissen als König nicht erlaube, von den Gesetzen in Ansehung des Prinzen, welcher bei seiner Lasterhaftigkeit des Throns gänzlich unwürdig sei, eine Ausnahme zu machen. Er glaube, da bei der zerrütteten Gesundheit des Prinzen keine Rettung zu hoffen sei, daß es gut wäre, keine Sorgfalt auf ihn zu wenden, sondern ihn so viel essen und trinken zu lassen, als er wolle, was seinen Tod herbeiführen würde. Nur solle man ihn von der Unvermeidlichkeit seines Todes überzeugen, damit er beichte und sein ewiges Heil sicher stelle. Die Proceßacten erwähnen von diesem Entschlusse des Königs nichts. Es ward kein Urtheil geschrieben, noch unterzeichnet, und der protocollirende Secretär, Pedro del Hoyo, bemerkt in einer Note: „daß das gerichtl. Verfahren so weit gediehen gewesen, als der Prinz an einer Krankheit gestorben, weshalb es zu keinem Urtheilsspruch gekommen sei.“ Damit stimmen schriftliche Nachrichten von andern Personen, die im Palaste des Königs angestellt waren, überein. In Folge jener Erklärung des Königs hielten der Cardinal Espinosa und der Prinz von Evoli es für rathsam, den Tod des Infanten dem Fortgange seiner Krankheit zu überlassen. Dem Leibarzte des Königs, Olivarez, der den Prinzen behandelte, ward diese Ansicht von dem Prinzen von Evoli eröffnet. Er verordnete darauf den 20. Juli dem Kranken eine Medicin, nach welcher die Krankheit tödtlich zu werden schien, und rieth nun dem Infanten, sich durch das Sacrament auf den Fall des Todes vorzubereiten. Dies that D. Carlos den 21. Juli, und bat durch seinen Beichtvater den König, seinen Vater, um Verzeihung. Philipp ließ ihm diese und seinen Segen zusichern; darauf nahm D. Carlos das Abendmahl, und machte sein Testament. Sein Todeskampf währte den 22. und 23. Juli fort. Der Prinz hörte dabei mit Ruhe die Gebete der Geistlichen an. In der Nacht zum 24. begab sich der König zu ihm,

und gab ihm, ohne von ihm erkannt zu werden, seinen Segen, worauf er weinend fortging. Bald darnach, den 24. Juli 1568, um 4 Uhr Morgens, starb D. Carlos. Er wurde seinem Stande gemäß, jedoch ohne Leichenrede, im Dominicaner Nonnenkloster El Real zu Madrid begraben. Die tugendhafte Königin Elisabeth starb am 23. Oct. desselben Jahres an einer zu frühzeitigen Entbindung, und nicht an Gift, wie Philipps Feinde behaupteten. Philipp II. ließ die Processacten 1602, in einem Kästchen verschlossen, in dem königl. Archive zu Simancas niederlegen. Das traurige Schicksal des Don Carlos hat mehrern tragischen Schriftstellern zum Stoffe gedient; wir nennen die Arbeiten Schillers, Alfieri's Otway's und Campistrons. K.

Carlowitz, offene Stadt an der Donau, im slavonischen Militare, wo 1699 zwischen dem Kaiser, Polen, Rußland, Venedig und den Türken, unter engl. und holländ. Vermittelung, der Carlowitzer Friede geschlossen wurde. S. Friedensschlüsse.

Carlsbad, eine Stadt des Ellnbogner Kreises im Königreich Böhmen, ist einer der berühmtesten Badeorte Europa's. Es liegt in einer gebirgigen romantisch schönen Gegend, in einem engen, tiefen Thale, an beiden Seiten des Flusses Tepel. Kaiser Carl IV. soll, als er einst hier jagte, die warmen Quellen im J. 1358 entdeckt haben, indem er, dem Geheul eines Jagdhundes folgend, denselben in die Quelle versunken angetroffen. Peter Pater, sein Leibarzt, verordnete nun seinem Herrn, der an einem hartnäckigen Fußübel litt, den Gebrauch dieses Wassers, welches das Uebel sogleich hob. Von dieser Zeit an erhielt der Quell den Namen Kaiser Carlsbad. Sehr bald soll nun der Kaiser, an eben der Stelle, wo jetzt der Stadtthurm steht, ein Schloß gegründet haben, um welches her man sich nach und nach anbaute. Die Stadt hat jetzt 450 Häuser mit 2510 Einwohnern. Der schönste Theil der Stadt ist die Wiese, auf welcher die angenehmsten und theuersten Wohnungen sind. Die Kirche ist hell und wohlgebaut. Das Schauspielhaus ist nach dem zu Mannheim erbaut. Die beiden am Ende der Wiese gelegenen Häuser, das sächsische und böhmische Ballhaus, so wie das polnische Haus beim Schloßbrunn, zeichnen sich durch geschmackvolle Säle aus, wo sich oft glänzende Cirkel bilden. Die hier befindlichen heißen Quellen sind, der alte und neue Sprudel, der Neubrunnen, der Mühlbrunnen, der Bernhardsbrunnen und der Theresienbrunnen. Die älteste und heißeste Quelle ist der Sprudel, von 59 Gr. Wärme nach Reaum. Ein Pfund seines Wassers hat nach Klaproth 17¾ Gr. luftsaur. miner. Laugensalz, 26⅔ Gr. Glaubersalz, 5½ Gr. Kochsalz, 2 Gr. luftsaure Kalkerde, ⅔ Gr. Kieselerde, ⅓₀ Gr. Luftf. Eisen, 5½ Kub. Zoll Luftsäure. Nach dem Sprudel ist die benutzteste Quelle die des Neubrunnens, wobei ein langer bedeckter Säulengang für die hin und her wandelnden Trinker angebracht ist. Dieser Neubrunnen hat 47¾ Gr. Wärme und enthält nach Klaproth: 17⅔ Gr. luftf. mineral. Laugensalz, 24⅔ Gr. Glaubersalz, 5⅔ Gr. Kochsalz, 1⅔ Gr. luftf. Kalkerde, ⅔ Gr. Kieselerde, ⅔ Gr. luftf. Eisen und 3 Kub. Zoll Luftsäure. Unter diesem Brunnen, eine Treppe tiefer, ist der Bernhardsbrunnen, und über demselben, eine Treppe höher, der unter eine Kuppel gebrachte und von Frauen fast ausschließlich benutzte Theresienbrunnen. Noch eine heiße Quelle wird im Hospital für arme Kurbrauchende benutzt. Der Mühlbrunnen, welcher neben dem Neubrunnen im Mühlbadehause hervorquillt, zeichnet sich durch seine abführende Kraft vorzüglich aus. In seiner Nähe

sind unter demselben Dache die Bäder des Mühlbadehauses, außer welchen man noch dergl. in mehreren Bürgerhäusern findet. Die Wirkungen des Carlsbads äußern sich vorzüglich in Verbesserung der ersten Wege und Vertreibung der daselbst sitzenden Unreinigkeiten, bei schlechter Verdauung, bei Uebelkeiten, schlechtem Appetit, Blähungen, Anspannungen des Leibes, Magenbeschwerden, Beängstigung, Schwindel, bei Verstopfungen, Hypochondrie, Hysterie, Melancholie, Leber-, Milz- und Gekröseverstopfungen, fehlerhafter Menstruation, Hämorrhoiden, Schärfen im Blute, Folgen von Arsenikvergiftungen, bei Gries, Sand und Stein ꝛc. Schädlich ist das Carlsbad dagegen bei der Lungensucht, bei ganz verhärteten Eingeweiden, bei der Bleich- und Gelbsucht, bei fallender Sucht, wenn sie aus Fehlern des Gehirns entsteht, bei sehr eingewurzeltem Podagra mit Knoten ꝛc. Beim Anfang der Kur nimmt man gewöhnlich im ersten Becher Mineralwassers ½ Loth bis 1 Loth carlsbader Salz, worauf gewöhnlich mehr oder weniger Oeffnung erfolgt. Hierauf fängt man mit 3 Bechern am folgenden Tage an und steigt während der Kur auf 8 bis 12 Becher, selten darüber; von der Mitte der Kur bis zum Ende derselben nimmt man alsdann in eben dem Grade wieder ab. Gewöhnlich trinkt man von 5 bis 8 Uhr des Morgens und macht sich alsdann mäßige Bewegung. Nach dem Bade legt man sich ½ bis 1 ganze Stunde zu Bett. Während der Kur müssen alle stark gesalzene, fette, geräucherte und gewürzte Speisen vermieden, und vornehmlich des Abends nur sehr Weniges genossen werden. Der Melniker Wein wird zwar als vorzüglich zum Tischtrunk geeignet empfohlen, ist aber theuer, so daß Jeder wohlthut, sich seinen gewöhnlichen Tischwein mitzubringen. Das Schlafen nach Tische ist durchaus verboten. Haupterforderniß bei der Kur ist Bewegung, zu welcher die romantische Natur um Carlsbad vorzüglich einladet. Die nächsten Spaziergänge gehen nach Klein-Versailles, in einem abgeschiedenen Wiesengrunde gelegen; oder nach dem Hirschensprung, der in röthlichen Granitmassen über der Stadt anfängt; oder nach Findlaters Spitzsäule und Tempel, dem Belvedere, dem Choteckischen Wege, der Vier-Uhr-Promenade u. dem Posthof, einem öffentlichen Orte vor Carlsbad, dem kein anderer dieser Stadt an die Seite gesetzt werden kann. In seiner Nähe herum gibt es eine Menge angenehmer Plätze, wie die Dichterbank, Anions Ruhe, der Sitz der Freundschaft. Von hier aus nach der Stadt hin gelangen wir über die Carlsbrücke zum Dorotheentempel und weiterhin zum Carlsbader Säuerling, einem zwar nicht benutzten, aber doch trefflichen Sauerbrunnen, den stets eine 4 bis 6 Zoll hohe Schicht Luftsäure deckt. Hinter dem Kreuz an der Wiese ist noch die Marianens Ruh, mit einer schönen Aussicht. Am andern Ufer der Tepel erhebt sich der Dreikreuzberg, interessant wegen der schönen Aussicht auf das lange, ferne Erzgebirge und in das ganze Bergland um Carlsbad her. Von hier kann man durch schöne Buchen- und Fichtenwaldung nach dem Bergwirthshause kommen, von welchem eine meisterhafte Kaiserstraße herab nach Carlsbad führt.

Carlsbader Waare nennt man mancherlei in Carlsbad von vorzüglicher Schönheit verfertigte Waaren, aus Stahl, Eisen, Zinn, Blech, Holz u. s. w., die insbesondere von den Brunnengästen gekauft und als Geschenke mit nach Hause genommen werden, wodurch

sie in ganz Europa verbreitet sind. Auch werden auswärtige Messen und Jahrmärkte damit bezogen. Die carlsbader Nadler verfertigen Steck-, Strick- und Haarnadeln, welche in Hinsicht der Steifheit, der Spitzen und Knöpfe (letztere sind nie angegossen), und wegen ihrer Silberweiße vor andern beliebt sind. Die carlsbader Scheeren und Messer kommen den englischen fast gleich, u. s. w.

Carlsruhe, Residenzstadt und Hauptstadt des Großherzogthums Baden, in dem Pfinz- und Enskreise, wurde 1715 angelegt, indem zuerst der Markgraf Carl Wilhelm auf diesem Platze ein Lust- und Jagdschloß erbaute, um welches herum sich nach und nach mehrere Menschen anbauten, besonders nachdem er es zu seiner beständigen Residenz erwählt hatte. Im J. 1719 hatte die Stadt nicht völlig 2000 Einwohner; jetzt hingegen zählt sie bereits 1000 Häuser und 15.800 Einwohner. Sie liegt in einer schönen Ebene, anderthalb Stunden westlich vom Rheine u. in der Nähe des ansehnlichen, größtentheils aus Eichen und Buchen bestehenden Hartwaldes. Der anfänglich entworfene Plan in Erbauung der Stadt ist zwar beibehalten, aber in den neuern Zeiten erweitert worden. Das Eigenthümliche dieses Plans besteht darin, daß die Stadt einen Theil der Zirkelfläche einnimmt, welche durch die vom mittlern Thurme des Residenzschlosses ausgehenden Alleen beschrieben wird. Acht derselben sind bebaut, und machen daher die 9 Straßen des nördlichen Theils der Stadt aus, in welchen allen man den Thurm erblickt. Diese 9 Straßen fangen in einer gleich weiten Entfernung von dem Schlosse an, bilden dadurch einen Zirkel, welcher mit lauter gleich hohen und mit Arkaden versehenen Häusern verziert ist, deren Fronte sich gegen das Schloß richtet, und gehen bis zur Haupt- oder Langenstraße, als der ursprünglichen Grenzlinie des Umfangs der Stadt; dem mit dieser Straße sollten sich nach dem Plane des Erbauers die Anlagen der Stadt schließen. Jetzt sind diese neun nördlichen Straßen auf der südlichen Seite weiter verlängert, u. von andern Straßen durchschnitten, die in gleicher Richtung mit der Haupt- oder Langen-Straße laufen. Carlsruhe zeichnet sich vor vielen Städten vortheilhaft aus durch die Regelmäßigkeit seiner Anlage und Häuser, welche alle nach einem gewissen Modelle erbaut werden müssen, durch die sehr breiten, erleuchteten u. auf beiden Seiten mit beplatteten Fußwegen versehenen Straßen und durch die schönen Thore, worunter besonders das Ettlinger Thor ein Modell erhabener und geschmackvoller Bauart ist. Unter den fünf öffentlichen Plätzen sind der Residenz- oder Schloßplatz mit vierfachen Alleen und der neu angelegte Marktplatz, mit hohen ganz neuen Häusern umgeben, die schönsten. Das Residenzschloß des Großherzogs ist im altfranzösischen Style erbaut, und besteht aus dem Hauptgebäude und zwei Flügeln. Parallel mit den letztern befinden sich auf der einen Seite die Orangerie- und Gartengebäude und auf der andern die Gebäude für den Marstall, die Reitschule und Wagenremise. Die neue evangelische Kirche, welche 1807 angefangen wurde, ist ein im ächt römischen Style aufgeführtes Gebäude. Die neue catholische Kirche wird, gleich dem Pantheon in Rom, durch das starke von oben hereinfallende Licht erleuchtet, und hat eine hundert Fuß weite und eben so hohe Kuppel. Der Thurm dieser Kirche prangt mit dem Geläute des ehemaligen Stiftes St. Blasien. Die Orgel ist ebenfalls aus diesem Stifte u. von Silbermann aus Straßburg verfertigt. An dem Haupteingange der Kirche bilden acht ionische Säulen einen Porticus. Auch das Palais der Gräfin

Hochberg und das Hoftheater, welches 2000 Zuschauer faßt, gehören zu den vorzüglichsten Gebäuden der Stadt. Unter den Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen sind die 70,000 Bände starke Hofbibliothek, das großherzogliche Antiquitäten- und Münz-, das physikalische-, das Naturaliencabinet und die Gemählde- und Kupferstichsammlung bemerkenswerth. Der Schloßgarten fängt hinter dem Schlosse an, von welchem aus sich durch den Garten viele große Alleen eröffnen, welche durch den daranstoßenden Hartwald bis an sein Ende fortgesetzt sind. Dicht an dem Schloßgarten beginnt der Fasanengarten. Der botanische Garten ist ein Werk des letzt verstorbenen Großherzogs, und enthält, ohne die Variationen, über 6000 Sorten Pflanzen. Eine der schönsten Gartenanlagen ist Amaliensruhe, oder der Garten der verwittweten Markgräfin Amalie, der im englischen Geschmacke angelegt ist. Sehenswerth ist darin besonders das Grabmahl des 1801 verstorbenen Erbprinzen und der gothische Thurm, auf welchen 125 Stufen führen. Alle zur Stadt führenden Landstraßen sind mit den schönsten Alleen besetzt, unter welchen sich die von Durlach kommende, eine ganze Stunde in gerader Richtung fortlaufende, besonders durch die Größe und Schönheit ihrer italienischen Pappeln auszeichnet. Mehrere Fabriken und gute Unterrichtsanstalten, als ein Gymnasium, ein Schullehrer-Seminarium, eine Cadettenschule, ein Taubstummen-Institut, eine Zeichenschule ꝛc. befinden sich in Carlsruhe.

Carmagnole war zur Zeit der Revolution ein republikanischer Tanz der Franzosen, der mit Gesang begleitet ward. Der Gesang fing an: Madame Veto avait promis etc. und der Refrain war: Dansons la Carmagnole! Vive le son du Canon! Sein Ursprung fällt in die Zeit der Volkserbitterung gegen das Vetorecht und der Ermordung der Schweizergarden und Dolchritter. Die Benennung kommt entweder von der piemontesischen Stadt Carmagnole, oder von einem Weibe, Namens Carmagnole, her, welche sich erboten hatte, Paris zu verbrennen, wenn die Sache der Freiheit nicht siegte. — Die Carmagnole wurde besonders bei Nationalfesten, Angriffen, Hinrichtungen, Ausbrüchen der Volkswuth ꝛc. gesungen oder getanzt. Hernach nannte man ein Kleid von einem gewissen Schnitte, auch die Nationalgarden, die es trugen, Carmagnole; endlich sogar gaben viele Mitglieder des National-Convents ihren daselbst eingerichteten Rapporten den Namen Carmagnole. — Petits Carmagnoles heißen in Paris die kleinen Bedienten wahrscheinlich von der erwähnten Stadt.

Carmel, ein Vorgebirge des Libanon in Palästina an der südlichen Grenze von Galiläa, im Paschalik Acca. Es besteht aus mehreren, von fruchtbaren, auch jetzt bewohnten Thälern unterbrochenen, reichbewaldeten Bergen in einem Umfange von 6 Meilen und geht am Ausfluß des Kischen in eine anmuthige Ebene aus, welche die südliche Küste des Meerbusens von Ptolemais oder Acca am Mittelmeer bildet. Auf seinen Höhen gibt es Ruinen von Kirchen und Klöstern aus der Zeit des christlichen Königreichs Jerusalem und eine Höhle, die, der Sage nach, der Prophet Elias bewohnte. Seit dem 4. Jahrhundert hatten christl. Einsiedler sich den Carmel zum Aufenthalt gewählt, doch erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts stifteten Pilger unter Leitung Bertholds aus Calabrien die Vereinigung zum Eremitenleben auf diesem Gebirge, welcher der Patriarch von Jerusalem Albrecht 1209 eine, mit der alten Basilianischen meist übereinstimmende Regel und Honorius III. 1224 die päpstliche Bestätigung gab. Dies ist der

wahre Ursprung des Ordens U. L. Fr. vom Berge Carmel oder der Carmeliter. Diese Mönche selbst schreiben jedoch ihre Stiftung dem Propheten Elias zu, um sich den Vorzug eines in seiner Art einzigen Alterthums zu geben. Nach ihrer Meinung gehörten ihrem Orden alle Propheten und heiligen Männer des alten Testaments von Elias bis auf Jesum, Pythagoras und die gallischen Druiden an; die Rechabiten, Essener und Pharisäer sollen Tertiarier, die h. Frauen des N. T. mit der h. Jgfr. Maria Nonnen, und die Einsiedler des christl. Alterthums ächte Glieder ihres Ordens gewesen sein. Auch Christum machen sie zum besondern Beschützer desselben, wo nicht gar zum Carmeliter und seine Apostel zu Missionärs vom Berge Carmel. Diese unsinnigen Behauptungen hat der Jesuit Papebroch widerlegt und die gelehrte Welt längst für Fabeln erklärt. Dennoch blieben die Carmeliter dabei und durften noch unter Benedict III. im 18. Jahrh. die Statue des Propheten Elias, als ihres Stifters, in der Peterskirche zu Rom aufstellen. — Zwischen 1238 bis 1244 haben sie, von den Saracenen verdrängt, sich nach Europa verpflanzt, und 1247 eine mildere Regel angenommen, die sie zum Klosterleben berechtigte. Ihre anfangs weiß und braungestreiften Mäntel vertauschten sie 1287 mit ganz weißen, unter denen sie sonst schwarze, seit der Mitte des 15. Jahrh. aber kastanienbraune Kutten trugen. Der Carmeliterorden zerfiel bei seiner weiten Ausbreitung durch innere Streitigkeiten in 4 von einander unabhängige Corporationen. 1) Den Hauptstamm machen die beschuheten Observanten nach der im 15. Jahrh. aufs neue gemilderten Regel aus, zu denen die von der strengen Observanz in Frankreich und Italien und die 1462 von dem General Sereth gestifteten Carmeliterinnen gehören. Sie hatten im 18. Jahrh. 38 Provinzen in der catholischen Christenheit und, nach ihrer eigenen, sehr übertriebenen Angabe, 7500 Klöster mit 180,000 Religiosen beiderlei Geschlechts. 2) Die 1433 von den Observanten geschiedene und durch weiße und runde Hüte ausgezeichnete Congregation von Mantua mit 45 Mönchs- und wenigen Frauenklöstern. 3) Die Baarfüßer und Baarfüßerinnen oder Theresianerinnen in Spanien, welche, 1562 von der h. Theresia gestiftet, 1593 von den Observanten unabhängig wurden und im 18. Jahrh. zu 6 Provinzen mit über 2000, meist weiblichen, Religiosen angewachsen waren. 4) Die Baarfüßer in Italien, welche sich 1600 von den spanischen trennten und im 18. Jahrh. 17 Provinzen in Italien, Frankreich, Deutschland, Flandern, Polen und Asien mit 8000 Mönchen und Nonnen hatten. Ihnen gehörte die h. Maria Magdalena von Pazzi an. Diese beiden Baarfüßer-Congregationen folgen der ältesten strengen Regel mit neuen Verschärfungen, z. B. Fasten, Stillschweigen, und unterhalten in jeder Provinz eine Einsiedelei zur Uebung in der vollkommneren Eremitenheiligkeit. Fast in keinem Orden wurden die Selbstpeinigungen und unerhörten Proben des blinden Gehorsams gegen die Obern weiter getrieben, als bei diesen Baarfüßern, welche darum auch die Auserwählten unter den Carmelitern zu sein glauben. Jede dieser vier Corporationen hat ihren eigenen, unmittelbar vom Papste abhängigen General. Nur einige Klöster der Carmeliterinnen stehen unter den Bischöfen. Die Baarfüßerinnen in Frankreich hatten seit 1661 ihren eigenen selbst erwählten Superior. Die Privilegien der Bettelorden und den 1287 eingeführten Gebrauch des Scapuliers U. L. Fr., welches 6 Zoll breit über Brust und Rücken herabhängt.

und von grauer Wolle zu sein pflegt, haben alle Carmeliter mit einander gemein. Sie schreiben diesem Scapulier wundervolle, beseligende Kräfte zu und errichteten ihm zu Ehren eine Scapulierbrüderschaft, der diejenigen Laien angehören, die es tragen und den Orden vor andern begünstigen. Im gleichen Verhältnisse zu den Carmelitern steht die Erzbrüderschaft U. L. Fr. vom Berge Carmel zu Rom. Am engsten ist ihnen ihr dritter Orden verbunden, der 1476 entstand und sehr leichte Regeln beobachtet. Die Glieder desselben sind, wie die Tertiarier andrer Orden, zu gewissen Fasten, Gebeten und zum Gehorsam gegen den General der Congregation verbunden, zu der sie sich halten. Der von Heinrich IV. in Frankreich errichtete Ritterorden U. L. Fr. vom Berge Carmel und des h. Lazarus hing mit den Carmelitern nur durch den Namen zusammen. Da ihre Lebensart jede gemeinnützige Thätigkeit ausschloß, wurde ihnen bei den Maßregeln der Regierungen gegen die müßigen Orden die Annahme von Novizen untersagt und nur in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika haben sie sich bis jetzt unverändert erhalten. In Paris, wo die vornehmen Damen ihre Bußübungen sonst am liebsten bei den Carmeliterinnen anstellten, besteht seit 1817 wieder ein Frauenkloster dieses Ordens unter höchster Protection. Das gegenwärtige Schicksal der Mission in Persien, welche die italienischen Baarfüßer unternommen hatten, ist unbekannt. E.

Carmer (Johann Heinrich Casimir, Graf von), königl. preuß. Großkanzler, Justizminister, königl. Commissär bei der pommerschen, ost- und westpreuß. Landschaft in Berlin, Ritter des schwarzen Adlerordens ꝛc., hat sich durch seine Verdienste um die preußische Justizverfassung unsterblich gemacht. Er war den 29. Dec. 1721 in der Grafschaft Sponheim geboren, trat nach vollendeten Studien in preußische Staatsdienste, ward bald von Friedrich dem Großen bemerkt und bis zum Großkanzler und Staats- und Justizminister erhoben. Thätigkeit, Festigkeit, Umsicht in den Geschäften und ein hoher Gerechtigkeitssinn bezeichneten seine Amtsverwaltung. Ihm dankt Preußen, unter vielen andern nützlichen Veranstaltungen, besonders die Einrichtungen der ritterschaftlichen Creditsysteme, die Verbesserung der Gerichtsverfassung in ihrem ganzen Umfange, die zweckmäßigere Form der Civilprozesse und vor Allem die Abfassung des allgemeinen Landrechts, das in vieler Hinsicht ein Muster und vielleicht das vollkommenste Werk in dieser Gattung ist, welches irgend eine Nation besitzt. S. Landrecht (Preuß.). Nach funfzigjährigen ruhmvollen Diensten zog sich Carmer auf sein Gut Rützen bei Glogau zurück, und starb daselbst am 23. Mai 1801.

Carmin, eine feine hochrothe Mahlerfarbe. Sie wird von Einigen aus Cochenille, die in Königswasser aufgelöset worden ist, von Andern aber aus Cochenille mit römischem Alaun und Weinstein zubereitet. Der beste kommt aus Neuspanien über Cadix.

Carmontelle, berühmt durch seine Proverbes dramatiques, war 1717 zu Paris geboren und starb daselbst 1806. Er war Vorleser und Ordonnateur der Fêtes bei dem Herzoge von Orleans gewesen. „Die Grundlage dieser kleinen Stücke," sagt ein französischer Kunstrichter von den dramatischen Sprichwörtern, „ist im Ganzen sehr locker. Man darf keinen künstlichen Knoten, noch eine gehörige Entwickelung suchen. Was Carmontelle uns vor Augen stellt, ist nur eine Folge dramatischer Scenen; es ist ein Winkel des

Geſellſchaft, den er uns zeigt, ein Vorfall, eine Unterhaltung im Saale, im Cabinette, im Kaufladen, im Schauſpiele, auf dem Spaziergange u. ſ. w., woran er uns Theil nehmen läßt.“ — Dennoch ſind dieſe kleinen Comödien das niedlichſte Repertoire für Geſellſchaftstheater. Auch haben dramatiſche Dichter ſie als eine unerſchöpfliche Fundgrube vielfach benutzt. Die Fruchtbarkeit Carmontelle's war eben ſo außerordentlich, als ſeine Leichtigkeit. Außer dem, was gedruckt iſt, behauptet man, habe er Handſchriften zu mehr als hundert Bänden, hinterlaſſen. Er beſaß auch das Talent zu mahlen. Er hat faſt alle berühmte Perſonen ſeiner Zeit porträtirt; auch mahlte er eine Art Transparente, die 100 und mehr Fuß lang waren, und wie ſie ſich nach und nach abrollten, eine Folge von Scenen zeigten. Sein größtes Vergnügen war, ſeine Sprüchwörter in Transparente und ſeine Transparente in Sprüchwörter zu überſetzen. Außer verſchiedenen anderen Werken und Theaterarbeiten ſind zwei Sammlungen ſeiner dramatiſchen Sprichwörter im Druck erſchienen.

Carmoſiren oder Carmuſſiren, von dem ſchwediſchen Worte Karm, Rand, heißt, einen größern Edelſtein mit kleineren einfaſſen.

Carnation, in der Mahlerei, die Darſtellung unbekleideter Theile des Körpers, die Fleiſchmahlerei. (S. Nacktes.)

Carneades von Cyrene, der Stifter der neuern oder dritten Akademie, war gegen das J. 129 vor Chr. Geb. geboren. Sokrates hatte die widerlegende Methode in der Philoſophie eingeführt, und mit mildem Spott und durchgreifender Dialectik die dogmatiſchen Philoſophen glücklich bekämpft. Statt ein Lehrgebäude zu gründen, hatte er ſich beſtrebt, eine edle und erhabene practiſche Moral auszubreiten. Dieſelbe Bahn hatte Plato betreten. Arceſilaus, der Stifter der zweiten Akademie, ſtellte, die Grundlagen jeder Theorie zu vernichten, die Lehre von einer abſoluten Ungewißheit auf und behauptete, daß es keine Wahrheiten gebe. Carneades wich eigentlich von dieſer zweiten Akademie nicht ab. Unterſuchen wir ſeine und des Arceſilaus Meinungen, wie ſie uns Cicero überliefert hat, ſo finden wir, daß ſie im Ganzen dieſelben ſind. Arceſilaus ſagte: „Es gibt keine Wahrheit;“ Carneades: „Man kann ſie nicht erkennen.“ Eine größere Verſchiedenheit zwiſchen beiden Philoſophen war in dem perſönlichen Charakter. Arceſilaus, der gegen Alles in der Welt Zweifel erhob, ſetzte ſich dem Spotte aus, der den Pyrrhoniern zu Theil ward; Carneades ſtützte ſich mehr auf die Wahrſcheinlichkeit, die im Leben entſcheiden müſſe. Er erlaubte ſogar dem Weiſen, in gewiſſen Fällen zu vermuthen, nur ſolle er nie abſprechen. Im Ganzen ſcheint es, daß der Zweifel des Carneades eine Art von Spiel des Scharfſinns war, und daß er ſehr wohl begriffen hatte, daß er ein mächtiges Angriffsmittel ſei, aber nichts mehr. Auch iſt der Ruf des Carneades vorzüglich auf ſeine widerlegende Beredſamkeit gegründet, die er ſtets anwandte, Behauptungen umzuſtoßen und Zweifel zu verbreiten. Beſonders gegen die Stoiker richtete Carneades ſeine Angriffe; er geſtand ſelbſt, daß er ohne Chryſipp nicht geworden wäre, was er ſei. Es iſt hier nicht von der practiſchen Moral und dem allgemeinen Geiſte der Stoiker, ſondern von ihren philoſ. und phyſiſchen Dogmen die Rede. Er zeigte ihnen die Abgeſchmacktheit ihrer Religionslehren, und vernichtete dadurch den Polytheismus. Er erklärte ſich gegen die Orakel, indem er ihnen den freien Willen des Menſchen entgegenſtellte. Er bekämpfte die Anſichten der Stoiker und Peripatetiker von dem

höchsten Gute. Die ersten sagten, daß die höchste Glückseligkeit darin bestehe, der allgemeinen Harmonie der Natur gemäß zu leben, und daß alle äußern Vortheile, Reichthümer u. s. w., als kein festes Glück gewährend, keiner Zuneigung werth seien; die Peripatetiker und die ältere Akademie setzten das höchste Gut in den anständigen Genuß derjenigen Dinge, die in der Ordnung der Natur die ersten sind, und wiesen den materiellen Gütern eine niedrigere Classe an. Carneades zeigte ihnen, daß ihr Streit nur in den Worten bestehe, weil darin beide übereinkamen, daß die materiellen Vorzüge unwesentlich seien. Um zu widersprechen und um der Gefahr zu entgehen, nicht positiv Etwas zu behaupten, hüllte er sich in eine unbestimmte Definition und sagte, das höchste Gut bestehe darin, den Grundsätzen der Natur gemäß zu leben; was so viel heißen kann, als freien Gebrauch von seinen Fähigkeiten zu machen. Einen andern Sieg trug er über die Stoiker davon, indem er sie gegen ihre frühere Meinung zu dem Geständnisse zwang, daß der gute Ruf, unabhängig von seinem positiven Nutzen, wünschenswerth sei. Als die Athenienser die Stadt Oropus geplündert hatten und zu einer Geldbuße von 500 Talenten verurtheilt worden waren, sandten sie Carneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Critolaus nach Rom, um Nachlaß zu erbitten. Während im Senate die Sache verhandelt ward, traten die Philosophen öffentlich auf, ihre Geschicklichkeit in scharfsinnigen und kunstreichen Reden zu zeigen. Carneades unter andern hielt zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit. Die römische Jugend strömte herbei, eine Kunst bewundernd und anstaunend, von der man in Rom noch keine Begriffe hatte, so daß Cato, der Censor, in Unruhe darüber gerieth, und dem Senate die Beschleunigung der Entscheidung empfahl, um so bald als möglich die Gäste wieder los zu werden, die zu Allem zu überreden vermöchten und die Gemüther verwirrten. — Carneades scheint selber nichts geschrieben zu haben; aber Clitomachus, sein Schüler und Nachfolger, behielt seine Lehre auf. Er erreichte ein Alter von 90 Jahren; man setzt seinen Tod in die 162. Olympiade.

Carneol, eine Gattung des Achat. Roth ist die Hauptfarbe; diese verliert sich aber einer Seits bis ins Wachsgelbe, andrer Seits bis in die Farbe der dunkelsten Granaten. Wie die Farbe, so ist auch die Durchsichtigkeit und Härte dieses Steins sehr verschieden. Der Preis richtet sich nach diesen Eigenschaften. Die besten Carneole liefert Arabien.

Carneval, ist (in den Kirchengebräuchen) die Zeit von dem Feste der heil. drei Könige bis zum Anfange der 40tägigen Fasten, oder Aschermittwoch (im Deutschen Fastnacht). Man stellte in den streng-catholischen Zeiten während dieses Zeitraums große Lustbarkeiten und Feste an, um sich durch dieselben für die bevorstehende Entbehrung während der Fasten schadlos zu halten, wovon sich noch bei uns die Belustigungen und Vergnügungen erhalten haben, die wir mit dem Namen Carneval bezeichnen, und die in großen Residenzstädten in Opern, Redouten und allerlei Hoffesten zu bestehen pflegen. Vorzüglich berühmt sind in Italien das Carneval zu Venedig und das Carneval zu Rom. Das Carneval zu Venedig ist das berühmteste. Es fängt allemal nach Weihnachten an; die Lustbarkeiten sind Schauspiele, Redouten, die Vergnügungen des Marcusplatzes, und bisweilen, bei Besuchen großer Fürsten, noch eine Regatta, oder ein Wettrennen in Böten. Die Redouten, bei welchen sonst die Hazardspiele die Hauptsache waren, haben seit dem Verbote dieser Spiele im Jahre

1774 sehr viel verloren. Wirklich bewirkte dieses Verbot, daß das Jahr darauf das Carneval wenig von Fremden besucht wurde. Als aber bald darauf das Spiel in allen Provinzen Italiens verboten ward, trat das berühmte Carneval wieder in seine alten Rechte. Nach diesem gab es in Venedig noch ein zweites Carneval, die venetianische Messe, welche auch das Himmelfahrts- und Bucentaurenfest hieß, weil es gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfing, und weil man die Ceremonie der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere damit verbunden hatte. Es dauerte vierzehn Tage; jedoch durften keine Charaktermasken, sondern blos venetianische Domino's getragen werden. Das Carneval zu Rom, von welchem uns Göthe eine treffliche Beschreibung geliefert hat, dauert nur acht Tage, und besteht vorzüglich in Maskeraden und Wettrennen. (S. Fastnacht.)

Carnies, s. Säule.

Carnot (Lazare Nicolas Margaretha), geboren zu Nolay in Burgund den 13. Mai 1753 aus einer niedern Bürgerfamilie. Sein Vater, der wenig vermögend war, practicirte als Advocat. Der Sohn zeigte von Kindheit an ein seltenes Talent für Mathematik und militärische Wissenschaften, ward frühzeitig in den Geniecorps angestellt, erwarb sich da ausgebreitete Kenntnisse und stieg unter Begünstigung des Prinzen von Condé. Nachher gab er mathematische Versuche heraus, die seine Aufnahme in mehrere gelehrte Gesellschaften bewirkten; seine Lobrede auf Vauban wurde von der Akademie zu Dijon gekrönt. Zu Anfange der Revolution war er Ingenieurhauptmann und schlug sich auf ihre Seite. Er wurde (1791) zum Deputirten der gesetzgebenden Versammlung ernannt, nahm aber anfangs nur an den militärischen Angelegenheiten Theil. Auf seinen Vorschlag wurden die adlichen Offiziere bei der Armee verabschiedet, und bürgerliche dagegen angestellt. Als Mitglied des Convents votirte er Ludwigs Tod, ward darauf im Monat März zur Nordarmee gesandt, wo er auf dem Schlachtfelde den feigen General Gratien absetzte, sich selbst an die Spitze der Colonnen stellte, und die Feinde zurück trieb. Bei seiner Rückkehr in den Convent ward er Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, der unter dem Namen des Convents die Regierung führte. Jetzt nahm Carnots großer Einfluß auf die militärischen Operationen seinen Anfang. Im Besitze aller Plane, welche in den Archiven Ludwigs XIV. niedergelegt waren, leitete er die Operationen der französischen Armeen, und es ist nicht zu leugnen, daß seine Anordnungen zu den Siegen der französischen Armeen beigetragen haben. Er ward nach Robespierre's Sturz mehrmals angeklagt, aber immer freigesprochen. Bei der Errichtung des Directorats 1795 ward Carnot sogleich dazu erhoben und erhielt einige Zeit einen ziemlichen Einfluß; er ließ sich aber von Barras das Portefeuille des Kriegsministeriums nehmen, und ward seitdem sein heimlicher Feind. Carnot vereinigte sich nach einiger Zeit mit einer starken Partei, um Barras zu stürzen; aber der Plan mißlang, und Carnot wurde, nebst andern, am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) zur Deportation verurtheilt. Er entging derselben durch eine Flucht nach Deutschland, wo er eine Schrift heraus gab, um sich zu rechtfertigen. Diese Memoiren wurden in Paris von den Feinden des damaligen Directoriums mit Begierde gelesen, und es gelang Carnot, durch die Aufdeckung der Schändlichkeiten seiner ehemaligen Collegen, ihren Sturz befördern zu helfen, der den 30. Prairial (18. Juni) 1799 erfolgte. Nach dem 18. Brumaire wurde Carnot nach Frankreich zurückberufen und zum Musterinspector (Inspecteur aux Revues) und

zwei Monate darauf, im April 1800, zum Kriegsminister ernannt. Er bekleidete aber diesen Posten nicht lange, sondern zog sich in den Schooß seiner Familie zurück, ward jedoch den 9. März 1802 zum Tribunat berufen. Er brachte dieselbe Unbeugsamkeit der Grundsätze, welche ihn zeither ausgezeichnet, auch mit hierher, trat mehrere Mal den Absichten des Gouvernements entgegen, votirte als der Einzige gegen das lebenslängliche Consulat und erhob sich hauptsächlich gegen den Vorschlag der Kaiserwürde. Dennoch blieb er im Tribunat bis zu dessen Aufhebung, lebte nachher 7 Jahre als Privatmann, und gab mehrere gehaltvolle militärische Werke heraus. Im J. 1814 übertrug ihm Napoleon die Vertheidigung Antwerpens. Er verband die tapferste Vertheidigung mit der sorgfältigsten Schonung der Stadt, die er hernach, auf Befehl Ludwigs XVIII., dem engl. General Graham übergab. Er behielt zwar seine Titel und Würden, konnte aber, als ein bedeutender und consequenter Republikaner, die Gunst des Hofes nie erlangen, und zwar um so weniger, als er in einem Memoire an den König das herrschende System offen und heftig tadelte; weshalb er auch bei der neuen Organisation der Akademie der Wissenschaften übergangen ward. Als Napoleon 1815 wieder die Zügel der Regierung faßte, machte er Carnot zum Grafen und Pair des Reichs, und drang ihm das Portefeuille des Ministeriums des Innern auf. Carnot verwaltete diesen schwierigen Posten mit seiner gewohnten Rechtlichkeit. Nach des Kaisers zweitem Sturze ward er Mitglied der provisorischen Regierung von Frankreich, und war hernach der Einzige von den Mitgliedern derselben, welche in die Verordnung vom 24. Juli begriffen wurde. Er ging zuerst nach Cerney, wo er sich mit politischer Schriftstellerei beschäftigte; und Anfangs Januar 1815 mit seiner Familie nach Warschau, von da aber nach Magdeburg, wo er noch am Ende des J. 1819 sehr eingezogen lebte. S. die Corresp. de Nap. Bonap. av. le Cte Carnot, pend. les 100 jours. Par. 1819, und Carnot's Leben von Körte.

Caro (Annibale), einer der berühmtesten italienischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, war 1507 zu Citta-Nova in der Mark Ancona geboren. Da er in seiner Jugend genöthigt war, Unterricht in den ersten Anfangsgründen der Wissenschaften zu geben, machte ihn Lodovico Gaddi, ein reicher Florentiner, zum Lehrer seiner Kinder, nachher zu seinem Secretär, und verschaffte ihm ansehnliche Pfründen. Nach Gaddi's Tode, 1543, trat er mit demselben Titel in die Dienste von Pietro Lodovico Farnese, welchen im J. 1545 sein Vater, Papst Paul III., zum Herzoge von Parma und Piacenza erhob. Die Gunst dieser Familie verschaffte Caro bald die Mittel, seiner Liebhaberei für Antiken und Medaillen Genüge zu leisten. Er brachte eine Sammlung derselben zusammen, die mit den Sammlungen der berühmtesten Antiquare verglichen werden konnte. Die toscanische Sprache war sein Hauptstudium, und der Ruf seiner reinen und zierlichen Schreibart in Versen und in Prosa verbreitete sich durch ganz Italien. Der Herzog übertrug ihm mehrere Botschaften an Kaiser Carl V. Caro war mit einer solchen auf die Ernennung Farnese's zum Herzog von Parma Bezug habenden Sendung 1544 nach den Niederlanden gereiset, und ging nach seiner Rückkehr damit um, einen Dienst zu verlassen, den ihm die Launen und Laster des Fürsten verleiteten, als dieser zu Piacenza ermordet ward. Er selbst war in Gefahr, flüchtete endlich nach Parma, und ward von dem neuen Herzoge, Ottavio Farnese, mit Freundschaft aufgenommen. Die

beiden Cardinäle Ranuccio und Alessandro, Brüder Ottavio's, ernannten ihn nach einander zu ihrem Secretär, und in des Letztern Diensten stand er von 1548 bis an seinen Tod. Durch die Begunstigung des Cardinals erhielt er nicht nur mehr Pfründen, sondern er trat auch in den Orden des heil. Johannes von Jerusalem und bekam bald darauf 2 reiche Commenden. Schon alt und seit lange vom Podagra gequält, verließ er Parma und begab sich nach Rom, das er nur in der schönen Jahreszeit mit Frascati vertauschte. Er war hier mit einer allgemeinen Ausgabe seiner Werke beschäftigt, als er, völlig frei wie er war, den Plan faßte, ein episches Gedicht zu schreiben. Als Vorübung im epischen Styl unternahm er eine Uebersetzung der Aeneide in reimlosen Versen; diese Arbeit fesselte ihn bald dergestalt daß er seinen anfänglichen Plan aufgab, um ganz sich ihr zu widmen. Er vollendete diese Uebersetzung, die ein Meisterstück in der italien. Sprache ist. Bei seiner Rückkehr nach Rom ward er krank und starb 1566. Von seinen Werken hatte er selbst außer der angeführten Apologie, der unter dem Titel Mattaccini einige Satiren, unter dem Titel Corona neun beißende Sonette angehängt sind, nur La Ficheide, ein schwarzes Lob der Feigen unter dem erdichteten Namen Barbagrigia, und La Diceria de' nasi, eine scherzhafte Rede auf die große Nase des Leoni von Ancona, Präsidenten der Akademie della Virtu, herausgegeben. Beide Werke wurden wegen ihrer schönen Schreibart sowohl von dieser Akademie, wo er sie vorlas, als überhaupt von allen Kennern mit großem Beifall aufgenommen. Nach seinem Tode erschien von ihm außer der Eneide eine Uebersetzung des Longus und der Rhetorik des Aristoteles, ferner Rime und Lettere. Wie seine Gedichte sich durch Eleganz auszeichnen, eben so sind seine Briefe Muster einer schönen italienischen Prosa.

Carolina, s. Nordamerikanischer Freistaat und Halsgerichtsordnung.

Carolina, Königin von England, s. Wallis. Band X, 529.

Carolinger, die Dynastie Carls des Großen, welche 911 mit Ludwig dem Kinde erlosch. (S. Deutschland.)

Carotten, Tabak in Stangen, die etwa von 12—15 Zoll Länge und von verschiedener Dicke, meistentheils kegelförmig und mit starkem Bindfaden umwunden sind. Sie erhalten diese Form deshalb, um sie so bequemer zu Schnupftabak zerreiben oder zu Rauchtabak zerschneiden zu können. Die besten Sorten werden zu Dünkirchen, St. Omer, Rotterdam, Dordrecht verfertigt. Es müssen dazu nur feine virginische Blätter ohne Beize verwendet werden.

Carousel heißt ein Ritterspiel, das zu Wagen oder zu Pferde, in Wettfahren, Ringelrennen ꝛc. angestellt wird, und ein Ueberbleibsel der alten Turniere ist. Dergleichen Spiele werden zuweilen an fürstl. Höfen von den Hofcavalieren und andern Personen von Rang mit vielem Aufwande gegeben, und die Sieger dabei von den Damen festlich bekränzt. Auf Reitbahnen werden von den Schülern ebenfalls Carousels gehalten. — Eine Nachahmung des Carousels im Fahren durch mechanische Vorrichtungen findet man häufig in Lustgärten und an öffentlichen Orten. (Vergl. Ringelrennen.)

Carpathen, carpathisches Gebirge, eine Fortsetzung des Riesengebirges, aber weit höher, als dieses. Die Carpathen fangen in Ungarn oberhalb Preßburg an, trennen Mähren, Schlesien und Galizien von Ungarn, und verlieren sich, nachdem sie Sieben-

bürgen umschlossen, in der Türkei. Zum Theil enthalten diese Gebirge eine Menge edler und andrer Metalle, das Hauptgebirge aber viele Salzberge und dergl.

Carpzov, der Name einer Familie, welche mehrere berühmte Juristen hervorgebracht hat. Benedictus Carpzovius war 1565 in der Mark Brandenburg geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder, Wittenberg und auf andern berühmten Universitäten Deutschlands bis 1590, ward bald darauf Doctor und 1592 Gerichtsassessor. Im J. 1594 machte ihn der Graf von Reinstein und Blankenburg zu seinem Kanzler, und erlaubte ihm, 1599 eine Professur zu Wittenberg anzunehmen. Im J. 1602 ernannte ihn auch Christians I. von Sachsen Witwe zu ihrem Kanzler u. s. w. Er starb zu Wittenberg 1624. Wir besitzen von ihm Disputationes juridicae. Seine sechs Söhne haben sich theils als Juristen, theils als Theologen ausgezeichnet. Von allen der berühmteste ist Benedict, geboren zu Wittenberg 1595, starb 1666. Er war churfürstlich sächsischer Geheimerath, Beisitzer des Appelationsgerichts und verdient als der erste practische Jurist seiner Zeit betrachtet zu werden. Seine Hauptwerke, welche classischen Werth haben, sind: Practica rerum criminalium; De capitulatione Caesarea; Decisiones illustrium Saxonum; Definitiones forenses u. s. w.

Carracci, der Name einer berühmten Mahlerfamilie. — Lodovico Carracci war 1555 zu Bologna geboren. In einem Alter von funfzehn Jahren schien er geschickter, die Farben zu reiben als sie mit Einsicht zu gebrauchen. Aber die Langsamkeit, die man ihm vorwarf, war nicht die Folge eines beschränkten Geistes, sondern des Bestrebens, mehr zu leisten, als bisher geleistet worden war. Er verabscheute Alles, was ideal war, und strebte einzig nach der Natur. Von jedem Striche wollte er sich Rechenschaft geben. Er ging nach Florenz, studirte daselbst Andrea del Sarto und erbat sich den Unterricht Passiguano's. Die florentinischen Mahler jener Zeit ahmten, um das Matte ihrer Meister zu verbessern, Correggio und dessen Schüler nach. Diese Idee, die unsern Carracci gefiel, bestimmte ihn, sich nach Parma zu begeben. Er kam in der Folge nach Bologna zurück; da er aber bald fühlte, daß er mit diesen neuen Grundsätzen, welche dem Zeitgeschmack entgegen waren, kein Gehör finden würde, suchte er sich unter den jungen Leuten Anhang zu verschaffen. Zu dem Ende bewog er zwei seiner Vettern, Agostino und Annibal Carracci, sich der Mahlerei zu widmen. Der Charakter dieser beiden Brüder war sehr verschieden, jener gebildet und ein Freund der Dichtkunst und Geometrie, dieser roh, störrig und zanksüchtig. Dennoch brachte es Lodovico dahin, daß sie bald in vollkommnem Einverständnisse mit einander lebten. Im J. 1580 schickte er sie nach Parma und Venedig. Nach einiger Zeit kehrten sie nach Bologna zurück; und jetzt fingen alle drei an, sich einen Namen zu machen. Eine so mächtige Partei erhob sich anfangs gegen sie, daß sie im Begriff waren, ihren Vorsatz aufzugeben. Aber Annibal, der entschlossenste unter ihnen, drang darauf, nicht nachzugeben, sondern dem Strome der Schmähungen, der von allen Seiten auf sie eindrang, zahlreiche Werke entgegenzustellen. Lodovico, der neuen Muth faßte, beschloß, eine Mahlerakademie zu Bologna zu stiften, welche er die Academia degli Incamminati nannte. Als ersten Grundsatz stellte er auf, daß man die Beobachtung der Natur mit der Nachahmung der besten Meister verbinden müsse. Bald gab er ein Beispiel dieses Grundsatzes in der Weissagung Johannes des

Täufers bei den Cartheusern, worin er in einzelnen Figuren den Styl Rafaels, Titians und Tintorets nachahmte. Die schönsten Werke Lodovico's sind zu Bologna. Ein Meister ist er in architektonischen Ansichten und in der Zeichnung; überhaupt war er sehr gründlich in allen Theilen der Mahlerei. Eine unendliche Menge von Ideen ist von ihm entlehnt worden; Jeder konnte das von ihm nachahmen, wozu er sich am geschicktesten fühlte. Lange genoß Lodovico seines ganzen Ruhms, wenigstens so lange seine Vettern lebten, welche fortfuhren, ihn zu ehren und zu Rathe zu ziehen. Aber er starb, im J. 1619, fast in Armuth, nachdem er Agostino um siebzehn und Annibal um zehn Jahre überlebt hatte. Der Hauptvorwurf, der ihn trifft, besteht darin, daß er nicht das Studium der Antike mit dem Studium der Natur verband. Auch ist sein Colorit getadelt worden. — Paolo Carracci, ein Bruder Lodovico's, ist unbedeutend. — Agostino Carracci, dessen nebst seinem Bruder Annibal schon oben erwähnt worden, war 1558 zu Bologna geboren. Er war bestimmt, Goldschmid zu werden, als sein Vetter ihn für die Mahlerkunst gewann; in kurzem ward er einer der geschicktesten Schüler desselben, besonders in der Erfindung. Auch beschäftigte er sich mit der Kupferstecherkunst; und er hat mehr gestochen, als gemahlt, aus Rücksichten, welche den vortheilhaftesten Begriff von der Sanftmuth seines Charakters geben. Als er nämlich nach seiner Rückkehr von Venedig, wo er die Werke Tintorets gesehen, in einer Preisbewerbung seinem Bruder Annibal vorgezogen worden, und bald darauf sein herrliches Gemählde, die Communion des heiligen Hieronymus, ihm den allgemeinsten Beifall erwarb, ward dieser eifersüchtig auf den Ruhm Agostino's, und suchte ihn unter mancherlei Vorwänden zu überreden, daß er im Kupferstechen fortfahren möchte, welches er auch aus gutmüthiger Gefälligkeit gegen seinen Bruder that. Später begleitete er denselben nach Rom, half ihm in seinen Arbeiten an der Farnesischen Gallerie und gab ihm einige von den poetischen Ideen an, welche man hier mit so vielem Vergnügen bemerkt. Da sich der Ruf verbreitete, daß der Kupferstecher besser arbeite, als der Mahler, entfernte Annibal seinen Bruder, was auch dagegen eingewendet wurde, indem er vorgab, sein Styl sei zwar elegant, aber nicht grandios genug. Agostino begab sich darauf an den Hof des Herzogs von Parma, und mahlte hier in einem Saale die himmlische, die irdische und die feile Liebe. Es fehlte noch eine Figur, als Agostino, erschöpft durch übermäßiges Arbeiten, 1601 starb. Für die von ihm und seinen Vetter in Bologna gestiftete Akademie hat er eine Abhandlung über die Perspective und Architektur abgefaßt, die er selbst erläuterte. Als Kupferstecher verdient er großes Lob; als ein geschickter Zeichner hat er nicht selten die fehlerhaften Umrisse in seinen Originalen verbessert. Unter seinen Kupferstichen sind viele abscöne, die selten geworden sind. — Annibale Carracci, des Vorigen Bruder, war 1560 zu Bologna geboren. Er arbeitete anfangs in dem Metier seines Vaters, der ein Schneider war. Auf seines Vetters Lodovico Rath lernte er zeichnen, und bald machte er solche Fortschritte, daß Lodovico ihn in seiner Werkstatt behalten wollte, während er seinen Bruder unter Fontana studiren ließ. Annibal verfertigte anfangs mehrere sorgfältige Copien nach Correggio, Titian, Paul Veronese, mahlte wie sie viele kleine Gemählde, und arbeitete sodann auch an bedeutenden, großen Werken. In der von den Carracci gemeinschaftlich gestifteten Akademie trug er die Regeln der Anordnung und Vertheilung der Fi-

guren vor. Mengs sagt, daß er in einigen von Annibals ersten Werken den Styl Correggio's dem Anscheine, doch nicht der Wirklichkeit nach finde. Er setzt hinzu, dieser Anschein sei so verführerisch, daß man Annibal als einen der größten Nachahmer des lombard. Mahlers betrachten müsse. Annibal machte sich zuerst durch seinen heiligen Rochus bekannt, der gegenwärtig in Dresden ist. Bald darauf ward er nach Rom berufen. Er suchte hier einen Augenblick Rafael und die Antike nachzuahmen; aber um immer etwas Grandioses beizubehalten, leistete er nicht Verzicht auf Correggio's Styl. Man trug ihm auf, die Gallerie des Farnesischen Palastes mit Gemählden zu schmücken. Die ganze Arbeit athmet eine antike Eleganz und die volle Anmuth Rafaels. Man bemerkt hier, unter verschiedenen Nachahmungen Tibaldi's, der zu Bologna gegen das J. 1550 mit Nicolo dell' Abbate mahlte, einen Theil des Styls von Michel Angelo, zuweilen gemildert, und das Edelste und Trefflichste der Venetianer und Lombarden. Poussin urtheilte, daß seit Rafael nicht besser componirt worden. Zwar gibt es in Bologna Liebhaber, welche Lodovico dem Annibal vorziehen; das Ausland aber erkennt ihn für den größten unter den Carracci an. Vielleicht hatte Agostino mehr Erfindung und Lodovico mehr Talent zum Lehren; aber Annibal hatte einen erhabenen Geist, und seine Manier ist beredter und edler. Er starb aus Kummer über den Undank des Cardinal Farnese, der seine zwanzigjährige Arbeit in seinem Palaste mit 500 Goldthalern bezahlt hatte, im J. 1609 und ward an Rafaels Seite in der Kirche des Pantheons zu Rom beerdigt. — Francesco Carracci, ein Bruder Agostino's und Annibals, ist völlig unbedeutend; wichtiger ist Antonio Carracci, ein natürlicher Sohn Agostino's, 1583 zu Venedig geboren. Seine Gemählde sind selten und nicht ohne Verdienst. Er starb zu Rom 1618.

Carrier (Jean Baptiste), geb. 1756 zu Volai bei Aurillac in Ober-Auvergne, war ein unbekannter Procurator, als die Unordnungen der Revolution begannen. Im J. 1792 trat er als Deputirter in den Nationalconvent. Er trug zur Errichtung des Revolutionstribunals am 10. März 1793 bei, und entwickelte den rasendsten Eifer im Verfolgen und Proscribiren. Er hatte gehört, Frankreich sei zu bevölkert für die republican. Regierungsform; er war daher der Meinung, man müsse es um ein Drittheil entvölkern. Er votirte Ludwigs XVI. Tod, foderte am 6. April als einer der ersten die Arretirung des Herzogs von Orleans, und wirkte mächtig zur Revolution vom 31. Mai mit. Nachdem er zuerst in die Normandie geschickt worden, erschien er am 8. Oct. 1793 in Nantes. Der Bürgerkrieg stand in diesem Augenblick in vollen Flammen; Carrier hatte den Auftrag, ihm durch schnellere, allgemeinere und kräftigere Mittel der Vernichtung und Rache entgegenzuarbeiten, als bisher geschehen war. Bei seiner Ankunft war Nantes bereits die Beute mehrerer wüthender Menschen geworden. Carrier sammelte sie um sich, und sie reizten sich gegenseitig zu beispiellosen Gräueln an. Die Gefängnisse waren schon angefüllt, die gänzliche Niederlage der Vendeer bei Savenay vermehrte noch die Zahl der Gefangenen. Täglich wurde eine Menge unvollständig und übereilt Verurtheilter hingerichtet; aber Carrier fand dieses Verfahren noch zu langsam. Er schlug daher den Autoritäten vor, die Gefangenen in Masse und ungerichtet zu vernichten, und führte diesen Vorschlag aus. Er ließ am 15. November 94 Priester unter dem Vorwande, sie zu transportiren,

in ein Fahrzeug bringen, dessen Boden sich öffnen ließ, und während der Nacht wurden sie ersäuft. Diese Abscheulichkeit wurde täglich wiederholt. Man nannte diese Hinrichtung Noyaden; Carrier selbst gab ihnen den Namen Baignaden und Deportations verticales. Der Convent billigte diese Greuel und reizte dadurch Carrier zu noch ärgerer Wuth an. Ein großes Gebäude, l'Entrepôt genannt, diente dazu, die dem Tode geweihten Schlachtopfer jedes Alters und jedes Geschlechts aufzunehmen. Jeden Abend wurden sie von hier auf Barken gebracht. Man band sie zwei und zwei zusammen, und stürzte sie unter Säbelhieben und Bayonnetstichen ins Wasser. Jene teuflischen Henker belustigten sich, je einen Jüngling und ein Mädchen zusammenzubinden, und gaben dieser Todesart den Namen republicanische Hochzeiten. Außerdem wurden in den Steinbrüchen von Gigan täglich 500 und mehr Gefangene erschossen. Länger als einen Monat dauerte dieses Wüthen; man rechnet, daß 15,000 Menschen dadurch umkamen. Die Ufer der Loire waren mit Leichen bedeckt, und das Wasser des Flusses so verdorben, daß man verbot, es zu trinken. Dabei verheerten Hungersnoth und ansteckende Krankheiten die Stadt. Einige Monate vor Robespierre's Sturz war Carrier zurückberufen worden. Der 9. Thermidor traf auch ihn. Die allgemeine Stimme erhob sich laut wider ihn, daß er vor das Revolutionstribunal gestellt wurde, welches ihn zum Tode verurtheilte. Er litt ihn am 16. December 1794 mit Standhaftigkeit, bis zum letzten Augenblick seine Unschuld betheuernd.

Carro (Giovanni di), ein Arzt aus Mailand, der sich in Wien niederließ, und berühmt ist durch seinen Eifer für Verbreitung der Schutzpockenimpfung in Deutschland, Polen, Ungarn und Rußland. Selbst die Vorurtheile der Türken wußte er 1800 zu überwinden, indem er dem Lord Elgin alle Präparate für die Kuhpockenimpfung nach Constantinopel sendete, nebst einem ins Türkische übersetzten Auszug seines Werks über die Impfung. Alle Versuche der Engländer, in Indien die Impfung zu vollziehen, waren bis jetzt mißglückt, weil immer die Materie auf dem Wege verdorben war; — Carro's Vorsicht wußte dem Doctor Harford zu Bagdad Materie von lombardischen Küben zu verschaffen, welche ihre ganze Stärke behielt, und dieser Sendung verdankt nun ganz Indien die Wohlthat der Kuhpockenimpfung, welche die Indier, als von der geheiligten Kuh abstammend, unter dem Namen Amurtum (Unsterblichkeit) genießen. Von Carro hat man folgende wichtige Werke: Observations et expériences sur la vaccination, avec une planche coloriée. Vienne 1801 et 1802. 8. und Versuche über den Ursprung der Kuhpockenmaterie v. J. J. Lay aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Wien 1802. 8. In der britannischen Bibliothek finden sich manche höchst merkwürdige Briefe von ihm, vorzüglich aber der vom 27. August 1803: „über die antipestilenzialische Kraft der Kuhpockenmaterie."

Carronaden oder Caronaden sind eine Art schwerer Geschütze, die den Haubitzen am meisten ähneln, meist von sehr schwerem Caliber sind, und volle und Hohlkugeln wie auch Cartätschen schießen. Sie werden meistens auf den Schiffen auf den Verdecken stehend, gebraucht. Den Namen sollen sie von ihrem Erfinder Caron erhalten haben. Sie wurden zuerst im amerikänischen Freiheitskrieg gebraucht. Zuweilen braucht man sie auch in Festungen. P.

Carstens (Asmus Jacob), ein ausgezeichneter deutscher Mah-

ler, war zu St. Jürgen bei Schleswig im J. 1754 geboren und starb zu Rom im J. 1798. Schon als Knabe zeigte er große Neigung zum Mahlen und Zeichnen. Diese ward vermehrt durch die Ansicht der Gemählde von Ovens. Begierig, die Werke anderer großer Meister, welche er nur noch dem Namen nach kannte, zu sehen, verließ er das Haus eines Kaufmanns, wo er die Handlung erlernen sollte, und ging nach Copenhagen. Die Gemählde und Statuen, welche er hier sah, machten den lebhaftesten Eindruck auf ihn. Sein erstes Bild war der Tod des Aeschylus; er verschaffte ihm die Unterstützung des kunstliebenden Grafen Moltke. Dennoch sah sich Carstens bald genöthigt, Porträts zu mahlen, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Er wurde unter die Zöglinge der Akademie aufgenommen. Allein Carstens Liebe zur Unabhängigkeit erlaubte ihm nicht, lange in diesem Verhältniß zu bleiben. Rom war das Ziel seiner Wünsche, und 1783 machte er sich dahin auf den Weg. Er verweilte einige Zeit zu Mantua und zu Mailand; aber ohne Schutz und Hülfsmittel, ohne selbst die Sprache zu verstehen, sah er sich genöthigt, nach Deutschland zurückzukehren. Ueber Zürich, wo er Lavater und Geßner sah, kam er endlich nach Lübeck zurück, wo er fast fünf Jahre verweilte, und vom Porträtiren lebte. Seine Reise war indeß nicht unnütz gewesen. Er hatte die Schweiz, und Werke von Julius Romanus und Leonardo da Vinci gesehen, und war mit vielen neuen Ideen bereichert worden. Mitten unter seinen zahlreichen Arbeiten fand Carstens noch Zeit für historische Compositionen. Durch Doerbeck ward ein reicher Liebhaber auf ihn aufmerksam gemacht, der ihn in den Stand setzte, sich nach Berlin zu begeben, und dort zu verweilen. Zwei Jahre lebte Carstens zu Berlin fast unbekannt. Er führte während seines Aufenthalts daselbst jene reiche Composition aus, welche den Sturz der Engel vorstellt und über zweihundert Figuren enthält. Dieses Werk verschafte ihm die Stelle eines Professors bei der Akademie. Die wichtigste Arbeit, welche er in Berlin zu Stande brachte, war die Ausmahlung des Saals im Palais Dorville. Mit einer Pension von 450 Thalern reisete er jetzt nach Rom, wo er im Sept. 1792 ankam. Voll Bewunderung für die Werke Rafaels, die er täglich im Vatican sah, verlor er unvermerkt die übertriebene Neigung für die allegorische Composition. Sein erstes Werk zu Rom war der Besuch der Argonauten beim Centaur Chiron, welches sich durch die Reinheit des Styls, die Schönheit der Formen und die Vertheilung des Lichts auszeichnet. Im April 1795 lud Carstens das Publicum ein, die zahlreiche Gallerie seiner Werke zu besuchen. Das Urtheil der Kenner darüber fiel sehr ehrenvoll aus. Man bemerkt besonders in dieser Ausstellung seine Composition von Megapont, deren Originalität ihm allgemeinen Beifall erwarb, und ihn mit Rafael und Michel Angelo in Vergleichung brachte. Er machte noch mehrere andere schöne Compositionen während des Jahres 1795; fast zu allen ist der Gegenstand aus dem Homer, Pindar, Sophokles, Aeschylus, Shakspeare und Ossian geschöpft. Apollonius Rhodius lieferte ihm bald darauf den Stoff zu einer Folge von 24 Zeichnungen, die er selbst ätzen wollte; als eine Brustkrankheit ihn den Künsten entriß. Sein letztes Werk war König Oedip nach Sophokles. Man findet in seinen Arbeiten jenes Streben nach Reinheit der Formen und Umrisse, nach anmuthigen Stellungen, und Hoheit und Kraft, wodurch sich die Werke der Alten so herrlich auszeichnen, zugleich aber auch eine aus zu genauer Nachahmung entstandene Rohheit. Er fühlte selbst, daß er mit der Anatomie nicht genugsam vertraut sei. Von der Per-

spective und richtigen Vertheilung des Lichts verstand er nur, was er von der Natur gelernt hatte. Die Geheimnisse des Colorits waren ihm fremd geblieben, da er erst spät angefangen hatte, in Oel zu mahlen. (Vergl. Fernow.)

Cartätsche ist eine cylindrische Büchse von Blech (ehemals auch wohl von Pergament, Pappe u. s. w.) welche mit kleinen eisernen Kugeln im Nothfall auch mit zerhacktem Eisen gefüllt, aus Haubitzen und Canonen geschossen wird. Die beiden Endtheile der Büchse sind von Holz, und heißen der Spiegel. Im Festungskrieg näht man die Cartätschen zuweilen blos in einen zwilchnen Sack, wo sie dann Traubencartätschen oder besser Beutelcartätschen heißen. Der Schuß sprengt die Büchse oder den Beutel, und die Kugeln breiten sich je weiter sie fliegen immer mehr aus. Dieß Ausbreiten verhält sich in der Regel zur Schußweite wie 1—10, so daß bei 600 Schritt Schußweite sie einen Kreis von 60 Schritt Durchmesser gefährlich machen. In der preuß. Armee hat man 2. 3. 6. 8. 12. 16. 24 löthige und einpfündge Cartätschen, die aus Geschütze verschiedenen Calibers geschossen werden. Hiernach ändert sich auch die Schußweite, doch schießt der 6 Pfünder mit 2 löthigen auf 2—500 Schritt, der 12 und 24 Pfünder mit Einpfündgen auf 800—1000 Schritt. P.

Cartell ist ein Vertrag, im Kriege, wegen Auslieferung der Gefangenen, in Friedenszeiten, wegen Auslieferung der Deserteurs. Dann heißt es auch eine schriftliche Ausfoderung zum Duell.

Carteret (Philipp), englischer Schiffscapitän, commandirte die Corvette Swallow, welche am 22. August 1766 die Häfen Englands unter den Befehlen des Capitäns Wallis, Commandanten des Delphins, verließ, um in der südlichen Hemisphäre neue Länder zu entdecken. Der Capitän Biron (s. d.) hatte seine Reise beendigt: er hatte die Maluinen oder Falklandsinseln besucht. Die Capitäne Wallis und Carteret begaben sich nach einem kurzen Aufenthalt zu Madera gerades Weges nach der magellanischen Meerenge. Die Swallow war ein schlechter Segler, Wallis war genöthigt, sie während eines Sturms, der beide Schiffe bei der Hinausfahrt aus der Meerenge befiel, zu verlassen. Carteret überstand die größten Gefahren, nahm frisches Wasser auf der Insel Masafuero ein, passirte die Osterinseln südlich und entdeckte die Inseln Pitcairn. Dann richtete er seinen Lauf südwestlich, entdeckte einige Inseln im Süden des Archipelagus der Societätsinseln, und schiffte zwischen diesen und den freundschaftlichen und Navigatorinseln hindurch, lernte aber keine derselben kennen. Nachdem er bis zum zehnten Grad südlicher Breite gekommen war, wandte er sich girade gegen Westen, und kam zu dem Archipelagus von Santa-Cruz, den er die Inseln der Königin Charlotte nannte. Er besuchte die Nordküste der größten dieser Inseln, verfolgte seinen Weg nordwestlich, und entdeckte die Inseln Gower und Carteret, die zu dem Salomonsinseln gehören. Dann lief er zuerst in den St. Georgscanal zwischen Neu-Britannien und Neu-Irland ein, den Dampier nur für die Oeffnung einer großen Bucht gehalten hatte. Er stieg an der Küste von Neu-Irland ans Land, fuhr darauf längs derselben hin, sah die Portlandinseln und entdeckte die Admiralitätsinseln. Die Swallow ging nach Batavia, nachdem sie sich der Südküste des Mindonao genähert und die Meerenge von Madagascar passirt hatte. Von da kam sie am 20. Februar 1769 nach England zurück. Nur der schlechte Zustand seines Schiffes und seine Gesundheit hatten Carteret gehindert, seine Entdeckungen weiter

fortzusetzen; aber auch so verdient er einen ehrenvollen Platz unter den Seefahrern, welche die Erdkunde erweitert haben. Seine Reisebeschreibung ist von Hawkesworth mit Cooks erster Reise herausgegeben worden.

Cartellier, einer der berühmtesten Bildhauer unserer Zeit in Paris. Seine Arbeiten zeichnen sich durch gute Anordnung, großen Ausdruck in den Figuren und äußerst sorgfältige Arbeit sehr vortheilhaft aus, während ihm in manchen Figuren Mangel an Leben und eine gewisse Magerkeit vorgeworfen werden. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1) ein Marmorbild: die Schamhaftigkeit; 2) die Bildsäule des Vergniaux, Mitglieds des Nationalconvents, welche an der großen Treppe des Erhaltungssenats steht; 3) Basreliefs in Marmor, die Capitulation von Ulm vorstellend, welche den Triumphbogen in den Tuilerien schmückten, und 1815 auf Befehl des Königs abgenommen wurden; 4) ein Basrelief, welches den Ruhm vorstellt, der Kronen austheilt und ein Feld voller Trophäen durchwandert, welches an der äußern Thüre des Louvre bei der Colonnade steht, und als ein Meisterstück betrachtet wird. — Den 21. März 1816 wurde Cartellier zum Mitglied der 2. Section der Akademie der schönen Künste ernannt.

Cartesius s. Descartes.

Carthagena, eine uralte Stadt in Spanien an den Küsten des Königreichs Murcia, die starke Handlung treibt, und einen sehr guten Hafen hat, der zu den drei großen Kriegshäfen von Spanien gehört. Sie wurde von dem carthaginiensischen Feldherrn Hasdrubal, welcher sie Carthago nova nannte, erbaut, und war vormals weit ansehnlicher, als jetzt. Die Stadt wird von einer Festung beschützt. Der Hafen ist der beste im ganzen mittelländischen Meere. Erst Philipp II. ließ Carthagena, welches zur Zeit der Mauren viel gelitten hatte, wieder herstellen. Sie hat 29,000 Einwohner. — Carthagena in Indien oder Neu-Carthagena ist eine Provinz, mit der Hauptstadt gleiches Namens im spanischen Vicekönigreich Granada; s. Südamerika.

Carthago, die berühmteste Stadt Afrika's im Alterthum, war die Hauptstadt einer durch ausgebreiteten Handel mächtigen und reichen Republik. Dido (s. d. Art.), von Tyrus flüchtend, kam nach langen Irrfahrten endlich in diese Gegend, wo ihr die Einwohner, vermöge eines Vergleichs, so viel Land überließen, als sie mit einer Ochsenhaut bedecken könne. Dido aber zerschnitt die Haut in so dünne Riemen, daß sie ein beträchtliches Stück Land damit umziehen konnte. Auf demselben erbaute sie das Schloß von Carthago, gab dem neugegründeten Staate treffliche Einrichtungen und machte ihn bald mächtiger, als die Mutterstadt Tyrus selbst. Die Geschichte Carthago's kann am füglichsten in drei Perioden getheilt werden. Die erste geht vom Ursprunge desselben bis zum Anfange des Krieges mit Syrakus von 878—480 vor Ch. Geb., und begreift den Zeitraum, in welchem Carthago entstand, und seinen Staat in Afrika, Sardinien und verschiedenen kleinen Inseln des Mittelmeers ausbreitete, nebst den Handelskriegen desselben mit den Massiliern und Etruskern. Schon um das J. 509 vor Chr. Geb. schloß Carthago mit Rom einen Handelsvertrag, dessen Urkunde noch vorhanden ist und beweiset, daß die Carthaginienser schon damals die italienischen Küsten kannten und befuhren. Sie richteten hierauf ihr Hauptaugenmerk auf die Eroberung von Sicilien, womit die zweite Periode anfängt, welche bis zum Anfange ihrer Kriege mit den Römern 265 vor Chr.

Geb. reicht. Es war die glänzendste ihrer Macht und Größe. Als Xerxes gegen Griechenland seinen berüchtigten Kriegszug unternahm, schlossen sie ein Bündniß mit ihm gegen den König Gelon von Syrakus, waren aber nicht glücklicher, als ihr mächtiger Bundesgenosse, und mußten nach einer gänzlichen Niederlage um Frieden bitten. (Vergl. Gelon.) Unter dem folgenden Könige Hiero ward aber Carthago wieder so mächtig, daß es die Städte Selinus, Himera und Agrigent eroberte und zerstörte. Dionysius der ältere erzwang zwar einen Frieden, allein derselbe war von keiner Dauer. Seitdem aber Timoleon Syrakus und Sicilien von der Tyrannei befreiet hatte, waren die Carthager meist unglücklich. Oft wütheten ansteckende Krankheiten in Carthago, und noch öfter Meutereien. Zwar entdeckte man die Verschwörung eines gewissen Hanno, aber neue Empörungen hielten Carthago selbst ab, seiner Mutterstadt Tyrus gegen Alexander den Großen nachdrücklich beizustehen. Als Sicilien unter der Tyrannei des Agathokles seufzte, mischte sich Carthago aufs neue in dessen Angelegenheiten, sah sich aber bald von jenem in seinen eigenen Staaten angegriffen und dem Verderben nahe gebracht. Dennoch nahm Carthago wiederum Theil an den Händeln Siciliens, als hier die Streitigkeiten mit den Hülfstruppen desselben, den Mamertinern, ausbrachen. Aber auch die Römer suchten diese Gelegenheit zu benutzen, und jetzt fängt die dritte Periode an, in welcher es mit den Römern um die Oberherrschaft Italiens kämpfte, und welche im J. 146 mit dem Untergange Carthago's endigt. Schon lange hatte Carthago geahnet, daß von Italien her seine Macht bedrohet werde; aber man dachte nicht an Latium, sondern an Sicilien und Unter-Italien. Diese Besorgniß wurde kurz vor dem Anfange des ersten punischen Krieges aufs lebhafteste erweckt, da Pyrrhus hier als Eroberer auftrat, und das Bündniß Carthago's mit den Römern gegen Pyrrhus zeigte deutlich genug, daß man von den Römern nichts fürchtete. Drei große Kriege führte Carthago mit Rom, welche gewöhnlich die punischen genannt werden. Carthago erschöpfte sich in dem ersten Kriege durch die Aufopferung so vieler Heere und Flotten außerordentlich, und dies war die Ursache des gleich nach dem Frieden ausbrechenden Krieges mit den Miethvölkern, denen der rückständige Sold nicht bezahlt werden konnte, und der dadurch bewirkten Empörung der afrikanischen Unterthanen. Dieser erste Krieg endigte mit dem Verluste aller Besitzungen Carthago's auf Sicilien, welche ihm zu einer Vormauer gegen Italien und das westliche Europa dienen konnten. Während des Friedens ging auch die wichtige Insel Sardinien an die Römer, so wie die meisten Inseln des Mittelmeers verloren. So empfindlich auch diese Verluste waren, so erholte sich Carthago, dessen Hülfsquellen noch immer reich flossen, doch bald wieder. Es änderte nun seine bisherige Politik, und ward aus einem handelnden Staat ein erobernder. Sein Augenmerk fiel auf Spanien, dessen reiche Bergwerke und kriegerische Einwohner es vorzüglich reizen mußten, da jene seine Schatzkammer füllen, diese seine Heere verstärken konnten. Die Eroberung Spaniens, eines von Carthago so entfernten Landes, in dem kurzen Zeitraume von siebenzehn Jahren ist unstreitig ein glänzender Beweis von der Standhaftigkeit und dem kühnen Muthe der Carthaginienser, und die Geschichte stellt wenig ähnliche Beispiele auf. Den glücklichen Erfolg des Unternehmens verdankte Carthago dem Stamme des Barcas, aus welchem die Namen eines Hamilkar, Asdrubal und Hannibal vorzüglich hervorstrahlen. Zur Behauptung der gemachten Eroberung

gründete Asdrubal eine neue Hauptstadt, Neu-Carthago, die größte und mächtigste aller carthaginiensischen Colonien. Der zweite punische Krieg aber, so riesenhaft die Rüstungen dazu gewesen, und so groß der Feldherr war, der an der Spitze stand, vereitelte dennoch alle die schönen Aussichten. Hannibal, von seinem Vaterlande vernachlässigt und durch seine blutig erkauften Siege geschwächt, mußte endlich Italien verlassen, um den von den Römern in Afrika selbst angegriffenen Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Die Schlacht bei Zama in der Nähe von Carthago entschied für die Römer und Scipio schloß den Frieden unter den härtesten Bedingungen, von denen die Verbrennung der Flotte, der Verlust Spaniens, das Versprechen, ohne Roms Vorwissen keinen Krieg zu führen, die hauptsächlichsten waren. Dazu kam noch, daß Masinissa, ein unversöhnlicher Feind Carthago's, den numidischen Thron bestieg und einen Bund mit Rom schloß. Dieser furchtbare Nachbar raubte den Carthaginiensern auch die letzte Hoffnung, sich allmählig von den erlittenen Verlusten zu erholen, indem er ihnen unter dem Schutze Roms den besten Theil ihrer Besitzungen nahm, und ihren Handel ins innere Afrika zerstörte. Der dritte Krieg mit Rom war der Kampf eines Verzweifelnden. Durch die Mißhandlungen der Römer aufs äußerste gebracht, beschloß Carthago, ohne Hoffnung zu siegen, seine Existenz so theuer als möglich zu verkaufen. Nach drei Jahren endigte er mit der völligen Zerstörung der Stadt und des Reichs im J. 146 vor Chr. Geb. Bis auf Augustus blieb die Stadt in Trümmern. Dieser bevölkerte sie aufs neue, und sie gewann wieder einigen Flor. Allein die Araber zerstörten sie zum zweiten Mal, und jetzt sind, außer einem Aquäduct, wenige Spuren mehr von ihr vorhanden. — Die Staatsverfassung Carthago's war nach der gewöhnlichen Meinung bei seinem Ursprunge eine monarchische, die nachher, man weiß nicht wie oder zu welcher Zeit, in eine republicanische verwandelt worden sein soll. Die Vermuthung aber, daß sie monarchisch gewesen, gründet sich nur darauf, daß Dido eine Königin genannt wird. Gewiß war sie darum keine unumschränkte Fürstin, denn die phönicischen Staaten hatten auch Könige, und ihre Verfassung war darum doch republicanisch. Da keiner ausdrücklichen, zu einer bestimmten Zeit geschehenen, Gesetzgebung erwähnt wird, so scheint sich die Verfassung nach und nach, besonders durch innere Unruhen, gebildet zu haben. Die vornehmsten Theile der Staatsmaschine waren die Suffeten, der Senat, das Collegium der Hundert und das Corps der Bürgerschaft. Die Suffeten standen an der Spitze der Geschäfte, und hießen bei den griechischen Schriftstellern gewöhnlich Könige, und bei den römischen, Consuln, ohne daß sie darum wie diese jährlich gewechselt hätten. Der carthaginiensische Senat scheint ein permanentes zahlreiches Corps gewesen zu sein, in welchem ein engerer Ausschuß, wahrscheinlich aus den ältern Mitgliedern, verhanden war. Ueber die Macht und die Verhältnisse des Senats zum Volke wissen wir, daß ersterer das Recht hatte, über Alles, was vor das Volk gebracht werden sollte, sich zuvor zu berathen. Waren die Suffeten mit dem Rath einverstanden, so hing es von ihrer Willkühr ab, ob das Volk noch gehört werden sollte; fehlte aber diese Uebereinstimmung, so wurde die Sache dem Volke übertragen, und jeder Bürger hatte das Recht, seine Meinung zu sagen. Dies ist ein Beweis für die aristokratische Verfassung Carthago's; auch hingen Krieg und Frieden von der Entscheidung des Senats ab. Das Collegium der Hundert wurde aus den vornehmsten Familien gewählt, bestand eigentlich aus 104 Mitgliedern, und war

das höchste Staats- und Polizeitribunal; es scheint selbst im Besitz der höchsten Civiljurisdiction gewesen zu sein. Ein besonderer Vorzug der carthaginiensischen Verfassung war der, daß die Civil- und Militärgewalt immer getrennt war. Die Suffeten waren nie Feldherren. Diese wurden vom Volke gewählt, und hatten im Kriege in allen militärischen Angelegenheiten unumschränkte Gewalt; die Staatssachen hingegen, z. B. Bündnisse u. dergl., wurden von einem Ausschusse aus dem Senate besorgt, der dem Feldherrn zugeordnet war. In dieser Einrichtung hatte es den Vorzug vor Rom, welches die Vereinigung beider Gewalten mit seiner Freiheit bezahlen mußte.

Carthaune, eine ehemals gebräuchliche Art von Canonen, die 48pfündige Kugeln schießt, jetzt aber nicht mehr angewendet wird; wohl aber gibt es noch halbe und Viertel-Carthaunen unter dem allgemeinen Namen Canonen.

Carthäuser. Dieser geistliche Orden verdankt seine Entstehung dem heil. Bruno (s. d. Art.), der 1086 in einer düstern, von Bergen und Felsen umschlossenen Einöde (La Chartreuse genannt, daher Carthause) 4 Stunden von Grenoble mehrere Klausen baute und mit 6 Gefährten eine dem Camaldulenserorden ähnliche Vereinigung des Einsiedlerlebens mit dem Klosterleben stiftete. Nach diesem Stammsitze wurden die Glieder derselben Carthäuser und ihre, anfangs wenigen, Klöster Carthausen genannt. Ihr fünfter Prior, Guigo († 1137) schrieb ihnen, neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden, ewiges Stillschweigen und Einsamkeit vor. Handarbeiten und Bücherabschreiben waren, nächst dem Gottesdienste, ihre Beschäftigungen, strenge Frugalität und alljährlich fünfmaliges Aderlassen ihre Kasteiungen. Die päpstliche Bestätigung erhielten sie erst 1170 und von Jahrhundert zu Jahrhundert neue Statuten, welche das Fleischessen gänzlich verboten, die Erlaubniß zu sprechen auf einige Stunden Donnerstags und die Capiteltage beschränkten, übrigens aber bei anwachsendem Reichthume manche Bequemlichkeiten und Verschönerungen ihres einsamen Lebens verstatteten. Zu den 13 Mönchen, die jede Carthause haben muß, kamen noch 16 Laienbrüder oder Bekehrte (fratres conversi) zu ihrer Bedienung und den Arbeiten ihrer Oeconomie und für die schwerere Feldarbeit 7 Donaten (Gegebene) als die untersten Diener, welche die Mönchsgelübde nicht ablegen, aber dem Kloster eigen sind. Die Carthausen wurden geräumige, ja einige, wie die große bei Grenoble und die mit dem feinsten Kunstsinn und Luxus ausgeschmückte Carthause zu Neapel, prachtvolle Paläste. Jeder Mönch hat darin seine freundliche Wohnung mit mehreren Zimmern, Wirthschaftsgelaß und Gärtchen, um sich nach Belieben zu unterhalten. Gastfreiheit und Wohlthätigkeit übten diese meist gebildeten, menschenfreundlichen Mönche reichlich aus. Nie bemerkte man an ihnen das rauhe, schmutzige Wesen der Bettelmönche; übertriebene Bußübungen waren ihnen untersagt und Geißelungen nur zur Strafe gebräuchlich, aber die Gesetze gegen Abtrünnige und Ungehorsame ungemein streng. Ihre Kleidung war durchaus weiß mit schwarzem Mantel; die Laienbrüder zeichnete der Bart und das kürzere Scapulir, die Donaten braune Dienertracht und Kappe aus. Die 1616 entstandenen Carthäuserinnen kleideten sich wie die Mönche weiß mit schwarzem Schleier. Sie erhielten die Erlaubniß, zusammen zu speisen und das Stillschweigen öfter zu unterbrechen. Jedem Frauenkloster dieses Ordens, deren es im 18. Jahrhundert nur noch 5 in Frankreich gab, stand ein Carthäuser als Vicar, jeder Carthause ein Prior vor; General des gan-

zen Ordens war der jedesmalige Prior der großen Carthause bei Grenoble. Er hatte noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in 16 Provinzen 172 männliche Carthausen unter sich, wovon 75 allein in Frankreich, die übrigen meist in Deutschland und Italien waren. Nur die Carthausen in Sicilien und Spanien sind dem Schicksale der Aufhebung entgangen, das der gegründete Ruhm der Carthäuser, von innern Spaltungen und Ausartungen frei und ihrer ursprünglichen Bestimmung treuer geblieben zu sein, als die meisten andern Orden, im Zeitalter Josephs II. und Napoleons von ihnen nicht abwehren konnte, und da bei ihrer blos contemplativen Lebensart weder das Verdienst der Gemeinnützigkeit sie empfehlen, noch ihr Bestehen ohne Entschädigung ihrer ehemaligen Besitzungen gesichert werden kann, wird sie die gegenwärtige Periode der Restaurationen schwerlich für ihren Verlust entschädigen.

Carton hat mehrere Bedeutungen. Ueber seinen Gebrauch in der Mahlerei führen wir folgendes an: Der Fresco-Mahler muß in seinen Operationen so schnell zu Werke gehen, daß er, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, seine Umrisse zu verzeichnen, sich dieselben erst in eben der Größe auf starkes Papier, Pappe oder Blech zeichnet, von welchem er Alles, was nicht zur Figur gehört, wegschneidet. Diese also ausgeschnittenen Figuren nennt man Cartons. Bei dem Gebrauche selbst umgeht der Mahler den Rand derselben mit einem hölzernen oder eisernen Stift, und zeichnet dadurch den Umriß der Figur in einer leichten Vertiefung auf den frischen Kalk. Insbesondere sind in dieser Art die Rafaelischen Cartons berühmt, welche er für Tapeten machte, und die man jetzt in England in dem Palaste von Hamptoncourt aufbewahrt. Sie stellen sieben Geschichten aus dem neuen Testamente dar, und sind die vollkommensten Werke dieses großen Künstlers. Doriguy hat sie nach den Originalen gezeichnet und in Kupfer gestochen. — Ein großes pappenes Behältniß zur Aufbewahrung von Zeichnungen, Kupfern, besonders für Musterzeichnungen auf Akademien ꝛc. nennt man auch Carton. — In der Buchdruckerkunst ist Carton 1. ein neugedrucktes Blatt (Auswechsel-, Ersatzblatt), welches statt eines andern fehlerhaften und ausgeschnittenen, zur Berichtigung oder Abänderung in ein Buch gelegt wird; und 2. ein völlig geglätteter Maculaturbogen, worauf das Papier geklebt wird, welches man auf den Preßdeckel leimt, um dadurch alle Ungleichheit im Abdruck möglichst zu verhüten. — Endlich sind Cartons auch lange, flache, pappene Schachteln, welche den Modehändlerinnen zur Aufbewahrung und Ueberbringung von Spitzen, Bändern und ähnlichen Putzwaaren für Damen dienen.

Cartouche (Louis Dominique), dieser berüchtigte Dieb, dessen Namen zum Sprichwort geworden, war zu Paris gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts geboren. Sein Diebssinn offenbarte sich schon früh. Nachdem er einiger Diebereien wegen aus der Schule und später aus dem väterlichen Hause gejagt worden, trat er in eine Gaunerbande, welche in der Normandie ihr Unwesen trieb, und kam in der Folge nach Paris zurück, wo er an die Spitze mehrerer Banditen trat, die sich ihm anschlossen. Cartouche gab Gesetze, um seine Truppe zu organisiren, die immer zahlreicher ward; er verpflichtete sie durch die stärksten Eide, und behielt sich das unumschränkteste Recht über Leben und Tod vor. Die wiederholten Diebstähle und Mordthaten verdoppelten die Wachsamkeit der Polizei; eine Belohnung ward demjenigen versprochen, der Cartouche zur Haft bringen würde. Allein er

entging lange allen Nachforschungen, bis er 1721 in einer Schenke glücklich ergriffen und ins Chatelet gebracht wurde. Seine Versuche, durchzubrechen, schlugen fehl. Auf der Folter hat er keinen seiner Mitschuldigen genannt. Als er aber auf dem Grêveplatz, wo er dem Urtheil gemäß gerädert werden sollte, angekommen war, warf er, in der Hoffnung, daß seine Genossen ihn befreien würden, seine Augen umher, und da er nur die Henker und Wachen erblickte, ließ er sich zurückführen, und nannte seine Mitschuldigen, deren man größtentheils habhaft wurde. Er ward darauf den 28. Novbr. 1721 hingerichtet. Man hat mehrere Beschreibungen seines an Abenteuern reichen Lebens.

Cartouche heißt in den bildenden Künsten eine zierlich gemahlte oder geschnitzte Einfassung zur Auf- oder Ueberschrift eines Wappens, Schildes ꝛc. Bei dem Militär ist es eine kleine Patrontasche der Grenadiere, jetzt vorzüglich der Cavallerie; ferner eine Patrone, d. i. die mit Pulver und Kugel gefüllte Ladung der Canonen; auch die bloße Pulverladung des Wurfgeschützes, welche nie mit der Haubitze oder Bombe verbunden sein kann; und beim Cartätschenschuß, wenn die Cartätsche von der Ladung abgesondert, was jetzt nicht mehr gebräuchlich ist, die ganze Cartätsche selbst.

Carus (Friedr. August), Professor der Philosophie in Leipzig, 1770 zu Bautzen geb., studirte Theologie, trat 1798 als öffentlicher Lehrer in Leipzig auf, erhielt ein ordentliches philosophisches Lehramt neuer Stiftung, hielt, bei wenig äußerer Aufmunterung, mit musterhaftem Fleiße theologische, philologische und philosophische Vorlesungen, arbeitete an der allgemeinen und Leipziger Literatur-Zeitung und einigen andern Blättern, und starb im Febr. 1807. So schätzbar auch seine Beiträge zu diesen Zeitungen und 2 bei seinem Leben erschienene akademische Schriften sind, so ist doch sein eigentlicher Ruhm (wie so manches im Stillen wirkende und deshalb im Leben unerkannte Verdienst) erst nach seinem Tode gegründet worden. Carus nachgelassene Werke bestehen aus 6 Bänden, namentlich 1. und 2. Psychologie; 3. Geschichte der Psychologie; 4. Ideen zur Geschichte der Philosophie; 5. Psychologie der Hebräer; 6. Ideen zur Geschichte der Menschheit. Obgleich es diesen Schriften an Vollendung fehlt, so zeigt sich in ihnen doch der Gelehrte, der für das Interesse der Menschheit in Leben und Wissenschaft mit Herz und Kopf zu wirken gewohnt ist, und der, indem er mit philosophischem Scharfblick mehrere Hauptzweige der Erkenntniß umfaßt, in Allem sich bemüht, die Einheit der Vernunft nie aus den Augen zu verlieren. Auch als Mensch erwarb er sich allgemeine Hochachtung.

Caryatiden, eine Art Säulen oder Pfeiler, welche die Gestalt des obern Theils weiblicher Körper haben und zur Unterstützung von Balcons, Chören u. s. w. gebraucht werden. Sie haben diesen Namen von der ehemaligen griechischen Stadt Carya im Peleponnes, deren Einwohner bei einem Einfall der Perser in Griechenland abtrünniger Weise die Partei derselben ergriffen. Nachdem die Perser zurückgeschlagen waren, und die Griechen die Stadt eingenommen, wurden zur Rache die Männer niedergemacht, und die Weiber zur Sclaverei verurtheilt. Die griechischen Baukünstler nahmen davon Gelegenheit, Säulen wie caryatische Weiber zu bilden, die, gleichsam zu Sclaven verurtheilt, schwere Lasten tragen mußten. Nach Lessing waren Caryatiden die in Carya zu Ehren der Diana (welche auch Caryatis heißt) tanzenden spartanischen Jungfrauen, wovon die Bildhauer dann bei

Auszierungen, besonders des Pantheons, die Gestalten ꝛc. entlehnt hätten.

Casa (Giovanni della), italienischer Dichter und Redner, und einer der elegantesten Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, stammte aus einer edeln und alten Familie von Mugello bei Florenz und war daselbst 1483 geboren. Er studirte zu Bologna, Padua, Rom. und trat endlich als Geistlicher in die Dienste der beiden Cardinäle Alessandro Farnese, von denen der erste im J. 1534 unter dem Namen Paul III. Papst wurde. Casa war nun 1541 apostolischer Commissär zu Florenz, und 1544 Erzbischof von Benevent. In demselben Jahre ging er als päpstlicher Nuntius nach Venedig. Er gab hier bei mehreren Gelegenheiten Beweise von seinem Rednertalent und von seiner Geschicklichkeit in Leitung von Geschäften. Paul IV. berief ihn gleich nach seiner Wahl zu sich und machte ihn zum geheimen Staatssecretär. Casa stand bei diesem Papst in der höchsten Gunst, und durfte hoffen, zum Cardinal erhoben zu werden, als er an einem zurückgetretenen Anfall des Podagra's starb, wahrscheinlich im J. 1556; Casa's berühmtestes Werk ist sein Galateo, ovvero de' costumi, dem ein anderes: Degli Uffizj communi tra gli amici superiori e inferiori (eine von ihm selbst gemachte Uebersetzung seiner lateinischen Abhandlung: De officiis inter potentiores et tenuiores amicos) gleichsam als Supplement dient. Die beste und vollständigste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Venedig 1752 in 3 Quartbänden.

Casan, Hauptstadt des zum asiatischen Rußland gehörigen Gouvernements Casan, welches 1044 Q. M. und 843.000 Einwohner enthält. Ehemals war Casan ein tatarisches Königreich, dessen Bewohner häufige Einfälle in Rußland thaten, allein 1552 unterwarf sich der Czar Iwan Wasiljewitsch II. das ganze Land, welches seitdem unter russischer Herrschaft stehet. Die Stadt liegt 210 Meilen von St. Petersburg, an dem Flusse Kasanka, eine Meile vom linken Ufer der Wolga. Sie hat 2700 Häuser und 18,000 Einwohner, darunter viele Tataren, welche zwei Slobodn oder Vorstädte bewohnen, eine Schule haben, und sich mit Gewerben und Handel beschäftigen. Der größte Theil der Häuser ist von Holz gebaut, nur wenige von Stein, und die Straßen sind ungepflastert. Außer der großen Menge griechischer Kirchen findet man daselbst auch 8 Moscheen, oder muhamedanische Tempel. Die 1803 in Casan errichtete Universität ist von etwa 130 Studirenden besucht; außerdem sind noch mehrere Unterrichts- und Lehranstalten daselbst. Gewerbe und Handel sind beträchtlich; besonders wichtig die Lederfabriken, welche Juchten und Saffian liefern, die Seifensiedereien und die Eisenschmiede mit 34 Werkstätten, wo Anker und große Eisenwaaren gemacht werden. 1818 verlor die Stadt durch eine Feuersbrunst über ein Drittel ihrer Häuser. Ungefähr eine Stunde vor der Stadt ist die Admiralitäts-Slobode mit Schiffswerften für Fahrzeuge auf der Wolga und einer Schifffahrtsschule. Am rechten Ufer der Kasanka, oberhalb der Stadt, sieht man noch die Ruinen des alten Casan.

Casanova (Franz), berühmt als Bataillenmahler, war geboren zu London im J. 1730, und kam früh mit seinen Aeltern nach Venedig, wo er sich der Mahlerkunst widmete. Im 25. Jahre ging er nach Paris, wo der große Zeichner Parrocel ihm, besonders in Rücksicht der Zeichnung, manchen gehaltvollen, und von Casanova auch befolgten Rath gab. Indem er nach van der Meulen und Parrocel selbst mahlte, befleißigte er sich auf das Colorit und die in Gemählden, welche aus

einer Menge von Personen bestehen, so schwer wieder zu gebenden Wirkungen des Lichts. Von Dieterich, dem großen Dresdner Künstler, aufgemuntert und geleitet, widmete er sich der Schlachten-Mahlerei, und ein großes Bild dieser Gattung, das er der Dresdner Akademie vorlegte, verschaffte ihm eine Stelle bei derselben. Es war von einer lebendigen und kühnen Ausführung, zeigte große Massen, geistreiche Anordnung der Menschen und Pferde, und verrieth Kenntniß von den Wirkungen des Lichts. Dies schöne Werk verschaffte ihm von allen Seiten Bestellungen auf Bataillenstücke. Die wichtigsten darunter waren diejenigen, welche er für den Prinzen Condé mahlte. Das Feuer des Colorits und der Ausführung ist unübertrefflich. Auf Begehren der Kaiserin Catharina mahlte er (in Wien) die Siege dieser Fürstin über die Türken, welche sie hernach in ihrem Palast aufstellte. Man hat mehrere sehr geschätzte Werke von ihm. Stets mit seiner Kunst beschäftigt, starb er zu Brühl unweit Wien im J. 1805.

Cäsar (Cajus Julius). Dieser große Römer, gleich ausgezeichnet als Feldherr, Staatsmann und Geschichtschreiber, war der Sohn des Prätors C. Julius Cäsar, und der Aurelia, einer Tochter des Aurelius Cotta. Er wurde den 10. Julius (Quinctilis) unter dem sechsten Consulate des Marius, im J. der Stadt 654 geboren. Schon als Knabe zog er durch die außerordentlichsten Talente allgemeine Bewunderung auf sich. Er hatte einen durchdringenden Verstand, ein ungewöhnlich starkes Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft, war in Geschäften unermüdet, und konnte, nach des ältern Plinius Zeugniß, zugleich schreiben, lesen, hören, dictiren und zwar vier bis sieben verschiedene Briefe. Als Marius Partei in Rom die Oberhand gewann, verheirathete Cinna seine Tochter Cornelia an ihn, weil er sich dadurch in seiner Gewalt desto fester zu setzen hoffte. Als aber Sylla nach Rom kam, suchte ihn dieser zu bereden, sich von der Cornelia zu trennen. Seine Weigerung reizte Sylla's Zorn, der nur auf die Bitten seiner Freunde davon abstand, ihn in die Acht zu erklären, und äußerte, daß er in diesem Jünglinge einen künftigen Marius erblicke. Dies bewog Cäsarn, heimlich Rom zu verlassen. Er reisete erst in Sabinum umher, wurde daselbst von Sylla's Soldaten gefangen genommen, und mußte sich mit zwei Talenten lösen. Darauf verließ er Italien ganz, und begab sich an den Hof des Königs Nicomedes von Bithynien. Von da ging er zum M. Minucius Thermus, Prätor in Asien, welcher ihm die Anführung der Flotte übertrug, womit Mitylene belagert werden sollte. Cäsar that sich dabei sehr hervor, ungeachtet er noch nicht 22 Jahr alt war. Jetzt verließ er auf einige Zeit die kriegerische Laufbahn, und ging nach Rhodus, um sich unter des berühmten Apollonius Anleitung der gerichtlichen Beredsamkeit zu widmen. Unterwegs wurde er von Seeräubern gefangen, und mußte sich mit 50 Talenten loskaufen. Sich dafür zu rächen, rüstete er in Milet einige Schiffe aus, überfiel die Seeräuber, nahm sie größtentheils gefangen und ließ sie vor Pergamus kreuzigen. Darauf kehrte er nach Rom zurück, und ward Legiontribun, Quästor und Aedil. Zugleich wußte er sich durch Freundlichkeit, Freigebigkeit und prächtige Gastmähler und Spiele zum Liebling des Volks zu machen, u. im Vertrauen auf die Volksliebe wagte er es, die Bildsäulen und Siegeszeichen des dem Senate und den Patriciern verhaßten Marius wieder aufzurichten. Zwar ward er deshalb angeklagt, aber losgesprochen. Durch einen seiner Verwandten, L. Julius Cäsar, dem er zum Consulate verhalf, ließ er viele Anhänger des Sylla theils verbannen, theils zum Tode verurtheilen. An

der Verschwörung des Catilina, welche jetzt ausbrach, hatte er gewiß insgeheim Antheil; er vertheidigte die gefangenen Mitverschwornen, und wußte gegen Cato, der ihm heftig widersprach, einen Tumult zu erregen, durch welchen derselbe mit Lebensgefahr die Rednerbühne zu verlassen genöthigt ward. Dennoch siegte Cato, und Cäsar verlor sogar auf einige Zeit die Prätur. Bald aber ward er vom Volke zum Pontifex maximus erwählt, und ging, nachdem er die Prätur niedergelegt hatte, als Statthalter in das jenseitige Spanien. Da seine Gläubiger ihn nicht fortlassen wollten, verbürgte sich Crassus für seine ungeheure Schuldenlast von 830 Talenten. Auf der Reise nach Spanien that er bei dem Anblicke eines elenden Dorfes den bekannten Ausspruch, der so ganz sein nach der höchsten Gewalt strebendes Gemüth charakterisirt, daß er lieber hier der Erste als in Rom der Zweite sein wolle. In Spanien machte er verschiedene Eroberungen, und kehrte mit so vielem Gelde nach Rom zurück, daß er seine Schulden bezahlen konnte. Um jetzt das Consulat zu erlangen, schien es ihm vortheilhaft, den Pompejus und Crassus, deren Feindschaft den römischen Staat in zwei Parteien theilte, zu versöhnen. Dies gelang ihm, und alle drei beschlossen, die höchste Gewalt unter sich zu theilen. Dies war das erste Triumvirat in der römischen Geschichte (im J. Roms 694). So ward Cäsar zugleich mit M. Calpurnius Bibulus Consul, bestätigte als solcher des Pompejus Einrichtungen, und setzte, gegen den Willen des Senats und seines Collegen, ein Gesetz wegen Austheilung gewisser Ländereien an arme Bürger in den Comitien durch. Dieser Sieg verschaffte ihm das höchste Ansehn beim Volke; mit Pompejus verband er sich noch inniger, indem er seine Tochter Julia an ihn verheirathete; und den Ritterstand machte er sich dadurch geneigt, daß er ihm ein Drittel der Abgaben erließ. Vergebens fingen die Häupter der Patrioten, Cicero und Cato, an, ihre Stimme gegen die Triumvirn zu erheben; sie zogen dadurch nur den Haß und die Rache derselben auf sich. Als das Jahr des Consulats verflossen war, erhielt Cäsar die Statthalterstatt in Gallien auf fünf Jahre nebst dem Commando von vier Legionen. Nachdem er sich mit dem einen der neuen Consuln, Calpurnius Pilo, dadurch verbunden, daß er dessen Tochter, Calpurnia, geheirathet hatte, reiste er nach Gallien, zwang die daselbst eingedrungenen Helvetier zur Rückkehr in ihr Vaterland, besiegte dann den Ariovist, der an der Spitze deutscher Stämme sich in dem Lande der Aduer niederlassen wollte, und die Belgier, welche sich gegen Rom verbunden. Nachdem er ganz Gallien unterworfen hatte, setzte er nach Britannien über, schlug die tapfern Bewohner dieses Landes in mehreren Schlachten und zwang sie, um Frieden zu bitten und Geiseln auszuliefern. Nach seiner Rückkehr ward er in der Statthalterschaft von Gallien noch auf fünf Jahre bestätigt, während Pompejus Spanien und Crassus Syrien, Aegypten und Macedonien auf fünf Jahre zu verwalten bekamen. Aber der Tod des Crassus, welcher gegen die Parther blieb, löste das Triumvirat auf, so wie nach dem um dieselbe Zeit erfolgten Tode der Julia die Freundschaft zwischen Pompejus und Cäsar erkaltete. Pompejus Macht und Ansehn wuchsen indeß immer mehr; aber auch Cäsar, den neue Empörungen wieder nach Gallien riefen, suchte seinen Anhang in der Hauptstadt durch ungeheure Bestechungen zu vermehren, machte Gallien zur römischen Provinz, und verwaltete dann seine Eroberungen mit Weisheit und Güte. Ihn hier zu verdrän-

gen, war die Absicht des Pompejus, welcher Cäsars Feinde zum Consulate beförderte, und einen Schluß im Senate zu bewirken wußte, daß Cäsar seine Truppen entlassen und seine Statthalterschaft niederlegen solle. Dieser erklärte sich auch bereit zu gehorchen, wenn Pompejus ein Gleiches thun würde. Hierauf verfügte der Senat, daß Cäsar seine Würde und sein Commando binnen einer bestimmten Zeit niederlegen oder für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden solle, ernannte Pompejus zum Oberfeldherrn der republicanischen Heere und befahl ihm, sich zum Kriege zu rüsten. Jetzt zögerte Cäsar nicht länger. Er foderte seine Soldaten auf, die Ehre ihres Feldherrn zu vertheidigen, ging über den Rubicon und nahm Italien ohne Schwertschlag in Besitz, da Pompejus, dem es an Truppen fehlte, mit den Consuln, Senatoren und Magistraten Rom verlassen hatte. Nachdem Cäsar sich durch den Schatz der Republik in den Stand gesetzt, in ganz Italien Truppen zu werben, begab er sich nach Spanien, das er trotz aller Schwierigkeiten, ohne den Feldherren des Pompejus eine förmliche Schlacht zu liefern, in seine Gewalt brachte. Dann eroberte er Marseille, und ging nach Rom zurück, wo er vom Prätor, M. Aemilius Lepidus, zum Dictator ernannt wurde, welches Amt er eilf Tage verwaltete. Zugleich wählte ihn das Volk auf das nächstfolgende Jahr zum Consul. Unterdeß hatte Pompejus eine Armee aus den Morgenländern zusammengezogen. Cäsar rückte ihr entgegen, stieg mit fünf Legionen in Epirus ans Land, und bemächtigte sich einiger Städte auf der Grenze Macedoniens. Da aber die Schiffe, welche den zurückgebliebenen Theil seines Heeres nachholen sollten, von der Flotte des Pompejus weggenommen wurden, schlug er dem Pompejus einen Vergleich vor, den dieser jedoch verwarf. Unterdeß erhielt Cäsar die erwarteten Verstärkungen, und bot eine Schlacht an; Pompejus wich derselben aus, sah sich aber, da Cäsar ihn in seinem Lager eingeschlossen hielt, endlich genöthigt, einen entscheidenden Schritt zu wagen und das feindliche Heer zu durchbrechen. Dieß gelang, und Cäsar ward in die Flucht geschlagen. Er nahm seinen Rückzug nach Pharsalus, wo er dem Pompejus aufs neue entgegenrückte. Nach einer blutigen aber entscheidenden Schlacht behauptete Cäsar das Feld. Pompejus floh nach Asien, ein neues Heer zu werben, und da seine Partei nur geschwächt, nicht aufgelöset war, eilte Cäsar ihm zu folgen, setzte über den Hellespont, wo Cassius (s. d. Art.) sich ihm mit 70 Schiffen des Pompejus ergab, und ging nach Aegypten, um Pompejus von diesem mächtigen Reiche abzuhalten. Hier aber erhielt er die Nachricht von der Ermordung desselben. Der Tod versöhnte seinen Haß. Er vergoß Thränen über das traurige Ende seines Gegners, ließ seinen Leichnam auf das prächtigste bestatten und überhäufte seine Anhänger mit Wohlthaten, wodurch er sie bewog, zu ihm überzutreten. Widrige Winde hinderten indeß die Abreise Cäsars, und er benutzte diese Zeit, die Streitigkeiten zwischen dem jungen Ptolemäus und seiner Schwester Cleopatra beizulegen. Darüber aber kam es zu Volksunruhen, die sein Leben bedrohten, und die er nur durch weise Mäßigung zu stillen vermochte. In Rom indeß beeiferten sich Senat und Volk, die Gunst des Siegers zu gewinnen. Man ernannte ihn auf fünf Jahre zum Consul, auf ein Jahr zum Dictator und auf Lebenszeit zum Volkstribun. Cäsar aber zog, ehe er nach Rom ging, gegen den Pharnaces, König des cimmerischen Bosporus, einen Sohn Mithridates des Großen, welcher die Länder seines Vaters in Asien wieder zu erobern versucht

hatte, begnadigte unterwegs den König Dejotarus, einen Anhänger des Pompejus, und endigte diesen Krieg so schnell, daß er die Nachricht davon seinen Freunden mit den berühmten Worten meldete: Veni, vidi, vici. Hierauf begab er sich nach Rom, verzieh allen Pompejanern, und erwarb sich durch seine Güte die allgemeinste Liebe. Als seine Dictatur zu Ende war, ließ er sich wieder zum Consul wählen, und, wiewohl er nichts an den alten Formen der Staatsverfassung änderte, so herrschte er doch mit fast unumschränkter Gewalt. In Afrika aber hatten sich unter Cato und andern berühmten Feldherren die Freunde der Republik gesammelt; Cäsar schiffte mit einem Heere hinüber und lieferte mit abwechselndem Glück mehrere Schlachten, bis der über Scipio Metellus bei Thapsus erfochtene Sieg den Ausgang des Krieges zu seinem Vortheile entschied. Cato, der sich in Utica befand, stieß sich das Schwert durch die Brust, und die Stadt unterwarf sich dem Sieger. Von hier ging Cäsar nach Mauritanien und Numidien, machte diese Reiche zu römischen Provinzen, und trat dann seine Rückreise nach Rom an. Zuvor befahl er noch, Carthago und Corinth wieder aufzubauen, welches auch in Einem Jahre geschah. In Rom ward er mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen; man verlängerte seine Dictatur auf zehn Jahre, übertrug ihm allein die Würde eines Censors, erklärte seine Person für unverletzlich, und stellte seine Bildsäule neben der Statue des Jupiters im Capitol auf. Er sagte darauf in einer Rede an das Volk, daß er die ihm anvertraute Gewalt nur zum Besten des Staats anwenden werde, und verscheuchte alle Besorgniß, die einige noch gehegt hatten, durch die Begnadigung des Claudius Marcellus, eines seiner erklärtesten Feinde. Bald darauf hielt er die ihm bewilligten vier Triumphe über Gallien, Aegypten, über den Pharnaces und Juba, alle in einem Monate. Sie gehörten zu den prächtigsten, die man bisher in Rom gesehen hatte. Er gab sodann verschiedene gute Gesetze, schaffte Mißbräuche ab, und berief fremde Gelehrte nach Rom, um die Wissenschaften in Aufnahme zu bringen. Unter andern nahm er eine Verbesserung des Calenders vor (s. Calender). Während dieser friedlichen Beschäftigung hatten die Söhne des Pompejus Gelegenheit gefunden, neue Kräfte zu sammeln, und bereits in Spanien so große Fortschritte gemacht, daß Cäsar beschloß, selbst gegen sie ins Feld zu ziehen. Corduba wurde nach der hartnäckigsten Gegenwehr erobert, darauf kam es bei Munda zu einer allgemeinen Schlacht, deren Ausgang ein Zufall für Cäsar entschied, nachdem das Glück den ganzen Tag über zweifelhaft gewesen. In sieben Monaten war Spanien erobert und Cäsar zog triumphirend in Rom ein. Man ernannte ihn jetzt zum Dictator auf Lebenszeit, unterwarf alle Obrigkeiten seiner Gewalt, und gab ihm den Titel Imperator im vollen Sinne der Souveränität. Cäsar fuhr indeß fort, seine Feinde durch Milde zu versöhnen und seine Freunde durch Ehrenstellen zu belohnen; die Zahl der Senatoren erhöhte er von 300 auf 900. Aber diese Herabwürdigung des Senats beleidigte die Römer; noch mehr der Stolz, mit dem er sich gegen diesen selbstgeschaffenen Senat betrug. Als er einst auf einem goldenen Stuhle auf den Rostris saß, überreichte ihm Marc Anton ein königliches Diadem; er aber schlug es aus; und das Volk belohnte ihn dafür mit lautem Beifalle. Am folgenden Morgen war seine Bildsäule mit Diademen geschmückt. Die Volkstribunen, welche sie herabreißen und die Urheber ins Gefängniß setzen ließen, wurden von Cäsar abgesetzt. Hierdurch entstand eine Erbitterung, welche

mit einer Verschwörung endigte, deren Urheber C. Cassius war. Cäsar, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, entwarf indeß neue große Plane. Er wollte die Parther bekriegen, dann über den Caucasus ganz Scythien bis an Germanien und Gallien erobern. Cäsars Freunde gaben vor, daß nach den sibyllinischen Büchern die Parther nur durch einen König besiegt werden könnten, und wollten demnach darauf antragen, Cäsarn in Rücksicht Italiens mit dem Namen Dictator, in allen eroberten Ländern aber mit dem Titel eines Königs zu begrüßen. Zu dem Ende wurde eine Senatsversammlung auf den 15. März festgesetzt, aber diesen Tag bestimmten auch die Verschwornen zur Ausführung ihres Vorhabens. Schreckliche u. wunderbare Zeichen sollen diesem Tage vorangegangen sein. Ein Wahrsager warnte den Cäsar, und seine Gemahlin, durch unglückliche Träume beängstigt, beschwor ihn, nicht in den Senat zu gehen. Aber Decius Brutus, einer der Verschwornen, zerstreute alle Bedenklichkeiten und führte ihn aufs Capitol. Unterwegs ward ihm ein Billet übergeben, in welchem ihm die Verschwörung angezeigt war; aber Cäsar steckte es im Gedränge ungelesen zu sich. Die Verschwornen hatten verabredet, daß Metellus Cimber ihn um Gnade für seinen Bruder bitten, und wenn Cäsar das Gesuch verweigere, ihm das Gewand von den Schultern reißen solle, auf welches Zeichen sie mit ihren Dolchen ihn durchbohren würden. Dies geschah. Casca's Dolch traf ihn zuerst und verwundete ihn am Halse. Kaum aber hatte sich Cäsar umgewandt und die Worte gesprochen: Verfluchter Casca, was machst du? als die Verschwornen von allen Seiten auf ihn eindrangen. Dennoch vertheidigte er sich unverzagt. Als er aber auch Brutus unter den Verschwornen sah, verhüllte er mit den Worten: „Auch du, mein Sohn?" sein Gesicht und sank, mit 33 Wunden bedeckt, an der Bildsäule des Pompejus hin. So starb dieser außerordentliche Mann, der würdigste und beste, der je in Rom nach der Alleinherrschaft gestrebt, der 500 Schlachten gewonnen und 1000 Städte erobert hatte, im Jahre der Stadt 709 und im 56. seines Alters. Auch als Schriftsteller trat Cäsar mit Ruhm auf. Noch haben wir von ihm die Beschreibung seiner Kriege mit den Galliern und Pompejus in einem einfach edlen Stil. Die geschätztesten Ausgaben sind von Clarke (London 1712, Fol.), Grävius (Leiden 1713, 2 Bde. 8.) und Oudendorp (Leiden 1737, 2 Bde 4.). Eine der besten neuern Handausgaben die von Oberlin, Leipzig 1805. Deutsche Uebersetzungen haben wir von Haus und Wagner.

Casas (Bartolomeo de las), Bischof von Chiapa in Mexico, war 1474 zu Sevilla geboren. In seinem neunzehnten Jahre ging er mit seinem Vater, welcher Columbus auf seiner ersten Reise begleitet hatte, nach St. Domingo. Nach seiner Rückkehr in Spanien trat er als Geistlicher in den Dominikaner-Orden, um als Missionär zur Bekehrung der Indier angestellt zu werden. Er lebte 1533 in dem Dominicanerkloster auf St. Domingo, den Indiern und Negern das Evangelium, ihren Unterdrückern Menschlichkeit predigend. Schon vor seinem Eintritte in den geistlichen Stand hatte las Casas Carl V. mehrere Denkschriften zu Gunsten der Indier übergeben. Da seine Anstrengungen, ihr Schicksal zu mildern, fruchtlos geblieben, nahm er sich vor, eine Colonie nach anderen Grundsätzen, als seine Landsleute befolgten, zu gründen. Er bewirkte, daß der Kaiser ihn als Gouverneur nach Cumana schickte. Nach seiner Ankunft in Porto Rico im Jahr 1519 begab er sich mit dreihundert castilianischen Arbei-

tern nach Cumana, um daselbst seine Colonisten einzusetzen. Allein er fand doppelte Schwierigkeiten, einmal, von Seiten des von dem Gouverneur von St. Domingo dahingesandten Commandanten, Gonzalo Ocampo, welcher sich weigerte, ihn anzuerkennen, dann aber auch von Seiten der Eingebornen, welche dergestalt gegen die Spanier erbittert waren, daß sie die Colonisten des Las Casas, welche dieser einstweilen in einem verpallisadirten Fort untergebracht hatte, überfielen, und Alles niedermetzelten, was sich nicht durch die Flucht rettete. Aber Las Casas glühender Eifer für die schöne Sache der Menschheit konnte durch kein Hinderniß gekühlt werden. Er reisete mehrmahls von Amerika nach Spanien und von dort wieder zurück, um die Sache der unglücklichen, durch ihre europäischen Mitmenschen verkannten und mißhandelten Indier zu führen. Sepulveda, Canonicus von Salamanca und Historiograph Carls V., nahm ein Aergerniß an diesem Eifer, und schrieb gegen ihn, indem er die Mißhandlungen der Indier nach göttlichen und menschlichen Gesetzen zu rechtfertigen suchte. Las Casas vertheidigte sich mit der ganzen Gewalt der edlen Sache, für die er sprach und handelte, und Carl V. beauftragte seinen Beichtvater, Domenico Soto, diesen großen Proceß zu untersuchen, ließ ihn aber, von andern Geschäften verhindert, stets ohne Entscheidung. Man fuhr fort, auf die Eingebornen Jagd zu machen, sie auszurotten oder in die Bergwerke zu vergraben. In weniger als zehn Jahren sollen auf diese Weise funfzehn Millionen umgekommen sein. Nachdem Las Casas funfzig Jahre in der neuen Welt verlebt und zwölf Mal den Ocean durchschifft hatte, um in Spanien die Sache der Unterdrückten zu führen, für die sein Herz mit enthusiastischer Wärme schlug, und denen er seine ganze volle Thätigkeit gewidmet hatte, legte er sein Bisthum nieder, kehrte 1551 nach Spanien zurück, und starb zu Madrid im J. 1556. Seine Werke sind in fünf Quartbänden zu Sevilla im J. 1552 erschienen.

Casas (Em. Aug. Dieudonné, Graf von Las). s. Las Casas.

Casaubon (Isaac de), war 1559 zu Genf geboren. Neunzehn Jahr alt, bezog er die Universität zu Genf, wo er Jurisprudenz, Theologie und orientalische Sprachen studirte und 1582 seinen Lehrer Portus auf dem Lehrstuhle der griechischen Sprache ersetzte. Er gab jedes Jahr Editionen und Uebersetzungen griechischer und lateinischer Schriftsteller, mit kritischen und gelehrten Anmerkungen und Commentaren heraus. Im J. 1596 nahm er einen Lehrstuhl der griechischen Sprache und der schönen Wissenschaften zu Montpellier an, wo er jedoch nur zwei Jahre blieb. Heinrich IV. berief ihn für einen ihm angemessenen Posten nach Paris. Seine Religion, die Eifersucht der andern Professoren und vielleicht sein etwas unnachgiebiger Charakter verursachten ihm Unannehmlichkeiten, für welche er durch die Stelle eines königlichen Bibliothekars entschädigt wurde. Nach Heinrichs IV. Tode folgte er dem Chevalier Wotton, außerordentlichen Gesandten Jacobs I., nach England, ward daselbst mit Auszeichnung aufgenommen, mit zwei Präbenden und einer ansehnlichen Pension ausgestattet, und starb zu London im J. 1614. Er wurde in der Westminsterabtei beerdigt. Casaubonus war ein friedliebender Theolog, ein Gelehrter vom ersten Range, ein guter Uebersetzer und trefflicher Kritiker. Sein Latein ist indeß nicht von Gallicismen frei und in seinen historischen Werken finden sich manche Ungenauigkeiten. Als Kritiker hat er den Diogenes Laertius, Aristoteles, Theophrast, Sueton, Persius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionysius von Halicarnaß, Plu-

nius den Jüngern u. mehrere andere bearbeitet. Seine Untersuchung de satyrica Graecorum poesi et Romanorum satyra verdient wegen ihrer Gründlichkeit ein ausgezeichnetes Lob. Geringern Werth haben seine theologischen Arbeiten. — Meric Casaubon, des Vorigen Sohn, geboren zu Genf 1599, hat sich ebenfalls durch seine Gelehrsamkeit berühmt gemacht. Er war seinem Vater nach England gefolgt, und wurde Doctor der Theologie zu Oxford. Er bekleidete nach und nach mehrere geistliche Aemter, als die Revolution, welche Carl I. auf das Schaffot führte, ihn aller seiner Einkünfte beraubte. Dennoch nahm er den Antrag Cromwells, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, eben so wenig, als die Einladung der Königin Christine, nach Schweden zu kommen, an. Nach der Rückkehr der Stuarts ward er für seine Treue durch Wiedereinsetzung in seine Aemter und Rechte belohnt, welche ihm bis an seinen Tod 1671 blieben. Er war ein trefflicher Mann und von dem gefälligsten Charakter. Besonders hatte er sich auf die Kritik gelegt, und war darin glücklich. Seine Gelehrsamkeit war mannichfach, aber an Gründlichkeit stand er seinem Vater nach. Auch er hat, außer mehrern andern Werken, Anmerkungen zu mehrern Classikern geliefert, z. B. Terenz, Epiktet, Florus, Polybius u. A.

Caschemir, vormalige Provinz Hindostans, jetzt eine Provinz des Afghanenstaates Kabul in Asien, grenzt gegen Norden an Kleintibet, gegen Osten an Ladak, eine tibetanische Provinz, gegen Süden an das Punjab oder Pandschab und gegen Westen hängt es mit dem übrigen kabulischen Gebiete zusammen. Caschemir ist eins der berühmtesten Hochthäler, welches von den Riesengebirgen Asiens, dem Himalleh und Hindu-Kusch eingeschlossen und von dem Behat oder Tschelam (vormals Hydaspes) durchströmt wird. Von drei Seiten führen nur sieben Pässe in dies Land; von Osten her setzt der hohe Himalleh (bekanntlich jetzt das höchste Gebirge der Erde) eine unübersteigliche Schneemauer vor. Die Pracht und Erhabenheit des Kranzes von Schneegebirgen, die Lieblichkeit und der Reichthum der zu ihnen aufsteigenden Hügel und Voralpen kann von keinem Augenzeugen reizend genug ausgemahlt werden; ganz besonders aber wird der große Wasserreichthum gepriesen, den die Gebirge in das bebaute Thal hinabsenden. Die hohe Lage des Thales und die dasselbe umgebenden Schneegebirge machen das Clima mehr kalt, als warm, doch überhaupt sehr gemäßigt und mild. Dieses an romantischen Gegenden so reiche, von vielen Flüssen und Bächen bewässerte und mit einem so schönen Clima versehene Land ist nicht minder mit einem Ueberflusse von herrlichen Erzeugnissen gesegnet, die seine Vorzüge noch erhöhen und bei den Asiaten den Namen des Paradieses von Indien, des Blumengartens und des Gartens des ewigen Frühlings verschaffen. Die anliegenden Berge sind voll Wald- und Alpenweiden, wo man eine ausgebreitete Viehzucht treibt, am Fuße liegen Getreidefelder, längs den Gewässern ist Reißbau. An den Vorhügeln ziehen sich Obstwälder hin, die einen Reichthum an Birnen, Aepfeln, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen und Wallnüssen geben. Maulbeerbäume werden wegen der Seidenzucht in Menge gezogen; um sie schlingen sich die Reben, aus deren Trauben man einen Maderawein bereitet. Datteln, Orangen und Citronen reifen hier nicht, überhaupt keine indischen Früchte. Auch ist das Thal berühmt wegen seiner Menge schöner Blumen, die auf allen Wiesen und in allen Gärten prangen. Wild wachsen überall Violen, Rosen, Narcissen und unzählige andere

europäische und nicht europäische Blumen. Die Einwohner sind Hindus, die sich zur Religion des Brama bekennen, ob sie gleich unter der Herrschaft der Afghanen, Bekenner des Islams, stehen. Sie verfertigen die berühmten Shawls in Menge und von vorzüglicher Güte. Die Wolle dazu kommt aus Tibet und der Tatarei, in welchen Ländern die Ziege, die sie gibt, allein gedeihen soll. Man verfertigt jährlich ohngefähr 80.000 Shawls auf 16,000 Stühlen, von denen jeder drei Arbeiter beschäftigt. Die Hauptstadt dieser Provinz, welche gleichfalls Caschemir heißt, ist die größte Stadt im ganzen kabulischen Staate, liegt am Behat, an dessen Ufern sie sich eine Stunde weit erstreckt, und hat 150 bis 200,000 Einwohner.

Casematten (eigentlich Mordkeller, von dem Spanischen Casa und matare) heißen im Festungsbau bombenfeste Gewölbe unter dem Hauptwalle, besonders in den Basteien, theils den Graben daraus zu bestreichen, theils auch Gegenminen anzubringen. Zugleich dienen sie zur Aufbewahrung des groben Geschützes und nöthigenfalls der Besatzung zur Wohnung.

Casemir ist ein geköpertes Tuchgewebe von feiner Wolle, gemeiniglich ¾ breit. Es unterscheidet sich vom Tuch durch Köper, durch feineres Gespinnst und daß es nicht so stark gerauht wird. Die englischen und niederländischen Fabriken liefern die schönste Waare in dieser Art.

Cassimir III., mit dem Beinamen der Große, ein Sohn Uladislas Loketeks, hatte sich durch seine Tapferkeit unter der Regierung seines Vaters ausgezeichnet, der ihm aufgetragen, Rache an den deutschen Rittern zu nehmen, und, um ihn zur Herrschaft zu bilden, ihn zum Regenten von Groß-Polen gemacht hatte, eine Auszeichnung, durch welche Unruhen im Staate veranlaßt worden waren. Kaum hatte er 1333 den Thron bestiegen, als er den von seinem Vater mit den deutschen Rittern geschlossenen Waffenstillstand auf ein Jahr verlängerte und den König von Ungarn einlud, Vermittler zwischen ihm und diesem Orden zu werden. Man kam 1335 auf dem Congresse von Wissegrad überein, daß die Ritter an Polen das Palatinat von Cujavie, und den District von Dobrzin zurückgeben und 10,000 Floren Entschädigung zahlen sollten; dagegen leistete Cassimir auf Pommern Verzicht. Allein dieser für den Orden vortheilhafte Vertrag wurde von dem Reichstage nicht genehmigt, und da man nicht im Stande war, augenblicklich zu den Waffen zu greifen, beschloß man, sich durch den Papst Gerechtigkeit zu verschaffen. Der heilige Stuhl verurtheilte die Ritter, Pommern und die andern Provinzen, welche sie inne hielten, an Polen zurückzugeben, die von ihnen zerstörten Kirchen wieder herzustellen und an Cassimir eine bedeutende Entschädigung zu zahlen, endlich auch zu allen Kosten. Dieses Urtheil, das mit dem Banne begleitet war, machte die Ritter nicht muthlos; sie wandten sich an Kaiser Ludwig V., der ihnen verbot, die Güter des Ordens abzutreten. Die Ritter behielten ihre Eroberungen und legten die Waffen nieder. Cassimir, der keinen Sohn hatte und sich der Hülfe eines mächtigen Fürsten versichern wollte, wählte 1339 seinen Neffen Ludwig, einen Sohn des Königs von Ungarn, zum Nachfolger. Im J. 1340 bemächtigte er sich Klein-Rußlands, das vormals zu Polen gehört hatte und dessen Beherrscher gestorben war. Um alle seine Kräfte gegen Rußland zu vereinigen, noch mehr aber, um nicht neue Streitigkeiten mit den deutschen Rittern zu haben, bot er ihnen den Frieden auf Bedingungen

an, über die man schon früher einig geworden war. Sie unterzeichneten diesen Vertrag, der diesmal von dem Reichstage 1343 ratificirt wurde. Casimir eroberte fast ganz Schlesien, von dem er jedoch nur Fraustadt behielt. Der König von Böhmen, als Oberlehnsherr des Herzogs von Schlesien, über diese Vorgänge erbittert, rüstete sich, das von den Tataren bedrohte Polen anzugreifen. Diese Barbaren näherten sich Cracau; Casimir machte ihnen den Uebergang über die Weichsel streitig, zwang sie zum Rückzug, flog nach Schlesien, zerstreute die Armee des Königs von Böhmen; und kehrte dann in seine Staaten zurück, um daselbst die Ordnung wiederherzustellen. Er berief einen Reichstag nach Wislicza im J. 1347, versammelte die geschicktesten Männer seines Reichs, und beauftragte sie mit einer allgemeinen Umarbeitung der Gesetze, an welcher er selbst Theil nahm. Seine neuen Verordnungen wurden angenommen. Die väterliche Sorgfalt, die er unablässig der unglücklichsten Classe seiner Unterthanen bewies, erwarb ihm den Titel eines **Königs der Bauern**. Er versuchte sogar mit einigem Erfolge, die Künste, welche die Unruhen verbannt hatten, in seine Staaten zurückzuführen. Sein Reich vor künftigen Angriffen zu sichern, befestigte er die Städte; auch legte er Hospitäler, Schulen und Universitäten an. Da er sah, daß die kriegliebenden Polen ihm sein unthätiges Leben vorwarfen, versammelte er ein Heer, nahm den Lithauern alles, was sie in Klein-Rußland besaßen, und feierte seine Eroberung durch einen Triumph. Die Lithauer nahmen ihm wieder ab, was er ihnen entrissen hatte; er aber verstärkte schnell sein Heer mit einem Corps Ungarn, drang in Rußland ein, lieferte den Lithauern eine Schlacht, machte ihren Herzog zum Gefangenen und nahm Volhynien. Doch der lithauische Fürst entfloh und bemächtigte sich desselben aufs neue. Er genoß nun der Ruhe, als die Truppen, die er einem Sohne des Woiwoden der Moldau bewilligt hatte, um das Erbe seines Vaters wieder zu erobern, geschlagen und gefangen wurden. Die Niederlage war so groß, daß keine Hoffnung blieb, sich zu rächen. Casimir mußte die Gefangenen mit großem Lösegelde befreien. Kaiser Carl IV., der sich zu Cracau mit Casimirs Enkelin, einer Tochter des Herzogs von Stettin, vermählt hatte, eroberte 1366 Roth-Rußland von den Lithauern und überließ zwei Fürsten dieser Nation Volhynien und das Palatinat von Belz, unter der Bedingung, Polens Lehnsherrlichkeit anzuerkennen. Diese Unternehmung erhöhte Casimirs Ruhm, als er in einem Alter von 61 Jahren an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde 1370 starb. Seine großen Eigenschaften haben seine zahlreichen Fehler in Vergessenheit gebracht. Von diesen war der bedeutendste seine ungeregelte Neigung für das weibliche Geschlecht. Unter seinen vielen Mätressen war auch eine Jüdin, Namens Esther, welche ihren Glaubensgenossen die Privilegien auswirkte, deren sie seitdem in Polen genossen haben. In Casimir erlosch das Geschlecht der Piasten, das 528 Jahre über Polen geherrscht hatte. Bisher hatten die Polen nur Könige aus ihrer Mitte gehabt; sie wählten jetzt Fremdlinge und legten dadurch den ersten Grund zu den Unruhen, welche das Reich bis zu seinem Untergange zerrüttet haben.

Casino heißt bei uns theils das Local, in welchem sich eine geschlossene Gesellschaft zu ihrem Vergnügen versammelt, theils diese Gesellschaft selbst. Die Benennung soll folgenden Ursprung haben. Der Monte Casino in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro,

auf welchem die älteste Benedictiner-Abtei steht, hat eine herrliche Lage und von dem Kloster genießt man der reizendsten Aussicht. Das Clima ist dort schön und gesund, die Luft so rein und die Luft-Perspective stellt alles in so zauberischen Farben dar, daß man von allen Seiten dahin reiset, um die Naturschönheiten zu genießen. Dazu kam, daß die Mönche des Klosters sich der Heilkunde gewidmet hatten und in dem Rufe standen, heilende Balsame vom Berge Zion zu besitzen und die Kraft der Pflanze Diptam zu kennen, welche die Schmerzen stillt. Die Wallfahrten nach dem Monte Casino hörten nicht auf, und er war, wie unsere Bäder, ein Vereinigungsort nicht blos für Kranke, sondern auch für Gesunde, welche hier die schöne Jahreszeit in ländlichen Erholungen verlebten. Die geselligen Vergnügungen des Monte Casino blieben in der Erinnerung. Man suchte sie, wie jede entflohene Freude, wieder zu erzeugen. Man stiftete Zusammenkünfte bekannter und gewählter Personen, und glaubte den Zauber der Gesellschaften des Monte Casino mit dem Namen Casino auf die neu gebildeten Zirkel zu übertragen. So verbindet man noch jetzt mit dem Worte Casino den Begriff einer aus den angesehensten, gewähltesten Personen eines Orts bestehenden geschlossenen Gesellschaft. — Casino ist auch der Name eines aus der Mode gekommenen Kartenspiels.

Casiri (Michael), ein gelehrter Orientalist und syromaronitischer Geistlicher, geboren zu Tripoli in Syrien, im J. 1710. Er kam nach Rom, wo er in dem Collegium von St. Peter und St. Marcellin studirte, und 1734 in den geistlichen Stand trat. Im folgenden Jahre begleitete er den gelehrten Assemanni nach Syrien, wohin derselbe auf Befehl des Papstes ging, um der Synode der Maroniten beizuwohnen, und stattete 1738 zu Rom einen genauen Bericht von den Religionsmeinungen der Maroniten ab. Er lehrte hierauf in seinem Kloster die arabische, syrische und chaldäische Sprache, Theologie und Philosophie, und ging 1748 nach Madrid, wo er bei der Bibliothek angestellt wurde. Im J. 1749 begab er sich, auf des Königs Befehl, auf die Escurialbibliothek, deren Aufseher er in der Folge wurde, und sammelte hier die Materialien zu seiner berühmten Bibliotheca arabico-hispana, Madrid 1760 — 70, 2 Vol. Fol., welche in 1851 Artikeln die sämmtlichen Handschriften der Bibliothek des Escurials aufzählt, die an arabischen Handschriften vielleicht die reichste in Europa ist. Wiewohl dieses Werk nicht frei von Irrthümern ist, so enthält es doch die wichtigsten Angaben, Details und Auszüge, und ist ein unentbehrliches Repertorium für jeden Orientalisten. Casiri starb zu Madrid im J. 1791.

Caspisches Meer, ein großer See in Asien, liegt 185 Fuß tiefer als das schwarze Meer, zwischen Persien, dem der südliche Theil, Rußland, dem der nordwestliche Theil, und der großen Tatarei, welcher der östliche Theil angehört; von Norden gegen Süden 150 deutsche Meilen lang, 60 bis 70 breit, 7896 Q. M. Er hat süßeres Wasser als andere Meere, weil er große Ströme aufnimmt, z. B. die Wolga; gleichwohl hat er keinen Abfluß. Er liefert viel Fische, Karpfen, Lachse, Hausen und Störe; auch Seehunde werden an der östlichen Küste im Meere gefangen.

Cassandra, auch Alexandra, Tochter des Priamus und der Hecuba, und Zwillingsschwester des Helenus. Beide Kinder, so erzählt die Sage, spielten einst in dem Vorhofe zum Tempel des Thymbräischen Apolls, unweit Ilium, und da sie zu lange

dort verweilt hatten, um nach Hause gebracht zu werden, bereitete man ihnen für die Nacht ein Lager aus Lorbeerzweigen in dem Tempel. Als aber des folgenden Morgens die Ammen zu ihnen traten, fanden sie 2 Schlangen bei den Kindern, welche, statt ihnen Leids zu thun, vielmehr freundlich ihnen die Ohren leckten. Dieses Wunder bewirkte ein noch größeres; denn das Gehör der Kinder wurde dadurch so geschärft, daß sie die Stimme der Götter vernehmen konnten. Seitdem verweilte Cassandra gern in dem Tempel des Apolls, welcher, von ihrer aufblühenden Schönheit entzückt, ihr alle Geheimnisse der prophetischen Kunst offenbarte, und dagegen ihre Liebe forderte. Aber Cassandra, welche ihre edle Wißbegierde befriedigt sah, verweigerte den schnöden Preis. Darüber erzürnt, legte Apoll den Fluch auf ihre Weissagungen, daß sie niemals Glauben finden sollten. So sagte sie oft und stets den Untergang Trojas voraus, und warnte ihr Volk vergebens vor dem trügerischen Rosse. Als nun Troja erobert war, und Cassandra mit den übrigen Jungfrauen sich zum Tempel der Minerva flüchtete, riß Ajax in wilder Raserei sie vom Altar weg, entweihte die Jungfrau auf heiliger Stätte, und schleppte sie mit auf den Rücken gebundenen Händen zu den andern Sclavinnen hin, wo sie bei der Vertheilung der Beute dem Agamemnon zu Theil ward, der sie als Sclavin und Geliebte mit sich nach Mycene führte. Klytemnästrea ermordete Beide. Dem Agamemnon soll sie die Zwillingssöhne, Teledamus und Pelops, geboren haben. Uebrigens galt dieser Raub der Cassandra den Alten für eine der verruchtesten Frevelthaten, und hat den Dichtern sowohl als den bildenden Künstlern zum Stoffe gedient. Auch mußten die Lokrer, die Landsleute des Ajax, durch Sturm und Ungewitter und durch eine in ihrem Lande entstandene Pest viele Jahre dafür büßen.

Cassas, berühmter französischer Zeichner, Schüler von Lagrenen d. j., und Le Prime, der zu Anfange des 8 Decenniums des vorigen Jahrhunderts Kleinasien, Palästina, Syrien, einen Theil von Aegypten, Istrien, Dalmatien und Troas durchreisete, um die dortige Topographie mit den Nachrichten der Alten zu vergleichen, überall die schönsten Ueberreste der Baukunst genau maß, die merkwürdigsten Gegenden mit eben so viel Geschmack als Richtigkeit zeichnete, und hernach alle die Arbeiten, von den besten Meistern gestochen, in Prachtwerken herausgab. Seine Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Egypte ist bei Landon (II. 133 — 136) ausführlich beschrieben. Die Originalzeichnungen davon sind vollendete, mit Firniß überzogene Aquarell-Gemählde, und befinden sich in der königl. Bibliothek in Paris. Zu seiner Voyage hist. et pittor. de l'Istrie et de la Dalmatie hat er durch Joseph La Vallun ein Tagebuch und eine kurze Geschichte dieser Provinz redigiren lassen.

Cassel (Hessen-), ein zum deutschen Bunde gehöriges Churfürstenthum. Philipp der Großmüthige hinterließ 1585 sein Land seinen 4 Söhnen, von denen 2 kinderlos starben. So blieb das Land zwischen Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt getheilt (S. Hessen). Wilhelm IV. war der Stifter der Linie Hessen-Cassel. Unter den ihm gefolgten Regenten, nämlich Moritz (1502), Wilhelm V. (1632), Wilhelm VI. (1637), Wilhelm VII. (1663), Carl (1670), Friedrich (König von Schweden), der durch seinen Bruder Wilhelm VIII. (1730) regieren ließ, bis dieser nach Friedrichs Tode (1751) selbst zur Herrschaft gelangte, Friedrich II. (1760)

und Wilhelm IX., wurde Hessen-Cassel zwar in mancherlei Streitigkeiten, mehr und minder wichtig, verflochten, aber an innerer Stärke und Cultur, durch weise Einrichtungen, Herstellung bedeutender Bildungsanstalten und Beförderung des Kunstfleißes und jeder Wissenschaft und Kunst, einer der interessantesten Staaten Deutschlands. Hessen-Cassel. Churfürst Wilhelm I. (als Landgraf IX.) königl. preuß. Feldmarschall, geboren den 3. Juni 1743, vermählt den 1. Septbr. 1764 mit Wilhelmine Caroline, Tochter Friedrichs V., Königs von Dänemark, regierte anfangs in der Grafschaft Hanau, seit dem 31. Jan. 1760, dann in Hessen, seit dem 31. October 1785, nahm 1792 an dem Kriege gegen Frankreich Antheil, schloß 1793 einen Subsidienvertrag mit Großbritannien, und gab 8000 Mann Hessen in brittischen Sold. Sein Heer stieß unter seiner persönlichen Anführung zu der preußischen Armee. Nach dem Baseler Frieden 1795 schloß er ebenfalls Frieden mit der französischen Republik. Den 15. März 1803 nahm er die churfürstliche Würde an, und erhielt durch den Reichsdeputationsschluß Entschädigungen für die jenseit des Rheins verlornen Besitzungen. Im J. 1804 mußte der englische Gesandte in Cassel, H. Taylor, auf Verlangen der französischen Regierung, gegen welche er feindselige Plane betrieben haben sollte, Hessen verlassen. Im J. 1806 nahm der Churfürst an Preußens Entwürfen gegen Frankreich Antheil. Er sollte ein Heer in Westphalen befehligen. Auch begab er sich nach Berlin und Potsdam. Allein er entschied sich, neutral zu bleiben, was ihm sowohl Preußen als der Kaiser Napoleon zugestand. Dessenungeachtet behandelte ihn der Letztere nach der Schlacht bei Jena feindlich. Er ward aller seiner Länder verlustig erklärt und genöthigt, sich nach Schleswig zu seinem Bruder, dem Prinzen von Hessen, zu flüchten. In der Folge lebte er in Prag von seinem Privatvermögen, seine Gemahlin aber bei ihrer Tochter, der regierenden Herzogin von Gotha. Hessen-Cassel, mit Ausnahme des Gebiets von Hanau, Schmalkalden und Katzenellenbogen am Rheine, wurde den 18. Aug. 1807 ein Bestandtheil des neuen Königreichs Westphalen unter Hieronymus Napoleon. Die westphälische Herrschaft dauerte bis zum 28. October 1813, da ein Corps von der Blücherschen Armee in Cassel einzog, dem am 30. Oct. der Churprinz und später der Churfürst nachfolgte. Die bisherigen Formen der Verwaltung wurden abgeschafft, und im Dienstpersonale große Veränderungen vorgenommen. Der Regent behielt den Titel eines „Churfürsten" bei, mit dem jedoch das Prädicat „königliche Hoheit" verbunden wurde. Die Landwehr wurde bis auf 31 Bataillons und 10 Escadrons, die zusammen gegen 30,000 Mann betragen, bestimmt; das stehende Heer ist gegen 10,000 M. stark. Auch vernahm der Churfürst die Stände seines Landes über die öffentlichen Angelegenheiten, und gab dem Bauernstand das Recht der Landstandschaft. Ihre Verhandlungen hatten wichtige Verfügungen in Ansehung des Schulden- und Steuerwesens zur Folge. Indessen sind zur Zeit noch nicht alle Hoffnungen der verschiedenen Classen der Staatsbürger, besonders der westphälischen Domänenkäufer, deren Käufe der Churfürst am 14. Jan. 1816 für ungültig erklärt hat, erfüllt, weswegen die Regierung sich viele Widersprüche und mannigfaltigen Tadel gefallen lassen mußte. In dem deutschen Territorialausgleichungsgeschäfte trat der Churfürst die niedere Grafschaft Katzenellenbogen (zum Arrangement mit Nassau),

die Herrschaft Plesse, die Aemter Reuen-Gleichen, Ichte, Auburg und Freudenberg und die Probstei Göllingen (zum Austausch mit Hannover) an Preußen, die Aemter Frauensee, Velkerehausen, Bach nebst einem Theil der Vogtei Kreuzberg und des Amtes Friedewald aber an Sachsen-Weimar ab, wogegen er den größern Theil des Fürstenthums Fulda und einige ritterschaftliche Gerichte erhielt, von welcher Erwerbung er den Titel eines Großherzogs von Fulda annahm. Bei der Versammlung am Bundestage hat Churhessen die achte Stelle und im Plenо drei Stimmen. Die sämmtlichen churhessischen Staaten betragen 207 Quadratmeilen mit 648,000 Einwohnern und geben 3,700,000 Gulden Einkünfte. Das Privatvermögen des Churfürsten wurde 1815 zu 6 Millionen Gulden angeschlagen. Das Land hat bergige, waldige und waldreiche Gegenden, aber dennoch zum Theil gutes Ackerland und fette Wiesen, und an vielen Orten guten Weinbau. Beträchtlich ist die Vieh- und Schafzucht; übrigens könnten Gewerbfleiß und Wohlstand blühender sein. Die Landesuniversität ist Marburg. Doch dürfen ohne churfürstliche Erlaubniß nur Söhne von Eltern der ersten 7 Classen der Rangordnung, oder deren Väter den Rathstitel führen, und die ältesten Söhne der Pfarrer studiren. Churhessen hat dermalen drei Ritterorden. 1) Der Hausorden vom goldnen Löwen, gestiftet von dem Vater des jetzigen Regenten, dem prachtliebenden Landgrafen Friedrich II. im J. 1770. Er wurde sonst, theils als Hofehre, theils als Belohnung für Verdienste, jedoch nur Personen, die sich durch Geburt oder Rang auszeichneten, ertheilt, und bestand nur aus einer Classe. Der jetzige Churfürst bildete ihn am 1. Jan. 181 in zwei Classen, Commandeurs und Ritter, und in die Zahl der letztern sind auch bürgerliche Beamte aufgenommen worden. 2) Der Orden pour le vertu militaire, ebenfalls vom Landgrafen Friedrich II. im J. 1769 eigentlich blos für hessische Officiere gestiftet, doch haben ihn nachher auch verschiedene fremde Militärs erhalten. Er besteht blos aus Einer Classe. 3) Der Orden vom eisernen Helme, gestiftet vom jetzigen Churfürsten am 18. März 1814 zur Belohnung militärischer Verdienste während des damaligen Krieges, nach dessen Beendigung er nicht weiter vertheilt werden sollte. Er sollte aus drei Classen, Commandeurs und Rittern erster und zweiter Classe bestehen; es sind aber keine Commandeurs ernannt worden. — Zu Churhessen gehören folgende Nebenlinien: 1) die ältere Nebenlinie zu Hessen-Philippsthal, die jüngere Nebenlinie zu Hessen-Philippsthal-Barchfeld; 2) die Linie zu Hessen-Rheinfels-Rothenburg.

Cassel, Haupt- und Residenzstadt des Churfürsten von Hessen, liegt an der Fulda unter 51° 19′ 20″ nördlicher Breite und 27° 7′ 5″ östlicher Länge, und enthält nach einer im J. 1817 vorgenommenen Zählung ohne das Militär 21,168 Einwohner, worunter 771 Juden, in 1464 Wohnhäusern. Sie wird in die Altstadt, untere Neustadt und obere (französische) Neustadt eingetheilt. Die Altstadt und untere Neustadt sind größtentheils schlecht und von Holz gebaut, die Straßen eng und winklig und die öffentlichen Plätze unregelmäßig; dagegen ist die von, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, aus Frankreich vertriebenen Protestanten angelegte Oberneustadt in einem edlen Styl errichtet, ihre Plätze sind durchgängig regelmäßig, die Stra-

sen breit und schnurgerade, die Häuser massiv, zum Theil prachtvoll; unter den Straßen verdient besonders die 4500 Fuß lange Königsstraße bemerkt zu werden, welche jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen würde, auch ist die Bellevüe-Straße wegen der entzückenden Aussicht ins Freie merkwürdig. Die untere Neustadt wird mit den übrigen Theilen der Stadt durch eine, im J. 1794 vollendete, 273 Fuß lange und 42 Fuß breite, ganz aus Quadersteinen erbaute Fuldabrücke von 3 Bogen verbunden. — Wenige Städte Deutschlands besitzen so reizende Umgebungen, wie Cassel; das Thal, worin dieser Ort liegt, wird nordwärts von Vordergen des Reinhardswaldes, im Westen vom Habichtswalde und im Süden von dem Söre wald beherrscht; gegen Osten zieht sich beim Dorfe Bettenhausen vorbei eine weite, durch geringe Hügel eingefaßte Ebene, über die in blauer Ferne der Meißner majestätisch sein Haupt erhebt. Die Fulda windet sich bereits als schiffbarer Strom in mannichfaltigen Krümmungen von Süden nach Norden durch dieses Thal und verbirgt ihr Wasser kaum 1 Stunde von der Stadt in den Schluchten des hohen Reinhardswaldes. Wilder, pittoresker und abwechselnder, doch gemildert durch die verschönernde Hand der Kunst zeigt sich die Natur auf der Seite der Wilhelmshöhe; einfacher, ländlicher ist ihr Gewand im Osten und Westen der Stadt. Einen imposanten Anblick in der Ferne gewährt indessen Cassels Aeusseres nicht; ihm fehlt hierzu das, was andere Städte von gleichem Range erhebt, zahlreiche hohe Thürme. Die natürliche Lage des Orts macht das Clima rein und gesund. Einen Beweis davon geben die Geburts- und Sterbelisten. In einem Zeitraume von 18 Jahren, von 1793 — 1810 waren daselbst überhaupt 11,216 geboren, und 11,954 gestorben, mithin nur 738 mehr gestorben, welches für eine Stadt von Cassels Volksmenge eine geringe Sterblichkeit anzeigt. — Die Stadt zählt 9 Thore, 19 öffentliche Plätze, 65 Straßen und 7 Kirchen, wovon 5 reformirt, 1 lutherisch und 1 römisch-catholisch ist. Das Straßenpflaster ist im Ganzen vortrefflich, auf dem Königsplatze aber und in manchen andern Gegenden in der Stadt musterhaft, meistens ein schwarzgrauer Basalt; die nächtliche Erleuchtung geschieht durch Laternen und Reverberen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus: 1) der Friedrichsplatz mit der von Rahl (s. d. Art.) gehauenen colossalen Marmorstatue Landgraf Friedrichs II., welche unter der westphälischen Regierung abgenommen, im J. 1817 aber wieder aufgerichtet worden; derselbe bildet ein längliches Viereck von 1000 Fuß Länge und 450 Fuß Breite. 2) Der Königsplatz; er ist zirkelrund und hat 256 Fuß im Durchmesser; in dessen Mittelpuncte ist ein Echo bemerkenswerth, welches die Töne siebenmal wiederholt; hier ward während der westphälischen Regierung die colossale Marmorstatue Napoleons aufgerichtet, nach Auflösung dieser Regierung ist dieselbe abgenommen und an ihre Stelle eine Säule, welche eine große Laterne trägt, gesetzt worden. 3) Der Parade- oder Schloßplatz, das Residenzschloß, welches hier stand und wovon ein Flugel am 24. Novbr. 1811 abgebrannt, ist im J. 1817 gänzlich niedergerissen und an dessen Stelle bereits der Grund zu einem neuen Schloß von größerm Umfang und edlerer Bauart gelegt worden. 4) Der Carlsplatz mit der Marmorstatue des Landgrafen Carl. 5) Der Wilhelmsplatz. 6) Das Sechseck am Wilhelmshöher Thore. 7) Der Casernenplatz. 8) Der Garde du Corpsplatz. 9) Der Gouvernementsplatz. 10) Der Cadettenplatz. 11) Der Markt-

platz. — Zu den vorzüglichsten öffentlichen und Prachtgebäuden gehören: 1) das Museum Fridericianum, worin sich die Bibliothek, das Kunst- und Naturaliencabinet und der vormalige Versammlungssaal der westphälischen Reichsstände befinden; 2) die Bildergallerie, welche die schätzbare Sammlung von Gemählden enthält, die im J. 1806 nach Paris gebracht und im J. 1815 von dort wieder zurückgeführt worden; 3) das Bellevueschloß; 4) das churprinzliche Schloß; 5) der Palast der Churprinzessin; 6) der Palast der Churfürstin; 7) das Zeughaus; 8) das Gießhaus; 9) das Meßhaus; 10) die Militär-Casernen, besonders die unter der westphälischen Regierung außerhalb der Stadt angelegten, welche gegenwärtig zu Armenanstalten benutzt werden; 11) das sogenannte Fürstenhaus; 12) die Sternwarte; 13) das Opernhaus; 14) das Oberneustädter Rathhaus; 15) das Castel; 16) das Kunsthaus, worin die Mahler- und Bildhauer-Akademie befindlich; 17) der Marstall; 18) die unter der westphäl. Regierung erbaute Artillerieschule, worin gegenwärtig das Cadetten-Institut befindlich; 19) das Orangerieschloß mit dem Marmorbade; 20) das Posthaus; 21) die Charité vor dem Leipziger Thore. — Unter den Kirchen sind besonders merkwürdig die St. Martinskirche und die catholische Capelle. — Dicht vor der Stadt und in unmittelbarer Verbindung mit der Orangerie befindet sich der große Lustgarten, die Aue genannt, deren Flächeninhalt mit Inbegriff der Orangerie 40,400 Ruthen, die Ruthe zu 16 rheinl. Fuß gerechnet, beträgt. Eine Stunde entfernt liegt das durch seine Wasserkünste und reizende Anlagen berühmte Lustschloß Wilhelmshöhe (s. d. Art.) und 2 Stunden von der Stadt in einem anmuthigen Thale das Lustschloß Wilhelmsthal. — Zu den vorzüglichsten Fabrikanstalten in und bei Cassel gehören mehrere Tabaksfabriken, 2 Wagenfabriken, eine Cattundruckerei, eine Gold- und Silberfabrik, eine Fayence- und Steingutfabrik, eine Korkpfropfenfabrik, eine Salpetersiederei und chemische Fabrik, eine Bandfabrik, eine Papiertapetenfabrik, eine Lackirfabrik, eine Zuckersiederei, eine Wachslichterfabrik, ein Kupfer- und ein Messinghammer, eine Spiegel-Folienfabrik, mehrere Hut-, Handschuh- und Lederfabriken. — Als eine vorzügliche Annehmlichkeit von Cassel verdient das seit einigen Jahren in der schönsten Gegend der Stadt errichtete und mit einer guten Leseanstalt verbundene Drazische Caffeehaus erwähnt zu werden, in welchem seit dem Jänner 1818 die Steinkohlen-Gasbeleuchtung mit dem schönsten Erfolge eingeführt worden. — Die Stadt hat übrigens merkwürdige Schicksale erlitten. Im 7jährigen Kriege wurde sie als Festung verschiedene Male von den französischen Truppen besetzt und war Hauptquartier ihrer Generale; sie hielten sich bis zum J. 1762 in derselben; am 1. Novbr. dieses Jahres zogen sie ab und übergaben den Alliirten die Stadt mit Capitulation. Nach Beendigung des Kriegs wurden die Festungswerke geschleift und die Stadt bedeutend verschönert. Nach dem von Napoleon über die Preußen erfochtenen Siege bei Jena wurde Cassel am 1. Nov. 1806 abermals von den Franzosen besetzt, und im folgenden J. 1807 zur Haupt- und Residenzstadt des durch den Tilsiter Frieden neu geschaffenen Königreichs Westphalen gewählt; welches zu Ende des J. 1813 in Folge der über die Franzosen erfochtenen Siege der Alliirten wieder aufgelöst worden. Die erste Besitznahme der Stadt von Seiten der Letztern erfolgte nach einer kurzen Beschießung derselben durch das russische Corps des General

Czernitscheff am 28. Sept. 1813; der feierliche Einzug des Chursürsten geschah am 21. Nov. 1813. K. M.

Cassini (Giovanni Domenico), ein berühmter Astronom, dem seine Wissenschaft große Entdeckungen verdankt, zu Perinaldo im J. 1625 geboren. Seine Studien vollendete er zu Genua bei den Jesuiten mit vieler Auszeichnung. Der Zufall leitete seine Neigung auf die Astronomie. Er machte so schnelle Fortschritte, daß schon im J. 1650 der Senat von Bologna ihm den ersten Lehrstuhl der Astronomie auf der Universität übertrug. Es gab hier eine Mittagslinie, welche Ignazio Dante 1575 in der Kirche der heil. Petronia gezogen hatte, um die Aquinoctien und Solstitien zur genauen Bestimmung der Kirchenfeste durch Beobachtung zu erhalten. Im J. 1653 erweiterte man die Gebäude der Kirche, und dies brachte Cassini auf den Gedanken, eine längere und genauere Mittagslinie zu ziehen, mittelst welcher die Unsicherheiten gehoben werden könnten, welche noch über die astronomischen Refractionen und über alle Elemente der Theorie der Sonne obwalteten. In 2 Jahren kam er mit dieser schwierigen Arbeit zu Stande, deren erste Früchte genauere Sonnentafeln, eine richtigere Bestimmung der Parallaxe dieses Gestirns, und eine treffliche Tafel der Refractionen waren. Fremdartige Geschäfte, womit der Senat von Bologna und nachher der Papst ihn beauftragten, unterbrachen zuweilen seine astronomischen Arbeiten. Er befand sich zu Citta della Piave in Toscana, als er mit Sicherheit auf der Scheibe des Jupiters die Schatten wahrnahm, welche die Trabanten desselben darauf werfen, wenn sie zwischen diesem Planeten und der Sonne befindlich sind, und welche er genau von den Flecken auf der Jupitersscheibe unterschied. Durch erstere berichtigte er seine Theorie von der Bewegung der Trabanten, durch letztere bestimmte er die Umschwungszeit des Jupiters um seine Axe auf 9 Stunden 56 Minuten. Die Umschwungszeit des Mars fand er, durch Beobachtung seiner Flecken, 24 Stunden 40 Minuten. Zugleich machte er eine Menge von physikalischen Beobachtungen über die Insecten, und übergab sie Montalbano, welcher sie in einer Ausgabe von Aldrovandi drucken ließ. Im J. 1668 gab Cassini seine Ephemeriden der Jupitertrabanten heraus; ein bewundernswürdiges Werk, so unvollkommen es auch jetzt, mit Delambre's Arbeit verglichen, erscheint. In Frankreich glänzten damals unter allen Ländern Europa's am meisten alle Arten von Talenten. Auch Cassini ward durch Colbert eingeladen; aber es war nicht so leicht, ihn seinem Vaterlande zu entziehen. Man erhielt ihn vermittelst einer Verhandlung nur auf einige Jahre, nach deren Verlauf Italien seinen berühmten Mitbürger zurückforderte. Cassini selbst war nicht Willens, in Frankreich zu bleiben. Endlich gelang es doch Colbert, ihn auf immer für Frankreich zu gewinnen. Im J. 1673 nahm Cassini das französische Bürgerrecht, und verheirathete sich. Jetzt setzte er seine astronomischen Arbeiten mit doppeltem Eifer fort, und entdeckte, außer dem schon von Huygens wahrgenommenen Trabanten des Saturn, deren noch 4 andere. Schon früher hatte er das Zodiacallicht entdeckt. Er zeigte ferner, daß die Mondore nicht, wie man geglaubt hatte, senkrecht auf der Ebene der Ekliptik stehe, und lehrte die Ursache des in der Theorie des Mondes unter dem Namen Libration bekannten Phänomens kennen. Die Gesetze dieser Bewegungen, die er sehr genau bestimmte, sind eine seiner schönsten Entdeckungen. Der Akademie überreichte er Untersuchungen über den indischen Calender, und 1663 gab er neue und ge-

neuere Tafeln über die Jupitersstrabanten heraus. Zwei Jahre später sah er seine Mittagslinie zu Bologna wieder, aber er war damals mit einer andern längern beschäftigt, welche 1669 von Picard angefangen, von Lahire 1683 bis nördlich von Paris, und 1700 von Cassini bis an die äußerste Spitze von Roussillon fortgeführt wurde. Vierzig Jahre nachher ist dieselbe Linie von François Cassini und La Caille, und 100 Jahre nachher von Mechain und Delambre gemessen worden, und das Resultat dieser letztern Messung weicht von dem durch Cassini gefundenen nur um die Kleinigkeit von 21 Toisen ab. Cassini starb, nachdem er einige Jahre früher sein Gesicht verloren hatte, 1712 an Altersschwäche.

Cassini (Jacques), des Vorhergehenden Sohn, war 1677 zu Paris geboren und trat 1694 in die Akademie. Er begleitete seinen Vater nach Italien und bereisete in der Folge Holland und England, und ward 1696 Mitglied der königl. Gesellschaft zu London. Nach seiner Rückkehr nach Paris beschäftigte er sich mit der Astronomie und Physik, und schrieb für die Akademie mehrere Memoiren, z. B. über die Electricität, über die Barometer, über den Stoß der Feuergewehre, über die Vervollkommnung der Brennspiegel u. s. w. Im J. 1717 übergab er dieser Gesellschaft sein großes Werk über die Neigung der Bahnen der Saturnsstrabanten und seines Ringes. Aber allgemein machte er sich durch seine Arbeiten zur Bestimmung der Gestalt der Erde bekannt. Bei der ersten 1669 begonnenen Messung glaubte man, die Grade des Meridians nach Norden kürzer zu finden, als nach Süden, und man schloß daraus auf eine Verlängerung der Erde nach den Polen zu (s. Abplattung). Cassini, der 1701 diese Messung mit seinem Vater bis Canigou und 1718 bis Dünkirchen fortgesetzt hatte, gab bei dieser Gelegenheit sein diese Behauptung enthaltendes Werk De la grandeur et de la figure de la terre heraus. Alle Anhänger des Newtonschen Systems widersprachen einem Resultat, das demjenigen entgegen war, welches das Princip der Anziehung und der Umwälzung der Erde um ihre Axe gab. Man warf ein, der gemessene Bogen, obwohl er ungefähr 9 Grade betrug, sei nicht groß genug, um mit Sicherheit darauf fußen zu können. Ludwig XV. befahl hierauf, die Grad des Meridians unter dem Aequator und den Polarkreis zu messen; aber um das Problem auf eine directere Weise zu lösen, wurde die Akademie 1733 beauftragt, die Länge von ganz Frankreich, von Brest bis Straßburg, zu messen. Cassini leitete diese Arbeit, und verfiel dabei in einige Irrthümer, welche der Mangelhaftigkeit der Instrumente der frühern Beobachter, denen er zu viel gefolgt war, zuzuschreiben sind. Er starb auf seinem Landgute zu Thury im J. 1756.

Cassini de Thury (Cesar François), des Vorigen Sohn, geb. 1714, war noch nicht 22 Jahre alt, als er in die Akademie der Wissenschaften trat. Die Sammlungen derselben enthalten viele Memoiren von ihm; aber seinen ganzen Fleiß beschäftigte ein größeres Werk. Man hatte den Plan gemacht, Frankreich geometrisch zu vermessen; Cassini erweiterte ihn dahin, ganz Frankreich topographisch aufzunehmen, auf diese Weise den Abstand aller Oerter von dem Meridian von Paris und dem Perpendicularkreis dieses Meridians zu bestimmen. Nie hatte man eine größere, aber auch für die Geographie nützlichere Arbeit unternommen. Es bedurfte dazu großer Unterstützungen von Seiten der Regierung, welche aber 1756 aufhörten. Indeß gelang es Cassini, die Arbeiten dennoch fortzusetzen, und

fast ihre völlige Beendigung zu erleben. Auf seinen Antrieb trat eine Gesellschaft zusammen, welche die Kosten vorschoß, und ihre Vorschüsse aus dem Verkaufe der Karten wieder erhielt. Er starb an den Pocken im J. 1784. Die schöne Unternehmung der Karten wurde von Jacques Dominique Cassini, Mitgliede des Instituts, fortgesetzt. Dieser übergab 1789 der Nationalversammlung 180 Blätter, wozu später noch zwei hinzugekommen sind. Unstreitig ist diese Cassinische Karte das größte topographische Werk, das bis jetzt ausgeführt worden. Sie bildet ein Ganzes von 33 Fuß Höhe und 34 Fuß Breite. Der Atlas national ist eine Reduction derselben auf ein Drittel des Maßstabs; außerdem gibt es noch eine andere Reduction auf ein Viertel, in 24 Blättern.

Cassius Longinus (Caj.), ein tapferer, freiheitsliebender Römer und Freund des Brutus. Er rettete als Quästor des Crassus die wenigen in der mörderischen Schlacht gegen die Parther übrig gebliebenen römischen Soldaten, und behauptete damit Syrien gegen die Parther, bis zur Ankunft des Bibulus. In dem zwischen Pompejus und Cäsar ausgebrochenen bürgerlichen Kriege schlug er sich zur Partei des erstern, dem er als Befehlshaber zur See wichtige Dienste leistete. Als Cäsar die pharsalische Schlacht gewonnen hatte, und den Pompejus auf seiner Flucht verfolgte, stieß dieser beim Uebersetzen über den Hellespont mit wenigen Fahrzeugen auf die aus 70 Segeln bestehende feindliche Flotte, welche Cassius commandirte. Cäsar foderte sie zur Uebergabe auf, und Cassius, über den Muth und die Kühnheit Cäsars erstaunt, gehorchte ihm. Als aber über Cäsars Absicht, sich zum Oberherrn des römischen Staats aufzuwerfen, kein Zweifel mehr blieb, faßte Cassius, als ein eifriger Republikaner, den Entschluß, ihn zu tödten, und führte ihn, vereint mit mehreren Mitverschwornen, im Jahre Roms 709 aus. Dann warb er in Verbindung mit Brutus eine Armee, um mit den übrigen Republikanischgesinnten die erlangte Freiheit zu behaupten. Es kam zwischen diesen und Octavius und Antonius, die Cäsars Tod zu rächen vorgaben, bei Philippi zu einer Schlacht, in welcher Cassius, weil er Alles für verloren hielt, sich selbst ermordete (im J. Roms 711). Brutus nannte ihn den letzten Römer (Vergl. Brutus und Cäsar.)

Castagnetten sind kleine hölzerne kastanienfarbene Instrumente, ungefähr in Form einer großen Nußschale, welche vermittelst einer durch eine Oeffnung gezogenen Schnur um den Daumen gebunden und beim Tanz gegen einander angeschlagen werden. Seit langer Zeit waren sie bei den Mohren, Spaniern und Zigeunern im Gebrauch. Gegenwärtig bedient man sich ihrer noch in Gascogne, um bei gewissen lebhaften Tänzen den Tact damit anzugeben. Auch die Alten brauchten bei ihren Tänzen und Bacchusfesten kleine Cimbalen, die mit den Castagnetten viel Aehnlichkeit hatten. Bei charakteristischen Chören in unsern Balleten führen sie die Tänzer, und sie sind hier von einer angenehmen Wirkung.

Castalia, ein berühmter Quell in der Stadt Delphi, nahe bei dem Tempel des Apollo. Diejenigen, welche das Orakel fragten, tranken aus diesem Quell, und auch die Pythia, bevor sie Götterspruche ertheilte, trank daraus und badete in demselben.

Castannos (Don Franzesco de), spanischer General, unsterblich in der Geschichte dadurch, daß er als Anführer einer Armee-Abtheilung in Verbindung mit einem Volksaufstande den General Du-

pont de l'Etour in der Sierra Morena am 20. Juli 1808 zur Niederlegung der Waffen zwang und mit ihm die berühmte folgenreiche Capitulation von Baylen abſchloß. Er ſtammt aus einer vornehmen Familie in Biscaya, und iſt ein Zögling des berühmten Generals, Grafen Orelly, der mit Caſtannos Schweſter verheirathet war. Er war 1743 geboren, diente zuerſt unter ſeinem Schwager und begleitete dieſen auch nach Deutſchland, wo er in des großen Friedrichs Schule die Tactik ſtudirte. Sein Avancement hatte er theils ſeinen Verbindungen, theils ſeinen Talenten zu danken. Im J. 1794 diente er als Oberſt in der Armee von Navarra unter Caro, und zeichnete ſich mit ſeinem Regimente bei jeder Gelegenheit ſo ſehr aus, daß es als das Vorbild der ganzen Armee galt. Er wurde 1798 General-Lieutenant, und bald darauf, als erklärter Feind des Friedensfürſten, mit mehreren andern Offizieren aus Madrid verbannt. Beim Eindringen der Franzoſen bot er den Inſurgenten ſeine Dienſte an, und erhielt 1808 das Commando eines Armeecorps an der Grenze von Andaluſien, wo Dupont vorzudringen Miene machte. Mit einer Armee von 9000 Mann Linientruppen und etwa 30,000 Bewaffneten aus dem Volke zwang er den General Dupont zu der erwähnten Capitulation (S. d. Art. Baylen). Dieſe Waffenthat verſchaffte ihm großes Anſehen, das aber durch den Verluſt der Schlacht bei Tudela (Nov. 1808) wieder ſank; doch ſeine Anſtrengungen ließen deſſen ohngeachtet nicht nach. Im J. 1811 ernannte ihn die Regentſchaft zum General en Chef der vierten ſpaniſchen Armee und zum Commandanten mehrerer Provinzen. Er wurde nun der Waffengefährte und Nebenbuhler Wellingtons, und entfaltete große militäriſche Talente in der Schlacht bei Vittoria, die zum Theil durch ſeine und ſeiner Truppen Tapferkeit gewonnen wurde. Die Regentſchaft beging die Ungerechtigkeit, ihm das Commando abzunehmen und ihn zum Staatsrathe zu ernennen. Er ſchrieb dem Kriegsminiſter: „Ich habe die Genugthuung, dem Feldmarſchall Freyre das Commando, das ich 1811 vor Liſſabon übernahm, an der Grenze von Frankreich zu übergeben.“ Nach Ferdinands Rückkehr wurde er Generalcapitän von Catalonien, und mit Orden beehrt. Im J. 1815 commandirte er die zum Einrücken in Frankreich beſtimmte Armee. Im J. 1816 legte er ſeine Stelle nieder, um ſeine letzten Tage in Ruhe zu verleben.

Caſten. Mit dieſem Wort bezeichnet man gewiſſe Stände, deren Vorrechte und Laſten erblich ſind. Der Name iſt portugieſiſch, und wurde zuerſt von den Eroberern Oſtindiens unter Albuquerque für die oſtindiſchen Stämme gebraucht, deren Geſchäfte, Sitten und Lebensart, Vorrechte und Pflichten dort erblich ſind. Nach und nach hat man dieſen Ausdruck auch auf die Stände in Europa angewandt. Unſtreitig iſt dieſe Einrichtung bei den Völkern der alten Welt, die auf einer gewiſſen Stufe der Bildung ſtehen blieben, allgemein, und ſehr früh eingeführt worden. Stolz und Herrſchſucht waren wohl die erſte Veranlaſſung dazu, daß ſich gewiſſe Familien von andern abſonderten, um ihre Kenntniſſe, ihre Künſte, oder ihre Vorrechte nicht allgemein werden zu laſſen. So war, nach Strabo's und Plutarchs Zeugniß, die Prieſtercaſte in Aegypten die älteſte und die geachtetſte. Aus ihr wurden die Könige gewählt, und ſie beherrſchte das Volk auf eine völlig deſpotiſche Art. Aus Gemächlichkeit und aus Gehorſam blieb der Sohn immer bei den Regeln und Gebräuchen, die er vom Vater erlernt hatte. Um ſich deſto mehr von den niedern Caſten zu

unterſcheiden und den Schein der Heiligkeit fortdauernd um ſich zu verbreiten, führten ſie eine ſtrenge Lebensordnung und enthielten ſich mancher Dinge, die den übrigen Aegyptern erlaubt waren. Die beiden andern Caſten waren die Ackerleute und die Gewerbe- und Handel treibende. Von Aegypten ging dieſe Einrichtung wahrſcheinlich zu den älteſten Griechen über. Denn nicht gerechnet, daß die Prieſter, beſonders die, die in den Tempeln des Aesculap die Arzneikunde übten, eine ganz abgeſonderte und erbliche Caſte ausmachten, ſo ſagt Plato im Timäus ausdrücklich, daß die älteſten Bewohner von Attica eine ähnliche Caſteneinrichtung gehabt, und Ariſtoteles bezeugt, daß Minos in Creta die ägyptiſchen Caſten eingeführt habe. So erzählt Herodot von den Medern und Strabo von den Iberiern, daß die ganzen Völker ſich in dergleichen erbliche Caſten getheilt haben. Auch von den Perſern weiß man, daß ſie vier erbliche Stände hatten, den Stand der Prieſter, der Soldaten, der Ackerleute und der Handwerker. Selbſt von den alten Deutſchen iſt es aus einzelnen Stellen im Tacitus wahrſcheinlich und von den Angelſachſen gewiß, daß ſie eine ähnliche Einrichtung hatten. Sogar die Peruaner und Mexicaner zeigen Spuren der Caſten, nach den Nachrichten, die Clavijero geſammelt hat. Da dieſe Einrichtung ſo weit unter den Völkern der Erde verbreitet iſt, ſo iſt es wohl der Mühe werth, ihren Gründen nachzuforſchen. Der urſprüngliche Stand des Menſchen iſt höchſt wahrſcheinlich der des Jägers. Wird der Menſch Hirt, ſo hat er ſchon einen bedeutenden Schritt gethan, um eine bürgerliche Geſellſchaft zu bilden. So lange eine Nation nur noch aus Jägern und Hirten beſteht, ſorgt ein jeder Familienvater ſelbſt für die Bedürfniſſe der Seinigen: er bedarf keiner fremden Hülfe, und es gibt weder Handwerker noch Künſtler, weder Prieſter noch Fürſten, weil die rohe Natur einfach iſt und leicht befriedigt wird. Nimmt aber die Bevölkerung zu, ſind die Herden nicht mehr hinlänglich, die Menſchen zu ernähren, iſt das Wild der Wälder ſeltener geworden, ſo müſſen nothwendig die Arbeiten getheilt werden. Während der Hausvater auf einer oft entfernten Jagd iſt, müſſen ſeine Herden gehütet, muß ſeine Kleidung beſorgt und manche andere Arbeit verrichtet werden, worin ſich Einer und der Andre ſeiner Hausgenoſſen vorzüglich auszeichnet. Die natürliche Trägheit des Menſchen macht nun, daß man die erworbenen Kunſtfertigkeiten, die man mit großer Mühe erlangt hat, lieber ſeinen Kindern mittheilen und auf ſie forterben will, als einen Fremden darin unterrichten. Da nun der urſprüngliche Zuſtand einer jeden Nation den Aberglauben begünſtigt, weil die Naturgeſetze noch ganz unbekannt ſind, ſo wird ein Stand oder eine Familie, die ſich des Umgangs mit Göttern rühmt, allemal die geehrteſte ſein, und da die Krankheiten immer als Strafen der Gottheiten angeſehen werden, ſo müſſen die Prieſter auch jederzeit Aerzte ſein. Die Vertheidigung gegen andere Nationen oder die Angriffe auf die Letztern machen den Krieger nothwendig, geben ihm beſondere Vorrechte, und ſo wird am Ende auch dieſer Stand erblich und deſto geehrter, je länger er ſchon erblich geweſen. Die den Ackerbau treiben, ſind zwar ohne große Anſprüche auf geheime Kenntniſſe, aber die Beſchwerden ihrer Lebensart laſſen ſich doch eher ertragen, wenn man von Jugend auf daran gewöhnt iſt, und das Beiſpiel des Vaters dieſe Mühe erleichtert. So entſtehen nach und nach die Caſten der Handwerker und der Gewerbe treibenden Stände. Dieſe abgeſonderten Stämme hei-

rathen gewöhnlich unter ſich, weil ſie ſonſt bald mit andern zuſammenfließen würden, und das Geheime ihrer Regeln und Kunſtfertigkeiten verloren gehen müßte. In Oſtindien hat die Einrichtung der Caſten vielleicht den höchſten Grad der Strenge erreicht; denn die Prieſter laſſen aus den einzelnen Gliedern des Schöpfers einzelne Caſten hervorgehn. Die Brachmanen, als die erſte Caſte, ſollen aus Brama's Munde entſprungen ſein, daher ſie die Ausleger des göttlichen Willens genannt werden. Nach dem Geſetzbuch des Menu ſind die Brachmanen es allein, die mit den Göttern des Firmaments unaufhörlich die reinſte Butter eſſen und die feinſten Kuchen. Sie ſind unverletzlich, und kein Laſter, kein Verbrechen, es ſei welches es wolle, kann an ihnen geſtraft werden. Wer ſich nur herausnimmt, einen aus dieſer Caſte belehren zu wollen, dem wird ſiedendes Oel in den Mund gegoſſen. Die zweite Caſte iſt die militäriſche. Zwar ſehen die Brachmanen mit Verachtung auf ſie herab, aber alle übrigen Caſten zeigen vor dieſer die größte Ehrerbietung. Dann folgt im Range die Caſte der Ackerbauer und der Gewerbetreibenden, und endlich die verachtende dienende Claſſe der Sudras. Die niedrigſten und verächtlichſten Dienſte ſind für dieſe Menſchen religiöſe Handlungen. Sie ſind von allem Eigenthum ausgeſchloſſen, und die höhern Caſten können ſich alles zueignen, was ein Sudra zu beſitzen glaubt, denn wirklich kann er nichts beſitzen. Es darf geſetzlich niemand an der Bildung eines Sudra's arbeiten; er darf kein heiliges Buch leſen, und iſt von aller Hoffnung eines beſſern Zuſtandes jenſeits des Grabes ausgeſchloſſen. Hier ſieht man unſtreitig die ſchrecklichſten und unnatürlichſten Folgen einer ſolchen Abſonderung in Caſten. Es iſt unmöglich, ernſtlich dieſe Einrichtung als vortheilhaft für eine gebildete Nation vertheidigen zu wollen. Höchſtens kann man ſagen, daß, ſo lange die Cultur noch keine bedeutende Fortſchritte gemacht, ſich die Kenntniſſe und Kunſtfertigkeiten beſſer erhalten, wenn ſie vom Vater auf den Sohn fortgehen. Aber auch nur erhalten können ſie ſich; vermehrt, freier ausgebildet, nützlicher angewandt werden ſie nie, ſo lange ein engherziges Familienintereſſe die Inhaber dieſer Kenntniſſe nöthigt, ſie geheim zu halten. Nie hätten ſich die Asklepiaden die Geheimniſſe der mediciniſchen Gaukelei entreißen laſſen, wenn nicht der Geiſt der Zeit und die beſtändige Gegenwart der heller ſehenden Philoſophen in den Tempeln des Aeſculap ſie gezwungen hätten, die Maske abzunehmen. Aber ſelbſt da, als einer aus ihnen, der unſterbliche Arzt von Kos, von den berühmteſten Philoſophen ſeiner Zeit gebildet, und im Umgang mit den erſten Männern ſeines Volkes, wahre Wiſſenſchaft an die Stelle der Gaukelei und reine Erfahrung für Aberglauben ſetzen lernte, ſelbſt da noch verfloſſen Jahrhunderte, ehe die alte Caſte ihren Vortheilen entſagen lernte. Empörend iſt es für jeden Unbefangenen, einen Menſchenſtamm ſich über den andern erheben zu ſehen, weil er, unter günſtigern Umſtänden geboren, gewiſſe Vorrechte genießt, die ihm nur ein finſteres Zeitalter geſtatten kann. Nichts in der Welt entſchuldigt auch unter uns die Anmaßung ſolcher Caſten, wenn es nicht ihr eigner Mangel an Einſicht iſt. Je mehr ein Volk an wahrer Bildung zunimmt, deſto allgemeiner muß dieſe ſein, deſto größeren Werth muß dieſe haben, und deſto geringer müſſen im Verhältniß gegen ſie alle die Vorzüge geſchätzt werden, welche die Zufälle der Geburt und des Reichthums gewähren. Immer allgemeiner, immer mehr unter dem Volke verbreitet muß die wahre Lehre wer-

den, daß die Verdienste des Vaters nimmermehr auf den Sohn forterben, daß der Adel nur eine Erinnerung dessen ist, was die Vorfahren thaten, daß er nur eine Aufmunterung sein soll, ihre Tugenden nachzuahmen und sich gleiche Verdienste zu erwerben, daß nur Vorzüge des Geistes und ausgezeichnete Talente, nie aber die Geburt, zu Staatsämtern berechtigen, und daß selbst im Wehrstande nichts verderblicher ist, als Kastengeist.

Casti (Giovanni Battista), ein berühmter italienischer Dichter, war 1721 geb., machte seine ersten Studien auf dem Seminar von Montefiascone, ward dann Professor daselbst und erhielt ein Canonicat an dem dortigen Dom. Er faßte früh Neigung zum Reisen. Nachdem er Frankreich besucht hatte, kehrte er nach Italien zurück. Hier hatte ihn der Fürst von Rosenberg, Gouverneur des Prinzen Leopold von Toscana, welcher später Großherzog und endlich Kaiser ward, kennen gelernt. Dieser lud nach seiner Rückkehr nach Wien den Abt Casti zu sich ein und stellte ihn Joseph II. vor, welcher den Geist des Dichters zu schätzen wußte, und ihn oft in seine vertrauten Unterhaltungen zog. Casti ergriff begierig jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, um an andern Höfen vorgestellt zu werden, indem er sich, jedoch ohne Amt und Titel, an mehrere Gesandtschaften anschloß. So wurde er der Kaiserin Catharina II. vorgestellt, welche ihn auf das schmeichelhafteste aufnahm. Er besuchte auch den berliner Hof und einige andere deutsche Höfe. Als er darauf nach Wien zurückgekehrt war, ließ ihn der Fürst von Rosenberg, welcher Hofschauspieldirector war, nach Metastasio's Tode zum Poeta cesareo (kaiserlichen Hofpoeten) ernennen. Nach Josephs II. Tode aber forderte Casti seinen Abschied, und zog sich nach Florenz zurück, wo er einen großen Theil seiner Werke schrieb. Im J. 1798 kam er nach Paris. Ungeachtet des hohen Alters hatte er noch die ganze Kraft und Thätigkeit seines Geistes. Seine Heiterkeit, seine durch einen leisen Anstrich von boshafter Laune gewürzte Naivetät, seine Welterfahrenheit machten seinen Umgang höchst anziehend; dabei war sein Charakter fest und sein Betragen regelmäßig. Mit seiner Liebenswürdigkeit aber verband er auch alle Eigenschaften, welche Hochachtung einflößen. Eine Erkältung machte 1803 plötzlich seinem Leben ein Ende. Er war 82 Jahre alt, und dennoch schien, bei seiner stets ungeschwächten Geistes- und Körperkraft, sein Tod frühzeitig. Wir besitzen von ihm folgende Werke: Novelle galanti dell' Ab. C., welche zuletzt zu Paris 1804 unter dem Titel Novelle di Giamb. Casti in 3 Bänden erschienen sind. Ihre Zahl beläuft sich auf 48. Fast alle sind zügellos, aber zugleich anziehend durch die Lebhaftigkeit, Originalität und Eleganz des Styls. Ein Gleiches läßt sich von seinem großen Gedicht: Gli animali parlanti, poema epico diviso in XXVI canti di Giamb. Casti (Paris 1802, 5 Vol.) sagen. Eine deutsche Uebersetzung davon, im Versmaß der Urschrift, erschien 1817, die redenden Thiere u. s. w. 3 Thle, gr. 8. Bremen. Sehr angenehm sind seine Rime anacreontiche, und höchst originell und lustig seine komischen Opern, La grotta di Trofonio, Il Re Teodoro in Venezia u. s. w.

Castiglione (Baltasarre), einer der elegantesten italienischen Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts, war 1478 zu Casatico im Mantuanischen geboren. Seine Mutter war aus dem regierenden Hause Gonzaga. Er studirte unter berühmten Lehrern zu Mailand. Da er aber den Waffen bestimmt war, trat er in die

Dienste des Herzogs von Mailand, Ludwig Sforza, nach dessen Gefangennehmung durch die Franzosen er nach Mantua zurückkehrte, wo ihn der Marquis von Gonzaga ihn aufnahm. Er begleitete denselben zu Ludwig XII. nach Pavia und war im Gefolge dieses Königs bei seinem feierlichen Einzuge in Mailand. Einige Jahre nachher trat er in die Dienste des Herzogs von Urbino, Guidobaldo de la Rovera, der ihn zum Anführer einer Compagnie von 50 Mann machte. Castiglione folgte dem Herzoge bei seinen Unternehmungen, und ward bald eine Zierde des feinen prächtigen Hofes von Urbino. Die glänzenden Eigenschaften, die er mit Kenntnissen, Talenten und den liebenswürdigsten Sitten verband, bewogen den Herzog, ihn 1505 zu einem Gesandten bei Heinrich VII. von England zu ernennen. Der König nahm ihn huldvoll auf, ernannte ihn zum Ritter seiner Orden und machte ihm reiche Geschenke. Er kam 1507 nach Urbino zurück, und ward bald darauf mit einer wichtigen Sendung an Ludwig XII. nach Mailand geschickt. Guidobaldo's Nachfolger, Herzog Francesco Maria, schenkte ihm nicht minder seine Gunst, erhob ihn zum Grafen und gab ihm das Schloß von Nuvillara bei Pesaro zum Lehen. Als Leo X. 1513 Papst geworden war, erschien Castiglione bei demselben als Abgesandter seines Herrn, fand auch hier die ehrenvollste Aufnahme, und trat mit den berühmtesten Literatoren und Künstlern in freundschaftliche Verbindung. Nachdem er sich mit dem Marquis von Mantua, der seinen Uebertritt in fremde Dienste übel empfunden, wieder ausgesöhnt hatte, ging er nach Rom, um von Leo X. für den neuen Herzog von Urbino, Federigo, den Befehl über die päpstlichen Truppen, den sein Vater geführt hatte, auszuwirken. Ein glücklicher Erfolg krönte 1521 seine Bemühungen. Auf eine andere Weise diente er dem jungen Herzog in dem Kriege gegen die Franzosen, und ward 1523, nach Clemens VII. Wahl, nach Rom gesandt. Als dieser Papst das Jahr darauf die wichtigsten Angelegenheiten mit Karl V. zu verhandeln hatte, legte er sie, mit des Herzogs von Urbino Bewilligung, in Castiglione's Hände. Im J. 1525 hielt der neue Gesandte seinen Einzug in Madrid, begleitete den Kaiser nach Toledo, Sevilla und Grenada, und stand in großer Gunst bei demselben. Dennoch kam der Friede nicht zu Stande, vielmehr ward im J. 1527 Rom von der Armee des Connetable von Bourbon (s. d.) genommen und geplündert. Dies Ereignis verursachte Castiglione den tiefsten Schmerz; der Papst beschuldigte ihn der Vernachlässigung seines Interesses. Zwar gelang es ihm, sich zu rechtfertigen, aber seine Ruhe gewann er nicht wieder. Der Kaiser, der seine Sorgfalt für ihn verdoppelte, naturalisirte ihn als Spanier und gab ihm das reiche Bisthum von Avila; Castiglione aber weigerte sich, es vor der völligen Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste anzunehmen. Er war nicht so glücklich, Zeuge dieses Ereignisses zu sein; der Kummer hatte seine Gesundheit untergraben. Im J. 1529 erkrankte er zu Toledo, und starb wenige Tage darauf. — Castiglione hat einige Werke hinterlassen, von denen sein Libro del Cortegiano das berühmteste ist. Er lehrt darin die Kunst, die ein Hofmann anwenden müsse, um seinem Fürsten angenehm und nützlich zu sein, und überhaupt am Hofe mit Erfolg aufzutreten. Die Schreibart ist musterhaft. Die ältern Ausgaben verdienen als vollständiger den Vorzug. Auch seine nicht zahlreichen italienischen und lateinischen Poesien sind Muster der Eleganz. Seine Briefe (Padua 1769) sind zugleich für die politische und Literargeschichte wichtig.

Castilien, das größte Königreich in Spanien. Die Natur theilt es durch ein langes Gebirge in zwei Theile, von denen der nördliche **Alt-Castilien**, der südliche **Neu-Castilien** heißt. Jenes bekam diesen Namen, weil es den Saracenen eher, als das andere, entrissen worden. Es begreift die Provinzen Burgos, mit la Montana, Soria, Segovia und Avila. Zu **Neu-Castilien** gehören die jetzigen Provinzen Madrid, Toledo, Guadalarara, Cuenza und la Mancha. In jenem sind die Flüsse: Duero, Ebro, Alta-zaba, Andaja, Arevalillo, Pisuerga, Arlanza und Arlanzon; in diesem: der Tajo mit der Xarama, Guadarrama und Alberche, die Guadiana mit dem Manzanares, Henares und Huescar. Beide Provinzen sind sehr gebirgig. Die merkwürdigsten Gebirge sind die Montes de Toledo y Molina und die Sierra Morena; die vorzüglichsten Städte Madrid, Toledo u. a.; die Producte Getreide, Wein, Schafe mit Fettschwänzen und der feinsten Wolle (Merinos), Salz, Safran, Rindvieh u. s. w. Nach den Begebenheiten zu Bayonne im J. 1808 brach in Castilien zuerst das Feuer des Aufstandes gegen den neuen König Joseph aus. In der Sierra Morena mußte sich General Dupont mit seiner Armee den spanischen Generalen Castannos und Reding zu Gefangenen ergeben.

Castlereagh (Lord), Minister der auswärtigen Angelegenheiten in England, einer der berühmtesten, größten und glücklichsten Staatsmänner unserer Zeit. Er ist der älteste Sohn des Grafen von **Londonderry**, aus dessen erster Ehe mit der Schwester des Marquis von **Hertford**; er wurde 1769 in Dublin geb., machte seine ersten Studien in Armagh unter Hurdock und vollendete sie auf der Universität zu Cambridge. Eben von der Akademie zurückgekehrt, wurde er zum Mitgliede des irländischen Parlaments gewählt. Diese Wahl hatte er dem Einfluß und Reichthum seines Vaters zu danken, der mehr als 30,000 Pf. St. aufwendete, um seinen Sohn ins Parlament zu bringen. Er zeichnete sich bald aus, insbesondere bei der Verhandlung, ob Irland auch nach Ostindien handeln dürfe, und trat hier auf die Seite der Volkspartei. Die Oppositionspartei schmeichelte sich, an ihm eine neue Stütze zu gewinnen, aber bald sah sie ihren Irrthum ein, da Castlereagh mit Eifer die grausamen Maßregeln der Regierung vertheidigte, das irländische Volk niederzuhalten. Nachdem Lord **Camden**, sein naher Verwandter, zum Vicekönig von Irland war ernannt worden, wurde er erster Staatssecretär und behielt diese Stelle auch unter seinem Nachfolger. Er entwickelte auf diesem Posten große Geschicklichkeit, und zeigte während der Unruhen 1793 eben so viel Muth, als Standhaftigkeit und Strenge. Nach der Staatsvereinigung Irlands mit England und Schottland, an welcher großen politischen Maßregel Castlereagh bedeutenden Theil hatte, trat er in das allgemeine großbritannische Parlament (Imperial Parliament) ein. Unter **Addingtons** Ministerium bekleidete er in der Administration die Stelle eines königl. geheimen Raths, und nachdem **Pitt** die Zügel der Regierung nach dem Bruche des Friedens von Amiens wieder aufgefaßt hatte, erhielt Castlereagh die Stelle als Kriegsminister. Nach Pitts Tode trat auch Castlereagh mit seinen Collegen aus dem Ministerium, bis nach **Percevals** Eintritt in dasselbe, wo er seinen vorigen Posten wieder einnahm. Die Unternehmung gegen **Walchern** entzweite ihn mit **Canning**, seinem Collegen, und es hatte selbst ein Zweikampf zwischen ihnen Statt, in welchem Letzterer verwundet

urde und in Folge deſſelben nach ſeiner Wiederherſtellung aus dem Miniſterium trat. Jetzt wurde Caſtlereagh (1809) Miniſter der uswärtigen Angelegenheiten, welchem wichtigen Poſten er in der o unendlich bewegten Zeit von 1809 bis 1816 mit Ruhm und Ehen vorgeſtanden hat. Im Nov. 1813 ging er als Bevollmächtigter ns Hauptquartier der Alliirten, und nahm Theil am Congreß von Chatillon. Der Tractat von Fontainebleau war bereits geſchloſſen, ls Caſtlereagh in Paris ankam, er weigerte ſich, ihn zu unterzeichnen, weil er Napoleon den Kaiſertitel ließ, welchen England nie nerkannt hat. Auf dem Congreß in Wien 1814 hatte er als Abeſandter von Großbritannien den wichtigſten Einfluß. Nach der Rückkehr Napoleons kehrte auch Caſtlereagh nach England zurück, nd bewirkte trotz dem Widerſtreben der Oppoſitionspartei, daß der eue Krieg mit großem Erfolge geführt werden konnte. Man kann nſtreitig ſeinem großen politiſchen Charakter einen bedeutenden heil der glücklichen Erfolge zuſchreiben, welche das vereinigte Euopa gegen die Präponderanz Napoleons in dieſem Zeitpuncte erungen hat. An den Friedensunterhandlungen in Paris und Wien, o wie an dem Congreß in Aachen, nahm er gegen die Gewohnheit nglischer Staatsminiſter perſönlich Theil. Die Oppoſition ſtichelt gern, da ſie ihm ſonſt nicht viel anhaben kann, über ſeine Eitelkeit nd angenommenen Stolz, ſeit er mit Kaiſern und Königen täglich Umgang gehabt habe. Er iſt ſeit 1794 mit der jüngſten Schweſter es Grafen von Buckinghamſhire verheirathet.

Caſtor und Pollux waren die Söhne des lacedämoniſchen Königs Tyndarus und der Leda, nach Andern aber des Jupiters und er Leda. Die Fabelgeſchichte erzählt: Leda gebar 2 Eier, wovon as eine den Caſtor und Pollux, das andere die Klytämneſtra und Helena enthielt. Pollux und Helena waren aus Jupiters Umarmung welcher der Leda in Geſtalt eines Schwans genaht war) und unſterblich, Caſtor und Klytämneſtra aber von Tyndarus erzeugt und terblich. Ungeachtet ihrer verſchiedenen Abſtammung waren beide Brüder unzertrennliche Genoſſen, gleich tapfer und heldenmüthig. Aber vorzüglich verſtand Caſtor die Kunſt, Roſſe zu bändigen. Als Helden nahmen ſie Theil an dem ſogenannten Argonautenzuge, und erwarben ſich auf demſelben göttliche Verehrung. Denn als einſt auf der Fahrt ein ſchrecklicher Sturm ſich erhob, und alle mit lauter Stimme die Götter um Rettung anriefen, erſchienen plötzlich über den Häuptern des Caſtor und Pollux zwei Sternen ähnliche Flämmchen, und das Ungewitter legte ſich. Seitdem wurden ſie die Schutzgötter der Schiffenden, die Helfer der Nothleidenden, und empfingen den Namen Dioscuren; ja man benannte nach ihnen die Flämmchen, welche ſich im Ungewitter an den Schiffsmaſten zu zeigen pflegen, und eine electriſche Erſcheinung ſind, mit dem Namen Caſtor und Pollux (St. Elmusfeuer). Nach ihrer Rückkunft befreien ſie ihre 10jährige Schweſter Helena aus der Gefangenſchaft, in welche ſie Theſeus geführt hatte. Auch waren ſie bei der calydoniſchen Jagd in den Reihen der Helden. Berühmt ſind beide vorzüglich wegen der großen Treue und Liebe, womit ſie an einander hingen. Als ſie um die Töchter des Leucippus, Phöbe und Ilaria, ſich bewarben, und erſt mit ihren Nebenbuhlern, den Söhnen des Aphareus, Idas und Lynceus, jeder um ſeine Geliebte kämpfen mußten, wurde Caſtor, nachdem er den Lynceus getödtet hatte, vom Idas erſchlagen. Zwar rächte ihn Pollux durch den Tod des Idas,

aber den geliebten Bruder konnte er doch nicht ins Leben zurückrufen. Voll Schmerz flehte er daher zum Jupiter, ihm selbst das Leben zu nehmen, oder zu gewähren, daß er mit seinem Bruder die Unsterblichkeit theilen dürfe. Jupiter erhörte die Bitte, und Pollux stieg mit seinem Bruder in den Orcus hinab und ging mit ihm den andern Tag ins Leben zurück. Es wurden ihnen Tempel und Altäre geweiht. Bei großen Gefahren, besonders in Schlachten, erschienen sie, wie die Alten glaubten, den Sterblichen oft als zwei Jünglinge, auf weißen Rossen, in glänzender Waffenrüstung, mit Flämmchen über den Häuptern, und dann heißen sie vorzüglich Dioscuren. So werden sie auch abgebildet, entweder neben einander reitend, oder neben einander stehend, und jeder ein Roß am Zügel haltend, mit gesenkten Lanzen in der Hand und Sternen auf den Häuptern. Am Himmel prangen die Dioscuren als eins der zwölf Sternbilder des Thierkreises.

Castrametation, heißt die Wissenschaft, ein Lager geschickt abzustecken, die Lagerkunst überhaupt. Sie gründet sich auf leichte Handgriffe der Geometrie und auf die unter den Truppen einer Armee zu haltende Ordnung. Ein Lager, bestehe es aus Zelten, Baracken, oder zum reinen, eigentlichen Bivouac angewiesenen Plätzen, muß so vertheilt sein, daß die eigentliche Schlachtordnung dadurch in großen Zügen nachgebildet ist, damit beim plötzlichen Aufbruch die Stelle jedes Einzelnen und die Gestalt des Ganzen sich leicht und natürlich finde; zugleich aber auch die einer ruhenden Armee zukommenden Bedürfnisse, als Kochörter, Aufbewahrung der Bagage und aller Kriegsvorräthe in den bequemsten Erreichungspunct gestellt sind.

Castration heißt die Operation, durch welche einem lebendigen Wesen die Zeugungsfähigkeit geraubt wird. Höchst merkwürdig ist die Veränderung, welche die Castration bei dem Menschen in der Ausbildung derjenigen Organe, welche in näherer oder entfernterer Beziehung zu den Zeugungsorganen stehen, hervorbringt. Der männliche Körper fängt an, dem weiblichen ähnlich zu werden. Die Spannkraft der Fibern und des Muskelgewebes wird geschwächt und dadurch das Zellgewebe in den Stand gesetzt, eine bei weitem größere Menge von Fett in sich aufzunehmen. Die wichtigsten Abweichungen aber, welche sie offenbaren, sind der Mangel der Barthaare und die beträchtliche Verengung des obern Theils der Luftröhre, wodurch der Castrat die Physiognomie und Stimme eines Weibes erhält. Auf den moralischen Charakter scheint die Castration gleichfalls Einfluß zu haben; sie schwächt die Urtheilskraft, macht gefühllos, mürrisch, kleinmüthig und im Ganzen genommen unfähig zu großen Unternehmungen. Bei denjenigen Individuen, welche nur die Hälfte der Operation erlitten haben (spadones von den Römern genannt), bemerkt man keine der oben angeführten Veränderungen. Da sie zur Zeugung vollkommen geschickt sind, verstatten die römischen Gesetze ihnen auch die Ehe, um so mehr, da oft Männer in diesem Zustande geboren werden, welche den vollkommen organisirten an Kräften nicht nachstehen. Eine dritte Classe machen diejenigen Individuen aus, denen die Theile zwar nicht entnommen, aber dergestalt künstlich zerstört sind, daß ihnen, obwohl nicht die Begattungsfähigkeit, doch die Kraft der Zeugung mangelt. Ihrer erwähnt Juvenal als besonderer Lieblinge der zügellosen Römerinnen. Frank will eine deutsche Stadt gekannt haben, in welcher 4

Individuen dieser Art ihrer Unsittlichkeit wegen von der Polizei entfernt werden mußten. In die vierte Classe endlich gehören diejenigen Wesen, denen sämmtliche äußere Zeugungstheile genommen sind. Sie heißen ganze Eunuchen zum Unterschied der gewöhnlichen Eunuchen, welche blos castrirt sind. Sie werden in manchen Serails zu Hütern der Weiber besonders eifersüchtiger Herren gebraucht. — Geschieht die Castration bei schon völlig mannbaren Personen in Folge einer Verletzung oder dergl., so wirkt sie zwar im Charakter einige Veränderung, läßt aber den Körper durchaus in derselben Verfassung. Sogar die Zeugungsfähigkeit dauert wenigstens noch eine kurze Zeit lang fort. — Nach den Versicherungen der alten Schriftsteller übten die Griechen, besonders die Lydier, die Castration an den Weibern aus. Letztere sollen dergleichen weibliche Wesen zu Hütern ihrer Frauen und Töchter gebraucht haben. Hier bringt die Operation eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Der Geschlechtstrieb erlischt, an Kinn und Oberlippe erscheint der Bart, der Busen verschwindet, die Stimme wird rauh u. s. w. Boerhave und Pott erzählen neuere Beispiele der Art; bei den Indiern verurtheilt das Gesetz die Ehebrecherin erst zur Castration und dann zum Tode. — Bei uns berechtigt allein unmittelbare und lebensgefährliche Beschädigung der Theile selbst zu einer Operation, die von so wichtigen Folgen für die menschliche Gesellschaft ist Unter den Uebeln, welche sonst die Religionsschwärmerei erzeugte, hat bekanntlich auch die Castration eine große Rolle gespielt. Die beiden Kaiser Constantin und Justinian waren gezwungen, sich mit ihrer ganzen Macht dem religiösen Wahnwitze zu widersetzen; und nur dadurch, daß sie diese Verstümmelung dem Menschenmorde gleichsetzten, waren sie im Stande, jene Priester von diesem Verbrechen abzuhalten. Noch mehr: die Valerianer, eine Religionssecte, denen durch das Beispiel des Origenes die Sinnen verwirrt gemacht waren, hielten diese Verstümmelung ihrer selbst nicht nur für eine Pflicht, welche die Religion ihnen auferlegte, sondern sie glaubten auch, an allen denjenigen, die ihnen in die Hände fielen, in Gutem oder in Bösem dieselbe Pflicht ausüben zu müssen. — In Italien war die Castration der Knaben, um sie zu Sopransängern zu machen, ehemahls sehr häufig. Clemens XIV. verbot diesen Mißbrauch. Nichts desto weniger dauerte die Castration in Italien noch lange nachher fort, und ward in gewissen Städten nicht nur geduldet, sondern selbst so schamlos ausgeübt, daß diejenigen, welche dergleichen Operationen verrichteten, sich dem Volke durch öffentliche Anschlagzettel zu erkennen gaben. In der neuern Zeit sind nachdrücklichere Gesetze dagegen gegeben worden. — Ein Castrat bedeutet noch jetzt (von seinem Ursprung) einen Sopransänger bei den Operntheatern. — Castriren ist das Zeitwort für die Handlung der Castration, wird aber auch figürlich gebraucht, besonders (im übeln Sinne) bei Schriften, welche von der Censur oder ungeschickten Editoren, bei Schauspielen, die von merkantilisch geleiteten Directoren, durch Streichen bedeutender Stellen, verstümmelt werden. — Castriren heißt bei den Thieren im Allgemeinen Verschneiden, Schneiden, ein Schwein schneiden; dann auch, bei den Pferden, Wallachen; bei den Hähnen Kappen oder Kapaunen ꝛc.

Castrum Doloris (Trauerbühne), wird unrichtig mit Catafalk gleichbedeutend gebraucht. Der Catafalk (das Trauer-

gerüst) ist blos die stufenartige Erhöhung des Sarges eines zu feiernden erhabnen Todten mit der denselben umgebenden Kerzenerleuchtung und den dazu gehörigen Verzierungen und Waffen, Inschriften ꝛc., welche sich in einer Kirche, ohne daß diese übrigens eine Veränderung zu erleiden braucht, oder in einer Privatwohnung befinden kann. Das Castrum Doloris aber ist der ganze Raum, worin ein Catafalk sich befindet, nebst allen Zubehören, gewöhnlich in der Behausung eines Verstorbenen. Wenn eine fürstliche oder andere vornehme Person, deren Familie dem Verewigten diese Ehre gewähren will, gestorben ist, wird der Sarkophag (der gewöhnlich nur eine Repräsentation ist, weil die Naturgesetze selten eine so lange Aufbewahrung der Leichen erlauben) des Verstorbenen auf einer stufenmäßig erhöhten schwarz bedeckten Estrade (dem eigentlichen Catafalk) zur Schau ausgestellt. Die den Rang des Todten charakterisirenden Zeichen sind, wenn es eine Privatperson ist, auf den Sarg gelegt (wie etwa Degen, Epauletts ꝛc. eines Officiers), oder einzeln auf 4 bis 6 den Sarg umgebenden dazu apprirten Tabourets befindlich (die Reichs- oder fürstlichen Insignien), wenn es ein regierendes Haupt oder zur Herrscherfamilie gehörig gewesen. Candelaber umgeben den Sarg. Ein Thronhimmel bedeckt ihn. Vier Marschälle stehen an dessen Pfeilern. Der im Dienste des verstorbenen Fürsten dessen Person zunächst gestandene Officier oder Offiziant steht zur Linken am Kopfende des Sarges, mit der rechten Hand denselben berührend, zum Zeichen der auch über das Grab hinreichenden Anhänglichkeit. Das Zimmer ist schwarz ausgeschlagen, mit silbernen Festons, passenden Allegorien ꝛc. ernst und edel verziert, und mit zahlreichen Kerzen erleuchtet, die von sinnreich geordneten Wandleuchtern den Betrachter aus der dunkeln Nacht des Todes, welche von den schwarzen Umgebungen ihn anspricht, in das helle schöne Gebiet des Hoffens und des Glaubens führen, und die Thränen, so die düstere Farbe hervorgelockt, schnell und bedeutend trocknen sollen. — Ein solches geschlossenes Zimmer, oder die Kirche, oder Kapelle, wenn sie dazu eingerichtet worden, heißt eigentlich nur Castrum Doloris. Die Franzosen nennen es Chambre ardente, durch Ausdehnung dieses Ausdrucks, der eigentlich im 17. Jahrhunderte ein für hohe auf Staatsverbrechen angeklagte Personen bestimmtes Gericht bedeutete, wo die Beschuldigten in einen schwarz ausgeschlagenen und durch Kerzenlicht erleuchteten Saale verhört und gerichtet wurden.

Casuar, nach dem Strauße der größte Vogel; er mißt vom Schnabel bis zu den Klauen 5½ Fuß. Die Flügel des Casuars sind noch kleiner als die des Straußes, und zum Fliegen ganz unbrauchbar. Statt der Schwungfedern hat er an jedem 4 bis 6 kahle Schäfte, die den Stacheln eines Stachelschweines gleichen. Sein Lauf ist so schnell, daß ihn die flüchtigsten Jagdhunde nicht einholen können. Er bewohnt Ostindien, besonders Java und die Molucken. Seine Nahrung besteht aus Vegetabilien. — Am Botanybay und Port Jackson hat man eine neue Gattung Casuare entdeckt, die noch weit größer sind, und sie neuholländische genannt.

Casuistik ist der Theil der Moral, welcher sich mit den Grundsätzen beschäftigt, nach welchen schwere Gewissensfälle (besonders wo Collision der Pflichten eintritt) entschieden werden müssen. Kant nennt sie die Dialektik des Gewissens. — Daher Casuist ein Moralist, welcher dergleichen Gewissensscrupel zu lösen sucht.

Berühmt sind die Casuisten unter den Jesuiten, z. B. Escobar, Sanchez, Busenbaum u. a. m., eben so sehr durch ihr Talent im Erfinden solcher Fälle, als durch die Zweideutigkeit und Seltsamkeit ihrer Rathschläge.

Cäsur heißt derjenige Punct des Metrums, Versmaßes oder Takts (s. d. Art. Versmaß), wo ein Wortfuß, oder vielmehr ein Wortrhythmus endet. Eine rhythmische Figur, deren Ausdruck ein Wortfuß ist, tritt als solche, mithin selbstständig, in das Metrum ein, droht, sich behauptend, es zu unterbrechen, wird aber, durch die organische Gewalt des fortschreitenden Metrums beherrscht, Ausdruck des herrschenden Taktes oder Versmaßes. Es gibt sich also hier ein beseitigter Widerstreit, eine Differenz, oder eine Bewegung und Gegenbewegung kund zwischen Rhythmus und Metrum, Wortfuß und Zeitfuß, oder rhythmischer und metrischer Periode (s. Rhythmus). Daher nennt der verdienstvolle Uebersetzer des Sophokles und Kritiker des Schönen, Solger, die Cäsur die Art, wie Rede und Metrum einander zu- und entgegenstreben, oder den durch Rede bestimmten Versabschnitt, nur daß mit dem Wort Rede die Sache aus der zweiten oder gar dritten Hand genommen wird. Denn nicht Rede überhaupt, sondern schon rhythmische Rede, Wortrhythmus, tritt und greift in den Vers ein, und das Product der einen Sphäre wird zum Factor einer andern; es ist eine Möglichkeit der Verschiedenheit rhythmischer Reihen bei Gleichheit der metrischen gegeben (vgl. Rhythmus). Nun kann aber die Cäsur entweder auf das Ende, oder in die Mitte einer metrischen Reihe, oder eines Taktes, fallen. Im ersten Fall ist sie eine mit der Versgrenze zusammenfallende Rhythmusbegrenzung, oder Rhythmusumriß, und heißt dann lyrisch. Dies geschieht auf der letzten Hauptarsis (dem guten Takttheile), sie mag nun im ersten Moment (s. Rhythmus) schließen, wo dann die Cäsur unbeweglich heißt, oder auf dem zweiten, dritten austönen, in welchem Falle die Cäsur beweglich genannt wird. Hier halten also Satz und Wortrhythmus gleichen Schritt mit dem absoluten Rhythmus in gleichmäßiger Entwickelung. Im zweiten Falle dagegen halten Metrum und rhythmische Form nicht gleichen Schritt (obgleich Satz und Wortrhythmus sich zu einander wie Figur und Glied verhalten, mithin auch hier wieder innerhalb einer untergeordneten Sphäre eine Entwickelung, Ausgebärung Statt findet, wie in der sie umfassenden größern) und die Cäsur wechselt durch alle Stellen des Verses. Dies ist die declamatorische Cäsur, welche von einigen Metrikern mit der Pause verglichen worden ist, wie man die lyrische vielleicht Cadenz nennen könnte. — Hieraus nun ergeben sich folgende Regeln für die Cäsur: Da Wortfüße das Material derselben sind, so dürfen diese in der declamatorischen nicht gleichen Schritt mit den Versfüßen halten, welches ja nur Negation des Charakters der Cäsur wäre und den Vers matt und lahm macht, z. B.

Morgen | röthe | goldne | frühe | unsre | Lieder | schallen | dir,

sondern die Wortfüße müssen mannichfaltig wechselnd sich im Gebiete des herrschenden Taktes bewegen. Ferner dürfen keine schwächlichen, matten Wortfüße gewählt werden, wie der schon den Alten verhaßte und im Hexameter zumal verpönte Amphibrachys (⏑ — ⏑). Dann dürfen nicht gleiche Wortfüße hinter einander gleiche Versfüße füllen, z. B.

Schattenreiche, grauenvolle, grabesdunkle Mitternacht,

vielmehr hebt Contrast des Versaccents und der Versarsis den Vers sehr. Endlich müssen auch größere Wortformen gehörig vertheilt gebraucht werden, wobei freilich die Klippe der leicht parodisch werdenden ungeheuern Formen sorgfältig zu vermeiden ist. Uebrigens ist Cäsur nicht Schluß einer metrischen Reihe, sondern einer rhythmischen und metrischen zugleich, und keine Cäsur macht eine Sylbe lang, die es nicht schon rhythmisch ist. Alles Gesagte machen wir zur Uebersicht in wenig Beispielen deutlich. Lyrische unbewegliche Cäsur hat der Vers:

— ⏑ — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ — ⏑ ‖ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ | — —

Lieder tönen, es rauscht der Berge ‖ rebenbekränzete Waldung

bewegliche:

— — ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ ‖ — — ⏑ ⏑ | — —

Hell glänzen die Meereswellen ‖ froh tanzend im Mondlicht

an den mit ‖ bezeichneten Stellen. Declamatorische Cäsuren sind

— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ ‖ — ⏑

Jetzt, Holdselige, | gilt es Geduld | und beharrliche Kühnheit

an den mit | bezeichneten Stellen. — Beide Arten von Cäsuren zu unterscheiden, hat Apel die lyrische Abschnitt, die declamatorische Einschnitt genannt. Eine Untersuchung über die Zulässlichkeit oder Unzulässlichkeit mancher Cäsuren im ernsten Hexameter gehört nicht hierher. Wa.

Casus nennen wir in der Grammatik die verschiedenen Beugungen, welche ein Nomen oder Pronomen durch Umwandlung seiner Endsylbe erleidet, um dadurch auszudrücken, in welchem Verhältnisse es gedacht wird. Da diese Verhältnisse selbst sich auf keine bestimmte Zahl beschränken lassen, auch viele derselben durch Präpositionen bezeichnet werden, so ist die Zahl der Casus in verschiedenen Sprachen verschieden. Die gewöhnlichsten Casus sind: der Nominativ, in welchem das Nomen in seiner ursprünglichen Gestalt als Subject erscheint; der Genitiv, welcher das Nomen in dem Verhältniß der Abhängigkeit von einem andern Nomen zeigt; der Dativ, welcher das Verhältniß eines Nomens zum Object bezeichnet; der Accusativ, welcher das Object in seinem Verhältniß zum Subject darstellt; endlich der Vocativ, welcher das angeredete Nomen bezeichnet, und der Ablativ, der sehr verschiedene Verhältnisse ausdrückt, wofür in den meisten Sprachen Präpositionen gebraucht werden.

Catachrese, oder Ausdehnung, gehört zu den Tropen, oder Wortfiguren, welche die Basis der rhetorischen Figuren sind und sich oft mit diesen vermischen. Die Catachrese ist der, wegen Mangels eines dazu gehörigen Ausdrucks, gerechtfertigte Gebrauch eines Wortes (oder mehrerer) in einem, zwar der angenommenen Bedeutung widersprechenden, doch aber durch eine logische Ausdehnung leicht faßlichen Sinne, wie z. B. ein silbernes Hufeisen. Die Catachrese kann fehlerhaft gebraucht werden, wenn man ihren Sinn ungeschickt deutet und etwa von „duftenden Tönen, holdklingenden Mondstrahlen" u. dgl. spricht; richtig angewendet aber ist sie oft von großer Wirkung und kömmt von allen Tropen (wegen des Mißverhältnisses zwischen dem Eigentlichen und Bildlichen) am häufigsten und täglich, unbewußt, in der Rede vor. „Schwellende Triebe, Falten des Herzens, wachsende Leidenschaften" ꝛc. sind Catachresen.

Catacomben werden die berühmten unterirdischen Grabgewölbe in Aegypten genannt, in denen die künstlich einbalsamirten Leichname der Verstorbenen aufbewahrt wurden. In Italien, vor-

züglich in Rom, aber auch bei Neapel und in Sicilien, findet man ähnliche unterirdiſche Gänge, die man ebenfalls Catacomben nennt, über deren eigentliche Beſtimmung aber man ungewiß iſt. Sie erſtrecken ſich noch jetzt über eine deutſche Viertelmeile unter Rom hin, und man findet bald große, bald kleine Behältniſſe, bald Säle darin, die durch lange Gänge unter einander verbunden ſind. Zugleich trifft man häufige Inſchriften und ſteinerne Särge an, welche beweiſen, daß viele von den Chriſten der erſten Jahrhunderte hier begraben wurden; daher ſie auch von jeher die große Vorrathskammer der Reliquien geweſen ſind. Auch hielten die erſten Chriſten in den Verfolgungszeiten hier häufig ihre geheimen Verſammlungen.

Catacuſtik, die Lehre vom Wiederſchalle oder Echo.

Catafalk, ſ. Caſtrum Doloris.

Catalani (Angelica), verehelichte Valabrègue, eine der berühmteſten jetzt lebenden Sängerinnen, iſt 1784 zu Sinigaglia im Kirchenſtaate geboren, und in dem Kloſter Gubbio, bei Rom, erzogen. Muſik iſt eine der Hauptbeſchäftigungen in dieſen Erziehungsanſtalten. Die Catalani entwickelte ſchon in ihrem ſiebenten Jahre ein ſo ausgezeichnetes Talent für den Geſang, daß ſelbſt von fern die Menſchen herbeiſtrömten, um ſie zu hören, und endlich die Obrigkeit dem Kloſter unterſagte, das Wundermädchen ferner ſingen zu laſſen. Aber die Achtung eines Cardinals und die Liebe des berühmten Boſello erhielten und erzogen ſie der Kunſt. In ihrem 15. Jahre erſchien ſie zu Venedig mit ausgezeichnetem Beifall auf dem Theater, und trat von nun an mit wachſendem Enthuſiasmus auf den Theatern von Mailand, Florenz, Rom, Trieſt ꝛc. meiſtens in den großen Sopranpartien auf. Ein glänzender Ruf zog ſie nach Liſſabon, wo ſie neben dem herrlichen Crescentini und der berühmten Gafforini 5 Jahre lang die Zierde der italieniſchen Oper war, und endlich mit Geſchenken und Empfehlungen begleitet nach Madrid reiſete. Hier brachte ihr das erſte Concert über 2500 Guineen ein, und ihr Ruhm verbreitete ſich über ganz Europa, als ſie 1806 in Paris erſchien, und dort in einer Reihe von Concerten Alles in Erſtaunen ſetzte. In demſelben Jahre reiſete ſie noch nach London ab, wo ſie im erſten Jahre einen fixen Gehalt von 72,000, und in den folgenden Jahren von 96,000 Franken, nebſt 2 Concerten, jedes von 30,000 Franken genoß, und nebenbei während der 8 Jahre durch ihre Reiſen in den Provinzen, in Schottland und Irland ungeheure Summen erwarb. 1814 kehrte ſie nach Paris zurück und übernahm die Direction der italieniſchen Oper, welche ſie jedoch 1815 bis zu Buonapartes zweitem Sturze wieder verlaſſen mußte, während welcher Zeit ſie mit ihrem Gemahl Belgien bereiſete. Die italieniſche Oper gerieth unter ihrer Direction angeblich in Verfall. Wahrer iſt, daß eine ſolche Unternehmung die Kräfte jedes Privatunternehmers überſteigt, und auf die Dauer ohne Unterſtützung der Regierung ſich nicht erhalten kann. Im J. 1816 machte ſie eine Reiſe durch die bedeutendſten Städte Deutſchlands, wie Hannover, Hamburg, Berlin, Leipzig, Frankfurt, München, Wien, Stuttgart, Carlsruhe, und Italien, und wurde zum erſtenmal nicht blos angeſtaunt und blind verehrt, ſondern auch gründlich beurtheilt. Sie erhielt einen Platz unter den bedeutendſten Sängerinnen ihrer Zeit angewieſen, da eine Erſte und Einzige kaum denkbar iſt, und ſie an einzelnen bedeutenden Eigenſchaften und Erforderniſſen des Geſanges mancher früheren und noch lebenden Künſtlerin nachſteht. Ihren Ruhm verdankt ſie

einem angenehmen Aeußern, einem lebhaften Spiel, der außergewöhnlichen Klangkraft und einer herrlichen Beweglichkeit ihrer Stimme, einem seltenen reinen Triller, einem ausnehmenden Reichthume schwieriger, auffallender, mehr glänzender als schöner Figuren und Verzierungen, besonders in der chromatischen Tonleiter, und einer ganz eigenen wundersamen Verbindung dieser Vorzüge zu einem fremdartigen Ganzen, welches mehr geeignet ist, Staunen und Bewunderung zu erregen, als zu dem Herzen zu sprechen. Da sie auch nach ihrer Zurückkunft nach Paris fortwährend bei der italienischen Oper in Paris höchst bedeutend einbüßte, so gab sie die Unternehmung im J. 1818 ganz auf, und ging wieder auf Reisen. Sie besuchte im J. 1818 München, Wien, Dresden, Weimar, Carlsbad und Aachen; später Petersburg und Warschau.

Catalonien, die östlichste Provinz in Spanien. 580 Quadratmeilen, über 800,000 Einwohner, beinahe ganz bergig und vom Ebro und Segra durchströmt. Die Hauptstadt ist Barcelona (s. Spanien).

Cataract, s. Staar und Wasserfall.

Catarrh, s. Schnupfen.

Cataster heißt eigentlich jedes tabellarische Verzeichniß von Dingen, z. B. Stämmchen in einer Baumschule: gewöhnlich wird der Begriffename den catastrirten Dingen vorgesetzt, daher Baumcataster, Hauscataster, d. i. Verzeichniß der Häuser einer Stadt, eines Dorfes, Viehcataster. Immer wird eine sorgfältige und prüfende Zählung vorausgesetzt, daher sagt man auch, ein Cataster aufnehmen. In unsern steuersüchtigen Tagen ist der Name Cataster fast ausschließlich bei Steuerrealien, besonders der Grundsteuer, im Gebrauche. Er ist dermaßen in Gebrauch gekommen, daß man statt Steuercataster schlechthin Cataster schreibt und spricht, z. B. A. hat nach dem Cataster 10 Thlr. zu zahlen; das Cataster wird revidirt oder ein neues Cataster aufgenommen. In diesem Sinne ist daher das Cataster ein genaues Verzeichniß von allem Grundeigenthume, wonach die Steuern vertheilt werden. Ein solches Steuercataster aufzunehmen ist an sich keine geringe Sache und sehr kostbar. Frankreich fing durch Colbert das Catastriren an, hat schon über 32 Millionen Franken darauf verwendet, und hat noch ungefähr 100 Mill. darauf zu verwenden, bis es alle steuerbare Grundstücke im Cataster liegen hat. Das Catastriren fand von Anfang manche Schwierigkeit, wozu wir die frühere ungleiche, aber darum in den Steuerrollen der Bequemlichkeit wegen doch fortgeführte, Besteuerung der Grundstücke zählen. Größer war aber die Widersetzlichkeit der Adelichen, der Güterbesitzer und der Geistlichkeit. Die adlichen und geistlichen Stände des Bisthums Osnabrück zahlten z. B. 80,000 Thaler zu der Behufs eines Steuercatasters bewirkten Landesausmessung, unter der Bedingung, daß ihre Güter nicht mit vermessen, sondern auf den Charten in blanco verbleiben sollten, was auch bis 1809 so blieb und ferner geblieben sein würde, wenn nicht die französische Verwaltung einige Jahre im Lande geübt worden wäre. Ein andermal erschrickt man vor der Totalsumme der Kosten, wenn man vernimmt, daß eine Quadratmeile 2000 Thlr., wie in einzelnen Departements von Frankreich, oder 7000 Thlr., wie bei einzelnen Gegenden am Rheine, kosten werde. Die Kosten sind um so größer, je schwieriger die Vermessung, was der Fall ist, wenn viele kleine Stücke vorhanden sind, die alle einzeln vermessen und berechnet werden müssen. Es ergibt sich hieraus, daß man ei-

entlich nicht beſtimmen kann, wie viel eine einzelne Meile koſten werde. Indeſſen kann man im Durchſchnitt etwa 4000 Thlr (16,000 fr.) auf die deutſche Quadratmeile annehmen. Zwei Drittel der ſämmtlichen Koſten fallen ungefähr allein auf die Vermeſſung. Dieſe iſt aber bei einem genauen Cataſter ſchlechterdings nöthig. — Ein Hauptinderniß liegt häufig in dem Mangel an Kenntniſſen der obern Behörden, welche gewöhnlich die von ihnen ausgehenden Verordnungen unvollkommen ausfertigen. Eine noch andere gemeine Schwierigkeit legt man in die wenige Vorbereitung zu dem ſo wichtigen Geſchäfte. Sodann fehlt es in der Regel an Landmeſſern, die wie die Aerzte mit ihrer Kunſt ein Gewerbe treiben, und kommen darum von beiden nicht mehr auf eine Quadratmeile, als darauf Unterhalt finden. Im Durchſchnitt findet man auf einer Quadratmeile nur einen Feldmeſſer, der eine Flurcharte aufzunehmen im Stande iſt. Gibt es, wie hier, nun mehr Arbeit, ſo fehlt es an Feldmeſſern. Endlich beklagen ſich auch dieſe über die vorgefundene mangelhafte Landeskenntniß, wodurch ſich ihre Arbeit erſchwert. Es bedarf darum zum Beginnen des großen Werkes, da wo es unternommen wird, einer großen Vorbereitung, wenn etwa das Achtfache des bisherigen Vermeſſens bewirkt werden ſoll. Weil das zu verfertigende Cataſter weiter nichts iſt, als eine äußerſt genaue Statiſtik, die indeſſen Millionen anzufertigen koſtet, ſo iſt ſie nicht ohne eine genaue vorläufige Kenntniß des Landes zu unternehmen, indem der Verfertiger ohne dieſe Kenntniß ſchwer auffindet, wie ſolche zweckmäßig zu ordnen ſei. Es ſoll ja, einmal vollendet, ſich auch immer erhalten, und zwar in allen Bewegungen der Geſellſchaft folgen, ohne je in Verwirrung zu gerathen. Dergleichen Landescataſter werden in 3 Abſchnitte getheilt: 1) Vorarbeiten des Cataſters, 2) Anfertigung des Cataſters und 3) Erhaltung des Cataſters. Auf die Vorbereitung werden 2 bis 3 J. verwendet. Da das Cataſter eine Statiſtik aller Gemeinden iſt, ſo iſt jede Gemeinde wiederum als ein Theil oder als ein kleiner Staat anzuſehen, deſſen Glieder alle in einem Steuerverbande liegen, und die über ihr Grundeigenthum mit An- und Abſchreiben ein fortlaufendes Contocurrent führen. Das erſte Geſchäft iſt, daß man die Grenzen der Gemeinden richtig ſtellt, ſie umgeht, ein Grenzprotocoll und eine Grenzcharte aufnimmt, damit man wiſſe, was zu jeder Gemeinde gehört. Sodann werden die darin liegenden Wege aufgenommen und eine Umfangscharte gezeichnet auf der die Grenzen der Haiden, Moräſte ꝛc. angegeben werden. Alle Umfangscharten werden zuſammengezeichnet, und bilden die Kreischarten, wobei man alle vorhandenen Hülfsmittel, an Landcharten, Dreiecken ꝛc. benutzt. Nach dieſen Charten wird nun die Größe des ganzen Kreiſes nach Morgen oder Ackern berechnet, ſo wie die Größe jeder Gemeinde mit Angabe der Waldungen, Moräſte, Teiche ꝛc. dargeſtellt. Nun wird durch einen Feldmeſſer ein Flurbuch aufgenommen, d. i. ein Verzeichniß der vorgefundenen Grundſtücke, welche numerirt und mit den Namen der gegenwärtigen Beſitzer verſehen werden. Iſt die Umfangscharte fertig, ſo beginnt die Abſchätzung der ſämmtlichen Grundſtücke nach der Reihe in einer Gemeinde. Dazu werden der Steueraufſeher und ſachverſtändige Landwirthe beordert. Der ausgemittelte Werth wird bei jedem Stücke im Flurbuche nach angenommenen Claſſen angemerkt. Auf dem ſtatiſtiſchen Bureau des Regierungsbezirks werden nun alle Theile zuſammen geſtellt, vereinigt und in Tabellen gebracht. — Alle Vortheile einer ſolchen 2 bis 3jäh-

rigen Vorarbeit führt man an: 1) die dadurch erlangte beſſere Kenntniß des Landes; 2) die dabei veranlaßte Bildung des Perſonals, vom Präſidenten bis zum gemeinen Gehülfen herab; 3) die Wegräumung mancher Hinderniſſe; 4) die darnach zu machende Ausgleichung ungleicher Steuervertheilungen und endlich 5) daß man insbeſondere für die nächſtfolgenden Jahre in Menge zu brauchende Geometer praktiſch anzieht. Das zweite Hauptgeſchäft iſt die Anfertigung des Cataſters. Die Grundlage deſſelben iſt die Ausmeſſung eines jeden einzelnen Grundſtücks, es ſei Garten, Acker, Wieſe, Wald ꝛc. und das Auftragen derſelben in die Flurcharte. Iſt die Gemeindeflur groß, ſo wird ſie nach Verhältniß der Größe in mehrere Abtheilungen (Sectionen) getheilt, wobei man aber auf natürliche Grenzen, als Wege, Fußſteige, Teiche u. dgl. ſieht. Der Maßſtab einer jeden Flur wird ſo genommen, daß ſie auf einem großen Bogen Papier Platz findet; wo denn nachher alle Flurcharten bequem in einen Atlas zuſammengebunden werden können, in welchem die erſte die Generalcharte iſt, welche angibt, wie alle Sectionen in einer Gemeinde an einander ſtoßen. Dieſe iſt im kleinſten Maßſtabe gezeichnet, z. B. bei Dörfern von 1000 zu 1, bei mittlern Ackervertheilungen von 2000 zu 1; bei Waldungen, Halden u. ſ. w. von 4000 zu 1, und bei der Generalcharte der Gemeinde von 10 000 zu 1. Ueber jede Section wird eine Flurcharte aufgenommen, und dazu eine Abtheilung im Flurbuche gemacht. In dieſem liegen und ſind die Stücke, wie ſie auf einander folgen, verzeichnet. Im Flurbuche bleibt hinter jedem Stücke ein Raum leer, damit in demſelben bei der Beſitzveränderung der Name des jedesmaligen Beſitzers geſchrieben werden kann. — Außer dem Flurbuche wird noch ein Erd- oder Erbebuch angefertigt, in welchem die Grundbeſitzer einer Gemeinde nach alphabetiſcher Ordnung ihre Grundſtücke, die ſie beſitzen, zuſammengeſtellt finden, ſie mögen liegen, in welcher Section ſie wollen. In der Folge werden die, welche ein Einzelner neu erwirbt, z. B. durch Kauf, Erbe, Tauſch, hinzugeſchrieben, und die er abgibt, geſtrichen. Die Flurcharte, das Flur- und Erbebuch, als die 3 weſentlichen Stücke, auf denen die Genauigkeit und Erhaltung des Cataſters beruht, nehmen gewöhnlich $\frac{2}{3}$ von allen Koſten der Cataſtrirung weg. Damit die Stücke auf der Flurcharte genau ſo liegen, wie ſie auf dem Felde folgen, ſo werden zuerſt eine Anzahl feſter Puncte beſtimmt, von denen der Landmeſſer beim Auftragen der Stücke ausgeht, wodurch alles Verſchieben verhütet wird. Damit aber auch alsdann auf der Gemeindecharte die Sectionen gehörig an einander ſchließen, ſo werden ſie ebenfalls durch feſte Puncte mit einander verbunden. Die Entfernung dieſer Puncte und ihre Lage gegen einander werden mit kleinen Dreiecken beſtimmt, welche der Landmeſſer auf ſeinem Meßtiſche mit dem Viſirrohr aufträgt. Der Oberlandmeſſer des Kreiſes zeichnet nachher eine Kreischarte, im Maßſtabe von 5000, in welcher er die Gemeindecharten, die im Maßſtabe von 10,000 ſind, vereinigt. Damit dieſe gehörig an einanderſchließen mögen und damit für jede ohne langes Probiren die rechte Stelle gefunden wird, wohin ſie gehören, ſo überzieht er den Kreis mit einem Dreiecke, ſo daß in jeder Gemeinde wenigſtens 2 bis 3 feſte Puncte ſind. Dieſe Puncte gibt er ſeinen Landmeſſern, und indem dieſe ſich mit ihren Gemeindecharten anſchließen, ſo kommt jede dahin zu liegen, wohin ſie gehört, und ohne alle Verſchiebung. — Aus der Kreischarte wird eine Charte

des Regierungsbezirks oder der Provinz, im Maßſtabe von 100,000 zu 1 zuſammengezeichnet; und damit die 10 oder mehreren Kreiscarten gehörig ſchließen, ſo überzieht der Director der Cataſters den Regierungsbezirk mit großen Dreiecken von 2, 3, 4 und 5 Stunden-Seiten. Dieſe theilt er den Oberlandmeſſern mit und dieſe ſchließen ſich an dieſe Dreiecke an, indem ſie eine Seite derſelben als ihre Standlinie anſehen, von der ſie bei der Meſſung ihrer kleinen Dreiecke ausgehen. Indem das große Dreieckneß aſtronomiſch orientirt iſt und voll Nord liegt, ſind auch alle Puncte orientirt, die hiermit zuſammenhängen, und jede Gemeindecharte liegt voll Nord. Auf dieſe Weiſe erhält man zugleich eine genaue Landcharte. Ueber das Meſſen ſelbſt ſehe man: Benzenbergs praktiſche Geometrie, 3 Thle. Nachdem alle Stücke von den Landmeſſern aufgenommen ſind, fängt die Claſſirung und Abſchätzung derſelben an, um den Reinertrag derſelben zum Behuf der Beſteuerung zu beſtimmen. Dazu nimmt man gewöhnlich den mittlern Pachtpreis an. Als Anhaltspuncte müſſen die wirklich beſtehenden Pächte dienen. Iſt aber die Abſchätzung vollendet, ſo ſieht ſie der Steuerdirector durch und ſchickt ſie in jede Gemeinde, damit ſie die Gemeindebehörde ebenfalls durchſehe, oder durch eine Commiſſion prüfen laſſe. Es wird alsdann eine Kreisverſammlung gehalten, wobei der Landrath oder ein ſonſtiger Beamter präſidirt, der Steuerdirector, der Steueraufſeher und Abſchätzer zugleich zugegen ſind. Hier werden alle Abſchätzungen mit einander verglichen und alle Einwendungen der Deputirten zum Protocoll genommen. Aus dieſem bearbeitet der Steuerdirector nachher den definitiven Anſchlag für jede Culturart und jede Claſſe des Bodens jeder Gemeinde, der dann endlich dem Regierungspräſidenten zur Beſtätigung vorgelegt wird. Nach erfolgter Beſtätigung wird der ſogenannte Reinertrag von jedem Stücke nach ſeiner Größe und Claſſe berechnet und hiernach das Flurbuch, das Erd- und Erbebuch und die Steuerrolle für jede Gemeinde angefertigt. So iſt der Geſchäftsgang bei den Cataſtrirungen in den jetzt preußiſchen Rheinprovinzen. Drittens kommt die Erhaltung des Cataſters in Betracht. Vorerſt müſſen die gehörigen An- und Abſchreibungen im Flur- und Erdebuche gemacht werden. So oft in der Folge ein Stück in andere Hände geht, wird das Ab- und Zuſchreiben erneuert. Verſchwindet ein Name durch Wegzug oder Tod, ſo wird ſein Artikel gelöſcht. Kommt ein neuer Name in die Gemeinde, ſo wird dieſem im Supplementbande des Erbebuches ein neuer Artikel gegeben. In 25 Jahren iſt alles Grundeigenthum gemeiniglich in andere Hände gegangen. So viel nun immer Veränderungen erfolgen mögen, ſo muß doch die Flurcharte immer der Vertheilung des Bodens folgen, wenn anders das Cataſter in Ordnung verbleiben ſoll. Damit nun dieſe erhalten werde, muß eine ſolche Einrichtung getroffen werden. Beim Gemeindeatlas iſt ein Supplementband, welcher eben ſo viel weiße Charten hat, als der Atlas Flurcharten. Wird z. B. ein Stück getheilt, etwa in der Section D, ſo wird dieſes in dem Supplementcataſter in die Section D mit der neuen Eintheilung gezeichnet und jedem Stücke wird nun außer der alten Hauptnummer eine Rebennummer gegeben; z. B. $37.^{1}$ $37.^{2}$ $37.^{3}$. Im Flurbuche wird nun das Stück gelöſcht und im Supplementbande wieder als 3 neue Stücke vorgetragen, mit denen nun das Contocurrent ſo fortgeſetzt wird, als wären ſie ſchon

bei der Verfertigung des Cataſters getheilt geweſen. Alle 25 Jahre iſt wieder eine Reviſion des Cataſters vorzunehmen. Bei dieſer werden alle Theilungen aus dem Supplementbande entnommen und in das Flurbuch in gehöriger Folge getragen. Wird auf dieſe Art immer fortgefahren, ſo veraltert das Cataſter nie. Als Beiſpiel einer Landescataſtrirung wählen wir die in Frankreich vorgenommene, zumal ſie uns zugleich einen ſcharfen Blick in dieſes merkwürdige Reich thun läßt. Das

Cataſter von Frankreich hat ſowohl hiſtoriſchen als ſtatiſtiſchen Werth und darum auch im Auslande allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Die erſte Idee dazu ſoll der Miniſter Colbert gegeben haben und es wurde noch vor ſeinem Tode in einem Theile des Landes ausgeführt. Die verſchiedenen Provinzen ſollten ihr eigenes Cataſter erhalten. Da jedoch die Grundſtücke der Adlichen, der Geiſtlichkeit und der Städte, die von ihrem unbeweglichen Eigenthume nichts bezahlten (vgl. d. Art. Grundſteuer von Frankreich), ausgenommen waren, ſo blieb das Unternehmen unvollkommen. Erſt 1791, als durch ein Geſetz die allgemeine Grundſteuer eingeführt ward, wurde eine neue Vertheilung für das ganze Land gemacht. Aber auch dieſe wurde bei dem großen Mangel an ſtatiſtiſchen Nachrichten unvollkommen. Die Miniſter hatten zwar, wie überall, aufs allertrefflichſte regiert, ohne das Land, welches ſie regierten, zu kennen, ohne zu wiſſen, wie viel in einer Provinz Ackerland, Wieſe, Waldung, Wüſtung ſei, wie viel jedes einbringe, genug ſie vertheilten jährlich die Steuern darauf, unbekümmert, ob dieſe Vertheilung auch gleichförmig, alſo gerecht ſei oder nicht. Um die Fehler der ältern Vertheilung zu verbeſſern, wurde ein allgemeines Cataſter decretirt, das aber der entſtandenen Unruhen wegen nicht gleich in Ausführung gebracht werden konnte. Die gerechten Klagen über ungleiche Beſteurung wurden immer lauter und mußten es werden, denn als man zu cataſtriren anfing, fand ſich, daß ein Departement 4 Mill. und ein anderes 11 Mill. beitrug, da doch jedes 7½ Mill. zu zahlen ſchuldig war. — 1803 verordnete Buonaparte, daß alle Gemeinden Frankreichs gemeſſen und abgeſchätzt werden ſollten. Da aber dieſe Meſſungen nur nach Culturmaßen geſchahen, ſo kamen zwar die Gemeinden gegen einander ins richtige Verhältniß zu ſtehen, aber es blieb die innere Vertheilung der Gemeinden unvollkommen, indem man nur blos die Aecker, Wieſen und Waldungen ꝛc. der Gemeinden, nicht aber auch jedes Beſitzers einzelne Stücke gemeſſen hatte. Erſt als die Arbeit 5 Jahre lang unter vielen Schwierigkeiten, die vorzüglich aus Mangel an guten Landmeſſern und geſchickten Steuerdirectoren entſprangen, fortgeſetzt war, befahl der Kaiſer, daß die einzelnen Stücke vermeſſen und ein vollſtändiges Gemeindecataſter aufgenommen werden ſollte. Seit 1818 iſt dieſe Meſſung und Schätzung, nur auf eine kurze Zeit unterbrochen, fortgeſetzt worden. Bereits ſind etwa 10,000 Gemeinden gemeſſen, 7000 abgeſchätzt und cataſtrirt. Ein Viertel vom Ganzen iſt gemeſſen (etwas über 2000 Quadratmeilen), und über ein Sechſtel (etwa 1500 deutſche Quadratmeilen) iſt cataſtrirt. Die Koſten der ſeitherigen Arbeit betragen 32 Mill. und zur Vollendung des Ganzen mögen noch 100 Millionen Franken erforderlich ſein. Hinſichtlich der Statiſtik von Frankreich hat das Cataſter bereits ſchöne Reſultate gegeben, die wir im Auszuge des Berichts, welchen der Finanzminiſter im J. 1818 der Kammer der Deputirten vorlegte, mittheilen. Zwar iſt das Ganze noch nicht

vollendet, allein man hat an den fertigen Gemeinden und Cantonen treffliche Anhaltspuncte, um in Verbindung mit andern Hülfsmitteln eine vorläufige Statiſtik von Frankreich aufzuſtellen, die an Vollſtändigkeit und Genauigkeit Alles übertrifft, was man in andern Ländern aufgeſtellt hat. Folgende Angaben ſind alle in metriſchen Morgen, deren 10 nahe gleich ſind 39 Magdeburger. Frankreich hat

83 Departements, jedes im Durchſchnitt von 570,000 Morgen
368 Arrondiſſements, jedes . . . . . 129,000 —
2669 Cantons, jeder . . . . . 17,000 —
38990 Gemeinden, jede . . . . . 1,216 —

in Allem 47 Millionen 404,000 Morgen und in dieſen 115 Millionen 268,000 Stücke, alſo in 100 Morgen 243 Parcellen.

Statiſtik von Frankreich nach dem Cataſter.

Culturarten	Morgenanzahl Arpents métriques.	Jährlicher Reinertrag. Frank.	Ertrag auf 1 Morgen.
Ackerland	22,818,000	600,191,000	26 Frank.
Schlagwaldungen	5,125,000	73,463,000	14 —
Hochwald	460,000	5,038,000	11 —
Viehweiden	3,525,000	45,320,000	13 —
Wieſen	3,488,000	184,760,000	53 —
Weinland	1,977,000	86,064,000	44 —
Kaſtanienwälder	406,000	4,410,000	11 —
Obſtgärten	359,000	26,787,000	75 —
Küchengärten	328,000	23,187,000	71 —
Teiche	213,000	3,706,000	17 —
Moräſte	186,000	3,246,000	17 —
Hanffelder und Hopfengärten	60,000	3,311,000	55 —
Erlen- und Weidenbrüche	53,000	2,009,000	38 —
Olivengärten	43,000	2,977,000	69 —
Steinbrüche und Halden	28,000	830,000	3 —
Luſtgärten	16,000	1,674,000	105 —
Maulbeerpflanzungen	13,000	782,000	60 —
Baumpflanzungen	10,000	519,000	52 —
Torfſtechereien	7,000	130,000	19 —
Kanäle zur Schifffahrt	6,000	402,000	67 —
Bewäſſerungskanäle	3,000	140,000	47 —
Verſchied. Arten örtlicher Culturen in den verſchiedenen Departements	780,000	33,448,000	43 —
Oede Ländereien, als Haiden und Sandſchollen	3,841,000	8,067,000	2 —
Verſchiedene kleine Culturarten	213,000	11,797,000	55 —
Aller ſteuertragender Boden	43,958,000	1,121,501,000	25 —

Folgende Grundstücke tragen keine Steuern, als:

Die Staatswaldungen	1,486,000	Morgen
Oeffentliche Plätze, Spaziergänge, Wege, Landstrassen	1,170,000	—
Flüsse, Bäche, Seen	465,000	—
Gletscher, unfruchtbare Berge, Felsen	240,000	—
Nichtstragende Domainen	105,000	—
Gottesäcker	6,000	—
Nicht steuerbare	3,446,000	—
Steuerbare	43,958,000	—
Morgenzahl von Frankreich	47,404,000	—

Zu dem jährlichen Ertrage von 1,121,501,000 Franken Silberrente des steuerbaren Bodens kommt die Silberrente der Gebäude hinzu, für die eine besondere Steuerrolle in jeder Gemeinde unter dem Titel: Propriétés bâtis, aufgenommen ist:

Häuser	5,431,000	Ertr.	303,193,000	Fr. jedes	56 Fr.
Mühlen	76 000	—	18 459,000	— —	243 —
Hüttenwerke und Fabriken	35 000	—	7,509,000	— —	214 —
Gebäude verschiedener Art	14,000	—	1,670,000	— —	119 —
Hammerwerke und Hohöfen	2,000	—	1,958,000	— —	979 —
In Allem	5,558,000	—	332,780,000	— —	60 —

Die zu besteuernde Silberrente wurde also dadurch um 333,000,000 Fr. vermehrt, als durch das Gesetz alles unbewegliche Eigenthum besteuert wurde, folglich auch das Capital, so in den Häusern angelegt worden, und durch diese seine Rente trägt. Die Silberrente vom unbeweglichen Eigenthume der Nation beträgt demnach 1,454,000,000; davon das 9tel Steuern, thut 162,000,000. Die nicht besteuerten Gebäude bestehen in 56,000 Kirchen und Kirchenhäusern auf einer Fläche von 3000 Morgen, und 22,000 öffentlichen oder zum Staatsdienste gehörenden auf 4000 Morgen. Die Hälfte der Fläche des Reichs ist Ackerland (23,000,000 Morgen); der 9te Theil Waldungen; der 15te Viehweide und fast eben so viel Wiese; $\frac{1}{13}$ alles Bodens ist öde Haideland; nur $\frac{1}{180}$ ist Hochland; $\frac{1}{25}$ Weingärten; $\frac{1}{170000}$ Lustgärten und Parks. Zur Silberrente liefern die Gebäude ungefähr $\frac{1}{7}$, das Ackerland $\frac{1}{7}$, die Weinberge $\frac{1}{17}$ und das Brennholz $\frac{1}{20}$. Die vollständigste Nachricht über das französische Catasier findet sich in der Collection de Lois, Décrets, Réglements, Instructions et Décisions sur le Catastre de la France, welche in 5 Bänden 8. in Paris bei Rondonneau herausgekommen ist. 1811 wurden sie auf Befehl des Ministers umgearbeitet und in 1 Quartband gebracht, unter dem Titel: Recueil méthodique des Lois etc. Dazu gehört 1 Foliobond Modelle. Beide Werke sind jedoch nicht in den Buchhandel gekommen, sondern blos an die Agenten des Catasters vertheilt worden, bei denen sie Eigenthum der Regierung bleiben. In Benzenbergs Geschichte des Catasters ist da, wo vom Catasier von Frankreich die Rede ist, ein vollständiger Auszug des Recueil méthodique gegeben, in welchem die 50 Bogen desselben auf 10 zusammengezogen werden. P—l nach B—g.

Catechetik, die Wissenschaft der Regeln, wie man Anfänger und Ungeübte in den Religionswahrheiten des Christenthums vermittelst Fragen und Antworten gehörig unterrichten muß. Eine Catechisation ist folglich eine solche mündliche Unterweisung. Daher Catechet,

Catechisiren. Die Kunst des Catecheten besteht darin, daß er die Begriffe aus den jungen Seelen der Lernenden gleichsam hervorzulocken und zu entwickeln verstehe. Erst in den neuern Zeiten hat man angefangen, diesem Theile der Religionswissenschaft eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, und vorzüglich hat sich Gräffe in Göttingen durch mehrere Schriften darum verdient gemacht. — Der Catechismus ist ein Buch, worin die ersten Anfangsgründe der Religion (auch einer jeden andern Wissenschaft oder Kunst) in Fragen und Antworten vorgetragen werden. — Catechumenen wurden in den ersten Zeiten der christlichen Kirche diejenigen bekehrten Juden und Heiden genannt, welche die Taufe empfangen sollten, in der Kirche einen besondern Platz hatten und bei Austheilung des Abendmahls nicht gegenwärtig sein durften. In der Folge wurden und noch jetzt werden diejenigen jungen Christen so genannt, welche zum ersten Male zum Abendmahle gehen wollen, und durch Unterricht dazu vorbereitet werden.

Categorien nennt man in der Philosophie die höchsten Gattungsbegriffe. Bei den Peripatetikern waren die Categorien von den Categoremen nicht unterschieden, und ihre 10 Categoreme waren auch die 10 Categorien, nämlich Substantia, Quantitas, Qualitas, Relatio, Actio, Passio, Ubi, Quando, Situs und Habitus. Von den Peripatetikern kam diese Lehre zu den Scholastikern. Sie wurde bei diesen in Topik verwandelt, nach welcher man einen allgemeinen Gegenstand des Denkens nach dem Leitfaden der 10 Categorien oder höchsten Gattungsbegriffe durchführte, um zu untersuchen, was für Prädicate nach Anleitung derselben dem Objecte könnten beigelegt werden. In der Leibnitz-Wolfischen Schule wurde diese Lehre in so weit wieder vergessen, daß kein logischer Gebrauch weiter von derselben gemacht wurde, außer daß man die höchsten Geschlechter oder Gattungsbegriffe als eine Lehre ansah, welche in die Metaphysik und besonders in die Ontologie gehöre. Darjes machte Anwendung davon in seiner Logik, besonders in der Lehre von der Bestimmungskunst der Begriffe. Allein auch dies war nichts weiter als Topik, und statt 10 Categorien mit den Peripatetikern anzunehmen, zählte er nur sieben: Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando? Diese Fragen sah er als Bestimmungsgründe eines allgemeinen Begriffs an, mittelst welcher demselben seine synthetische Vollkommenheit gegeben werden sollte. Dies hatte auch unleugbar seinen guten Nutzen. In der kritischen Philosophie wurde diese Lehre gänzlich umgestaltet. Aristoteles hatte so wenig bewiesen, daß mit seinen 10 Categorien die Zahl derselben geschlossen sei, daß er vielmehr zugab, sie könnten noch vermehrt werden. Auch hatte er weiter keinen Gebrauch von ihnen in Hinsicht der Verstandeserkenntniß gemacht, da er sie nicht als Functionen des Verstandes im Denken, sondern als bloße Namen und Worte ansah. Dagegen wollte Kant die Grenzen des Verstandes bestimmen, um a priori die Frage zu beantworten, was kann der Mensch wissen? Hierzu fand er nun die reinen Stammbegriffe oder Categorien tauglich. Nur so weit jene Stammbegriffe reichen, reicht auch die Erkenntniß des Verstandes a priori. Dazu aber bedurfte es einer Deduction, wie aus den logischen Funktionen des Verstandes diese Categorien hervorgehen, als wodurch bewiesen wird, daß es nicht mehr und nicht weniger solcher Begriffe gebe, als angenommen worden. Kant brachte die 10 Aristotelischen Prädicamente auf 4 Categorien oder Elementarbegriffe zu-

rück, und stellte sie in folgender Uebersicht vor: 1. Quantität. Einheit. Vielheit. Allheit; 2. Qualität. Realität. Negation. Limitation; 3. Relation, und zwar der Inhärenz und Subsistenz, der Causalität und Dependenz (Ursache und Wirkung), der Gemeinschaft (Wechselwirkung zwischen dem Handelnden und Leidenden); 4. Modalität. Möglichkeit. Unmöglichkeit. Dasein. Nichtsein. Nothwendigkeit. Zufälligkeit. — Deducirt sind diese 4 Categorien aus den 4 verschiedenen Arten der Urtheile in der Logik. Diese nämlich sind 1. allgemeine, besondere und einzelne, welche die Quantität der Urtheile; 2. bejahende, verneinende und unendliche, welche die Qualität derselben; 3. categorische, hypothetische und disjunctive, welche die Relation derselben; 4. problematische, assertorische und apodictische, welche die Modalität derselben ausmachen. Demnach kann es auch nicht mehr Functionen des Verstandes im Urtheilen geben, als diese vier. Sie machen die logische Form der Urtheile aus, welche der Verstand mittelst der analytischen Einheit zu Stande bringt. Derselbe Verstand bringt aber auch in seine Vorstellungen einen transscendentalen Inhalt, vermittelst der synthetischen Einheit des Mannichfaltigen in der Anschauung. Dies sind die reinen Verstandesbegriffe, die a priori auf Objecte gehen. Der Verstand ist daher durch gedachte Functionen völlig erschöpft, und sein Vermögen dadurch völlig ermessen. Diese Begriffe heißen nun ursprüngliche Grundbegriffe, Stammbegriffe, Elementarbegriffe, Prädicamente, Categorien, reine Verstandesbegriffe in engerer Bedeutung, Formen, Modificationen, Functionen des Verstandes, wodurch er einen Gegenstand denkt, d. h. dem durch die Einbildungskraft verknüpften Mannichfaltigen der Anschauung Einheit und Bewußtsein gibt. Sie sind für den Verstand, was Raum und Zeit als reine Anschauung für die Sinnlichkeit sind. Jeder dieser Begriffe faßt wieder 3 andere unter sich, nach Maßgabe der Verschiedenheit der logischen Urtheile. Diese Elementarbegriffe sind die Basis der Erfahrung, deren Möglichkeit durch sie a priori bedingt wird; und dieß ist der Charakter ihrer Nothwendigkeit. — An und für sich betrachtet, sind diese reinen Verstandesbegriffe als Formen des Denkens leere Namen ohne Bedeutung. Diese bekommen sie erst, wenn sie auf etwas Gegebenes bezogen und angewandt werden. Gegeben aber wird uns etwas nur durch die Erfahrung; und so haben (obwohl Eberhard das Gegentheil behauptet) diese reinen Verstandesbegriffe allein auf Gegenstände der Erfahrung Bezug. Dies zu bewerkstelligen, dienen die vermittelnden Vorstellungen der Zeit und des Raumes, welche eines Theils zur Sinnlichkeit als Formen derselben gehören, andern Theils reine Anschauungen a priori sind. Wenn man nun das Materiale oder das Mannichfaltige, das die Erfahrung den Sinnen darbietet, der Zeit nach verknüpft, so werden dadurch Begriffe erzeugt, welche reale Merkmahle aller sinnlichen Gegenstände sind. Auf diese Art werden jene Urbegriffe versinnlicht; sie werden Merkmahle sinnlicher Gegenstände, und diese können dadurch von übersinnlichen Dingen genau unterschieden werden. Also 1. die Quantität, durch die Zeit bestimmt, gibt Zeitgröße, worunter man nichts anders denken kann, als das Aufeinanderfolgen der Momente, die Zeitreihe. Die successive Addition von Einem zu Einem gibt den Begriff von Zahlen; 2. Qualität in der Zeit ist überhaupt das, was einer Empfindung entspricht; 3. Relation ist das Verhältniß der Realitäten unter einander in der Zeit, die Zeitordnung; 4. Modalität in der Zeit

ist Zeitinbegriff. — Durch die Vergleichung der Categorien mit einander, mit Raum und Zeit verbunden, in Beziehung auf Gegenstände, ergeben sich eine Menge abgeleiteter reiner Verstandesbegriffe, welche Prädicabilien genannt werden können. Hier blieb Kant stehen. Fichte aber ging weiter, und leitete, um Denken und Handeln einander näher zu rücken, und so der theoretischen Vernunft ein eigenes Feld im Practischen einzuräumen, jede Categorie von etwas noch Höherm ab, nämlich von dem absoluten Ich oder dem Ich, als dem Grunde alles Denkens des Ichs. Wenn Kant die Categorien aus den vier verschiedenen Arten der logischen Urtheile ableitet, so sagt Fichte, man müsse von allen Urtheilen, als bestimmtem Handeln, ferner abstrahiren, und blos auf die, durch jene Form gegebene Handlungsart des menschlichen Geistes überhaupt sehen; dadurch erhalte man die Categorie der Realität. Alles, worauf der Satz A=A anwendbar ist, hat nach ihm, in wiefern derselbe anwendbar ist, Realität. Dasjenige, was durch das bloße Setzen eines Dinges (eines im Ich gesetzten) gesetzt ist, ist in ihm Realität, ist sein Wesen. Auf ähnliche Art leitete er die Categorie der Negation aus dem Satze des Gegensatzes —A nicht =A ab, und nennt eine Folgerung vom Entgegengesetzten auf das Nichtseyn die Categorie der Negation. Ein Setzen der Quantität überhaupt, sey es nun Quantität der Realität oder der Negation, heißt Bestimmung (Limitation). — Categorischer Imperativ, das unbedingte Vernunftgebot, das höchste Moralprincip, s. Kant.

Catel, ein bekannter neuerer französischer Componist, gegen 1770 zu Paris geboren, ein Schüler Gossecs, jetzt Lehrer der Composition am Conservatorium daselbst, hat eine große Menge musikalischer Werke in verschiedenen Gattungen herausgegeben, von denen ihm jedoch keines so viel Ruhm erworben, als sein Tractat von der Harmonie, 1802, welchen das Conservatorium zur Grundlage bei dem Unterrichte in der Composition bestimmt hat. In diesem Werke geht Catel bei der Lehre von der Harmonie von einer dem Scheine nach neuen Ansicht aus. Er unterscheidet nämlich 2 Arten von Accorden: die natürlichen und die künstlichen; erstere sollen die natürliche, und letztere, durch verzögertes Eintreten der einen oder der andern Stimme, die künstliche Harmonie hervorbringen. Eigentlich aber ist diese Eintheilung der Harmonie in natürliche und künstliche Accorde nichts weiter, als was wir bereits Jahrhunderte lang theoretisch als Grundsatz des Contrapuncts anerkannt und auch practisch in unsern Compositionen ausgeführt haben. Die practischen Werke Catels bestehen, außer einer großen Menge Sinfonien und Compositionen für Blasinstrumente, in den 3 Opern: Semiramis, L'Auberge de Bagnères und Les Artistes par occasion. — In Deutschland führen 2 in Berlin lebende ausgezeichnete Künstler auch den Namen Catel. Der eine, Louis, ist Architekt, der andere, Franz, Zeichner.

Catharina von Medici, die Gemahlin Heinrichs II., Königs von Frankreich, geboren zu Florenz im J. 1519, war die einzige Tochter Lorenzo's von Medici, Herzogs von Urbino und die Nichte Papsts Clements VII. Franz I. willigte nur ein, sie seinem zweiten Sohne, Heinrich II., zur Gemahlin zu geben, weil er nicht glaubte, daß sie auf den Thron gelangen würde, und weil er eine bedeutende Summe Geldes nöthig hatte, welche Lorenzo ihm verschaffte. Die Vermählung ward 1533 zu Marseille gefeiert. Catharina, eben so schön als geistreich, hatte in Florenz ihren Geschmack für die

Künste ausgebildet, zugleich aber auch die Grundsätze jener damals herrschenden italienischen Politik eingesogen, die stets ihre Zuflucht zu Cabalen, Listen und Treulosigkeiten nimmt, aber einem großen und mächtigen Reiche nicht ziemt. Catharinens Ehrgeiz war unbegrenzt; sie opferte Frankreich und ihre Kinder der Lust zu herrschen; allein nie hatte sie ein festes Ziel, und man kann ihr keinen tiefen Plan beimessen, dergleichen in den Augen der Nachwelt diejenigen rechtfertigen, die sie zu entwerfen vermochten, selbst wann der Erfolg ihren Berechnungen nicht entsprochen. Die Lage, in welcher sie sich bei ihrer Ankunft an dem Hofe von Frankreich befand, gab ihr Gelegenheit, sich in der Kunst der Verstellung immer mehr zu üben. Der Herzogin von Etampes, des Königs Mätresse, und ihres eigenen Gemahls Buhlerin, der Diane de Poitiers, beide erklärte Feindinnen, schmeichelte sie auf gleiche Weise. Ohne Macht, ohne persönliches Ansehn hatte man aus ihrer Gleichgültigkeit vermuthen sollen, daß sie die Unruhe der Geschäfte scheue; aber als der Tod Heinrichs II., welcher 1559 an einer im Turnier erhaltenen Wunde starb, sie zum Herrn ihres Willens gemacht hatte, sah man sie ihre Kinder in einen Strudel von Vergnügungen stürzen, ihnen Schauspiele, um sie zur Grausamkeit zu reizen, und wollüstige Feste geben, um sie durch Ausschweifung zu entnerven. Sie hatte in ihrem Gefolge eine Menge von Ehrendamen, deren Hauptgeschäft war, diejenigen zu verführen, die sie in ihren Anhang ziehen wollte; und mitten unter diesen Zerstreuungen wurden Blutscenen beschlossen, deren Andenken Schauder erregt. Ihr Ansehn unter der Regierung ihres ältesten Sohnes, Franz II., war beschränkt, da dieser Fürst vermöge seiner Verbindung mit der unglücklichen Maria Stuart ganz den Guisen ergeben war. Eifersüchtig auf eine Gewalt, welche sie nicht ausübte, faßte Catharina damals den Entschluß, die Protestanten zu begünstigen; ein verderblicher Plan in einem Lande, wo die catholische Religion ein Reichsgrundgesetz war. Ohne diese falsche Maßregel, wodurch der Muth der Hugenotten und der Ehrgeiz ihrer Häupter gehoben wurde, würden die Religionsmeinungen nicht so langwierige Bürgerkriege in Frankreich verursacht haben. Sie selbst fühlte sich durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Neuerer in Verlegenheit gesetzt, als der Tod Franz II. die Zügel der Regierung während Carls IX. Minderjährigkeit in ihre Hände gegeben hatte. Schwankend zwischen den Guisen, welche an die Spitze der Catholiken nur deshalb getreten waren, weil der Hof sich nicht nachdrücklich genau für die Aufrechterhaltung der Staatsreligion erklärt hatte, und zwischen Condé, Coligni, die mit Hülfe der Protestanten sich Macht und Ansehn verschafften, war sie zu unaufhörlichen Intriguen genöthigt, die ihr keine so große Gewalt verschaffen konnten, als sie durch ein offenes Betragen erlangt haben würde. Verachtet von allen Parteien, aber darüber getröstet, wenn sie dieselben nur täuschen konnte, die Waffen ergreifend, um zu unterhandeln, und nie unterhandelnd, ohne einen neuen Bürgerkrieg vorzubereiten, versetzte sie Carl IX., als er volljährig geworden, in die schreckliche Nothwendigkeit, entweder das königliche Ansehn einer mächtigen Partei unterzuordnen, oder einen Theil seiner Unterthanen niedermetzeln zu lassen, in der ungewissen Hoffnung, sich über die Factionen zu erheben. Das Blutbad der Bartholomäusnacht war ihr Werk; sie bewog den König zur Verstellung, die seinem Charakter durchaus fremd war, und so oft derselbe sich einer Abhängigkeit zu entreißen suchte, über welche er erröthete, wußte sie ihn durch

Furcht und Eifersucht, die sie ihm durch scheinbare Begünstigungen seines Bruders Heinrich erregte, daran zu verhindern. Nach Carls IX. Tode führte sie aufs neue die Regentschaft bis zur Rückkehr Heinrichs III., damals Königs von Polen. Sie trug zu dem Unglücke dieser Regierung bei durch die Ereignisse, welche ihr vorangegangen, die größtentheils ihr Werk waren, und durch die Intriguen, mit denen sie unablässig beschäftigt war. Als sie 1589 in einem Alter von 70 Jahren starb, war Frankreich in einer so großen Zerrüttung, daß ihr Tod kaum bemerkt ward. Catharinens Geschichte greift nach Heinrichs II. Tode in die Regierungsgeschichte Franz II., Carls IX. und Heinrichs III. ein. Die Religionsstreitigkeiten waren ihr eigentlich sehr gleichgültig, die Folgen derselben konnte sie nicht fassen. Das Leben war ihr nicht zu theuer, um es nicht für ihre Eigenliebe zu wagen. Diejenigen, die ihr ergeben waren, wußte sie mit eben so viel Kunst zu vereinigen, als diejenigen, die ihr entgegen standen, zu entzweien; verschwenderisch bis zum Unsinne zu einer Zeit, wo es das Interesse der Könige gewesen wäre, Geld zu ihrer Disposition zu haben, fand sie es unmöglich, ihre Ausgaben zu beschränken, und antwortete denen, die ihr wegen der Erschöpfung des Schatzes Vorstellung machten: „Man muß doch leben.“ — Ihr Betragen hatte einen großen Einfluß auf die Sitten jener Zeit, und man weiß, daß diese höchst verderbt waren. Nichts an ihr ist zu loben, als eine gewisse Eleganz des Benehmens, und eine lebhafte Neigung für die Wissenschaften und Künste. Sie ließ kostbare Handschriften aus Griechenland und Italien kommen, sie ließ die Tuilerien, das Hotel de Soissons, an dessen Stelle man die Halle-aux-Blés gesetzt hat, erbauen. Auch in der Provinz wurden auf ihren Befehl mehrere Schlösser errichtet, die sich durch ihre schönen Verhältnisse in einer Zeit, wo man in Frankreich keinen Begriff von den Grundsätzen der Architektur hatte, vortheilhaft auszeichnen.

Catharina I., Kaiserin von Rußland. Diese merkwürdige Frau, die sich aus der dunkeln Mitte des Volks auf den glänzenden Thron des größten Reichs der Erde emporschwang, war die Tochter eines Bauern zu Litthauen, Namens Samuelz denn er hatte keinen Familiennamen, wie es in diesen nördlichen Provinzen häufig der Fall ist. Sie wurde den 16. April 1686 geboren, und da ihre Familie catholisch war, ward sie in dieser Religion getauft und erhielt den Namen Martha. Noch jung, thaten sie ihre armen Aeltern in die Dienste eines lutherischen Geistlichen, Namens Daut, in Roop, einem Kirchspiele, das im rigaischen Kreise liegt, wo sie unmerklich die Lehrsätze des Protestantismus annahm. Von Roop kam sie nach Marienburg, einem damaligen kleinen Städtchen im wendenschen Kreise, zu dem dortigen Probste Glück. Das Mädchen, dessen Schönheit sich entwickelte, wurde sowohl in den Lehrbegriffen der lutherischen Religion, als auch in nützlichen Handarbeiten erzogen. Hier war es, wo ein schwedischer Dragoner, Namens Johann, sich in Martha verliebte, um ihre Hand bat, und da das arme Mädchen eben nicht wählen durfte, dieselbe erhielt. Aber sein Glück dauerte nur einige Tage. Er mußte seinem Rufe als Soldat folgen, kurz vorher, ehe die Russen 1702 das Schloß Marienburg einnahmen. Die Einwohner der Stadt wurden zu Gefangenen gemacht und unter diesen befand sich Martha. Sie gerieth in die Hände des commandirenden Generals Scheremetjew, der sie wieder an Menzikow überließ. Bei diesem sah sie Peter der Große, und nahm sie zu sich. Es ging zur

griech. Religion über und nahm den Namen Catharina Alexiewna an. Sie gebar in den Jahren 1708 und 1709 dem Kaiser die Prinzessinnen Anna und Elisabeth, von denen die erste in der Folge als vermählte Herzogin von Holstein die Mutter Peters III., die zweite aber Kaiserin von Rußland wurde. Als Geliebte und nachher als erklärte Kaiserin gebar Catharina noch 5 Kinder, die aber alle frühzeitig wieder starben. Im J. 1713 erschien ein kaiserlicher Befehl, durch welchen sie dem russischen Reiche als wirkliche Gemahlin Peters I. vorgestellt wurde. Die Rechtmäßigkeit der Prinzessinnen Anna u. Elisabeth wurde natürlich dadurch zugleich gesetzlich bestimmt. Catharina wußte das Herz d. Kaisers besonders durch ihre Gefälligkeit, durch die Beharrlichkeit, mit der sie Alles ausführte, und ganz vorzüglich durch ihren Verstand zu fesseln. In der unglücklichen Lage, in welcher sich Peter im J. 1721 mit seiner Armee am Pruth befand, war Catharina seine Retterin, als keine Rettung mehr möglich schien. Sie, Ostermann und Schaphirow beschlossen, den Großvezier zu bestechen. Hierzu gab Catharina alle ihre Juwelen her, und borgte alles baare Geld zusammen, das sie im Lager auftreiben konnte. Erst nachdem das Mittel gelungen und Peter auf diese Art vom Untergange gerettet worden war, entdeckte sie es dem Kaiser, der ihr dafür ewig dankbar zu sein versprach. Im J. 1722 erklärte sie Peter der Große zu seiner Nachfolgerin, und 1724 krönte er sie in Moskau. Dies war der größte, aber auch der letzte Beweis der Achtung, den er der Kaiserin gab, denn in den letzten Monaten dieses Jahres noch mußte sie seine ganze Unzufriedenheit empfinden. Der Cammerherr Mons, mit dem sie Peter in einer Zusammenkunft getroffen hatte, wurde enthauptet, und sie mußte der Hinrichtung beiwohnen. Die Wuth des Kaisers war grenzenlos. Menzikow war schon seit einiger Zeit in Ungnade gefallen, Peter hatte öftere Anfälle körperlicher Leiden, welche nur durch die fürchterlichsten Ausbrüche von Unzufriedenheit unterbrochen wurden. Diese vereinigten Umstände machten Catharinens Lage schrecklich, und der Gedanke an die Zukunft mußte für sie um so trauriger sein, da sie nach einigen vom Kaiser hingeworfenen Aeußerungen eine Veränderung in der angeordneten Thronfolge zu ihrem Nachtheil erwarten mußte. Um diesem Unfalle zuvorzukommen, bedurfte sie Menzikow's, und durch Jaguschinski's Klugheit gelang es, den Kaiser mit ihm zu versöhnen. Beide, Kaiserin und Günstling, arbeiteten nun daran, ihr Schicksal auf alle Weise zu befestigen, als am 28. Januar 1725 Peter der Große starb. Catharina, Menzikow und Jaguschinski hielten für nöthig, den Tod des Kaisers so lange geheim zu halten, bis sie durch zweckmäßige Anstalten die Thronfolge in der Person der Kaiserin festgestellt hätten. Der berühmte Priester Theophanes beschwor vor dem versammelten Volke und den Truppen, daß ihm Peter auf seinem Todbette erklärt habe, Catharina allein sei würdig, ihm in der Regierung zu folgen. Hierauf rief man sie zur Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen aus, und der Eid der Treue wurde ihr aufs neue geleistet. Anfangs arbeitete das Cabinet nach den Planen Peters I. fort, und unter Menzikow's Leitung wurde die Staatsverwaltung mit ziemlicher Geschicklichkeit geführt. Allein bald spürte man doch den nachtheiligen Einfluß der Günstlinge auf das Regierungswesen, und es schlichen sich in die Administration große Fehler ein. Catharina starb am 17. Mai 1727 im 48. Jahre ihres Lebens. Sie ward in St. Petersburg in der Festungskirche neben ihrem Gemahl begraben.

Catharina II., Kaiserin von Rußland, die zweite Schöpferin dieses Reichs, war zu Stettin am 2 Mai 1729 geboren. Ihr Vater, Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst war königl. preußischer Generalfeldmarschall u. Gouverneur von Stettin. Sie bekam die Namen Sophia Augusta. Die russische Kaiserin Elisabeth wählte sie zur Gemahlin ihres Neffen Peters, den sie zu ihrem Nachfolger eingesetzt hatte. Die junge Fürstin wurde von ihrer Mutter, Johanna Elisabeth von Holstein, nach Moskau geführt, wo sie zur griechischen Religion übertrat und die von der Kaiserin ihr bestimmten Namen Catharina Alexiewna annahm. Am 1. Sept. 1745 wurde die Vermählung mit großer Pracht vollzogen. Catharina, die damals 16 Jahr alt war, durfte die gerechte Hoffnung fassen, einst in ihrem Gemahl einen der mächtigsten Fürsten Europens u. Asiens zu sehen; aber Peter hatte nicht die dazu erforderlichen Eigenschaften. Catharinens Ehe war nicht glücklich. Sie suchte und fand in der höhern Ausbildung ihres Geistes Erholung, und ihr Charakter erhielt eine den Frauen selten zugetheilte Schwungkraft und Stärke. Aber ihr feuriges Temperament und ihre nicht glückliche Ehe rissen sie leider auch zu großen Irrthümern hin, die auf ihr ganzes politisches Leben immer den bedeutendsten Einfluß behielten. Unter den Freunden ihres Gemahls zeichnete sich der Graf Soltikoff durch seinen Verstand und durch die Anmuth seiner Person aus. Er zog die Aufmerksamkeit Catharinens auf sich und es entspann sich zwischen beiden ein vertrautes Verhältniß. Als aber Soltikoff, der mit verschiedenen auswärtigen Gesandtschaften beauftragt wurde, durch diese fortwährende Abwesenheit Catharinen gleichgültig zu werden anfing, erschien am Hofe ein junger Pole von angenehmer Bildung, der durch sein Glück und sein Unglück berühmte Stanislaus August Poniatowski. Er zog die Blicke der Großfürstin auf sich, und gewann bald deren Zuneigung. Ihr Einverständniß entging der Kaiserin Elisabeth nicht, schien ihr aber nicht zu mißfallen; es geschah sogar auf ihre Empfehlung, daß August III. Poniatowski zu seinem Gesandten in Petersburg ernannte. In Rußland dachte Niemand daran, sein Verhältniß mit der Großfürstin zu beunruhigen; dagegen erregte es zu Paris Besorgnisse. Frankreich, damals im Kriege mit England, hatte mit Oesterreich eine geheime Allianz geschlossen und Rußland hineingezogen. Poniatowski war für einen glühenden Anhänger Englands bekannt, und man besorgte, er möchte mittelst der Großfürstin auf die Kaiserin zu Frankreichs Nachtheil wirken. Ludwig XV., von diesen Umständen durch seinen Gesandten unterrichtet, benutzte seinen Einfluß auf den König von Polen, um Poniatowski's Zurückberufung zu bewirken. Im J. 1761 starb Elisabeth; ihr Tod rief Peter III. auf den kaiserlichen Thron. Dies Ereigniß vermehrte nur die Trennung zwischen beiden Gatten. Der Ehrgeiz, allein zu herrschen, bewog Catharinen Alles anzuwenden, um ihren Gemahl vom Throne zu stürzen. Zu Peterhof wurde eine Verschwörung gebildet, an deren Spitze der Graf Panin, die unternehmende Fürstin Daschkoff und ein junger Gardeoffizier, Namens Gregor Orleff, der noch Poniatowski Catharinens Zuneigung fesselte, standen. Peter III. wurde den Russen durch seine Vorliebe für die preußische Kriegszucht, durch seinen gehaltlosen Charakter und durch seine Politik mit jedem Tage verhaßter. Alle, die den neuen Kaiser nicht achteten, Alle, die sich um die Gunst der Kaiserin bewarben, Alle, die bei einer Veränderung zu gewinnen hofften, traten Catharinens Partei bei. Indeß wäre die Verschwörung

fast entdeckt worden; schon war einer der Verschwornen ins Gefängniß gebracht worden, als die Häupter loszubrechen beschlossen. Catharina, von der Gefahr unterrichtet, verließ Peterhof mitten in der Nacht, und erschien in Petersburg, wo alles vorbereitet war, sie zur Kaiserin auszurufen. Die Truppen waren gewonnen, das Volk bearbeitet. In der Nacht vom 8. auf den 9. Jul. 1762 brach die Verschwörung aus; in wenigen Stunden setzte eine Revolution, die fast kein Hinderniß fand, Catharinen auf den Thron. Peter III. endigte nach einiger Zeit im Gefängnisse sein Leben. Catharina suchte nun zunächst die Hoffnungen, die sie erregt hatte, zu rechtfertigen. Sie schmeichelte geschickt der Eitelkeit des Volks; zeigte eine große Achtung für die Religion und die Minister; ließ sich mit Pracht in Moskau krönen. Sie beschäftigte sich mit den Mitteln, die Industrie und den Ackerbau zu befördern und eine Marine zu schaffen; sie erließ nützliche Verordnungen für die Rechtspflege und war für die innere Verwaltung, so wie für die auswärtigen Verhältnisse Rußlands, unendlich thätig. Ein Jahr nach ihrer Thronbesteigung zwang sie die Curländer, ihren neuen Herzog, Carl von Sachsen, abzusetzen, und den wegen seiner Grausamkeit verhaßten Biron zurückzurufen. Der Tod Augusts III., Königs von Polen, bot ihr bald die Gelegenheit dar, ihre ehrgeizigen Plane weiter auszuführen. Mit Hülfe ihrer Gesandten und Heere brachte sie es dahin, daß Stanislaus Poniatowski zu Warschau gekrönt wurde. Aber während sie den Polen diesen König aufdrang, nahm in ihrem eigenem Reiche die Zahl der Mißvergnügten zu, und in Moskau und Petersburg wurden mehrere Anschläge gegen sie angezettelt. Der junge Iwan belebte die Hoffnungen der Verschwornen und sein plötzlicher Tod in der Festung Schlüsselburg verdoppelte die Unzufriedenheit, vernichtete aber auch die Plane ihrer Feinde. Der Hof der Kaiserin war seitdem nur durch einige Intriguen beunruhigt, in denen die Galanterie sich mit der Politik vermengte, und die keinen weitern Zweck hatten, als einen Günstling durch einen andern zu verdrängen. Im Schooße der Vergnügungen und Lustbarkeiten, welchen Catharina sich hingab, beschäftigte sie sich jedoch mit der Verbesserung der Gesetzgebung in ihren Staaten. Abgeordnete aus allen Provinzen versammelten sich auf ihren Befehl in Moskau; die Kaiserin selbst hatte für sie eine Instruction aufgesetzt, welche man in den ersten Sitzungen verlas. Aber so verschiedene Völker konnten sich weder verstehn, noch konnten sie einerlei Gesetzen unterworfen werden. Man hatte in den ersten Sitzungen die Freilassung der Bauern zur Sprache gebracht. Dieser einzige Vorschlag konnte das Zeichen zu einer blutigen Revolution geben. Catharina, die den Berathschlagungen beiwohnte, löste die Versammlung auf, welche ihr den Namen einer Mutter des Vaterlandes beilegte. Aber diese vergeblichen Gesetzgebungsversuche beschäftigten Catharinen nicht am meisten; sie nährte insgeheim den Plan, sich alle nordischen Mächte unterthänig zu machen. Sie hatte sich mit England verbunden, und forderte von Polen die Abtretung mehrerer von den russischen Truppen besetzten Provinzen. Frankreich suchte zwar eine Partei gegen Rußland in Polen zu bilden, allein diese schwachen Versuche dienten nur dazu, Catharinens Größe zu beschleunigen. Einen gleichen Erfolg hatte der Krieg, zu welchem man die Pforte bewog. Die Türken wurden geschlagen. Die russische Flagge wehte siegreich auf den griechischen Meeren; und auf den Ufern der Newa faßte man den romanhaften Plan, die Republiken

von Sparta und Athen ins Leben zurückzurufen, um sie der ottomanischen Pforte entgegenzustellen. Mitten unter ihren Siegen gegen die Türken verfolgte Catharina ihre Entwürfe gegen Polen. Um dem Widerspruche der europäischen Mächte vorzubeugen, zog sie die Höfe von Berlin und Wien in ihre Politik, welche 1772 den berüchtigten Theilungstractat unterzeichneten. Rußland erwarb die Provinzen, aus denen es die Gouvernements von Polozk u. Mohilow bildete; u. Catharina behielt sich den ausschließlichen Einfluß auf Polen mit der Garantie der Constitution und des der Republik verbliebenen Länderbestandes vor. Ein Jahr nach der Theilung Polens wurde zu Kainardji der Friede mit der Pforte unterzeichnet. Catharina behielt von ihren Eroberungen nur Asow, Tangarok und Kinburn, aber sie ließ sich die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und die Unabhängigkeit der Crimm zusichern. Durch diese scheinbare Unabhängigkeit wurde die Crimm in der That abhängig von Catharinen. So vortheilhaft dieser Friede war, so gelegen kam er für Rußland. Im dritten Jahre des Krieges waren Moskau u. mehrere andere Städte von der Pest verwüstet worden. Fast um dieselbe Zeit hatte ein Abenteurer, Namens Pugatschef, der den Namen Peter III. annahm, mehrere Provinzen des östlichen Rußlands in Aufstand gebracht. Einen unbeschränkten Einfluß auf die Kaiserin hatte damals Potemkin, der mit ihr die Zügel der Regierung hielt. Er vollendete die Unterwerfung der Crimm, die er zu einer russischen Provinz machte, u. dehnte die Grenzen Rußlands bis an den Caucasus aus. Während Catharina so die Grenzen ihres Reichs erweiterte, bereisete sie die von Pugatschef in Aufruhr gebrachten Provinzen; sie beschiffte die Wolga und später den Borysthenes, woran sie um so mehr Vergnügen fand, als es nicht ohne Gefahr geschah. Auch das ihrem Scepter unterworfene Taurien wünschte sie kennen zu lernen. Potemkin, der auf dieser Reise einen langen Triumphzug machen wollte, munterte sie dazu auf. Auf einem Wege von beinahe tausend Stunden sah man nichts als Feste, theatralische Ausschmückungen, Blendwerk und Zauberei. Längs des ganzen Weges brannten ungeheure Feuer, die Städte waren erleuchtet, Paläste erhoben sich mitten auf wüsten Fluren, um einen Tag lang bewohnt zu werden; Dörfer und Städte waren in den Wüsten, wo kurz vorher die Tartaren ihre Heerden weideten, angelegt worden; allenthalben erschien eine zahlreiche Bevölkerung, das Bild des Glücks und Wohlbefindens; allenthalben war Tanz und Gesang; hundert verschiedene Nationen huldigten ihrer Gebieterin. Schein und Wahrheit waren verbunden. Catharina sah in der Ferne Städte und Dörfer, von denen nichts als die äußern Mauern da waren; in der Nähe sah sie eine Menge Menschen, die während der Nacht weiter geschafft wurden, um ihr am folgenden Tage dasselbe Schauspiel zu gewähren. Zwei Fürsten besuchten sie auf der Reise, der König von Polen, Stanislaus August, und Kaiser Joseph II. Letzterer erneuerte sein Versprechen, sie in der Ausführung ihrer Plane gegen die Türken zu unterstützen. Ungefähr um dieselbe Zeit arbeiteten zwei Höfe daran, sie in einen doppelten Krieg zu verwickeln. Preußen und England vereinigten sich, um die Pforte und Schweden zu bewegen, die Waffen gegen Rußland zu ergreifen. Die Türken waren in diesem neuen Kriege nicht glücklicher, und vielleicht wären sie ganz aus Europa getrieben worden, wenn Catharina in ihren Finanzen weniger beengt und nicht durch die Diversionen anderer Staaten gehemmt worden wäre. Der Friede wurde 1792 zu Jassi unterzeichnet. Ca-

tharina behielt Oczakow und alles Land zwischen dem Bug u. Dniester. Während Rußland mit den Türken beschäftigt war, hatte Gustav III. den Feldzug eröffnet und einen Augenblick Petersburg bedroht, nach einem 2jährigen Kriege, der mit abwechselndem Glück geführt worden, schloß man 1790 zu Werelä einen Frieden, der die Grenzen beider Staaten nicht veränderte. So hatten alle gegen Rußland entzündeten Kriege nur dazu gedient, sein politisches Uebergewicht zu vermehren und Catharinens Ehrgeiz zu verdoppeln. Ihr Einfluß auf Polen glich einer Souveränetät und mißfiel den Polen eben so sehr, als er die Eifersucht bei der Theilung der concurrirenden Mächte weckte, welche zuerst den Wunsch äußerten, das noch übrige Polen unter sich zu theilen. Oesterreich, besonders aber Preußen, foderte die Polen öffentlich auf, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen, um Catharinen zu einem entscheidenden Schritt zu nöthigen. Catharina zögerte noch; aber sie gab endlich den Intriguen ihrer Günstlinge nach, welche einer Seits durch ihre Emissäre die Redner des Reichstags gegen die Kaiserin aufreizten, und anderer Seits dieser täglich selbst geschmiedete Nachrichten aus Warschau vorlegten, welche die gröblichsten Schmähungen auf sie enthielten. Catharina schloß endlich mit Preußen und Oesterreich 1792 einen neuen Theilungsvertrag über Polen, das aus der Reihe der Staaten verschwinden sollte. Bald darauf vereinigte sie Curland, Samegitien, Semigallen u. den Kreis von Pilten mit ihrem Reiche. Bei der französischen Revolution blieb sie ruhige Zuschauerin; sie nahm mehrere Emigranten großmüthig auf, aber die Versprechen, die sie ihnen gab, war sie nicht Willens zu erfüllen. Die Insurrection, die 1794 in Polen ausbrach, konnte dies unglückliche Land nicht retten, das nach der Erstürmung von Praga und der Verwüstung mehrerer Provinzen gänzlich unterworfen wurde. Catharina hatte einen Krieg gegen Persien angefangen, und nährte, nach der Versicherung einiger Geschichtschreiber, den Plan, das Reich des großen Moguls wiederherzustellen und die Herrschaft der Engländer in Bengalen zu stürzen, als ein Schlagfluß am 9. Nov. 1796 ihr Leben endigte. Die Urtheile über sie sind sehr verschieden; sie ist eben so sehr getadelt als erhoben worden. Bei aller Schwäche ihres Geschlechts zeigte Catharina nicht selten die Festigkeit und den Charakter eines großen Regenten. Zwei Leidenschaften beherrschten sie bis ins Grab: die Liebe und die Ruhmsucht. Jene machte sie nicht selten zum Gegenstand des Tadels im In- und Auslande, wiewohl sie in ihren Liebschaften nicht ohne Anstand verfuhr. Sie verstand die ungleichartigsten Geschäfte zu vereinigen, ohne die einen über die andern aufzugeben. Sie gab zu gleicher Zeit ihren Günstlingen ein Rendez-vous und arbeitete mit ihren Ministern, schrieb einem Gardeoffizier einen verliebten und an Voltaire oder Friedrich einen philosophischen Brief, und unterzeichnete den Befehl, die Türken anzugreifen oder Polen zu besetzen. Allen ausgezeichneten Schriftstellern schmeichelte sie, um von ihnen Lobsprüche einzuernten; so wenig sie Frankreich liebte, so schätzte sie doch die Franzosen. Sie hatte zu Paris an Grimm einen literarischen Agenten, lud Voltaire mehrere Mal zu sich ein, schlug d'Alembert vor, seine Encyclopädie in Petersburg zu beendigen und die Erziehung des Großfürsten zu übernehmen. Diderot hatte sie auf ihren Wunsch besucht und sich sehr vertraut mit ihr unterhalten. Wirklich erlangte sie, was sie wünschte; die Gelehrten Europa's zählten sie zu den größten Regenten, u. zum Theil verdiente sie die ihr gemachten Lobsprüche. Sie begünstigte den

Handel, verbesserte die Gesetzgebung, legte Städte, Canäle, Hospitäler, Erziehungsanstalten an. Pallas, Blumager und Billings reiseten auf ihren Befehl. Sie wollte den Mißbräuchen in der Staatsverwaltung, in der Rechtspflege, in der Erhebung der Abgaben ein Ende machen, aber sie begann, ohne zu enden. Die Civilisation machte nur geringe Fortschritte. Mehrere ihrer Unternehmungen glichen schon vor ihrem Tode Ruinen, Gesetzgebung, Colonien, Erziehung, Institute, Manufacturen, Hospitäler, Canäle, Städte, Festungen, Alles war angefangen, aber Vieles, ehe es zu Stande gekommen, wieder aufgegeben worden. Auch den Ruhm einer Schriftstellerin suchte Catharina. Sie hat mehrere Werke in deutscher, französischer und russischer Sprache hinterlassen.

Catharina Paulowna, (geb. den 21. May 1788), Königin von Würtemberg, Großfürstin von Rußland, jüngere Schwester des Kaisers Alexander und Wittwe des Prinzen Georg von Holstein-Oldenburg, welcher den 27. Decbr. 1812 in Rußland gestorben war. Vom Prinzen von Oldenburg leben 2 Söhne, welche am 30. Aug. 1810 und 26. Aug. 1812 geboren sind. Ihrer Festigkeit allein scheint man es verdanken zu haben, daß Napoleon, ehe er mit der Kaisertochter von Oesterreich sich verband, nicht mit dem russischen Kaiserhaus verschwägert wurde. Gleich ausgezeichnet durch Körperschönheit und Geistesgröße und eine beinahe männliche Besonnenheit und Entschlossenheit, hing sie stets mit der wärmsten Liebe an ihrem Bruder Alexander, und war seit 1812 in den Feldzügen in Deutschland und Frankreich, zu London und Wien häufig seine Gefährtin und gewiß von dem bedeutendsten Einfluß auf manche seiner verhängnißreichen Entschlüsse. Sie vorzüglich war es, wie man behauptet, welche im May 1814 die Verbindung zwischen dem Prinzen v. Oranien u. der Prinzessin Charlotte v. Wallis hintertrieb, und die Vermählung dieses Prinzen mit ihrer und Alexanders jüngerer Schwester einleitete. Schon 1813 hatte sie der damalige Kronprinz Wilhelm von Würtemberg in Deutschland kennen gelernt und sie 1814 in Paris wieder gesehen. Seine Wünsche wurden erfüllt; er sah sich, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin, der jetzigen Kaiserin v. Oesterreich, einer der edelsten Frauen, aus unbekannt gebliebenen Ursachen, getrennt hatte, den 24. Jan. 1816 mit ihr zu Petersburg vermählt und bestieg, nach dem Tode seines Vaters, im Oct. 1816, mit ihr den Königsthron von Würtemberg. Catharina Paulowna erinnert vielfach an die Kaiserin Catharina, und ist durch ihren Einfluß auf die Angelegenheiten der letztern Jahre sehr merkwürdig geworden. Als Landesmutter hat sie sich in dem Hungerjahre 1816 sehr wohlthätig bewiesen. Sie bildete die durchs ganze Land verbreiteten Frauenvereine und den landwirthschaftl. Verein; sie suchte auf Volkserziehung einzuwirken, und stiftete eine musterhafte Arme-Kinder-Beschäftigungs- und Bildungsanstalt, eine Töchterschule für die gebildeten Stände und, nach dem Muster der engl. saving Banks, für die untern Volksclassen Sparbanken. Ueberhaupt griff sie oft auch wohl willkührlich in die kleine innere Oekonomie des Staats ein, wobei sie vorzüglich Englands Einrichtungen nachzuahmen suchte. — Für die schönen Künste zeigte sie wenig Empfänglichkeit. Sie starb den 9. Jan. 1819 und hinterließ ihrem Gemahl 2 Töchter. Durch Unterzeichnung ward ihr als Denkmahl eine Stiftung errichtet.

Cathcart (Lord William), engl. Gesandter in Petersburg, geb. 1755, hat sich in den letzten Jahren durch seine militärische und

diplomat. Thätigkeit sehr bekannt gemacht. Er studirte die Rechtswissenschaft, nahm aber beim Ausbruch des amerikanischen Krieges Militärdienste, und diente unter dem General Howe in einem Dragoner Regimente. Im J. 1778 wurde er Major des caledonischen Freicorps, und endlich Obrist eines Infanterie-Regiments. Er begann seine höhere Laufbahn 1794 in Flandern unter dem Herzoge von York. Nach dem unglücklichen Ausgange dieses Feldzugs führte er den Rest der englischen Armee über Emden zurück. 1805 und 1806 war ihm der Oberbefehl über die engl. Truppen auf dem Continente bestimmt, die Unfälle Oesterreichs und Preußens vereitelten aber alle Entwürfe des englischen Cabinets. Nach dem tilsiter Frieden commandirte er die Landungstruppen bei der berüchtigten Expedition gegen Copenhagen. Im J. 1812 erhielt er nach dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich den wichtigen Posten eines außerordentlichen Gesandten am russ. Hofe. Er zeigte auf demselben Talent, Muth und Thätigkeit. Er folgte Alexandern im Verfolg des großen Befreiungskrieges bis nach Paris, u. nahm späterhin auch an den Verhandlungen des Wiener Congresses Theil. Gegenwärtig (1817) ist er auf seinen Posten nach Petersburg zurückgekehrt. Seit dem Jahre 1799 ist er mit Mistreß Elliot, einer aus Neuyork gebürtigen Amerikanerin, verheirathet. Der Lord und seine Gemahlin stehen mit der königl. Familie in sehr freundschaftlichen Verhältnissen; die Lady ist Hofdame bei den jüngern Prinzessinnen.

Cathedrale oder Cathedralkirche, so genannt von der Cathedra oder dem Lehrstuhl des Bischofs, ist diejenige Kirche, welche der Sitz eines Erzbischofs oder doch Bischofs ist und also als Hauptkirche der Diöces betrachtet wird. Da gewöhnlich Domstifte damit verbunden sind, so werden sie auch Domkirchen genannt.

Catheten sind diejenigen beiden Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks, die den rechten Winkel einschließen, deren jede an sich kleiner als die dritte Seite oder die Hypothenuse ist, die zusammen aber größer als selbige sind.

Catholicismus (aus dem griech. *καθολικὸς*, allgemein) — ein Wort, das, seiner wahren Bedeutung nach, wegen der neuangeregten Idee einer Vereinigung der christl. Religionsparteien zur Tagesordnung kommen mußte, aber auch durch die Bedeutung, die ihm neuere Dichter, Künstler und vorzüglich ihre Beurtheiler geben, ein allgemeines Interesse für die gebildete Welt gewonnen hat — bezeichnet den eigentlichen Geist und Sinn, durch den die catholische Kirche sich in ihren Lehren, Einrichtungen und Ceremonien von andern christl. Kirchen unterscheidet. Wir erinnern uns dabei der Glaubensregel, welche die Kirchenversammlung der Catholischen zu Trident (1542 bis 1563) aufgestellt und Papst Pius V. besonders durch den 1566 erschienenen römischen Catechismus den Laien kund gemacht hat. Der Hauptsache nach ist der Catholicismus unserer Tage den Satzungen dieser Kirchenversammlung immer noch getreu u. dem Aufkommen jeder davon abweichenden Meinung entgegen. Er hält neben der Bibel die Tradition (s. d. Art.) u. die Entscheidungen des Papstes, der Bischöfe und der Kirchenversammlungen zur Erhaltung der Einheit u. Wahrheit des Glaubens für unentbehrlich, gestattet deshalb keinen uneingeschränkten Gebrauch der Bibel, und behauptet, daß seinen Lehren der Vorzug der Catholicität, d. h. der allgemeinen Gültigkeit und Lehrgerechtigkeit darum gebühre, weil die christliche Kirche sie seit ihrer Entstehung immer u. mit allgemei-

ner Uebereinstimmung geglaubt habe. In Rücksicht der allen christlichen Kirchen heiligen Grundlehren der Religion und des biblischen Christenthums wird diese Behauptung von der Geschichte bestätiget. Dies gilt jedoch bei weitem weniger von den im Laufe der Entwickelung des Papalsystems aufgekommenen Meinungen des Catholicismus, daß man sich durch gute Werke, z. B. Schenkungen an Kirchen, milde Stiftungen, Almosen u. dgl. etwas bei Gott verdienen, durch Bußübungen, Fasten und Kasteiungen über gewisse Sünden beruhigen und dafür genugthun, auch das nach seiner Ansicht überpflichtmäßige Verdienst der Heiligen zur Ausfüllung mancher Lücken in der eigenen Tugend durch den Ablaß sich zueignen könne, nach dem Tode aber noch einen Prüfungszustand, das Fegefeuer, bestehen müsse, dessen Pein sich jedoch durch Seelenmessen und andere gute Werke der Hinterlassenen für die Verstorbenen lindern lasse. Sein Kirchenregiment führt der Catholicismus durch die von aller weltlichen Gerichtsbarkeit freigesprochenen Priester u. Ordensgeistlichen, die er als geweihte, mit einem ihnen aufgedrückten unauslöschlichen geistlichen Charakter ausgezeichnete Personen ansehen lehrt, zur Ehelosigkeit verpflichtet und unmittelbar an den Papst, als den Stellvertreter Jesu auf Erden, u. das höchste, untrügliche Oberhaupt der christl. Kirche, bindet. Er glaubt an sieben Sacramente, näml. Taufe, Firmelung, Abendmahl in dem Sinne, daß Brot und Wein dabei in den Leib und das Blut Jesu Christi wirklich verwandelt werden, Buße, bei der er die Ohrenbeichte für nothwendig hält, Priesterweihe, Ehe, die er für unauflöslich erklärt, und letzte Oelung, verehrt Heilige u. Bilder, läßt den Altardienst in der heilig geachteten lateinischen Sprache verrichten und mißt seinen gottesdienstlichen Gebräuchen eine ihrer gesetzmäßigen Verwaltung (ex opere operato) selbst eigne, von den Gesinnungen und Ansichten der Theilnehmer unabhängige beseligende Kraft bei. Wenn nun auch viele aufgeklärte Geistliche und Laien in der catholischen Kirche jetzt über diejenigen Lehren, Einrichtungen und Gebräuche derselben, welche weder die Vernunft, noch bei einer gesunden Auslegung die heilige Schrift bestätigt, nicht mehr so streng als sonst zu halten scheinen und freiere Ueberzeugungen hegen; so hat die Kirche im Ganzen nicht das mindeste davon aufgegeben und sich stets öffentlich gegen die Andersdenkenden erklärt. Nur muß hierbei die übereinstimmende Ueberzeugung der Nationalkirchen, d. h. der Bischöfe und Kirchenlehrer oder das Episcopalsystem von den Ansprüchen der römischen Curie, welche man mit den Namen Papalsystem, Ultramontanismus, Romanismus bezeichnet, wohl unterschieden werden. Das Episcopalsystem beruht auf dem Grundsatze, „das bischöfliche Amt sei von göttlicher Einsetzung und daher der Papst als Oberhaupt der Kirche nur der erste unter seines Gleichen (Primus inter pares)," woraus eine größere Freiheit der Bischöfe in ihrem Wirkungskreise und die Lehre folgt, daß die von Rom ausgegangenen oder begünstigten und unter den Catholiken mehr oder weniger gangbaren unhaltbaren Meinungen, abergläubigen Gebräuche und schädlichen Mißverständnisse der christl. Religionswahrheit keineswegeS der catholischen Kirche selbst zur Last fallen, sondern als Unvollkommenheiten zu betrachten sind, welche sich bei ihr, wie bei andern menschlichen Anstalten, eingeschlichen haben. Nach diesem System erscheint der Catholicismus viel edler, reiner und ächt christlicher, als seine Gegner

zugestehen wollen. Das Papalsystem hingegen hat auf dem Gipfel seiner Anmaßungen (s. d. Art. Papst) den Papst als Urinhaber aller Kirchengewalt u. eigentlichen Ordinarius aller Kirchenämter dargestellt und zum unumschränkten Herrn der Kirche in dem Sinne gemacht, wie Ludwig XIV. und Napoleon vom Staate sagte: l'état c'est moi!, woraus denn folgte, daß die römische Curie jeden Mißbrauch und Aberglauben, der ihr einträglich schien, trotz alles Widerspruchs frommer Bischöfe, sanctioniren und in Ausübung bringen konnte. Freilich aber ist zum Nachtheil der Bischöfe und der ganzen Kirche das Uebergewicht bis in die neuesten Zeiten auf der Seite des im herrschenden Volksglauben gegründeten Papalsystems gewesen. Seine Macht war zwar, zufolge der neueren polit. Veränderungen, in so fern geschmälert worden, daß der Papst durch die Vereinigung des Kirchenstaats mit dem französischen Reiche sein Land, durch die Aufhebung der Klöster und geistlichen Orden in den wichtigsten catholischen Staaten eine sonst bedeutende Stütze seines Ansehens und bei der sehr erschwerten, hie und da ganz abgebrochnen Verbindung zwischen ihm und der jetzt mehr von den Fürsten abhängigen Klerisei viel von seinem Einflusse auf die geistliche Regierung der Völker verloren hatte. Daß diese Macht aber keineswegs vernichtet, daß die catholische Kirche noch eben so glücklich als eifrig in der Behauptung ihrer alten Rechte ist, hat die Fruchtlosigkeit der letzten Versuche zur Reform ihrer Verfassung und das Verfahren des jetzigen Papstes seit seiner Wiederherstellung in den Besitz des Kirchenstaats gezeigt. Man beobachte das kluge, feste und consequente Verhalten des Klerus, man forsche nach der allgemeinen Stimmung, man besuche die Kirchen und Wallfahrtsörter der Catholischen und man wird einräumen müssen: der Catholicismus steht noch in seiner alten Glorie da, er weiß noch immer mit seinen durch hohes Alterthum geheiligten, und trotz der gesteigerten Aufklärung in keinem wesentlichen Stücke geänderten Formen, mit seinem festen, Alles durchdringenden System durch eine anziehende Mystik, durch einen reizenden poetischen Anstrich, durch die Pracht und den Zauber seiner Gottesdienste die Mehrheit der jetztlebenden Christen an sich zu fesseln und in zahlreiche Versammlungen zu rufen. Worin und wieviel er nun geneigt sein möchte nachzugeben und entgegenzukommen, wieviel der Protestantismus von ihm würde annehmen müssen, falls es zu der projectirten Religionsvereinigung kommen sollte; ob sie mehr als eine Rückkehr der Protestanten in den Schooß der catholischen Kirche und überhaupt bei dem scharfen Gegensatze, in dem die innersten Principien beider Kirchen einander entgegenstehen, möglich sein würde, ohne den Charakter entweder der einen oder der andern allmählig ganz zu verwischen: das beantwortet sich in Erwägung der oben berührten Thatsachen leicht. Auch hat man sich nach gerade von der Unthunlichkeit dieser Vereinigung überzeugt: die von einigen wohlmeinenden Schriftstellern für die Ausführung derselben geäußerten Vorschläge und Wünsche haben in dem übereinstimmenden Gutachten der einsichtsvollsten Theologen und Staatsmänner eine gründliche Widerlegung gefunden; und immer allgemeiner wird der Erfahrungsgrundsatz anerkannt, daß, wie verschiedene Charaktere sich stärker an einander angezogen fühlen, leichter befreunden und besser vertragen, als solche, die sich in ihren Vorzügen und Mängeln gänzlich gleich sind, auch die Glieder verschiedener Religionsparteien, so lange jede im ungestörten Besitze ihrer Eigenthümlichkeiten bleibt, einander freiwil-

ag die Duldung und Freundlichkeit beweisen werden, die sich durch keine Decrete und Concilienbeschlüsse erzwingen läßt. Die Catholischen zeigen jetzt, wenigstens in Deutschland, in ihrem wissenschaftlichen Bestreben Neigung zum Protestantismus und vorzüglich diejenigen ihrer Schriftsteller, welche das religiöse Bedürfniß ihres Volks im Auge haben, nähern sich immer mehr dem Geiste, in dem die protestantischen Schriftsteller gleicher Art schreiben; dagegen regt sich unter den Protestanten eine hervorstechende Neigung zum Cultus der catholischen Kirche, und wenn wir jene Erscheinung auf dem Felde der Wissenschaft und Literatur vielleicht zu den erfreulichen rechnen dürfen, so wird diese uns wenigstens nicht befremden. Eine edle, majestätische Bauart, eine glänzende, Alles umstrahlende Beleuchtung, ein verschwenderischer Reichthum an herrlichen Gemählden und Bildwerken, an kostbaren Draperien und Geräthschaften ergötzten das Auge; eine Fülle harmonischer Töne, die sich von dem hohen, mit Sängern und Instrumentalisten meist wohlbesetzten Chore, bald gewaltig erschütternd, bald mild besänftigend, in die wiederhallenden Räume ergießt, entzückt das Ohr; der einnehmende Duft köstlichen Räucherwerks schmeichelt den Geruchsnerven; die geheimnißvollen Laute einer fremden, den Meisten unbekannten Sprache, deren Feierlichkeit und Wohlklang man empfindet, ohne ihren Sinn zu verstehen; die bedeutsame Reihenfolge jener vielsagenden Ceremonien und Geberden reichgeschmückter Priester; die stillbeschäftigte, niederwerfende Andacht einer zahlreichen Gemeinde; der imponirende Eindruck des festlichen Ganzen *); Alles vereinigt sich in den Tempeln der Catholischen, um die Sinne zu reizen und

*) Man erinnere sich an die feurige Schilderung, welche Mortimer in Schillers Maria Stuart davon macht.

Es war die Zeit des großen Kirchenfestes,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gotteshild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich. — Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms. — Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Coliseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeist
In seine heitre Wunderwelt mich schloß!
Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und die Musik der Himmel
Herunterstieg, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste, das Höchste, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte,
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilige Mutter, die herabgestiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —

zu vergnügen, der Einbildungskraft Nahrung, Schwung und Spielraum zu geben und das ganze Gemüth in eine Bezauberung zu versetzen, der es sich nur allzugern und oft, sogar den nüchternen Reflexionen zum Trotz, gefangen gibt. Will überdies die cathol. Kirche sich der Kräfte und Künste bedienen, die sich in ihrem Schooße entwickelt, ausgebildet und manchen ihrer Diener und Anhänger groß, berühmt und glücklich gemacht haben; will sie die Mittel brauchen, durch welche ehedem, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Geschichte, die einflußreichsten u. bewundernswürdigsten Erfolge möglich gemacht wurden; die Gewalt, mit der die Kraft ihrer Hierarchie sich von jeher der Gewissen zu bemächtigen, die Leichtigkeit, mit der sie über das unbehagliche Nachgefühl eines ungerechten oder zweideutigen Lebens zu beruhigen; die Gewandtheit und Ueberredungskunst, mit der der Jesuitismus die im Zuge des Wirkens für einen wichtigen Zweck verübten Unredlichkeiten und Uebelthaten zu beschönigen; die Umsicht und Geschicklichkeit, mit der er das Geheimniß ihrer schwachen Seiten und Mängel immer anständig zu verschleiern, und endlich die Freigebigkeit im Versprechen und Belohnen, mit der derselbe Anwalt der Kirche Jedem den Preis, um den er sich hingibt, zu bieten wußte; wer wird ihr widerstehen können? Kein Wunder, daß ihr von denen, die menschlich fühlen, fehlen u. begehren, die Mehrzahl zufällt. Wenn sie nun auch, moralisch veredelt u. politisch geschwächt, den Gebrauch dieser Mittel jetzt öfter als sonst verschmähen mag, so ist ihr, was ihrem Einflusse auf dieser Seite abzugehen scheint, auf einer andern Seite durch die Gunst der neuern Poesie und Kunstphilosophie reichlich wieder zugewendet worden. Der Ueberfluß an poetischem Apparat, an sinnvollen Symbolen und mächtigen Hebeln zur Anregung des Gemüths, mit dem der Catholicismus ausgestattet ist, konnte den Augen protestantischer Dichter nicht entgehen. In demselben Zeitpuncte, da der überhandnehmende Rationalismus der Theologen und die Aufklärungswuth ihrer Nachbeter alle Formen des historischen Christenthums zu durchbrechen und jeden Anhalt des kirchlichen Glaubens zu stürzen drohten, fingen Lutheraner, Reformirte, ja sogar poetische Juden in Berlin, Jena u. s. w. an, die Jungfrau Maria und die Schar der Heiligen, mit der der Catholicismus sie umgibt, zu besingen; wir wurden mit Romanen, Legenden und Sonetten überschwemmt, die nichts als Madonnen, Meßopfer, wunderthätige Bilder und Reliquien im Munde führten, und man kann wohl sagen, daß in der catholischen Kirche selbst die poetischen Momente ihres Glaubens nie so warm aufgefaßt (s. Feßlers Theresia, auch dessen Abelard), nie mit der Begeisterung gefeiert und in so glühenden Bildern verherrlicht wurden, als es jetzt von Ketzern geschah. Dieser Enthusiasmus gab uns liebliche, hinreißende Dichtungen. Novalis, Tieck, die Schlegel entzückten uns in die Magie eines südlichen Himmels; daß wir aber zugleich mit den catholisirenden Zerrbildern und Süßlichkeiten Werners und Anderer behelligt wurden, war der unausbleibliche Nachklang des einmal neu angegebenen Tones, wie, wenn ein

---

Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen,
O was ist Goldes- was Juwelen-Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen!

Virtuos sich hören ließ, tausend Hände geschäftig sind, sich auf seinem Instrumente zu versuchen — blieben doch die Sterne erster Größe an Deutschlands poetischem Himmel in ihrer Bahn. Die Aesthetiker und Kunstrichter konnten nicht unterlassen, von dieser Gährung Notiz zu nehmen. Sie hatte das Gute, daß die großen Verdienste des Catholicismus um die Musik, Mahlerei und Plastik neu anerkannt, diese Künste und ihre Priester höher und wärmer gewürdigt, der Quell ihrer bewunderten Schöpfungen tiefer ergründet und die Geister der Rafaele, Buonarotti's und Dante's wieder wach wurden. Die wissenschaftliche und räsonnirende Aesthetik erweiterte und verschönerte ihr Gebiet, und selbst die Liturgie der Protestanten fing an, sich nach den Reizen ihrer ältern Schwester zu sehnen. Aber ehe sie noch dazu kommen konnte, sich die ihr angemessenen Zierden aus dem empfohlnen Vorrathe poetischer Meisterwerke auszuwählen und anzupassen, wurden, der Fürsten, Staatsmänner und Künstler, die in früherer Zeit meist nur aus politischen Gründen Aufsehn erregende Beispiele des Uebertritts gegeben haben, nicht zu gedenken, mehrere namhafte Gelehrte, und in ihrem Gefolge eine Schar von Nachtretern und Schwärmern der schmucklosen Einfachheit des Protestantismus, der unendlichen Berathung und Zwietracht seiner Lehrer überdrüßig, ihm ungetreu und weiheten der catholischen Kirche ihre Schwüre und Federn. Stolberg und Schlegel sind in der letzten Zeit die merkwürdigsten unter ihnen. Ihr Uebertritt war unstreitig das Werk einer Ueberzeugung, die durch ästhetisches Interesse, durch individuelles Wohlgefallen an den festen, auf die Menschen, wie sie sind, nicht unrichtig berechneten Formen des Catholicismus, an seiner für die höchste Bedeutung empfänglichen Hierarchie vorbereitet, durch lebhafte Neigung genährt, die Einseitigkeiten der neuen Mutter vor ihren Augen verbergen mochte. Bei dem allen werden sich immer nur Wenige zu ähnlichen Schritten entschließen, und die protestantische Kirche darf eben so wenig als die catholische wegen eines merklichen Abganges ihrer Bekenner in Sorgen sein. Vielmehr werden beide Kirchen um so sicherer, gedeihlicher und verträglicher neben einander bestehen, je allgemeiner man anerkennen wird, wie schön sie sich gegenseitig ergänzen, durch freie, immer neu angeregte Thätigkeit der forschenden Vernunft auf der einen, durch Fülle der Empfindung und strenges Festhalten des immer unentbehrlichen Positiven auf der andern Seite die Sphäre des menschlichen Gemüths erfüllen und als wetteifernde Kräfte die Fortschritte des Menschengeschlechts zu höherer Bildung fördern. E.

Catilina (Lucius Sergius), trat in das Jünglingsalter, als Rom der Wuth des Marius und Sylla zur Beute geworden. Als Sprößling einer patricischen Familie schloß er sich an die Partei des Letztern, hatte einigen Antheil an dem Siege und einen größern an den Proscriptionen desselben. Mord, Brand und Raub waren die ersten Thaten u. Vergnügungen seiner Jugend. Sein Einfluß auf die zerrüttete Republik war bedeutend. In der Armee scheint er jedoch mit Auszeichnung gedient zu haben. Höchst gefährlich ward er, als er zu seinen übrigen Lastern den Betrug gesellte. Während er die Seelen der Jünglinge vergiftete, wußte er dem strengen Catulus einiges Interesse und einige Achtung abzugewinnen. Gleich geschickt, den Tugendhaften zu täuschen, den Schwachen abzuschrecken und seine Kühnheit dem Verdorbenen mitzutheilen, vereitelte er zwei von Cicero gegen ihn gerichtete Anklagen. Die eine betraf einen verbreche-

rischen Verkehr mit einer Vestalin, die andere ungeheure Erpressungen, die er als Proconsul in Afrika ausgeübt hatte. Aber Catilina kam in den Verdacht noch viel gehässigerer Verbrechen. Seine Vermählung mit Aurelia Orestilla hatte seine Vermögensumstände wieder gehoben. Nach einigen hatte er in ihr seine einzige Tochter, die Frucht eines seiner zahlreichen Ehebrüche, geheirathet; nach Andern hätte er, um diese Ehe schließen zu können, seine erste Gemahlin vergiftet. Noch Andere fügen hinzu, daß, da Aurelia eine Verbindung mit ihm aus dem Grunde verweigert, weil aus der ersten Ehe ein Sohn vorhanden sei, er selbst seinen Sohn umgebracht habe. Indessen hatte sich eine Art von Bündniß unter mehreren jungen Männern von hoher Geburt und verwegenem Muthe gebildet, welche, um aus ihren ungeheuern Schulden zu kommen, kein andres Mittel sahen, als sich der höchsten Staatsämter zu bemächtigen und unter dem Schutze derselben Erpressungen auszuüben. Catilina war das Haupt dieses Bundes. Sein Ansehn unter so vielen lasterhaften Menschen verdankte er hauptsächlich seiner Verbindung mit den alten Soldaten Sylla's. Mittelst der Veteranen von der Proscription hielt er die Nachbarstädte von Rom, und Rom selbst, in Schrecken. Zugleich gebrauchte er nicht nur die verworfensten und unruhigsten Plebejer; sogar Patricier waren unter seinen Satelliten und Consularen unter seinen Schmeichlern. Alles begünstigte seine Verwegenheit. Pompejus verfolgte Triumphe, die ihm Lucull leicht gemacht; dieser, der die seinigen mit asiatischem Pomp in Rom gehalten hatte, war im Senat die schwache Stütze der Gutgesinnten, die umsonst in ihn drangen, sich an ihre Spitze zu stellen. Crassus, der Italien von den Gladiatoren befreit hatte, aber mit unersättlicher Begierde nach Macht und Reichthum strebte, ließ den furchtbaren Einfluß Catilina's entstehen, befestigte ihn sogar, und erröthete nicht, sich darauf stützen zu wollen. Cäsar, der des Marius Partei mit der feinsten Kunst wieder belebte, schonte des Catilina und feuerte ihn vielleicht sogar an. Seine Absicht mußte es sein, diesen zu einem großen Wagniß anzutreiben, um ihn darin untergehen zu sehen. Nur zwei Römer gab es damals, welche den festen Willen hatten, ihr Vaterland zu retten, Cato und Cicero; aber nur der Letztere besaß auch die dazu nöthige Geschicklichkeit. Catilina's Anhänger wünschten sehnlichst, daß ihr Oberhaupt nebst einem seiner Vertrauten, unter denen man den Cajus Antonius, den ausgearteten Sohn des Redners Marcus Antonius, ausersehen hatte, zum Consulat gelangen möchte. Dann durften sie hoffen, sich des Schatzes u. der Güter der Republik unter verschiedenen Vorwänden, besonders mittelst der Proscriptionen bemächtigen zu können. Daß Catilina ihnen die Einäscherung u. Plünderung Roms versprochen habe, ist nicht wohl glaublich. Cicero hatte den Muth, sich um das Consulat trotz der Nähe einer Gefahr zu bewerben, deren Umfang er am besten kannte. Weder Kränkungen und Drohungen noch selbst Aufstand und meuchelmörderische Versuche schreckten ihn ab, und da die Besorgnisse der reichen Römer sein Streben begünstigten, so wurde er für das Jahr der Stadt 689 zum Consul bestimmt. Alles, was die Partei des Catilina durchsetzen konnte, war, daß Cajus Antonius zu seinem Mitconsul ernannt wurde. Dieses Mißlingen beraubte Catilina nicht der Hoffnung, sich für das nächstfolgende Jahr gewählt zu sehen. Zu diesem Zwecke verdoppelte er die Maßregeln des Schreckens, mit denen er seine Macht begonnen hatte. Indeß verlor Catilina's Partei mehrere bedeutende Männer. Antonius ward

durch Cicero zur Neutralität gezwungen; Cäsar und Crassus faßten denselben Entschluß; Autronius und P. Sylla fingen an, sich zurückzuziehen; Piso war in Spanien getödtet worden. Aber Italien war leer von Truppen. Die Veteranen Sylla's erwarteten nur ein Signal, um wieder zu den Waffen zu greifen; Catilina eilte, es ihnen zu geben. Der Centurio Manlius erschien unter ihnen und bildete ein Lager in Hetrurien. Cicero wachte; ein glücklicher Zufall verschaffte ihm Kenntniß von den geheimsten Rathschlägen der Verschwornen. Einer derselben, Curius, stand mit einer Frau von zweideutigem Rufe, Namens Fulvia, in Verbindung, und hatte sie mit ihren Planen bekannt gemacht. Durch sie erhielt Cicer von jedem Schritte Kenntniß. Er erfuhr, daß seiner Person eine große Gefahr drohe, daß zwei römische Ritter es übernommen hatten, ihn in seinem Hause zu morden. An dem zur Ausführung bestimmten Tage fanden die Mörder die Thüren verschlossen u. bewacht. Noch zögerte Cicero, die Umstände einer Verschwörung bekannt zu machen, deren Fortschritte u. Hülfsmittel er zuvor ganz erforschen wollte; er begnügte sich, im Allgemeinen die drohende Gefahr ahnen zu lassen. Sobald aber der Aufstand des Manlius bekannt geworden war, ließ er das berühmte Senatus-Consult geben, „daß die Consuln Maßregeln ergreifen sollten, um die Republik vor Nachtheil zu bewahren." — Höchst schwierig war es, sich des Oberhaupts einer Verschwörung zu bemächtigen, der in u. außer Rom Soldaten hatte; noch schwieriger war es, sein Verbrechen zu beweisen vor seinen Mitgenossen oder vor denen, die sich seiner für ihre eigenen Plane bedienen wollten. Es war zwischen 2 Uebeln zu wählen, einer Umwälzung innerhalb der Mauern Roms, u. einem Bürgerkriege. Cicero zog das Letztere vor. Catilina, der Feind des römischen Volks, wagte im Senate zu erscheinen; Cicero tritt gegen ihn auf; eine kühne Rede rettet die Republik. Indem Catilina Rom verließ, glaubte er nicht, irgend ein Hülfsmittel seiner Plane aufzuopfern. Lentulus Sura, Cethegus und andere ehrlose Senatoren übernahmen es, den Ausbruch des Complots in der Stadt zu leiten, sobald Catilina vor den Thoren Roms erscheinen würde. Cicero und Sallust behaupten, die Absicht der Verschwornen sei gewesen, Rom in Brand zu stecken und die Einwohner niederzumetzeln; gewiß ist es, daß diese furchtbaren Resultate, ohne vorgefaßten Entschluß, sich aus den Umständen ergeben konnten. Lentulus, Cethegus und andere Verschworne setzten indeß ihre verbrecherischen Intrignen fort. Sie wendeten sich an die Gesandten der Allobroger, um den Krieg auf die Grenzen Italiens zu versetzen. Diese aber waren dem Völkerrechte getreu; ihre Aufschlüsse führten zu wichtigern. Der Briefwechsel der Verschwornen mit ihrem Anführer ward aufgefangen. Der Senat hatte jetzt über ein offenbares Verbrechen Urtheil zu sprechen. Weil die Umstände nicht erlaubten, in dem Prozesse gegen die Verschwornen die zu weitläuftigen Formen zu beobachten, so wurden, wie dies früher schon in minder dringenden Fällen geschehen war, die darauf Bezug habenden Gesetze derogirt. Cäsar sprach gegen ihre augenblickliche Hinrichtung, aber Cato und Cicero setzten sie dennoch durch. Catilina's Untergang ward dadurch vorbereitet. Da Cajus Antonius, der den Auftrag erhielt, gegen Catilina zu marschiren, während Cicero Rom bewachte, sich krank stellte, übernahm sein Unterbefehlshaber Petrejus das Commando. Es gelang ihm, Catilina von allen Seiten einzuschließen. Dieser, der keine Rettung sah, wählte den Tod mit den Waffen in der Hand. Die Seinigen folgten seinem Beispiele.

Man focht mit größter Erbitterung. Alle fielen auf dem Platze, auf den ihr Führer sie gestellt hatte; Catilina selbst aber an ihrer Spitze (im J. 63 vor Chr. Geb.). — Die Geschichte der Catilinarischen Verschwörung ist von Sallust beschrieben worden.

Catinat (Nicolas), Marschall von Frankreich, war 1637 zu Paris geboren, wo sein Vater Decan der Parlamentsräthe war. Der Verlust eines Processes, dessen Entscheidung ihm ungerecht schien, bewog ihn, die juristische Praxis mit den Waffen zu vertauschen. Er trat unter die Cavallerie, suchte jede Gelegenheit auf, sich auszuzeichnen, und ward wirklich bei dem Sturm auf Lille 1667 von Ludwig XIV. bemerkt, der ihm eine Lieutenantstelle unter den Garden gab. Die Grade, zu denen er sich hinter einander erhob, bezeichnen zugleich die glänzenden Thaten, die er zu Mastricht, Besançon, Seneff, Cambrai, Valenciennes, Saint Omer, Ypern, verrichtete. Nach der Schlacht von Seneff, in welcher er verwundet worden, schrieb der große Condé an ihn: „Niemand nimmt mehr Antheil an Ihrer Verwundung, als ich; es gibt so wenig Männer wie Sie, daß man zu viel verliert, wenn man Sie verliert." Der König von Frankreich, beunruhigt über die Rüstungen des Herzogs von Savoyen, erklärte ihm den Krieg und schickte Catinat mit dem Titel eines Lieutenant-General gegen ihn. Dieser gewann 1690 die Schlacht von Staffard und 1693 die Schlacht von Marseille, und bemächtigte sich Savoyens und eines Theils von Piemont. Er befand sich noch in Piemont, als er 1693 den Marschallstab erhielt. Bei seiner Rückkehr aus diesem Lande, wo seine Menschlichkeit und Sanftmuth oft gegen die ausdrücklichen Befehle Louvois der Ueberwundenen geschont hatte, ward er von Ludwig XIV. mit besonderer Auszeichnung empfangen. In Flandern, wohin er berufen ward, zeigte er dieselbe Thätigkeit, die ihm in Piemont ausgezeichnet hatte, und nahm 1697 Ath ein. Im J. 1701 trat er wieder an die Spitze der italienischen Armee; hier hatte er den Prinzen Eugen gegen sich. Beide Feldherren waren würdig, sich mit einander zu messen. Aber die kaiserliche Armee war der freien Willkühr Eugens übergeben, während Catinat durch die Befehle des Hofs beengt war; außerdem durfte er dem Herzoge von Savoyen nicht trauen und litt Mangel an Geld u. Subsistenzmitteln. Geschlagen bei Carpi am 6. Juli mußte er das ganze Land zwischen der Etsch und Adda räumen. Nicht glücklicher war er in der Schlacht von Chiari, wo Villeroi en Chef commandirte. Als er nach einem fruchtlosen Angriffe die Truppen wieder sammelte, antwortete Catinat einem Offizier, der ihm vorstellte, daß sie Alle einem unvermeidlichen Tod entgegen gingen: „Es ist wahr, der Tod ist vor uns, aber die Schande ist hinter uns." Die Unfälle, die er erlitt, und die trotz seiner Vorstellungen der Hof nicht der Treulosigkeit des Herzogs von Savoyen zuschreiben wollte, zogen ihm die Ungnade des Königs zu. Catinat, der seinen Ruhm weniger in die Gunst seines Fürsten, als darein setzte, seinem Vaterlande zu nützen, ertrug mit Ruhe diese Zurücksetzung und starb zu Saint-Gratien i. J. 1712. Er war Philosoph im wahren Sinne des Worts, religiös ohne Strenge, Hofmann ohne Ränke, uneigennützig und stets bereit zu geben. Im Glück wie im Unglück, nach einem Siege wie nach einer Niederlage, zu Versailles wie auf seinem Landgute zu Saint-Gratien, war er stets heiter, ruhig, bedachtsam; diese unveränderliche Stimmung hatte ihm von seinen Soldaten den Namen le Père la Pensée erworben.

Cato der Censor (Marcus Porcius), mit dem Beinamen Priscus, auch Sapiens und Major (der Weise und Aeltere), war im J. vor Chr. 232 zu Tusculum geboren. Sein Vater, ein Plebejer, hinterließ ihm ein Gütchen im Lande der Sabiner, das er mit eigenen Händen baute. Seine Jugend fiel in die für Rom so gefährliche Zeit der Anwesenheit Hannibals in Italien. Siebzehn Jahre alt machte Cato seinen ersten Feldzug unter Fabius Maximus, als dieser Capua belagerte. Fünf Jahre danach focht er unter demselben bei der Belagerung von Tarent. Nach der Einnahme dieser Stadt trat er in Freundschaft mit dem Pythagoräer Nearch, der ihn in die erhabenen Lehren der Weisheit einweihte, mit deren Ausübung er schon vertraut war. Cato kehrte nach Beendigung des Krieges auf sein Landgut zurück. Da er die Gesetze kannte, und mit Leichtigkeit sprach, ging er mit Tagesanbruch in die benachbarten Städte, denen als Rathgeber und Sachwalter dienend, die ihn dazu aufforderten. Valerius Flaccus, ein edler und mächtiger Römer, der in der Nachbarschaft eine Besitzung hatte, bemerkte die Tugenden und Talente des Jünglings, gewann ihn lieb und lud ihn ein, nach Rom zu kommen, wo er ihn durch sein Ansehen zu befördern versprach. Wenige reiche und angesehene Familien standen damals an der Spitze der Republik. Cato war arm und unbekannt; aber seine Beredsamkeit, die man mit der Kunst des Demosthenes verglich, die Strenge und Energie seines Charakters zogen bald die Aufmerksamkeit auf ihn. Vor Gericht und in den Volksversammlungen zeigte er sich der schönen Definition gemäß, die er selbst von einem Redner gegeben und Quintilian uns aufbewahrt hat, „als einen rechtschaffenen, in der Kunst, gut zu reden, erfahrenen Mann.“ Dreißig Jahre alt, ging er als Tribunus Militum nach Sicilien. Im folgenden Jahre ward er Quästor, und seitdem entstand zwischen ihm und Scipio eine Rivalität und ein Haß, die Beide bis an ihren Tod fortsetzten. Cato, der nach Rom zurückgekommen war, klagte den Scipio der Verschwendung an, und wiewohl derselbe losgesprochen wurde, so gewann doch Cato durch seinen für das Beste des Staats bewirkten Eifer einen großen Einfluß auf das Volk. Fünf Jahre nachher, als er Aedil gewesen, ward er Prätor und erhielt die Statthalterschaft von Sardinien. Seine strenge Mäßigkeit, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe wurden hier noch mehr bemerkt, als in Rom. Auf dieser Insel machte er die Bekanntschaft des Dichters Ennius, von dem er Griechisch lernte, und den er bei seiner Rückkehr mit nach Rom nahm. Endlich ward Cato im J. 193 vor Chr. Consul in Gemeinschaft mit seinem Freunde Valerius Flaccus. Der Abschaffung der Lex Oppia, welche in den bedrängten Zeiten des zweiten punischen Krieges gegeben worden, und den Frauen verbot, mehr als eine halbe Unze Goldes, buntfarbige Kleider und andern Putz zu tragen, widersetzte er sich aus allen Kräften; aber er mußte der Beredsamkeit des Tribunen Valerius und den dringenden Bitten der römischen Frauen unterliegen. Cato ging gleich darauf nach Hispania citerior ab, das sich empört hatte. Sein erstes Geschäft war, die für die Armee aufgehäuften Vorräthe nach Rom zu schicken, indem er erklärte, der Krieg müsse diejenigen ernähren, die ihn führen. Er erfocht mit einem neugeschaffenen Heere mehrere Siege, unterwarf die Provinz aufs neue, und kehrte nach Italien zurück, wo ihm die Ehre eines Triumphs zuerkannt wurde. Kaum war er von dem Triumphwagen gestiegen, als er die consularische Toga ablegte, den Harnisch nahm, und dem Sempronius nach Thrazien folgte.

Später trat er unter den Befehl des Consuls Manius Acilius, um gegen Antiochus zu fechten und den Krieg nach Thessalien zu spielen. Durch einen kühnen Marsch besetzte er mit einem Theil seiner Soldaten den Kallidrom, eine der steilsten Bergspitzen des Passes von Thermopylä, und entschied so den Ausgang der Schlacht. Er überbrachte die Nachricht dieses im J. 189 vor Chr. erfochtenen Sieges nach Rom. Sieben Jahre nachher ward ihm, trotz einer mächtigen Gegenpartei, die ehrenvollste, aber auch gefürchtetste aller Magistraturen, das Censoramt, zu Theil. Er hatte sich nicht darum beworben, sondern sich nur dazu bereit gezeigt; in Ansehung seines Collegen erlaubte er kaum eine Wahl; man mußte ihm Valerius Flaccus geben, denn nur mit diesem konnte er den Unordnungen steuern und die alten reinen Sitten zurückführen. Mit furchtbarer Strenge verwaltete er dies Amt, und wiewohl seine Maßregeln ihm Widerspruch und Widersacher erregten, so erhielt er doch den größten Beifall, und als er sein Amt niedergelegt hatte, ward beschlossen, ihm eine Statue mit einer ehrenvollen Inschrift zu errichten. Er schien der Ehre wenig zu achten, und antwortete, als ihm früher Jemand seine Verwunderung ausdrückte, daß ihm noch keine Statue errichtet worden: „Ich will lieber, daß man frage, warum dem Cato keine Bildsäule bewilligt, als warum ihm eine bewilligt worden." Dennoch fehlte ihm jenes Selbstgefühl nicht, das dem großen Verdienst wohl ansteht. „Ist er denn ein Cato?" pflegte er zu fragen, wenn er eines Andern Versehen entschuldigen wollte. Die Nachwelt hat auf dieselbe Weise seine Tugend anerkannt. Cato's politisches Leben war ein langer Kampf. Er klagte unaufhörlich und mit Erbitterung an, und ward eben so angeklagt, aber jedesmal losgesprochen. Sein letztes Staatsgeschäft war eine Gesandtschaft nach Carthago, um den Streit zwischen den Carthaginiensern und dem König Masinissa zu schlichten. Man betrachtet diese Reise als die Ursache der Zerstörung Carthago's; denn Cato war über die Art, wie diese Nebenbuhlerin Roms ihre Verluste wieder ersetzt hatte, so erstaunt, daß er seitdem jede Rede mit den bekannten Worten schloß: Praeterea censeo Carthaginem esse delendam. (Uebrigens bin ich der Meinung, Carthago müsse zerstört werden.) Er starb ein Jahr nach seiner Rückkehr (147 vor Chr.) 85 Jahre alt. — Cato, der so haushälterisch mit den Staatseinkünften war, betrachtete den Reichthum nicht gleichgültig. Bis zur Härte war er streng gegen seine Sclaven. Den Ackerbau suchte er auf alle Weise zu vervollkommnen, und kannte alle Hülfsmittel desselben genau. In seinem Alter war er auf seinem Landgute gern fröhlich mit Freunden und überließ sich den Freuden der Tafel. Darauf beziehen sich die Verse des Horaz:

Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

Er war zwei Mal verheirathet, und hatte mit jeder Gattin einen Sohn. Als Gatte und Vater war er gleich musterhaft. Er verfaßte eine Menge von Schriften, von denen die einzige De re rustica sich erhalten hat. Zu bedauern ist am meisten der Verlust seiner Reden, deren Cicero mit den größten Lobsprüchen erwähnt, und seiner Geschichte vom Ursprung des römischen Volks, welche die alten Geschichtschreiber vielfältig anführen.

Cato (Marcus Porcius), zum Unterschiede von dem Censor, dessen Urenkel er war, von Utica, dem Orte seines Todes, zubenamt, war im J. 93 vor Chr. geboren. Nach dem frühen Absterben seiner

Aeltern ward er in dem Hause seines Oheims, Livius Drusus, auferzogen. Er zeigte früh Reife des Urtheils und Festigkeit des Charakters. Man erzählt, daß er in seinem vierzehnten Jahre, als er in des Sylla Hause die Häupter mehrerer auf Befehl desselben Ermordeten erblickt, von seinem Lehrer ein Schwert gefodert habe, um den Tyrannen zu durchbohren, und sein Vaterland aus der Knechtschaft zu befreien. Mit seinem Bruder von mütterlicher Seite, Cäpio, lebte er von Jugend auf in der zärtlichsten Eintracht. Cato ward zum Priester Apolls ernannt. Er trat in Verbindung mit dem Stoiker Antipater von Tyrus, und blieb sein ganzes Leben hindurch den Grundsätzen der Stoa getreu. Zum ersten Mal trat er auf gegen die Volkstribunen, welche eine vom Censor Cato erbaute Basilica, die ihnen hinderlich war, niederreißen lassen wollten. Er zeigte schon damals jene kraftvolle Beredsamkeit, durch welche er sich später so furchtbar machte, und gewann den Proceß. Seinen ersten Feldzug machte er unter Spartacus als gemeiner Freiwilliger, und zeichnete sich dabei so aus, daß der Prätor Gellius ihm einen Ehrenpreis zuerkannte, den er jedoch ablehnte. Sodann ward er als Tribunus Militum nach Macedonien gesandt. Als die Zeit seines Commando's verflossen war, reisete er nach Asien, und brachte den Stoiker Athenodor mit sich nach Rom zurück. Er ward hierauf Quästor und verwaltete dieses beschwerliche Amt mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Er hatte den Muth, die Agenten wegen ihrer Erpressungen und Gewaltthaten vor Gericht zu verfolgen und erwarb sich dadurch die Bewunderung und Liebe der Römer, so daß er am letzten Tage seiner Quästur von der ganzen Volksversammlung nach Hause begleitet wurde. Der Ruf seiner Tugend verbreitete sich allgemein. Bei den Spielen der Flora ward den Tänzerinnen nicht gestattet, sich nach hergebrachter Sitte zu entkleiden, so lange Cato gegenwärtig war. Die bürgerlichen Unruhen erlaubten ihm nicht, nach Niederlegung seines Amts sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Dem Beispiele Sylla's, sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen, folgten mehrere Ehrgeizige, deren gegenseitiger Kampf allein noch den Sturz der erschütterten alten Verfassung aufhielt. Crassus glaubte die Oberherrschaft mit seinem Gelde zu erkaufen. Pompejus erwartete, daß sie ihm freiwillig übertragen werden sollte; Cäsar, beiden an Talent überlegen, verband sich mit beiden, und benutzte den Reichthum des Einen und das Ansehen des Andern zu seinen Zwecken. An der Spitze des Senats, des einzigen Pfeilers der Republik, standen Catulus, Cicero, Cato; Lucull, in hohem Ansehen beim Heere, das er siegreich geführt, würde allein den Senat haben aufrecht erhalten können, wenn er nicht lieber seines Reichthums hätte genießen, als sich den Staatsangelegenheiten widmen wollen. Cato, von allen Factionen fern, diente unter diesen schwierigen Umständen dem gemeinen Wesen mit Einsicht und Muth; doch schadete er auch oft der Sache, welcher er diente, durch die Unbeugsamkeit seines Charakters. Er war nach seiner Quästur auf dem Wege nach seinem Landgute, als er dem Metellus Nepos begegnete, der nach Rom reisete, sich um das Tribunat zu bewerben. Da er denselben als einen verderbten Menschen kannte, kehrte er sogleich um, bewarb sich selbst um das Tribunat und ward zugleich mit Metellus Nepos gewählt. Um diese Zeit brach die Verschwörung des Catilina aus. Cato unterstützte mit aller Macht den Consul Cicero, gab ihm zuerst öffentlich den Namen eines Vaters des Vaterlandes, und brang in einer schönen, von Sallust aufbehaltenen, Rede auf die Bestrafung der Schul-

digen. Dem Vorschlag des Metellus Nepos, den Pompejus aus Asien zurückzurufen und diesem das Commando gegen Catilina zu geben, widersetzte er sich, und damals wäre er beinahe in einem Volkstumulte umgekommen, den sein College und Cäsar gegen ihn anregten. Nach des Pompejus Rückkehr vereitelte Cato mehrmals die ehrgeizigen Plane desselben, und sagte zuerst die Folgen der zwischen Crassus, Pompejus und Cäsar geschlossenen Verbindung voraus. Er sprach nachher, wiewohl vergeblich, gegen die Ackervertheilung in Campanien. Cäsar mißbrauchte damals seine Gewalt so sehr, daß Cato ihn ins Gefängniß führen ließ; aber durch das Murren des Volks gezwungen, mußte er ihn wieder frei geben. Um Cato zu entfernen, ließen die Triumvirn durch den Volkstribun Clodius den Vorschlag machen, unter einem nichtigen Vorwande den König von Cypern, Ptolemäus, seiner Staaten zu berauben; dies wurde decretirt, und Cato mit Vollziehung des Decrets beauftragt. Er war gezwungen zu gehorchen, und vollzog den erhaltenen Auftrag so gewissenhaft, daß er den öffentlichen Schatz mit einer größern Summe bereicherte, als je ein Privatmann darein niedergelegt hatte. Inzwischen fuhr Cato fort, sich den Triumvirn zu widersetzen. Als er dem Tribonianischen Gesetze entgegenwirken wollte, das dem Crassus eine außerordentliche Gewalt ertheilte, ward er zum zweiten Male verhaftet; aber das ganze Volk folgte ihm zum Gefängnisse und seine Gegner waren genöthigt, ihn wieder loszulassen. Bald darauf ward er Prätor, und in dieser Eigenschaft setzte er ein Gesetz gegen die Bestechung durch, das eigentlich allen Theilen mißfiel. Nach Crassus Tode wuchsen die innern Gährungen, und Cato glaubte, einem größern Uebel nur dadurch vorbeugen zu können, daß er gegen die Verfassung Pompejus zum alleinigen Consul zu ernennen vorschlug, welches auch angenommen wurde. Das Jahr darauf erhielt Cato das Consulat nicht, weil er die dazu nöthigen Schritte nicht thun wollte. Inzwischen brach der Bürgerkrieg aus. Cato, der sich als Proprätor in Sicilien befand, begab sich bei der Ankunft Curio's mit drei Legionen Cäsars von dort in das Lager des Pompejus nach Dyrrhachium. Er hatte noch gehofft, den Krieg durch Unterhandlungen zu verhindern; als er dennoch ausbrach, legte er zum Zeichen seines Kummers darüber Trauerkleider an. Pompejus, der bei Dyrrhachium gesiegt hatte, ließ Cato zur Bewachung der Kriegscasse und der Magazine dort zurück, und verfolgte seinen Nebenbuhler. Aus diesem Grunde war Cato nicht bei der pharsalischen Schlacht gegenwärtig. Nach derselben schiffte Cato mit seinen Truppen nach Cyrene. Hier erfuhr er, daß Pompejus Schwiegervater, Scipio, zum mauritanischen Könige Juba gegangen sei, wo Varus eine ansehnliche Macht versammelt habe. Cato setzte sich dahin in Marsch, überwand Hunger und Durst und alle Beschwerden, und erreichte Utika, wo beide Heere sich vereinigten. Die Soldaten wünschten Cato zum Oberbefehlshaber, dieser aber überließ das Commando dem Scipio, und übernahm den Befehl in der Stadt Utika, während Scipio und Labienus gegen Cäsar aufbrachen. Er hatte ihnen gerathen, den Krieg in die Länge zu ziehen; jene wagten dennoch eine Schlacht und wurden fast gänzlich vernichtet. Afrika unterwarf sich dem Sieger mit Ausnahme von Utika. Anfangs war Cato Willens, sich mit den in der Stadt befindlichen Senatoren bis auf den Tod zu vertheidigen; bald gab er diesen Plan auf; er entließ Alle, die ihn zu verlassen wünschten. Sein Entschluß war gefaßt. Am Vorabend des zur Ausführung bestimmten Tages speisete

er ruhig und sprach über verschiedene philosophische Gegenstände. Darauf las er in seinem Zimmer den Phädon des Plato. Man hatte, seinen Vorsatz ahnend, sein Schwert weggenommen. Als er es nicht fand, rief er seine Sclaven und foderte es mit scheinbarer Gleichgültigkeit; aber als man es ihm dennoch nicht brachte, gerieth er in Zorn und schlug einen Sclaven, der ihn zu besänftigen suchte. Auf den Lärmen kamen sein Sohn und seine Freunde herbei, fielen ihm zu Füßen und beschworen ihn weinend, nicht darauf zu bestehen. Er warf anfangs seinem Sohne seinen Ungehorsam vor, fuhr dann mit Ruhe fort, alle Anwesenden zur Unterwerfung gegen Cäsar zu ermahnen, und entließ sie bis auf die Philosophen Demetrius und Apollonides, welche er befragte, ob sie ein Mittel wüßten, wie er fortan leben könne, ohne seinen Grundsätzen untreu zu werden. Sie schwiegen und verließen ihn weinend. Man gab indeß das Schwert Cato's einem Kinde, um es ihm zu bringen. Er empfing es mit großer Freude. Darauf las er zweimal den Phädon des Plato, schlief dann ein, schickte, als er erwacht war, in den Hafen, um zu hören, ob Alle abgereiset wären. Seufzend vernahm er, daß das Meer stürme. Er war eben wieder eingeschlafen, als man ihm meldete, daß das Meer ruhiger werde und Alles im Hafen still sei. Er schien zufrieden und war kaum allein, als er sich mit seinem Schwerte durchbohrte. Man eilte herbei und benutzte eine Ohnmacht, ihn zu verbinden. Als er aber zu sich gekommen war, riß er den Verband ab, und starb sogleich (44 J. vor Chr.). Die Bewohner von Utika bestatteten ihn prachtvoll und errichteten ihm eine Statue. Cäsar aber soll bei der Nachricht von Cato's Tode ausgerufen haben: „Ich beneide deinen Tod, weil du mir den Ruhm beneidet hast, dir das Leben zu retten." — Bekannt sind die Schilderungen, welche Sallust und Vellejus vom Cato machen; auch Virgil und Horaz erwähnen seiner mit Ruhm.

Catoptrik, die Wissenschaft oder Lehre der von den Spiegeln zurückgeworfenen Lichtstrahlen, ist ein Theil der angewandten Mathematik, und der Optik insbesondere. (S. **Spiegel**.)

Cats (Jacob), geboren zu Brouwersbaven auf Seeland im J. 1577, nimmt einen der ersten Plätze unter den Wiederherstellern oder vielmehr unter den Schöpfern der holländischen Sprache und Poesie ein. Wenige Dichter sind fruchtbarer gewesen. Bis in sein hohes Alter übte er sein anmuthiges Talent für die Poesie. Er war, nachdem er seine Studien zu Leyden beendigt hatte, nach Orleans gegangen und hatte dort die Doctorwürde angenommen. Den Lehrstuhl, den die Universität Leyden ihm antrug, schlug er aus. Dagegen verwaltete er in den schwierigsten Zeiten die wichtigsten Aemter. In den Jahren 1627 und 1631 ging er als Gesandter nach England; in den Jahren 1636 und 1651 war er Groß-Pensionär von Holland. Cats ist in seiner Poesie wesentlich von seinen Zeitgenossen und Nebenbuhlern, Hooft und Vondel, unterschieden. Naivetät, Einfachheit, Gutmüthigkeit, Popularität charakterisiren ihn vorzüglich, und nicht unpassend hat man ihn den holländischen Lafontaine genannt. Niemand hat eine vollkommnere Kenntniß des menschlichen Herzens besessen und in seinen Versen entwickelt. Man hat an ihm eine zu große Fülle von Ausdrücken und Bildern, Wiederholungen und eine gewisse Einförmigkeit der Verse getadelt, aber wie viel schöne Eigenschaften wiegen diese Mängel auf! Reinheit des Ausdrucks, Klarheit des Styls, eine blühende und fruchtbare Phantasie, eine Moral, die

leicht und anspruchlos Geist und Herz gewinnt. Und doch ist dieser Dichter, der so lange Zeit allgemein gelesen und bewundert wurde, in neuerer Zeit in unverdiente Vergessenheit gesunken, aus welcher er erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch Bilderdyk und Feith erweckt worden ist, die seine Werke neu herausgegeben haben. Diese bestehen aus Sinnbildern und Allegorien nach dem damaligen Zeitgeschmacke, aus Gedichten über die verschiedenen Alter und Lebensverhältnisse, aus Fabeln, Liedern, Idyllen u. s. w. Er starb auf seinem Landgute zu Zorgvliet im J. 1660, in einem Alter von 83 Jahren.

Cattaro, Stadt in Dalmatien mit starken Mauern und einem Bergschlosse, an dem von ihr benannten Meerbusen. Sie ist von hohen Bergen umgeben, so daß sie im Winter die Sonne nur wenige Stunden sieht. Die Einwohner der Stadt und des Gebiets sind theils Katholiken, theils Griechen. Cattaro unterwarf sich 1420 aus Furcht vor den Türken freiwillig der Republik Venedig. Längs des engen und gekrümmten Busens von Cattaro liegen mehrere wohlbewohnte Orte, welche sich wie Cattaro selbst von der Seefahrt, einigem Handel und der Fischerei nähren. In dem preßburger Frieden 1805 trat Oesterreich auch Cattaro an Italien ab. Doch ehe die dahin bestimmten französischen Truppen davon Besitz nehmen konnten, erschienen russische Kriegsvölker, welche sich, mit Hülfe der Landesbewohner und der Montenegriner, der an dem Meerbusen von Cattaro gelegenen festen Plätze bemächtigten. Dies verursachte zwischen Frankreich, Rußland und Oesterreich große Spannung und viele diplomatische Verhandlungen. Erst nach dem tilsiter Frieden kam Frankreich in den wirklichen Besitz. Der ganze Bezirk mit der Stadt gehörte seit 1810, nach dem wiener Frieden, zur zweiten militärischen Division der illyrischen Provinzen. General Milutinovich nahm es am 10. Juni 1814 für Oesterreich wieder in Besitz. Jetzt gehört es zum Königreich Dalmatien. (S. d. A.) Die Stadt hat 4,000 Einw. und der Kreis von Cattaro auf 14 Q. M. in 142 Ortsch. 22,000 Einw.

Cattegat, holländisch Katzenloch, dänisch Skager-Rack (Morast beim Vorgebirge Skagen, der äußersten Spitze von Jütland und einer gefährlichen Sandbank), ist ein großer Meerbusen des deutschen Meeres, zwischen den östlichen Küsten von Jütland und den Küsten von Schweden, welchen die dänischen Inseln von der Ostsee trennen. Im Cattegat ist ein sehr reicher Heringsfang.

Catten, waren eins der berühmtesten und ausgebreitetsten deutschen Völker, aber in Rücksicht ihrer innern Verfassung den Römern wenig bekannt. Sie hatten das Land, das heut zu Tage Hessen, Fulda, Hanau, Isenburg und ein beträchtliches Stück von Franken bis an die Saale umfaßt, dann den größten Theil der nassauischen Länder, den östlichen Theil von Westphalen inne, und reichten bis an den Rhein und Main. Mit den Hermunduren und Cheruskern führten sie oft blutige Kriege. Zu Cäsars Zeiten wohnten sie längs der Lahn, und waren dem Rheine nahe; sie verdrängten die Teucterer und Usipeter, und Cäsar konnte nichts gegen sie ausrichten. Drusus, welcher anfangs durch den Angriff der Cherusker sich die Catten zu Freunden gemacht hatte, ward, als er Festungen in ihrem Lande anlegte, ihr Feind; er schlug sie, ohne sie darum zu besiegen. Durch ihre Einfälle in die decumatischen Felder und durch Schwächung der Cherusker wurden die Catten groß und mächtig, da die vorher mit jenen im Bunde gestandenen Völker sich nun mit ihnen vereinigten. In der darauf folgenden Periode kriegten sie wahr-

scheinlich mit Trajan; unter Marc Aurel fielen sie in Germanien und Rhätien ein, wurden späterhin von Didius Julianus geschlagen, und kommen zuletzt 392 in Verbindung mit den Franken unter dem Könige Markomer in der Geschichte vor. Von da an verschwindet der Name Catten, bis im achten Jahrhunderte die Hassi oder Hessi auftreten, welche mit den Catten einerlei Volk ausgemacht haben sollen. Nach dem Berichte Cäsars war das Land der Catten in 100 Gaue eingetheilt; jeder von diesen mußte jährlich 1000 Mann ins Feld stellen, welche fürs nächste Jahr mit den Zurückgebliebenen, die unterdessen das Feld bestellen mußten, wechselten; sie übten also Ackerbau so gut wie Krieg. Ihre Nahrung war Milch, Käse und Wildpret; ihre Kleidung machten sie sich aus Thierfellen. Ein Eigenthum hatte eigentlich Niemand, sondern die Fürsten, welche aber nicht souverän waren, und Landtage halten mußten, theilten jährlich die Aecker und Felder unter die Familien aus. Sie werden uns übrigens als ein sehr tapferes, abgehärtetes, muthiges und kluges Volk geschildert. (Vergl. Germanien.)

Catullus (Cajus Valerius), einer der besten römischen Dichter, war zu Verona, nach Andern zu Sirmium, einer kleinen Stadt auf einer Halbinsel des See's Benacus (Lago di Garda), im Jahre Roms 667 oder 86 vor Chr. Geb. von angesehenen und reichen Aeltern geboren. Sehr jung kam er nach Rom; besonders begünstigte ihn Mallius, dessen Vermählung er später in einem seiner lieblichen Gedichte besang. Catull zog durch die Anmuth seines Geistes gar bald alle diejenigen an, welche jenen glänzenden Zeitraum zu verherrlichen begannen. Er war der Freund des Cicero, Plancus, Cinna und Cornelius Nepos, dem er in der Folge die Sammlung seiner Gedichte widmete. Diese Sammlung ist nicht von großem Umfang, aber sie zeigt, was Catull in mehrern Gattungen der Dichtkunst hätte leisten können, wenn er die Wissenschaften mit Ernst den Vergnügungen und Reisen vorgezogen hätte. Wahrscheinlich ist ein Theil seiner Poesien gar nicht auf uns gekommen. Ueber den Werth derjenigen, welche wir besitzen, ist bei den Alten wie bei den Neuern nur Ein Urtheil gewesen. Tibull und Ovid machen ihm Lobsprüche, und Martial räumt im Epigramm ihm allein den Vorrang ein (uno minor Catullo). Wenn der jüngere Plinius ihm einige harte Verse und Scaliger noch andere Mängel vorwirft, so soll dieser Tadel doch seinem Dichterwerthe nichts benehmen. In der tändelnden Gattung, wie im Epigramme, wenn er es auf seine gehörigen Grenzen beschränkt, ist er Muster. Auch den heroischen Vers brauchte er mit Glück; berühmt ist seine schöne Episode von der Ariadne, die den Sänger der Dido begeistert zu haben scheint. Er war unter den Römern der erste, der sich mit Erfolg in der lyrischen Poesie versuchte; die vier uns noch von ihm übrigen Oden lassen den Verlust der andern lebhaft bedauern. Ein Vorwurf aber, der mehrere Gedichte Catulls trifft, ist die Unsittlichkeit und Unzüchtigkeit; er glaubte, daß es für einen Dichter hinreiche, im Leben gute Sitten zu haben, daß er ihnen aber in seinen Versen Hohn sprechen dürfe. Catull verband mit dem Dichtertalente gründliche und mannichfaltige Gelehrsamkeit, besonders war er mit der griechischen Sprache und Poesie vertraut, wovon man in seinen Werken die deutlichsten Beweise findet. Unbestimmt ist sein Todesjahr; die gewöhnliche Meinung ist, daß Catull im J. Roms 697 in einem Alter von 30 Jahren starb. Scaliger dagegen behauptet, doch ohne gehörigen Beweis, daß er 71

Jahre alt geworden. Die Ausgaben von Volpi, Padua, 1737, und Döring verdienen eine ehrenvolle Erwähnung. Die vorzüglichsten Poesien Catulls, zu denen das Gedicht an den Sperling der Lesbia, und die reizende Nänie bei dem Tode desselben gehören, sind von Ramler übersetzt herausgegeben worden.

Catun, auch Kattun und Cotton genannt, das bekannte baumwollene Zeug, das zur Bekleidung der Frauen aller Stände, nach Maßgabe seiner geringern oder höhern Güte, und sonst zu vielfachen andern häuslichen Zwecken verwandt wird. Es wurde ursprünglich uns blos aus Ostindien durch die Holländer, Engländer, Dänen u. s. w. zugeführt und von diesen in großen öffentlichen Auctionen versteigert. Dies geschieht zwar mit mehreren Gattungen weißer Catune auch noch gegenwärtig, allein der größte Theil des unermeßlichen Bedarfs wird jetzt von den Völkern des Continents selbst verfertigt. Die Franzosen und die Schweizer zeichnen sich darin durch die feinste Waare aus. Ihnen folgen die Engländer, diesen die Sachsen, von denen vorzüglich die chemnitzer Fabrikanten große Partien auf die deutschen Messen bringen. Außer der innern Güte und Feinheit des Stoffs kommt vorzüglich die Schönheit der Muster und die Dauerhaftigkeit der Farben bei den bedruckten Catunen in Betracht. Auch hier findet wieder dieselbe Stufenleiter Statt, die oben in der Güte angegeben ist. — Von einzelnen Städten in Deutschland zeichnen sich noch Hamburg, Augsburg und Berlin durch die Lieferung sehr schöner Waare aus.

Caucasus, berühmtes Alpengebirge in Westasien, welches die 6000 Q. M. große Landenge zwischen dem schwarzen und caspischen Meere einnimmt, und sich von dem einen Meere zum andern, von Südosten nach Nordwesten erstreckt. Sowohl in Hinsicht der Ausdehnung als der Höhe gehört der Caucasus zu den vorzüglichsten Gebirgen. Die Länge beträgt 95 Meilen und die Breite wechselt. Von Mosdok bis Tiflis kann man sie auf 40 Meilen schätzen. Bergströme, Abgründe und Lawinen machen dieses Gebirge sehr unzugänglich. Das Hauptgebirge, oder vielmehr der hohe Rücken desselben, von welchem das Gebirge nach beiden Seiten zu abfällt, besteht aus granitischer Steinart und aus hohen Gipfeln, die zum Theil ewigen Schnee tragen, meistens kahl sind und wenige Vegetation zeigen. Während die höchsten Spitzen in Eis und Schnee gehüllt sind, tragen die niedrigern Berge Wälder. An der westlichen Seite erhebt sich vorzüglich der Elbrus, den die Einwohner Chat oder Chach-Gara nennen, und der nach einer russischen Messung 16,700 Fuß hoch sein soll. An der östlichen Seite ist der höchste Berg der Schneeberg, westlich von Kuba, und 1810 zuerst von einem europäischen Reisenden erstiegen. Er ist selbst im Sommer mit Schnee bedeckt, und wird auch Schah-dagh (Königsberg), desgleichen Schah-Elbrus genannt. Elbrus ist überhaupt der Name aller aus der Kette des Caucasus hervorragenden sehr hohen und konischen Berge. Er geht sehr steil in die Höhe, und ist auf dem caspischen Meere sehr weit zu erkennen. Die meisten auf dem Caucasus entspringenden Flüsse nehmen entweder einen östlichen Lauf in das caspische, oder einen westlichen in das schwarze Meer. Auf der Nordseite des Caucasus fließt östlich der Terek in das caspische und westlich der Kuban in das schwarze Meer, jenseits welcher Flüsse sich das Gebirge in die Steppen des südlichen Rußlands verflacht. Auf der Südseite des Caucasus fließt östlich der Kur ins caspische und westlich der Rioni

(bei den Alten Phasis genannt) ins schwarze Meer, jenseits welcher Flüsse die Gebirge des türkischen und persischen Armeniens aufsteigen, und so einen Zusammenhang des Caucasus mit den übrigen Gebirgen Westasiens bilden. So rauh und unfruchtbar das Hauptgebirge des Caucasus ist, so fruchtbar und von der Natur gesegnet sind besonders die südlichen Abhänge des Gebirges, wo das Land mit Bächen, Wäldern, Frucht- und Weingärten, Kornfeldern und Viehtriften abwechselt, und Alles im Ueberflusse darbietet. Der Weinstock, Obstbäume, ja selbst Kastanien, Feigen kommen ohne alle Pflege fort. Das Getreide aller Art, Reis, Baumwolle, Hanf gedeihen vortrefflich, und diese Länder könnten bei gehöriger Cultur die glücklichsten sein, aber der Ackerbau wird sehr nachlässig betrieben, wozu theils die Trägheit der Einwohner, theils die Entvölkerung und die Unsicherheit Ursachen sind, indem die häufigen räuberischen Einfälle der Gebirgsbewohner, besonders der Lesghier, den Ackerbau treibenden Bewohnern dieser Gegenden die Früchte ihres Fleißes entziehen, und die Menschen selbst als Sclaven fortführen. Groß ist die Menge des Wildes von aller Art, und die Fasanen sind hier zu Hause. Das Mineralreich enthält reiche Schätze, die fast gar nicht benutzt werden. Merkwürdig ist auch der Ueberfluß an Mineralwassern und an Bergöl- oder Naphthaquellen in vielen Gegenden. Die Einwohner dieser Länder bestehen aus verschiedenen kleinen Völkerschaften von verschiedener Abstammung und Sprache, und sind theils griechische und armenische Christen, theils Muhamedaner, theils Juden, und theils verehren sie Gestirne, Berge, Felsen, Bäume. Viele derselben zeichnen sich durch eine schöne regelmäßige und dauerhafte Körperbildung aus, besonders die Tscherkessen und Georgier, welche der schönste Menschenstamm in der Welt sind; daher auch das weibliche Geschlecht von den Orientalen für ihre Harems gesucht wird, und die Reize der Tscherkessinnen (Zirkassierinnen) und der Georgierinnen sind zum Sprichworte geworden. Die Einwohner stehen theils unter verschiedenen kleinen Fürsten, die oft nur einige Dörfer beherrschen, theils unter Aeltesten. Sie sind Georgier, Abasen, Lesghier, Osseten, Tscherkessen, Khisten, Inguschen, Kharabulaken, Tschetschenzen, Tataren, Armenier, Juden; auch in einigen Gegenden gibt es nomadische Araber. Unter diesen Völkerschaften sind besonders die Lesghier, welche die östlichen Gebirgsgegenden des Caucasus bewohnen, das Schrecken der Armenier, Perser, Georgier und Türken. Freiheit lehrt sie Tapferkeit und macht sie allen ihren Nachbarn furchtbar. Mangel an vielen, selbst den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, nöthigt sie zum Raube, und Alles, was sie nur erhaschen können, als ihr rechtmäßiges Eigenthum zu betrachten. Deswegen sind auch ihre schwächern Nachbarn, welche die Mittel- und Vorgebirge bewohnen, häufig ihren Ueberfällen ausgesetzt, wenn sie ihnen nicht durch Geschenke zuvorzukommen suchen. Dagegen schützen die Felsengebirge der Lesghier sie hinlänglich gegen jeden fremden Angriff, und man hat nur selten Beispiele, daß ihnen ihre Nachbarn Gleiches mit Gleichem vergolten haben. Gewerbe treiben die Lesghier fast gar nicht, und ihre Viehzucht, so wie der Ackerbau sind nicht für ihre Bedürfnisse hinreichend. Die Wirthschaft liegt den Weibern ob, die auch aus der zarten feinhaarigen Schafwolle Decken, Tuch und Mäntel verfertigen. So bleibt dem Manne keine andere Beschäftigung übrig, als der Krieg und die Räuberei, um die Bedürfnisse seines Hauses herbei zu schaffen. Jeder benachbarte Fürst

kann sich die Hülfe dieser Völker versprechen, und nach seinem Verlangen eine Anzahl Streiter bekommen, wenn er nur außer dem nöthigen Proviant für jeden Mann noch zehn bis zwölf Rubel Silber zahlt. Sie unternehmen gern einzelne Streifzüge, machen den Feind sicher, und überfallen ihn unvermuthet. Dabei zeigen sie im Unglück die heldenmüthigste Tapferkeit. So wie im ganzen Caucasus, so herrscht auch bei ihnen die Gastfreundschaft und Blutrache. Kein Fremder kann in ihrem Lande reisen, ohne einen Gastfreund oder Kunak zum Begleiter zu haben. Von diesem eingeführt, wird er überall freundschaftlich aufgenommen und bewirthet. — Man begreift alle diese Länder, welche auf und an dem Caucasus liegen, unter dem Namen der Caucasischen Länder, welche jetzt, seit dem 1813 zwischen Rußland und Persien geschlossenen Frieden, zum russischen Reiche gehören, ohne jedoch ihm völlig unterworfen zu sein; denn nur ein kleiner Theil, die georgischen Länder Schurageti, Karthli und Kacheti haben eine ordentliche Gouvernementsverfassung, und bilden das russische Gouvernement Grusien mit der Hauptstadt Tiflis, 872 Quadratmeilen und 300,000 Einwohnern. Die übrigen Länder sind den Russen mehr oder weniger unterworfen. Einige der Fürsten dieser Gegenden erkennen die russische Herrschaft an, andere hingegen, besonders in dem eigentlichen Gebirge des Caucasus, sind noch ganz unabhängig, leben in Feindschaft mit den Russen, und thun räuberische Einfälle in das russische Gebiet; daher diese am Terek eine militärische Linie und Kosakenstanitzen angelegt haben; und zur Sicherung der von Mosdok nach Tiflis über das caucasische Gebirge führenden Hauptstraße sind mehrere Schanzen in einiger Entfernung von einander errichtet. Außer dem angeführten Gouvernement Grusien gehören vorzüglich zu den caucasischen Ländern: Abchasien, Mingrelien, Imerethi und Ghurta auf der West- und Südseite des Caucasus und am schwarzen Meere; die große und kleine Kabardah, die Länder der Osseten, der Khisti, Inguschen, Ekarabulaken, Tschetschenzen und Ekumyken auf der Nordseite des Caucasus und im Gebirge selbst; Daghestan, Lesghistan und Schirwan auf der Ost- und Südseite des Gebirges und am caspischen Meere. Jenseits des Terek, an der Nordseite des Caucasus, ist das russische Gouvernement Caucasien, mit der Hauptstadt Georgiewsk, 2600 Quadratmeilen und 100,000 Einwohner, worunter sich auch noch Bewohner von caucasischen Völkerschaften befinden. C—ch.

Caulaincourt (Armand Augustin Louis), Herzog von Vicenza, einer der ersten Günstlinge Napoleons und von diesem zu den mannichfaltigsten militärischen und noch mehr diplomatischen Geschäften gebraucht, ist der Sohn eines Marquis von Caulaincourt, und den 9. Dec. 1772 in der Picardie geboren. Er hatte sich mit Erfolg der militärischen Laufbahn gewidmet, blieb beim Ausbruch der Revolution in Frankreich, und avancirte in seinem Regimente bald zum Obersten. Von Napoleon bemerkt und hervorgezogen, wurde er Generaladjutant und bald zu den schwierigsten Sendungen gebraucht. Ihm übertrug Napoleon die berüchtigte Auffangung des Herzogs von Enghien. Er wurde allmählig zu den ersten Würden des neuen Kaiserreiches befördert, und zum Herzog von Vicenza ernannt. Von 1807—1811 bekleidete er den wichtigen Posten eines Großbotschafters des französischen Kaisers am russischen Hofe. 1812 begleitete er Napoleon auf dem unglücklichen russischen Feldzuge, und er war es, der diesen bei seiner Rückreise nach Paris allein über Warschau und Dresden begleitete.

(Man lese darüber De Prades interessante Schilderung in dessen Geschichte seiner diplomatischen Sendung nach Warschau.) Im Feldzuge 1813, nach den Schlachten von Lützen und Bautzen, brachte er den Waffenstillstand zu Stande, war aber bei den Friedensunterhandlungen in Prag minder glücklich. Zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, war er Napoleons Abgeordneter auf dem Congresse zu Chatillon. Nach der Einnahme von Paris schloß er am 11. April den Vertrag zwischen dem Kaiser und den alliirten Mächten ab, und zog sich dann, nachdem er sich mit Madam de Canisy vermählt hatte, in den Privatstand zurück, trat aber wieder auf nach Napoleons zweiter Usurpation, und übernahm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Seine Bemühungen, mit den fremden Höfen Verbindungen anzuknüpfen, waren vergebens, da die Depeschen nicht über die Grenze gelassen wurden. Nach der Schlacht von Waterloo wurde er unter Fouché Mitglied der kurzen provisorischen Regierung, trat aber dann ganz zurück, verließ später Frankreich, als der König nach Paris zurückkehrte, und schiffte sich nach England ein, von wo er erst im J. 1819 nach Frankreich zurückkam.

Causalität. Die kritische Philosophie versteht unter der Causalität nicht, wie die Scholastiker, die Wirksamkeit einer wirkenden Ursache, sondern die nothwendige Bestimmung des Daseins von etwas durch etwas anderes von ihm Verschiedenes. Als reiner Verstandesbegriff gehört die Causalität unter die Kategorien der Relation. In hypothetischen Urtheilen verhalten sich die Kenntnisse, wie Grund und Folge, folglich verlangen sie auch ein solches Verhältniß von den Objecten, über die hypothetisch geurtheilt werden soll. Der eine Theil muß als Grund von der Wirklichkeit des andern, d. i. als Ursache, und der andere als eine actuelle Folge, d. i. als Wirkung, existiren. Das Dasein jener ist Causalität, das Dasein dieser ist Dependenz. Die kritische Philosophie behauptet, daß dieser Begriff nicht aus Erfahrung, sondern a priori sei, und zwar wegen des Charakters der Nothwendigkeit. Alles, was geschieht, setzt eine Ursache voraus, lautet der Satz des Grundes oder der Causalität, dessen Beweis am kürzesten so dargelegt wird. Wenn eine Erfahrungserkenntniß möglich sein soll, so müssen nicht blos Eindrücke auf unsere Sinne erfolgen, sondern wir müssen die Wahrnehmungen auch verknüpfen. Jede Verknüpfung aber braucht auch eine Vernunfthandlung und ist ein Schluß, der eine allgemeine objective Regel voraussetzt. In der Erkenntniß von Gegenständen sollen auch die Vorstellungen nicht blos subjective (in der Einbildung) verbunden, sondern es soll bestimmt werden, wie die Objecte selbst verknüpft sind. Folglich müssen die Objecte die subjective Verknüpfung selbst bestimmen und nothwendig machen. Nun ist aber dasjenige im Objecte, was das Erkenntnißvermögen zur Verknüpfung nothwendig bestimmt, die allgemeine Regel oder der objective Grund der Verknüpfung. Es ist aber durch den Verstand nur eine Art möglich, wie verschiedene wirkliche Dinge als verknüpft vorgestellt werden können, und diese ist, daß sie im Verhältnisse von Ursache und Wirkung gedacht werden. Folglich muß dieses Verhältniß in den Objecten auch wirklich gegründet sein, und Alles, was geschieht, muß eine Ursache haben, oder es muß vor jeder Erscheinung eine andere vorhergehen, welche sie möglich macht. — Fichte sieht den Begriff der Causalität als einen abgeleiteten synthetischen Begriff unter dem höhern Begriffe der Wechselbestimmung an. Die Deduction ist diese: Das Ich ist die Quelle aller Realität; Reali-

tät und Thätigkeit sind eins. Denn das Ich setzt sich und beweiset eben dadurch seine Realität und Thätigkeit. Nun soll das Ich bestimmt werden, d. h. es soll Thätigkeit in ihm aufgehoben werden durch ein Afficirtsein. Mithin ist in ihm das Gegentheil der Thätigkeit gesetzt, das heißt, Leiden. Soll nun aber im Zustande des Leidens die absolute Totalität der Realität beibehalten werden, so muß nothwendig, vermöge des Gesetzes der Wechselbestimmung, ein gleicher Grad der Thätigkeit in das Nicht-Ich übergetragen werden. In so fern nun das Ich durch das Nicht-Ich leidet, hat letzteres Realität, ob es gleich an sich keine hat, vermöge der Wechselbestimmung. Also das Nicht-Ich hat für das Ich nur in so fern Realität, als das Ich dadurch afficirt ist. Durch diese Synthesis wird gesetzt Thätigkeit in das Eine, so wie Leiden in sein Entgegengesetztes, und umgekehrt. Diese Synthesis wird genannt die Synthesis der Wirksamkeit (Causalität). Dasjenige, dem Thätigkeit zugeschrieben wird, und in so fern nicht Leiden, heißt die Ursache (Urrealität); dasjenige, dem Leiden zugeschrieben wird, und in so fern nicht Thätigkeit, heißt das Bewirkte, der Effect; mithin eine von einer andern abhängige, keine Urrealität. Beides verbunden heißt Wirkung.

Cauterium, ein Eisen, um angefressene Knochen damit auszubrennen; Brenn- oder Aetzmittel; Fontanell. Cauterisiren, mit glühendem Eisen brennen; Fontanell setzen.

Caution, ſ Bürgschaft.

Cavaceppi (Bartolomeo.....), zwei Brüder, berühmte Bildhauer in Rom. Der älteste hatte mit Winkelmann, den er auf seiner letzten Reise nach Deutschland begleitete und über dessen trauriges Schicksal er in seiner Sammlung von Statuen interessante Notizen gibt, vertrauten Umgang, und es bestand zwischen beiden eine enge Freundschaft. Man hat in Potsdam von ihm ein sehr vorzügliches und ähnliches Brustbild Friedrichs II. Die Zeit seines Flors fällt zwischen 1760 und 1770. Er starb gegen Ende des Jahrhunderts.

Cavalcanti (Gui), ein florentinischer Philosoph und Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, ein Freund des Dante und, wie dieser, ein eifriger Gibelline. Da durch die Streitigkeiten der Guelfen und Gibellinen die öffentliche Ruhe in Florenz mehrmals gestört worden, exilirte die Bürgerschaft die Häupter beider Parteien. Die Gibellinen wurden nach Sarzana verwiesen. Wegen der ungesunden Luft daselbst berief man sie bald nachher zurück; aber Cavalcanti hatte sich eine Krankheit zugezogen, an der er im J. 1300 zu Florenz starb. Er hatte in seiner Jugend eine Wallfahrt nach St. Jacob in Galicien unternommen. Auf seiner Rückkehr über Frankreich verliebte er sich zu Toulouse in ein junges Mädchen, Namens Mandetta. An diese sind die meisten Verse gerichtet, die wir noch von ihm besitzen, und die sich in jener frühern Zeit durch ihren schönen Styl vortheilhaft auszeichnen. Seine Canzone über die Natur der Liebe hat ihm den meisten Ruhm erworben. Der gelehrte Cardinal Egidio Colonna und einige Andere haben sie commentirt, aber die Commentare scheinen zuweilen wieder eines Commentars zu bedürfen.

Cavallerie, Reiterei. Schon im höchsten Alterthume finden wir der Reiterei bei kriegerischen Unternehmungen erwähnt. Sie war ehemals der wichtigste und furchtbarste Theil der Kriegsheere, welche nicht selten ganz aus dieser einzigen Waffenart bestanden. Seit der Erfindung des Schießpulvers aber und besonders seit der Vervoll-

kommung der Artillerie besteht die Hauptstärke eines europäischen Heeres in der Infanterie, der eine verhältnißmäßige Cavallerie beigegeben ist, um ihre Unternehmungen zu befördern, zu erleichtern und zu vollenden. So unentbehrlich demnach auch die Cavallerie einem Heere ist (obgleich man sie in neuern Zeiten, nicht ohne Erfolg, durch gehäufte Artilleriemassen hat ersetzen sehen), so gewiß ist es doch, daß eine bloße Cavalleriemasse zu großen militärischen Operationen nicht brauchbar sein würde. — Wir theilen die Cavallerie in schwere und leichte, je nachdem sie schwere oder leichte Pferde hat. Doch unterscheidet man noch eine dritte Abtheilung der mittlern Berittenen. Zur schweren Cavallerie gehören die Cuirassiers, zur mittlern die Dragoner, und zur leichten die sogenannten Chevaux-legers, Husaren und Uhlanen. Der allgemeine Gebrauch der ganzen Cavallerie mit besonderer Rücksicht auf die schwere ist: 1. die feindliche Cavallerie durch den Choc und durch das Eindringen anzugreifen; 2. die Infanterie im freien Felde über den Haufen zu werfen; 3. den geschlagenen Feind zu verfolgen und seine Niederlage vollkommen zu machen; 4. die Infanterie zu unterstützen und zu decken; 5. zu recognosciren und Detachements abzuschicken; 6. Piquets, Feldwachen und Vedetten zu thun; 7. zu fouragiren und die Fourageurs zu escortiren; 8. im Nothfall auch zu Fuß zu fechten. — Die Dragoner haben auch außerdem, so wie die Infanterie, nöthigenfalls sowohl offensive als defensive zu Fuß zu agiren und gleich den leichten Cavalleristen in oder außer der Linie geschlossen oder einzeln zu fechten. — Die Husaren, Chevauxlegers und Uhlanen aber sind vorzugsweise bestimmt: a) zu allen schnellen Verrichtungen und weit entfernten Detachements; b) zu den Vorposten der Armee und stets dem Feinde nahe zu sein; c) zum Patrouilliren; d) zum Kundschaften; e) zum Recognosciren auf dem Marsche vor der Fronte, auf den Flanken und hinter den Colonnen; f) Ueberfälle zu thun; g) Convois zu escortiren; h) die feindliche Stellung zu recognosciren; i) die Verbindung des Feindes mit seinen Magazinen und Depots abzuschneiden oder doch zu beunruhigen; k) den Feind bei Tag und Nacht zu necken (harceliren); l) Streifzüge um das feindliche Lager zu machen, Contributionen daselbst zu erheben, und überhaupt stete Besorgniß zu erregen. Sie fechten nach Maßgabe der Umstände in geschlossener oder aufgelöseter Schlachtordnung. — Der verschiedene Gebrauch dieser drei Arten von Cavallerie bestimmt also die Auswahl der Menschen und die Art sie zu bewaffnen, zu kleiden, zu remontiren und zu equipiren. — Cavallerie-Geschütz ist das Geschütz, welches durch seine leichtere Einrichtung vor dem gewöhnlichen im Stande ist, der Cavallerie zu folgen und mit ihr zu agiren. Es besteht aus Sechs- oder Achtpfündern und hat bei den verschiedenen Armeen eine verschiedene Einrichtung.

Cavallo (Tiberius), hat sich als Naturforscher sehr berühmt gemacht. Er war von schweizerischer Abkunft, wählte aber London zu seinem Aufenthalte, und starb daselbst am 6. Jan. 1810. Ein tiefer Beobachtungsgeist und richtige praktische Ansichten bezeichnen seine Schriften, welche größtentheils ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen worden. Vorzüglich verdient hat er sich um die Theorie der Electricität und die Anwendung derselben auf die Medicin und Mineralogie gemacht, so wie durch seine Erfindung eines neuen Micrometers.

Cavanilles (Antonio Joseph), ein spanischer Geistlicher und berühmter Botaniker, war 1745 zu Valencia geboren und starb zu

Madrid 1804. Den erſten Unterricht empfing er in ſeiner Vaterſtadt bei den Jeſuiten, und ſtudirte nachher Philoſophie und Theologie auf der Univerſität daſelbſt. Auf ſeinen und ſeines Freundes Munoz Rath wurden die Werke Condillacs und Muſchenbroecks für den öffentlichen Unterricht benutzt, und die Mathematik mit bei weitem größerm Eifer als bisher gelehrt. Der Abt Cavanilles lehrte die Philoſophie zu Murcia, als er gewählt ward, die Erziehung der Kinder des Herzogs von Infantado, Geſandten zu Paris, zu übernehmen. Er ging 1777 mit ihnen dahin, und blieb zwölf Jahre in dieſer Hauptſtadt, wo er ſich mit dem Studium mehrerer Wiſſenſchaften, beſonders der Botanik, beſchäftigte. Er gab zuerſt Bemerkungen über den Artikel Spanien in der neuen Encyclopädie, Paris 1784, heraus, in welchen er mit wahrhaft patriotiſchem Eifer die falſchen oder gewagten Behauptungen des Verfaſſers faſt immer durch Thatſachen widerlegt. Im folgenden Jahre begann er ein großes botaniſches Werk unter dem Titel: Monadelphiae classis dissertationes decem, Paris 1785, 89, Madrid 1790, 4. mit Kupfern. Die Botaniker bewundern die Genauigkeit und den Scharfſinn, welche dies Werk auszeichnen. Man findet darin die Beſchreibung aller Gattungen dieſer Claſſe, unter welchen er viele neue gab, und 297 Kupfer, zu welchen er ſelbſt die Zeichnungen geliefert hatte. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland begann Cavanilles das ſchöne Werk, das er unter dem Titel herausgab: Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt aut in hortis hospitantur. Madrid, 1791—99, 6 Vol. in fol. Dieſes mit 601 Kupfern ausgeſtattete Werk enthält eine große Menge neuer Gattungen, und eine noch größere Menge Arten, ſowohl aus Spanien, als aus Amerika, Indien und Neuholland. Er war mit dieſer Arbeit beſchäftigt, als er von der Regierung den Befehl erhielt, Spanien zu bereiſen, und die Pflanzen dieſes Landes zu unterſuchen. Cavanilles hatte ſeine Reiſe mit dem Königreiche Valencia angefangen. Aber ohne bei den Vegetabilien ſtehen zu bleiben, hatte er eine Menge Beobachtungen über das Mineralreich, über die Geographie und über den Ackerbau dieſer Provinz gemacht. Sie erſchienen auf Koſten des Königs unter dem Titel: Observaciones sobre la historia natural, geografia, agricultura, poblacion etc. del reyno de Valencia, Madrid 1795—97, 2 Vol. in fol., mit Kupfern nach den Zeichnungen des Verfaſſers. In dieſem Werke zeigt er ſich durchgängig als einen genauen Beobachter, gelehrten Phyſiker und eifrigen Patrioten. Man hat noch mehrere intereſſante Schriften von ihm, worunter auch einige polemiſche. Er war mit der Herausgabe eines Hortus regius Madridensis beſchäftigt, als der Tod ſeiner nützlichen Thätigkeit ein Ende machte. Ihm zu Ehren hat Thunberg ein Geſchlecht Cavanilla benannt.

Cavata, Cavatina, eine kleine leichte Arie, Arietta, bei welcher der Satz minder ausgeführt iſt, als bei der Arie; ohne Coloraturen. Sie hat nicht, wie die Arie, einen zweiten Haupttheil, und iſt bisweilen mit einem Recitativ verbunden. Einen Satz nur hat ſie, weil ſie einfacher, kunſtloſer Ausdruck einer Empfindung iſt.

Cavendiſh (Henry), geboren im J. 1733, war der zweite Sohn des Herzogs von Devonſhire, und beſaß als ſolcher anfänglich nur ein ſehr mäßiges Vermögen. Statt ſich den Aemtern, auf welche er vermöge ſeiner Geburt Anſprüche machen konnte, zu widmen, beſchäftigte er ſich einzig mit den Wiſſenſchaften, und erwarb ſich eine ausgezeichnete Stelle unter den Gelehrten, die am meiſten zu den Fortſchritten

der neuen Chemie beigetragen haben. Er hat zuerst die besondern Eigenthümlichkeiten des Wasserstoffgases analysirt, und die Eigenschaften angegeben, welche dasselbe von der atmosphärischen Luft unterscheiden. Ihm verdankt man die wichtige Entdeckung von der Zusammensetzung des Wassers. Schon Scheele hatte wahrgenommen, daß, wenn man eine Quantität Oxygen mit einer doppelten Quantität Hydrogen vermischt, diese Mischung mit einer Explosion verbrennt, ohne einen sichtbaren Rückstand zu lassen. Cavendish wiederholte diesen lehrreichen Versuch, aber mit der ihn auszeichnenden Genauigkeit. Er verschloß beide Gasarten in gehörig trockene irdene Gefäße, um das Residuum ihrer Verbrennung nicht entweichen zu lassen, und fand, daß dieses Residuum Wasser sei, dessen Gewicht dem Gewichte der beiden Luftarten gleich kam. Lavoisier bestätigte später dies Resultat vollkommen. Derselbe Geist der Genauigkeit in den Versuchen führte Cavendish auf eine andere Entdeckung, welche Priestley entgangen war. Dieser hatte wahrgenommen, daß eine Masse atmosphärischer Luft, eingeschlossen in eine Röhre, durch welche man fortgesetzt electrische Funken leitet, an Masse verliert, und daß sich dabei eine Säure bildet, die einige Tropfen Lackmußtinctur, die in die Röhre gebracht worden, roth färbt; aber er trieb den Versuch nicht weiter. Cavendish, der ihn wiederholte, verschloß in die Röhre eine Auflösung von ätzendem Laugensalz, welche die Säure verzehrte, und zeigte, daß die Säure Salpetersäure sey. Die Analyse der nach dem Versuch in der Röhre zurückgebliebenen Luft bewies, daß sie dem Gewicht nach eben so viel Sauerstoff und Stickstoff verloren habe, als die entstandene Säure betrug. Er bestimmte leicht das Verhältniß des Stickstoffs zum Sauerstoff, welches 2 : 4½ war. Wirklich fand sich, wenn beide Gasarten gehörig rein in diesem Verhältnisse gemischt und electrische Funken hindurch geleitet würden, daß die Mischung gänzlich verschwand: wodurch seine Entdeckung vollkommen bestätigt wurde. Cavendish hat sich nicht minder in der Physik durch dieselbe Genauigkeit in den Versuchen ausgezeichnet. Auch in der höhern Geometrie hatte er gründliche Kenntnisse, welche er bei der Bestimmung der mittlern Dichtigkeit unserer Erdkugel sehr glücklich anwandte. Er fand sie 5½ Mal so groß, als die Dichtigkeit des Wassers; ein Resultat, das von dem von Maskelyne auf einem andern Wege gefundenen wenig abweicht. Die königliche Gesellschaft zu London hatte ihn zu ihrem Mitgliede gewählt und 1803 ernannte ihn das Nationalinstitut zu einem seiner acht auswärtigen Mitglieder. Cavendish war damals wahrscheinlich der reichste unter den Gelehrten und der gelehrteste unter den Reichen. Ein Oheim hatte ihn 1773 zum Erben eines Vermögens eingesetzt, das jährlich gegen 80,000 Thaler Einkünfte gewährte. Dieser Glückswechsel änderte nichts in seinem Charakter und seinen Gewohnheiten. Regelmäßig und einfach im höchsten Grade für sich selbst, war er von einer wahrhaft königlichen Großmuth für die Wissenschaft und für geheime Wohlthaten. Er hatte eine große, trefflich ausgewählte Bibliothek zusammengebracht, die er den Gelehrten zur Benutzung überließ. Er starb zu London 1810 und hinterließ ein Vermögen von mehr als sieben Millionen Thalern. Seine Schriften bestehen in Abhandlungen, welche in den Philosophical transactions befindlich sind. Alle zeichnen sich durch Scharfsinn, Genauigkeit und Treue aus und sind als Muster in ihrer Art zu betrachten.

Cayenne, s. Guinea.

Caylus (Anne-Claude-Philippe de Tubières, de Grimoard, de Pesteles, de Lévi, Graf), Marquis von Esternay, Baron von Bransac, war 1692 zu Paris geboren. Er bekam eine eben so gründliche als glänzende Erziehung. Frühzeitig in die Armee getreten, machte er seinen ersten Feldzug im J. 1709 unter der Leibgarde (den Mousquetaires). Im J. 1711 that er sich in Catalonien an der Spitze eines Dragonetregiments hervor, das seinen Namen führte. Er befand sich 1713 bei der Belagerung von Freiburg, und zeichnete sich sehr in diesem letzten Feldzuge aus, der den Frieden von Rastadt herbeiführte. Jetzt widmete er sich ganz den Wissenschaften, ging nach Italien, nahm 1715 den Abschied, begleitete im folgenden Jahre Bonac auf seiner Gesandtschaft nach Constantinopel, und bereiste von dort Griechenland, die Seeplätze der Levante, und alle jene berühmten Länder, die uns so reiche Erinnerungen gewähren, bis zu den Ruinen von Ephesus, Colophon, des Dianentempels und jenes berühmten, am Meeresstrande gelegenen Theaters. Nachdem er die Dardanellen und die von Homer besungenen Ufer besucht, und nach dem alten Byzanz zurückgekehrt war, begab er sich nach Adrianopel, wo damals Mustapha II. residirte. Auf den Wunsch seiner Mutter kehrte er jetzt nach Paris zurück. Er kam 1717 daselbst an, und begann nunmehr seine großen Sammlungen zu ordnen. Er beschäftigte sich jetzt gänzlich mit dem Studium des Alterthums und der Ausübung der Künste. Mahlerei, Bildhauerei, Musik und besonders Kupferstecherei fesselten wechselsweise seine Thätigkeit. Er arbeitete hauptsächlich an einem großen Werke über die ägyptischen, griechischen, etruscischen, römischen und gallischen Alterthümer. Es enthält dasselbe eine große Menge von Kupfern, welche die Antiken seiner kostbaren und seltenen Sammlung darstellen, die er dem Könige vermacht hat. Im J. 1731 nahm ihn die Mahlerakademie als Amateur honoraire und 1742 die Akademie der Inschriften zum Mitgliede auf. Caylus theilte seine Arbeiten zwischen beide, und stiftete für jede einen Preis. Da er zugleich gute chemische Kenntnisse besaß, beschäftigte er sich als der erste mit der Untersuchung derjenigen Mittel, welche von den Alten bei den encaustischen Mahlereien angewendet worden. Wenn er auch nicht zu einem vollständigen Resultate kam, so leitete er wenigstens die Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Kunst. Unermüdlich in seinen Forschungen, bereicherte er das Gebiet der Wissenschaften mit unzähligen andern nützlichen Aufschlüssen über die Art, die Mahlerei dem Marmor einzuverleiben, über den Papyrus, die Lava, das Grab des Mausolus, das drehbare Theater des Curio, die Kunst, das Kupfer zu härten, die Kunst, allerlei Zierrathen aus buntem Glase zu verfertigen, über die Mittel, vermöge welcher die Aegypter ungeheure Lasten fortbewegten, über die Mumien. Diese und andere Gegenstände handelt er in ungefähr 45 Memoiren ab, womit er die Sammlungen der Akademie der Inschriften bereichert hat. Wenn man auch nicht leugnen kann, daß Caylus die alten Schriftsteller nicht vollständig genug studirt hatte, daß er in manchen Irrthum verfallen ist: so sind doch seine Verdienste um den materiellen Theil der Künste und des Alterthums unleugbar sehr groß. Was ihm zuweilen an Gründlichkeit abgeht, hat er durch Bestimmtheit und Deutlichkeit ersetzt. Er endigte 1765 sein thätiges Leben. Eine strenge Redlichkeit, seltene Einfachheit, vielleicht zuweilen einiger Despotismus in seinen Meinungen waren die Grundlagen seines Charakters. Junge Künstler fanden an ihm einen großmüthigen Beschützer. Man hat von ihm zahlreiche Schrif-

ten, sowohl Romane und Sammlungen leichten scherzhaften Inhalts, als auch insbesondere antiquarisch-archäologische. Auch war Caylus ein fleißiger und geschickter Kupferstecher; als solcher hat er unter andern geliefert eine Folge von 200 Blättern nach den schönsten Zeichnungen des königl. Cabinets; eine Sammlung von Köpfen nach Rubens und van Dyck; eine andre von Charakterköpfen und verschiedenen Caricaturen, nach Leonardo da Vinci; viele Blätter nach Lucas van Leyden, Albrecht Dürer und A. u. s. w. Seine Mutter, eine Nichte der Frau von Maintenon, war ebenfalls eine geistreiche Frau und hat ihr Andenken durch ein kleines interessantes Werkchen: mes souvenirs, erhalten.

Cazes (de), s. Decazes.

Cazotte (Jacques), ein durch seine Leichtigkeit und Gewandtheit im Arbeiten bekannter französischer Schriftsteller, war 1720 zu Dijon geboren, studirte bei den Jesuiten, und ging 1747 als Controleur der Inseln im Winde nach Martinique. Als 1759 die Engländer das Fort St. Pierre angriffen, trug Cazotte durch seinen Eifer und seine Thätigkeit dazu bei, ihren Angriff zu vereiteln. Aber seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn, bald einen neuen Urlaub zu nehmen. Als er jetzt wieder in Frankreich landete, beerbte er seinen Bruder und nahm hierauf seinen Abschied, den er als Generalcommissär der Marine auf das ehrenvollste erhielt. Cazotte hatte dem Pater Lavalette, Superior der Mission der Jesuiten, Alles abgetreten, was er auf Martinique an Ländereien, Negern und Effecten besessen, und dafür Wechselbriefe auf den Orden erhalten, welche dieser bei dem schlechten Zustande der Angelegenheiten Lavalette's zu bezahlen sich weigerte. Cazotte verlor dadurch 50,000 Thaler, d. h. die Frucht aller seiner Arbeiten und Anstrengungen. Mit Schmerz sah er sich genöthigt, gegen seinen ehemaligen Lehrer vor Gericht aufzutreten. Dieser Proceß ist gewissermaßen als die Quelle aller derer zu betrachten, welche später gegen die Jesuiten ausbrachen. Seine Heiterkeit, seine lebhafte und anziehende Unterhaltung, seine Offenheit, und das Talent, sich mit dem Geist und Herzen jedesmal denen anzupassen, mit welchen er zusammen war, erwarben ihm allgemeine Liebe. Er glänzte in der Gesellschaft und unter den schönen Geistern u. s. w., und in diesen Zeitpunct fällt sein Diable amoureux und der Lord impromptu, welche Werke mit Begierde gelesen wurden. Man bemerkt darin eine reiche und mannichfaltige Einbildungskraft, eine mehr als gewöhnliche Leichtigkeit des Styls und besonders eine lebhafte und natürliche Art zu erzählen. Ein Schüler von Martines de Pasqualis bewog Cazotte, sich in den von jenem gestifteten Orden aufnehmen zu lassen. Ohne hier von dem zu sprechen, was in dieser neuen Schule gelehrt wurde, bemerken wir nur, daß Cazotte nicht sobald aufgenommen war, als das Evangelium seine Richtschnur bis in die kleinsten Details des Lebens wurde. Mit Hülfe eines arabischen Mönchs, Namens Dom Chavis, beschäftigte er sich mit der Uebersetzung der arabischen Erzählungen, deren Sammlung in vier Bänden eine Fortsetzung von Tausend und eine Nacht bildet, und den 37sten bis 40sten Band des Cabinet des Fées einnimmt. Dom Chavis gab Cazotte in einer halb französischen, halb italienischen Sprache den Umriß der Erzählungen; dieser, damals in einem Alter von siebzig Jahren, nahm die Feder um Mitternacht, wenn er aus den Gesellschaften, die er zu besuchen pflegte, zurückkam, und schrieb, indem er sich seiner Phantasie über-

ließ, bis vier oder fünf Uhr Morgens; so daß er in zwei Wintern sein Unternehmen beendigte. Cazotte arbeitete mit einer Leichtigkeit, von der kaum ein Beispiel gefunden werden möchte. Wir erwähnen darüber nur folgende Thatsache. Einer seiner Schwäger rühmte ihm die damals Mode gewordenen Operetten. Cazotte versprach ihm, über ein beliebiges gegebenes Wort bis zum folgenden Tag ein dergleichen Stück zu liefern. Man war zu Pierry; zufällig geht ein Bauer in Holzschuhen vorbei, der Schwager wählt die Holzschuhe (sabots). Cazotte schließt sich mit Rameau, dem Neffen des berühmten Musikers, ein, und bis zum Morgen war die komische Oper Les sabots, Text und Melodien, zu Stande gebracht. Stets heiter, ohne je in Unanständigkeit oder Bosheit auszuarten, schrieb Cazotte zu seinem und seiner Freunde Vergnügen, nicht aus Liebe zum Ruhm. Er hatte bereits ein hohes Alter erreicht, und die Reinheit seiner Sitten und Grundsätze versprachen ihm einen sanften Tod, als die Revolution ihre verderbliche Tendenz entfaltete. Cazotte versäumte nichts, ihr entgegen zu wirken. Die Urheber des 10ten Augusts 1792 fanden seine in diesem Sinne mit seinem Freunde Ponteau, damaligem Secretär der Civilliste, gepflogene Correspondenz und verfügten Cazotte's und seiner Tochter Elisabeth Verhaftung. Beide wurden in die Gefängnisse der Abtei gebracht. Als hier an jenen fürchterlichen Tagen des Septembers Cazotte den Mördern übergeben wurde, warf heldenmüthig seine Tochter sich über ihn und beschirmte den Greis mit ihrem Körper. Diesmal entsank der Stahl den Händen des Verbrechens, und Cazotte ward mit seiner Tochter im Triumph nach seiner Wohnung gebracht. Aber schon am 25sten September ward er aufs neue arretirt und zum Tode verurtheilt. Als er das Schaffot bestiegen hatte, rief er mit fester Stimme der Menge zu: „Ich sterbe, wie ich gelebt habe, Gott und meinem Könige treu!" —

Cazwini (Zacharia ben Mahomed), ein arabischer Naturforscher, der Plinius des Orients, stammte aus einer Familie von Rechtsgelehrten, die ihren Ursprung von Anas ben Malek, einem Gefährten Mahomeds, ableitete und sich in Cazwin, einer Stadt in Persien, niedergelassen hatte. Von ihr hat dieser Schriftsteller den Beinamen, unter welchem er berühmt worden ist. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur, daß er Cadhi von Wacith und Hillah war, und im Jahre der Flucht 682 (1283) starb. Sein wichtigstes Werk ist eine Naturgeschichte, unter dem Titel: Die Wunder der Natur und die Eigenthümlichkeiten der geschaffenen Dinge. Es besteht aus der Vorrede, vier Einleitungen und zwei Haupttheilen, deren einer von den Gegenständen des Himmels, der andere von den Dingen der Erde handelt. Aus jenem Theil hat Ideler das Capitel von den Sternbildern der Araber herausgegeben, von diesem finden sich Bruchstücke in Bocharts Hierozoicon, Ouseley's Oriental Collections, Wahls, Jahns und de Sacy's arabischen Chrestomathien. Cazwini's Absicht war, wie Plinius die Wunder der ganzen Natur zu schildern. Sein Werk enthält, wie Plinius Naturgeschichte, in gedrängter Kürze Alles, was bis auf ihn geschrieben worden war; aber in so großen Zügen und so eigenthümlich dargestellt, daß es mehr werth ist, als die meisten Originalwerke, die von denselben Gegenständen handeln. Es gibt von demselben eine abgekürzte persische Uebersetzung.

Cecil (William), Baron von Burleigh, Staatssecretär unter Eduard VI. und Elisabeth, dann Großschatzmeister von England, war 1520 geboren, und studirte zu London, als seine Geschicklichkeit in einem religiösen Streit ihm Heinrichs VIII. ganzen Beifall gewann, und ihm eine frühe und glänzende Laufbahn eröffnete. Zu Anfang der Regierung Eduards VI. trat Cecil in den Dienst des Staats. Als 1547 der Herzog von Sommerset Protector des Reichs geworden, ernannte dieser ihn zum Requetenmeister und nahm ihn mit sich auf seinem Zuge nach Schottland. Bei seiner Rückkehr nach London ward er 1548 zum Staatssecretär ernannt. Als das Jahr darauf der Protector gestürzt wurde, entging auch Cecil mit andern Anhängern des Herzogs dem Gefängnisse nicht. Er erhielt nach drei Monaten seine Freiheit wieder, worauf der damals allmächtige Herzog von Northumberland ihn wegen seiner Talente wieder in sein Amt einsetzte. Bald darauf ward Cecil Ritter und Mitglied des Geheimenraths. Er genoß bei Eduard VI. des größten Ansehns. Seine Vorsicht führte ihn durch die schwierigsten Verhältnisse; mitten unter den sich anfeindenden Hofparteien beschäftigte er sich nur mit den Pflichten seines Amtes. Als Eduard ihm als Geheimenrathe die Acte, welche Johanna Gray zur Thronerbin erklärt, zur Unterschrift vorlegte, weigerte er sich mehr zu thun, als sie zu contrasigniren. Eben so wenig konnte nach dem Tode dieses Fürsten der Herzog von Northumberland ihn bewegen, die Proclamation für Johanna Gray, noch das Umlaufsschreiben, worin ihr Recht bewiesen und Maria für einen Bastard erklärt wurde, aufzusetzen. Die Mitglieder des Geheimenraths waren damals als Gefangene im Tower. Cecil benutzte die Abwesenheit des Herzogs, sie zu befreien, und versammelte sie in dem Hause des Herzogs von Pembroke. Die meisten Mitglieder erklärten sich für Maria, einige begaben sich noch denselben Abend zu ihr: Cecil fand sich am folgenden Tage bei ihr ein, und ward, ob man gleich sie gegen ihn einzunehmen gesucht hatte, gütig aufgenommen. Sehr wahrscheinlich hätte er seinen Platz behalten können, wenn er die Religion hätte verändern wollen; da er aber wußte, daß er mächtige Feinde habe und voraussah, welche Wendung die Angelegenheiten unter Mariens Regierung nehmen würden, zog er sich lieber zurück Indeß lebte er mit den Ministern in guten Verhältnissen. Er kannte den Geist der Mäßigung des Cardinals Pole; er unternahm es daher, ihn zur Rückkehr nach England einzuladen, und brachte ihn 1554 in der Hoffnung dahin zurück, daß dieser Prälat dem Ansehen des heftigen Gardiner das Gleichgewicht halten würde. Im J. 1555 begleitete er nebst zwei andern Lords den Cardinal, um mit Frankreich über den Frieden zu unterhandeln, und blieb zwei Monate auf dem festen Lande. Nach seiner Rückkehr wählte ihn die Grafschaft Lincoln, in der er geboren war, zwei Mal zum Parlamentsmitgliede. Er entwickelte als solches eine Festigkeit und Freimüthigkeit, verbunden mit einer seltenen Thätigkeit und Einsicht, wodurch er den bedeutendsten Einfluß auf die Verhandlungen gewann. Mit der Prinzessin Elisabeth unterhielt er eine geheime Correspondenz und gab die Nachrichten, die in den kritischen Lagen, worin sie sich befand, höchst wichtig sein mußten. Als 1558 diese Fürstin den Thron bestieg, ernannte sie ihn zum Mitglied des Geheimenraths und zum Staatssecretär, und bewies ihm ihre Dankbarkeit durch viele Gnadenbezeigungen. Er rieth zunächst, das Parlament zu versammeln, um über den Plan zu einer Religionsreform zu verhandeln. Er hatte

den größten Antheil an den 39 Artikeln, welche die Grundlage derselben ausmachen. Mit einer rastlosen Thätigkeit hatte er auf alle Angelegenheiten der Krone und der Nation den bedeutendsten Einfluß. Er erließ die Verordnung in Ansehung der Münzen, deren Gehalt seit Heinrich VIII. herabgesetzt worden war. Er bewog die Königin, die Anhänger der Reform in Schottland zu begünstigen, und schloß die Uebereinkunft von Leith und den Vertrag von Edinburgh ab, wodurch von dieser Seite die Ruhe Englands gesichert wurde. Die Gunst und das Ansehen, worin er bei der Königin stand, erweckten ihm viele und mächtige Feinde; der gefährlichste derselben war der Graf Leicester, Elisabeths Günstling; aber ihre Bemühungen, ihn zu stürzen, waren vergebens. Cecils weise Maßregeln unterdrückten schnell den Aufruhr des Herzogs von Norfolk im Norden Englands. Ihn dafür zu belohnen, erhob ihn die Königin 1571 zum Baron von Burleigh. Die Nation gab dieser neuen Gunst ihren Beifall, aber einige unversöhnliche Feinde Burleighs machten damals einen Anschlag auf sein Leben, der jedoch verrathen wurde. Elisabeth ernannte ihn, um ihn gewissermaßen für die bestandenen Gefahren schadlos zu halten, zum Ritter des Hosenbandes und zum Großschatzmeister. Er hielt die Sicherheit Elisabeths für gefährdet, so lange Maria Stuart den Thron von Schottland besitze. Als Unruhen, an denen Burleigh Antheil gehabt haben soll, diese Fürstin nöthigten, unvorsichtiger Weise in England Zuflucht zu suchen, rieth er Elisabeth, sie gefangen zu halten, und nach der Verschwörung Babingtons betrieb er vorzüglich ihren Proceß, in dessen Folge sie das Schaffot besteigen mußte. Nach der Hinrichtung der unglücklichen Maria entzog ihm Elisabeth auf einige Zeit scheinbar ihre Gunst. Dies Ungewitter ging indeß vorüber, und Burleigh gewann seinen ganzen Einfluß wieder. Als im J. 1588 England durch Philipps berühmte Armada bedroht wurde, entwarf er einen Vertheidigungsplan. Vergebens sehnte er sich nach Ruhe und bat um seine Entlassung. Er war bemüht, mit Spanien unter ehrenvollen Bedingungen einen Frieden zu unterhandeln, und unterzeichnete noch auf seinem Sterbebette einen für England sehr vortheilhaften Vertrag, worauf er 1598 verschied. Cecil war von feinen Sitten und einnehmendem Betragen, einer seltenen Selbstbeherrschung und Besonnenheit, und einer bewundernswürdigen Thätigkeit. Seine Sitten waren durchaus unbescholten. Seinen Wirkungskreis übersah er mit vieler Klarheit und befolgte das dem Charakter Elisabeths angemessene System, seinem Vaterlande durch Unterhandlungen und selbst durch Intriguen an den fremden Höfen den Frieden zu erhalten. Ein Theil seiner Staatsschriften ist gedruckt worden.

Cecrops, der Stifter des attischen Staats in Griechenland, welcher mit einer Colonie aus Sais, an der Mündung des Nils, in diesen Gegenden um das J. 1400 v. Chr. anlangte, die wilden und rohen Bewohner die ersten Grundzüge von Religion und Kenntniß der Götter lehrte, sie mit den Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens bekannt machte, den Grund zur nachherigen Stadt Athen legte, und noch elf andere Ortschaften baute, deren Einwohner er ebenfalls im Ackerbau unterrichtete. Auch pflanzte er den Oelbaum, und heiligte ihn der Minerva, Athens Schutzgöttin. Nicht minder machte er sein neues Vaterland mit der Schiffahrt bekannt, und legte dadurch den Grund zur Handlung. Er starb nach einer 50jährigen Regierung. Sein Grabmahl wurde im Minerventempel errichtet; ihm aber weihte

man, um sein Andenken immer lebhaft zu erhalten, das Sternbild des Wassermannes. (S. Attika.)

Cefalonien, die größte unter den Inseln auf dem jonischen Meere, an der Westseite der Halbinsel Morea und am Eingange des Golfo di Patrasso, enthält 18 Quadratmeilen und 70,000 Einwohner. Sie ist größtentheils gebirgig, aber sehr fruchtbar, mit einem äußerst milden Clima; die Rosen und Nelken blühen auch im sogenannten Winter, doch ist die Insel häufigen Erdbeben ausgesetzt. Die vorzüglichsten Producte sind Getreide, Wein, dessen sie an 80,000, und Oel, dessen sie an 20,000 Fässer ausführen soll; Corinthen, deren Ausfuhr man auf 6 Millionen Pfund anschlägt; Baumwolle, Seide, officinelle Kräuter, Salbei, Rosmarin und Südfrüchte. Die Insel hat drei Städte, 130 Dörfer, 25 griechische und 3 lateinische Klöster. Die Hauptstadt führt ebenfalls den Namen Cefalonia, oder Argostoli, und hat einen guten Hafen. Die Insel gehörte den Venetianern bis 1797, wo die Franzosen sie besetzten. 1799 wurde sie diesen von den Russen und Türken wieder abgenommen, und seit dieser Zeit gehörte sie zur sogenannten Republik der sieben vereinigten Inseln, bis sie wieder unter französische Oberherrschaft kam. Aber im October 1809 ward sie von den Engländern besetzt, und seit 1815 gehört sie wieder zum Staate der vereinigten jonischen Inseln. (S. Jonische Inseln.)

Celebes, ostindische Insel im Osten von Borneo, 5 Gr. 30 Min. südl. Breite bis 1 Gr. 30 Min. nördl. Breite, 135 Gr. 56 Min. bis 141 Gr. 20 Min. östl. Länge; 4275 Quadratmeilen groß, drei Millionen Einwohner von verschiedenen Stämmen, worunter im Süden die Bonier oder Bugineser und die Macassaren die bekanntesten sind. Die Westküste heißt Macassar. Durch die Insel geht von Norden nach Süden der hohe Bergrücken Bonthain, der auf seinen beiden Seiten entgegengesetzte Jahreszeiten verursacht und in mehrere Vorgebirge ausläuft, wovon das nördlichste die Cemassspitze und das südlichste die Tenakekasspitze heißt. Die meisten Flüsse sind, außer dem Chiurana und Vole, Küstenflüsse, aber oft reißend. Zwei große Meerbusen, im Osten der Gonantellu, 28 Meilen lang und 6 bis 14 breit, und im Süden der Salayer, 30 Meilen lang und 6 bis 10 breit. Die regelmäßig wehenden See- und Nordwinde kühlen die an sich sehr heiße Luft etwas ab. Der Boden ist, vorzüglich an den niedern Küsten, sehr fruchtbar; immer grünende Berge und Thäler wechseln mit einander ab. Producte: Diamanten, Gold, Kupfer, Zinn, Südfrüchte, Baumwolle, Palmen, Cocosbäume, Eben-, Sapani- und Sandelholz, Bambusrohr, Mangues, Wassermelonen, Bananas, Arecanüsse, Betel, Reis, Pfeffer, Campher, Opium, wilde und zahme Thiere, die schönsten Papageien, Bienen, Vogelnester, Perlen, Schlangen, Crocodille, (die göttlich verehrt werden) ꝛc. Den Holländern ist der Besitz wichtig, nicht sowohl des Handels wegen (denn die Besatzungen erfodern größern Aufwand, als der Gewinn für die Regierung beträgt), sondern vorzüglich, weil Celebes der Schlüssel zu den Molukken ist, und diese größtentheils mit Reis und andern Lebensbedürfnissen versorgt. Der Gouverneur residirt im Fort Rotterdam, in dessen Nähe der große, von Holländern, Chinesen und Macassaren bewohnte Flecken und Handelsplatz Blaardingen liegt (an der Stelle, wo sonst Macassar stand, die ehemalige Residenz dieses südwestlichsten Strichs). Die von den Holländern besessenen nordöstlichen Besitzungen bilden

kein eigenes Gouvernement, sondern stehen unter der Regierung der Insel Ternate.

Cellamare (Antonio Giudice, Duca di Giovenazzo, Fürst von), geboren zu Neapel 1657, wurde am Hofe Carls II. erzogen, machte mehrere Feldzüge mit, und begleitete 1702 Philipp V., um Neapel gegen die Kaiserlichen zu vertheidigen. Er bewährte seinen Muth in demselben Jahre in der Schlacht von Luzzara, wurde Maréchal-de-camp, diente in gleicher Eigenschaft bei der Belagerung von Gaeta im J. 1707, und fiel hier in die Gefangenschaft der Kaiserlichen, die ihn bis 1712 in Mailand hielten. Nach seiner Auswechslung kehrte er nach Spanien zurück, ward zum Cabinetsminister und 1715 zum außerordentlichen Gesandten am französischen Hofe ernannt. Hier ward er das Hauptwerkzeug der Absichten Alberoni's und die Seele einer Verschwörung gegen Philipp von Orleans. Dieser Prinz sollte bei einem Feste arretirt, die Generalstaaten versammelt und die Regentschaft Philipp V. übertragen werden, der auf diese Weise Europa in Schrecken gesetzt haben würde. Cellamare erwartete noch die Befehle von seinem Hofe, als der Plan entdeckt und aus seinen aufgefangenen Briefen die sämmtlichen Theilnehmer an der Verschwörung erkannt wurden. Er ward verhaftet und unter Bedeckung nach der spanischen Grenze abgeführt. Der madriber Hof ernannte ihn zum Generalcapitän von Alt-Castilien, und als solcher starb er 1733 zu Sevilla. Die Geschichte der Verschwörung von Cellamare findet man in den Mémoires de la Regence, par de Poissons, herausgegeben von Langlet-Dufresnoy.

Cellarius (Christoph), einer der gelehrtesten und fleißigsten Philologen des siebzehnten Jahrhunderts, war 1638 zu Schmalkalden geboren, wo sein Vater Superintendent war. Schon seine Vorfahren hatten ihren ursprünglichen Namen Keller, der damaligen Sitte der Gelehrten gemäß, in Cellarius verwandelt. Nachdem er auf mehrern deutschen Universitäten studirt hatte, übernahm er in einem Alter von 30 Jahren ein Lehramt zu Weißenfels. 1673 ward er zu Weimar, und später zu Zeitz und Merseburg Rector der dortigen Schulen. Als der König von Preußen die Universität Halle stiftete, wurde Cellarius zum Professor der Beredsamkeit und Geschichte daselbst ernannt, und er starb dort 1707. Er hat eine Menge alter Autoren mit gelehrten Anmerkungen und sehr genauen Indicibus herausgegeben, als die Briefe des Cicero, des Plinius, den Cornelius Nepos, Curtius, Eutrop, Sextus Rufus, Vellejus Paterculus, die zwölf alten Panegyristen u. s. w. Seine eigenen Werke beziehen sich auf die alte Geschichte und Geographie, auf die römischen Alterthümer, auf die lateinische, hebräische, samaritanische Sprache u. s. w.

Cellini (Benvenuto), ein berühmter Bildhauer und Goldschmid, geboren zu Florenz im J. 1500. Besonders zeichnete er sich in letzterer Kunst aus, und gegenwärtig werden seine Arbeiten, die überhaupt selten geworden sind, zu ungeheuern Preisen bezahlt. Von biederm und gradsinnigem, dabei aber streitsüchtigem und keine Abhängigkeit, keine Beeinträchtigung duldendem, Charakter, verwickelte er sich oft in blutige Händel, die er mehr als einmal seine Gegner mit dem Leben bezahlen ließ, gerieth aber selbst oft in große Gefahren, ward gefangen gesetzt, und rettete sich nur durch seine Kühnheit und die mächtigen Beschützer, welche seine Geschicklichkeit ihm erworben hatte. Obgleich ein frommer Catholik, kannte er doch so wenig Menschenfurcht, daß er sich nicht scheute, denselben Papst,

dem er demüthig die Füße geküßt, eine Bestie zu schelten, wenn er sich von ihm mit Ungerechtigkeit behandelt glaubte. Als der Connetable von Bourbon vor Rom rückte, verband sich Cellini mit einigen Freunden zum Widerstand, und in seiner Selbstbiographie rühmt er sich, diesen Feldherrn durch einen Büchsenschuß getödtet zu haben. Nach der Einnahme der Stadt zog er sich in die Engelsburg zurück und bediente hier fünf Stück Geschütz. Nach seiner Angabe war er es hier ebenfalls, der mit einem dieser Geschütze den Prinzen von Oranien tödtete. Unter Paul III. klagten seine Feinde ihn fälschlich an, einen Theil der Juwelen der päpstlichen Krone, die er zur Zeit der Gefahr hatte zerbrechen und einschmelzen müssen, entwendet zu haben; und obgleich er sich rechtfertigte, ward er aus dem Gefängnisse doch nur auf Verwendung Franz I. befreit, der ihn auf einer frühern Reise nach Frankreich kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, und ihn jetzt zu sich einlud. Cellini begab sich nach Fontainebleau, wo er mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Er unternahm in Auftrag des Königs verschiedene Arbeiten; da er aber versäumt hatte, der alles vermögenden Herzogin d'Etampes den Hof zu machen, ward ihm von dieser so lange entgegengewirkt, bis er sich entschloß, in sein Vaterland zurückzukehren. Hier führte er, von Cosmus begünstigt, mehrere Werke in Metall und Marmor aus, unter andern den Perseus mit dem Medusenhaupte (in Erz), welcher noch den Marktplatz von Florenz ziert, und einen Christus in der Capelle des Palastes Pitti. Cellini lieferte auch verschiedene treffliche Stempel zu Münzen und Medaillen. Aber nicht blos durch diese verschiedenen Werke, sondern auch durch seine Schriften hat er bewiesen, daß er ein denkender, mit mannichfaltigen Kenntnissen ausgerüsteter Künstler und einer der genialsten und originalsten Kraftmenschen war. Er war bereits 58 Jahre alt, als er aus innerm Drange sich entschloß, sein an sonderbaren Abenteuern und wunderbaren Schicksalen reiches Leben zu beschreiben. Diese interessante, von ihm lateinisch abgefaßte Autobiographie, in welcher er mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit, aber zugleich mit eigenthümlicher Gediegenheit und Kraft seine Tugenden und Fehler enthüllt (obwohl er hin und wieder als Künstler mit zu großem Selbstgefühl spricht) und die Personen, mit denen er in Verhältnisse kam, mit treffenden Zügen schildert, und von der eine neue vollständigere Ausgabe im August 1818 in Florenz angekündigt wurde, ist durch Göthe's meisterhafte Uebersetzung auch unter uns bekannt geworden. Unter seinen übrigen Schriften sind die wichtigsten: Due trattati, uno intorno alle otto principali arti dell' oreficeria, l'altro in materia dell' arte della scoltura (beste Ausgabe 1731). Die Schreibart ist frei, ohne Politur und Kunst, aber gediegen und originell, daher ihn die Crusca als einen Classiker oft in ihrem Wörterbuche anführt. — Er starb zu Florenz 1570.

Celsus (Aurelius Cornelius), lebte wahrscheinlich unter Augustus, Tiberius und Caligula. Man hat ihn den römischen Hippokrates genannt, weil er fast alle Werke desselben ins Lateinische übersetzt hat. Außerdem schrieb er aber auch über die Rhetorik, die Kriegskunst und den Ackerbau, so daß man ihn mit gleichem Rechte für einen Redner, Kriegsmann oder Arzt halten kann. Wahrscheinlich studirte er anfänglich die Medicin nicht, um sie auszuüben, sondern nur als einen Zweig der Philosophie. Um so mehr muß man seine gründlichen Kenntnisse in derselben bewundern. Die ganze Arzneikunde des Celsus ist in acht Büchern enthalten, welche sie in dem

Zustande, worin sie sich damals befand, darstellen. Die Schreibart ist zierlich, gedrängt und dennoch sehr klar. Man kann Celsus daher nicht unpassend den Cicero der Aerzte nennen. Sein Werk ist übrigens die unerschöpfliche Vorrathskammer, aus der andere gute Schriftsteller sowohl für die Medicin als für die Chirurgie geschöpft haben. Er hat ihnen eine Menge von Stellen geliehen, um ihre Lehren zu unterstützen, hat aber zu diesem Zwecke auch sehr willkührliche Auslegungen erfahren. Einige haben Celsus wohl einen Compilator genannt; allein in dem gewöhnlichen Sinne ist er es keineswegs. Hippokrates und Asclepiades sind die beiden Schriftsteller, denen Celsus am meisten gefolgt ist. Von ersterm hat er den ganzen chirurgischen Theil, von letzterm das Uebrige entlehnt. Betrachtet man die Art, wie er seine Lehre aufstellt, so findet man, daß er zu den Eklektikern gehörte; dafür liegt der Beweis in Allem, was sich auf die Anwendung des Aderlasses, der Abführungsmittel und anderer allgemeinen Arzneimittel bezieht. Ausgabe seiner acht Bücher de medicina von Krause, Leipzig 1766 und von der Zweibrücker Gesellschaft, Strasburg 1816.

Celten waren einer der vier Hauptvölkerstämme, welche das alte Gallien bewohnten, und deren Wohnungen sich von der äußersten Spitze der Bretagne bis ostwärts an den Rhein und die Alpen erstreckten. Die Römer nannten daher das ganze Land Celtica oder Galatia. Ihre eigentliche Abstammung ist ungewiß; sie kamen zuerst aus Asien; ihre älteste Einwanderung, die man kennt, geschah unter Bellovesus zur Zeit des Tarquinius Priscus. Große ansehnliche Haufen breiteten sich in mehrern Ländern von Europa aus. Durch unaufhörliche innerliche Kriege schwächten sie sich, der Handel mit den Römern und Massiliern machte sie zwar gesitteter, aber auch weichlicher, und da sie am Ende keine Unterstützung mehr von ihrem Vaterlande erhielten, so wurden die italienischen Celten von den Römern unterjocht, die Bojer verbanden sich mit den Helvetiern, die illyrischen Celten mit den Illyriern. Uebrigens war die Verfassung aristokratisch, die Edeln unter ihnen bildeten die Nationalversammlungen; der Gemeine war nicht viel besser als ein Sclave. Von Körper waren sie groß und stark, beim Angriffe ungestüm; aber sie konnten nicht ausdauern. Ein ungeheures Schwert, meistens aus Kupfer, war ihre Hauptwaffe. Ihre Priester, die Druiden, standen im größten Ansehen bei ihnen.

Cement, s. Cäment.

Cenis (der Berg), ein Theil des Alpengebirges in der Grafschaft Maurienne, im ehemaligen französischen Departement Montblanc in Savoyen, dessen Höhe 1444 Toisen (oder 5879 Fuß) über die Meeresfläche angegeben wird, und berühmt geworden durch den Weg, welcher über denselben aus Savoyen nach Piemont führt, dessen Grenze er macht. Auf der Seite nach Lanslebourg ist er am steilsten; der Weg ging schlangenweise, und man mußte sich und die Bagage auf Maulesel oder Tragsesseln fortbringen lassen. Oben auf dem Berge ist eine Ebene und ein stehender See, mit einem Hause, la Ramasse genannt. Der See enthält Forellen von 16 Pfunden. Höhere Schneegebirge umschließen diese Ebene. Im J. 1805 wurde auf Befehl des französischen Kaisers von Lanslebourg nach Susa eine Straße über diesen Berg mit außerordentlichen Kosten regelmäßig gebaut; sie ist zu jeder Jahrszeit für alle Arten von Wagen und Fuhrwerk fahrbar.

Cenotaphium, ein leeres Grabmahl, einem Verstorbenen zu

Ehren errichtet, dessen Leichnam an einem andern Orte ruht; s. Denkmahl.

Censor. Die Censoren waren zu Rom angesehene Magistratspersonen, welche über die Anzahl des Volks und das Vermögen der Bürger ein Verzeichniß hielten und seit dem Jahre der Stadt 312 die Schatzung der Bürger besorgten. (S. Census.) Zugleich hatten sie die Aufsicht über die Sitten. Sie wurden alle 5 Jahre gewählt. — Bei uns heißen Censoren die von Seiten des Staats mit der Büchercensur (s. d. A.) beauftragten Personen.

Censur, s. Büchercensur.

Census war bei den Römern eine der wichtigsten Staatshandlungen, welche die Grundlage zu der nachherigen Größe dieses Reichs ward, und in einer Schätzung des ganzen römischen Volks, sowohl der Anzahl, als dem Vermögen nach, bestand. Der König Servius Tullius führte ihn im Jahre 177 nach Roms Erbauung ein, indem alle römischen Bürger in der Stadt und auf dem Lande von ihrem ganzen Vermögenszustande sowohl, als von der Anzahl ihrer Kinder, Sclaven ꝛc., bei Verlust ihrer Güter und ihrer bürgerlichen Freiheit, eine Anzeige machen mußten. Hierauf theilte er nach dieser Angabe alle Bürger in sechs Classen, und diese wieder in Centurien. (S. d. Art.) Die erste Classe bestand aus solchen, deren sämmtliches Vermögen an Ländereien und Effecten sich wenigstens auf 100,000 Asse oder Pfund Erz belief; die zweite bestand aus Personen von 75,000, die dritte von 50,000, die vierte von 25,000, die fünfte von 11,000 Assen; alle übrigen gehörten zur sechsten Classe. (Der Werth eines Asses aber war in den ältesten Zeiten etwa 6 Pfennige und späterhin 12 Gr. nach unserm Gelde.) Jede Classe hatte ihre besondern Waffen, ihren besondern Platz in der Armee ꝛc. Diese Eintheilung hatte für Rom einen sehr wichtigen Vortheil. Statt daß bisher die ärmsten Bürger eben die Abgaben und eben die Kriegsdienste zu leisten hatten, wie die reichen, und die Staatsverwaltung in ihren wichtigsten Zweigen in den Händen des unwissenden und leidenschaftlichen Pöbels, der den größten Theil ausmachte, sich befand, fielen jetzt die schwersten Lasten in Krieg und Frieden auf die Reichen. Dafür wurde aber auch die höchste Staatsgewalt in die Hände der reichen Bürger der ersten Classe, welche so viel Centurien als die übrigen zusammen enthielt, und sonach in die Hände eines Standes gelegt, dem man mehr Einsicht und Kenntnisse zutrauen konnte. Die Bürger der letzten Classe, welche gar kein, oder doch nur ein unbedeutendes Vermögen hatten, wurden fast für keine Classe gerechnet; daher denn auch die alten Schriftsteller öfters nur fünf Classen erwähnen. In der Folge litt die ursprüngliche Eintheilung einige Abänderung, die Hauptsache aber blieb. Dieser Census nun wurde alle fünf Jahre wiederholt, und anfangs von den Königen, dann von den Consuln, und zuletzt seit 312 von den Censoren gehalten. In der Folge wurde derselbe nicht allemal zu den festgesetzten Zeiten vorgenommen, ja er unterblieb bisweilen ganz. Nach Endigung des Census wurde ein Reinigungsopfer gebracht, Suovetaurilia genannt.

Centauren, ursprünglich ein altes rohes Volk in Thessalien auf dem Berge Pelion. Die Fabel erzählt von ihnen, daß sie halb Rosse und halb Menschen waren. Man erklärt die Sage dadurch, daß die Centauren zuerst die Kunst verstanden, das Roß zu besteigen und zu bändigen, welches bei folgender Veranlassung geschehen sein soll. Zur Zeit des thessalischen Königs Irion ward auf dem Pelion

eine Herde Stiere wüthend, welche sich in den Gegenden umher zerstreuten und große Verwüstungen anrichteten. Irion bot eine große Belohnung dem, der sie tödten würde; durch welches Versprechen gereizt, die Centauren die Kunst des Reitens erfanden und so die wüthenden Stiere erlegten. — In der mythischen Geschichte kommen die Gefechte der Centauren mit dem Herkules, Theseus und Pirithous vor. Letzterer bezwang sie an der Spitze der Lapithen, ihrer Erbfeinde, völlig, tödtete viele und vertrieb sie von dem Pelion. Einzelne Centauren machten sich im Alterthume berühmt, z. B. Nessus, Chiron u. A.

Centgerichte, benannt von dem altdeutschen Worte Cent, welches eine Unterabtheilung des Gaues bedeutet, waren bei den alten Deutschen schon zu Tacitus Zeiten üblich. Wie dem Gau der Gaugraf, so stand dem Cent ein Centgraf, oberster Richter, vor. Zugleich lag ihm ob, die Soldaten, welche die Centen oder Districte zu stellen hatten, und welche Centener hießen, anzuführen. Der Frankenkönig Klothar gab ihnen nachher eine besserere Einrichtung.

Centiare, der hundertste Theil der Are (s. d. A.); so auch Centigramme, Centilitre, Centime, Centimetre, der hundertste Theil einer Gramme, eines Litre, eines Frank, eines Metre; s. Französisches Decimalsystem. — Centifolie, s. Rose. — Centner, ein Gewicht von 100 Pfund, welches aber nicht gleiche Schwere in den einzelnen Gegenden Deutschlands hat. Der metrische französische Centner ist ungefähr so schwer, als zwei frankfurter Centner.

Centimanen, Hunderthändige, heißen die drei riesenhaften Söhne des Uranus und (der Gäa des Himmels und der Erde), Cottus, Briareus und Gyges. Mit hundert Händen und funfzig Häuptern begabt flößten sie selbst ihrem Vater Furcht ein, so daß derselbe gleich nach der Geburt sie gefesselt in dem Innern der Erde verschloß. Hier lebten sie in Trauer, bis Jupiter, dem ein Orakelspruch der Erde mit ihrer Hülfe den Sieg über die Titanen verhieß, sie löfete und an das Licht der Sonne brachte. Nachdem sie sich mit Nektar und Ambrosia erquickt, traten sie mit in den Kampf, der schon zehn Jahre unentschieden geführt wurde. Sie fochten mit ungeheuern Felsstücken, deren sie mit jedem Wurfe dreihundert auf die Titanen schleuderten. Das Meer ertönte, die Erde krachte, der Himmel stöhnte und der Olymp bebte vor dem schrecklichen Kampf. Das furchtbare Geschoß der Centimanen entschied endlich; die Titanen unterlagen und wurden gefesselt in den Tartarus geworfen, wo die Centimanen sie bewachten.

Centlivre (Susanne). Diese durch ihr dramatisches Talent und ihr romantisches Leben berühmte Engländerin war um das Jahr 1667 in der Grafschaft Lincoln geboren. Ihr Vater besaß hier ein bedeutendes Landgut, er war Nicht-conformist und während der Unruhen unter Carl I. ein eifriger Anhänger der Parlamentspartei. Als Carl II. auf den Thron zurückkehrte, wurde er zur Strafe seines Vermögens beraubt und mußte nach Irland fliehen, ohne für seine Tochter sorgen zu können. Diese war erst drei Jahre alt, als ihr Vater starb; sie zählte noch nicht zwölf Jahre, als sie auch ihre Mutter verlor. Von Jugend auf zeigte sie eine besondere Neigung

für die Poesie. Schon in ihrem siebenten Jahre dichtete sie ein Lied, das sich erhalten hat. Durch die Mißhandlungen, welche sie von den Personen erlitt, denen ihre Erziehung anvertraut war, aufs Aeußerste gebracht, entfloh sie, um nach London zu gehen. Unterweges begegnete ihr ein junger Mensch Namens Hammond, der damals in Cambridge studirte. Angezogen von Susannens Jugend und Schönheit, bot er ihr seinen Beistand an und schlug ihr vor, ihm in Mannskleidern nach Cambridge zu folgen. Nach mancherlei Schicksalen gerieth sie in große Noth und dadurch auf den Gedanken, von ihrem Dichtertalente Vortheil zu ziehen, auch trat sie auf die Bühne. Dann heirathete sie M. Centlivre. Ihre Lustspiele, insbesondere The Busy-body und A bold stroke for a wife fanden ungemeinen Beifall und haben sich, wie The Wonder! a Woman keeps a secret! bis jetzt auf dem Theater erhalten. Die Lustspiele der Centlivre zeichnen sich weder durch Eleganz der Schreibart, noch durch Wahrheit der Charaktere aus, aber sie enthalten Natur, Heiterkeit, Erfindung in der Intrigue, und mehr Unzüchtigkeit als irgend ein Stück aus jener Zeit. Sie starb im Jahre 1723. Sie war von Natur geistreich, sanft und gewandt, und unterrichteter, als man von einer Frau erwarten sollte, die in einer so großen Zerstreuung gelebt hatte. Mit den berühmtesten Männern ihrer Zeit, Steele, Rowe, Farquhar, Budgell, stand sie in freundschaftlicher Verbindung; aber durch ein Gedicht gegen die Uebersetzung des Homer hatte sie sich Pope's Feindschaft zugezogen, der sie in der Dunciade auf eine ungerechte Art charakterisirt.

Centralbewegung. Ein in Bewegung gesetzter Körper, der von irgend einer Kraft während seiner Bewegung beständig nach einem außer der Richtung gelegenen festen Puncte getrieben wird, muß einen krummlinigen Weg um diesen Punct beschreiben. Ein an einem Faden herumgeschlungener Stein bewegt sich darum im Kreise, weil er durch die Kraft der Hand in allen Stellen seines Weges gegen den Mittelpunct gezogen wird. Der Mond rollt darum im Kreise um die Erde, weil er durch die Schwerkraft gegen dieselbe in allen Puncten seiner Bahn von der geraden Richtung, die seine Bewegung außerdem nehmen würde, abgelenkt und gegen den Mittelpunct dieser seiner beinahe kreisförmigen Bahn (die Erde) gezogen wird. In diesen und ähnlichen Fällen nennt man den Punct, nach welchem der bewegte Körper unaufhörlich getrieben wird, den Mittelpunct der Kräfte; die Kraft selbst, welche ihn treibt, die Centripetalkraft, diejenige, mit welcher sich der Körper vom Mittelpuncte zu entfernen sucht, die Centrifugal- oder Schwungkraft und die Bewegung selbst die Centralbewegung. — Alle Planeten unseres Sonnensystems, ingleichen alle Monden und Nebenplaneten desselben, bewegen sich, jene um die Sonne, diese um ihre Hauptplaneten, nach den Gesetzen der Centralbewegung. (Vergl. **Centralkräfte.**)

Centralfeuer. Mehrere Physiker haben in dem Mittelpuncte der Erde ein nie verlöschendes Feuer angenommen, und dasselbe Centralfeuer genannt. In alten Zeiten wollte man die Vulkane und ähnliche Erscheinungen aus demselben erklären. Später, als man einsehen lernte, daß ein im Innern der Erde eingeschlossenes Feuer zu den Unmöglichkeiten gehöre, verstand man unter dem Centralfeuer die Wärme im Innern der Erde. Dieser Centralwärme schreibt von

Mairan einen großen Theil der Wärme auf unserer Erdoberfläche zu. Allerdings scheint sich ein gewisser Grad von bestimmter Wärme im Innern der Erde zu befinden, welcher bis in gewisse Tiefen fast gänzlich unverändert bleibt, und wahrscheinlich von der Sonnenwärme herrührt, die sich dem Innern der Erde mittheilt. Wenigstens lehrt die Erfahrung, daß in heißen Climaten das Innere der Erde wärmer ist, als in kalten. In Sibirien z. B. drang man, um wo möglich einen Brunnen zu graben, siebzig bis achtzig Fuß tief in den Boden ein, und fand ihn noch in dieser Tiefe gefroren.

Centralkräfte sind diejenigen Kräfte, aus deren Zusammenwirkung die Centralbewegung hervorgeht, nämlich die **Centripetal-** und **Centrifugalkraft**. Doch gibt es auch Physiker, welche das Dasein der letztern Kraft leugnen, und sie für eine bloße mathematische Idee erklären. Sie sagen: Jeder einmal bewegte Körper setzt vermöge seiner Trägheit seine Bewegung in derselben Richtung und mit derselben Geschwindigkeit fort, ohne dazu noch einer neuen Kraft zu bedürfen. Nun sind die Himmelskörper von dem Weltschöpfer im Anfange mit einer allmächtigen Kraft angestoßen, und müßten, vermöge ihrer Trägheit, nach einerlei Richtung und mit derselben Geschwindigkeit bis in Ewigkeit fortlaufen, wenn sie nicht in allen Puncten ihrer Bewegung nach einem außerhalb der Richtung derselben liegenden Puncte gezogen würden, wodurch eine Centralbewegung entsteht. Von der ersten bewegenden Kraft ist nun die Rede nicht mehr. Derjenigen Ursache aber, welche die Himmelskörper nach dem außer ihren Bahnen liegenden Puncte zieht, gebührt der Name Kraft und zwar Centripetalkraft. Sie würde den Himmelskörper, wenn er in Ruhe wäre, in Bewegung setzen; da sie ihn schon in Bewegung findet, so ändert sie wenigstens die Richtung derselben in allen Punkten. Nicht derselbe Fall ist es mit dem, was wir Centrifugalkraft nennen, und was dies eine Folge der Trägheit des Körpers, oder vielmehr der aus ihr folgenden schon vorhandenen Bewegung desselben ist. Diese Ansicht scheint auch die richtige, wenigstens verlieren sich die Einwendungen dagegen in dem nämlichen Maße, als man bei tieferem Nachdenken vertrauter mit dem schwierigen Gegenstande wird.

Centralverwaltung in Deutschland und Frankreich (im Jahre 1813) unter dem Freiherrn von Stein. Die Geschichte hat das Verdienst dieses berühmten Staatsmannes um die Freiwerdung unserer Nation noch nicht ausgesprochen. Wenige seiner Zeitgenossen haben den Sinn seiner großen Entwürfe gefaßt, die Kraft seines Charakters recht gewürdigt. Unter den vielbesprochenen, großen Maßregeln, die er vorschlug, um die Kraft der Völker und Länder für den Zweck des Krieges, der in seinen Augen Zweck der deutschen Nation überhaupt war, auf die wirksamste Art zu verwenden, war die Centralverwaltung der vom Feinde im Jahre 1813 befreiten Länder eine der wichtigsten. Sie wurde weder ganz so eingerichtet, wie er sich dieselbe dachte, noch weniger so fortgeführt, wie er es wollte; man kann daher einzelne Mißgriffe oder Härten, welche dabei Statt fanden, dem Urheber des Planes nicht zur Last legen. Denn man ließ ihm nicht die Freiheit, das Unvollkommene seines Entwurfs zu verbessern, den er nicht einmal in seinem Sinne folgerecht hatte vollziehen können. Nicht unwichtig für den Historiker, obwohl einseitig, ist die geistreiche Schrift von **Eichhorn**: die Cen-

tralverwaltung der Verbündeten unter dem Freih. v. Stein, 1814. Um Einheit in die Beförderung der Bundessache der vielfach gespaltenen deutschen Nation zu bringen, wurde nach der Leipziger Schlacht durch die von Oesterreich, Rußland, Preußen, Großbritannien und Schweden, Leipz. den 21. Oct. 1813, abgeschlossene Convention eine obere Verwaltungsbehörde errichtet, welche im Namen der verbündeten Mächte alle von ihren Truppen besetzten Länder einstweilen regieren sollte, um in denselben für die gemeinschaftliche Sache Beiträge zu den Kriegskosten, insbesondere zur Unterhaltung der fremden Truppen in den besetzten Provinzen, zu erheben, die Landesbewaffnung zweckmäßig zu leiten, und über die innere Verwaltung die Aufsicht zu führen. Die Staaten der Verbündeten nebst Würzburg (auch Braunschweig) standen nicht unter dieser Behörde, und besondere Verträge sollten das Verhältniß der übrigen Fürsten, die dem Bunde noch beitreten würden, zu der Centralbehörde bestimmen, welche bei jedem dieser Fürsten Agenten anzustellen beauftragt war. Die Centralverwaltung umfaßte also unmittelbar nur diejenigen Länder, welche für jetzt keinen Herrn hatten, oder deren Fürst dem Bunde nicht beigetreten war. Sie regierte die einzelnen Länder durch Generalgouverneurs, welche monatlich einen Hauptbericht über ihre Verwaltung an die Centralbehörde einsandten; doch galt der Grundsatz, daß die Gouvernements nur mittelst der bestehenden Landesbehörden, die für das Interesse der Verbündeten in Pflicht genommen wurden, und nach der bestehenden Verfassung die ihnen anvertrauten Provinzen verwalten sollten. An die Spitze jener Centralbehörde stellten die Verbündeten den Minister C. v. Stein, welcher schon von Eröffnung des Feldzuges im Jahr 1813 an bis zum Waffenstillstande an der Spitze eines ähnlichen Verwaltungsrathes gestanden hatte. Er konnte dieselbe ganz nach seiner Einsicht ordnen, die Statthalter, deren Gouvernementsräthe und die Agenten ernennen, oder abberufen, und Amtsvorschriften ertheilen; doch war er verantwortlich, und mußte in noch nicht entschiedenen Fällen bei den Verbündeten Verhaltungsbefehle einholen. Für diesen Zweck ernannten die Souveräne einen Ministerialrath im Hauptquartiere, an dessen Spitze der preußische Staatskanzler, der jetzige Fürst von Hardenberg, stand. Auch der Freiherr von Stein begleitete das Hauptquartier, zuerst von Leipzig nach Frankfurt am Main, dann nach Freiburg, nach Basel u. s. w. Die Räthe der Centralverwaltung wählte er aus russ., preuß. und österreichischen Beamten. In der Ernennung der Generalgouverneurs aber mußte er Rücksicht auf die Vorschläge der Verbündeten nehmen. Die Mitglieder des Gouvernementsraths wählte er aus den Eingebornen des Landes. Nach diesen Grundsätzen wurde zuerst die Verwaltung des Königreichs Sachsen dem russ. Gen. Lieutn. Fürsten Repnin als Generalgouverneur übertragen. Unter ihm arbeitete ein Gouvernementsrath in 4 Abtheilungen, für Polizei, Finanzen, Verpflegung der verbündeten Truppen und Entwickelung aller Streitkräfte, nach der vom Minister v. Stein erhaltenen Anweisung. Noch wurde ein Generalsecretär (Hr. von Merian) für die Handhabung des Geschäftsganges angestellt. Zugleich war dieses Gouvernement Agent der Centralbehörde bei den Fürsten von Reuß. Die Verwaltung des Königreichs Sachsen kennt man aus dem damals in Dresden erschienenen Gouvernementsblatt. Ein zweites von der Centralverwaltung errichtetes General-Gouvernement, unter dem österr. Gen. Lieutn., dem Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, an dessen Stelle als General-Gouverneur in der Folge der

österr. General, Fürst von Reuß-Gratz trat, dem der Baron von Hügel an die Seite gesetzt war, regierte das Großherzogthum Frankfurt und das Land des Fürsten von Isenburg; ein drittes Gen. Gouvernement, unter dem preuß. Gen. Maj. Fürsten von Solms-Lych, welchem der russ. Etatsrath Gruner die Geschäftsführung vorbereitete, verwaltete das Großherzogthum Berg. Die Besitzungen des Fürsten von der Leyen wurden einem besondern Verwalter übergeben. Ueberdies standen unter der Centralverwaltung das Postwesen in diesen Ländern und in Belgien, so wie die Rhein-Octroi im ganzen Laufe des Stroms. Jene wurde, mit Ausnahme Sachsens, der fürstl. taxischen Postdirection in Frankfurt a. M. übertragen. Diese verwaltete, in Gemäßheit der Bestimmung des Reichs-Deputation-Schlusses vom J. 1803, der Graf von Solms-Laubach. — Baiern und Würtemberg standen mit der Centralverwaltung in keiner Verbindung; denn sie waren von Oesterreich unbedingt als selbstständige Mächte in den Bund aufgenommen worden; die übrigen deutschen Staaten, wie Baden, Hessen, Nassau, Lippe, Schwarzburg, Reuß, Anhalt, die Herzoge von Sachsen u. s. w. nahm man unter der Clausel in den Bund auf, daß sie sich alle die Modificationen gefallen lassen müßten, welche die künftige Verfassung von Deutschland nothwendig machen würde. — Westphalen und Berg kehrten größtentheils an die alten Herrscher zurück; daher nur bei den neu erworbenen oder mediatisirten Bestandtheilen derselben die Verwaltung der Centraldehörde eintrat, die sie dem Gen. Gouvernement von Berg übergab, so wie die von Westphalen umschlossenen Gebiete dem Civilgouverneur für das preuß. Westphalen, dem Baron von Vincke, jedoch nur für Rechnung der verbündeten Mächte. — Das schwierigste Geschäft der Centralbehörde war, darauf zu sehen, daß die von den deutschen Fürsten bei ihrem Zutritte zu der gemeinschaftlichen Sache übernommenen Verbindlichkeiten genau erfüllt würden. Diese betrafen 1) Naturallieferungen und Leistungen an die verbündeten Heere; 2) den Kriegsbeitrag eines jährlichen Brutto-Einkommens, das nach der von jenen Fürsten gezeichneten Hauptobligation zusammen auf 11 Mill. rh. Gulden sich belief. Die hierauf sich beziehenden Geschäfte leitete der ehemalige kaiserl. Reichshofrath, Graf v. Solms-Laubach, welcher auch den Plan zur Bildung eines gemeinschaftlichen Lazarethwesens für die verbündeten Truppen ausarbeitete; 3) die Entwickelung ihrer Streitkräfte durch Stellung von Freiwilligen, Landwehr und Landsturm. Die von der Centralverwaltung vorgeschlagenen Einrichtungen konnten aber nur spät oder theilweise vollzogen werden, weil bei dem Vorrücken des Hauptquartiers in Frankreich die einzuholende Genehmigung der Verbündeten oft lange ausblieb. Indeß umfaßte jetzt die Centralverwaltung auch, mit Ausnahme des Elsaß, wo der baierische Generalfeldmarschall Fürst Wrede eine Verwaltung aus eigener Macht für die baiersche Heerverpflegung angeordnet hatte, die jenseits des Rheins in Besitz genommenen Länder. Diese theilte sie den 12ten Jan. 1814 in Hauptverwaltungsbezirke, welche, um die Civilverwaltung mit der Heeresführung in die innigste Verbindung zu bringen, der Stellung der verschiedenen Heere entsprechend, nach einer dreifachen Verwaltungslinie — der österreichischen, russischen und preußischen — Generalgouverneurs von jeder dieser Mächte übergeben wurden, und in denen Armee-Commissärs bestellt waaren, welche das Heer begleiteten und dessen wechselseitigen Verkehr mit der Civilverwaltung vermittelten. Die erste Linie, von Basel nach Paris, begriff 4 Gouverne-

ments, die eine Bevölkerung von 1,053,000 Menschen hatten. Die zweite Linie, vom Mittelrhein nach Paris, begriff ebenfalls 4 Gouvernements mit 1,058,000 Einw. Die dritte Linie, vom Niederrhein nach Paris, begriff wieder 4 Gouvernements mit 1,107,000 Einwohnern. In den auf dem linken Rheinufer eingerichteten Gouvernements bestand der Gouvernements Rath meistens aus Staatsdienern der Verbündeten. Als nach Abschluß einer Militär-Convention alle von Frankreich am linken Rheinufer abgetretene Länder, nebst dem Großherzogthume Berg, von den Verbündeten, in Folge einer Uebereinkunft, einzelnen Mächten zur besondern Besitznahme und Verwaltung, die im Namen aller Verbündeten geführt werden sollte, überwiesen worden waren, hörte vom 15ten Juni 1814 an die Centralverwaltung in Beziehung auf die bezeichneten Länder auf. Sie nahm jetzt ihren Sitz wieder in Frankfurt a. M.. In den ihr noch gebliebenen Ländern hörte die Centralverwaltung auf, so wie der wiener Congreß über den Besitz derselben entschied. In Sachsen übergab daher, nach Empfang eines vom Minister von Stein an ihn erlassenen amtlichen Schreibens vom 21. October, der Fürst Repnin den 7ten November 1814 die einstweilige Verwaltung an Preußen. In ähnlicher Form löfete sich allmählig die Centralbehörde zu Frankfurt von selbst auf. K.

Centrifugalkraft, s. Centralkräfte.

Centripetalkraft, s. Centralkräfte.

Centurie, eigentlich eine Abtheilung von hundert Mann. Diese Art der Eintheilung war bei den Römern sehr gewöhnlich, und wurde im Allgemeinen von einer gewissen Menge, wenn auch nicht gerade hundert, gebraucht. So hießen Centurien bei den Soldaten die Compagnien, in welche die römischen Legionen sich theilten; beim Volke die Abtheilungen, welche die sechs Classen des Volks, vom Servius Tullius eingeführt, ausmachte, und deren die erste Classe 80 enthielt, wozu noch die 18 Centurien der Ritter kamen; die drei folgenden Classen hatten jede 20 Centurien, die fünfte 30 und die sechste nur Eine Centurie. Nach den Centurien aber stimmte das Volk bei den öffentlichen Wahlen. (S. Census.)

Cephalus, ein Sohn der Creusa, oder nach Andern ein Sohn des Dejoneus, König in Phocis, und der Diomede, und Gemahl der Procris. Als ein schöner Jüngling erregte er die Leidenschaft der Aurora, die ihn, als er einst am frühen Morgen auf dem Hymettus jagte, entführte, nachdem er sich kurz zuvor mit Procris vermählt hatte. Allein er verschmähete die Liebe der Göttin, und sie entließ ihn mit der traurigen Voraussagung, daß er mit seiner Neuvermählten nicht glücklich sein würde. Dies erregte in ihm den Keim der Eifersucht; er stellte seine Gemahlin auf die Probe, schwankte jedoch, versöhnte sich wieder mit ihr, bis endlich Procris selbst auf ihn eifersüchtig ward, ihn einst im Gebüsche auf der Jagd belauschte, und da sie ein Geräusch machte, von Cephalus, der das Rauschen eines Wildes zu hören glaubte, mit dem Jagdspieß getödtet wurde. Zu spät sahen beide ihren Irrthum ein; sie starb kurz darauf und er wurde von dem Areopagus zum Exil verdammt.

Cerachi (Giov.), berühmt als großer Bildhauer, ein Nebenbuhler Canova's, und denkwürdig in der Geschichte durch eine Verschwörung, die er im J. 1800 mit Arena, Demerville und Topino Lebrün gegen Napoleon Bonaparte, dermaligen ersten Consul, angelegt hatte. Die Verschwornen wurden am 10ten October 1800 in

der Oper äretirt, und am 9ten Januar 1801, des Vorhabens überführt, hingerichtet. Cerachi war ein großer Künstler, und von Bonaparte gewählt worden, seine Büste zu modelliren, weshalb er von Rom, wo er viel zur Errichtung der römischen Republik beigetragen hatte, nach Paris gekommen war.

Cerberus, der Wächter des Orcus, ein dreiköpfiger, schlangenhaariger Hund, den Echidna mit dem Typhon, jenem schrecklichsten der himmelstürmenden Riesen, gezeugt hatte. Vor seinem Bellen zitterte die Hölle, und wenn er sich von seinen hundert Ketten, an welchen er lag, losgerissen, konnten ihn selbst die Furien nicht bändigen. Er bewachte den Eingang des Tartarus oder des Todtenreichs, und schmeichelte den Hereintretenden; wer aber wieder zurück wollte, den ergriff und verschlang er.

Cerealien, von Ceres, der Göttin des Feldes und der Feldfrüchte, heißen die Erzeugnisse des Feldbaus; ferner auch die der Ceres geweihten Feste.

Cerebellum, das kleine Gehirn. (S. Gehirn.)

Cerebralsystem, diejenige Partie des gesammten Nervensystems im menschlichen Körper (so wie überhaupt in dem Körper der höhern Thiergeschlechter), welche das Gehirn und die von demselben ausgehenden oder in dasselbe sich versenkenden Nerven begreift. Es gehören also vorzüglich alle die Nerven, welche zu den Sinnenwerkzeugen gehen, dazu. (Vgl. d. A. Nervensystem.) Man rechnete zwar sonst auch das Rückenmark und die von demselben abgehenden Nerven dazu, auch hat man in sofern einigen Grund dazu, weil die willkührliche Bewegung von dem Gehirn aus durch das Rückenmark angeregt und geleitet wird; allein man kann auch noch zweckmäßiger beide von einander trennen, die der Bewegung zuständige Nervenpartie als besondere Function betrachten, und sie Vertebralsystem benennen. (S. die Art. Nervensystem und Vertebralsystem.)

Ceremoniel der europäischen Mächte. Ceremoniel ist überhaupt der Inbegriff gewisser zu beobachtender Gebräuche. — Eigentlich hat kein Staat ein Vorrecht oder einen Vorrang vor den übrigen: da aber Schwächere Schutz und Freundschaft der mächtigern suchen, so entsteht dadurch allerdings ein Vorrang des einen vor dem andern. Dieß hat denn Veranlassung gegeben, daß nach und nach Würden, Rang und Ehrenbezeigungen der Staaten, ihrer Regenten und Repräsentanten mehr bestimmt worden sind, wodurch sich (im Gegensatz des innern Staatsceremoniels) ein Völkerceremoniel gebildet hat, auf dessen Beobachtung man oftmals weit mehr gesehen hat, als auf Erfüllung der heiligsten Verträge. Hierzu gehört: 1) Titel des Regenten. Zufall bestimmte den Kaiser- und Königstitel als den höchsten, und diese gaben, abgesehen von der Macht des Fürsten, Vorzüge. Seit Carl dem Großen galten die römischen Kaiser als Oberherren der Christenheit und behaupteten den höchsten Rang, ja gar Abhängigkeit der Könige von sich. Um ihre Unabhängigkeit zu beweisen, nannten daher mehrere Könige schon im Mittelalter ihre Krone ebenfalls eine kaiserliche, England z. B. in allen Staatsacten noch jetzt imperial crown, obgleich die Könige nie den Kaisertitel annahmen. Die Könige von Frankreich erhielten von den Türken und Afrikanern förmlich den Titel Empereur de France. Je weiter herab, desto weniger gestanden die Könige dem Kaisertitel für sich allein Vorzüge vor dem königlichen zu. 2) Anerkennung dieses Titels und Ranges. Ehedem maßten sich Papst und Kaiser das Recht an, diese Würden zu vergeben, nachher

ward der Grundsatz geltend, daß jedes Volk seinem Regenten beliebig einen Titel geben könne, dessen Anerkennung von andern Mächten aber auf Verträgen beruht. Viele erkannten deshalb manchen Titel gar nicht oder sehr spät an. Dies war der Fall mit Preußens Königs-, Rußlands Kaisertitel, mit den neuen Titeln deutscher Fürsten u. s. w. 3) Ehrenbezeigungen diesem Range und Titel gemäß. Zu den sogenannten königlichen Ehrenbezeigungen (die aber auch verschiedenen Staaten, die nicht Kaiserthümer und Königreiche waren, zukamen, z. B. Venedig, den Niederlanden, der Schweiz, den Churfürsten) gehören das Recht, Gesandte der ersten Classe zu schicken und verschiedene Ehrenbezeigungen. Dabei gibt es aber einen sehr streitigen Punct, den des Vorranges nämlich oder der Prăcedenz, d. i. des Rechtes, bei vorkommenden Gelegenheiten den ehrenvolleren Platz einzunehmen, entweder persönlich, bei Zusammenkünften der Fürsten selbst, oder ihrer Gesandten, bei feierlichen Versammlungen u. s. w., oder schriftlich, bei Abfassung und Unterschrift der Staatsschriften. An Gründen zur Behauptung der Prăcedenz hat es nie gefehlt. Da im Mittelalter die Concilien am häufigsten Veranlassung zu Streitigkeiten darüber gaben, so mischte sich der Papst öfters ein; und unter mehreren Rangordnungen der europäischen Mächte, die von Päpsten entworfen wurden, ist die hauptsächlichste die, welche Julius II. durch seinen Ceremonienmeister Paris de Grassis im J. 1504 bekannt machen ließ, nach welcher die europäischen Nationen also auf einander folgten: 1. römischer Kaiser, 2. römischer König, 3. König von Frankreich, 4. König von Spanien, 5. von Aragonien, 6. von Portugal, 7. von England, 8. von Sicilien, 9. von Schottland, 10. von Ungarn, 11. von Navarra, 12. von Cypern, 13. von Böhmen, 14. von Polen, 15. von Dänemark, 16. Republik Venedig, 17. Herzog von Bretagne, 18. Herzog von Burgund, 19. Churfürst von Baiern 20. von Sachsen, 21. von Brandenburg, 22. Erzherzog von Oesterreich, 23. Herzog von Savoyen, 24. Großherzog von Florenz, 25. Herzog von Mailand, 26. Herzog in Baiern, 27. Lothringen. Zwar war diese Rangordnung sehr unvollkommen, erstreckte sich eigentlich nur auf die päpstliche Capelle, und wurde nie allgemein anerkannt; indeß lag doch darin ein fruchtbarer Keim für die Zukunft, und einige Staaten, zu deren Vortheil entschieden war, wollten diese Rangordnung als Grundregel angesehen wissen, während andere, aus den entgegengesetzten Gründen, sie nicht anerkannten. Um die Prăcedenzforderung zu unterstützen, wurde bald das Alter der Unabhängigkeit, der Regentenfamilie, des eingeführten Christenthums, bald die Regierungsform, die Zahl der Kronen, Titel, Thaten, Umfang der Besitzthümer u. a. m. angeführt. Doch ist über Staaten des ersten, zweiten, dritten, vierten Ranges nichts Bestimmtes ausgemacht. Regenten gleicher Würde, wenn sie sich besuchen, räumen einander zu Hause den Rang ein, und sonst alterniren sie oder ihre Gesandten, wo der Vorrang noch nicht ausgemacht ist, bis man sich etwa auf andere Weise vereinigt. Viele Staaten begehren nicht die Prăcedenz, sondern nur die Gleichheit. Kann einer aber Prăcedenz oder Gleichheit nicht erlangen, so gibt es mehrere Auskunftsmittel, um so anstößigen Auftritten, als ehemals häufig vorfielen, auszuweichen. Entweder kommt der Regent incognito oder sendet einen Gesandten andern Ranges, als der, mit dem er um die Prăcedenz streitet, oder der Regent oder sein Gesandter erscheinen nicht bei der Feierlichkeit, oder wenn man erscheint, protestirt man oder läßt sich einen Revers ausstellen. In Verträgen zwischen zwei

Mächten werden zwei Exemplare gemacht, und jedes entweder nur von einem Theile unterschrieben, oder von beiden in der Art, daß jeder das Exemplar erhält, worin ihm der Ehrenplatz zugestanden ist. Wo der Contrahenten mehrere sind, da müssen oft viele Exemplare ausgefertigt werden. Uebrigens kann man ein persönliches Ceremoniel, ein Canzellei-Ceremoniel, See-, Gesandtschafts-, Krieas-Ceremoniel unterscheiden. Das Canzellei-Ceremoniel bezieht sich auf Ausfertigung der Canzellei- oder Staatsschreiben, in Ansehung derer folgende Puncte beobachtet werden: 1. Regelmäßig werden sie in der Staatssprache des schreibenden Hofes abgefaßt, 2. an Gleiche oder Geringere gerichtet, fängt der Schreibende mit seiner eigenen Titulatur an, worauf der Titel des Empfängers, die Bezeichnung des gegenseitigen Verhältnisses, die Begrüßungsformel und dann erst die Anrede folgt. (Z. B. der König von England an Catharina: George par la grace de Dieu Roi de la Grande-Bretagne, à la très haute, très puissante Princesse, Notre très Chère Soeur, et Grande-Duchesse de toute la Russie, etc. Salut, Bonheur et Prosperité, Très haute, très puissante et très illustre Princesse! Die Titel: Vater, Bruder, Oheim, Neffe, Vetter, werden dabei meist in politischen Sinne gebraucht.) 3. Im Contexte, welcher unabgesetzt auf die Anrede folgt, redet der Schreibende von sich in der Mehrzahl Wir, Uns, und gibt dem Empfänger den gebührenden Titel: Majestät, Durchlaucht, Liebden u. s. w. 4. Mit einer hergebrachten Schlußformel (Nous prions Dieu, qu'il Vous ait, très haut Prince, Notre bon frère et ami, en sa sainte et digne garde) wird der Brief geendigt. Dann folgt abgesetzt Bezeichnung des Orts, des Tages, der Jahrszahl, auch wohl des Regierungsjahres, wo er ausgefertigt worden. Hierauf wird 5. die Anrede wiederholt oder auch der Brief blos nach Umständen von dem Minister contrasignirt, von dem Fürsten unterschrieben. 6. Die Aufschrift enthält den ganzen Titel des Empfängers und sein Verhältniß zu dem Schreibenden. 7. Die Ausfertigung geschieht auf großem, schönen Papier, meist ohne Couvert, immer aber mit Aufdrückung des großen Staatssiegels. dd.

Ceres, bei den Griechen Demeter oder Deo. Sie ist überhaupt Erdgöttin, oder die fruchttragende und fruchtbringende Erde. Dies deutet auch ihre Verbindung mit Persephone (Proserpina) in der Mythe an. Die Hauptzüge, durch welche diese Gottheit bezeichnet wird, sind folgende. Sie wurde besonders als Erfinderin des Ackerbaus (daher ihre Attribute Halme und Aehren) und zugleich als Stifterin aller bürgerlichen Gesellschaft, die den herumschweifenden Wilden an den Boden fesselte, ihm dadurch mildere Sitten, ihm Eigenthum, den Schutz der Gesetze (daher ihr Beiname Thesmophoros) und damit ein Vaterland gab, vorgestellt und dieser Idee gemäß in Werken der Kunst gebildet. Sie war die Tochter des Kronos und der Rhea, unweit der Stadt Enna in Sicilien geboren, wodurch die Fruchtbarkeit dieses Landes mythisch angedeutet wird. Mit Zeus (Jupiter), ihrem Bruder, zeugte sie die Proserpina, welche dieser dem Herrscher der Unterwelt geweiht hatte. Pluto entführte die letztere. Ceres durchirrt, sie suchend, die ganze Erde in menschlicher Gestalt, zündet am Aetna ihre Fackel an, und besteigt den mit Drachen bespannten Wagen. Aber vergeblich ist sie bemüht. Auch den gastfreien Keleos (Celeus) in Eleusis besucht sie, und läßt sich, als sie dessen Haus verläßt, an diesem Orte Altar und Tempel weihen. Auch schenkt sie dessen Sohn Triptolemos den Drachen-

wagen und die edle Frucht des Weizens, damit er ihn auf der ganzen Erde ausstreuen und den Segen der Götter unter alle Menschen verbreiten solle. Denn das allsehende Auge des Helios entdeckte ihr endlich den Aufenthalt der geliebten Tochter, die sie zürnend vom Orkus zurückfodert. Jupiter bewilligt ihr die Bitte unter der Bedingung, daß Proserpina noch nichts von Pluto's Kost genossen. Schon aber hatte diese einige Körner des Granatapfels gegessen; Ceres erhielt daher durch Bitten nur so viel, daß ihre Tochter die Hälfte des Jahres dem Lichte der Oberwelt zurückgegeben ward. Als sie so die Tochter gefunden, hob sie den Fluch auf, den sie über die Erde ausgesprochen, und Fruchtbarkeit und Leben kehrten zurück. Jasion, dem die Erfindung des Ackerbaues in Creta zugeschrieben wird, zeugte mit ihr den Plutus, den Gott des Reichthums. Jupiter aber tödtete eifersüchtig jenen mit dem Blitze. Alles specielle Modificationen der Idee von der Erfindung und Ausbreitung des Ackerbaus. Sie hat, sagt Hirt, in ihrer Abbildung dieselbe hohe Gestalt und dasselbe Matronenansehen, wie die Juno, doch dabei etwas Milderes, als die Götterkönigin; ihr Auge ist weniger geöffnet und sanfter blickend, die Stirn niedriger und anstatt des hohen Diadems umgibt ihr Haupthaar ein Aehrenkranz, oder ein bloßes Band. Die Falten der Tunica fallen geradlinig zu ihren Füßen herunter; nur das kurze Obergewand unterbricht diese Einfachheit durch zierliche Faltenenden. Ihr Mantel fällt hinten über den Rücken und verdeckt nichts von der Vorderansicht ihrer Gestalt. Mehr eingehüllt und mit verschleiertem Hinterkopfe erscheint sie, wo sie dem Triptolemos die Aehren reicht. Zu ihren Attributen gehört außer dem Aehrenkranze noch die Fackel, ein Büschel Mohnköpfe, die sie theils in der Hand hält, theils in einem Kranz geflochten um das Haupthaar gewunden trägt, oder das Füllhorn. Auch hat sie wohl eine Sichel statt des letztern und einen unbeschlagenen Spieß statt der Fackel, oder den geheimnißvollen Korb. Bisweilen findet man sie in Gesellschaft des Bacchus, oft auf ihrem Drachenwagen. — Ueber den Planeten dieses Namens, s. den Art. Planeten. T.

Cerinthus, s. Gnostiker u. Tausendjähriges Reich.

Certe Partie ist ein zwischen dem Befrachter und dem Schiffer abgeschlossener schriftlicher Vertrag, nach welchem der Schiffer sich verpflichtet, die eingenommene Ladung mit dem ersten günstigen Winde auf dem vorgeschriebenen Wege nach dem bestimmten Orte an die bezeichnete Person oder Behörde ohne Schaden (den durch Havarie erzeugten ausgenommen) abzuliefern, wogegen ihm der dafür bedungene Preis, entweder vom Befrachter oder vom Empfänger zahlbar, zugesichert wird.

Certioration ist die Rechtswohlthat, vermöge welcher gewisse Personen, wie Frauen, Unmündige u. dergl. von der Erfüllung einer Verbindlichkeit frei sind, wenn sie sich dieses Rechts nicht ausdrücklich begeben haben. So kann z. B. in gewissen Fällen eine Frau, die ohne Genehmigung ihres Gatten, oder ein Minorenner, der ohne Beistimmung seines Vormunds gehandelt, sich der Erfüllung eines selbst schriftlichen Versprechens gesetzlich entziehen u. s. w.

Cerutti (Giuseppe Antonio Joachimo), geboren zu Turin 1738, war eines der letzten Mitglieder des Ordens der Jesuiten, dessen Auflösung er überlebte. Nachdem er ihr Zögling gewesen, ward er einer ihrer berühmtesten Professoren am Collegium zu Lyon, und begegnete mit Kraft den Angriffen, welche man gegen sie richtete. Seine Apologie des Jesuitenordens machte großes Aufsehn. Der Gene-

ralprocurator kündigte ihm den Befehl an, die Grundsätze der Gesellschaft, die er so nachdrücklich vertheidigt habe, abzuschwören. Cerutti gehorchte, und nachdem er den vorgeschriebenen Eid unterzeichnet, fragte er kalt: „Gibt es noch mehr zu unterschreiben?" — „Ja," antwortete ihm der Beamte, „den Coran; ich habe ihn aber nicht bei mir." — Vor seiner Apologie hatte er schon zwei Reden drucken lassen, die eine über die Mittel, die Zweikämpfe zu verhindern, die andere über die Ursachen, warum die neuen Republiken nicht den Gang der alten erreicht hätten. Letztere ward von der Akademie von Dijon gekrönt. Die Apologie der Jesuiten erwarb ihm die besondere Gunst des Dauphins. Cerutti war zu Paris, als 1789 die Revolution ausbrach. Seine Grundsätze und vielleicht einige Rachsucht wegen der als Vertheidiger der Jesuiten erfahrenen Demüthigungen machten ihn zu einem der eifrigsten Wortführer der neuen Ordnung. Er war in enger Verbindung mit Mirabeau und arbeitete viel für diesen. Ueberdies schrieb er mehrere Gelegenheitsbrochuren, unter andern ein Mémoire sur la nécessité des contributions patriotiques. Im J. 1791 trat er in den gesetzgebenden Körper, einige Zeit nachdem er in der Kirche St. Eustache auf Mirabeau die Leichenrede gehalten hatte. Erschöpft durch seine zu lebhafte Thätigkeit starb er im Februar 1792. Der Magistrat von Paris benannte eine Straße nach ihm.

Cervantes Saavedra (Miguel de), einer der glänzendsten Märtyrer der Poesie, wurde, der wahrscheinlichsten Vermuthung zufolge, zu Alcala de Henares den 9. October 1547 geboren, von wo seine Aeltern, als er sieben Jahre alt war, nach Madrid zogen. Auf einer Schule dieser Hauptstadt erhielt er Unterricht, entsprach aber den Wünschen seiner unbegüterten Aeltern, ein Brodstudium zu wählen, keineswegs, indem ein unbesiegbarer Hang ihn zur Poesie hinzog, welche sein Lehrer Juan Lopez, der selbst für Poesie eine Vorliebe hatte, noch mehr entflammte; Elegien, Romanzen, Sonette und ein Schäferroman Filena waren die frühzeitigen Erzeugnisse seiner poetischen Kraft. Leider hatte er seines Lebens schönste Jahre unbelohnt an diese Liebe hingegeben; Dürftigkeit zwang den 22jährigen Jüngling, sein Vaterland zu verlassen, um anderwärts sein Unterkommen zu finden. Er ging nach Italien, wo er zunächst als Kammerdiener in Dienste des Cardinals Giulio Acquaviva trat, bis er im folgenden Jahre einen, seinem Stande und seinen Neigungen angemessenen Wirkungskreis fand. Gegen die Türken und afrikanischen Corsaren, die damals Spanien und Italien in Bewegung setzten, brach ein Krieg aus, und Cervantes ward als Offizier angestellt. Muth und Heldensinn, seine treuen Gefährten durch das ganze Leben, zeichneten ihn in dieser Lage aus; in der heißen Schlacht bei Lepanto aber verlor er seinen linken Arm. Doch hielt ihn diese rühmliche Verstümmelung nicht ab, sein Leben ferner dem Kriege zu weihen, und er trat in die Dienste seines Königs. Im J. 1575 wollte er in sein Vaterland zurückgehen; die Galeere aber, auf der er sich befand, wurde von dem berüchtigten Corsaren Arnaut Mami genommen, und Cervantes, so wie die übrige Mannschaft, in Algier als Sclav verkauft. Acht Jahre lebte er in dieser Gefangenschaft, die, weit entfernt, seinen Geist zu beugen, vielmehr alle Kraft desselben erhöhte. Der Obristlieutenant Don Vincente de los Rios, Cervantes vorzüglichster Biograph, berichtet ausführlich die kühnen aber verunglückten Plane, die er wiederholt zur Erlangung seiner Freiheit entwarf; da man aber für die Geschichte dieses Zeitpuncts im Leben des Cervantes keine

andere Quelle hat, als dessen Novelle der Gefangene, von welcher man nicht mit Gewißheit angeben kann, ob sie des Dichters eigene Schicksale rein erzählt; so muß es dahin gestellt bleiben, wie viel an dem Romane seines Sclavenlebens Wahrheit sei. Im J. 1580 ward er endlich durch Auslösung frei, und kam zu Anfang des folgenden Jahrs wieder in Spanien an. Von nun an lebte er gänzlich den Musen in stiller Zurückgezogenheit von der Welt. Reich begabt in seinem Innern, gaben ihm die Welten, die er schuf, Ersatz für die, der er sich entzog. Wenn man nun aber von einem Manne, der mit unerschöpflicher Erfindungsgabe, der umfassendsten poetischen Imagination, treffendem Witze und gemüthlicher Laune einen gereiften, klaren, durchdringenden Verstand und einen Schatz practischer Welt- und Menschenkenntniß verband, wenn man von solch einem Manne nichts Gemeines erwartet, so ist dies natürlich, selten aber, daß die gehegte Erwartung so übertroffen wird, wie hier, indem Cervantes das wahrhaft Bewundernswürdigste leistete. Erfreulich begann er seine neue poetische Laufbahn mit dem Schäferromane Galatea (1584), nach dessen Erscheinung er sich bald verheirathete. Da dies ihm einen größern Erwerb nothwendig machte, so widmete er sein Genie der Bühne, und lieferte in einem Zeitraum von zehn Jahren gegen dreißig Dramen, unter denen sein Trauerspiel Numancia als einzig hervorragt, und an genialer Kraft, kühnem Pathos und edler Ausführung an Aeschylus reicht. Nicht eben so glücklich war er in einer andern Gattung von Dramen, und zwar eben jener, wie sie der Spanier vorzüglich liebt; einem Gemisch von Intriguen, Abenteuern und Wundern vielfach in einander verschlungen, und dies war unstreitig der Grund, warum er von Lope de Vega, der eben hier seinen Platz fand, verdrängt ward. Nicht ohne Verdruß, wie es scheint, zog er sich deshalb von jetzt an vom Theater zurück. Von einem kleinen Amte in Sevilla lebte er beschränkt genug, und erschien zuerst nach zehn Jahren wieder als Schriftsteller, und nun ganz erst in der Sphäre, die seinem Genius vornehmlich angemessen war, und mit einem Werke, das seinem Namen die Unsterblichkeit sichert. Es ist sein Don Quixote. Die Veranlassung zu diesem classischen Werke erzählt der Biograph des Dichters also: „In den Verrichtungen seines Amtes mußte Cervantes durch die Provinz la Mancha reisen, wo er auf einem Dorfe Händel bekam, bei denen er von den Einwohnern mißhandelt und ins Gefängniß geworfen wurde, worin er den Anfang seines Romans arbeitete. Der Ort hieß Argamesilla. Ohne ihn zu nennen, machte ihn Cervantes zum Geburtsorte seines abenteuerlichen Ritters, und gab dadurch den Bewohnern der Provinz eine Unsterblichkeit, die als Belohnung für die bei ihnen gefundene Aufnahme unstreitig die beste Rache war, die er nehmen konnte.“ Wie viel Wahres an diesem Berichte sein mag, kann füglich auf sich beruhen; wichtiger ist es ohne Zweifel, daß Cervantes mit diesem Werke eine Reform des Geschmacks und der Denkart bei seinen Landsleuten beabsichtigt hatte. Jenem abenteuerlichen Heldengeiste mit allen seinen schlimmen Folgen, deren Quelle die Ritterromane waren, wollte er ein Ende machen. Wie es aber damals um jene Ritterromane stand, ersehen wir aus dem hochnothpeinlichen Halsgerichte, welches Cervantes im Don Quixote selbst mit ihnen halten läßt. Wollte nun der Dichter seinen Zweck erreichen, so hatte er kaum ein anderes Mittel als Parodie, mit welcher er sich aber, da aller ironische Ernst nur von den Klügern aufgefaßt wird, der Gefahr aussetzte, mißverstanden zu werden. Der Erfolg hat wenigstens bewie-

sen, daß dies der Fall war; denn da Cervantes einen Beschützer für sein Werk suchte, den er in dem Herzog von Bejar gefunden zu haben glaubte; so weigerte sich dieser, die Dedication eines Ritterromans anzunehmen. Als freilich der Dichter endlich erlangt hatte, dem Herzoge nur ein einziges Capitel daraus vorlesen zu dürfen, so änderte sich des Herzogs Meinung gar sehr, und entzückt von dem Gehörten, bat er nun selbst um die Zueignung. Der erste Theil erschien, und wurde mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen, den bald das ganze gebildete Europa mit dem Vaterlande des Dichters theilte. Zwar suchte man hier Manches in dem Werke, was der Verfasser keineswegs hatte geben wollen, theils einen wirklichen Ritterroman, theils satirische Angriffe auf bekannte Personen (welche Meinung freilich Cervantes selbst durch eine anonyme Critik veranlaßt hatte); allein die entdeckte Täuschung wirkte nicht, wie anderwärts, Verminderung des Beifalls. Das ist ja überall die Wirkung der ächten Poesie, daß sie unvermerkt die Gemüther gewinnt und festhält. Von welchem ächt-poetischen Genius aber Cervantes beseelt war, zeigt sich in keinem seiner Werke mehr, als in Don Quixote, da dessen prosaischer Zweck und einseitige satirische Tendenz kein Hinderniß wurden für die schönste allseitige poetische Entfaltung. Von welcher Seite man das herrliche Werk betrachtet, so steht es als unübertroffenes Muster da. Als Roman stellt es, wie es diese Gattung erfodert, die ganze Bildung und Geschichte eines Individuums dar, in welchem sich durch wunderbare Schicksale seine eigene Natur offenbart; und wie stellt es Alles dar! Während es die falsche Romantik zu vernichten strebt, ist es selbst von ächt-romantischem Geiste ganz durchdrungen; während es eine Unwahrheit vernichtet, ist es selbst voll des tiefsten Lebens der Wahrheit; während es die Thorheit züchtigt, macht es spielend die vollendete Narrheit zum Spiegel der Weisheit. Und welche schöne epische Entfaltung! Welch reges Leben in allen Gliedern! Welche Wahrheit der Charaktere! Welche Fülle der Begebenheiten! Welche Menge und Mannigfaltigkeit der interessantesten Situationen! Welche Kunst und Weisheit in deren Verkettung! Welche Tiefe der Weltanschauung! Und dabei jene unaussprechliche Milde, jene Lieblichkeit, die sich wie ein lächelnder Frühling über das Ganze ausbreiten, jene Leichtigkeit, wodurch das Ganze wie von selbst entstanden scheint, jene unendliche Klarheit bei unendlicher Tiefe, machen das Werk zu dem einzigen seiner Art. Daher kommt auch jene Eigenheit dieses Romans, daß er den gebildetsten Geistern, wie den ungebildeten gefällt, wenn gleich der Flachheit nichts dabei von der Tiefe ahnet. Es ist deshalb buchstäblich wahr, daß dieser Roman sich eines allgemeinen Beifalls erfreuet habe. Leider aber wurde das seltene Glück seines Werks nicht auch Glück für den Dichter, der auch jetzt so vergessen und vernachlässigt blieb, als vorher. Vergeblich waren seine Bemühungen um Besserung seiner Lage, und bescheiden-stolz zog er sich mit seinem Genius und seiner Armuth zurück. Nach einem Zwischenraume mehrerer Jahre erschien er erst wieder im Publicum, indem er zuerst seine zwölf Novellen, die neben dem Boccaccio vorzugsweise genannt zu werden verdienen, und dann seine Reise auf den Parnaß, einen Versuch, den Geschmack seiner Nation zu läutern, herausgab. Neid und Mißgunst hatten sich indeß an sein Verdienst gehängt, und suchten den unverantwortlich vernachlässigten Mann wo möglich auch in literarische Vergessenheit zurückzudrängen, wozu die vergeblich erwartete Fortsetzung des Don Quixote den Vorwand

lich. Ein Unbekannter, unter dem Namen Alonzo Fernandez de Avellaneda, gab eine Fortsetzung heraus, voller Invectiven gegen Cervantes. Mehreres zeigt, daß dieser den hämischen Streich bitter empfand; er rächte sich aber auf eine glänzende Weise durch die Herausgabe der Fortsetzung seines Don Quixote, welche das Letzte war, was bei seinen Lebenszeiten von ihm erschien; denn sein Roman, Persiles und Sigismunda kam erst nach seinem Tode heraus. In äußerster Dürftigkeit würde dieser ihn überrascht haben, hätte Cervantes nicht in seinen letzten Lebensjahren an dem Grafen von Lemos einen treuen Gönner gefunden. So war er freilich vor Butlers Tode gerettet, allein seine treue Gefährtin durch das ganze Leben, die Armuth, verließ ihn doch auch nicht beim Abschiede aus demselben. In einem Alter von 68 Jahren starb er den 23. April 1616. Ohne Feierlichkeit wurde er begraben, und nicht einmal ein gemeiner Leichenstein zeigt die Stätte, wo er ruht. Außer seinem Ruhme als Schriftsteller hinterließ er noch den eines heldensinnigen, festen, geraden Mannes, der mit edlem Freimuth eigene, wie fremde Fehler gerecht beurtheilte. Wir Deutschen haben von seinem Meisterwerke eine dreifache Uebersetzung: die von Bertuch (1781), welche Manches hinwegließ, wodurch das Komische und Burleske stärker hervortrat und herrschender Charakter des Werks wurde, die von Tieck (Berlin 1799) und die von Soltau (Königsberg 1800), aus denen man den ganzen poetischen Genius des Werkes erst erkennt. Mit einer Uebersetzung seiner Novellen hat uns Soltau (Königsberg 1801. 3 Bde.) und des Trauerspiels Numancia der Baron de la Motte Fouqué (Taschenb. für Freunde des Südens, Berl. 1810) beschenkt. In dem genannten Taschenbuche befindet sich auch das spanische Original. Eine schätzbare Ausgabe vom Don Quixote haben wir von Ideler. dd.

Cesarotti (Melchior), einer der berühmtesten Literatoren und Dichter Italiens aus dem 18. Jahrhunderte, war 1730 zu Padua geboren; er stammte von einer alten und edlen, aber armen Familie ab. Früh gab er Proben seines Genies, und vollendete seine literarischen Studien mit glänzendem Erfolge. Seine Phantasie war angefüllt mit Allem, was sie Verführerisches haben; aber sehr natürlich fand er nicht denselben Reiz in der Philosophie, wie sie damals gelehrt wurde. Eben so wenig zog ihn die Mathematik an. Er befand sich in einem für einen so lebhaften Geist peinlichen Zustand des Schwankens, als ein Buch und ein Freund ihm eine feste Richtung gaben, und in seinem Herzen die Keime jener wahren Philosophie entwickelten, welche man nicht in den Schulen lernt. Dieses Buch war die Sagesse von Charron, und dieser Freund war der gelehrte Giuseppe Toaldo, eine der vornehmsten Zierden der Universität Padua. Der Lectüre des einen und dem Umgange mit dem andern verdankt er den philosophischen Geist, der sein Leben leitete und seine Werke charakterisirt. Nach der Philosophie versuchte sich Cesarotti in der Jurisprudenz und selbst in der Theologie; aber er kehrte bald zu den Studien zurück, die seiner Neigung mehr entsprachen. Er wurde zu dem Lehrstuhle der Rhetorik an dem Seminar, wo er selbst gebildet worden, in einem Alter berufen, in welchem die meisten jungen Leute erst in diese Classe treten, und widmete sich mit glühendem Eifer den Pflichten seines Amts. Er erklärte sich von jetzt an offen gegen die Vorurtheile und den Schlendrian der Schulen. Seine Thätigkeit war unermüdlich, seine Lectüre umfassend; er las kein Buch, ohne Excerpte und Anmerkungen zu machen. Da für ihn allein diese Arbeit zu weitläufig ward, ließ er sich

dabei von seinen Schülern helfen. So brachte er mehr als zwölf Bände von Analysen, Citaten und erlesenen Bruchstücken der alten und neuen Literatur zusammen. Glücklich übersetzte er drei Tragödien von Voltaire, Sémiramis, La Mort de César und Mahomet, in italienische Verse. Sein Ruf fing an sich zu verbreiten. Im J. 1762 ward Cesarotti nach Venedig berufen, um in dem erlauchten Hause Grimani die Erziehung zu übernehmen. Er gab hier bei verschiedenen Gelegenheiten neue Beweise seines Dichtertalents. Jene drei Tragödien von Voltaire erschienen im Drucke mit zwei einleitenden Abhandlungen, die eine, über das Vergnügen an der Tragödie, die andere, über den Ursprung und die Fortschritte der Dichtkunst. Letztere schloß er jedoch später von der vollständigen Ausgabe seiner Werke aus. Durch einen jungen Engländer lernte er die eben von Macpherson zu London herausgegebenen Gedichte Ossians kennen. Einige Bruchstücke, die derselbe ihm wörtlich übersetzte, erregten in Cesarotti eine solche Bewunderung, daß er auf der Stelle beschloß, das Englische zu lernen. So wie er eins von den Gedichten des schottischen Barden vollkommen verstand, übersetzte er es in italienische Verse, und in noch nicht sechs Monaten waren sämmtliche Gedichte übersetzt. Als im J. 1768 durch des gelehrten Carmeli Tod der Lehrstuhl des Griechischen und Hebräischen auf der Universität Padua erledigt worden, nahm ihn Cesarotti ein. Er gab nach und nach seine Uebersetzung des Demosthenes, seinen Cursus der griechischen Literatur und seinen Homer heraus. Letzterer besteht in einer doppelten Uebersetzung der Iliade, einer höchst freien versificirten und einer genauen in Prosa, begleitet mit vielen Einleitungen und Anmerkungen. Im J. 1779 gründeten die Venetianer zu Padua eine Akademie der Künste und Wissenschaften; Cesarotti wurde zum beständigen Secretär der Classe der schönen Künste ernannt. Nach den Ereignissen, welche in den Jahren 1796 und 1797 die Gestalt Italiens verändert hatten, gab er auf Befehl der republicanischen Regierung einen Versuch über die Studien heraus, worin er die Methode des Unterrichts und der Erziehung zu verbessern suchte. Er schrieb auch über den Unterricht eines Staatsbürgers und über den aufgeklärten Patriotismus. Sein Leben war ganz den Wissenschaften gewidmet. Napoleon ernannte ihn zum Ritter und später zum Commandeur des Ordens der eisernen Krone und verlieh ihm zwei außerordentliche Pensionen. Cesarotti pries seinen Wohlthäter in einem Gedichte in reimlosen Versen, betitelt Pronea (Vorsehung), welches 1807 erschien. Ungeachtet seines hohen Alters dachte er noch an mehrere neue Arbeiten und beschäftigte sich besonders thätig mit der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, welche seit 1800 begonnen hatte, als er am 3. Nov. 1808 starb. Cesarotti gehört als Schriftsteller zu jenen außerordentlichen Männern, die sich neue Bahnen brechen, Bewunderer und Nachahmer finden. Seine Prosa ist lebhaft, voll Feuer und Kraft, aber zugleich voll Neologismen und hauptsächlich voll Gallicismen, und mithin der preiswürdigen und musterhaften Schreibart eines Machiavelli, Annibal Caro, Galilei nicht an die Seite zu stellen. Von seinen dichterischen Arbeiten ist die berühmteste seine Uebersetzung des Ossian, deren herrliche Versification Alfieri besonders bewundert. Die vollständige Ausgabe der Werke Cesarotti's ist nach seinem Tode von seinem Freunde und Nachfolger Giuseppe Barbieri fortgesetzt und beendigt worden.

Cession, ist im weitern Sinne diejenige Handlung unter Lebenden, wodurch Jemand (der Cedent) ein Recht auf einen Andern (Ces-

sionarius) überträgt; im engern Sinne die bloße dahin abzielende Erklärung. Sie kommt vor bei allen und jeden Schuldforderungen, bei allen Klagen und Einreden, die man auf einen Andern übertragen kann, und bei Privilegien, wie bei allen gesetzlichen Rechtswohlthaten. Man unterscheidet eine freiwillige und nothwendige Cession. Letztere ist nur in dem Fall denkbar, wenn der Cedent von einem Andern als seinem Schuldner befriedigt worden ist und er diese Befriedigung angenommen hat. Hier muß er sein Recht der Foderung an den Schuldner dem, der ihn in dessen Namen befriedigt hat, abtreten. — Cessio bonorum, die Abtretung der gesammten Habe, ist die dem redlichen Falliten nachgelassene Abtretung seines Vermögens an seine Gläubiger.

Ceto, die Tochter des Pontus und der Gäa und Schwester des Nereus, Thaumas, Phorkys und der Eurytia. Sie vermählte sich mit ihrem Bruder Phorkys (s. d.).

Cette, eine Stadt mit 7000 Einwohnern in dem ehemaligen Languedoc, jetzt im Departement Herault, auf einer Landzunge zwischen dem mittelländischen Meere und dem See von Thou gelegen, in welchem sich der große Canal ergießt. Die Stadt ist offen, der ziemlich sichere Hafen aber durch das Fort St. Pierre und St. Louis gedeckt. Für die Producte von Languedoc ist Cette der Haupthafen. Nicht unbedeutend ist der Handel mit wollenen, baumwollenen und seidenen Waaren, Leder, Grünspan, Wein, Salz, Oel, Krapp, Soda u. s. w. Auch hat Cette Zucker- und Seidenfabriken und eine Schifffahrtsschule.

Cetto (Anton, Baron von), geboren zu Zweibrücken 1760 und Sohn eines dortigen Tuchhändlers. Nach dem Tode seiner ersten Gattin, eines Buchhändlers Tochter von Paris, vermählte er sich mit einer Fräulein von Forbach aus dem Hause Zweibrücken, und scheint durch diese Heirath begünstigt unter dem Herzog Carl eine Stelle im diplomatischen Fach erhalten zu haben, wo er neben Bachmann arbeitete. Mit seinem Fürsten zog er nach Mannheim, und näherte sich dort demselben vorzüglich durch freundschaftliche Verhältnisse mit dem Minister Salabert und Montgelas. Nach dem Tode des Herzogs wußte er sich auch die Gnade seines jetzigen Königs Maximilian zu erhalten, und besorgte dessen Angelegenheiten in Paris, ohne jedoch öffentlich anerkannt zu sein, während Montgelas beim Congreß zu Rastadt arbeitete. Seine ausgezeichnete Klugheit und mancherlei Familienverbindungen machten es ihm möglich, auch nach Wiederausbruch der Feindseligkeiten in solcher Eigenschaft zu Paris zu bleiben. Erst nach Bonaparte's Erhebung erhielt er einen öffentlichen ministeriellen Charakter von seinem Hof, und das besondere Vertrauen des Kaisers. Er war es auch vorzüglich, welcher die Entstehung des Rheinbundes betrieb und von allen deutschen Gesandten die Bundesacte zuerst unterzeichnete. Mit diesem höchst merkwürdigen Act schloß sich eigentlich seine große diplomatische Laufbahn, in welcher seine Feinheit ein bedeutendes Vermögen, die Gnade des Königs und die Gunst Montgelas sich vollkommen zu erwerben, — und während der folgenden kritischen Ereignisse eine gewisse unschuldige Passivität zu beobachten gewußt hatte. Er lebt nun als Privatmann auf einem der Güter, welche sein König ihm geschenkt hat.

Ceuta, eine Stadt an der afrikanischen Küste, im Königreiche Fez, auf einer Landzunge, Gibraltar gegenüber. Sie hat ein bedeutendes Fort, aber einen schlechten Hafen. Im J. 1415 machten sich die Portugiesen Meister von dieser Stadt. Mit Portugal kam Ceuta

1570 an den König Philipp II. von Spanien, und blieb bei der Revolution von 1640 unter der Herrschaft dieser Monarchie, welcher es auch in dem Frieden von 1668 von Portugal überlassen wurde. Von 1694 bis 1724 lagen die Mauren vor dieser Stadt, bis sie endlich die Spanier entsetzten. Sie ist aber immer noch den Anfällen der Mauren ausgesetzt. Spanien brauchte sie bisher als Staatsgefängniß.

Cevallos (Don Pedro). Dieser berühmte spanische Minister stammt aus einer alten Familie von Alt-Castilien und ist geboren 1764 zu St. Ander. Nachdem er seine Studien zu Valladolid beendigt hatte, war er eine Zeitlang Gesandtschaftssecretär zu Lissabon, vermählte sich späterhin mit einer Anverwandtin des Friedensfürsten, wurde nachher Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und leitete dieselben mit weiser Vorsicht und Mäßigung. Er schien den Ansichten seines Gönners, des Friedensfürsten, zu folgen. Als aber Napoleons Ränke den madrider Hof zu verwirren anfingen, trat er auf die Seite des Prinzen von Asturien, auf den allein alle spanischen Patrioten, welche die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes liebten, ihre Hoffnung setzen konnten. Er begleitete denselben nach Bayonne, war Augenzeuge der dortigen Begebenheiten, und mußte aus Klugheit dem Verlangen Joseph Buonaparte's scheinbar nachgeben, als Staatsrath des Innern in seine Dienste zu treten. Dieser glaubte durch den Beitritt eines Mannes von so großer Popularität, wie Cevallos, seiner Sache eine bedeutende Stütze gewonnen zu haben. Cevallos war aber kaum in Madrid angekommen, als er sich gegen den aufgedrungenen König erklärte und mit der spanischen Junta vereinigte, in deren Angelegenheiten er nach London ging. Hier gab er jene berühmte Schrift über die Angelegenheiten Spaniens im J. 1808, besonders über die Verhandlungen zu Bayonne heraus, die als eine der ersten Ursachen kann betrachtet werden, welche das damals fast allgemein unterjochte Europa auf das äußerste gegen Napoleon erbitterte, so daß es nur eines Zunders bedurfte, um diese moralische Empörung in die Wirklichkeit übergehen zu lassen. Cevallos bekleidete während der Dauer des spanischen Befreiungskrieges die wichtigsten Posten, und auch nach der Zurückkehr Ferdinands VII. ist es ihm gelungen, bei demselben fast ununterbrochen einen großen Einfluß zu behaupten. Durch ein eigenes Decret vom 15. Octbr. 1816 wurde Cevallos autorisirt, zum ewigen Gedächtniß an seine Treue, die er dem Könige bewiesen, eine daran erinnernde Devise zu wählen, die er seinem Familienwappen zufügen solle. Er wählte die Inschrift: Pontifice ac Rege aequa defensis. Allein bald nachher verlor er die Gunst des Königs, weil er dessen Vermählung mit der Prinzessin von Portugal widerrieth. Er wurde vom Posten des Staatssecretärs entfernt und nach Neapel und dann nach Wien als Gesandter geschickt.

Ceylon, richtiger Seilan, eine 1730 Q. M. große Insel im indischen Meere, an dem Eingange in den bengalischen Meerbusen, durch eine funfzehn bis zwanzig Meilen breite, seichte Meerenge, die Palksstraße genannt, von der Südostspitze getrennt, aber durch die Adamsbrücke, eine merkwürdige Reihe von Sandbänken, damit verbunden. Die ersten glaubwürdigen Nachrichten von dieser Insel, welche als die Wiege des Buddha Cultus angesehen wird, verdanken wir dem Portugiesen Almeyda, der 1505 durch Zufall in einen Hafen Seilans einlief und von den Einwohnern gastfreundschaftlich aufgenommen wurde. Der Zimmet, der bereits in frühern Zeiten das

Hauptproduct dieser Insel war, bewog die Portugiesen, Handelsniederlassungen daselbst anzulegen. Nur nach langem und blutigem Kampfe mit den Insulanern erreichten sie ihre Absicht. Die Grausamkeit, die niedrigste Habsucht und der Fanatismus derselben, der sich durch Unterdrückung der Landesreligion und gewaltsame Bekehrung zur christlichen Religion äußerte, machte sie bei den Singalesen so verhaßt, daß diese 1603 den hieher kommenden Holländern, welche diese Besitzung den Portugiesen zu entreißen suchten, bei ihren Unternehmungen gegen die Portugiesen allen möglichen Beistand leisteten, und sie als ihre Befreier ansahen. Durch die Eroberung der portugiesischen Hauptstadt Colombo gelang es 1656 den Holländern, die Portugiesen aus der Insel zu vertreiben. Doch die Freude der Insulaner über ihre vermeinte Befreiung verwandelte sich nach einiger Zeit, während welcher den Holländern die wichtigsten Districte eingeräumt worden waren, in Haß gegen dieselben. Blutige Kriege erfolgten, in welchen die europäische Kriegskunst über die Tapferkeit der Einwohner siegte, die den Fremdlingen die Küsten überlassen und sich in die unzugänglichen innern Gegenden der Insel zurückziehen mußten, wo sie sich unabhängig von dem Joche der Europäer erhielten. Nachdem der holländische Staat von den Franzosen erobert und 1795 in eine batavische Republik, die ganz unter dem Einflusse der Franzosen stand, verwandelt worden war, benutzten die Engländer diese Gelegenheit, den Holländern diese Insel abzunehmen, und in dem 1802 zu Amiens zwischen England und Frankreich geschlossenen Frieden wurde sie den Engländern förmlich abgetreten, die 1815 durch die Gefangennehmung des singalesischen Königs von Candy und die Eroberung seiner Hauptstadt sich dieselbe gänzlich unterwarfen. Jedoch sind in den neuesten Zeiten bedeutende Empörungen der Singalesen gegen die brittische Herrschaft ausgebrochen, welche noch nicht unterdrückt worden sind. Die Insel hat die Gestalt einer Birne, flache, mit Reisfeldern bedeckte Ufer, zwischen welchen sich stolze Cocoswälder erheben. Das Innere des Landes ist von einem hohen steilen, mit dichten Waldungen bedeckten Gebirge durchschnitten, das die Insel in zwei beinahe gleiche Theile trennt. Der höchste Berg dieser Gebirgskette ist der berühmte Adamsberg oder Hammali, auf dessen Gipfel die Singalesen die colossalen Fußtapfen des Adam verehren, der nach ihrem Glauben hier erschaffen worden ist, und nach ihrer buddhistischen Religion nichts anders als der Buddha ist, der in den verschiedenen Ländern Asiens, wo die buddhistische Religion herrscht, verschiedene Namen führt. Häufige Wallfahrten geschehen daher auf diesen Berg. Der Boden der Insel ist reichlich von Flüssen bewässert, worunter mehrere schiffbar sind. Das Clima ist im Ganzen mild und gesund. Obgleich dem Aequator nahe, ist die Hitze auf der Insel doch gemäßigter, als auf dem gegenüber liegenden Continente; denn die Seewinde kühlen die Luft ab und wehen erfrischend, während man dort in der Gluth der Landwinde beinahe erstickt. Der Reichthum der Producte dieser Insel ist groß, wovon wir jedoch nur einige anführen wollen. Edle Metalle hat man nicht gefunden, aber Blei, Zinn, Eisen und Quecksilber. Gegen zwanzig verschiedene Arten von Edelsteinen liegen hier gleichsam offen am Tage, denn sie werden ohne mühsames Suchen in den Gebirgen und in den Flüssen gefunden, wenn diese nach heftigen Regengüssen dieselben von den Gebirgen herabschwemmen, und hernach in der trockenen Jahreszeit wieder in ihr Bette zurückkehren. Die üppige Vege-

tation, die auf dieser Insel herrscht, bringt beinahe alle Arten von den Pflanzen hervor, die Indien und den tropischen Länden eigenthümlich sind. Wild wachsen in den Wäldern alle edlen Südfrüchte; ferner findet man Reis, Zuckerrohr, Kaffee, Pisang, Tamarinden, Cocospalmen und andere Palmarten, Ebenholz, Talipot oder Talpatbäume mit ungeheuer großen Blättern, davon ein einziges 15 bis 20 Menschen deckt ꝛc. Jedoch das Hauptgewächs, weswegen die Europäer vorzüglich nach dem Besitze dieser Insel getrachtet haben, ist das bekannte und beliebte Gewürz Zimmet. Der Zimmetbaum, ein dieser Insel eigenthümlicher Baum, liefert dieses Product. Die abgeschälte Rinde des Baumes ist das eigentliche Gewürz, der Zimmet. Sie wird jährlich zweimal abgeschält. Die meiste wird in der großen Erndte gewonnen, die vom April bis in den August dauert. Die kleine Erndte währt nicht viel über einen Monat, vom Ende des Novembers bis zum Anfange des Januars. Die besten, schönsten und ergiebigsten Zimmetwälder, gewöhnlich Zimmetgärten genannt, befinden sich an den Küsten. Im Innern sind die Zimmetwälder schon dünner und seltener. Man berechnet die Quantität des jährlich gewonnenen Zimmets auf 8 bis 16,000 Centner. Aus dem Thierreiche bemerken wir: das Rindvieh, mit einem Höcker zwischen den Schultern, die große Menge sowohl wilder als zahmer Büffel, eine große Mannigfaltigkeit von Geflügel, Fische in zahlloser Menge, vielerlei Arten von schädlichen Amphibien, Insecten und Gewürmen, darunter besonders viele Schlangen. Ueberhaupt enthalten die undurchdringlichen dichten Wälder, die nur selten von Menschen betreten werden, eine außerordentliche Menge von wilden Thieren, als Elephanten, die herdenweise umherziehen und deren Jagd ein Lieblingsvergnügen der Singalesen ausmacht, wilde Schweine, die sehr gefährlich sind, Leoparden, Affen von allerlei Arten, Schakals ꝛc. Merkwürdig ist auch die Perlenfischerei, welche an der Westküste der Insel in der Bai von Kontatschi betrieben wird, und jetzt ganz in Verfall gerathen ist, da sie sonst äußerst ergiebig war. Die Einwohner Ceylons, deren Zahl Colqhoun in seiner Schrift über den Wohlstand des brittischen Reichs auf 6000 Weiße und 300,000 Eingeborne schätzt, nach Andern aber über zwei Millionen betragen soll, theilen sich, außer den eingewanderten Fremdlingen, in zwei Hauptvölker, die gänzlich von einander verschieden sind, nämlich Wedas, ein völlig rohes, ohne gesellschaftliche Ordnung in den dichtesten Wäldern lebendes Volk, das weder Ackerbau noch Viehzucht treibt, sondern sich blos von dem Ertrage der Jagd erhält — und Singalesen, die einen gewissen Grad der Civilisation erreicht haben, Ackerbau treiben, Eisen und Gold verarbeiten, Baumwolle weben und auch eine Schriftsprache haben. Sie sind, gleich den Hindus, in gewisse Casten eingetheilt, wovon jede ihre eigenen Gesetze, Sitten und Kleidung hat. So wie bei den Hindus die Parias die unedle und niedrigste Caste bilden, die für einen Auswurf der übrigen gehalten wird: so machen bei den Singalesen die Rodias die letzte und verachteste Caste aus, die kein Gewerbe treiben dürfen, und deren Berührung man für entehrend hält. Die Singalesen bekennen sich zur buddhistischen Religion, welche in einem großen Theile Asiens, mit verschiedenen Modificationen, verbreitet ist, und deren Moral sich durch einen Geist der Milde und Reinheit der Gesinnungen auszeichnet. Diese den Britten gehörige Insel macht ein unmittelbar unter der Krone stehendes Gouvernement

aus. Der Gouverneur hat seinen Sitz in der auf der Westküste gelegenen Hauptstadt Colombo. Der Besitz des Hafens von Trincomali sichert der brittischen Seemacht die Herrschaft im Orient.

Chaconne (ciacona), ein zum Tanz gemachtes Tonstück in ¾ Tact (ursprünglich aus Afrika, und von da nach Spanien und zu andern Nationen gekommen), bei welchem die Hauptmelodie nur 4 oder 8 Tacte enthält, und so lange die darüber in einer ziemlich langen Folge fortgehenden Veränderungen dauern, der Baß immer einerlei Bewegung hat. Die Bewegung ist übrigens mäßig, und der Tact sehr deutlich ausgedrückt (marquirt).

Chagrin, s. Schagrin.

Chalcedon, s. Achat.

Chalcographie, s. Kupferstecherkunst.

Chaldäa hieß der südliche, vormals durch Kunst ziemlich fruchtbar gemachte, jetzt aber wüste Strich von Babylonien gegen Arabien zu und am persischen Meerbusen, welcher die Westseite an der Mündung des Tigris und Euphrats einnahm. Die Chaldäer, ein semitischer Volksstamm, waren eine der berühmtesten Nationen Asiens. Sie bildeten sich früh aus und erreichten einen beträchtlichen Grad der Cultur. Wohl nicht mit Unrecht sieht man sie als die ersten Bearbeiter der Metalle an, und schreibt ihnen die ersten astronomischen Kenntnisse zu. Sie legten den Grund zu dem babylonischen und assyrischen Reiche; ihr Name aber erhielt sich nur in dem Priestergeschlechte der Babylonier, dessen Mitglieder sich mit dem Gottesdienste, mit Auslegung ihrer geheimen Schriften, mit Wahrsagen, Traumdeuten, Beschwörungen, Zauberei, Sterndeuterei u. dgl. beschäftigten, diese Kenntnisse aber vor dem Volke sorgfältig geheim hielten. Von den Schriften der eigentlichen Chaldäer ist nichts auf uns gekommen. (Vergl. Babylonier.)

Chaldäische Christen, s. Nestorianer.

Chalif, s. Kalif.

Chamade, ein Zeichen, welches in einer Festung dem belagernden Feinde andeutet, daß man mit ihm unterhandeln will. Eigentlich geschieht es mit der Trommel, dann auch mit der Trompete, wobei das Aufstecken weißer Fahnen Statt finden muß, letzteres auch allein hinreicht, wenn die Voraussetzung des Nichtgehörtwerdens (wie etwa bei zur See belagerten Festungen) eintritt.

Chamäleon, ein vierfüßiges Thier von der Größe und Gestalt eines Frosches, zum Geschlecht der Eidechsen gehörig, mit einer glatten unbehaarten Haut und einem langen Schwanze. Es hat eine sehr lange Zunge, mit welcher es gleich einem Pfeile die Insekten hascht. Asien und Afrika sind sein Vaterland. Die Eigenschaft dieses Thieres, daß es seine Farbe nach den Orten, wo es sich befindet, verändere, haben neuere Reisebeschreiber, z. B. Goldberry in seinen Fragmens d'un Voyage en Afrique etc. abgeleugnet. Letzterer gibt seine Farbe hellgrün an, und nur bei Krankheiten, oder, wenn es lange hungern muß, werde die Haut gelb, bräunlich oder auch ganz schwarz.

Chambers (Ephraim), ein Gelehrter, dem vor allen Andern eine Stelle in unserm Lexicon oder unserer deutschen Encyclopädie gebührt, da wir in ihm den ersten Erfinder und Urheber der Encyclopädien in alphabetischer Form zu verehren haben, wir uns also in mehr als einer Hinsicht unter seine Nachfolger reihen können. Zwar war schon das Lexicon technicum von Harris erschienen, als

er 1728 das seinige in 2 Foliobänden auf Subscription zu 4 Guineen in London herausgab; allein jenes Werk von Harris war doch in der Form und in der Behandlung von einem ganz verschiedenen Charakter. Er arbeitete als Lehrbursche bei Senex, einem Globusfabricanten, als er schon die Idee zur Ausführung seiner Encyclopädie faßte, und als solcher hat er auch noch die ersten Artikel derselben entworfen. Er bildete sich, nachdem er Senex verlassen hatte, durch weiteres Studium aus, und so schrieb er seine Encyclopädie in ihrer ersten Gestalt ganz allein. Sie erhielt großen Beifall und er wurde Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften. Schon nach wenigen Jahren war eine neue Auflage nöthig, die seitdem bis auf die neuesten Zeiten, jedesmal verbessert und vermehrt, sich immer wiederholt haben. Die Ausgabe von 1788 in 5 Foliobänden ist die geschätzteste. Bei der zweiten Ausgabe im J. 1738 ereignete sich der sonderbare Umstand, daß das Unterhaus, als schon gegen ein Drittel davon, viel verbessert und erweitert, abgedruckt war, durch eine Bill verordnete, daß die Herausgeber neuer verbesserter und vermehrter Auflagen gehalten sein sollten, diese Verbesserungen und Erweiterungen auch besonders drucken zu lassen. Dies setzte den Herausgeber und seine Verleger in solche Verlegenheit, daß sie die schon fertigen Bogen der ganz revidirten Auflage cassirten, und die erste Auflage wörtlich wieder abdrucken ließen. Bald aber wurde dies unsinnige Gesetz von der Kammer der Pairs verworfen. Chambers starb 1740.

Chambery, die ehemalige Hauptstadt und Residenz der Herzoge von Savoyen. Victor Amadeus II., König von Sardinien, zog sich, als er 1730 die Regierung niederlegte, dahin zurück. Als Italien unter Napoleons Herrschaft stand, war Chambery der Hauptort im Departement des Montblanc, verblieb auch, vermöge des Pariser Vertrags vom 30. Mai 1814, bei Frankreich, kam aber, durch die Convention vom 20 Nov. 1815, wieder unter die Botmäßigkeit des Königreichs Sardinien. Der größte Theil des savoyischen Adels wohnt daselbst. Im J. 1806 zählte man 12,000 Einwohner.

Chamfort (Sebastian-Roch-Nicolas), war geboren 1741 in einem Dorfe bei Clermont in Auvergne, und kam früh nach Paris. Er hatte damals keinen andern Namen als Nicolas, und kannte von seinen Aeltern nur seine Mutter, für die er stets die größte Zärtlichkeit hegte. Der Doctor Morabin war sein erster Lehrer und Beschützer. Von angenehmer Gesichtsbildung, lebhaftem Geiste, witzig und allem Zwange feind, trat er unter dem Namen Chamfort in die Welt; seine ersten Schritte waren Fehltritte, sein erster Gewinn Unglück. Er sah kein anderes Mittel, sich daraus zu retten, als Arbeit. Artikel für das Journal encyclopédique und die Redaction des Vocabulaire françois, von dem er mehrere Bände herausgab, waren seine ersten nützlichen Arbeiten. Er schrieb nun mehrere Memoiren für die Pariser und andere Akademien, wobei er zuweilen mit Laharpe, theils mit, theils ohne Erfolg, in Concurrenz gerieth; auch einige mit Beifall aufgenommene Lustspiele, von denen le Marchand de Smyrne sich auf der Bühne erhalten hat, und auch in Deutschland bekannt ist. Seine Gesundheit indeß war geschwächt; sein Erwerb reichte kaum für seine Bedürfnisse hin. Chabanon, sein vertrauter Freund, dem man unverlangt eine Pension von 1200 Livres gegeben hatte, nöthigte ihn, dieselbe anzunehmen. Er besuchte darauf die Bäder von Contrexeville, und begab sich, da er sich wieder hergestellt fühlte, von dort auf das Land, um zu studiren und zu ar-

beiten. Er verfertigte die wichtigsten Artikel des Dictionnaire dramatique (1776, 3 Bände), und beendigte zugleich seine Tragödie Mustapha et Zéangir, welche zu Fontainebleau aufgeführt wurde, und ihm die Stelle eines Secretärs beim Prinzen von Condé verschaffte, die er nach einiger Zeit wieder verließ, um sich nach Auteuil zu begeben. Im J. 1781 wurde Chamfort in die Akademie française aufgenommen. Seine schöne Antrittsrede war zugleich das letzte rein-literarische Werk, das er dem Publicum übergab. Seine Neigung für die Zurückgezogenheit nahm in demselben Maße zu, wie sein Ruhm sich vermehrte. Er verheirathete sich, lebte einsam und glücklich mit seiner Frau, bis an deren Tod, wo er Vorleser bei der Prinzessin Elisabeth, der Schwester des Königs, wurde. Beim Anfange der Revolution fand sich Chamfort in Verbindung mit den wichtigsten Männern beider Parteien, die sie zu beschleunigen suchten; die eine durch Begünstigung und Benutzung, die andere durch möglichste Bekämpfung und Vernichtung der Mißbräuche. Er wandte vergeblich Rath und Bitten bei der erstern an, um sie aufzuklären und zurückzuführen; aber er konnte sich nur mit der zweiten vereinigen, und gezwungen zu wählen, zog er, mit Hintansetzung aller seiner Vortheile, die Partei vor, die seinem Charakter und seinen Grundsätzen angemessen war. Seine Verbindungen mit Mirabeau und so vielen andern Männern nahmen ihn anfänglich dergestalt ein, daß er sich mit nichts Anderm beschäftigen konnte. Er hatte großen Antheil an mehrern von Mirabeau's Schriften und Reden. Indeß änderte sich Chamforts Lage, ohne daß sich darum seine Grundsätze änderten; er verlor seine Pension, seine Aemter, und nährte sich nun durch Uebernehmung nützlicher Arbeiten, die ihm übertragen wurden. Die Bibliothekarstelle an der Nationalbibliothek, zu der er durch den Minister Roland ernannt wurde, brachte ihn für einige Augenblicke in günstigere Umstände; bald aber erbitterten ihn die Revolutionsgreuel; er äußerte sich frei und rücksichtslos, und ward nebst Barthélemy und zwei andern Beamten der Bibliothek verhaftet. Wiewohl er bald wieder in Freiheit gesetzt wurde, so hatte ihn doch die kurze Gefangenschaft mit solchem Abscheu erfüllt, daß er, als er einen Monat nachher wieder verhaftet werden sollte, sich zu tödten versuchte. Die Hülfe der Kunst und die Sorgfalt der Freundschaft hielten ihn im Leben zurück. Schon war er wieder hergestellt, als er erkrankte und im April 1794 starb. Man muß in Chamforts Geist eben so viel Umfang und Gründlichkeit, als Scharfsinn und Feinheit anerkennen; seine Schriften verrathen ein tiefes, nach den besten Mustern geleitetes Studium und einen reinen Geschmack. Dabei war er von der untadelhaftesten Redlichkeit und Zuverlässigkeit, dienstfertig und höchst uneigennützig. Seine Werke sind 1795 von Ginguené in 4 Bänden herausgegeben worden und später noch zwei Mal erschienen.

Chamouni, ein Flecken mit 1150 Einwohnern in dem engen und kalten Thale gleiches Namens in der Landschaft Faucigny in Savoyen, am Fuße des Montblanc. Das Chamounithal liegt 3200 Fuß über dem Meere und hat Ueberfluß an Holz; auch wird noch Garten- und Ackerbau getrieben.

Champagne, nach der ehemaligen Eintheilung Frankreichs eine Provinz, welche gegen Süden an Burgund, gegen Osten an Lothringen, gegen Norden an die Niederlande und gegen Westen an die Picardie und Isle de France grenzt. Der östliche Theil ist größtentheils Haideland und morastig, daher wird er auch Champagne pouilleuse genannt, und gehört jetzt zum Departement der Marne.

Die westlichen Gegenden haben gute Kornfelder und Viehweiden; die kreidigen, sonst unfruchtbaren Hügel aber tragen den trefflichen champagner Wein. Ferner liefert die Champagne die besten Flintensteine in ganz Europa. Die wichtigsten Städte sind Troyes, Chaumont, Chalons sur Marne u. s. w. Nach der neuen Eintheilung enthält die Champagne die Departements der Ardennen, der Marne, der Aube und der Haute Marne ganz, und die Departements der Seine und Marne, und der Yonne zum Theil. In dem Feldzuge der Alliirten gegen Napoleon zu Anfang 1814 war die Champagne vorzüglich das Kriegstheater, eben so, jedoch ein andrer Theil derselben, bei der ersten Invasion im J. 1792.

Champagne (Philippe), ein geschickter Mahler, war 1602 zu Brüssel geboren. Begierig, Italien zu sehen, begab er sich 1621 zuvörderst nach Paris, um sich dort die zur Ausführung seines Plans erforderlichen Mittel zu verschaffen. Er arbeitete hier anfangs bei einem nicht eben bedeutenden Mahler, Namens Lallemand. Um dieselbe Zeit kam Poussin, damals auch noch ein Jüngling, aus Italien zurück. Champagne erkannte schnell das Talent, das bereits aus Poussins Werken hervorleuchtete, nahm seine Wohnung bei ihm, und benutzte eifrigst den Rath und die Weisungen seines Freundes. Bevor beide das Loos erlangten, dessen sie würdig waren, hatte das Genie des einen und das Talent des andern noch manche Widerwärtigkeit zu bestehen. Ein mittelmäßiger Künstler, Namens Duchesne, war damals Mahler der Königin-Mutter, und in dieser Eigenschaft mit den Mahlereien des Palais Luxembourg beauftragt. Poussin und Champagne arbeiteten unter ihm. Der Beifall, den die Königin einigen Gemählden Champagne's schenkte, erregte Duchesne's Eifersucht; jener aber, der von Natur blöde und sanft war, fand sich dadurch bewogen, nach Brüssel zurückzukehren. Er war aber kaum daselbst angekommen, als er die Nachricht von Duchesne's Tode und eine Einladung, nach Frankreich zurückzukehren, erhielt. Die Königin übertrug ihm bei einer angemessenen Besoldung die Direction der Mahlereien des Luxembourgs. Champagne mahlte jetzt sechs Bilder für die Carmeliter in der Vorstadt St. Jaques, und im Gewölbe der Kirche das berühmte Crucifix, ein Meisterstück der Perspective, das, obwohl auf einer horizontalen Fläche gemahlt, perpendiculär erschien und selbst die geübtesten Augen täuschte. Auch führte er eine Menge von Werken aus, unter denen die Cuppel der Sorbonne das wichtigste war. Auf einer Reise nach Brüssel verfertigte er für den Erzherzog Leopold ein Gemählde, das Adam und Eva, den Tod Abels beweinend, darstellte. Nach seiner Rückkehr nach Paris ward er zum Professor, und später zum Director der Akademie erwählt. Der Titel des ersten königlichen Mahlers schien ihm gewiß zu sein, als Lebrun, der aus Italien zurückkam, diesen ausgezeichneten Platz erhielt. Champagne, der die Ueberlegenheit des genialen Lebrun unparteiisch anerkannte, trug diese Art von Zurücksetzung ohne Neid. Bei seinem herannahenden Alter zog er sich nach Port-Royal zurück, wo seine Tochter Nonne war. Diese Tochter hat ihm zu einem der herrlichsten Gemählde Anlaß gegeben. Sie ist sitzend dargestellt, wie ein langwieriges Fieber sie dem Tode nahe gebracht; aufgegeben von den Aerzten, betet sie mit der Schwester Catharina Agnes, und erlangt die Gesundheit wieder. Die Gestalt der Tochter, besonders der Kopf, ist von wunderbarer Schönheit. Das Pariser Museum besitzt nebst diesem Gemählde noch sechs andere von demselben Meister. Außerdem finden

sich seine zahlreichen Arbeiten in Paris und vielen Städten Frankreichs zerstreut. Champagne hatte eine übertriebene Gewissenhaftigkeit. Er würde sich z. B. ein Gewissen daraus gemacht haben, nackte Figuren zu mahlen. Die höheren Kunstfoderungen erfüllen überhaupt seine Werke nicht. Dennoch gebührt ihm unter den niederländischen Mahlern einer der ersten Plätze. Er starb 1694.

Campagner Weine, die Weine der Liebe, der fröhlichen Laune, der poetischen, gesellschaftlichen Begeisterung, gehören zu den edelsten, welche die Natur, die alma mater, bereitet und uns Menschen gegeben hat, um uns ihrer zu erfreuen. Man hat weiße und rothe Sorten; und von jenen wieder schäumende (moussirende) und nicht moussirende. Die weißen sind die beliebtesten, ob es gleich auch sehr fein und zart schmeckende rothe Arten gibt. Die nicht schäumenden Sorten erster Güte werden von Kennern zwar den moussirenden vorgezogen, allein unsere Frauen und jungen Herren halten es mit letzteren, und bei diesen ist es die Bedingung eines guten Champagners, daß der durch Draht und Siegel eingebannte Pfropf beim Oeffnen gegen die Decke springt und der köstliche Inhalt brausend hervorbricht. Der moussirende Champagner entsteht übrigens dadurch, daß man ihn nicht in Kufen hat gähren lassen, sondern gleich in wohl zugespündete Fässer gefüllt hat, so daß die sich entwickelnde Luft mit dem Weine verbunden geblieben. Man zieht sie am besten aus Rheims und Epernay, und theilt sie gewöhnlich in dreierlei Qualitäten ab, deren Preis auf der Stelle von 6 bis zu 3 Livres wechselt. Die feinsten Gattungen sind die von Ay, Mareuil und Hautvilliers, und in den rothen die von Verzie, Versenay, Bouzy und Oeil de perdrix.

Champagny (Jean Bapt. Nompere de), Duc de Cadore, einer der bedeutendsten Minister und Werkzeuge Napoleons. Geboren 1756, wurde er für die Marine bestimmt und war bereits Schiffsmajor, als die Revolution ausbrach. 1789 wurde er von Seiten des Adels zum Deputirten bei den Generalständen gewählt, und war einer der ersten, die zum dritten Stande übergingen. Er nahm an allen Verhandlungen Theil, zog sich aber 1793 zurück, und lebte bis nach der Revolution vom 18ten Brümaire im Privatstande; wurde aber nach diesem zum Staatsrath ernannt und 1801 als Gesandter nach Wien geschickt. Nach Chaptals Entlassung ward er 1804 Minister des Innern. Nach dem Frieden von Tilsit erhielt er das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und behielt es bis 1811. 1813 wurde er zum Intendanten der Krondomänen ernannt. Bei den Regentschaften Marie Luisens in den Abwesenheiten Napoleons war Champagny ihr vorzüglich als Rathgeber beigeordnet. Nach der ersten Restauration Ludwigs wurde er von diesem in die Kammer der Pärs ernannt, nach der zweiten aber aus der Liste der Pärs wieder gestrichen.

Champ d'Asile. Diesen Namen führte eine, von den französischen Militärpersonen, welche nach Napoleons zweitem Sturze, theils gezwungen theils freiwillig, Frankreich verlassen hatten, in Amerika gegründete Colonie. Es bewilligte nämlich eine Acte des gesetzgebenden Raths der vereinigten Staaten von Nordamerika 1814 den Franzosen hundert tausend Morgen Landes an dem Mobile und Tombig-Bee, um dort eine Colonie anzulegen. Jeder Militär bekam ein seinem Grade angemessenes Stück Land; aber den meisten Officieren fehlten, als sie an diesen fremden Ufern ankamen, die zu

den ersten Lebensbedürfnissen nöthigen Gegenstände. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten zu New-York, Philadelphia, Boston befanden sie sich in Folge ihrer gänzlichen Hülfslosigkeit in sehr drükkenden Geldverpflichtungen gegen ihre Wirthe. Amerikanische Speculanten boten jezt den französischen Officieren an, ihre Schulden zu bezahlen und ihnen selbst noch eine mäßige Summe herauszugeben, wenn sie ihnen alle Rechte auf ihre Antheile an den von dem Congreß ihnen überlassenen Ländereien abtreten wollten. Die Franzosen, die keine Wahl hatten, schlossen den Handel ab. Die Folge davon war, daß plözlich sieben Achtel der Einwohner oder Grundeigenthümer der Colonie Amerikaner waren, da sie doch, der ursprünglichen Idee nach, ausschließlich Franzosen sein sollten. Dieser Umstand veränderte gänzlich den Plan der Niederlassung. Diejenigen Franzosen, die ihre Grundstücke veräußert hatten, standen gänzlich verlassen unter einem ihnen an Sprache, Sitten und Lebensart fremdem Volke. In dieser Lage machten sich die Generale Lallemand in Begleitung einiger Officiere auf, um die benachbarten Provinzen kennen zu lernen. Die Provinz Texas in dem Vicekönigreiche Neuspanien zwischen den Flüssen Trinidad und North schien ihnen alle Vortheile darzubieten, um dort eine Colonie zu gründen. Der Boden ist fruchtbar, so daß gewöhnlich das 150ste Korn gewonnen wird; das Clima ist schön und gemäßigt. Zucker und Baumwolle gedeihen nach Wunsch. Die Wälder sind reich an nuzbaren Thieren, besonders an wilden Pferden, die den arabischen gleichen sollen.?. Man faßte also den Plan, sich dort niederzulassen. General Lallement der jüngere hatte sich mit einer der Nichten und Erbinnen Stephan Gerards, des reichsten Kaufmanns in den vereinigten Staaten (man schäzt sein Vermögen auf zehn Millionen Thaler) verheirathet und dadurch die Mittel erlangt, sich mit seinem Bruder an die Spitze einer großen Unternehmung zu stellen. Dem zufolge ließen sie dem spanischen Hofe durch seinen Gesandten eine Note zustellen, worin sie ihm ihre Absicht zu erkennen gaben, in der Provinz Texas die wüsten Ländereien anzubauen. Sie erboten sich die spanische Regierung anzuerkennen, verhältnißmäßige Abgaben zu zahlen und ihr als treue Unterthanen zu dienen, verlangten aber die Freiheit, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren, keinem spanischen Statthalter zu gehorchen und ein eignes Militärsystem einzurichten. Darauf erhielten sie keine Antwort. Dieß hinderte sie indeß nicht, ihre Plane zu verfolgen. Sie verbanden sich mit allen Franzosen, welche die Noth nach Amerika geführt hatte, und gaben die Kosten der Unternehmung her. Eine Galiotte ward in Philadelphia ausgerüstet und brachte dreihundert Franzosen nach Galveston im mexikanischen Meerbusen. Diesen folgten bald noch dreihundert unter dem General Rigaud. General Lallemand der ältere sorgte für die Aufnahme der Ankommenden, während sein Bruder in Neu-Orleans Ackergeräthe, Getreide und Vorräthe aller Art einkaufte und nach Galveston schickte. Man theilte die Ländereien. Jeder Officier erhielt zwanzig Quadratacker am Trinidad und alles was er brauchte, um sich eine Wohnung zu erbauen und das ihm zugetheilte Land anzubauen. Den 11. Mai 1818 erließ die Colonie eine Art von Proclamation, in welcher sie, mit Berufung auf das allen Menschen gemeinschaftliche Naturrecht, von dem Lande Besitz nahm, und ihre durchaus friedliche Gesinnung gegen ihre Nachbarn, aber auch den festen Willen zu erkennen gab, jeder Störung mit den Waffen zu begegnen und auf dem in Besitz genommenen Boden entweder zu sie-

gen oder zu sterben. Der Colonie, welche ackerbauend und handeltreibend, und nur für ihre Erhaltung militärisch sein sollte, ward darin der Name Champ d'asile beigelegt. Man wollte nur Franzosen oder Militärpersonen, die im französischen Heere gedient hatten, aufnehmen. — Allein es gefiel weder Spanien noch den vereinigten Staaten, daß die Franzosen hier eine unabhängige Militärcolonie anlegen wollten. Daher ward sie im Oct. 1818 durch 500 Man spanische Truppen zerstreut, und das Fort zerstört. General Lallemand hatte sich schon früher nach Neu-Orleans begeben. Die übrigen Colonisten haben sich meistens nach einer andern Niederlassung der französischen Ausgewanderten am Tombekbee in dem Bundesstaate Alabama gewandt, wo der von ihnen theils gekaufte, theils unter sie vertheilte Bezirk Marengo und die von ihnen darin angelegte Hauptstadt Aigleville heißt. — Texas verblieb also den Spaniern. Dieses Land zählt auf einer Strecke von 200 Stunden Länge und 150 Stunden Breite 7 bis 8000 Eingeborne, die in einem armseligen Zustande leben und Watchinangres heißen. Der zahlreichste Stamm, die Comanches, ist ein tapferes Volk, das mit den Spaniern in beständiger Fehde liegt.

Champeaubert (Gefecht und Rückzug von). Weil mit der Niederlage des General Alsufiew bei Champeaubert bei der Invasion in Frankreich im Februar 1814 die unglückliche Periode begann, in welcher die Armee des F. M. Blücher einzeln angegriffen und geschlagen, und mit einem Verlust von 15,000 Mann und vielem Geschütz bis hinter die Marne zurückgedrängt ward, fassen wir das gedachte Gefecht, so wie die von Montmirail, Joinvilliers und Etoges unter diesem Collectivnamen. Die schlesische Armee nach der Schlacht von Brienne (s. d. A.) (2ten Februar) bestimmt, über Chalons längs der Marne gegen Paris vorzudringen, während das Hauptheer über Troyes die Seine entlang vorrückte, hatte am 5. Februar Chalons genommen. Da das Eintreffen des Armeecorps von Kleist und von Kapzewitsch zum 10. Februar zu erwarten stand, so beschloß der Feldmarschall, wo möglich Macdonald, der über Epernay zurückging, von Paris abzuschneiden, und dann alle seine Kräfte in der Gegend von la Ferté vereinigt selbst dagegen vorzudringen. Bonaparte ließ auf die Nachricht von der Gefahr, welche Macdonald drohte, 3 seiner Corps gegen das Hauptheer an der Seine stehen, und eilte mit den Garden und allen übrigen disponiblen Truppen so schnell nach der Marne, daß er am 9ten Febr. in Sezanne, also in der linken Flanke der schlesischen Armee, eintraf. — Von Sezanne aus vorrückend, stieß Bonaparte zuerst auf das Corps von Alsufiew, das sich 5000 Mann stark mit 25 Kanonen zwischen Baye und Champeaubert aufgestellt hatte; während es in der Fronte beschäftigt ward, umging ein Theil der Garde Baye und nahm es um 1 Uhr Nachmittags; eine Stunde später entwickelten sich in der Ebene zwischen beiden Dörfern 5 bis 6000 Mann Garde-Cavallerie, eine andere Abtheilung versuchte Champeaubert rechts zu umgehen. Der General Alsufiew, für seine Rückzugslinie nach Chalons besorgt, sendete seine Artillerie zurück, und rückte, wahrscheinlich um ihren Rückzug zu decken, — dem Feind in der Ebene entgegen. Dieses führte die Niederlage des Corps herbei; 3000 Mann wurden theils getödtet, theils gefangen, 15 Kanonen und die sämmtliche Bagage wurden

genommen. Die französische Hauptmacht blieb bei Champeaubert; zwei Divisionen Cavallerie nahmen Montmirail, wohin die Corps von Sacken und York noch im Marsch begriffen waren. Die Corps von Kleist und Kapzewitsch waren nach Fere Champenoise vorgegangen; der Feldmarschall ließ sie aber zurückmarschiren. — Der General Sacken erhielt am Morgen darauf (den 11ten) die Nachricht, daß Montmirail vom Feinde besetzt sei, und in der Erwartung, vom General York unterstützt zu werden, beschloß er ihn anzugreifen. Das Gefecht begann beim Dorfe Marchais, und dauerte mit vieler Heftigkeit, bis es den Russen gelang, Blessines zu erobern. Während nun Marchais dreimal genommen und wieder verloren ward, dirigirte Bonaparte zur Umgehung des feindlichen rechten Flügels eine Division gegen Epine au bois, andere Massen entwickelten sich unter dem Schutze eines Gehölzes gegen den linken Flügel und strebten die Straße nach Chateau Thierry zu gewinnen; jetzt eroberten die Franzosen auch nach einem überaus heftigen Gefechte Blessines zurück; Epine au bois ward von ihnen trotz des Feuers von 40 Kanonen ebenfalls genommen, sie drangen überall ungestüm vor und der russische rechte Flügel war bereits umgangen. Unter diesen Umständen ward der Rückzug der Russen nothwendig und der General Sacken faßte den Entschluß seinen Rückzug auf der Straße von Chateau Thierry hin zu nehmen und sich so diesseits der Marne mit York zu vereinigen; seine Truppen mußten aber in den grundlosen Feldwegen und ganz aufgeweichten Feldern links nach jener Straße hinmarschiren, wo sie denn, vom Feinde lebhaft gedrängt, der völligen Auflösung nahe kamen. Bei dieser Lage der Dinge traf ein Theil des Yorkschen Corps bei Fontenelles ein, und die Entschlossenheit ihres Führers rettete die Russen von ihrem gänzlichen Untergange. Der General York dirigirte sogleich eine Brigade in des Feindes linke Flanke gegen Blessines; sie rückte bis auf einige hundert Schritt davon unter dem heftigsten Feuer vor, mußte aber den Angriff aufgeben, da die Russen in diesem Momente ganz überwältigt zurückgingen. Sie zog sich deshalb in ihre erste Aufstellung beim Vorwerke les Journeux zurück, vom Feinde verfolgt. Die Preußen zogen sich, von ihrer Cavallerie gedeckt, bis hinter Viffort zurück. Der russ. preuß. Verlust war sehr bedeutend. Die Franzosen lagerten auf dem Schlachtfelde. Bonaparte rückte am Morgen des 12. in zwei Colonnen vor. Um den übrigen Truppen Zeit zum Uebergange über die Marne zu geben, vertheidigten sich die beiden hinter Viffort aufgestellten Brigaden eine Stunde lang und zogen sich dann stark gedrängt und nicht ohne schweren Verlust zurück; die Corps von York und Sacken zogen sich darauf auf der Straße nach Soissons bis Oulchy la Ville. Der Feldmarschall, der während deß mit dem Corps von Kleist und Kapzewitsch bei Bergeres geblieben war, und in der Meinung stand, Bonaparte, von den Gen. York und Sacken zurückgewiesen, lasse nur das Corps von Marmont bei Etoges stehen, um seinen Marsch nach Sezanne zu decken, beschloß am 13. dieses anzugreifen, gegen Montmirail, wo er jene Corps vermuthete, vorzugehen, und so die Vereinigung der Armee zu bewerkstelligen. Etoges ward von der feindlichen Arrieregarde nur so lange gehalten, bis die Infanterie abmarschirt war; man rückte dann, ohne Widerstand zu finden, bis Champeaubert, die Vordertruppen bis gegen Fromentieres, wo das Gros des Feindes lagerte. — Am Morgen des 14. Februars fand die Avantgarde erst bei Joinvillers Widerstand.

Bonaparte hatte sich früh von Chateau Thierry aus selbst dahin begeben und den größern Theil seiner Truppen dahin zurückgerufen; das Dorf war von ihnen besetzt. Die Kanonade begann und bald ward Joinvillers genommen. Indessen bemerkte man, daß feindliche Colonnen sich gegen den linken Flügel wendeten, der deshalb verstärkt wurde; zugleich ward gemeldet, daß Cavalleriemassen (Grouchy) den rechten Flügel zu umgehen suchten. Ehe dagegen etwas unternommen werden konnte, drang der Feind rasch vorwärts und eroberte das Dorf wieder; die daraus zurückgeworfne Infanterie ward von einer feindlichen Cavalleriemasse, die es umgangen, unerwartet umringt und erlitt großen Verlust; eben so ward die Cavallerie des linken Flügels bis an ihre Infanterie zurückgedrängt. Während dieses Gefechts der Vordertruppen war das Gros eingetroffen, das Corps von Kleist bildete den rechten, das von Kapzewitsch den linken Flügel; bedeutende feindliche Colonnen bewegten sich sogleich gegen beide, besonders verfolgte Grouchy seinen schon angegebenen Zweck. Der Feldmarschall verkannte seine verzweifelte Lage nicht und beschloß sofort den Rückzug; die Infanterie formirte Massen, die Batterien zwischen sich, die Cavallerie auf den Flügeln. So war die Armee unter beständigem Gefecht durch Champeaubert bis gegen den Wald von Etoges gekommen. Hier standen aber 6000 Mann Cavallerie unter Grouchy auf und neben der großen Straße, den Rückzug gänzlich abschneidend; es blieb nichts übrig, als sich durchzuschlagen. Die Artillerie beschoß den Feind nachdrücklich; die Cavallerie warf sein erstes Treffen, ward aber vom zweiten gedrängt und rettete sich in den Wald; das Fußvolk aber, in geschlossenen Massen auf der großen Straße vorrückend, zwang den Feind, diese zu verlassen. Vergeblich versuchte er wiederholt wüthende Flankenangriffe, die Colonnen zu durchbrechen, keine einzige ward gesprengt; so erreichte Alles den Wald, und die Dunkelheit beendigte hier das Gefecht. Nochmals erschienen feindliche Massen — auf nähern Wegen dahin geleitet — bei Etoges, und wenn schon die Hauptcorps ihren Marsch ungestört fortsetzen konnten, so ward doch die Arriergarde, von Grouchy's Cavallerie in den Flanken, von der Infanterie des Marmontschen Corps in der Front angegriffen, größtentheils zersprengt und gefangen. Erst am 16. vereinigte sich die schlesische Armee wieder bei Chalons. Ueberall vereinzelt von der Uebermacht angegriffen, hatte sie im Laufe dieser unheilvollen sechs Tage an 15,000 Mann und einen großen Theil ihrer Artillerie verloren, aber zugleich in diesen Tagen des Unglücks einen großen Charakter entwickelt und sich mit Ruhm bedeckt.

Champignons, eine Art eßbarer Schwämme, die uns hauptsächlich von Frankreich entweder getrocknet oder eingemacht zugeführt werden, und die unsern Wohlschmeckern einen köstlichen Genuß gewähren. Die mehrsten kommen aus Avignon, Bordeaux und Cette, obgleich die von **Oronge** für die delicatesten gehalten werden.

Champion war in den Ritterzeiten eigentlich ein jeder Kämpfer, der seine Sache öffentlich in den Schranken Mann gegen Mann ausfocht. Die engere und gewöhnlichere Bedeutung ist jedoch ein solcher Ritter, welcher die Sache einer andern, nicht waffenfähigen Person, wie etwa eines Geistlichen, eines alten schwachen Greises, eines Kindes ꝛc. und vorzüglich einer **Dame**, auf solche Weise versicht. Wenn ein Ritter, was selten geschah, gegen eine Dame die schuldige Ehrfurcht verletzt hatte, trat ein durch Verwandtschaft oder Neigung

dazu befugter Ritter für sie in die Schranken, die Unbill zu rächen, und ward ihr Champion. Wenn zwei Damen in Uneinigkeit gerathen waren, fand jede ihren Champion, der durch den Zweikampf ihr Recht vertheidigte. Da diese in ihrem Princip schöne Sitte nach und nach durch Mißbrauch oft bis zum Lächerlichen ausartete, so hat das Wort Champion, vorzüglich in der deutschen Rede, größtentheils einen spöttenden Nebenbegriff erhalten.

Champfin, ein tödlicher Wind, der in Afrika weht. (S. Harmattan.)

Chan, Khan, überhaupt ein Fürst oder Regent; insbesondere das Oberhaupt der Tataren.

Chandler (Richard), ein gelehrter Hellenist, geboren 1738. Er gab im J. 1763 die Marmora Oxoniensia heraus, wobei er nicht nur die Irrthümer seiner Vorgänger berichtigte, sondern auch mehrere Lücken, besonders in der Chronik von Paros, glücklich ergänzte. Die Gesellschaft der Dilettanti wählte ihn gemeinschaftlich mit dem Doctor Revett und Pars, um im Oriente zu sammeln, über den ehemaligen Zustand dieser Länder Nachforschungen anzustellen, und die alten Denkmäler, die noch vorhanden sein möchten, zu untersuchen. Die Leitung der ganzen Reise ward Chandler übertragen. Dem zufolge bereisete er in den Jahren 1764, 65 und 66 Jonien, Attika, Argolis und Elis, und kam mit einer reichen Ausbeute der wichtigsten Materialien nach England zurück. Im J. 1769 gab er den ersten Band seiner ionischen Alterthümer heraus, dem erst 1800 der zweite folgte. Im J. 1774 ließ er zu Oxford seine Inscriptiones antiquae pleraeque nondum editae, in Asia minori et Graecia, praesertim Athenis collectae drucken. In der Kunst, die alten Inschriften richtig zu lesen, genau zu copiren und glücklich zu ergänzen, hat ihn niemand übertroffen. Von seiner Reise erschien der erste Band zu Oxford 1775 unter dem Titel: Reise nach Klein-Asien; der zweite 1776 unter dem Titel: Reise nach Griechenland. Seine Geschichte von Troja ist gewissermaßen eine Ergänzung seiner Reise nach Asien. Er starb 1810.

Chaos, das erste von allem, was ward. Der Bedeutung des Worts nach, der Raum, der alles faßt, was in ihm wird. Nach Hesiod waren die vier Grundursachen, aus denen alles entstand, das Chaos, die Erde, der Tartaros und der Eros (Amor); andere alte Dichter nahmen das Chaos allein als die erste Grundursache der Dinge an, und leiteten alles aus demselben her; andere nannten als die drei übrigen Grundursachen die Nacht, den Erebus und den Tartarus; noch andere ließen aus dem Chaos Erde und Himmel entstehen, nur alle übrigen Dinge durch den Amor vollendet werden. Später dachte man sich unter dem Chaos die ausgebildete Materie. Die Familie des Chaos war nach Hesiod folgende: Aus sich selbst zeugte das Chaos den Erebus und die Nacht, und diese zeugten mit einander den Aether und den Tag.

Chapelle, eigentlich Claude-Emmanuel Luillier, mit dem Beinamen Chapelle, weil er in dem Dorfe La Chapelle zwischen Paris und St. Denis im J. 1616 geboren worden, einer der liebenswürdigsten und anmuthigsten französischen Dichter. Er hatte Gassendi in der Philosophie zum Lehrer und die Natur in der Dichtkunst. Die Freiheit und Leichtigkeit seines Geistes und die Fröhlichkeit seines Charakters machten ihn die vornehmsten und gebildetsten Personen zu Freunden; unter diesen waren Racine, Boileau, Molière, Lafontaine, Bernier u. A. — Die Erzeugnisse Chapelles tragen das Gepräge seines Charakters, gemischt mit Weichlichkeit, Scherz und zuweilen mit

Bosheit. Seine mit Bachaumont abgefaßte Reise ist das erste Muster dieser leichten, lieblichen von der Freude und Unschuld eingehauchten Dichtungsart. Man urtheilt, daß Chapelle mehr natürlich als geglättet, mehr frei in seinen Ideen, als correct im Ausdrucke sei; aber das Talent, über ein Nichts geistreich zu sprechen, zeigte er in einem bewundernswürdigen Grade. Er starb 1686.

Chappe d'Auteroche (Jean), war 1722 geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und studirte die Astronomie. 1760 ward er von der Akademie gewählt, um zu Tobolsk den Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe (am 6. Juni 1761) zu beobachten. Nach großen Beschwerden kam er zu Ende Aprils 1761 in Tobolsk an, und war so glücklich, bei einem durchaus reinen und heitern Himmel die beabsichtigten Beobachtungen zu machen. Nach zwei Jahren kehrte er nach Frankreich zurück und gab seine Relation de son voyage en Sibérie heraus. Diese Reisebeschreibung enthält eine Menge lehrreicher Details, aber auch manche ungünstige Bemerkung über Rußland, und wurde von der Kaiserin Catharina II. selbst in einer Broschüre, betitelt Antidote contre le voyage de l'Abbé Chappe, widerlegt. Dasselbe Phänomen, das Chappe nach dem Norden geführt hatte, ließ ihn sechs Jahre später (1769), auf Veranlassung der Akademie, eine Reise nach Californien machen, nach deren Beendigung er starb. Seine Beobachtungen auf dieser Reise hat C. F. Cassini unter dem Titel: Voyage de Californie, herausgegeben.

Chappe (Claude), des Vorigen Neffe, geboren 1763, hat sich durch Erfindung des Telegraphen berühmt gemacht. Schon im 20. J. erregte er durch Abhandlungen in dem Journal de physique Aufmerksamkeit. Im J. 1792 ernannte ihn die philomathische Gesellschaft zu ihrem Mitgliede. Der Wunsch, sich seinen einige Stunden von ihm entfernt lebenden Freunden mitzutheilen, führte ihn auf den Gedanken, durch Zeichen mit ihnen zu sprechen, und diese spielenden Versuche führten ihn zu jener wichtigen Entdeckung. Als es ihm nach mehreren Arbeiten gelungen war, seine Vorrichtung im Großen auszuführen, übergab er 1792 der Nationalversammlung die Beschreibung der von ihm erfundenen und Telegraph (Fernschreibemaschine) benannten Maschine. Die Anlegung der ersten telegraphischen Linie wurde 1793 befohlen; das erste Ereigniß, das dadurch gemeldet wurde, war die Einnahme von Condé. Der Convent erhielt diese Nachricht zu Anfang einer Sitzung, decretirte, daß Condé fortan Nordlibre heißen solle, und erfuhr noch in derselben Sitzung, daß das Decret bereits überbracht und unter der Armee verbreitet sei. Je mehr man die Resultate des Telegraphen bewunderte, desto weniger konnte man begreifen, wie diese Erfindung nicht früher sei gemacht worden. Allerdings hatte man sich von Alters her verabredete Phrasen durch Zeichen mitgetheilt. Die Seefahrer bedienten sich dieses Mittels seit undenklichen Zeiten. Der Taktiker Aeneas erwähnt einiger Versuche, die Buchstaben des Alphabets in gewisser Entfernung durch Zeichen auszudrücken; und gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte Amontons einen Versuch der Art gemacht. Aber das erste System erlaubt nur eine sehr beschränkte Anwendung; eine Nacht reicht kaum hin, zwei oder drei Worte nach der Methode des Aeneas zusammenzusetzen. Was Amontons betrifft, den man unter die Erfinder der telegraphischen Kunst setzt, so hat er von der Maschine, die er ausgedacht, keine Zeichnung hinterlassen. Das Problem war daher noch zu lösen. Es kam darauf an, ein Mittel zu

finden, wie man mit Schnelligkeit nach allen Orten und zu allen Zeiten jede beliebige Idee hinbefördern könne. Chappe ahmte zu diesem Zwecke keine der bisher üblichen Maschinen nach, sondern erfand eine, deren Formen sehr sichtbar und deren Bewegungen leicht und einfach sind, die allenthalben aufgerichtet werden kann, die allem Wetter trotzt, und die, bei ihrer Einfachheit, eine hinreichende Menge von primitiven Signalen gibt, um von diesen Zeichen eine genaue Anwendung auf die Ideen zu machen, dergestalt, daß gewöhnlich nur Ein, nie aber mehr als zwei Zeichen für eine Idee nöthig sind. Die Ehre dieser Erfindung, welche ihm allerdings gehört, wurde ihm indeß von vielen streitig gemacht, und der Kummer, den er darüber empfand, versenkte ihn in eine tiefe Melancholie, in welcher er 1805, indem er sich in einen Brunnen stürzte, sein Leben plötzlich endigte.

Chaptal (Jean Antoine Claude), Graf von Chanteloup, Sohn eines Apothekers von Montpellier, geboren 1753, und von frühester Jugend an dem Studium der Arznei- und Naturwissenschaften gewidmet. Schon war er längst als Arzt ausgezeichnet, als er auch 1791 bei der Bestürmung der Citadelle von Montpellier für die Sache der Revolution sich bemerkbar machte. 1793 wurde er wegen der Pulvernoth nach Paris berufen, und wußte durch seine chemischen Kenntnisse und Thätigkeit bei der ungeheuern Fabrik zu Grenelle derselben abzuhelfen. 1794 kehrte er nach Montpellier zurück, erhielt eine Verwaltungsstelle im Departement Herault und die eigends für ihn daselbst errichtete Professur der Chemie. 1798 wurde er zum Mitgliede des Instituts ernannt, zeigte sich sehr eifrig für die Sache des 18ten Brumaire, wurde 1799 vom ersten Consul in den Staatsrath und 1800 in das Ministerium des Innern aufgenommen, wo er dem Studium aller Künste eine neue lebendige Wendung gab, und bei Paris eine eigene chemische Manufactur errichtete. 1804 fiel er in Ungnade, weil er sich weigerte, in einem seiner Berichte zu erklären, daß der Runkelrübenzucker besser wäre, als der aus Zuckerrohr. Aber schon 1805 ernannte ihn der Kaiser zum Großkreuz der Ehrenlegion und Mitglied des Erhaltungssenats. Seine Schmeicheleien gegen Napoleon bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Eugen erwarben ihm den Reichsgrafentitel und das Recht, ein Majorat auf das Gut Chanteloup zu errichten. 1811 wurde er zum Rath der Société maternelle, 1813 zum Großkreuz des Reunionsordens und den 26. December zum außerordentlichen Commissär in der 19ten Militairdivision zu Lyon ernannt, und eilte nach den größten aber vergeblichen Anstrengungen im April 1814 nach Paris zurück, sich völlig an den Senat anschließend. Nach der Rückkehr von Elba ernannte ihn Buonaparte zum Generaldirector des Handels und der Manufacturen und zum Staatsminister und Pair von Frankreich. Des Königs Wiederkehr versetzte ihn in den Privatstand zurück, und nöthigte ihn, mit der Prinzessin von Orleans wegen des ehemals ihr gehörigen Chanteloup in Unterhandlungen zu treten. Im März 1816 ernannte ihn der König zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften 6ter Section. — Weit merkwürdiger, als durch seine Schicksale, ist dieser Mann durch seine Schriften über Gegenstände der Chemie, über den Weinbau u. s. w., deren Aufzählung hier zu weitläuftig sein würde. Er leitet gegenwärtig noch zwei chemische Manufacturen zu Montpellier und Reuilly, erfand den Gebrauch alter Wolle statt der Oele bei Verfertigung der Seife; die Verfertigung aller Arten von

Cäment und künstlicher Puzzolane ohne fremde Stoffe; neue Töpferglasuren, ohne die so oft vergiftenden Bleierze und Wasserblei ꝛc. dabei zu gebrauchen, und verbreitete die Anwendung chemischer Bleichen.

Charade, ein Sylbenräthsel, d. h. ein Räthsel, dessen Gegenstand ein Name oder ein Wort ist, das man zu errathen aufgibt, indem man die einzelnen Sylben als für sich bestehende Worte auf eine räthselhafte Weise beschreibt. Gelungen kann man eine Charade nennen, wenn die verschiedenen Räthsel, welche sie enthält, in einen passenden Bezug aufeinander gebracht sind, und mit einer epigrammatischen Spitze im Ganzen zusammenlaufen. Am angemessensten spricht sich dies Gedankenspiel in Versen aus, und unsere witzigen Köpfe haben uns im Uebermaß damit beschenkt. Die deutsche und französische Sprache sind vorzüglich reich an solchen zusammengesetzten Wörtern; doch auch die alten Sprachen, wie die lateinische und griechische, besonders die letztere, haben einen Ueberfluß daran. Die deutsche Sprache ist deswegen so reich, weil sie oft die Substantiven unverändert zusammensetzt. Man hat sie häufig in kleine Erzählungen, Sonnette und andere Formen eingekleidet. Vorzügliche Charaden haben wir in Almanachen und Zeitschriften von Kind, Große, Körner, Theodor Hell, Göckingk ꝛc. Eine schöne Sammlung sind die **Agrionien**. (Man vergl. mit diesem Art. noch **Gryphi**.) Ein Beispiel mag hier das Nähere darthun.

Drei Sylben.

Seh' ich aus deinen beiden ersten hold
Die dritte sanft zu mir herübergleiten,
Tausch' ich für der Empfindung sel'ge Freuden
Nicht Ruhm und Ehre, Thron und Gold.
An deiner Hand, mit dir in seligem Verein,
Wird mir mein Leben nur das Ganze sein.

Augenblick.

Charakter nennt man ein bestimmtes Zeichen für einen Gegenstand oder Begriff. So ist die Schrift der Chinesen eine Charakterschrift, in der jeder Gegenstand oder Begriff durch ein eigenes Zeichen ausgedrückt wird. Auch wir bedienen uns in einigen Wissenschaften, der Kürze und Bestimmtheit wegen, gewisser Charaktere oder Zeichen, von denen wir die wichtigsten hier folgen lassen.

A) Astronomische Charaktere:

☉ die Sonne	♀ die Venus
☽ der Mond	♂ der Mars
⊕ die Erde	♃ der Jupiter
☿ der Merkur	♄ der Saturn
	♅ der Uranus

Die zwölf himmlischen Zeichen des Thierkreises:

♈ der Widder	♎ die Wage
♉ der Stier	♏ der Scorpion
♊ die Zwillinge	♐ der Schütze
♋ der Krebs	♑ der Steinbock
♌ der Löwe	♒ der Wassermann
♍ die Jungfrau	♓ die Fische.

B) Mathematische, arithmetische Zeichen ꝛc.

Die Zahlen der Römer:

I. 1. II. 2. ꝛc. V. 5. L. 50. C. 100. CC. 200. ꝛc.
VI. 6. ꝛc. IX. 9. D. oder IↃ. 500
X. 10. XX. 20. ꝛc. M. oder CIↃ. 1000. u. s. w.

In der Algebra bezeichnen die ersten Buchstaben des Alphabets a, b, c gewöhnlich gegebene Größen; hingegen die letzten Buchstaben z, y, x ꝛc. die noch unbekannten oder aufzusuchenden Größen.

Ferner: + so viel als mehr (plus); — weniger (minus);
× bezeichnet die Multiplication; ÷ die Division;
= so viel als gleich.

Ingleichen; ° Grad, ' Minute, " Secunde, ''' Terze.

C) Chemische Zeichen:

△ Luft	♄ Blei
▽ Erde	♃ Zinn
▽ Wasser	☿ Queckſilber
△ Feuer	ⓘ Salpeter
☾ Silber	⊖ Salz
☉ Gold	♆ Schwefel.
♀ Kupfer	♇ Weinstein
♂ Eisen	

D) Geometrische und trigonometrische Charaktere ꝛc.

□ Quadrat	< Winkel
△ Triangel	∟ gerader oder rechter Winkel
▭ Rechteck	⊥ Perpendikulär
○ Kreis	∥ Parallel u. s. w.

Charakter. Charakteristik (Anthropologie. Schöne Kunst). Unter Charakter versteht man überhaupt das auszeichnende Merkmal eines Dinges, wodurch es von andern unterschieden und als ein eigenes erkannt wird. Charakteristisch pflegt man dasjenige zu nennen, was durch eigenthümliche Beschaffenheit so ausgezeichnet ist, daß es nicht verkannt und mit einem andern verwechselt werden kann. In dieser Beziehung kann Charakter allem und jedem zugeschrieben werden, was sich durch besondere Merkmale von andern Wesen unterscheidet, und man spricht vom Charakter eines Baumes, einer Waldung, Gegend, Landschaft, eines Thieres u. s. w. Es ist z. B. Charakter des Menschen, d. h. Unterscheidungsmerkmal seiner Gattung von allen auf der Erde neben ihm lebenden organischen Wesen, daß er eine aufrechte Gestalt, eine kunstgeschickte Hand, Vernunft und Sprache, thierische Triebe und sittliche Freiheit, animalische Bedürfnisse und eine ins Unendliche reichende Fähigkeit der Vervollkommnung hat, und so ein wunderbares Mittelwesen zwischen den Thieren und höhern Geistern ist. Was den Charakter eines einzelnen Menschen betrifft, so befaßt man darunter im weitern Sinne den Inbegriff aller Eigenschaften, wodurch sich ein Individuum von andern unterscheidet, im engern blos seine sittlichen Eigenschaften, den sittlichen, moralischen Charakter. Man muß nämlich, wenn man die Beschaffenheiten unter den Menschen genau erkennen und richtig beur-

heilen will, stets Rücksicht nehmen auf Naturell (d. h. diejenige Art des Wirkens und Seins, welche durch die physische Beschaffenheit des Organismus bestimmt wird), Temperament (s. d. Art.), Geist (Kopf, Talente), d. h. auf die Beschaffenheit und Richtung seines Vorstellungsvermögens, Herz, d. h. auf die Beschaffenheit und Richtung seines Gefühlsvermögens, die Fähigkeit, von Gegenständen und Vorstellungen gerührt zu werden, und Gemüth, d. h. auf die Beschaffenheit und Richtung des Begehrungsvermögens, der Neigungen und Triebe, und deren Verhältniß zum Gefühlsvermögen (Gemüthsart). In den letztern Hinsichten kann sowohl auf das Natürliche, als auf das gesehen werden, was der Mensch aus seiner Natur gemacht hat, durch Freiheit. Da es nun aber von besonderer Wichtigkeit ist, den Menschen gerade in dieser Hinsicht am sorgfältigsten zu erforschen, so muß man in der letzteren Beziehung zwei Punkte genau berücksichtigen: a) Sinnes- und Denkungsart, d. h. die Regeln, welche sich ein Mensch für sein Verhalten macht (deren Grund man die Gesinnung nennt), und b) die nach Grundsätzen der Sittlichkeit mit Freiheit eingerichtete, in einem Menschen herrschende, sich immer gleich bleibende Handlungsweise. Eben diese aber ist es, welche man im engern Sinne, oft jedoch auch vorzugsweise, Charakter eines Menschen nennt. Charakterlos nennt man den, der sich nie die Mühe gab, sich frei zu festen Grundsätzen zu erheben, und ohne Kraft ist, sie zu befolgen. Man darf daher annehmen, nur starke, große Seelen haben Charakter. Je stärker und größer, desto mehr ist ihr Betragen Folge ihrer Grundsätze, und desto treuer ist jenes diesen: consequente; je schwächer, desto weniger ist dies der Fall: inconsequente Menschen. Ausgebildete, starke Vernunft und große Kraft des Willens machen also den Mann von Charakter. Sind nun diese Grundsätze dem Sittengesetze gemäß, so ist sein Charakter gut: sind sie ihm entgegen, bös. Frei erworbene sittlich gute Grundsätze und denen gemäßes Handeln machen den Tugendhaften, frei erworbene sittlich böse Grundsätze und denen gemäßes Handeln machen den Lasterhaften, Bösewicht. Als Norm steht der Charakter des Tugendhaften da, das herrschende, beständige Streben, das Sittengesetz in allen Lagen und unter allen Verhältnissen zu befolgen. Streng genommen, gäbe es nun, außer diesem Charakter und dem ihm völlig entgegengesetzten, keinen andern, und wir würden die Meisten ohne Charakter finden, wofern nicht glücklicher Weise die weitere Bedeutung die gangbarste wäre. Man kann daher den Charakter in engerer Bedeutung den moralischen, den in weiterer den psychologischen nennen, unter welchem man sich also zu denken hat: den beharrlichen Bestimmungsgrund der Art zu sein und zu handeln in einem menschlichen Individuum ohne Rücksicht, ob freie Selbstthätigkeit oder Naturbeschaffenheit des Individuums die Ursache desselben war. Alle Eigenheiten demnach, welche in einem Menschen durch Naturell, Temperament, Kopf, Herz und Gemüth vorgebracht werden, alles, wodurch er eine eigene Naturart ist, rechnet man einem Menschen in diesem Stande als Charakter an, und verwechselt daher diesen auch häufig mit Naturell und Temperament. Die ursprüngliche Disposition zu einer solchen Naturart bringt jeder Mensch mit auf die Welt; Erziehung, Gewohnheit, Umgang, Schicksale und andere Umstände tragen das Meiste zur Bildung des Be-

harrlichen darin bei. Wie wichtig sorgfältigere Untersuchungen hierüber für Erreichung unserer Absichten, und mithin für Glück und Ruhe unseres Lebens seien, braucht nicht erinnert zu werden. S. d. Art. Menschenkenntniß. Daher geht auch ein Hauptmittel, die Menschen kennen zu lernen, dahin, daß man ihre herrschende Neigung erforsche, von welcher meist das ganze System ihrer herrschenden und der davon abhängenden Empfindungen, Begriffe, Meinungen, Urtheile und Handlungen bestimmt wird. Wenn nun der philosophische Menschenforscher die Verschiedenheiten der menschlichen Natur nach ihrem Grade und Zusammenhange erkennt, so stellt sie uns der Künstler dar, für die Einbildungskraft. Diese ist stets auf Anschaulichkeit gerichtet, aber nicht auf eine solche, die uns die Gegenstände wie im fernen Nebel verschwimmend, mit nur schwankenden Umrissen, sondern auf eine solche, die uns dieselben mit den möglichst bestimmten Umrissen vor die Seele führt. Das Eigenste, Bezeichnendste des Gegenstandes muß zu diesem Behufe herausgehoben werden, von der Seite, von welcher es gerade jetzt unsere Aufmerksamkeit fesseln soll, und mit solchen Zügen dargestellt, welche die ehemalige freie Beobachtung so lebhaft erneuern, daß wir gleichsam mit unmittelbarer Gegenwart des Gegenstandes getäuscht werden. Daher z. B. jene Beiwörter Homers: das schwerwandelnde Hornvieh, die erdaufwühlenden Schweine, der armstützende Stab, der langausstreckende Tod u. s. w. oder der Pappel silberwechselnde Blätter bei Voß u. a. m. Haben aber diese Dichter mit den hinzugefügten Beiwörtern etwas anders gethan, als charakterisirt, den eigensten Charakter eines Gegenstandes hervorgehoben, um diesen uns dadurch näher zu stellen? Poetische Schilderein und Beschreibungen würden sehr matt und kahl ausfallen ohne solche vergegenwärtigende und gleichsam belebende Charakterisirungen. Nicht aber in diesen allein sind sie nothwendig, sondern in jeder Gattung der Poesie, im Kleinsten wie im Größten, im Theile wie im Ganzen, und jede schöne Kunst erreicht ihren Zweck gehörig nur durch sie. Zarter, feiner, tiefer Sinn, rege, lebhaft auffassende Einbildungskraft für alle empfindbare Aeußerungen und Züge des Charakteristischen in der Natur und Menschheit sind dem Kunstgenie wesentlich; eben dadurch erschließt es in uns Andern den Sinn dafür, und lehrt uns auch in dieser Hinsicht Welt und Leben kennen, wie wir sie vorher nie gekannt. Mit wie andern Augen sehen wir beide an, wenn der Dichter, der Mahler, Bildhauer, Tonkünstler uns auf Erscheinungen, Aeußerungen, Zustände und Verhältnisse aufmerksam gemacht haben, an denen wir sonst, ohne sie zu beachten oder nur zu bemerken, vorübergingen! Wie eine neue Erscheinung steht das Alte, langgewohnte vor uns, und häufig ergeht es uns wie jenem Reisenden, der, als er nach verschiedenen Umständen der durchreisenden Länder befragt ward, antwortete: ja, das hätte ich beobachten können. In die Augen springt jedoch, daß nicht jede schöne Kunst die Charaktere aller Gegenstände darstellen könne, denn jede ist auf einen gewissen Kreis beschränkt; die bildende Kunst auf Gegenstände der äußern Welt, die Tonkunst auf Gefühle. Die Poesie allein umfaßt die äußere und innere Welt, und da ihre Sphäre gerade so weit reicht, als ihr Darstellungsmittel, die Sprache, so ergibt sich, daß eigentlich im Himmel, auf und unter der Erde kein Gegenstand sei, den sie nicht darstellen könne. So viele Gegenstände sie aber darstellen kann, so viele kann und soll sie auch charakterisiren.

Hier ist im Allgemeinen keine Gränzlinie zu ziehen, außer welche das Schönheitsgefühl bei Ekel und Abscheu erregenden Gegenständen zieht. Das Charakterisiren bezieht sich nun entweder auf die äußere Form und Beschaffenheit, oder auf die innere Kraft und Wirksamkeit, oder auf den Ausdruck des Innern durch das Aeußere. Welches von diesen dargestellt werde, immer soll es so dargestellt sein, daß es erscheint als ein echter Abdruck der Natur, denn ohne Naturwahrheit ist die Kunst nur ein leeres bedeutungsloses Spiel: zugleich aber auch so, daß die Einbildungskraft dadurch in eine lebhafte und dem gegenwärtigen Zweck entsprechende Thätigkeit versetzt werde. Soll dieß geschehen, so muß die herausgehobene Eigenthümlichkeit anschaulich, sinnlich klar, Leben erregend, gedrängt bezeichnet sein, und den Gegenstand eben nur von der Seite mit Bestimmtheit bezeichnen, von welcher er eben jetzt unser Interesse auf sich ziehen soll. Dieß letztere versteht sich wohl von selbst, weil ja sonst der Dichter ins Unendliche ausschweifen könnte, ohne uns dem Zwecke nur im mindesten näher zu führen. Uebrigens kann über das Mehr oder Weniger lediglich das Gesetz der Zweckmäßigkeit entscheiden. Mancherlei Mittel stehen dem Dichter zu Gebote: jetzt wird er mit einem einzigen Beiworte ausreichen, jetzt eines ausgemahlten Gleichnisses, bald einer längeren Beschreibung, bald einer ausführlichen Schilderung bedürfen. Einigen Unterschied zwar verursacht hierin die besondere Natur der verschiedenen Dichtungsarten; doch bezieht sich dieser mehr auf die Mittel, als auf die Behandlung. Das Charakterisiren kommt aber in der Poesie hauptsächlich vor bei der Darstellung menschlicher Charaktere (Charakterbezeichnung), so daß man vorzugsweise an sie zu denken pflegt, wenn vom Charakterisiren in Werken der Poesie die Rede ist. Hiervon soll jetzt insbesondere die Rede sein, weil es mit dem oben über menschliche Charaktere überhaupt Gesagten in nächster Verbindung steht. Es versteht sich von selbst, daß mit der Anfoderung an den Dichter, er solle Charaktere darstellen, nicht gemeint sein könne, er solle nur solche Personen in seinen Werken vorführen, welche im strengen Sinne Charakter haben. Nur Engel oder Teufel würden dann in seiner Welt erscheinen, mithin meist Wesen, wie wir sie in der Natur nicht, oder nur als seltene Ausnahmen finden. Ist es nun gleich nicht wahr, was man öfters behauptet hat, daß wir in ihrer Gesellschaft Langeweile finden und unsere Theilnahme nicht erregt fühlen würden (denn wir fühlen uns von Miltons Satan, Klopstocks Adramelech aufs höchste interessirt, und es ist kein Zweifel, daß wir durch die Aufstellung eines ächt tugendhaften Menschen, wenn er z. B. im Kampfe gegen Versuchung und Schicksal als wahrhaft erhabener Gegenstand nur durch seinen Tod siegt, die innigste Theilnahme für ihn erregen würden); so würde doch der Dichter nur um Extreme schweben. Wenn es daher gleich keine noch so große erhabene Handlung gibt, deren die menschliche Natur nicht fähig wäre, so hat es doch schwerlich einen Menschen gegeben, dessen Weisheit mit keinem Zusatze von Thorheit, dessen Tugend mit keinem Fehler, keiner Schwäche gemischt gewesen wäre. Nur Wesen dieser Art hält der Mensch im Durchschnitt für seines Gleichen, und der Dichter hat nicht die Verpflichtung des Moralisten auf sich, uns sittliche Ideale der menschlichen Natur aufzustellen, sondern er schildert die Menschen wie sie sind, nicht wie sie sein sollen. So wenig er daher blos tugendhafte Charaktere (oder deren Gegentheil) aufstellt, eben so wenig können wir erwarten, daß er blos consequente uns vorstellen werde, da feste prac-

tische Grundsätze unter den Menschen ebenfalls selten, und unabweichliche Befolgung derselben noch seltener sind. Viel Studium und Mühe könnte der Dichter, wenn er nur consequente Charaktere darzustellen hätte, sich ersparen; denn eben Darstellung der inconsequenten Menschen, von denen man zu sagen pflegt, daß sie keinen Charakter haben, dergleichen z. B. der Prinz in Emilia Galotti und Clavigo sind, gehören zu den schwierigsten Aufgaben der Charakterzeichnung. Das menschliche Sein in seinen verschiedenartigsten Anwandlungen bringt der Dichter zur Erscheinung, und dadurch werden jene Gattungen von Poesie, welche Begebenheiten oder Handlungen der Menschen zum Gegenstande haben, zugleich meist Entwickelungen der Geschichte des menschlichen Herzens, Beiträge zur Menschenkunde. Ganz entgegengesetzt den meisten Menschen, die, beschränkt, nur gewisse Eigenheiten an sich und andern schätzen, begünstigen und ausgebildet wissen wollen, hat der echte Dichter Sinn für alles, Lust an allem, weil er jedes in Beziehung auf das Ganze, und im Kleinen selbst das Große sieht, dem jenes dient. „Nur alle Menschen" heißt es in Meisters Lehrbrief, „machen die Menschen aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt." Indem nun der Dichter, in dessen Brust ein Vorgefühl alles dessen ruht, was der ganzen Menschheit zugetheilt ward, diese verschiedenen Abwandlungen derselben, für deren Beobachtungen sein Blick geschärft ist, darstellt, eröffnet er uns auch den Sinn für Leben und Menschheit und die Verkettungen des im Dunkeln waltenden Schicksals. Freilich, sagen wir mit Herder, „wenn ein Dichter das Wort Schicksal so misverstünde, daß die große Göttin ein Poltergeist würde, der für und wider nichts die aufs beste angelegten Plane der menschlichen Vernunft, aller Vernunft entgegen, absichtslos und schadenfroh ohne alle Schuld der Menschen verwirrte; wenn er auf das Kunststück sänne, daß Alles, was Menschen wohlgesinnt und wohlbesonnen unternehmen, unglücklich, dagegen, was die Götter leidenschaftlich und brutal wollen, abscheulich glücklich ausfalle: dann haßten wir in diesem Dichter das dumme, stupide Schicksal." Nein, durch Menschen-Charaktere, durch die eigenthümlichen individuellen Anlagen und Fertigkeiten der Menschheit, wirkt das Schicksal, oder welchen Namen man sonst dafür wähle; an diese knüpft es die unsichtbaren Fäden, aus denen die Ereignisse und Begebenheiten der Menschheit gewoben werden, und auf diese Weise stellt sie der echte Dichter dar. Wie nöthig wird ihm also bestimmter Umriß, Haltung, anschaulich lebenvolle Darstellung der Charaktere! Ohne reine, wahre, treue, lebendige Charakteristik der Geister und Herzen, ohne tiefe, innigste Erfassung jeder starken und jeder leiseren Nüance verfehlt er offenbar seinen Zweck! Im Allgemeinen werden an jede Charakterzeichnung eines Dichters folgende Anforderungen mit Recht gemacht: 1) Sie sei wahr und der Natur getreu. Was hier gegen die Naturgesetze der Wahrheit ist, kann unmöglich schön sein; der Charakter muß mit den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur übereinstimmen. 2) Die Charakterzeichnung muß Haltung haben, d. h. sie darf sich selbst nicht widersprechen, sie muß consequent durchgeführt sein. Hier ist die Schwierigkeit unstreitig bei den sogenannten Charakterlosen am größten. In diesem Falle müssen nur die jedesmaligen Bestimmungsgründe herausgehoben und die einwirkenden Situationen mit Geschicklichkeit angelegt und durchgeführt sein. Uebrigens gibt es allerdings auch Widersprüche in sonst consequenten Charakteren, wenn z. B. herrschende Leidenschaften mit den Grundsätzen in Conflict gerathen. So ist es z. B. keineswegs gegen

die menschliche Natur, daß ein Ehrgeiziger sich bis zum Niederträchtigen erniedrige, wenn er dadurch seinen Zweck zu erreichen hofft; es ist aber gegen die menschliche Natur, daß ein Phlegmatiker sich als den feurigsten Liebhaber zeige. 3) Die Charakterzeichnung muß leicht überschaulich sein, damit man nicht über den Charakter unentschieden bleibe. Freilich aber ist es nicht Schuld des Dichters, wenn seine Leser den Löwen nicht an den Klauen erkennen; denn von dem Dichter wird keineswegs gefodert, daß er uns eine Charakterzeichnung wie la Bruyere liefere, sondern seine Phantasie stellt so viele Aeußerungen und Züge des Charakters zusammen, als sein Zweck erheischt und hinreichen, unsere Phantasie zu erregen und unser Urtheil zu bestimmen. Ein einziger leiser Zug, der Natur fein abgelauscht, worin sich die Eigenthümlichkeit eines Charakters ausdrückt, ist oft hinreichend zu bewirken, daß unsere Phantasie das Uebrige hinzudichte. Züge dieser Art sind es, welche vornehmlich die beschreibende Poesie beleben, die es so sehr mit Beschaffenheit und Zuständen, überhaupt dem Ruhenden, zu thun hat. Hier muß die Phantasie durch die Charakterzeichnung in ein fortschreitendes Spiel versetzt werden, worin sie zu dem Gegebenen eine Mannichfaltigkeit des durch den Charakter Möglichen hinzudichtet, da sie hingegen in den Charakterzeichnungen der dramatischen Poesie (bei Entfaltung des Willens durch Versetzung in Lagen, welche zum Handeln nöthigen) den Verstand durch ihr Spiel veranlaßt, rückwärts bis zu den Gründen zu gehen. Man darf hier nur an die Entwickelung von Hamlets Charakter in Meisters Lehrjahren erinnern. Die erzählende Poesie, die es statt der Handlungen mit Begebenheiten zu thun hat, steht in dieser Hinsicht zwischen jenen beiden in der Mitte. Uebrigens haben dramatische und erzählende Poesie das mit einander gemein, daß dort die Handlung, hier die Begebenheiten durch die Charaktere bedingt sind. In dieser Hinsicht ergeben sich denn für Charakterzeichnung folgende Gesetze: 1) Nur solche Züge, Aeußerungen und zur Entwickelung führende Situationen anzubringen, als zur Wirkung wesentlich erfoderlich; 2) nicht mehr als nöthig waren, und 3) alle in einer solchen Aufeinanderfolge, daß das Zusammenfassen in ein Totalbild dadurch möglich wird. Fehlt an solchen Zügen etwas, so ist die Charakterzeichnung dürftig; sind sie nicht mit der erforderlichen Stärke herausgehoben, so ist sie flach, matt, oberflächlich, unbestimmt; sind ihrer zu viele, so ist sie überladen; sind sie zu stark, so ist sie übertrieben, und sind sie nicht in der gehörigen Ordnung, verworren. Diese Fehler weisen von selbst auf die entgegengesetzten Tugenden. Man lasse sich übrigens durch eine Eintheilung der Dramen, die auch für den Roman gelten kann, in Intriguen- und Charakterstücke nicht zu dem Wahne verleiten, in dem selbst Dichter und Aesthetiker zu stehen scheinen, als ob manchen Dramen und Romanen Charakterzeichnung minder wesentlich sei. Charakterzeichnung ist in allen unerläßliche Bedingung, und jene sogenannten Charakterstücke unterscheiden sich von den übrigen in Hinsicht auf Charakteristik blos wie Gattung und Art. Aber entweder liegt das meiste Gewicht überhaupt auf den Charakteren, oder es wird insbesondere das einer Classe von Individuen, deren Repräsentant der Held des Charakterstücks ist, Eigenthümliche dargestellt, indem man alle Hauptzüge eines Charakters, die man sonst nur an mehreren zerstreut antrifft, auf Eine Person häuft, und so gewissermaßen den personificirten Charakter selbst, wie z. B. in Molière's Geizigem, erhält. In

beiden Fällen redet man von einem Charakterstück. Die Untersuchung, wie weit ein Dichter hiebei gehen dürfe, ob und wie er dabei die Individualität retten könne, oder zu retten nöthig habe u. a. m., würde aber zu weit führen. Was die Charakterdarstellung in der Schauspielkunst anlangt, so ist der Schauspieler nicht blos Organ des Dichters, sondern auch Repräsentant seiner Helden, und da er diese durch seine Person zu versinnlichen und zu beleben bestimmt ist, so folgt natürlich, daß er den vom Dichter gezeichneten Charakter getreu darstellen solle. Die schwierige Aufgabe des Schauspielers ist hierbei diese, einen idealen Charakter als Individualität darzustellen in seiner eigenen Person. Diese seine Person muß er nothwendig verleugnen; für den fremden Charakter, den er darstellen soll, hat er aber kein Vorbild; denn der Dichter liefert ihm mehr nicht als Veranlassung, sich ein solches zu schaffen. Die Züge dazu kann er nirgend anders entlehnen, als aus der Natur, indem er entweder ein einziges Original copirt, oder die zerstreuten Züge von mehreren in Eins verbindet. Da das Erste nur in seltenen Fällen anwendbar ist, so bleibt ihm meistens das Letztere übrig, wobei er sich als echten Künstler mit schöpferischer Phantasie beweist. Uebrigens ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der Schauspieler schärfer charakterisiren müsse, als wir es überall in der Natur finden, und daß ohne Charakteristik die Schauspielkunst nichts ist. Der Schauspieler befindet sich ziemlich dabei im Falle des bildenden Künstlers; wie denn überhaupt die Schauspielkunst als belebte Bildnerei betrachtet werden mag. Dann muß man aber bekennen, daß die Schauspielkunst noch mehr Schwierigkeiten zu besiegen habe, als die Bildnerei; denn wenn sich diese auf einen Moment beschränkt, so hat jene einen vollständigen Cyclus darzustellen, worin mit immer gleich gehaltener Wahrheit ein Beharrliches, der Charakter, in beständigem Wechsel durch die mannichfaltigsten Uebergänge zum Ziele geführt wird, an welchem alles Einzelne Ein Ganzes ausmacht. Mit der Bildnerei hat sie Ausdruck der Beschaffenheit und des Zustandes der Seele im Körper gemein, denn darin besteht der eine Theil der Charakteristik bildender Kunst; der andere bezieht sich lediglich auf die äußere Beschaffenheit der dargestellten Wesen, Erfassung der Eigenthümlichkeiten, womit die Natur ein jedes in Gestalt, Farbe und Größe bezeichnet hat. Außer dieser treuen Naturwahrheit kann die bildende Kunst zwar in Hinsicht auf äußere Gestalt durch Wahl der Formen das Trefflichere darstellen, charakteristisch kann sie aber sonst nur sein durch den Ausdruck des Geistigen im Körperlichen. Wo die Natur anfängt, durch inwohnenden Geist, Seele, bedeutend zu werden, da fängt auch eigentlich erst der Kreis der schönen bildenden Kunst an, und Copien von Naturgegenständen, wäre auch ihr äußerer Charakter noch so genau beobachtet nnd die Behandlung noch so trefflich, haben doch keinen Anspruch auf den Rang unter Werken schöner Kunst, wenn nicht der Künstler jene Bedeutung herausgehoben hat. Dies ist bei manchen Gegenständen gar nicht, bei einigen in geringerem, bei andern in hoherem Grade möglich. Die der erstern Classe nennt Göthe widerstrebende Gegenstände, bei denen wir nicht verweilen wollen. Zu denen der zweiten Classe gehören Stilleben, Landschaften, Thierstücke, die ohne Charakteristik leer und fad sind und den Beschauer gleichgültig lassen. Die höhere Charakteristik beginnt, wo im organischen Leben freie Thätigkeit sich äußert, besonders da, wo er in Individuen sich in unendlicher Mannichfaltigkeit äußert. In der Thierwelt wird wenig

Individualität gefunden, indem fast jedes Individuum seine ganze Gattung repräsentirt; der bildende Künstler wird also hauptsächlich seine Kunst des Charakterisirens in Darstellungen aus der Menschenwelt zeigen können. Auf dreifache Weise stellt er den Menschen dar, plastisch, physiognomisch und mimisch. Bei der plastischen Darstellung, die auf vollendetetes Ebenmaß der Form gerichtet ist, kann er nur äußere Zustände charakterisiren, z. B. die Unterschiede des Männlichen und Weiblichen, die Stufen des Alters u. a. m.; die Seelencharakteristik gehört den andern Arten an. Physiognomische Darstellung zeigt den Ausdruck des innern Menschen im äußern in Ruhe; und ist entweder Porträt oder Charakterstück. Die meisten Porträts sind mehr für die Erinnerung, als den tiefern ästhetischen Sinn, und es werden meist keine höheren Ansprüche gemacht, als auf äußere Aehnlichkeit der Gesichtszüge, weshalb denn auch Bildnisse kein allgemeines Interesse haben. Wie in diesem nur die Persönlichkeit eines einzelnen Individuums, so ist im Charakterstück die Individualität einer ganzen Art oder Classe dargestellt. Man kann hieher die Charakteristik von le Brun rechnen, in denen die vorzüglichsten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften nach ihrem physiognomischen Ausdruck dargestellt sind. (S. Physiognomik.) Mimisch stellt die bildende Kunst den Menschen dar, wenn sie aus seinem Aeußern auf eine bestimmte Handlung schließen läßt, bei welcher er unternehmend oder leidend interessirt ist. Diese mimische Darstellung ist entweder pathologisch, wenn sie aus den Mienen und Geberden den Grund der Seelenbewegung nur errathen läßt, oder dramatisch, wenn sie den Grund selbst als eine vollständige Begebenheit darstellt, welche die Veranlassung des mimischen Ausdrucks enthält. Diese letzteren Darstellungen sind wieder historische und Charakterbilder. Die letzteren erheben sich über die erstern dadurch, daß alle Figuren derselben für sich interessiren müssen, und die Handlung ihnen nur zur nähern Bezeichnung oder Versinnlichung des Charakters beigelegt, mithin untergeordnet ist, wovon das vollkommenste Beispiel Rafaels Schule von Athen sein dürfte; im historischen Bilde sind die Figuren um der Handlung willen da. Das Verhältniß ist wie in den Charakter- und Intriguen- oder Situationsstücken der dramatischen Poesie, und was in Hinsicht auf Charakterzeichnung dort galt, gilt auch hier. Musik. Der Gegenstand der Musik sind Empfindungen, das Darstellungsmittel Töne. Durch beide wird der Charakter der Tonstücke bedingt. Davon, daß jede Empfindung ihren eigenen Charakter habe, ist wohl unnöthig zu sprechen, wir gedenken also nur des danach modificirten Ausdrucks durch Töne. Auf eine zwiefache Weise wird dieser bestimmt: einmal durch den Gang und die Bewegung der Töne, und dann durch die Tonart. Die Erfahrung lehrt uns, daß jede Empfindung und Leidenschaft ihre eigenthümliche Bewegung habe; denn rasch hüpft die Freude, mit zögerndem Schritte schleicht der Schmerz u. s. w. Mit diesem der jedesmaligen Empfindung angemessenen Rhytmus charakterisirt also die Musik zunächst. Da sich aber nicht blos durch Bewegung, sondern auch durch Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche der Töne, je nachdem diese oder eine andere Empfindung die Ursache von ihnen ist, unterscheiden; so wird die Wahl der Tonart ein zweites Mittel zu charakterisiren für die Musik. Hier tritt die Charakteristik der Töne ein (s. Tonarten), und man sieht, wie wichtig die Bestimmung ist, aus welchem Ton ein Tonstück gehe. Und so zeigt sich denn auch, die Musik sei nur rein wirksam, wenn sie auf ihre Weise ächt charakterisirt.

Daß sich die Declamation in demselben Falle befinde, springt in die Augen; denn Declamation, wenn sie ist, was sie sein soll, ist ja nichts anders, als eine gesprochene Musik, weshalb auch der verewigte Schocher sie eine notirte Beredsamkeit nannte. Und was fodern wir von einer ächten Declamation? Nicht blos, daß sie richtig ausspreche, Längen und Kürzen im Allgemeinen beobachte u. s. w., sondern daß sie Stillstand, Fortschritt und überhaupt die Bewegung, Ton, Modulation, Nachdruck und Affect dem jedesmaligen Inhalte der Darstellung aufs genaueste anpasse. Denken wir hiebei wieder an den Schauspieler, so erscheint uns die Schwierigkeit der Kunst in ihrem ganzen Umfange, denn wie er in Hinsicht auf mimischen Ausdruck mit dem bildenden Künstler verwandt ist, so ist er es in Hinsicht auf Declamation mit dem Tonkünstler; die Wahrheit seines Mienen- und Geberdenspiels soll er auch durch die Wahrheit seines Sprachausdrucks beglaubigen, und so der Poesie von allen Seiten Leben und Seele geben. Endlich darf die Baukunst eben so wenig, als eine andere schöne Kunst den Charakter vernachlässigen, welcher durch die Wirksamkeit gewisser Formen auf unser Gefühl bestimmt wird; weshalb es, beiläufig gesagt, gar nicht so unsinnig war, als es Einigen geschienen hat, die Baukunst eine versteinerte Musik zu nennen. Die Werke der schönen Baukunst müssen sich charakterisiren als erhabene, prächtige, schauerliche, schöne, romantische. Erhaben bis zum Feierlichen sind Tempel; prächtig, Eindruck von Größe und Würde erregend Paläste; schauerlich Gefängnisse, Zeughäuser u. a.; reizend, wenigstens so weit es durch Symmetrie und Eurhythmie erreichbar ist, Privatwohnungen, die ländliche Baukunst u. s. w. Das Romantische ist vornehmlich der gothischen Baukunst eigen, von deren mannigfaltiger Anwendung zu unserer Zeit wohl kaum eine Erinnerung nöthig ist. Die „Untersuchung über den Charakter der Gebäude, über die Verbindung der Baukunst mit den schönen Künsten, und die Wirkungen, welche durch diesen hervorgebracht werden sollen (Leipzig 1788 vom Herrn von Erdmannsdorf)" machen es unnöthig, uns hierüber weiter zu verbreiten. Daß die Gartenkunst ebenfalls der Charakteristik bei ihren Darstellungen wesentlich bedürfe, lehrt der Art. Gartenkunst. — Das unumstößliche Resultat aller dieser Untersuchungen ist: keine schöne Kunst ist ohne Charakteristik, und ein großer Theil der Wirkungen, welche sie hervorbringt, beruht auf ihrem zweckmäßigen Gebrauche. Deshalb dürfen wir uns in der That nicht verwundern, wenn es Aesthetiker gegeben, die geradezu das Wesen aller schönen Kunst in Charakteristik setzen. In neuester Zeit hat dies besonders Hirt gethan, in zwei Aufsätzen, die von ihm in Schillers Journal die Horen enthalten sind. Man vergesse aber nicht, was hiegegen von Göthe in den Propyläen, und von Fernow in den Römischen Studien erinnert worden. Schön ist des Ersteren Charakteristik der Charakteristiker; der Untersuchung des Letzteren fehlt wenig, um erschöpfend zu sein. Er setzt das Ideale dem Charakteristischen entgegen, und zeigt, daß durch den Ausdruck des Charakteristischen Kunstwahrheit bewirkt werde. Wie nöthig diese sei, ist gezeigt worden; allein sie ist noch keine Schönheit, und von schöner Kunst ist doch die Rede. Da ergiebt sich denn von selbst, daß Wahrheit und Charakteristik weder der ganze, vollständige, noch der höchste Zweck der Kunst sein können, sondern daß zu ihr noch Idealität der Form und Schönheit der Darstellung hinzukommen müsse. Schöne Darstellung des Ideals unter charakteristischen Bedingungen ist es,

worauf hier Alles ankommt. Vergl. den Art. Ideal, und Falks kleine Abhandlungen über Poesie und Kunst. dd.

Chardin (Jean), Sohn eines protestantischen Juwelenhändlers zu Paris, und selbst Juwelenhändler, war 1643 geboren. Er war noch nicht zwei und zwanzig Jahr alt, als sein Vater ihn, um Diamanten einzukaufen, nach Ostindien schickte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Surate lebte Chardin sechs Jahre lang in Ispahan, wo er sich weniger mit kaufmännischen Geschäften als mit tiefen Studien und Untersuchungen beschäftigte, und seine Verbindungen am Hofe benutzte, um die belehrendsten und zuverlässigsten Nachrichten über die politische und militärische Lage Persiens zu sammeln. Er brachte treffliche Materialien über die Alterthümer und die Geschichte zusammen. Im J. 1670 kehrte er nach Frankreich zurück; da er aber sah, daß er wegen seiner Religion keine Anstellung oder Beförderung zu hoffen hatte, nahm er eine beträchtliche Menge von Kostbarkeiten mit sich, und reisete 1671 wieder nach Persien. Theils in Persien, theils in Indien blieb er zehn Jahre. Im April 1681 kam er in London an, und zehn Tage nach seiner Ankunft ertheilte ihm Carl II. den Titel eines Chevaliers. Chardin beschäftigte sich jetzt mit seiner Reisebeschreibung, deren ersten Band er in London 1686 herausgab. Die andern Bände sollten folgen, als er zum bevollmächtigten Minister des Königs von England bei den Generalstaaten von Holland, und zum Agenten der englisch-ostindischen Compagnie bei ebendenselben ernannt wurde. Seine neuen Pflichten entzogen ihn nicht seinem Lieblingsgeschäfte, und im J. 1711 gab er zwei Ausgaben seiner Reisebeschreibung heraus. Bald darauf kehrte er nach England zurück, wo er 1713 starb. Alle spätern Reisenden haben die Richtigkeit, Genauigkeit und Wahrheit seiner Angaben und die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse bestätigt. Die neueste und beste Ausgabe von Chardins Reise hat Langles 1811 in zehn Octavbänden nebst einem Atlas in Folio besorgt.

Charette de la Coutrie (François Athanase), einer der Hauptanführer in dem Vendéekriege, war 1763 zu Couffée in der Bretagne in einer alten und ausgezeichneten Familie geboren. Mit dem sechzehnten Jahre wurde er bei der Marine angestellt, wo er bis 1790 diente, dann zu den Emigrirten nach Coblenz ging und kurz darauf nach Frankreich zurückkehrte. Er war am 16. August in Paris, wo er vergebens versuchte, in die Tuilerien zu dringen, um den König zu vertheidigen. Er begab sich darauf nach Poitou und lebte ruhig auf dem kleinen Schlosse Fonteclause, als in den ersten Tagen des Mais die Insurrection ausbrach. Den wiederholten Aufforderungen der bewaffneten Bauern nachgebend, stellte er sich endlich an ihre Spitze. Sein Angriff auf Pornic gelang. Aber bei Challans und St. Gervais war er unglücklich. Nur seine Festigkeit erhielt ihn im Commando. Er flüchtete nach Montaigu, wo der Insurgentenchef Royrand ihm die Aufnahme verweigerte. In dieser Noth griff Charette mit dem Rest seiner Treuen voll Verwegenheit die Republikaner zu St. Colombien an, und trug entschiedene Vortheile davon. Royrand, dadurch ausgesöhnt, verabredete eine gemeinschaftliche Unternehmung mit ihm; der glückliche Erfolg derselben setzte Charette in eine bessere Lage. Nach einigen Gefechten war er aufs neue Herr des ganzen Landes. Ungefähr um diese Zeit nahm die große Vendéearmee Samur; Charette vereinigte seine Operationen mit den ihrigen. Der Angriff auf Nantes mißlang. Jetzt ward

d'Elbée zum Oberbefehlshaber gewählt. Obgleich damit unzufrieden, nahm Charette doch Antheil an dem Angriff auf Luçon, wo die Vendéer nach anfänglichen Vortheilen eine vollständige Niederlage erlitten. Gegen die Mitte des Septembers erschien die Garnison von Mainz und andere kriegsgewohnte Truppen in Nieder-Poitou, um die Republikaner zu verstärken. Charette zog sich an die Ufer der Sevre zurück und vereinigte sich mit der großen Vendéearmee, welche hier bei Torfu einen vollständigen Sieg über die Mainzer erfocht. Den folgenden Tag marschirten Lescure und Charette auf Montaigu, und gewannen neue glänzende Vortheile. Statt aber jetzt zum Ueberreste der Armee unter Bonchamp und d'Elbée zu stoßen, verfolgten sie ihren Sieg noch bei St. Fulgent, und verhinderten dadurch einen allgemeinen Angriff, der die Vernichtung des Feindes vollendet haben würde. Dieser Mangel an Uebereinstimmung entzweite Charette und die übrigen Anführer. Sein Talent konnte sich nur noch zeigen, wenn er allein und unabhängig war. Als er seine Cantonnirungen befreit sah, verließ er mit den Seinigen unter einem Vorwande die Hauptarmee, und machte einen Angriff auf die Insel Noirmoutier, um sich mit den Engländern in Verbindung zu setzen. Dies gelang ihm gerade, als die bei Chollet geschlagene große Armee über die Loire gehen mußte; bald aber hatte auch Charette sich gegen heftige Anfälle zu vertheidigen. Haxo drängte ihn gegen das Meer und hielt ihn in den Moräften von Bouin eingeschlossen. Charette führte seine Armee glücklich aus einer Gegend, in der sie verloren zu seyn schien. Zu schwach, sich irgendwo zu behaupten, setzte er jetzt den Krieg als Parteigänger fort. Seine Thätigkeit war durch nichts zu ermüden; fünf Monate durchstreifte er auf diese Weise Nieder-Poitou. Dann ging er über die Sevre zurück, und begab sich wieder auf sein Gebiet, ohne sich mit der großen Armee in Verbindung zu setzen, die sich aufs neue zu bilden anfing. Nach einigen gemeinschaftlich mit Stofflet, theils in Anjou, theils in Nieder-Poitou glücklich ausgeführten Angriffen blieb Charette allein auf seinem Gebiete; gegen den Juni 1794 verstärkte er sich ansehnlich. Durch einige errungene Vortheile kühn gemacht, unternahm er es, drei verschanzte Lager der Republikaner zu zerstören. Der Angriff auf das Lager von St. Christophe bei Challans war die schönste Waffenthat Charette's und seiner Armee. Indeß hatte der 9. Thermidor die Erbitterung der Gemüther auf beiden Seiten gemindert; Abgeordnete des Convents erschienen, und boten den Vendéern eine Amnestie. Charette willigte endlich wider Willen in einen Frieden, der ihn in seinen Augen erniedrigte. Aber keine von den Friedensbedingungen ward gehalten; man griff aufs neue zu den Waffen und kämpfte auf Leben und Tod. Charette ließ alle Gefangenen erschießen, und nahm stets die blutigsten Repressalien. Aber das Glück war ihm nicht mehr günstig; Hoche schloß ihn völlig ein, seine Anhänger verließen ihn, und zwischen Montaigu und Belleville ward er gefangen. Man brachte ihn nach Nantes, wo er den 29. März 1796 erschossen ward.

Charfreitag hat wahrscheinlich seinen Namen von dem alten deutschen Worte charen, welches leiden oder büßen heißt. Die Protestanten betrachten ihn als den feierlichsten Tag des ganzen Jahres, dagegen gilt er bei den Catholiken nur für einen halben Feiertag.

Chargé d'Affaires, s. Gesandter.

Charité, eigentlich Barmherzigkeit, Liebe. Daher wohl auch die Benennung eines Krankenhauses, wie in Berlin.

Charitinnen, s. Grazien.

Charkow, Hauptstadt des slobod-ukrainischen Gouvernements in Rußland. Sie hat über 1500 Häuser und an 11,000 Bewohner. Die Einwohner nähren sich, außer dem Feld- und Obstbau, von ihren Lederarbeiten, wollenen Filzen, Decken und Mänteln, und von einem nicht unwichtigen Zwischenhandel. Es gibt vier große Jahrmärkte hier. Im J. 1803 wurde die hiesige hohe Schule zu einer Universität umgeschaffen, und aus Deutschland mehrere bekannte Gelehrte als Professoren dorthin berufen. Der Kaiser bewilligte jährlich 130,000 Rubel zu Einkünften, und außerdem schoß der Adel des slobod-ukrainischen Gouvernements 400,000 Rubel zur Einrichtung her. Sie zählt 25 Professoren und etwa 230 Studenten.

Charlatan. Die Abstammung dieses Worts, worunter man zunächst einen Afterarzt, dann aber überhaupt Jeden versteht, der sich auf eine auffallende Weise den falschen Schein von Kenntnissen oder Geschicklichkeiten gibt, ist zweifelhaft. Einige leiten es ab von dem Flecken Cerretano bei Spoletto, von wo die ersten medicinischen Betrüger ausgegangen sein sollen, Andere von dem barbarischen Worte circulatanus (für circulator), noch Andere von dem italienischen ciarlare, schwatzen. Wir könnten noch eine Ableitung hinzufügen von dem italienischen scarlatto, Scharlach, und scarlattino (scharlachfarben, weil auch die Afterärzte einen Scharlachmantel, das Abzeichen der Aerzte, umthaten. Am natürlichsten scheint indeß die Ableitung von ciarlare, weil im Schwatzen eigentlich die Hauptkunst des Charlatans besteht.

Charlestown, die Hauptstadt von Süd-Carolina in Nordamerika, wurde im J. 1630 angelegt. Sie zählt über 28,000 Einwohner, worunter 13,000 Neger, in 3500 Häusern, ohne die Packhäuser und Magazine. Der Handel von hier aus ist von der höchsten Bedeutung, sowohl nach Europa, als nach den westindischen Inseln. Die Hauptausfuhr besteht in Reis, Tabak, Baumwolle, Indigo. Es laufen jährlich über 1000 Schiffe ein und aus.

Charlottenburg, königliches Lustschloß, an der Spree, mit einem schönen Garten, eine Stunde von Berlin, welches die erste Königin von Preußen, Sophia Charlotte, erbauen ließ. Die dabei neuangelegte Stadt enthält 430 Häuser und 3800 Einwohner. Ein schöner Weg führt durch den Thiergarten nach Charlottenburg, welches die Berliner häufig als Vergnügungsort besuchen. Ehemals hieß es von dem dabei liegenden Dörfchen Lietzow Lützelburg. Unter der verewigten Königin Luise, Gemahlin Friedrich Wilhelms III., ist es sehr verschönert worden. In dem Schloßgarten befindet sich das dieser vortrefflichen Fürstin errichtete Mausoleum, unter dessen Gewölbe auch ihre Asche ruht. Jeden 19. des Monats (zur Erinnerung an den Sterbetag [19. Juli 1810] der Königin stehen die Pforten dem Publicum offen. Am 19. Juli jeden Jahres ist daselbst vor dem Könige und seiner Familie Gottesdienst.

Charon, ein Sohn des Erebus und der Nacht. Sein Amt war, die Todten über den schwarzen Acheron, den immer vom Geheule der Todtenklage ertönenden Cocytus, und den selbst den Göttern furchtbaren Styx zu führen. Für seine Mühe mußten ihm die Todten ein Fährgeld bezahlen, das man den Verstorbenen in den Mund steckte. Wer dies nicht mitbrachte oder wer auf der Oberwelt keine Begräbnißstätte gefunden hatte, dessen Schatten mußte traurig an den Ufern des Acheron herumirren und warten, bis Charon ihn einnehmen wollte. Man stellte ihn vor als einen finstern Alten mit struppigem Barte und zerlumpter Kleidung.

Chäronea, ein Ort in Böotien, berühmt durch die Schlacht zwischen Philipp und den verbündeten Griechen. (S. Griechenland und Philipp.)

Charoſt, (Armand-Joſeph de Béthune, Duc de), geboren zu Verſailles 1728, zeigte ſich durch ſeine raſtloſe Wohlthätigkeit und zu jeder Aufopferung bereite Vaterlandsliebe ſeines großen Ahnherrn Sully würdig. Mit dem ſechzehnten Jahre trat er in die Armee. Mit groſſer Auszeichnung focht er bei der Einnahme von Münſter und bei mehrern andern Gelegenheiten. Ein Freund und Vater ſeiner Soldaten, belohnte er aus ſeinen Mitteln die Tapfern. Im J. 1758 ſchickte er ſein ſämmtliches Silber in die Münze, um den Bedürfniſſen des Staats damit zu Hülfe zu kommen. Der Friede von 1763 gab ihm einem ruhigen Wirkungskreis zurück; aber ſeine Wohlthätigkeit gegen die Soldaten, welche er commandirt hatte, ſetzte er fort. Er war beſonders thätig für die Verbeſſerung des Ackerbaues und den öffentlichen Unterricht. Zwanzig Jahre vor der Revolution ſchaffte er die Frohndienſte auf ſeinen Gütern ab, ſchrieb gegen den Feudalismus, entwarf einen Plan zur Tilgung der Zinſen und Renten, verwandelte die Zwanggerechtigkeit in eine mäßige Geldzahlung u. ſ. w. Er gründete in verſchiedenen Kirchſpielen Anſtalten, aus denen die Armen, die durch Hagelſchlag, Ueberſchwemmungen und Brand Verunglückten unterſtützt wurden, ſorgte für den Unterhalt und Unterricht älternloſer Kinder, ſtellte Aerzte und Hebammen an, ließ zu Meillant ein Hoſpital anlegen, und ſtattete es reichlich aus. In einem Jahre der Theurung ließ er auf eigene Koſten Getreide in den Hafen von Calais einführen. In den Provinzialverſammlungen ſprach er gegen die Frohnen; in der Verſammlung der Notabeln erklärte er ſich für die gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Laſten. Die Revolution brach aus. Noch vor dem Decrete über die patriotiſche Beiſteuer machte er ein freiwilliges Geſchenk von 100,000 Franken. Während der Schreckenszeit hatte er ſich nach Meillant zurückgezogen. Hier wurde er verhaftet, und erſt nach dem 9. Thermidor erlangte er ſeine Freiheit wieder. Es verdient bemerkt zu werden, daß in den Certificaten, welche ihm die Revolutionsausſchüſſe ertheilten, er der Vater der leidenden Menſchheit, der Wohlthäter genannt wird. Er kehrte nach Meillant zurück, wo er eine Ackerbaugeſellſchaft ſtiftete. Kein Opfer war ihm zu groß, und ſein ungeheures Vermögen reichte kaum für ſeine Unternehmungen hin, bis er den 27. Oct. 1800, von unzähligen Menſchen betrauert, deren Wohlthäter er geweſen, an den Blattern ſtarb.

Charpentier (Joh. Friedr. Wilh. von), Berghauptmann in Freiberg, ein um die wiſſenſchaftliche Betreibung des Bergbaues höchſt verdienter Mann, war geb. den 24. Juni 1738 und ſtarb den 27. Juli 1805. Im J. 1766 erhielt er an die damals neuerrichtete Berg-Akademie in Freiberg einen Ruf als Lehrer der Mathematik. Späterhin machte er ſich mit dem practiſchen Grubenbaue bekannt. Er bekam nun 1784 die Direction des Alaunwerks zu Schwemſal und ging im nächſten Jahre nach Ungarn, um die Anwendbarkeit der neuen Amalgamirmethode zu prüfen. Nach ſeiner Zurückkunft wurde in Freiberg das große Amalgamirwerk nach einem ſehr durchdachten Plane angelegt. Er war um dieſe Zeit vom Kaiſer Joſeph in den Reichsadelſtand erhoben worden. Von ſeinen Töchtern war die eine an den Oberhofprediger Reinhard, und iſt jetzt in zweiter Ehe an den Grafen Hohenthal verheirathet; die andere iſt die Gattin des Generals Thielemann.

Charron (Pierre), der Sohn eines Buchhändlers, welcher Vater von fünfundzwanzig Kindern war, wurde zu Paris 1541 geboren. Nachdem er zu Orleans und Bourges die Rechte studirt und in der Irhten Stadt Doctor geworden, fing er zu practiciren an. Allein nach fünf oder sechs Jahren widmete er sich dem geistlichen Stande und zeichnete sich als Canzelredner aus. Er bekleidete mehrere Aemter in Gascogne und Languedoc, lebte nach und nach zu Bazas, Aqs, Lectoure, Agen, Bordeaux, Cahors, Condom und erhielt den Titel eines Predigers der Königin Margarethe. Nach einer siebzehnjährigen Abwesenheit kam er nach Paris zurück, um, einem gethanen Gelübde gemäß, in einen geistlichen Orden zu treten. Allein da ihn weder die Cartheuser, noch die Cölestiner seines Alters wegen aufnehmen wollten, hielt er sich seines Gelübdes für enthunden, ging wieder nach Angers und in der Folge nach Bordeaux. Hier trat er in enge Freundschaft mit Montaigne, der ihm in seinem Testament die Erlaubniß gab, sein Familienwappen zu führen. Charron vermachte aus Dankbarkeit sein Vermögen einem Schwager Montaignes. In der Versammlung der Geistlichkeit vom J. 1595, bei welcher er als Deputirter erschien, wurde er zum Secretär ernannt. Er starb im J. 1603 zu Paris. Charrons bekanntestes Werk ist sein Traité de la Sagesse, der von mehrern Seiten angegriffen und vertheidigt wurde. Der Traité de la Sagesse, den er noch kurze Zeit vor seinem Tode schrieb, ist ein Auszug und eine Apologie des vorigen. Montaigne und Duvair ahmt er oft darin nach, doch vermißt man die Lebendigkeit und pikante Originalität des erstern. Charrons Traité des trois Vérités endlich ist ein methodisches Werk. Der Verfasser beweiset darin gegen die Atheisten, daß es eine Religion gebe, gegen die Nichtchristen, daß von allen Religionen die christliche die allein wahre sei, und gegen die Ketzer, daß die römisch-catholische Kirche allein selig mache. Außerdem sind noch verschiedene Discours chrétiens von ihm gedruckt.

Charta magna (englisch the Great Charter), ein vorzüglich merkwürdiges Grundgesetz der Engländer, das noch jetzt von ihnen als das Palladium der Nationalfreiheit verehrt wird. Schon im J. 1100 hatte Heinrich I. der englischen Nation einen wichtigen Freiheitsbrief (charta libertatum) ausgestellt, in welchem er dem Volke, besonders aber dem Adel, viele Freiheiten gab und manchen Druck des Lehnsystems aufhob. Als nachher König Johann ohne Land diese Urkunde verletzte, despotisch herrschte und die Nation vom Papste abhängig machte, wurde er im J. 1215 durch einen allgemeinen Volksaufstand, an dem besonders die Geistlichkeit großen Antheil hatte, zur Unterzeichnung der Magna charta genöthigt. In derselben wurde das obige Gesetz bestätigt, es wurden ferner darin viele Anmaßungen des Papstes verworfen, der Kirche große (verhältnißmäßig zu große) Vorrechte eingeräumt, und die Grundsätze festgestellt, daß ohne Einwilligung der Volksrepräsentanten keine neue Abgaben eingeführt, der Handel nie durch willkührliche Zölle beschränkt und die Privilegien der Städte und Flecken ungekränkt gelassen werden sollten. Auch wurde das Privateigenthum durch dieses Gesetz gesichert, das Erbschaftsrecht genauer bestimmt u. s. f. (S. Großbritannien.)

Charte (la), eigentlich der Freibrief, nennen die Franzosen die ihnen von Ludwig XVIII. 1814 gegebene Constitution. (S. Frankreich und Ludwig XVIII.)

Charybdis, nach der Fabellehre, eine Tochter Neptuns und der Erde, die ihrer Unersättlichkeit wegen vom Jupiter ins Meer ge-

stürzt wurde, wo sie als Meerstrudel jedes Schiff, das sich ihr näherte, auf den Grund hinabriß und verschlang. Die Veranlassung zu diesem Mythus gab der berühmte Wirbel im sicilianischen Meere, der den unkundigen Schiffern ehemals um so gefährlicher und verderblicher war, da sie sich in dem Bestreben, ihm zu entgehen, der Gefahr aussetzten, an den Felsen der Scylla Schiffbruch zu leiden. Heut zu Tage ist die Charybdis den Schiffern nicht mehr furchtbar, welche bei ruhigem Meere, zumal wenn kein Südwind weht, sicher über sie hinfahren. Sie heißt jetzt Calofaro und la Rema.

Chasseki, die erste Sultanin, oder diejenige Gemahlin des türkischen Kaisers, die ihm den ersten Prinzen geboren hat.

Chasteler (Johann Gabriel, Marquis von), aus einer Seitenlinie des herzoglich-lothringischen Geschlechtes abstammend, wurde am 22. Jan. 1763 auf dem Schlosse Mulbais in Hennegau geboren, und erhielt seine erste Bildung in der berühmten Anstalt zu Pont-à-Mousson, die spätere in der wiener Ingenieur-Akademie. Im funfzehnten Jahre seines Alters trat er in den österreichischen Kriegsdienst, und machte unter dem Prinzen von Ligne den baierischen Erbfolgekrieg wider Preußen mit. In den darauf gefolgten Friedensjahren diente er im Geniecorps, und zeichnete sich bei dem Bau der von Joseph angeordneten Festungen Josephstadt und Theresienstadt ungemein aus. In eben jenen Friedensjahren machte er auch seine bewundernswürdigen Studien in der Geschichte, Naturkunde, Kriegswissenschaft, und vorzüglich Kriegsbaukunst. Im Türkenkriege diente er bei dem Corps in Croatien; sein Heldenmuth, womit er 1789 unter Laudons Augen, obgleich mehrmals verwundet, die Bresche von Novi erstieg, brachte ihm das Theresienkreuz. Er wurde Major im Geniecorps, und leuchtete bei der Belagerung von Belgrad, bei dem Sturm der Vorstädte, besonders hervor. Während der niederländischen Unruhen gab er die größten Beweise seiner Anhänglichkeit an das Kaiserhaus. Beim Ausbruch des französischen Revolutionskrieges war seine erste glänzende Waffenthat, wie er das mehrere Jahre vorher gänzlich geschleifte elende Schloß von Namur, dessen Breschen nur mit Faschinen hergestellt waren, 1792 durch volle vierzehn Tage gegen eine große Uebermacht der Franzosen hielt. Er fehlte bei keiner großen That des daran so fruchtbaren Jahres 1793; — man braucht nur die Namen Neerwinden, Famars, Valenciennes, Marchiennes, Avesnes, Maubeuge zu nennen! In einem Gefechte bei Avesnes, wo ihn sein kurzes Gesicht mitten unter eine feindliche Infanterietruppe hineinführte, erhielt er acht Bajonettstiche. Im Feldzuge von 1794 that er sich in den wüthenden Schlachten bei Charleroy und Tournay ungemein hervor, und gewann das vorzügliche Zutrauen des Feldmarschalls Clerfait, wie er denn auch in der wechselvollen Champagne von 1795 dieses Zutrauen am Hartenberge vor Mainz und am Niederrhein auf das glänzendste rechtfertigte, und alle Welt ihm den überraschend günstigen Ausschlag des Sturmes der Mainzer Linien zuschrieb. 1796 und 1797 bedurfte man eben so sehr seiner diplomatischen Gewandtheit, als jener militärischen Talente in Polen, dessen dritte und letzte Theilung so eben vollbracht war. Er arbeitete sofort in diesem Geschäfte in Petersburg mit dem österreichischen Botschafter Grafen von Cobenzl. 1797 nach dem Frieden von Campo Formido war er Bevollmächtigter zur Uebernahme und Demarcation der neu erworbenen venetianischen Provinzen. Sein glänzendstes Jahr war 1799, wo er Generalquartiermeister der vereinigten russisch-österreichischen Armee in Italien war. — Unvergeßlich machen die

Lage von Magnano, von der Adda und Trebia Chasteler's Namen in den Jahrbüchern der österreichischen Kriegsgeschichte. In den Laufgräben vor Tortona erhielt er seine dreizehnte und letzte Wunde durch eine Cartätschenkugel in die Brust. Sie schien tödtlich. Obrist Lach löfete ihn ab als Generalquartiermeister, und blieb es bis zur Schlacht von Marengo. Im Frühjahr 1800, von seiner schweren Verwundung kaum geheilt, sendete ihn Baron Thugut zur Rheinarmee, deren Commando nach dem Abgange des Erzherzogs Carl er in Italien siegreiche Kray unter übeln Vorbedeutungen und nach diesem der Erzherzog Johann übernahm. Chasteler erhielt eine Brigade bei dem Corps in Tyrol, wo er sich ungemein beliebt machte. Als der nach der Schlacht von Hohenlinden wieder zum Obercommando berufene Erzherzog Carl den Waffenstillstand von Stadt Steyer schloß, wurde Tyrol geräumt; und nur von französischen und österreichischen Sauveparden in gleicher Anzahl besetzt. Chasteler commandirte die Oesterreicher, Nansouty und Demont die Franzosen. In dieser Ruhezeit entwarf Chasteler vortreffliche Plane für die Fortification Tyrols, für die Organisation der Landwehr und des Landsturms daselbst, und für Erzielung eines kriegerischen Geistes unter der Nation. 1802 ging er nach Paris, um seine Ausstreichung von der niederländischen Emigrantenliste, und die Rückgabe oder Ablösung seines Vermögens zu bewirken. Bonaparte nahm ihn mit Auszeichnung auf, und ließ ihn leidlicher als gewöhnlich aus seinen Angelegenheiten in den Niederlanden scheiden. Chasteler fuhr mit seinen Arbeiten in Tyrol fort. Er erhielt das neu errichtete Jägerregiment, und beim Ausbruche des Krieges von 1805 ein Commando. Das Gefecht am Paß Strub mit der baierschen Division Deroy, der Marsch gegen Salzburg, die Vertreibung Marmonts aus Grätz, waren allerdings dazu gemacht, seinen alten Ruhm zu erhöhen. — 1806 und 1807 bereisete er mehrere Gegenden der Monarchie, insonderheit Galizien und die Karpathen. 1803 wurde ihm die Befestigung von Komorn übertragen, die er mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit betrieb. Er erhielt das Commandeurkreuz des neu gestifteten kaiserl. österreichschen Leopoldsordens, das Commando des achten Armeecorps, welches zu der vom Erzherzog Johann commandirten Armee von Innerösterreich gehörte, und bei Villach und Klagenfurt aufgestellt war. Zum Theil war es nach Tyrol bestimmt, und obwohl nur zum kleineren Theile, befahl dennoch der Erzherzog Johann, daß Chasteler wegen seiner Localkunde diese Expedition persönlich führe. Chasteler und Hormayr waren nun die Seele der Insurrection Tyrols und aller damit zusammenhängenden politisch-militärischen Verständnisse und Verbindungen, die schnell zu den günstigsten Resultaten führten (s. Tyrol). Inzwischen war das Unglück bei Regensburg geschehen. Chasteler mußte sich nach dem nördlichen Tyrol wenden. Bonaparte, über die Capitulation der 8000 Franzosen und Baiern in Inspruck ergrimmt, wollte eine außerordentliche Rache nehmen, und gab zu Enns einen Tagesbefehl, wodurch er einen gewissen Chasteler, angeblich General in österreichischen Diensten, als Räuberanführer, als Urheber der an den gefangenen Franzosen und Baiern verübten Mordthaten, und als Anstifter der tyroler Insurrection, in die Acht erklärte, vor ein Kriegsgericht zu stellen, und binnen 24 Stunden zu erschießen befahl. Kaiser Franz verordnete Repressalien gegen diesen barbarischen und völkerrechtswidrigen Befehl, der um so schändlicher war, als die Fürsorge für die Gefangenen und Verwundeten einer

der ersten Gegenstände war, womit Chasteler's ritterliche Seele sich beschäftigte. — Die baiersche Armee unter dem Marschall Herzog von Danzig brach ein; furchtlos ging ihr Chasteler entgegen, wurde aber am 13. Mai bei Wörgl aufgerollt und gänzlich zersprengt. Nun zog er sich in die Centralposition des Brenners. Indessen war Tyrol von allen Seiten abgeschnitten, der Vicekönig Eugen drängte den Erzherzog Johann von Villach hinweg, und suchte den nächsten Weg zu dem inzwischen bei Aspern geschlagenen Napoleon. Chasteler brach, so wie der Vicekönig vorüber war, aus Tyrol heraus, wo General Brol zurückblieb, und drang durch Kärnthen und Unter-Steyer nach Ungarn. Nach Beendigung des Krieges stand er eine Zeitlang als Militärcommandant in Troppau, wurde 1813 F. Z. M., Gouverneur von Theresienstadt, und übernahm Dresden, als die Convention gemißbilligt wurde, die Klenau mit Gouvion Saint Cyr geschlossen hatte. Nach dem Frieden erhielt der hochverdiente Mann den Ehrenposten eines Militärgouverneurs in Venedig. BMR.

Chatam (William Pitt, Graf von), Vater des im J. 1806 verstorbenen Premier-Ministers William Pitt, war einer der größten und verehrungswürdigsten Staatsmänner, die je Englands Schicksal leiteten. Von Ehrgeiz, Parteilichkeit und Herrschsucht eben so weit, als von Eigennutz und Cabale entfernt, beherrschte er Großbritannien blos durch die Ueberlegenheit seines Geistes. Er war ein Muster der Gerechtigkeit, enthusiastisch für sein Vaterland entbrannt, unermüdet thätig, schnell und weit hinausblickend. In der Beredsamkeit hat ihn nie ein Engländer übertroffen. Er nahm durch Gefälligkeit und Würde, verbunden mit einem schönen Organ und dem vollkommensten Geberdenspiel (in welchem Garrick ihm den Vorzug vor sich selbst einräumte) alle Gemüther für sich ein, durch seinen leichtfließenden, deutlichen, von schwerfälligen Schlüssen, Schwulst und gesuchtem Witz durchaus freien Vortrag wirkte er auf die Ueberzeugung Aller. Seine Reden waren erhaben und kühn und rissen die Zuhörer mit siegender Gewalt dahin. Er war der Sohn des Esquire Robert Pitt von Boconnock in Cornwall, und 1708 den 15. November geboren, vertauschte die Militärdienste schon früh mit den Wissenschaften eines Staatsmannes, zog, als ihn bald darauf der Flecken Old-Sarum zu seinem Repräsentanten im Unterhause wählte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und bekam schon damals wegen seines Patriotismus von der verwitweten Herzogin von Marlborough ein Vermächtniß von 10,000 Pfund Sterling, so wie in der Folge eine sehr ansehnliche Erbschaft von einem gewissen Pynsent. Dessen ungeachtet suchte er sich auf keine Art zu bereichern; und selbst seine erklärtesten Feinde, deren er schon damals viele hatte, und die sich in der Folge noch vermehrten, konnten nicht den geringsten Flecken auf seinen Charakter werfen. Er hatte indessen die Cammerherrnstelle beim Prinzen von Wales angenommen, legte aber dieselbe 1745 nieder, ward 1746 Mitschatzmeister in Irland, und in eben dem Jahre Schatzmeister und Generalzahlmeister der Armee und geheimer Rath. Aber auch diese Würde gab er bald auf, und mußte 1756, als er zum Staatssecretär des südlichen Departements erhoben worden war, seinen Posten auf Befehl des Königs Georg II., der durch eine Cabale wider ihn eingenommen und dabei durch Widersetzlichkeit von ihm beleidigt worden war, in dem nämlichen Jahre verlassen. Das Volk, das ihm mit Enthusiasmus anhing, bestürmte jedoch den König so unaufhörlich mit Bitten, daß

er 1757 aufs neue zum Staatssecretär ernannt wurde. Jetzt zeigte sich sein großer Geist in seiner ganzen Stärke. Er überstrahlte alle Mitglieder des Parlaments und alle Minister; sein Wille wurde von Allen geehrt, er war es, der die Thätigkeit der Engländer aufs neue erhob, und während des damaligen Krieges mit Frankreich seinem Vaterlande durch Stiftung einer Landmiliz, Verbesserung der Flotten, Auswahl trefflicher Feldherren, und andere durchdachte Plane in wenig Jahren das demselben schon fast entrissene Uebergewicht über Frankreich und die Alleinherrschaft des Handels verschaffte. Frankreich wurde in allen vier Welttheilen geschlagen; und schon 1760 rieth er, dem damals noch unvorbereiteten Spanien den Krieg anzukündigen, weil er voraussah, daß dasselbe den Franzosen beistehen würde. Sein ganzes Streben war die Erhebung Englands auf den Trümmern der bourbonischen Mächte. Allein plötzlich unterbrach der Tod Georgs II. und der Regierungsantritt Georgs III. seine großen Entwürfe. Dieser war von Pitts Gegner, dem Grafen Bute, einem beschränkten Staatsmanne, wider ihn eingenommen worden, so daß Pitt seine Stelle 1761 freiwillig niederlegte und blos im Unterhause blieb. Die Stadt London übergab eine allgemeine Danksagung an Pitt, dessen Gemahlin unterdessen Baronesse von Chatam in Kent geworden war, ließ ihm zu Ehren eine Inschrift auf der prächtigen Blackfriarsbrücke anschlagen, und betrachtete ihn als das Palladium seiner Freiheit. Kaum hatte er jenen Posten verlassen, als man im Parlamente vergaß, die von ihm beabsichtigten Zwecke zu verfolgen. Man säumte, Spanien den Krieg zu erklären, bis es sich 1762 förmlich mit Frankreich verband. Pitt rieth jetzt, da das Waffenglück für die Engländer überwiegend war, zur Fortsetzung des Kriegs, durch den man beide feindliche Staaten vielleicht ganz ohnmächtig gemacht haben würde; allein die Gegenpartei schloß im J. 1763 Frieden. Bute und seine Partei wurden endlich bei dem Volke verhaßt, und Pitt behielt immer einen großen Einfluß im Parlamente. Er nahm sich des Volks gegen jede Bedrückung an. Da er voraussah, daß sich die amerikanischen Colonien bei fortdauernder despotischer Strenge vom Mutterlande trennen würden, drang er besonders im J. 1766 auf glimpflichere Behandlung derselben und auf Wiederrufung der Stempelacte. In demselben Jahre wurde ein neues Ministerium berufen. Der König ernannte ihn zum geheimen Siegelbewahrer, Viscount von Burton, Pysent und Grafen von Chatam. Dies geschah jedoch nicht sowohl aus Hochachtung für seine Verdienste, sondern um ihn aus dem Unterhause, wo sein Einfluß überwiegend war, in das Oberhaus zu bringen, in welchem er wegen der Majorität, die auf der Seite des Lords North und seiner Anhänger war, dem Ministerium nicht so gefährlich werden konnte. Stets wiederkehrende Anfälle vom Podagra machten, daß er schon 1769 dieser Stelle entsagte. Indessen fuhr man fort, die Colonien zu bedrücken. Pitt empfahl oft mit der lebhaftesten Freimüthigkeit gelindere Maßregeln, besonders 1775; allein man verwarf seine Warnung, und 1776 erklärten sich die Colonien für frei. Ein abermaliger Versuch, den er 1777 zur Aussöhnung mit den Colonien machte, schlug ebenfalls fehl: umsonst zeigte er die Unmöglichkeit, die Amerikaner zu bezwingen; umsonst bewies er, daß der Krieg dieselben nur noch mehr empöre. Es war am 8. April 1778, als er, wiewohl er sehr krank war, das schlechte Verfahren der Minister gegen

Amerika öffentlich tadeln zu müssen glaubte; nach geendigter Rede sank er ohnmächtig nieder, und wurde aus dem Parlamente auf sein Landgut Hayes bei Kent gebracht, wo er den 11. Mai desselben Jahres starb. Lord North triumphirte zwar, aber das Volk war untröstlich; man gab demjenigen seiner Söhne, der die Grafschaft Chatam besaß, für sich und seine Nachkommen 4000 Pf. Sterl. Jahrgeld, begrub Pitt auf öffentliche Kosten mit dem größten Pomp, und setzte ihm in der Westminsterabtei und nachher, 1782, in Guildhall prächtige Denkmähler. Lord Shelburne aber sagte bei seinem Tode im Parlamente die merkwürdigen Worte: „Ich fürchte, daß mit Chatams Tode die Sonne der brittischen Herrlichkeit auf immer untergegangen sei."

Chateaubriand (François Auguste, Vicomte de), französischer Minister, Pair und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, ein Neffe des edlen Malesherbes, gehört zu den ausgezeichnetsten jetzt lebenden Schriftstellern Frankreichs. Er ist 1769 zu Combourg in der Bretagne geboren, und trat 1786 in das Infanterieregiment Navarra. Während der blutigen Proscriptionen im Laufe der Revolution verließ er sein Vaterland, und begab sich nach Nordamerika, dessen stille ungeheure Einöden ihm die Idee der Atala einhauchten, deren zahlreiche Schönheiten nicht zu verkennen sind. Als er nach Europa zurückgekommen war, bereisete er Deutschland, wo er 1799 als verdächtig von den österreichischen Truppen angehalten, aber bald wieder in Freiheit gesetzt wurde. Er begab sich darauf nach London, wo er einen Versuch über die ältern und neuern politischen Revolutionen, in Beziehung auf die französische Staatsumwandlung, herausgab. Nach dem 18. Brümaire kehrte er nach Frankreich zurück, trat mit Fontanes, La Harpe und andern ausgezeichneten Gelehrten in Verbindung, war Mit-Redacteur des Mercure, und ließ nunmehr zu Paris sein berühmtes Werk, Génie du Christianisme, erscheinen. Im J. 1803 war er Gesandtschaftssecretär in Rom unter dem Cardinal Fesch. Dieser Aufenthalt begeisterte ihn zu seinen Märtyrern, einem religiösen Gedichte. Sein Aufenthalt in Rom war von kurzer Dauer; eben so verweilte er nur kurze Zeit in Wallis, wo er als französischer Minister angestellt war, und das er schon zu Anfange des J. 1804 wieder verließ. Zwei Jahre darauf machte er eine Reise nach Palästina, deren Frucht sein Itinéraire de Paris à Jérusalem war. In allen diesen Werken zeigt er eine glückliche Beobachtungsgabe, eine lebhafte Phantasie und einen vielseitig gebildeten Geist, dem das Talent der Darstellung zu Gebote steht. Sein Styl ist glänzend, oft hinreißend, zuweilen aber auch geschraubt und unverständlich. Das Institut nahm ihn 1811 in Chéniers Stelle zum Mitgliede auf. Er machte noch einige Reisen, und war 1814 bei Napoleons Sturze wieder in Paris. Gleich nach der Einnahme dieser Stadt schrieb er jene berühmt gewordene Broschüre über Napoleon Bonaparte und die Bourbons, worin er, nach einer Schilderung Frankreichs unter der kaiserl. Regierung, die Nothwendigkeit für Frankreich behauptet, die Bourbons zurückzurufen. Bei Napoleons Landung floh er mit Ludwig XVIII. nach Gent, redigirte das dortige offizielle Blatt und kehrte nach der abermaligen Catastrophe mit dem Könige nach Paris zurück. Den 19. August 1815 ward er Staatsminister und Pair, und erhielt kurz darauf das Präsidium des Wahlcollegiums des Loiredepartements. Im J. 1816 aber zog er nach

der Aufhebung der ultraroyalistischen Deputirtenkammer von 1815 durch eine Schrift unter dem Titel: De la monarchie selon la Charte, sich die Ungnade des Königs zu und wurde in Folge derselben aus dem Staatsrathe entfernt. Er hat sich stets als eifrigen Royalisten im Geiste des alt französischen Adels gezeigt, und das System des Herzogs Decaze bitter getadelt. Man schrieb ihm einen Antheil zu an der Denkschrift Vitrolles, die im Sommer 1818 den alitrten Mächten von einigen Häuptern der Ultra-Royalisten übergeben wurde, um die Räumung Frankreichs zu verzögern, indem sie diese als ein Signal zu einer neuen Revolution betrachten wollten. Auch gab er die ultraroyalistische Zeitschrift, den Conservateur, heraus, welche 1819 Frivée fortsetzte. Im J. 1820 schrieb er Mémoires sur la vie de Duc de Berry.

Chateauroux (Marie-Anne, Ducheſſe de), aus dem erlauchten Hause Nesle, vermählte sich 1734 mit dem Marquis de la Tournelle. Als sie im 23sten Jahre Witwe geworden, ward sie von der Ducheſſe Mazarin, ihrer Tante, aufgenommen. Sie verlor bald diese Stütze. Nachdem ihre beiden Schwestern (Vintimille und Mailly) eine nach der andern das Herz Ludwigs XV. beherrscht hatten, flößte sie dem Konige eine lebhafte Leidenschaft ein. Sie ward zur Palastdame der Königin und in der Folge zur Ducheſſe Chateauroux ernannt und erhielt eine Pension von 80,000 Livres. Auf ihren Antrieb hatte sich Ludwig XV. den Vergnügungen eines wollüstigen Hofes entrissen und an die Spitze der Armeen gestellt, um in Flandern und im Elsaß den Fortschritten des Feindes Einhalt zu thun. Er wurde bekanntlich zu Metz krank; man gab sein Leben auf und nöthigte ihn, in die Entfernung der Herzogin zu willigen. Sie empfing den Befehl mit Schmerz, aber Festigkeit; und da sie nicht einmal einen Wagen hatte, reiſete sie in dem Wagen des Marschalls von Belle-Isle ab. Die Verwünschungen des Volks folgten ihr. In Paris fand sie bei Richelieu Zuflucht, der nach der Genesung des Königs beide wieder zusammenführte und mit einander aussöhnte. Sie fand in dem Herzen des Königs ganz die frühern Gefühle wieder, erlangte einen vollständigen Triumph, und hatte das Versprechen erhalten, zu dem wichtigen Posten einer Surintendante bei der Dauphine erhoben zu werden, als sie im Dec. 1744 starb. Sie hatte Stärke und Seelengröße, und ihr Ehrgeiz trieb sie an, zum Ruhme ihres Vaterlandes mitzuwirken. Zu Paris erschien 1806 eine Sammlung von ihren Briefen in zwei Bändchen.

Châtelet, Grand Châtelet, war zu Paris dasjenige Tribunal, welches die Civil-, Polizei- und peinlichen Sachen verhandelte. Die Stadt und Prevoté Paris stand unter demselben. Dieſes große Chatelet liegt in dem Theile der Stadt, welcher la Ville heißt. Das kleine hingegen, das zu einem Gefängnisse diente und Petit Châtelet genannt ward, lag in dem Theile, der l'Université heißt, ist aber jetzt zerstört, daher die Gefangenen auch im Grand Châtelet aufbewahrt werden.

Chatillon-sur-Seine, eine kleine Stadt in Frankreich, Hauptort eines Bezirks im Depart. Cote-d'or (im Burgundischen), wird durch die Seine in zwei Theile, Bourg und Chaumont, gesondert, hat 428 Häuser, 3700 Einwohner, vortrefflichen Getreidebau, und in der Nähe Eisenwerke und gut eingerichtete Mühlen zum Schärfen stählerner Instrumente, Gewehre, Messer ꝛc. Hier ward in den ersten Monaten des J. 1814 ein Congreß zwischen den verbündeten Mächten und Napoleon gehalten. Napoleons Macht war nach

den Schlachten bei Leipzig und Hanau, durch die Auflösung des Rheinbundes, den Abfall seiner Alliirten, und das Eindringen der verbündeten Heere in das französische Gebiet gebrochen, aber noch nicht vernichtet. Frankreich hatte tiefe Wunden erhalten, aber sie waren noch nicht ganz unheilbar. Friedensunterhandlungen schienen von beiden Seiten nothwendig und wünschenswerth. Am 4. Febr. wurden sie eröffnet. Es waren für Oestereich der Graf Stadion, für Rußland der Graf Razumowski, für Preußen der Freiherr von Humboldt, für England Viscount Castlereagh und für Frankreich der Herzog v. Vicenza (Caulaincourt) als Bevollmächtigte ernannt. Frankreich, durch seine Niederlagen geschwächt, äußerte die friedlichsten Gesinnungen und drang auf einen Waffenstillstand, um neue Kräfte zu sammeln. Die Alliirten, diese Politik durchschauend, verweigerten denselben, verfolgten ihre siegreichen Kriegsoperationen, und die Unterhandlungen neigten sich immer zu einem die allgemeine Sicherheit Europa's durch billige Einschränkung der Macht des französischen Kaisers begründenden friedlichen Resultate. Da erhielt Napoleon einige Waffenerfolge bei Champaubert (S. d. A.) Provins und Montereau; zugleich erhielt er die Nachricht von dem Siege des Vicekönigs über Bellegarde am Mincio (8 — 10 Febr.), da spannte er seine Foderungen wieder auf den alten dictatorischen Ton. Caulaincourt, der lange ohne Instruction geblieben war und die Unterhandlungen in die Länge gezogen hatte, überreichte endlich am 15ten März die vom Kaiser neu entworfenen Bedingungen: Italien und Venedig sollten an den Prinzen Eugen fallen, der auch noch Entschädigungen für den Verlust seiner Anwartschaft auf Frankfurt erhalten sollte. Für die Brüder des Kaisers, welche ihre Königreiche, so wie für den jungen Louis Napoleon, der sein Großherzogthum Berg verloren, sollten ebenfalls angemessene Entschädigungen ermittelt werden. Holland konnte wieder selbstständig existiren, Nimwegen und ein Theil der Waal aber sollten Frankreich verbleiben ꝛc. Die Antwort auf diese Foderungen war die Aufhebung des Congresses. Die Einnahme von Paris erfolgte, und mit ihr die Thronentsetzung Napoleons. Welche Gestalt würde Europa haben, wäre Napoleon hier mäßig gewesen?

Chatoulle nennt man ein Kästchen, worin mehrere Abtheilungen, oft auch einige verborgene, befindlich, zur Aufbewahrung des Geldes, der Kostbarkeiten, wichtiger Papiere ꝛc. bestimmt. Dann auch die Privatcasse eines Fürsten, an welcher der Staat keinen Antheil hat; daher **Chatoullgüter**, **Patrimonialgüter**, diejenigen Güter, welche ein Landesherr als Privatmann besitzt und durch Erbschaft, Kauf und andere, unter Privatpersonen zur Erwerbung des Eigenthums gewöhnliche Wege erlangt hat, und daher dieselben ordentlicher Weise nicht von der Cammer, sondern von einem besonders dazu verordneten Amte verwalten läßt.

Chatterton (Thomas), ein englischer Schriftsteller, der während eines sehr kurzen Lebens durch seine Sonderbarkeiten eine Art von Ruhm erlangte, war 1752 zu Bristol von armen Aeltern geboren. Seine Geistesfähigkeiten schlummerten in der Kindheit. Seine Lehrer erklärten ihn für unfähig, etwas zu lernen. Er konnte noch nicht lesen, als ein altes französisches Musikbuch ihm in die Hände fiel, dessen Charaktere seine Neugierde reizten. Um den Inhalt zu erfahren, lernte er lesen, und von dem Augenblicke an betrieb er die Studien mit so vielem Erfolge, als seine Lage und sein unstäter Charakter ihm erlaubten. In seinem achten Jahre trat er in die Armenschule von Colston, wo einer der Lehrer die Poesie liebte und

diese Liebe seinen Schülern mitgetheilt hatte. Alle machten und declamirten Verse; nur er schwieg und verbarg unter dem Scheine der Schwermuth und Unfähigkeit die Anstrengungen seines Geistes. Sein erstes Werk war eine Satire auf einen Methodisten, der aus Interesse seine Secte verlassen hatte. Er schrieb sie in einem Alter von zwölftehalb Jahren, und in dieser Rücksicht ist sie merkwürdig. Von der Zeit an waren sein Geschmack und sein Beruf entschieden. Seine Schwermuth ging in eine Lebhaftigkeit voll Unbescheidenheit und Eitelkeit über: er träumte nur von Ruhm, Vermögen, Unsterblichkeit. Er las viel und fand besonders Geschmack an den Alterthümern, auch an alterthümlichen Ausdrücken. Mit dem 14. Jahre verließ Chatterton die Schule und ward Schreiber bei einem Procurator in Bristol. Zufällig war sein Vater in den Besitz einer Menge alter Pergamente aus dem 15. Jahrhunderte gekommen, welche dessen Witwe in der Wirthschaft verbrauchte. Chatterton bemächtigte sich derselben, untersuchte sie mit Begierde und erklärte nach einigen Tagen mit Entzücken, daß er einen Schatz entdeckt habe. Er verschaffte sich Wörterbücher von allen alten Dialecten seines Vaterlandes, und als man im J. 1763 die Vollendung der Brücke von Bristol feierte, ließ er, damals sechzehn Jahre alt, eine angeblich aus einer alten Handschrift gezogene Beschreibung der Mönche, welche zum ersten Male über die alte Brücke gegangen, in der Zeitung dieser Stadt abdrucken. Erst auf die wiederholte Frage, wie er zu diesem Aufsatze gekommen sei, gab er die Auskunft, daß er mehrere kostbare alte Handschriften besitze, die sich, wie es die Wahrheit war, aus einem Kirchenarchive herschrieben. Er war bereits mit sich einig, welchen Gebrauch er von diesen angeblichen Schätzen machen wollte. Seit einem Jahre beschäftigte er sich mit Abfassung der alten Werke, die er verschiedenen alten Dichtern, besonders Rowley, unterschob. Indeß war ihm seine Lage in Bristol unerträglich geworden. Er schrieb an Walpole, erzählte ihm von seinen literarischen Entdeckungen, legte eine Probe bei, und da dieser höflich antwortete, setzte er ihm in einem zweiten Briefe seine Lage auseinander und bat ihn um eine Anstellung, die ihm erlaubte, seiner Neigung zur Poesie zu folgen. Walpole hatte inzwischen die Unächtheit des überschickten Gedichts entdeckt, theilte Chatterton seine Zweifel mit und lehnte jede Zumuthung von sich ab. Dies brachte Chatterton gewaltig auf. Unzufrieden mit der Welt, drohte er mehrere Male, sich das Leben nehmen zu wollen, bekam von dem Procurator den Abschied und beschloß, nach London zu gehen. — Die gute Aufnahme, die er bei den Buchhändlern fand, gab ihm neue Hoffnungen. Er schrieb für mehrere Tageblätter im Geiste der Oppositionspartei, ohne jedoch seine Erwartungen, Ehre und Reichthümer zu erwerben, erfüllt zu sehen. Ohne seinen Muth niederschlagen zu lassen, hoffte er eine Revolution zu bewirken, und hielt sich für bestimmt, wie er zu sagen pflegte, die Nation wieder in ihre Rechte einzusetzen. Um diese Zeit starb sein vorzüglichster Gönner, der Lordmajor Beckford. Seine Lage verschlimmerte sich, so gering auch seine Bedürfnisse waren, und wiewohl er sich oft freiwillig auf Wasser und Brot einschränkte, so fehlte es ihm doch nicht selten auch daran; was er aber mit seiner Arbeit verdiente, wandte er theils für Geschenke an seine Mutter und Schwester, denen er stets die glänzendsten Aussichten eröffnete, theils an öffentlichen Vergnügungsplätzen auf, die er mit dem Scheine von Wohlstand besuchte. Endlich,

nachdem er mehrere Tage nichts genossen hatte, vergiftete er sich mit Arsenik im J. 1770, noch nicht achtzehn Jahre alt. Seine Werke verbreiteten sich mit der Geschichte seines Unglücks. Die merkwürdigsten darunter sind die unter Rowley's und verschiedener andern alten Dichter Namen herausgegebenen Poesien, die er in einem Alter von funfzehn Jahren verfaßte. Man findet darin eine kräftige und glänzende Phantasie, eine glückliche Erfindung, und selbst tiefes Gefühl. Von den Gedichten, die er unter seinem Namen erscheinen ließ, sind seine Satiren die besten. Seine prosaischen Aufsätze sind anziehend und pikant. Man hat seine Werke mehrmals gesammelt herausgegeben, namentlich 1803 in drei Octavbänden.

Chaucer (Geoffrey), war 1328 zu London gebornn. Nach Einigen war er eines Kaufmanns Sohn, nach Andern von adelicher Geburt. Er studirte zu Cambridge und zu Oxford. An dem erstern Orte machte er sich in seinem achtzehnten Jahre durch seinen Hof der Liebe, das älteste noch vorhandene Gedicht in englischer Sprache, bekannt, und erwarb sich damit großen Beifall. Nachdem er auf Reisen seine schon ausgebreiteten Kenntnisse noch vermehrt und einige Zeit die Rechte studirt hatte, begab er sich, dieses Studiums überdrüssig, an den Hof, und wurde, obwohl er nicht mehr ganz jung sein konnte, Page Eduards III. Er stand bei dem Könige, und vornehmlich dessen Sohne Johann von Gand, dem berühmten Herzoge von Lancaster, in großer Gunst. Als der Vertraute in der Liebe dieses Fürsten für seine Cousine, die Herzogin Blanca, besang er ihre Liebe, ihre Vermählung, die Reize und Tugenden der Herzogin, die jedoch nicht hinderten, daß sie bald in Lady Catarind Swynford eine Nebenbuhlerin sehen mußte, mit deren Schwester Philippa sich Chaucer verheirathete. Diese Verbindung befestigte ihn in der Gunst des Herzogs, auf dessen Empfehlung er zu manchen ehrenvollen Aemtern ernannt wurde. So begab er sich unter andern als Gesandter nach Genua, bei welcher Gelegenheit er Petrarca besuchte, und als Commissarius zu Carl V. von Frankreich, um die Erneuerung eines Waffenstillstandes und die Vermählung Richards, Prinzen von Wales, mit der Tochter des Königs zu unterhandeln, womit er jedoch nicht zu Stande kam. Chaucer begleitete den König Eduard nach Frankreich bei der fruchtlosen Unternehmung, die mit der Aufhebung der Belagerung von Rheims endigte. Als ein Anhänger des Herzogs von Lancaster nahm er mit Eifer die Meinungen Wiclefs an und trat, wie es scheint, sogar in genaue Verbindung mit demselben; aber weder seine Geschäfte, noch die Intriguen des Hofs, noch die theologischen Streitigkeiten unterbrachen seine poetischen Arbeiten. Jenem ersten Gedichte folgten bald Troilus und Cressida, das Haus des Ruhms und andere Werke, die theils dem Boccaz, theils einigen andern minder berühmten Verfassern nachgeahmt waren. Besonders scheint er aus den Werken der Troubadours geschöpft zu haben. Diese Poesien tragen das Gepräge des schlechten Geschmacks, welcher damals in ganz Europa herrschte, wiewol Wahrheit der Charaktergemälde und Zartheit der Empfindungen nicht zu verkennen sind. Die Engländer versichern überdieß, daß, ungeachtet der Unregelmäßigkeit der Versification, seine Gedichte wohlklingend sind; sie betrachten ihn als den Erfinder ihres heroischen Verses. Als im J. 1382 die Wiclefiten, trotz des Widerstandes der Geistlichkeit, die Wahl eines Lordmajors von ihrer Partei zu London durchsetzen wollten und darüber Unruhen ausbrachen, welche eine strenge Verfolgung dieser Secte

von Seiten des Hofes zur Folge hatten, flüchtete Chaucer, der als persönlicher Freund Wiclefs bekannt und beim Volke verhaßt war, ins Hennegau, wo er ziemlich ruhig lebte. Er blieb im Genusse seiner Einkünfte. Da er aber durch die Treulosigkeit seiner Agenten ohne Hülfe blieb und sich genöthigt sah, heimlich nach England zurückzukommen, ward er entdeckt, verhaftet und seines Amts als Zollaufseher im Hafen von London, das er bisher durch einen Substituten hatte verwalten lassen, entsetzt. Nur durch verschiedene, seiner Partei nachtheilige Entdeckungen konnte er Verzeihung und seine Freiheit erlangen. Zu derselben Zeit hatte sich der Herzog von Lancaster, der, in der Hoffnung, zur spanischen Krone zu gelangen, sich in zweiter Ehe mit Peters des Grausamen Tochter vermählt hatte, von Catharina Swynford trennen müssen. Chaucer, auch dieser Stütze beraubt und in große Noth versetzt, erhielt einige Unterstützung vom Hofe, den er verließ, um sich einzig mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. In dieser Leidenszeit schrieb er sein Vermächtniß der Liebe, eine Art Nachahmung von Boëthius Buch de consolatione, das er in seiner Jugend übersetzt hatte. Die Lage Chaucers wechselte aufs neue mit dem Schicksale des Herzogs von Lancaster, der 1389 zwar unverrichteter Sache aus Spanien zurückkehrte, aber bedeutende Summen von dort mitbrachte, die er dazu anwendete, seine Partei am Hofe wiederherzustellen. Als vier Jahre nachher seine zweite Frau gestorben war, vermählte er sich mit Catharina Swynford und ließ die früher mit ihr erzeugten Kinder legitimiren. Chaucer, der so nahe mit der königlichen Familie verwandt war, sah die Gunst des Hofes sich erneuen, und erhielt, wie es scheint, sogar sein Amt wieder. Er verlor nichts durch den Tod des Herzogs, dem bald die Revolution folgte, welche dessen Sohn, Heinrich von Lancaster, auf den Thron setzte. Jedoch scheint er sich damals ganz vom Hofe zurückgezogen und in Ruhe auf seinem Schlosse zu Dunnington gelebt zu haben, wo man noch lange die Eiche zeigte, in deren Schatten er gern nachsinnend zu verweilen pflegte und welche seinen Namen trug. Hier verfaßte er das berühmteste seiner Werke, seine Canterbury-Tales, in der Form des Decameron von Boccaz, jedoch versificirt. Sie zeichnen sich durch große Mannichfaltigkeit und anziehende Lebendigkeit aus, sind aber eigentlich ein unvollendetes Werk. Auch hat Chaucer zuerst von dem Ritterthum in der Poesie Gebrauch gemacht. Seine Erzählung Sir Topaz ist im Geschmack des Don Quixote. Er starb 1400. Chaucers Werke sind vielmals gedruckt erschienen.

Chaufepié (Jaques Georgede), calvinistischer Prediger, geboren zu Leuwarden in Friesland 1702, lebte als Geistlicher zu Vließingen, Delft und seit 1743 zu Amsterdam, wo er 1786 starb. Außer einigen theologischen Werken und einigen Uebersetzungen aus dem Englischen schrieb er eine Fortsetzung des Bayle unter dem Titel: Nouveau Dictionnaire historique et critique pour servir de supplément ou de continuation au Dictionnaire historique et critique de Bayle, Amsterdam 1750—56, 4 Bde in Fol. Er legte seiner Arbeit eine englische sehr vermehrte und verbesserte Uebersetzung des Bayle in 10 Bänden zum Grunde. Von 14 000 Artikeln, die sein Werk enthält, sind 600 blos übersetzt, etwa 280 vermehrt und verbessert, und die übrigen von ihm hinzugesetzt. Allenthalben zeigt sich eine große Gelehrsamkeit, aber in Ansehung des Styls steht Chaufepié hinter Bayle.

Chaulieu (Guillaume Amfrye de), der Anakreon der Franzosen, war 1639 zu Fontenai geboren. Sein Vater hatte zu Rouen in wichtigen Aemtern gestanden. Der Jüngling zeichnete sich früh durch seinen Geist aus und erwarb sich die Achtung und Freundschaft der Duc de Vendôme, die ihn zum Abt von Aumale, Prior von St. George auf der Insel Oleron, von Poitiers, Chenel und St. Etienne ernennen ließen. Die Einkünfte seiner Pfründen beliefen sich jährlich auf 30,000 Livres. Chaulieu beschäftigte sich jetzt nur mit seinen Vergnügungen, und damit, sie zu besingen. Er hatte seinen Aufenthalt im Temple aufgeschlagen, wo sich alle diejenigen versammelten, die, wie er, Vergnügen und Geistesbildung liebten. In dieser Gesellschaft von Epikuräern, welche der Großprior von Vendôme selbst oft besuchte, wurden Anstand und Moral nicht eben streng beobachtet; man schmauſete und trank, und ergötzte sich mit der Dichtkunst, deren augenblickliche Schöpfungen oft glücklich genug ausfielen. Chaulieu, ein Schüler von Chapelle und Bachaumont, zeichnete sich hier vor allen andern durch die Anmuth seines Geistes und durch die Heiterkeit seines Charakters aus; er erwarb sich den Beinamen des Anakreon des Tempels. Wie Anakreon lebte er der Liebe und der Dichtkunst bis in sein hohes Alter. In einem Briefe an den Marquis de Lafare, in welchem Chaulieu sich selbst schildert, stellt er sich als ruhmredig, ungeduldig und jähzornig, abwechselnd thätig und träge, als einen Projectmacher und von den Annehmlichkeiten der Ruhe eingenommen dar. Er starb in seinem Hause im Temple 1720, 81 Jahre alt. La Harpe bemerkt mit Recht, daß sich in seinen Versen die Nachläſſigkeiten eines trägen, aber auch der gute Geschmack eines feinen Geistes zeigen, der sich vornehmlich von aller Affectation frei zu erhalten weiß. Keineswegeſ sind alle Gedichte Chaulieus werth, aufbehalten zu werden, aber die bessern verdienen es wegen ihrer glücklichen Natürlichkeit.

Chaumont (Tractat von), den 1. März 1814 (Stadt im Departement Oise). Waren die Verträge, durch welche Rußland, Preußen, Großbritannien, Schweden, Oesterreich und die meisten deutschen Fürsten gegen Napoleon im J. 1813 sich verbunden hatten, zunächst auf die Befreiung Deutschlands und die Auflösung des Rheinbundes gerichtet; so hatte die Quadrupel-Allianz, welche Oesterreich, Rußland, Großbritannien und Preußen zu Chaumont abschlossen, nach Art. I., unmittelbar zum Zweck die Befreiung Europa's von Frankreichs politischem Drucke für jetzt und alle künftige Zeiten, und die Wiederherstellung eines dauerhaften, auf den Grundsätzen des Gleichgewichts und der Unabhängigkeit der Nationen ruhenden, europäischen Weltfriedens. Würde dieſer Zweck durch die Unterhandlungen mit Napoleon, welche bereits in Chatillon (ſ. d. Art.) ihren Anfang genommen, nicht erreicht, so sollte jener Vertrag die zwischen den Verbündeten bereits bestehenden wechselseitigen Verpflichtungen zur kräftigen Fortsetzung des Krieges verstärken. Sämmtliche vier Mächte kamen nachher durch den von jeder mit den drei andern abgesondert unterzeichneten Tractat von Chaumont über angemeſſene Leistungen zur Erreichung jenes doppelten Zweckes überein, die auch mit der größten Pünctlichkeit erfüllt wurden und glücklich den Frieden von Paris im Jahre 1815 herbeiführten. Den Tractat unterzeichneten der Fürst von Metternich, der Graf von Neſſelrode, Lord Castlereagh und der preußiſche Staatscanzler, der jetzige Fürst von Hardenberg. Viel Blut und Elend hätte Europa nicht geſehen, wären die früheren Verbindungen der Staaten gegen Frankreichs Uebermuth, ſeit dem weſt-

phälischen Frieden bis zu den Bündnissen, die der Friede von Preßburg und der von Tilsit auflöseten, mit derselben Einsicht geschlossen, mit derselben Eintracht beobachtet und mit derselben Kraft erfüllt worden. Der Tractat von Chaumont hat daher einen universalhistorischen Charakter. In ihm liegt der diplomatische Schlüssel zu Allem, was damals in Europa Glorreiches geschehen ist; er war Europa's Schild im J. 1815. Da er jedoch gegen Napoleon persönlich gerichtet war und Frankreich auf dem Congresse zu Aachen 1818 unter die zur Erhaltung der Ruhe von Europa verbündeten Mächte aufgenommen wurde, so ist er nicht wieder erneuert worden. K.

Chaussée (Pierre-Claude-Nivelle de la), ein bekannter französischer Schauspieldichter, war 1692 zu Paris geboren. Er faßte früh Neigung für die Wissenschaften. Sein erstes Werk war eine Kritik der Fabeln von la Motte. Als La Motte das bekannte Paradoxon über das Unnütze der Versification in der Tragödie und Ode aufgestellt hatte, trat Chaussée mit seiner Epître à Clio gegen ihn auf, welche noch jetzt von den Kennern geschätzt wird. Er war über 40 Jahre alt, als er für das Theater zu arbeiten anfing. Sein erstes Stück, La fausse Antipathie, erhielt ziemlichen Beifall, und zeigte schon an, welcher Gattung der Verfasser sich widmen müsse. Ein sonderbarer Umstand entschied ihn dafür. Die Schauspielerin Quinault glaubte in einer gesellschaftlichen Farce den Keim eines sehr rührenden Stückes zu finden, und schlug, nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, La Chaussée die Bearbeitung desselben vor. Dieser ging darauf ein und schrieb Le Préjuge à la mode. So entstand die sogenannte Comédie larmoyante (das weinerliche Schauspiel) aus der Posse. La Chaussée glaubte sich auch zur Tragödie erheben zu können und schrieb ohne Glück Maximinien, welchen Gegenstand schon Th. Corneille bearbeitet hatte. Die Ecole des Mères und die Gouvernante, welche darauf folgten, werden noch jetzt häufig gegeben. Er starb 1754. Voltaire sagt von ihm, er sei einer der ersten nach denen, die Genie haben.

Chausséen im weitläufigen Sinne heißen alle durch Kunst gemachte, in der Mitte etwas erhobene, auf beiden Seiten mit gehöriger Abdachung und Böschung nebst Gräben versehene, 28 bis 36 Fuß breite Straßen, sie mögen blos aus Erde oder aus Erde und Steinen erbaut worden sein. Wegen ihrer mittleren Erhöhung nennt man sie auch Dammstraßen; im engern Sinne aber gibt man nur solchen Land- oder Heerstraßen den Namen Chausséen, deren Grundlage aus großen Bruchsteinen und an den Seiten zum Zusammenhalten der Straße mit Strebemauern dauerhaft aufgeführt, die Fugen zwischen den Grundsteinen mit etwas kleineren Steinen und grobem Kies ausgefüllt und festgestampft werden, worauf man sie dammförmig und richtig abgeböscht entweder mit bloßem groben Kies, oder mit grobem Kies und festen zerschlagenen Steinen, z. B. Granit, Basalt, Sienit, Porphyr ꝛc. zugleich überschüttet und feststampft, diese Oberfläche aber zuletzt mit einem festen Steinkummer von zerschlagenen harten Steinen überführt und an den Seiten mit Wegen für die Fußgänger und mit Gräben versieht. In Gebirgsgegenden wird der Chausséebau oft sehr schwierig, weil hier oft theils Berge abgetragen, theils Thäler ausgefüllt werden müssen; zuweilen wohl aber auch die Kunststraßen in Schneckenwendungen einen Bergabhang herunter geführt werden, dadurch oft das steilste Gebirge für das

schwerste Fuhrwerk passirbar gemacht wird. Eine andere Schwierigkeit des Chausséebaues ist, wenn selbiger auf Moräste trifft, wo es sogar notwendig wird, durch Pfahlroste, oder zu versenkende Steinmassen, einen festen Grund zu bekommen. Die Chausséen sind keine Erfindung neuerer Zeit, denn das Alterthum zeigt uns Werke, über die man noch jetzt erstaunt. Die Beschreibung, welche uns Herodot von einer königlichen Straße in Persien macht, die von Sardes bis zur Residenz Susa führte, beinahe 450 deutsche Meilen lang, und überall mit königlichen Ruhehäusern und den schönsten Herbergen versehen war; die Ueberreste von den römischen Straßen, die man in ungeheurer Menge und Größe, oft 1200 Meilen lang, durch das ganze Reich anlegte, die gerade Richtung, die man ihnen gab und deswegen wohl Berge abtrug, Felsen und Gebirge durchbrach, ihre Erhöhung, in der sie oft über Sümpfe und kleine Thäler weggingen, die ungemeine Festigkeit und Genauigkeit, die man bei solchen Bauen zu erreichen suchte, übertreffen alle Erwartung. Allein in der Folge vernachlässigte man eine so nützliche Anstalt gänzlich, und in den neuern Zeiten scheinen die niederländischen Heerstraßen, die sich besonders auch wegen ihrer Breite auszeichnen, die ersten gewesen zu sein, welche man in Chausséen verwandelt hat. Diesen folgten darauf die Chausséen in Frankreich, England, Spanien und seit 1753 zuerst in Deutschland, und zwar in Schwaben zwischen Oettingen und Nördlingen. Die besten Chausséen haben Spanien, Frankreich, England, Oesterreich und Baiern. Die nachahmungswertheste Verfassung der Chausséen findet man in England, wo nicht nur zuerst der Straßengewichtsmesser für die Wagen der Fuhrleute an den Chausséegeldeinnahmen eingeführt worden sind, sondern auch die für die Unterhaltung und Dauerhaftigkeit überaus wichtige Anordnung gemacht worden ist, daß in der Mitte die Reiter ihren Weg nehmen und alle Wagen rechter Hand fahren müssen. Hierdurch werden die vielen Fahrgeleise und das Ausweichen der Wagen vermieden, denen es jedoch freigelassen ist, denen zu langsam fahrenden Vorwagen durch schnelle Ausbrechung auf die Chaussée vorzufahren. Vermöge des Straßenregals hat der Landesherr das Recht, a) zur Anlegung der Chausséen in möglichst gerader Richtung durch jedes Grundstück brechen zu können, und die Pflicht, dieselben in gutem Zustand zu erhalten; b) zur Bestreitung der Kosten Chausséegeld zu fordern; c) Chausséeordnungen bekannt zu machen; d) die Weite des Wagengeleises nebst der Breite der Rädefelgen zu bestimmen und die Sperrketten zu verbieten; und e) das Gewicht vorzuschreiben, was auf Lastwagen nach 1, 2, 3, 4 bis 6 Pferden geladen werden darf. (Vergl. Kunststraßen.)

Chaux (la) de Fonds, Meierei und Dorf in der Grafschaft Valengin im schweizerischen Canton Neufchatel. Das lange Thal ist rauh und zum Ackerbau untüchtig, wohlhabend aber durch Viehzucht und Käsehandel. Am merkwürdigsten ist dieses Thal mit dem benachbarten Locle durch seine Uhrenfabrication und Spitzenklöppelei. La Chaux de Fonds hatte im J. 1818 gegen 5000 Einwohner, worunter sich an 400 Uhrmacher und 600 Spitzenmacherinnen befanden. Ohne die Penduluhren wurden auf 40,000 goldene und silberne Taschenuhren hier jährlich verfertigt. Auch das Dorf Locle hat gegen 5000 Einwohner. Man findet an beiden Orten eine Pariser Modehandlung, Buchdrucker, eine Buchhandlung und Banquiers. Das Dorf Fleurier ist der Hauptsitz des Spitzenhandels.

Chaveau Lagarde, geb. zu Chartres gegen das J. 1765, einer der berühmtesten gerichtlichen Redner Frankreichs während der Revolution, der den Muth behielt, unter den gefahrvollsten Umständen, auch die von dem furchtbaren Revolutionstribunal im Voraus zum Tode bestimmten Schlachtopfer, mit Gefahr des eigenen Lebens, auf das muthvollste und mit seltener Beredsamkeit zu vertheidigen. Chaveau Lagarde wird mit Deseze, dem beredten und kühnen Vertheidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalconvents, und mit Tronçon Ducoudray, der mit ihm gemeinschaftlich die gerichtliche Vertheidigung Marien Antoinettens führte, in der Geschichte unsterblich bleiben und als ein Muster gelten, wo es die Aufgabe gilt, unter allen Umständen mit Muth der Pflicht und der Ehre zu folgen. Unter die berühmtesten seiner unglücklichen Clienten, die er zu vertheidigen hatte, zählen wir, außer der Königin, Charlotte Corday, Miranda und Brissot. Nach der Restauration der Bourbons ist er mit der ihm gebührenden Ehre von ihnen behandelt worden. Er wurde vom Könige in den Adelstand erhoben und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion.

Chazet (René Alissan de), einer der beliebtesten Dichter und dramatischen Schriftsteller in Paris (geb. 1772), welcher durch Leichtigkeit, Erfindung und Witz sich vortheilhaft auszeichnet. Von 1792 — 1797 war er mit seinem Verwandten, dem Gesandten Macau, in Neapel, kehrte dann nach Paris zurück, erwarb sich durch seine Arbeiten die Gunst des Kaisers und vorzüglich der Kaiserin Marie Louise, und wußte später mit gleicher Leichtigkeit den Bourbons seine Muse zu widmen, ohne jedoch bei Napoleons Rückkehr von Elba seine Anhänglichkeit an sie zu verläugnen. Er ward vom Kaiser zum Professor der Literatur am Lyceum zu Paris und Ritter des Ordens der Reunion und vom Könige 1815 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Von seinen Werken zeichnen sich besonders aus: L'art de causer, 1812. — und sein größeres Werk, welches 1812 unter dem Titel erschien: Les Russes en Pologne, tableau historique depuis 1762 jusqu'a nos jours etc. nebst einer gegenüber gedruckten polnischen Uebersetzung. — Für das Theater Odéon ꝛc. in Paris schrieb er über 130 Lustspiele, Vaudevilles ꝛc., von denen manche auf dem Repertoir blieben.

Checks werden in England die Anweisungen der Privaten oder der Kaufleute auf diejenigen Personen genannt, welche ihre Cassengeschäfte besorgen, d. h. solche, welchen sie die Einziehung ihrer Gelder und Wechsel gegen eine geringe Provision (etwa ½ oder ¼ pC.) übertragen, und bei welchem sie vermöge der Checks über diese Gelder wieder verfügen. Man nennt diese Personen in England Bankers, wie in Holland Cassiers. Was wir in Deutschland Banquier nennen, ist etwas anders, da der deutsche Banquier hauptsächlich Wechselgeschäfte macht, was in Holland und England die Cassiers und Bankers in der Regel nicht thun. Die Checks, in Holland Cassiers-Quittungen genannt, circuliren in den Wechselzahlungen und im gemeinen Leben als baar Geld, und da es nur selten der Fall ist, daß ihre Bezahlung vom Banker oder Cassier verweigert wird, so herrscht darin ein außerordentliches Vertrauen. Sie laufen oft Wochen lang, ehe die Zahlung wirklich verlangt wird, ob sie gleich dadurch an ihrer gerichtlichen Kraft verlieren, da der Regreß gegen den Aussteller, wenn etwa der Banker fallirt, eigentlich nur drei Tage nach dem Tage der Ausstellung zulässig ist. Sobald sie indessen in die Hände

eines andern Bankers oder Cassiers kommen, werden sie noch denselbigen Tag verrechnet, da es in London und Amsterdam Sitte ist, daß die Cassiers täglich ihre (gültig angenommenen) Quittungen gegen einander austauschen, und sich das Fehlende oder Ueberschießende zahlen lassen oder selbst zahlen.

Chemie. Mit diesem Namen, dessen Etymologie zweifelhaft ist, bezeichnen wir die Wissenschaft, welche die Natur der Körper, oder vielmehr die Wirkung kennen lehrt, welche ihre wesentlichen Bestandtheile gegenseitig ausüben. Die Chemie hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen gehabt. Einige haben sie Pyrotechnie (Feuerkunst), Chrysopöie, Archyropöie (Gold- und Silberbereitung), Andere die Physik im engern Sinne u. s. w. genannt. Dieser letzte Name scheint ihr mehr als irgend ein anderer zuzukommen; wirklich beruht der Unterschied der Physik und Chemie auf einem sehr schwachen Grunde. Erstere untersucht die gegenseitige Wirkung der Körper, indem sie selbige in ihren Massen betrachtet; letztere untersucht dieselbe Wirkung ihrer integrirenden Bestandtheile. Diese Wirkung wird in der einen durch eine allgemeine Anziehung oder Abstoßung hervorgebracht, in der andern erzeugt sie eine besondere Verbindung oder Zersetzung. Aber nach unsern dermaligen Kenntnissen ist es so unmöglich, die Physik von der Chemie zu sondern, und welche Phänomene jeder eigenthümlich angehören, zu bestimmen, daß man die eine nicht ohne die andere studiren kann. Die Geschichte der Chemie bietet in ihrer Entstehung nur Erdichtungen, ein wenig später unvollständige Beobachtungen, schwankende Ideen, Hypothesen, unsichere Theorien dar; aber mitten in dieser Dunkelheit unterscheidet man bestätigte Thatsachen, sinnreiche Verfahrungsarten, um die natürlichen Substanzen dem Bedürfniß gemäß zu modificiren. Die Menschen, welche Mittel fanden, die Metalle zu schmelzen, sie zu verbinden, sie zu formen; die Aerzte, welche zuerst die nächsten Pflanzenstoffe absonderten und ihre Eigenthümlichkeiten erkannten, sind die ersten Chemiker gewesen. Aber statt einer deutlichen, methodischen, philosophischen, vom Bekannten zum Unbekannten fortgehenden Beobachtung zu folgen, ließ man sich durch astrologische Träumereien, durch die Fabel von dem Stein der Weisen, und hundert thörichte Hypothesen irre führen, welche aus der Chemie ein dunkles Chaos machten. Bis 1650 findet man in der Geschichte der Chemie nur einige besondere Thatsachen anzumerken. Rhases, Roger Baco, Arnaud de Villeneuve, Basilius Valentin, Paracelsus, Agricola u. s. w. näherten sich um etwas der Kunst zu experimentiren. Sie haben mehrere Eigenschaften des Eisens, des Queckſilbers, des Spießglases, des Salmiaks, des Salpeters wahrgenommen; sie haben die Schwefel-, Salpeter- und andere Säuren gefunden; sie haben Verfahrungsarten erfunden, geistige Flüssigkeiten abzuziehen, das Opium, die Jalappe u. s. w. zu bereiten, die Alkalien zu reinigen. Glauber zeichnete sich durch die Sorgfalt in seinen Untersuchungen aus. Er suchte einige Instrumente zu vervollkommnen, rieth, die Ueberbleibsel der Operationen nicht als unnütz wegzuwerfen, entdeckte das nach ihm benannte Glaubersalz u. s. w. Aber diese einzelnen Entdeckungen bildeten kein Ganzes einer Wissenschaft, verbanden sich zu keiner allgemeinen Theorie, zu keinem vollständigen System. Stahl erschien. Er legte den Grund zu einer regelmäßigen Wissenschaft, der jedoch unzureichend war und auf einer Voraussetzung beruhte, welche spätere Beobachtungen widerlegt haben. Er verdankte viel dem berühmten Becher, dessen Ideen er

kommentirte, berichtigte und erweiterte. Er fühlte, daß die meisten chemischen Phänomene von einer allgemeinen Ursache oder doch von wenigen Principien, worauf sich nothwendig alle Combinationen anknüpfen, abhängen möchten. Er nahm in den Körpern einen entzündbaren Grundstoff an, den die brennbaren Körper beim Verbrennen verlören, und den sie von noch brennbarern Körpern, als sie selbst, wieder annehmen könnten. Er nannte diesen Grundstoff Phlogiston, und definirte ihn so: Materiam et principium ignis ego phlogiston appellare coepi. Nempe primum igniscibile, inflammabile, directe atque eminenter ad colorem suscipiendum habile principium: nempe si in mixto aliquo cum aliis principiis concurrat. Wenn ein Metall sich verkalkte, sagte Stahl, daß es sein Phlogiston verliere. Nahm dagegen ein Metallkalk, der mit Kohle erhitzt wurde, seine metallische Gestalt wieder an, so sagte er, daß er sich des in der Kohle enthaltenen Phlogistons bemächtige. Ueber die Natur des Phlogiston aber, das sich nicht darstellen ließ, waren die Chemiker im Dunkeln. Macquer verglich es mit dem Lichte, und glaubte, daß es ohne Schwere sei; Andere waren der entgegengesetzten Meinung. Kirwan verwechselte es mit dem brennbaren Gas; Gren und Richter hielten es für eine Verbindung des Wärmestoffs mit einem unbekannten Stoffe. Wie dem auch sein mochte, man erklärte Alles vermittelst des Phlogiston, welches den Metallen ihren Glanz, dem Quecksilber seine Flüssigkeit, dem Stahl seine Sprödigkeit, dem Diamant sein Feuer, den Blumen ihren Duft, den Edelsteinen ihre Farben u. s. w. gab. Ein großer Schritt war geschehen mit Aufstellung einer Hypothese, die solchergestalt fast alle beobachteten Phänomene unter einander verband; auch muß Stahl als ein Mann von einem großen Genie angesehen werden. Boerhave, der sein System annahm, trug viel dazu bei, es auszubreiten; er schuf, so zu sagen, die philosophische Chemie, und bereicherte sie mit einer Menge von Experimenten über das Feuer, die Wärme des Lichts u. s. w. Die Wissenschaft machte durch diese Philosophen Fortschritte, wenn gleich die Principien, von denen sie ausgingen, falsch waren. Es war Black, Priestley, Cavendish und Lavoisier vorbehalten, Stahls Theorie umzustoßen, indem sie die Schöpfer der pneumatischen oder antiphlogistischen Chemie wurden, deren geschichtlichen Theil Fourcroy in seiner Philosophie chimique und seinem Système des connaissances chimiques am vollständigsten dargestellt hat. Sobald man die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft kennen gelernt hatte, sah man, daß die brennbaren Körper, indem sie in Berührung mit ihr brannten, statt einen ihrer Grundstoffe zu verlieren, sich eines Bestandtheils der Luft bemächtigten und dadurch an Gewicht zunähmen. Man nannte diesen Bestandtheil Oxygen (Sauerstoff), weil er, wenn er in den brennbaren Körpern im Uebermaß vorhanden ist, mehrere derselben in Säuren verwandelt. Das Oxygen trat an die Stelle des Phlogiston, indem es eine entgegengesetzte Rolle spielte, und seine Theorie erklärte die meisten der Phänomene, die vorher unerklärbar waren. Aber was in die Chemie auf einmal Licht und Zusammenhang brachte, war die 1787 angenommene neue Nomenclatur, welche alle einzelnen Data dem Gedächtniß mit außerordentlicher Leichtigkeit einprägt, da alle Namen der Körper entweder ihren Ursprung oder ihre Hauptbeschaffenheit ausdrücken. Zwölf oder funfzehn Wörter haben hingereicht, um eine methodische Sprache zu schaffen, die keine einzige uneigentliche Benennung enthält, und die mit Veränderung der Endsylben einiger Namen die

Veränderung anzeigt, welche die Körper in ihrer Verbindung erleiden. Lavoisier, Fourcroy, Guyton de Morveau und Berthollet sind die Schöpfer dieser glücklichen Umgestaltung. Die chemische Nomenclatur läßt nichts willkührliches zu, und paßt nicht nur für die bekannten Erscheinungen, sondern auch für die noch zu machenden Entdeckungen. Sie ist das erste Beispiel einer systematischen und analytischen Sprache. — Die Chemie hat zwei Mittel, die innere Natur der Körper kennen zu lernen, die Analysis und Synthesis (Auflösung und Zusammensetzung). Durch jene trennt sie die Bestandtheile einer zusammengesetzten Substanz, durch diese verbindet sie die getrennten Bestandtheile, um die zersetzte Substanz wieder herzustellen und die Genauigkeit des ersten Verfahrens zu beweisen. Diese Mittel beruhen auf der möglichst vollständigen Kenntniß der beiden Kräfte, die alle Körper der Natur in Bewegung setzen, nämlich Anziehung und Abstoßung. Man hat eine Anziehung der Bestandtheile und eine planetarische Anziehung unterscheiden wollen, und der erstern den Namen der chemischen Verwandtschaft gegeben; aber es scheint, daß die Natur nicht zwei Arten der Anziehung hat, und daß die Körper in ihren Theilen eben so wirken, wie in ihrem Ganzen. Bei der planetarischen Anziehung hat Newton als Grundsatz aufgestellt, daß diese Kraft in directem Verhältnisse der Massen und in umgekehrtem Verhältnisse der Quadrats der Abstände wirke. Man hat lange geglaubt und viele Chemiker glauben noch, daß in einem zusammengesetzten Körper die Anziehung da, wo die Theile sich berühren und nicht berühren, verschiedenen Gesetzen folge; aber Laplace glaubt, daß die chemische Verwandtschaft ganz den Gesetzen der planetarischen Anziehung folge, weil eine Berührung der Theile eigentlich gar nicht Statt finde. Wie dem auch sei; das abwechselnde Spiel der Anziehung und Abstoßung der Bestandtheile veranlaßt eine Menge von Erscheinungen, welche auf unsere Sinne wirken, und eine Menge von Verbindungen, welche die Natur und die Eigenschaften der Körper verändern. Das Studium dieser Phänomene, die Kenntniß dieser Verbindungen gehören in das Gebiet der Chemie. Wir haben gesagt, daß die Chemie unzertrennlich von der Physik sei; wir müssen dasselbe von der Naturgeschichte sagen. Die Geschichte eines Körpers muß stets seiner Analyse vorangehen. Oft reicht die einfache Betrachtung der äußern Formen, der Farbe, der Schwere, des Orts, wo er gefunden ward, u. s. w. hin, um durch Analyse auf seine chemischen Eigenschaften zu führen. Es gibt demnach keine ausgebreitetere und wichtigere Wissenschaft, als die Chemie, und der Geist erstaunt über die Masse von Details, die sie enthält; auch kann ihr Gebiet nicht von einem einzelnen Menschen umfaßt werden. Um das Studium zu erleichtern, betrachtet man sie unter verschiedenen Gesichtspuncten, die sich in mehrere Abtheilungen und Unterabtheilungen absondern, von denen man sich einer einzelnen widmen kann, obgleich die Art zu beobachten, zu analysiren und zu combiniren immer dieselbe ist, obgleich alle Phänomene sich durch die allgemeine Theorie erklären lassen und sich auf gewisse Gesetze beziehen, die man vorgängig kennen muß. — Diese Gesetze zusammengenommen bilden die sogenannte philosophische Chemie. Sie betrachtet, was man unter Verwandtschaft der Aggregation oder Cohäsion, und unter Verwandtschaft der Composition zu verstehen hat; sie erklärt die Phänomene der Auflösung, Sättigung, Crystallisation, des Aufbrausens, der Schmelzung, der Neutralisation. Der chemische Prozeß bietet, indem er die Eigenschaften der Körper verändert oder modificirt, dem Beob-

achter wichtige Betrachtungen über die Veränderung der Form, der Dichtigkeit, der Temperatur dar. Diese Betrachtungen gehören der philosophischen Chemie an. Sie läßt auch wahrnehmen, daß die Verwandtschaft sich äußern kann: 1) zwischen zwei einfachen Substanzen; 2) zwischen einem einfachen und einem zusammengesetzten Körper; 3) zwischen zusammengesetzten Körpern. Und indem sie den Grundsatz aufstellt, daß ein Körper nicht dieselbe Verwandtschaft zu allen andern habe, sondern daß er sie ungleich anziehe, gibt sie die Gesetze an, welche die Wahlverwandtschaften und die sie modificirenden Ursachen bestimmen, als da sind die Cohäsion, die Masse, die Unauflöslichkeit, die Elasticität, die Temperatur der Körper. Sie schätzt die Kraft der Verwandtschaft, sowohl der einfachen als zusammengesetzten. Sie merkt die Umstände an, welche das Spiel der Anziehungen begünstigen oder ihm entgegenwirken: sie lehrt, daß zwei Körper nicht auf einander wirken, wenn nicht einer von beiden oder beide flüssig sind, daß die Körper, selbst in einem Zustande der Auflösung, nur in unmerklichen Abständen auf einander wirken, daß zwei Körper, die keine bemerkbare Verwandtschaft zu einander haben, sich mittelst eines dritten vereinigen; endlich, daß die charakteristischen Eigenschaften der Körper durch die Vereinigung zerstört werden, und daß der zusammengesetzte Körper neue Eigenschaften zeigt. Indem sie von diesen Grundgesetzen zur Untersuchung der einfachen Körper fortgeht, betrachtet die philosophische Chemie die Wirkung des Lichts, des Wärmestoffs und der Electricität, die Natur der einfachen und zusammengesetzten brennbaren Körper, der Luft und des Wassers; die Bildung der Säuren und ihre Auflösung, die Natur und die Eigenschaften der salzigen Grundstoffe, ihre Verbindung mit den Säuren, die Verkalkung, Auflösung und die Legirung der Metalle, die Bildung und Natur der Vegetabilien, die unterscheidenden Merkmahle der unmittelbaren Pflanzenstoffe, die Erscheinungen der Animalisation und die Eigenschaften der animalischen Zusammensetzungen; endlich die von selbst erfolgende Zerstörung organischer Stoffe. Dies ist der Kreis, den die Philosophie der Chemie durchläuft, indem sie sich auf das Allgemeine beschränkt. Nach der Anwendung, welche von diesem Allgemeinen gemacht wird, zerfällt die Chemie in sieben oder acht besondere Zweige, die wir noch kurz durchzugehen haben. — Das Studium der großen Phänomene, die man in der Atmosphäre beobachtet und die man unter dem Namen Meteore kennt, bildet die meterologische Chemie. Sie erklärt die Bildung der Wolken, des Regens, des Nebels, des Schnees, des Hagels, der Wasserhose, den Hygrometer-, Barometer- und Thermometerstand der Luft, die Bildung des Nordlichts, der Meteorsteine, und überhaupt Alles, was chemisch über unserer Erdkugel vorgeht. — Geologische Chemie kann man diejenige nennen, welche speciell die großen Combinationen der Natur studirt, wodurch die Vulcane, die Metallminen, die Steinkohlenlager, die Basalte, die Mineralwasser, jene ungeheuern Salz- oder Kalkmassen, der Salpeter auf dem Boden des Indus, das Natrum in den Seen Aegyptens, der Borax in den Seen Tibets entstanden sind. Der Chemiker als Geolog sucht die Ursachen der partiellen Ueberschwemmungen, der Erdbeben, der Verminderung der Gewässer auf der Erdkugel, den Einfluß des Clima's auf die Farbe der Thiere und Pflanzen, auf den Geruch der Blumen, auf den Geschmack der Früchte zu erklären. Bei diesen allgemeinen Beobachtungen vornehmlich bedarf er der Naturkunde und Physik. Die Chemie, in ihrer Anwendung auf die Naturgeschichte, wird wie diese

eingetheilt. Man unterscheidet daher die Chemie des Mineralreichs, welche die Metallurgie und die Probirkunst umfaßt und sich mit der Untersuchung aller unorganischen Substanzen, der Steine, Salze, Metalle, Erdharze, Wasser beschäftigt; die Chemie des Pflanzenreichs, welche die Pflanzen und ihre unmittelbaren Producte analysirt; und die Chemie des Thierreichs, welche auf alle von todten oder lebendigen Thieren kommende Substanzen angewendet wird. Letztere zerfällt wieder in die physiologische Chemie, welche die in den animalischen Substanzen durch die Lebensthätigkeit bewirkten Veränderungen betrachtet; in die pathologische Chemie, welche die durch Krankheiten, oder organische Verletzungen verursachten Veränderungen beobachtet; in die therapeutische oder pharmacologische Chemie, welche die einfachen Arzneimittel analysirt, die Verordnung und Zubereitung der chemischen und einfachen Arzneimittel aufklärt, die Mittel der Aufbewahrung anzeigt, und die stets gefährlichen Sophistereien kennen lehrt; in die Chemie der Gesundheitslehre, welche sich mit den Mitteln beschäftigt, die Wohnungen der Gesundheit gemäß einzurichten, die Luft, welche man daselbst athmet, zu analysiren, den Epidemien zuvorzukommen, gesunde Nahrungsmittel anzuzeigen, den Einfluß der Beschäftigungen, Moden und Gebräuche auf die Gesundheit der Menschen zu erforschen. Die Chemie findet endlich noch Anwendung in der Oekonomie und in den Künsten. In der Oekonomie hat sie den Zweck, eine Menge von ökonomischen Verrichtungen zu vereinfachen und zu reguliren, die wir unaufhörlich in unsern Wohnungen vornehmen, um sie gesund, warm, hell zu machen, um Kleider, Lebensmittel, Getränke zuzubereiten u. s. w. Die Brotbereitung, das Einkalken des Getreides, die Bereitung der Mast, die Bereitung und Reinigung der Oele, die Kunst, Backhäuser, Oefen und Kochherde zu bauen, die Brennmaterialien zu sparen, Zeuge zu bleichen und zu waschen, eine künstliche Kälte hervorzubringen u. s. w., alles dies gehört in die ökonomische Chemie. Wichtiger und ausgedehnter ist die Anwendung der Chemie in den Künsten. Sie hat zum Zweck, die chemischen Processe, durch welche die zu verarbeitenden Gegenstände unsern Bedürfnissen angepaßt werden, aufzufinden, zu berichtigen, zu erweitern, zu vervollkommnen oder zu vereinfachen, und umfaßt demnach die Bereitung des Glases, der Ziegel, der irdenen Geschirre, des Steinguts, das Email- und Porzellanmahlen, das Färben, Fleckausmachen, die Gerberei, die Hutmacherei, Essigbrauerei, Destillirkunst, Brauerei, die Leim-, Farben- und Firnißbereitung, das Stärkemachen, Salpetersieden, Vergolden, Gießen, Versilbern, das Kohlenbrennen, die Bereitung der Säuren, des Alauns, des Salmiaks, der Dinte und Buchdruckerschwärze, des Papiers, der Seife, die Raffinerie des Zuckers u. a. m. Schließlich erwähnen wir noch des Gebrauchs, der auch in gerichtlichen Angelegenheiten von der Chemie vielfältig gemacht wird, um ein Verbrechen gehörig zu erörtern. Bei Vergiftungen, Schrift- und Münzverfälschungen u. dgl. kann allein die Chemie zu sichern Resultaten führen. — Unter den chemischen Lehr- und Wörterbüchern verdient besondere Empfehlung John's Wörterbuch der Chemie, 4 Bände, der letzte in 2 Abtheilungen.

Chemnitz, eine bedeutende Fabrikstadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, am Flusse gleiches Namens, der nicht weit davon in die Mulde fällt. Die Häuseranzahl ist etwa 1,000 und die der Einwohner 11,000. Hierunter sind 750 Meister mit 500 Gesellen in Cattun, Barchent, Cannefaß, Mützen, Strümpfen, Baumwollenzeugen,

Drell, Piqués u. s. w., 500 Meister und eben so viel Gesellen im Strumpfwirken; fast eben so viel im Strumpfstricken, die zusammen 130 Sorten liefern; eine Anzahl Cattun- und Callico-Druckereien, welche Waare liefern, die der englischen fast gleich kommt, große Niederlagen von Baumwollen; viele Spinnmaschinen, die ebenfalls ganz nach englischer Art eingerichtet sind. Namentlich hat der Fabrikant Becker (st. 1820) durch seine großen Anlagen und seine Thätigkeit die entschiedensten Verdienste um die Industrie dieser großen und wichtigen Fabrikstadt. Die Bleichen, welche wahrscheinlich schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts angelegt wurden, und für welche der Rath im Umkreise von zehn Meilen privilegirt ist, tragen zur Vermehrung des Verkehrs, welcher besonders durch die Frankfurter und Leipziger Messen mit weit entlegenen Ländern getrieben wird, vieles bei. Die Stadt hat ein gutes Lyceum. In dem benachbarten Gebirge gibt es vortreffliche Steinbrüche, auch Calcedonier, Carneole, Achate und Topasen.

Chénier (Marie-Joseph de), war 1764 zu Constantinopel geboren, wo sein Vater, Louis Chénier, der sich durch verschiedene treffliche Werke über die Mauren, über Marocco und das ottomanische Reich bekannt gemacht hat, Generalconsul war. Er kam in seinem zarten Alter nach Paris, diente eine Zeitlang als Dragoneroffizier, nahm dann seinen Abschied und kam nach Paris zurück, um sich ganz der Literatur zu widmen. Nach drei Jahren trat er mit seinem Charles IX. hervor, der als ein Denkmahl des damals in Frankreich herrschenden Geschmacks betrachtet werden kann, übrigens nicht ohne poetisches Verdienst ist. Chénier erlangte, indem er den Leidenschaften des Volks schmeichelte, bald eine große Popularität. Er brachte nach und nach mehrere Tragödien aufs Theater, die ihr Glück zum Theil der Bemühung des Verfassers verdankten, seinen Personen die Sprache der herrschenden Partei in den Mund zu legen. Im J. 1791 erschien Henri VIII. und La mort de Calas, beide mit Beifall. Für das erste Stück hatte Chénier eine Vorliebe, und arbeitete es zu mehrern Malen um. Die Ausgabe von 1805 ist die einzige, welche alle Verbesserungen enthält. Sein Cajus Gracchus, der 1792 erschien, verdankte einen großen Theil seines Beifalls den Zeitumständen. Bald darauf trat Chénier in den Convent, und hier theilte er lange die Meinung der ausgelassensten Demokraten. In den Jahren 1793 und 94 gab er Fénélon und Timoléon, welche beide viel Glück machten. Sein Cyrus fiel dagegen durch. Er schrieb noch mehrerere dramatische Werke, aber sie wurden weder aufgeführt, noch gedruckt. Wir bemerken unter denselben eine abgekürzte Bearbeitung von Lessings Nathan und einige Uebersetzungen von Sophokles. Chénier hat Schönheiten wie auch Fehler, die ihm eigenthümlich sind; aber ihm ist ein Talent von seltenem Umfange nicht abzusprechen. Er zeigt sich als einen geschickten Schriftsteller sowohl in der Prosa als in seinen Versen; vorzüglich zeichnet er sich in der Satire aus, nur daß er in derselben oft zu wenig Mäßigung beobachtete. Außerdem aber hat er sich fast in allen Dichtungsgattungen versucht. Seine übrigen Schriften können wir hier nicht namhaft machen. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit einer Geschichte der französischen Literatur. Die Reden, die er 1806 und 7 in dem Athenäum von Paris las, enthalten die Geschichte der Sprache, der verschiedenen Dichtungsarten und der Prosa bis auf Franz I. In einer 1806 herausgegebenen Einleitung hatte er den Entwurf des ganzen Werks und die Haupt-

reſultate deſſelben vorgelegt. (Herausgegeben im J. 1818 unter dem Titel: Fragmens du cours de littérature fait à l'Athenée en 1806 et 1807 etc.) Außerdem hatte Chénier eine Charakteriſtik der vorzüglichſten Producte der franzöſiſchen Literatur von 1788 bis 1808 unternommen. Dies treffliche Werk iſt unter dem Titel Tableau historique de l'état et des progrès de la littérature française depuis 1789 erſchienen. Seine letzte Schrift betrifft die zehnjährigen Preiſe. Er fodert darin den für die beſte unterrichtende Schrift ausgeſetzten Preis für einen ſeiner ehemaligen Feinde, und würdigt das Lycée von La Harpe ſo ſcharf und richtig, daß nie eine gründlichere Kritik darüber erſchienen iſt. — Er ſtarb zu Anfang des Jahres 1811.

Cherbourg, Stadt und Hafen in der Normandie, am Canal im Departement Manche, mit 9800 Einwohnern in 875 Häuſern. Von Natur iſt der Hafen (der einzige franzöſiſche im Canal) ſchlecht. Der Damm, das Baſſin und die Schleuſen, welche man zu deſſen Verbeſſerung nach Belidors Entwürfen angelegt hatte, wurden von den Engländern, die im J. 1758 Cherbourg einnahmen, zerſtört. Unter Ludwig XVI. wurden 1784 große Anſtalten gemacht, dieſen Hafen wieder in Stand zu ſetzen, allein die Revolution unterbrach die Arbeiten, welche bald der Gewalt des Waſſers unterliegen mußten. In der Folge beſchloß Napoleon, Cherbourg zu einem der ſicherſten und größten Häfen in der Welt zu machen. Er ließ, damit die größten Kriegsſchiffe dort gebaut und vom Stapel gelaſſen werden konnten, ein ungeheures Waſſerbecken ausgraben, welches bei 55 Fuß Tiefe 900 Fuß lang und 700 Fuß breit iſt. In demſelben können 30 Linienſchiffe Platz haben, und er ſelbſt verſicherte auf der Ueberfahrt nach Helena, daß dieſes Waſſerbecken 3 Millionen Pfund St. gekoſtet habe. Als es im Auguſt 1813 fertig war, mußte die Kaiſerin Marie Louiſe mit großer Feierlichkeit es einweihen. Indeſſen tadeln Sachverſtändige mit Recht, daß dies Waſſerbecken keine Thore habe, und daß es 9 Fuß tiefer als die Einfahrt gegraben ſey. Daraus entſtehn zwei nachtheilige Folgen: erſtens können die Fahrzeuge nur bei hohem Waſſer aus dem Becken abſegeln, und zweitens wird bei nördlicher Strömung aller Schlamm aus dem Einfahrtscanal in die Tiefe des Beckens hinunter geſpült.

Cheribon, eine Landſchaft auf der Inſel Java, öſtlich von Batavia. Sie ward von drei Fürſten regiert, welche völlig von den Holländern abhingen und mit Niemanden, als mit ihnen handeln durften. Die Stadt Cheribon liegt an einem kleinen Fluſſe, nicht fern von der See; ſie hat gegen 25,000 Einwohner und treibt beträchtlichen Handel mit Indigo, Caffee, Reis, Baumwolle und Zukker. Nahe bei der Stadt lag ſonſt eine holländiſche Beſatzung in der Feſtung Beſcherming. In neuern Zeiten hat ſich viel Caffee im Handel unter dem Namen: Cheribon-Caffee, gezeigt. Er iſt von lichterer Farbe (weniger bräunlich), als der Java-Caffee.

Cherſon, Hauptſtadt des ruſſiſchen Gouvernements Cherſon, wurde 1778 angelegt, und iſt wohlbefeſtigt. Sie liegt am Dnieper, 4½ Meile von der Mündung deſſelben in das ſchwarze Meer, iſt hübſch und regelmäßig gebaut, und hat gegen 2000 zum Theil ſteinerne Häuſer und 22,000 Einwohner. Die Stadt beſteht aus vier Theilen: der Feſtung mit einer Kirche, einer Münze, einem Zeughauſe und einer Stückgießerei; der Admiralität mit den großen Seemagazinen und Schiffswerften; der griechiſchen Vorſtadt mit einem großen Kaufhofe

und der Soldatenvorstadt. Die Admiralität ist jetzt nach Nikolajew versetzt, das bequemer und gesünder liegt. Die Einwohner treiben einigen Seehandel, und in den Hafen laufen jährlich, außer einigen österreichischen und französischen Schiffen, 400 griechische platte Fahrzeuge ein. Das Einlaufen in den Hafen von Cherson ist wegen der seichten Stellen beschwerlich, welche sich in dem Liman befinden, einem Meerbusen, in welchen sich die Flüsse Dnepr und Bog ergießen. Merkwürdig wurde Cherson im Jahre 1787, zu welcher Zeit Kaiser Joseph der Zweite und Catharina die Zweite diese Stadt besuchten, und zugleich die glänzendsten Feste angestellt wurden.

Chersonesus. Diesen Namen führten mehrere Inseln und Vorgebirge. Besonders bekannt war 1. der cimmerische Chersones (Chersonesus Cimmerica), diejenige Halbinsel an Deutschland, welche jetzt den größten Theil des Königreichs Dänemark, oder Holstein, Schleswig und Jütland ausmacht. (vergl. Cimbern); 2. der taurische Chersones (Ch. Taurica, auch magna genannt), die vom schwarzen Meere und dem See Mäotis gebildete Halbinsel (heut zu Tage die Crimm), ein äußerst fruchtbares und sehr starken Handel treibendes Land; 3. der thrazische Chersones (Ch. Thracica oder auch blos Chersonesus), die große Halbinsel in Thracien; die heutige Halbinsel der Dardanellen.

Cherub, in der h Schrift der Name der Engel des zweiten Chors der ersten Hierarchie. Cherubim ist der hebr. Plural. An und für sich sind Cherubim wie Seraphim blos biblische Ausdrücke. Ersteres heißt: wie Jünglinge; Seraphim: wie Feuerflammen. Die Kirche hat ihnen erst ihre Plätze in der Rangordnung der himmlischen Heerscharen angewiesen. Mahler und Bildhauer pflegen die Cherubim durch geflügelte Kinderköpfe darzustellen.

Cherubini (Luigi), geboren zu Florenz 1760, einer der bedeutensten und genialsten Componisten, mit Recht von allen verehrt, die ächt-erhabene Musik von dem gewöhnlichen Klingklang zu unterscheiden wissen. Von seinen eigentlichen Lebensumständen ist nicht viel bekannt, als daß er, ein Schüler von Sarti, schon im achtzehnten Jahre (1782) zu Livorno eine Oper (Adriano in Siria) setzte, die aber für die die dortigen Kunstkenner zu gelehrt war. Besser verstand man ihn in Mantua, wo er (1784) eine zweite Oper: Alessandro nell' Indie, componirte, und noch mehr zu Turin, wo er (1788) Ifigenia in Aulide mit ungetheiltem Beifall aufführte. Er ward hierauf nach Paris berufen, wo seine Opern Demophoon, Lodoiska, Medea ꝛc. immer mehr Aufsehn machten. Den Triumpf aber, der ihn aufs höchste verherrlichte, erntete er durch seine allgemein bekannte und berühmte Oper: Les deux journées, bei uns unter dem Titel: der Wasserträger, bekannt. Wirklich ist diese Musik ein Meisterwerk, in welchem Fülle, Harmonie, Kraft und Erhabenheit mit den angemessensten Charaktern sich vereinen, um sie auch noch auf die Nachwelt zu bringen. Was aber Cherubini's Verdienste weit über Andere erhebt, ist seine musterhafte Bescheidenheit, worin er dem großen, vielleicht unerreichbaren Mozart, dessen hohen Geist er mit einer Art Religiosität verehrt, ähnlich ist. Auch wurden seine Verdienste anerkannt, die er, als einer der fünf Aufseher des Conservatorium zu Paris, für die ihm übergebenen Zöglinge um so nützlicher anwendet, da er bei den Uebungen mit denselben auf das Ernste, Strenge, Große eben sowohl, als auf sichere Bildung des Geschmacks sein ganzes Augenmerk richtet. Im J. 1805 wurde er auf einige Zeit nach Wien berufen, um für das dasige Hoftheater eine Oper zu schreiben. Der allge-

meinste, lebhafteste Beifall ward ihm zu Theil, als er seine Deux journées (hier unter dem Titel: die Tage der Gefahr) selbst dirigirte. Die Oper, die er hier setzte, Faniska, wurde 1806 aufgeführt und, wie der Künstler selbst, mit dem lautesten Beifall empfangen. Man findet auch hier wieder Tiefe, Kraft, Feuer, erschütternde Ueberraschungen, welche aber, wie dies bei seinen meisten übrigen Werken auch der Fall ist, nur durch wiederholtes Hören verstanden werden können. Oft hat er vielleicht seine harmonischen Hülfsmittel zu reichlich und zu üppig angebracht. Unter seinen zahlreichen Werken, die er nach seiner Rückkehr in Paris componirte, verdienen eine dreistimmige Messe und sein Pygmalion für das Theater der Tuilerien besondere Auszeichnung.

Cherusker, das ansehnlichste und berühmteste deutsche Volk unter den Istävonen. Man unterscheide das Volk und den Völkerbund der Cherusker. — Das Volk der Cherusker wohnte zu beiden Seiten des Harzgebirges zwischen dem südwestlichen Theile des Thüringer Waldes, wo die Katten ihre Nachbarn waren, und der Saale. Die südliche Seite des Landes durchzog Drusus auf seinem Rückzuge von der Saale nach dem Rheine. Durch die Nordseite aber drang er aus dem Paderbornischen über die Weser nach der Elbe vor. Hier bis zum Einflusse der Ernie in die Elbe scheint die Aller die Nord- und Ostgrenze der Cherusker gebildet zu haben. Ueberdies besaßen auch die Cherusker einige Landstriche am Westufer der Weser. — Der Völkerbund der Cherusker war noch ungleich ausgedehnter; Er umfaßte alles Land zwischen der Weser, dem Rhein und der Lippe, bewohnt von den Sattuariern, Tubanten, Ansibariern, Dulgumniern, Marsen, Chamavern u. s. w. Die Römer wurden zuerst im J. 10 vor Chr. mit den Cheruskern bekannt, als Drusus an die Weser vordrang, aber aus Mangel an Lebensmitteln wieder umkehrte. Im folgenden Jahre zog er auf der Nordseite des Harzes mitten durch die Cherusker hin, von der Weser nach der Elbe. Damals zeigten die Cherusker sich wenig furchtbar, im J. 7 vor Chr. traten sie sogar in Freundschaft mit den Römern, und nahmen häufig Kriegsdienste bei ihnen. August hatte eine deutsche Leibwache. Als aber Varus ihnen Abgaben auflegen, und sie dem römischen Gesetze unterwerfen wollte, entstand eine allgemeine Verschwörung gegen die Römer deren Haupt die Cherusker und deren Seele Hermann war. Varus, durch List von ihnen in den Teutoburger Wald gelockt, ward in einem dreitägigen Kampfe mit seinem ganzen Heere aufgerieben. (S. Hermann und Germanen.) Jetzt wurden die Cherusker das erste Volk in Deutschland, und das Ziel aller Angriffe der Römer. Germanicus (s. d.), der die Marsen und Katten geschlagen hatte, zog gegen die Cherusker, deren Anführer, Segest und Hermann, in Krieg mit einander waren. Segest, von Hermann belagert, rief den Germanicus zu Hülfe, der ihn auch befreite, aber nach mehrern fruchtlosen Feldzügen gegen die Cherusker sich zurückzog. Die Cherusker waren durch die letzten Vortheile übermächtig geworden. Sie wurden es noch mehr durch die Verbindung mit den Longobarden und Gemmonen, die von dem markomannischen Bunde abgefallen waren. Dies ward Ursache eines blutigen Krieges zwischen den Markomannen unter Marbod, und den Cheruskern unter Hermann. Der Sieg des letztern erhob die Cherusker wieder zum ersten deutschen Volke; aber nach seiner Ermordung brachen aufs neue innere Unruhen aus. Man übergab dem Italicus, dem letzten Zweige der Familie des Hermann, die Herrschaft, vertrieb ihn aber bald wieder.

Die Longobarden setzten ihn aufs neue ein, und führten einen langen verderblichen Krieg mit den Cheruskern, die, ihrer Bundesgenossen beraubt, in Ohnmacht versanken, und zwischen der Saale und der Südseite des Harzes beschränkt wohnten, bis sie im dritten Jahrhunderte mit allen ihren ehemaligen Bundesgenossen im großen fränkischen Bunde wieder auftraten.

Chester, Hauptst. von Cheshire. Diese Grafschaft grenzt nördlich an Lancaster, östlich an Derby und Stafford, südlich an Shrop und westlich an Wales und das irländische Meer. Sie hat auf 49 Q. M. 227,000 Einw. viel Stein- und Quellsalz, vorzüglich Mühlsteine und treffliche Käse. Die Hauptstadt ist der Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbisthum York steht, und hat ungefähr 15,000 Einw. Sie ist eine sehr alte, und wie man glaubt, ursprünglich von den Römern erbaute Stadt, mit Mauern umgeben; das einzige Ueberbleibsel von der uralten Befestigungsart in England. Die Bauart der Strassen und Häuser ist ganz einzig und sonderbar. Der ehemals berühmte Hafen war durch die allmälige Versandung des Flusses Dee so sehr in Verfall gekommen, daß im J. 1674 Schiffe von 20 Tonnen kaum die Stadt erreichen konnten. In neuern Zeiten ist ein Canal (the new Channel) für den Fluß gebaut worden, auf dem Schiffe von 350 Tonnen zur Springzeit bis an die Kajen gelangen können. Der Handel von Chester ist meist auf den irländischen und Küstenhandel eingeschränkt. Für irländische Leinwand ist Chester der große Markt. In den Juli- und Octobermessen werden jedesmal ungefähr eine Million Yards abgesetzt. Die übrigen Ausfuhrartikel sind Käse, Blei, Bleierz, Galmei, Kupferplatten, gegossene Eisenwaaren, insonderheit auch Kanonen aus Bersham. Rohe und verarbeitete Artikel vielerlei Art gehen von hier nach Irland. Lederne Handschuhe machen einen mäßigen Fabrikzweig von Chester aus. Eingeführt werden, von Irland, außer Linnen, auch Häute, Talg, Federn, aus Portugal viel Wein, von London Materialwaaren. Der Schiffbau wird hier mit Vortheil getrieben.

Chesterfield (Philipp Dormer Stanhope, Graf von), ausgezeichnet als Staatsmann, Redner und Schriftsteller, war 1694 zu London geboren. Nachdem er seine ersten Studien im väterlichen Hause unter geschickten Lehrern gemacht hatte, ging er in einem Alter von sechzehn Jahren auf die Universität zu Cambridge. Der junge Stanhope betrieb seine Studien mit demjenigen Erfolge, der sich von seinem ausgezeichneten Talente und seinem anhaltenden Fleiße erwarten ließ. Er selbst sah bald genug das Mangelhafte des Unterrichts ein. Als er 1714 aus der Universität getreten war, verließ er England, um Europa zu bereisen. Auf dieser Reise erwarb er, besonders zu Paris, jene Feinheit des Tons und Betragens, die ihn für sein ganzes Leben auszeichnete; zugleich aber blieb er nicht frei von manchen jugendlichen Unbesonnenheiten. Nach Georgs I. Thronbesteigung berief sein Verwandter, der General Stanhope, ihn zurück, und verschaffte ihm die Stelle eines Kammerjunkers bei dem Prinzen von Wales. Der Flecken St. Germain in der Grafschaft Cornwallis wählte ihn zu seinem Repräsentanten im Parlamente, obgleich er das gesetzliche Alter noch nicht völlig erreicht hatte. Die Laufbahn, in welche er trat, konnte am besten seine Talente und seinen Charakter entwickeln. Schon am Ende des ersten Monats hielt er eine Rede, bei welcher die Zuhörer eben so sehr über die Kraft seiner Gedanken erstaunten, als sie über die Eleganz des Styls und die Anmuth und Leichtigkeit seines Vortrages entzücke

waren. Auch im Oberhause, in das er nach seines Vaters Tode übertrat, zeichnete er sich auf gleiche Weise bei mehrern Gelegenheiten aus. Im J. 1728 ging er als Gesandter nach Holland, und es gelang seiner Geschicklichkeit, das Churfürstenthum von den Kriegsübeln, von denen es bedroht war, zu retten. Zur Belohnung empfing er den Hosenbandorden mit der Stelle eines Oberhaushofmeisters des Königs Georgs II. Nachdem er 1732 aus Holland abgerufen worden, kehrte er dahin in derselben Eigenschaft zurück, und betrug sich mit gleicher Geschicklichkeit. Er wurde sodann zum Vicekönig von Irland ernannt, von wo er 1748 zurückkehrte, um die Stelle eines Staatssecretärs einzunehmen. Seine Reisen und Arbeiten hatten aber seine Gesundheit so geschwächt, daß er beschloß, sich von den Geschäften zurückzuziehen, und den Rest seines Lebens in einer glücklichen Ruhe den Studien und der Freundschaft zu widmen. Wenige Menschen haben eine glänzendere Bahn durchlaufen. Er hatte das seltene Glück, Alles zu erlangen, wonach er strebte. Sein schriftstellerisches Talent hat Chesterfield in einigen moralischen, kritischen oder scherzhaften Aufsätzen, in seinen später gedruckten Parlamentsreden, besonders aber durch eine Sammlung von Briefen an seinen Sohn, welche großes Aufsehn in ganz Europa gemacht haben, gezeigt. Sie zeichnen sich aus durch eine mit Annehmlichkeit verbundene Gründlichkeit, durch eine genaue Kenntniß der Sitten, der Gebräuche, und des politischen Zustandes von Europa, durch die mannichfaltige Belehrung, die in einer angenehmen und gefälligen Form dargeboten wird, durch die edle und natürliche Eleganz, die einem Manne von Welt zusteht, und durch einen Vortrag, der dem geübtesten Schriftsteller Ehre machen würde. Aber alle diese Vorzüge konnten den Anstoß nicht schwächen, den die in allen Briefen vorgetragene Moral gab. Mit Recht mußte man erstaunen und sich entrüsten, daß ein Vater jeden Augenblick seinem Sohne ein sanftes und abgeschliffenes Betragen als die wesentlichste Eigenschaft, die ein Mann von Welt erwerben könne, empfiehlt; ja er geht so weit, ihm sehr bekannte Frauen zu nennen, deren Eroberung er als leicht ansieht. Zu seiner Entschuldigung führen wir indeß an, daß Chesterfields (außer der Ehe gezeugter, aber von ihm unter dem Namen Stanhope adoptirter) Sohn, für den er diese Briefe schrieb, von einem überaus linkischen Betragen war, und daß der Vater, der auf den äußern Anstand so hohen Werth setzte, ihm auf diese Weise einige Neigung dafür einzuflößen gedachte; eine Hoffnung, die jedoch nicht erfüllt wurde. Gegen das Ende seines Lebens wurde Chesterfield taub: andere Körperleiden kamen dazu, und gaben seinen letzten Tagen eine trübe Färbung. Er hatte mit Pope, Swift, Bolingbrocke und andern ausgezeichneten Gelehrten, auch mit Samuel Johnson, der ihn einen schönen Geist unter den Lords und einen Lord unter den schönen Geistern nannte, und von seinen Briefen sagte, daß sie die Moral einer Buhlerin und die Sitten eines Tanzmeisters lehrten, in vertrauten Verhältnissen gestanden. Chesterfield starb, 79 Jahre alt, im J. 1773.

Chevalier (Jean Baptiste Le), Abbé, Mitglied der freien Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Paris, der Akademien zu Göttingen, Cassel, Madrid u. a., und einer der Conservatoren des Pariser Pantheons, bekannt durch seine Beschreibung der Ebene von Troja. Er war 1752 zu Treily, bei Coutances, im Manche-Departement, geboren, machte mehrere große Reisen blos in wissenschaftlicher Hinsicht, namentlich nach Asien, um das Local der Ilias zu prüfen, und starb 1807 in Paris. Man hat von ihm die Beschrei-

bung der Ebene von Troja, und eine Art von Fortsetzung davon in seiner Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin, welche vielfältig herausgegeben, mit Karten versehen und übersetzt sind. Diese Untersuchungen sind Le Chevaliers Sache nicht; er ist mehr leicht, ordnet Wahrheit und historische Treue dem ästhetisch Wirksamen unter, verliert sich gern in Declamationen, und geht darauf aus, das alte Griechenland in dem neuen wiederzufinden, und dadurch Homers historische und geographische Wahrhaftigkeit zu begründen.

Chevalier (Madame), Schauspielerin und Sängerin, Zögling des Theaters zu Lyon. Sie trat auf mehreren kleineren Theatern in Paris mit vielem Glück auf und reiste 1795 zum französischen Theater nach Hamburg, wo sie mehrere Jahre hindurch mit ihren Talenten jedermann bezauberte und unter Leitung des berühmten Garat ihren Gesang noch mehr ausbildete. 1798 folgte sie dem Ruf zur Bühne nach Petersburg. Mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen, gefiel sie vorzüglich dem Kaiser Paul I. Bald gewann sie ein solches Ansehen über den Kaiser, daß er beinahe blindlings ihren Leidenschaften folgte und zu manchen Härten sich verleiten ließ. Sobald Alexander I. zur Regierung kam, wurde sie für immer aus Petersburg und dem ganzen Reich verwiesen.

Chiabrera (Gabriele), ein berühmter italienischer Dichter, geboren zu Savona im Genuesischen im J. 1552, blühte im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte; auch findet man, nach Tiraboschi's Urtheile, in seinen Versen alle Schönheiten des Styls, welche das erste dieser beiden Jahrhunderte charakterisiren und einige von den Fehlern, welche man dem zweiten vorwirft. Er hatte seinen Vater verloren, noch ehe er geboren war, und ward von seinem neunten Jahre an bei einem Oheim zu Rom auferzogen. Seine unter einem Privatlehrer angefangenen Studien wurden durch Krankheit unterbrochen und in ihren Fortschritten verhindert. Sein Oheim schickte ihn endlich in das Jesuitercollegium; hier erlangte er seine Gesundheit wieder; der Wetteifer erhöhte seine Kräfte; er vollendete bis zu seinem zwanzigsten Jahre seinen Cursus der schönen Wissenschaften und der Philosophie. Sehr nützlich und lehrreich ward ihm der Umgang mit Muret, Paulus Manucius, Speroni und andern gelehrten Männern. Nach seines Oheims Tode trat er in die Dienste des Cardinals Cornaro; er mußte aber dieselben nach einigen Jahren verlassen, da ihm die Rache, die er für eine von einem römischen Edelmanne ihm angethane Beleidigung genommen hatte, nicht erlaubte, länger in Rom zu bleiben. Er ging in sein Vaterland zurück; aber ein ähnlicher Vorfall nöthigte ihn, sich auch von hier auf mehrere Monate zu exiliren, bis die Ausgleichung der Sache ihm verstattete, zurückzukehren. In einem Alter von fast funfzig Jahren verheirathete er sich. Sein in Rom gerichtlich eingezogenes Vermögen ward ihm zurückgegeben; andere Verluste aber konnte er nicht ersetzen, so daß er sich nur in mittelmäßigen, jedoch unabhängigen Glücksumständen befand. Geistig und körperlich gesund erreichte er ein hohes Alter. Sein poetisches Genie hatte sich erst spät entwickelt. Nach seiner Entfernung von Rom hatte er in seinem Vaterlande angefangen, die Dichter mit Aufmerksamkeit zu lesen. Die Griechen, und unter diesen Pindar, zogen ihn am meisten an. Aus der Bewunderung für letztern entsprang die Begierde, ihn nachzuahmen. Diesem Muster gemäß schuf er sich eine eigene Gattung und Schreibart, welche ihn von allen andern italienischen Lyrikern unterscheiden. Es gelang ihm nicht minder, die geistreiche Naivetät und die

Anmuth Anakreons nachzuahmen; seine Canzonetten haben eben so viel Leichtigkeit und Eleganz, als seine großen Canzonen Erhabenheit. Sein Ruf verbreitete sich bald durch ganz Italien; er besuchte die Hauptstadt desselben, aber er verweilte nur in Florenz und Genua. Die Großherzoge von Toscana, Ferdinand I. und Cosmus II., der Herzog von Savoyen, Carl Emanuel, Vincent von Gonzaga, Herzog von Mantua, der genuesische Senat, und Pabst Urban VIII. überhäuften ihn bei verschiedenen Gelegenheiten mit Geschenken, Auszeichnungen und Ehrenzeichen. Er starb zu Savona im J. 1637. Nie hat ein Dichter mehr und in verschiedenern Gattungen geschrieben. Doch sind seine lyrischen Gedichte die wahre Basis seines Ruhms. Sie haben ihm den Beinamen des italienischen Pindars mit Recht erworben. Außerdem ist er der Verfasser mehrerer epischen, dramatischen, bucolischen und andern Gedichte.

Chiari, (Pietro), ein berühmter komischer Dichter und Romancier Italiens, geboren zu Brescia gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Er trat nach Beendigung seiner Studien bei den Jesuiten ein, blieb aber nicht lange daselbst, sondern ward Weltgeistlicher und lebte als solcher frei von Geschäften, einzig den Wissenschaften und wissenschaftlichen Arbeiten. Unter dem Titel eines Hofdichters des Herzogs von Modena ließ er sich in Venedig nieder, wo er innerhalb zehn oder zwölf Jahren mehr als sechzig Comödien aufs Theater brachte. Chiari und Goldoni waren Nebenbuhler. Wenn man den Vorreden des Erstern glauben darf, so fanden seine Stücke mit den Stücken Goldoni's gleichen Beifall. Die versificirten Stücke nehmen zehn Bände, die in Prosa abgefaßten vier Bände ein. Chiari fehlte es nicht an Erfindung, noch an kunstreicher Behandlung eines Stoffes, aber sein Styl ist ohne Kraft, ohne Lebendigkeit, ohne komischen Aufschwung, sein Dialog ohne Eigenthümlichkeit und Wahrheit, und fällt jeden Augenblick in Affectation oder Mattigkeit. Er wollte sich auch zur Tragödie erheben und schrieb deren vier. Sie wurden jedoch so ungünstig aufgenommen, daß er ferner davon abstand. Schon sehr bejahrt ging er wieder nach Brescia, wo er in einem hohen Alter (1787 oder 1788) starb. Einige von seinen Romanen sind mehr werth als seine Comodien, aber sie mahlen im Ganzen geringfügige Gegenstände und zeigen keine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. La Giuocatrice di Lotto, la Ballerina onorata, La Cantatrice per disgrazia interessiren wenig, und gleichwohl sind diese die bessern. Außerdem haben wir von diesem zu fruchtbaren Schriftsteller Lettere scelte, Lettere filosofiche, Lettere scritte da donna di senno e di spirito per ammaestramento del suo amante, und viele andere Werke.

Chiaroscuro, s. Grau in Grau und Helldunkel.

Chiffre, eine geheime Schrift, die vorzüglich von den diplomatischen Agenten, Gesandten und Consuln in den Berichten an ihre Höfe, und umgekehrt in den Instructionen und Bekanntmachungen der Höfe an sie, gebraucht wird, und größtentheils aus gewöhnlichen Phrasen, wooon einige aber eine andere bestimmte Bedeutung haben, besteht und durch Zahlen unterbrochen oder interlinirt ist, deren Eine oft eine ganze Gedankenreihe bezeichnet, und die, nach den Umständen, häufig gewechselt werden. Dann heißt Chiffre auch der verzogene Name oder die in einander geschlungenen Anfangsbuchstaben der Vor- und Zunamen einer Person. — **Chiffriren**, mit geheimen Charakteren schreiben. (Vergl. Dechiffriren.)

Chili, s. Südamerika.

Chiliasten, Chiliasmus, s. **Tausendjähriges Reich.**

Chimära, ein fabelhaftes Ungeheuer mit einem Löwenkopfe, Ziegenleibe, Drachenschwanze und einem feierspeienden Rachen, das die Gefilde Lyciens verwüstete, und vom Bellerophon (s. d. Art.) besiegt wurde. Seine Gestalt beschreiben die Dichter verschieden, immer aber als eine monströse Zusammensetzung der ungleichartigsten Theile. — Daher **Chimäre**, ein Unding, eine unnatürliche Geburt der Phantasie.

Chimborasso, s. **Cordilleras.**

China. — Erst durch die portugiesischen Seefahrer, welche auf Vasco da Gama folgten, bekamen die Europäer richtigere Vorstellungen von der Lage, Ausdehnung und Beschaffenheit dieses Landes. Seit dem verdanken wir unsere Kenntniß einigen Gesandten, welche den Hof und die Landstraßen gesehen, einigen Handelsleuten, welche die Vorstadt eines Grenzortes bewohnt, und einer bedeutenden Anzahl von Missionarien, die als leichtgläubige Bewunderer, aber kunstlose Berichterstatter das wiedererzählen, was sie gesehen, aber selten zu würdigen gewußt haben. Die Eroberungen der Kaiser der Dynastie **Mantchou**, fälschlich **Tataren** genannt, haben ihre Macht über den größten Theil der sogenannten **freien Tatarei** ausgedehnt, deren Bewohner jedoch meistens nicht Tataren, sondern Kalmucken und Mongolen sind. Die Russen drangen zugleich in Sibirien vor, und so wurden Rußland und China Grenznachbarn längs einer Linie von der Gegend des Palcati-See's bis zur Mündung des Amurflusses. Diese lange Grenze ist im Allgemeinen durch die Richtung der altaischen, saïanischen und daourischen Gebirge bestimmt; wiewohl über die letztern hinaus die Russen ihr Reich bis an die Ufer des Amurflusses ausgedehnt haben. Der See Palcati, die Berge Alak und Belur trennen im Westen das chinesische Reich von den Kirgisen, Usbeken und andern unabhängigen Tatarenvölkern. Während die chinesische Herrschaft sich im Norden und Nordwesten der Grenze des asiatischen Rußlands näherte, breitete sie sich im Westen und Südwesten über die weiten Regionen Tibets aus und erreichte fast die englischen Besitzungen in Bengalen. Die kleinen Länder von Sirinagur, Nepaul und andere, und die Garrowgebirge sind auf dieser Seite die Schranken zwischen China und Indien. Mehr östlich berührt das birmanische Reich die chinesische Provinz Yun-nan. Die Besitzungen der Siamesen berühren die Grenze China's nicht, aber die kleinen Reiche Laos und Tunkin sind Grenznachbarn und vielleicht sogar zinsbar. Der östliche Ocean bespült, indem er eine Menge von Meerbusen und Buchten bildet, die Küsten China's auf einer Ausdehnung von siebenthalbhundert Meilen, von den Grenzen Tunkins bis zur Mündung des Amurflusses. Südlich sind die Meerbusen von Tunkin und das chinesische Meer; der Canal von Formosa trennt die Insel dieses Namens von dem festen Lande; das blaue und das gelbe Meer verbreiten sich, jenes zwischen China, den Inseln Lieukieu und Japan, dieses zwischen China und Corea. Von Corea endlich bis zum Amurfluß erstreckt sich das japanische Meer, dessen äußerste Spitze den umfassenden Namen des Meerbusens der Tatarei erhalten hat. — Das chinesische Reich, so begrenzt, hat eine Ausdehnung von 650 Meilen, nämlich von Caschgar bis an die Mündung des Amur; seine größte Breite reicht von den saïanischen Gebirgen bis zur mittäglichen Spitze China's, der Insel Hay-nan gegenüber, 375 Meilen. Der Flächeninhalt kann auf 200.000 Quadratmeilen, d. h. auf den zwölften Theil des festen Landes der Erde geschätzt werden.

Davon kommen auf das eigentliche China 80,000 Quadratmeilen, auf die kleine Bucharei, die Mongolei und das Mantschuland 100,000 Quadratmeilen und auf die Schutzländer, Tibet, Corea und die Lieu-kieu-Inseln über 20,000 Quadratmeilen. Auf diesem Flächenraume wohnen gegen 200 Millionen Menschen, so daß in Rücksicht der Einwohnerzahl das chinesische Reich das erste auf der ganzen Erde ist. Das eigentliche China grenzt östlich an den östlichen Ocean, gegen Norden trennt es die große schon vor 2,000 Jahren erbaute, 300 Meilen lange, 20 Fuß hohe und auf der Oberfläche 5 Fuß breite Mauer von der Mongolei und dem Mantschulande; westlich setzen politische Grenzen den nomadischen Wanderungen der Kalmucken oder Eleuthen von Hoho-nor und der Sifanen ein Ziel, südlich fallen die Grenzen des chinesischen Reichs und des eigentlichen China's zusammen. Die Provinzen, in welche es getheilt ist, sind nach Macartney folgende: Pe-tche-li, Kiang-nan (zwei Provinzen), Kiang-si, Tche-kiang, Fo-kien, Hou-quang (Hou-pe und Hou-nan), Ho-nan, Schan-tong, Schan-si, Schen-si (das eigentliche Schen-si, und Kan-tchou), Se-chuen, Quang-tong, Quang-si, You-nan, Kät-cheou. — Die Chinesen selbst nennen ihr Land Tchon-Koue, Mittelpunct der Erde; bei den Arabern heißt es Sin, bei den Persern Tschin. — Die physische Geographie China's ist minder interessant, als man von einem so großen Lande erwarten sollte. Es lassen sich zwei Gebirgsmassen, die eine südöstlich, die andere nordwestlich, unterscheiden. Jene verbreitet sich zwischen den Provinzen Quang-si, Quan-tong und Fo-kien im Süden, und den Provinzen Hou-quang und Kiang-si im Norden, sie läuft anfangs von Westen nach Osten, wendet sich aber auf den Grenzen von Fo-kien nordöstlich. Die Hauptkette, besonders in den Provinzen Kät-cheou und Quang-si, ist wegen der dort wohnenden wilden Völkerschaften schwer zugänglich; die Reisenden haben nur den kleinen Berg Mei-ling untersucht, der sich 3,000 Fuß über den See Po-yang erhebt. Die Gebirge im Nordwesten scheinen nicht sowohl regelmäßige Ketten als eine Folge von Terrassen zu bilden. Außerdem ist die Provinz Schan-si voll Gebirge, die zu einer von den Ufern des Amurflusses quer durch die Mongolei laufenden Kette zu gehören scheinen, und fast alle senkrechte Felsen sind. Auch die Provinz Schan-tong ist größtentheils eine gebirgige Halbinsel. Diese Gebirge, welche Kohlenminen enthalten, bilden eine von den übrigen Bergen China's ganz getrennte Gruppe. Die größten Ebenen finden sich in der Provinz Kiang-nan, zwischen den beiden großen Flüssen Hoan-ho und Yang-tse-kiang. Jener, oder der gelbe Fluß, entspringt aus zwei Seen im Lande der Kalmucken von Hoho-nor, dieser, oder der blaue Fluß, nimmt seinen Ursprung im Norden von Tibet, unfern der Wüste Cobi. Beide strömen schnell von den Höhen Mittel Asiens herab, und begegnen jeder einer Bergreihe, welche sie zu einem weiten Umwege nöthigt, den Hoan-ho nach Norden, den Yang-tse kiang nach Süden, worauf sie sich wieder nähern und in einer Entfernung von nur vierzig Meilen ihren Lauf endigen. Außerdem nennen wir den Fuen-ho, den Hont-ke und den Hoay-ho, welche in den blauen Fluß fallen, der Yalon-kiang, der 125 Meilen durchläuft, den Tchoue oder Yang-kiang, Ka-kiang, und Yuen-kiang, welche sich unmittelbar mit dem gelben Fluß und den Yuen und Yon, welche sich mittelst zweier Seen mit dem blauen Flusse vereinigen. Ganz unabhängig sind der Hoan-kiang im Süden, der sich in den Meerbusen von Canton, und der Pay-ho im Norden, der sich in den Meerbusen von Peking ergießt. Diese und unzählige

andere Flüsse, welche durch zahlreiche Canäle verbunden sind, bieten anzuberechnende Vortheile für den Ackerbau und Handel dar. Der wichtigste dieser Canäle ist der 300 Meilen lange sogenannte Kaisercanal, der mit einer Unterbrechung von einer einzigen Tagereise eine Wasserverbindung zwischen Peking und Canton gibt. Auch an Landseen ist China reich, besonders die Provinz Hou quang, deren Name schon darauf hinweiset. Der Poyang-hu ist nach Staunton der größte Landsee in China, hingegen nach du Halde beträgt sein Umkreis nur 20 Meilen. Das Clima muß in einem Lande von solcher Ausdehnung sehr verschieden sein. Im Süden von China, nahe am Wendekreise, herrscht eine große Hitze, die jedoch durch den Einfluß der periodischen Winde gemildert wird. Die nördlichen und östlichen Gegenden sind ungleich kälter, als die unter derselben Breite gelegenen Länder Europa's, wovon der Grund in der Höhe der Sonne, in der Natur des mit Salpeter angefüllten Bodens, und endlich in dem Schnee liegt, welcher den größten Theil des Jahres die Centralgebirge Asiens bedeckt. In einem überaus blühenden Zustande ist der Ackerbau China's, und der Hauptgegenstand desselben der Reis. In den zu kalten, oder zu trocknen nordwestlichen Gegenden ersetzt man ihn durch europäische Getreidearten und durch Moorhirse. Man baut ferner Kartoffeln, Rüben, Bohnen, und vorzüglich eine Art Weißkohl. Das urbare Land wird unausgesetzt bestellt, ohne brach zu liegen. Selbst die steilsten Berge findet man zugänglich gemacht, angebaut, und auf kunstreiche Weise bewässert. Die Art, wie die Wohnungen der Landleute liegen, trägt viel zu dem blühenden Zustande des Ackerbaues bei, indem sie nicht in Dörfer vereinigt, sondern zerstreut sind. Man sieht hier weder Verzäunungen, noch Pforten, noch sonst eine Vorkehrung gegen wilde Thiere und Diebe. Die Frauen ziehen Seidenwürmer und spinnen Baumwolle; auch beschäftigen sie sich mit Verfertigung der Zeuge; denn die Frauen sind die einzigen Weber des Landes. Allgemein bekannt sind die Ehrfurchtsbezeigungen, welche die chinesische Regierung dem Ackerbau erweiset. Jährlich, am funfzehnten Tage des ersten Mondes, findet diese Feierlichkeit Statt. Der Kaiser begibt sich in großer Pracht, begleitet von den Prinzen und vornehmsten Reichsbeamten, auf das dazu bestimmte Feld, hier wirft er sich nieder, und berührt neunmal mit der Stirn den Boden, um den Tien, den Gott des Himmels, zu verehren; er spricht mit lauter Stimme ein von dem Tribunal der Gebräuche abgefaßtes Gebet, in welchem er den Segen des höchsten Wesens für seine und seines ganzen Volkes Arbeit erfleht. Dann, als Oberpriester des Reichs, opfert er einen Stier dem Himmel als Herrn aller Güter. Während man das Opfer auf dem Altare darbringt, wird dem Kaiser ein, mit einem Paar prächtig gezierter Stiere bespannter Pflug gebracht. Jener legt seinen kaiserlichen Schmuck ab, ergreift die Handhabe des Pflugs, und zieht mehrere Furchen durch die ganze Fläche des Ackers. Ein Gleiches thun nach ihm die vornehmsten Mandarinen. Das Fest schließt mit einer Vertheilung von Geld und Stoffen unter die Landleute. Auf ähnliche Weise erscheint einige Zeit nachher der Kaiser wieder, um den Samen zu streuen. In den Provinzen des Reichs vollziehen an demselben Tage die Vicekönige die nämliche Feierlichkeit. — Weniger, als in dem Ackerbau, ist in der Baumzucht die Industrie der Chinesen fortgeschritten. Sie besitzen viel Fruchtbäume, aber sie thun wenig für ihre Veredlung. Das Pfropfen ist bei ihnen nicht gewöhnlich. Johannisbeeren, Himbeeren und, nach Einigen, selbst Oliven sind in China unbekannt. Aber die Natur

hat dem Lande andere Reichthümer gegeben, die ihm eigen sind. Dahin gehört vor Allen die Theepflege, welche den Chinesen unermeßliche Vortheile bringt; ferner der Campherbaum, die Aloe, das Bambusrohr, das Zuckerrohr, die Indigopflanze, die Baumwollenpflanze, die Rhabarberwurzel, die Firniß-, Seifen-, Talg-, Leim-, Wachs- und Litschibäume ꝛc. Von Hausthieren haben die Chinesen alle in Europa einheimischen Arten, darunter das Schwein das zahlreichste ist, und außerdem das Kameel, das gewöhnlichste Lastthier. Von wilden Thieren nennen wir den Elephanten, das Rhinoceros, den Tiger, das Moschusthier, verschiedene Affenarten, den Hirsch, das wilde Schwein, den Fuchs u. s. w. An zahmem Geflügel hat China Ueberfluß, besonders an Enten. Mehrere Arten zeichnen sich durch ein besonders glänzendes Gefieder aus, besonders die Gold- und Silberfasanen, der Spornpfau. Die vielen Gewässer enthalten eine unglaubliche Menge von Fischen. Die Goldfische, die auch in China nur zum Schmuck aufbewahrt werden, sind bekannt. Unter den Insecten ist das wichtigste der Seidenwurm, welcher allgemein verbreitet ist, und einheimisch zu sein scheint. Ueber die Producte des Mineralreichs China's besitzen wir noch wenig genaue Nachrichten. Die Silberbergwerke China's sind ergiebig, aber man bearbeitet sie wenig. Das Gold wird meistens aus dem Sande der Flüsse, in den Provinzen Se-tchuen und Yun-nan gewonnen. Man prägt aber weder aus Gold, noch aus Silber Münzen. Eine den Chinesen eigenthümliche metallische Substanz ist das Toutenague, woraus sie Gefäße und dergleichen verfertigen, und das Einige für einen sehr reinen Zink, Andere für eine künstliche Mischung halten. Ferner hat China ein besonderes Kupfer, viel Quecksilber in Yun-nan, Arsenik, aber weniger Blei und Zinn. Von kostbaren Steinen besitzt es den Lapis lazuli, Jaspis, Bergcrystall, Magnet, verschiedene Marmorarten; von den Erdarten führen wir nur die Porzellanerde an. Auch das Salz nimmt eine vorzügliche Stelle ein, indem es der Gegenstand eines einträglichen Regierungs-Monopols ist. — China enthält 1,572 Städte, 2,796 Tempel, 3,158 Brücken u. s. w. Unter den Städten sind die wichtigsten und den Europäern bekanntesten: Pe-king, die Hauptstadt des ganzen Reichs, ferner Canton und Nanking. Wir verweisen über sie auf die besondern Artikel, und wollen hier noch Einiges über die nationellen Eigenthümlichkeiten der Chinesen, ihre Sitten, ihre politischen Einrichtungen, auch ihren Zustand überhaupt anführen. Die Gesichtszüge und der Bau des Hirnschädels beweisen die mongolische Abkunft der Chinesen; doch hat ein Aufenthalt von mehreren Jahrhunderten unter einem milden Clima die charakteristischen Kennzeichen gemildert. Eine Chinesin hält sich für schön, wenn sie kleine Augen, etwas dicke Lippen, schlichtes und schwarzes Haar, und recht kleine Füße hat; letztere vollenden die Idee der Schönheit, und werden dadurch erlangt, daß man sie einschnürt, und am Wachsthume hindert. Bei den Männern gibt die Beleibtheit, als Zeichen eines müßigen Lebens, einen Anspruch auf Hochachtung. Magere Leute gelten für talentlos. Die Vornehmen lassen die Nägel der Finger wachsen; Haare und Bart färben sie schwarz. Betrachten wir die Chinesen von der moralischen Seite, so finden wir, daß sie die gewöhnlichen Tugenden und Laster eines sclavischen, kunstfleißigen und handelnden Volks haben. Die Regierungsform ist unumschränkt monarchisch, doch können die Mandarinen und Tribunale dem Kaiser unterthänige Gegenvorstellungen machen. Der Kaiser nennt sich einen geheiligten Sohn des Himmels, alleinigen Vorsteher der Erde, und

Vater seines Volks. Seinem Bilde, seinem Throne werden Opfer gebracht; seine Person wird angebetet; man fällt vor ihm nieder. Oeffentlich erscheint der Kaiser nie anders, als mit 2,000 Lictoren, welche Ketten, Beile und andere Werkzeuge tragen, die den morgenländischen Despotismus charakterisiren. Die Staatseinkünfte werden auf 200 bis 400 Millionen Thaler geschätzt, und bestehen großen Theils in Naturalien. Sie beruhen auf Grundabgaben, auf Zöllen vom auswärtigen und inländischen Handel und auf einer Kopfsteuer, zahlbar von allen Personen zwischen 20 und 60 Jahren. Die chinesische Armee ist zwar sehr zahlreich (gegen 900,000 Mann), scheint aber nicht im Stande zu sein, selbst unregelmäßigen asiatischen Truppen, geschweige europäischen Heeren wirksamen Widerstand zu leisten. Der chinesische Adel theilt sich in zwei Classen, den persönlichen und amtlichen. Unter dem erstern gibt es fünf Grade. Die drei ersten werden nur Verwandten des Kaisers ertheilt, und werden gewöhnlich durch Prinz übersetzt. Diese Prinzen müssen regelmäßig im Bezirke des kaiserlichen Palastes wohnen. Die Titularen des persönlichen Adels haben sämmtlich den Vorrang vor dem amtlichen Adel oder den Mandarinen. Den Rang der Mandarinen erkennt man durch die Farbe der Knöpfe an ihren Mützen. Auch gibt es Titular-Mandarinen. Die Ceremonialkleidung der Mandarinen besteht aus geblümten Atlas, mit einem Ueberzuge von blauem Kreppflor. Vorn und hinten ist das Ehrenzeichen gestickt, welches ihren Civil- oder Militär-Rang bezeichnet. Das Recht, eine Pfauenfeder hinten auf der Mütze zu tragen, ist mit einem europäischen Ordenszeichen zu vergleichen und wird als eine besondere Gnadenbezeugung ertheilt. Die gepriesene Weisheit der chinesischen Gesetze kann mit zwei Worten charakterisirt werden; es sind gute Polizeiverordnungen mit guten moralischen Lehren begleitet. Sie lassen dem Kaiser wie den Mandarinen eine unbeschränkte Gewalt über das Volk, das blinden Gehorsam gegen seine Obern als seine erste Pflicht zu betrachten gewohnt ist. Unzählige Ceremonien erinnern jeden Augenblick an den Unterschied der Stände. In Ansehung ihrer Geistesbildung steht die Nation schon seit langer Zeit auf einer fast unveränderten Stufe. Daran ist theils die allen Asiaten eigene Liebe zum Alten, Herkömmlichen, theils der Mangel an geistigem Verkehr und Ideenaustausch Schuld. Dieser aber wird besonders durch die Schwierigkeit der Schrift, welche nicht, wie die unsrige, eine Buchstaben-, auch nicht eine Sylben-, sondern eine Charakterschrift ist, verhindert. Ueber sie, wie über Sprache und Literatur, sehe man den eigenen Artikel. Das mechanische Talent haben sie in einem hohen Grade ausgebildet; auch ist ihre Industrie in Bereitung von Stoffen, Porzellan, Lack und dergleichen bewundernswürdig, und kann nur mit ihren Canal- und Gartenanlagen, dem Ebenen von Gebirgen und ähnlichen Arbeiten, die sie ausgeführt haben, zusammengestellt werden. Mehrere der wichtigsten Erfindungen finden wir bei ihnen wieder. Sie druckten Bücher früher als wir, indem sie die Charaktere in Holztafeln schnitten, welche Methode noch bei ihnen üblich ist. Die Magnetnadel kannten und gebrauchten sie ebenfalls vor uns; dessenungeachtet blieben sie in der Schifffahrtskunde weit zurück, da sie den Schiffbau sehr unvollkommen verstehen. Im Ganzen hat man die Denkmähler China's vielleicht zu sehr erhoben; dennoch sind einige ihrer Landstraßen, ihrer ungeheuren Bogenbrücken, ihrer pyramidalen Thürme, besonders aber ihre große Mauer, auf chinesisch genannt: Wan-Lee-Tsching, die Mauer von 10,000

Lee, der Bewunderung werth. Diese läuft über hohe Gebirge und durch tiefe Thäler und mittelst Bogen über breite Ströme hin, von der Provinz Shen-si bis Wanghay oder bis zum gelben Meere, in einer Länge von 600 Stunden. An einigen Orten ist sie, um wichtige Pässe zu decken, doppelt, auch dreifach. Die Grundmauer und die Ecken sind von festen Granitblöcken, der größere Theil aber von blaulichen Backsteinen, durch einen sehr reinen und weißen Mörtel zusammengehalten. Fast alle 200 Schritte sind viereckige Thürme oder starke Basteien. — Eine Schilderung der eigenthümlichen Sitten der Chinesen würde uns hier zu weit führen. Der Hauptzug des Nationalcharakters ist die Einwirkung des eingeführten Herkommens. Die tägliche Lebensweise jedes Einzelnen ist in jedem Range durch unabweichliche Regeln vorgeschrieben. Geistiger Getränke enthalten sich die Chinesen fast gänzlich, dagegen ist der Gebrauch des Thee's allgemein. Ihre Hauptspeise ist der Reis. Die Vielweiberei ist den Großen und den Mandarinen erlaubt. Der Kaiser unterhält einen zahlreichen Serail. Der Zustand der Weiber ist Sclaverei. Eine besondere, gleichsam göttliche Verehrung erweisen die Chinesen ihren Vorfahren; sie feiern zu ihrem Andenken eigene Feste auf ihren Gräbern. Die ursprüngliche Religion China's scheint ein Zweig des Schamanendienstes gewesen zu sein, dessen Princip die Anbetung der Gestirne und merkwürdiger Naturgegenstände ist. Diese alte Religion ist durch verschiedene spätere Secten vertilgt worden. Unter diesen sind die wichtigsten die Secten des Cong-fu-tse (Confucius) und des Lao-kiun oder Tao-tse. Das Volk bekennt sich größtentheils zu der aus Indien gekommenen Religion des Fo. (Vergl. Confucius und Fo.) Die Religion der Kaiser aus der tatar-mantschuischen Dynastie ist die Dalai-Lama-Religion. (S. Lama.) — Der auswärtige Handel der Chinesen steht mit dem Umfange und Reichthum ihres Reichs nicht in Verhältniß. Im J. 1806 wurden ausgeführt 45,000,000 Pfund Thee, 16,000,000 Pfund Zucker, 21,000 Stücke Nankin, 3,000,000 Pfund Toutenague, ferner Kupfer, Borax, Alaun, Quecksilber, Porzellan, lackirte Waaren, Zimmt, Rhabarber, Moschus und verschiedene Droguereiwaaren. 122 Schiffe, nämlich 80 englische, 30 amerikenische und 3 dänische nahmen diese Waaren ein. Sie brachten nach China: Reis (36,000,000 Pfund), Baumwolle, Tücher und Stoffe, Glaswaaren, Fuchs-, Fischotter- und Biberfelle, Sandelholz, Arecanüsse u. s. w. Der Handel mit den Europäern ist einer Gesellschaft von 12 dazu privilegirten Kaufleuten anvertraut, welche Hanniſten heißen, und einen ungeheuern Vortheil machen. — Die älteste Geschichte China's ist dunkel und fabelhaft. Nach ihr regierten über dasselbe, durch mehrere Millionen Jahre, Götter, Tien-Hoan-Schi, und fabelhafte Königsfamilien, Ti-Hoang-Schi, Kiehu-Tohu-Ki, zu welcher letztern Fo-hi, der Gesetzgeber der Chinesen, gehört: U-Ti, unter welcher Familie sich mit dem gepriesenen Ya das Schu-King anfängt, aus welchem die Chinesen ihre älteste Geschichte schöpfen. Aber dieses Buch besteht die historische Kritik nicht. Die folgenden königlichen Häuser dieser ersten dunkeln Periode sind die Hia (bis 1767 vor Chr.), Schang (bis 1122), Tscheu (bis 258 vor Chr.). Für den Stifter dieser Dynastie wird allgemein Wu-wang angegeben, obgleich über die Art der Stiftung keine Uebereinstimmung herrscht. Nach einer Nachricht haben die Inländer den Letzten der vorigen Dynastie, Scheuſie, gestürzt: nach Andern kam Wit-Wang mit einer Horde Ausländer von Westen her, und brachte Cultur zu den Eingebornen. Nach

em Anfange dieser Familie ist eine große historische Lücke, welche die hinesischen Annalen mit Fabeln ausfüllen. Unter dieso Dynastie fällt von 770 bis 320 v. Chr.) die Tscheukue oder die Periode der kämpfen- en Könige, d. i. der vielen kleinen Staaten neben einander, die in fehden lebten. Endlich stand aus dem kleinen Fürstenhause der Zing, m Zeitalter des Hannibals, ein chinesischer Held, Schi-ho-ang-ti, mit dem das Haus Tatsin (von 256 bis 207 v. Chr.) über China zu errschen anfing, auf, der alle kleine Fürsten sammt dem Stamme er Tscheu ausrottete, und ganz China unter sich vereinigte (247). Er erbaute die große Mauer zum Schutze gegen die Tataren. Das Reich zerfiel aber gleich nach seinem Tode, unter seinem Sohne Ul-schi, vieder in kleine Trümmer, die nach zehn Jahren Lieu-pang aufs neue zu einem großen Reiche zusammenfügte. Er nahm den neuen Namen Hang an, und wurde Stifter der Dynastie Hang, die bis 20 Jahre n. Chr. herrschte und sich in die westlichen und östlichen Hang theilte (Si-hang von 217 vor bis 24 n. Chr., und Tong-hang von 24 bis 220 n. Chr.). Die Fürsten dieser Dynastie breiteten ihre Eroberungen weit gegen Westen aus, und nahmen Antheil an den Angelegenheiten Mittel-Asiens. Die Religion Tao-tse wurde unter ihnen die herrschende; auch kam damals das Judenthum nach China. Nach und nach aber arteten die Fürsten aus, und unter Hien-ti wurde China in zwei Königreiche (Sankue) getheilt (220), die von Wu-Ti (280) wieder vereinigt wurden. Er stiftete die Familie Tsie (265—420). Diese Fürsten waren schlechte Regenten. Der letzte, Kong-Ti, wurde von Liohu-Yu vom Throne gestoßen, welcher die Linie Song stiftete (420 — 479). Aber in den südlichen Provinzen entstand kurz vorher (386) ein besonderes Königreich, das U-tai oder die fünf Familien genannt wurde. Auch die Song waren Fürsten ohne Werth. — Als mit der großen Völkerwanderung die Abendwelt eine neue Gestalt gewann, waren, mit dem Untergange der Familie Tsie, in China zwei Reiche entstanden, ein nördliches (386) und ein südliches (420), welches letztere auch U-tai oder das Reich der fünf Familien hieß. In diesem regierten hinter einander die Familien Sang (bis 479), Tsie (bis 502), Leang (bis 537), Tschie (bis 589), Sui (bis 619). Das nördliche Reich (386 — 587) entstand dadurch, daß die Tataren Goli, die nördlichen chinesischen Provinzen, erober- ten. Hier herrschten vier Familien, zwei inländische und zwei ausländische, nämlich di Goni, von dem Stamme der To-pa, und die Heu-tscheu, von dem Stamme Sien-pi. a. Die Dynastie Goni herrschte von 386 bis 556 in drei besondern Linien (Yuen-Goei bis 534, Torg-Goei bis 550 und Si-Goei, oder die westlichen Goei, bis 550); b. die Dynastie der Pe-tsi (der nördlichen Tsi) von 550—577; c. Die Dynastie der Heu-tscheu (der letzten Tscheu) von 557 — 581; d. Die Dynastie der Heu-leang (der letzten Leang) von 554 — 587. — Den Heu-tscheu entriß (581) Yauckier den Thron, eroberte (587) das Reich der Heu-leang (589), der Tsin, und stiftete die Dynastie der Sui. Schon der zweite Kaiser aus dieser Dynastie, Yang-ti, wurde von Lijuen (617) abgesetzt, welcher die Familie Tang stiftete, die sich 300 J. lang erhielt, und Siang-fu in Schen si zum Sitze hatte. China wurde unter den ersten Kaisern aus derselben, besonders unter Lijuens gelehrtem Sohne Tai-tsong I. (626) äußerst mächtig. Allein die folgenden Kaiser fielen in Ueppigkeit, und wurden ganz von ihren Verschnittenen beherrscht. Es folgten innere Zerrüttungen. Der letzte Kaiser, Gnä-ti, wurde von Tschu-wen abgesetzt, der die

Dynastie Hehu-lang stiftete (907). Sowohl diese als die folgenden Dynastien Hehu (923), Hehu-Tsin (936), Hehu-han (946), Hehu-Tschehu (957) waren von kurzer Dauer. Man nennt sie Hehu-Utai, oder die letzten fünf Familien. China war voll innerer Verwirrungen, und fast jede Provinz erhielt einen besondern unabhängigen Regenten. Da erwählten (990) die Chinesen den würdigen Tschao-Kuang-in zum Kaiser, den Stifter der Dynastie Tsing oder Tsong, die bis 1279 regierte. Seine ersten Nachfolger glichen ihm. Gleichwohl litt das Reich durch die Einbrüche der Tataren; unter Sintsong (1012) mußten die Chinesen den Tataren Leao-tong Tribut zahlen. Hoeh-tsong stürzte zwar das Reich der Leao-tong (1110); aber diese Tataren rissen selbst das ganze nördliche China (Pe-tscheli) an sich (1125). Kao-tsong II. regierte nur als ihr Tributkönig über die südlichen Provinzen. Die Chinesen schlossen unter dem Kaiser Ning-tsong ein Bündniß gegen diese ihre Oberherren mit Dschingis-Chan (1108), und die Niu-dschen unterlagen diesem großen Eroberer. Aber die Mongolen wandten nun selbst ihre Waffen gegen China, und Cublai-Chan machte sich zum Herrn desselben, nach dem Tode des letzten Kaisers Ti-ping (1229). Unter der Linie Tang blühten die Wissenschaften in China; unter den Kaisern selbst waren viele Gelehrte. Die chinesischen Schriftsteller nennen die mongolische Kaiserfamilie Yuen (von 1279 — 1368) und Cublai-Chan heißt bei ihnen Schi-tsu. Dies war das erstemal, daß ganz China von ausländischen Fürsten beherrscht wurde. Aber sie bildeten sich ganz nach den chinesischen Sitten, und ließen Gesetze, Gewohnheiten und Religion unverändert. Die mehrsten Kaiser aus dieser Familie waren lobenswerth. Aber nach Timur-Chans oder Tsing-Sangs Tode (1307) und noch mehr nach Tsin-Timur-Chans oder Tai-stings Tode (1318) brachten Parteien in der kaiserlichen Familie häufig innere Kriege hervor, welche die Kräfte der Mongolen schwächten. Gegen Tokatmur-Chan oder Schim-ti, einen wollüstigen Fürsten, ergriff der Chinese Tschu die Waffen, und die mongolischen Großen waren unter sich uneins. Tokatmur-Chan entfloh in die Mongolei (1368), wo er starb (1379). Sein Sohn Bisurdar nahm seinen Sitz in der alten mongolischen Hauptstadt Carocorum, und wurde der Stifter des Reichs der Kalkas oder nördlichen Yuen. Aber nicht lange blieb ihr Staat vereint, sondern nach Tokoz-Timur Tode (um 1460) wurde eine jede Horde unter ihrem Chef unabhängig. Die Folge davon war, daß sie von nun an den Chinesen, wenigstens größtentheils und die mehrste Zeit hindurch, unterworfen waren. Tschu (nachher Hongwo oder Ta-tse IV. genannt, ein gemeiner Chinese, aber des Thrones werth, befreite sein Volk von fremder Herrschaft, und stiftete die Dynastie Ming (1368—1644, welche dem Reiche sechzehn, fast sämmtlich lobenswerthe Regenten gab. An den Grenzen des Reichs wohnten Reste der Tataren Niu-dsche, die man jetzt Man-tschu nennt. Unter dem Kaiser Schin-tsong II. räumte man ihnen einige Wohnsitze in der Provinz Leao-tong ein, und wollte sie bald darauf wieder vertreiben; aber sie widerstanden unter ihrem Fürsten Taitsu so glücklich, daß sie Leao-tong eroberten, worauf ihr Anführer den Kaisertitel annahm. Er setzte den Krieg unter den chinesischen Kaisern Kuantsong und Hi-tsong bis an seinen Tod fort. Ihm folgte sein Sohn, Ta-tsong, und in China auf Hi-tsong Tschong-tschina, ein guter, aber schwacher Fürst. Als Ta-tsong starb, wählten die Tataren keinen neuen Regenten, setzten auch den Krieg nicht fort. Allein in

China selbst erregte Li-tsching einen Aufruhr, in welchem sich Tschong-tching selbst entleibte (1644). Li-tschings Gegenpartei rief die Nan-tschu zu Hülfe. Sie eroberten Pe-king, und nach und nach das ganze Reich, dessen Beherrscher sie noch jetzt sind. Tschun-tschi, ein Kind von sechs Jahren, vollendete die Eroberung China's (1646 bis 1647) und stiftete die jetzige Dynastie Tsing. Ihm folgte (1662) sein Sohn Cangi, der den Chan der eigentlichen Mongolen besiegte, Formosa eroberte, und seinem Reiche noch andere Vergrößerungen verschaffte. Den Christen erlaubte dieser Fürst freie Religionsübung. Sein Sohn Yontsching aber verbannte sie (1724). Dessen Sohn, Kien-long, setzte von 1746 — 1773 die Verfolgung der Christen fort. Er eroberte Kasgar, Jerken, den größten Theil des Sungarenlandes, den nordöstlichen Theil von Tibet und Lassa, die Reiche Kiao-thee, Siao-Kin-tschuen, und erweiterte die Grenzen seines Gebiets bis nach Hindostan und der Bucharei; auch bevölkerte er die durch Verjagung der Sungaren verwüstete Kalmuckei mit den aus Rußland geflüchteten Torgoten und Sungaren. Im J. 1768 schlugen ihn die Barmaren von Ava gänzlich, dennoch eroberten 1770 die Chinesen eine Stadt in Ava, und kamen mit Verlust der halben Armee in ihr Land zurück. Glücklicher waren die Chinesen gegen die Miaotse (Bergbewohner). Kien-long war übrigens ein gelehrter, wissenschaftlicher Mann. Er legte eine große Bibliothek an, und hat selbst viel geschrieben. In der letzten Zeit mißbrauchte ihn sein Minister, Günstling und Schwiegersohn, Ho-Tsching-ton. Auf Kien-long folgte 1799 dessen funfzehnter Sohn, Ja-king. Seine Regierung wird durch innern Zwiespalt beunruhigt, dem der schwache Kaiser nicht vermag, ein Ende zu machen. Die Christen, denen er günstig war, haben durch ihre Unvorsichtigkeit ihre meisten Freiheiten verscherzt, und die Verbreitung der christlichen Religion ist streng verboten. So wenig wie die Gesandtschaft des Lords Macartney (s. d. Art.), konnten die russische des Grafen Golowkin, noch die neueste brittische des Lords Amherst (1816), die mehr als 1000jährige Diplomatie des Hofes von China aus ihrem Gleise bringen. Sie konnten, da dieses „himmlische Reich des Weltalls" alle Monarchen als seine Vasallen behandelt, weder politische noch Handelsverbindungen anknüpfen.

Chinarinde ist die Rinde eines Baumes, der im Königreiche Peru, besonders unweit der Stadt Loxa wächst. Die Rinde, welche der schätzbarste Theil des Baumes ist, und Fieberrinde, peruanische Rinde, auch Chinarinde heißt, wird vom September bis in den November von den Bäumen abgeschält. Dies ist die Zeit, wo es in der Heimath des Chinabaums nicht regnet. Nach dem Abschälen stirbt zwar der rindelose Baum ab, aber aus der Wurzel treiben neue Sprossen hervor. Nach einigen sollen die Peruaner längst vor der Ankunft der Europäer in Amerika gewußt haben, daß die Rinde die Wechselfieber heilt; Andere erzählen, daß Jussieu, der Reisegefährte Condamines, die Eingebornen zuerst mit ihren Wirkungen bekannt gemacht habe. In Europa ward die Chinarinde dadurch bekannt, daß der Corregidor den Gebrauch derselben der Gattin des Vicekönigs, Grafen del Cinchon zu Lima in Peru, bei einem Wechselfieber rieth, diese den Rath befolgte und genas. Von dieser Zeit an theilte die Vicekönigin selbst das Pulver dieser Rinde aus, und es hieß gewöhnlich Gräfin del Cinchon-Pulver, oder Gräfinpulver. In der Folge überließ sie den Jesuiten die Austheilung des Pulvers, daher die Benennung Jesuitenpulver. Man schickte bald darauf eine

Sendung nach Rom, von wo aus es weiter in Europa verbreitet wurde. Endlich kam im J. 1460 der Graf del Cinchon mit seiner Gemahlin nach Spanien zurück, und durch sie lernte man die Chinarinde noch besser kennen. Von nun an fing man an, einen beträchtlichen Handel mit diesem Producte zu treiben. An Ort und Stelle unterscheidet man vier Arten von Chinarinde: nämlich eine weiße, eine gelbe, eine rothe und eine runzliche. Die in den Apotheken gangbare Chinarinde ist gewöhnlich die gelbe. Man trifft sie von verschiedener Güte an. Die beste muß nicht allzudick, aber zusammengerollt und schwer sein. Ihre äußere Fläche ist rauh, und entweder braun, grau oder schwärzlich, die innere zimmetfarben. Zerkauet ist sie bitter, etwas gewürzhaft und zusammenziehend. Auf dem Bruche zeigt gute Rinde Flimmerchen, schlechte hingegen splittert sich und zerfällt wie Wurmmehl, wenn man sie in Stückchen zerbricht. Chemisch zerlegt, enthält sie harzige und gummöse Theile, auch etwas Erde und Laugensalz. Die Kraft der Rinde läßt sich durch heißes und kaltes Wasser, noch mehr aber durch gewöhnlichen Branntwein, und noch mehr durch Rheinwein ausziehen. Eine Mischung aus Wasser und gereinigtem Weingeist ist jedoch das allerwirksamste Auflösungsmittel. In Wechselfiebern muß die Chinarinde als specifisches Mittel betrachtet werden, worin sie mit dem glücklichsten Erfolge angewendet wurde. Höchst wirksam zeigte sie sich auch in allen chronischen Krankheiten, beim Brande, bei bösartigen Blattern, in Nervenkrankheiten, insonderheit bei hysterischen und hypochondrischen Beschwerden, beim Stickhusten, der Ruhr, beim Scorbut. Die Chinarinde scheint daher mit Recht den ersten Platz unter den Arzneimitteln einzunehmen. In den Apotheken hat man davon verschiedene Präparate, als: Extracte Tincturen, Essenzen, Pulver, Syrupe ꝛc.

Chinesische Sprache, Schrift und Literatur. Die chinesische Sprache gehört zu den einsylbigen und ist unter diesen die einfachste, d. h. die unausgebildetste. Ihre einsylbigen Wörter bestehen aus einem Vocale mit einem einzigen vorangesetzten Consonanten; erscheinen sie in unserer Schrift mit mehr Buchstaben, so ist dies nur Nothbehelf, um ihren Klang mit unseren Schriftzeichen nachzubilden. Da überdies die Consonanten B, D, R, X und Z den Chinesen fehlen, so ist die Zahl der einfachen Consonanten, welche sie ihren Worten vorsetzen, sehr eingeschränkt. Zwei Consonanten hinter einander sind den Chinesen unaussprechbar, und wo sie dergleichen in ausländischen Wörtern finden, fügen sie jedem einen Vocal bei. Die Worte Hoc est corpus meum lauten bei ihnen: Ho-ke-nge-su-tues-ul-pu-su-me-vum. Solcher höchst einfachen Wurzellaute oder Wurzelwörter haben die Chinesen nach alten Angaben 328 oder 350, nach Remusat 252, nach Montucci 460 Sie zu vervielfältigen haben sie kein anderes Mittel als den Ton oder Accent. Dieser ist vornehmlich fünffach; nämlich der gleiche (wie wir eins, zwei, drei u. s. w. aussprechen), der tiefe gleiche (dieser ist in den Sylben, welche sich aspiriren lassen, allemal aspirirt), der hohe (welcher hoch anfängt und kurz abfällt, wie wenn Jemand im Zorn nein! sagt), der steigende (welcher etwas tief anfängt, aber steigt, auch länger gedehnt wird, als ein anderer Ton, wie bei uns ein verwunderndes so), und der kurz abgebissene (wie wenn Jemand aus Furcht den angefangenen Laut nicht vollenden könnte). Ueberhaupt wird die Zahl der Töne von Einigen auf 8, von Andern auf 11 und 13 gesetzt, von denen jedoch wahrscheinlich nur in einzelnen Fällen Gebrauch gemacht wird. Dem Aus-

länder sind diese Modificationen für Ohr und Zunge unerreichbar, und selbst der Chinese hilft sich oft damit, daß er ein Wort zur Erklärung hinzusetzt. Nehmen wir durchgängig fünf Töne an, so erhält dadurch der Chinese aus seinen 328 Wurzeln 1625 verschiedene Wörter. Durch die Aspiration werden diese auf 3250, oder nach der höchsten Rechnung auf 7700 vermehrt. Diese nun, welche das daran gewöhnte chinesische Ohr als verschieden empfindet, bilden den ganzen Sprachschatz der Chinesen und müssen nebst ihren oft sehr sonderbaren feierlichen Bedeutungen, wodurch manches Wort gegen 50 verschiedene Bedeutungen erhält, hinreichen, alle correcte und abstracte Begriffe auszudrücken. Da sie alle einsylbig sind, so gibt es keinen Unterschied der Redetheile, auch fällt alle Ableitung und eigentliche Biegung weg. Die Declination und Conjugation wird durch Umschreibung dürftig ersetzt. Immer und allenthalben aber bleibt viel Dunkelheit, daher auch besonders ihre alten classischen Bücher, die Kings, von jedem Ausleger anders gedeutet werden. — Nicht minder sonderbar ist die Schrift der Chinesen. Sie ist weder natürliche noch symbolische Hieroglyphik, noch Sylben-, noch Buchstabenschrift, sondern drückt ganze ausgebildete Begriffe, und zwar jeden Begriff durch ein eigenes Zeichen aus, ohne mit der Sprache in Verbindung zu stehen. Man kann daher ein chinesisches Buch verstehen lernen, ohne das geringste von der Sprache zu wissen. Der chinesischen Schrift liegen sechs theils gerade, theils auf verschiedene Art gekrümmte Linien zum Grunde, welche zunächst die 214 s. g. Schlüssel oder Urzeichen bilden, mit welchen alle übrigen Zeichen, deren höchste Zahl man auf 80,000 angibt, zusammengesetzt sind. Auch ein lebenslängliches Studium reicht nicht hin, alle diese Zeichen dem Gedächtniß einzuprägen; indessen sind schon 8 bis 10,000 derselben hinreichend, ein gewöhnliches Buch zu verstehen. — Die Literatur der Chinesen ist reich an mannichfaltigen Werken. Eine eigene Abtheilung in derselben bilden die Kings oder heiligen Bücher, welche Confucius in die jetzige Form brachte; sie sind theils geschichtlichen, theils moralisch-religiösen, theils poetischen Inhalts. Von diesen Kings ist das Schou-king ins Französische übersetzt. Unter den geschichtlichen Werken ist eins der wichtigsten die (sehr fehlerhaft) ins Französische übersetzte chinesische Reichsgeschichte. Außerdem verdient Erwähnung das zunächst ins Englische übersetzte chinesische Strafgesetzbuch, die Lobschrift auf Mukhden, die Inschrift des Yü u. s. w. Hülfsmittel zur Erlernung des Chinesischen haben wir von Fourmont, Beyer, Remusat; ein Wörterbuch (das aber sehr getadelt wird) von dem jüngern Deguignes. Ein anderes ist von Montucci zu erwarten. In Canton hat der gelehrte brittische Missionär Morrison ein Wörterbuch der chinesischen Sprache herauszugeben angefangen. Große Arbeiten der Missionarien für das Studium der chinesischen Sprache finden sich handschriftlich in Rom, Paris u. a. a. Orten.

Chio oder Scios (bei den Alten Chios, jetzt Saki Adassi), eine der vornehmsten Inseln des griechischen Archipelagus, welche in Osten durch einen schmalen Canal, Stretto di Capo bianco genannt, von Natolien getrennt ist. Sie hat 128 italienische Meilen im Umfang und zählt auf 24 Q. M. etwa 140,000 Einwohner, meistens Christen. Sie ist reich an trefflichem Mastix, an Baumwolle, Terpentin, Marmor, Pomeranzen, Citronen, Oel, Feigen und dem unter dem Namen Chierwein bekannten Malvasier. Die Hauptstadt gleiches Namens mit 20,000 Einwohnern hat einen schwer zugänglichen Hafen

und eine starke Citadelle, und ist der Sitz eines griechischen Erzbischofs und römischen Bischofs. Sehr bedeutend sind die hiesigen Seidenmanufacturen. — Zwischen dieser Insel und dem gegenüber liegenden Tschesme fiel im J. 1770 die berühmte, nach letzterm Orte benannte Seeschlacht zwischen den Russen und Türken vor, in welcher die türkische Flotte von Orloff verbrannt wurde.

Chiragra heißt die Gicht, welche sich der Gelenke der Hand bemächtigt, und ihre Bewegungen hindert; diese finden sich indeß wieder ein, wenn die Krankheit nicht eingewurzelt ist. Im letztern Fall wirft sie sich bei ihrer Wiederkehr stets auf die Hände und Finger, raubt nach und nach jenen ihre Gelenkigkeit und macht diese krumm, ungestaltet, und lähmt ihre Bewegung, indem sie um die Flechsen eine kalkichte Materie in Knoten und Ballen anhäuft, wodurch endlich die Gelenke ganz erstarren (Vergl. Arthritisch.)

Chirographarisch (von Chirographum, die Handschrift, besonders der Schuldschein), was auf handschriftlichen Versicherungen beruht: daher ein Chirographarius, chirographarischer Gläubiger, welcher Foderungen an einen Schuldner hat, die sich auf einen Schuldschein, Wechsel oder ein sonstiges schriftliches Document gründen, und denen die hypothecarischen Foderungen vorgehen.

Chirologie, die Fingersprache, oder die Kunst, sich mit den Händen oder Fingern verständlich zu machen. Sie ist ein wichtiges Mittel der Mittheilung für Stumme und Taubstumme. Man braucht zuweilen Chironomie dafür, welche aber eigentlich die Kunst ist, die Hände beim Declamiren geschickt zu bewegen.

Chiromantie, monstrum nulla virtute redemptum. Das Wort kommt aus dem Griechischen und bedeutet die eingebildete Kunst, aus den Zeichen der Hand wahrzusagen. Sie rühmt sich nicht allein, die künftigen Schicksale der Menschen im voraus zu erkennen, sondern ihre Anhänger behaupten ferner, daß man die Züge, welche die göttliche Weisheit ursprünglich in die Hand jedes Menschen gezeichnet habe, auf eine zuverlässige Weise seine Neigungen und Begierden, seine Fehler und Tugenden, seine Liebe und sein Haß bestimmt sind. Einige dieser Zeichen beziehen sich auf die Körperconstitution, andere auf die Gesundheit, auf die Dauer des Lebens und sogar auf die Art des Todes. Kurz, jedes wichtige Lebensereigniß ist daselbst mit unauslöschlichen Zügen aufgezeichnet, zu deren Entzifferung es aber einer besondern Wissenschaft bedarf. Spuren der Chiromantie finden sich schon im Aristoteles, welcher z. B. versichert, daß es ein Zeichen von langem Leben sei, wenn eine oder zwei Linien nach der ganzen Länge der Hand hinliefen. Die Chiromanten aber gehen weiter hinauf, und führen, um ihre Kunst auf göttliche Aussprüche zu gründen, Zeugnisse aus der Bibel an, als da sind: Et erit quasi signum in manu tua et quasi monumentum ante oculos tuos (2 Buch Mosis, Cap. 13, Vers 9) und: in manu omnium hominum signat, ut noverint singuli opera sua (Hiob, Cap. 37, Vers 7). Das Mittelalter erst bildete die Chiromantie aus, und da ihre Träumereien auch heutiges Tages noch nicht ganz in Vergessenheit gekommen sind, indem der Wunsch, einen Blick in die Zukunft zu thun, dem menschlichen Herzen zu tief eingeprägt ist: so scheint es nicht ganz überflüssig, einen Augenblick dabei zu verweilen. Die Chiromanten finden in den in der Hand verzeichneten Linien das eigentliche Schicksalsbuch des Menschen. Diejenige dieser

linien, welche um die Wurzel des Daumens hinläuft, nennen sie die Lebenslinie, weil aus ihrer Lage, ihrer bald unterbrochenen, bald nicht unterbrochenen Länge oder Kürze, ihrer Stärke oder Schwäche, ihrer Tiefe oder Flachheit sich die Dauer und Beschaffenheit des Lebens bestimmen lasse. So wie diese unmittelbar mit dem Herzen in Beziehung steht, so steht eine andere, welche in der Mitte der Hand läuft, in genauer Verbindung mit dem Gehirn, und heißt die natürliche oder die Kopflinie. Die dritte große Linie, welche parallel mit der vorigen zunächst unter den Fingern hinläuft, wird die allgemeine genannt und zeigt überhaupt die Körperkraft an, und was dem ganzen Körper und jedem einzelnen Gliede begegnen soll. Die Perpendicularlinie, welche mit den beiden ersten ein Dreieck bildet, heißt die Leberlinie und lehrt die Verdauungskräfte und folglich die natürliche Leibesbeschaffenheit kennen. Sehr wichtig ist dem Chiromanten die Linie, welche die Grenze des Arms und der Hand bezeichnet und den arabischen Namen Rascette führt. Ist die Stelle, welche sie einnimmt, von guter Farbe, so bedeutet dies eine gute Complexion. Die Saturns- oder Glückslinie geht von der Rascette mitten durch die Hand nach dem Mittelfinger zu; sie verstärkt den Werth der andern Linien und supplirt, was ihnen abgehen möchte. Die Linie, welche von der Rascette nach dem kleinen Finger hinläuft, heißt die Milchlinie; aus ihr erkennt man die lüsternen, geschwätzigen, unbeständigen Männer, welche sich leicht von den Weibern hinreißen lassen. Jetzt sind nur noch die unter jedem Finger befindlichen Linien übrig; sie haben keine besondere Namen; diejenige aber, welche (den Daumen ungerechnet) die beiden Mittelfinger in einem kleinen Bogen umfaßt, heißt der Venusgürtel, weil sie eine außerordentliche Wollüstigkeit anzeigt. Aus diesen Linien stellt der Chiromant sein Prognosticon. Aber dieses Studium ist außerordentlich verwickelt wegen der vielfältigen Abweichungen und Eigenheiten, welche sich darbieten. Bald sind diese Linien einfach, bald doppelt, drei- und vierfach, ja sogar ästig; bald gerade, bald krumm oder geschweift; sie können Winkel, Drei- oder Vierecke oder andere Figuren bilden. Dies alles verändert gar sehr ihre Bedeutung. Oft sind sie mit kleinen Kreuzen durchbrochen, welches, wenn nicht andere Zeichen dagegen sind, das glücklichste Prognosticon von der Welt ist. — Alles bisher Angeführte sind aber nur die Grundzüge der niedern Chiromantie: um ihr einen wahrhaft erhabenen Charakter zu geben, hat man sie auch mit der Astrologie in Verbindung gesetzt. Wir ersparen uns jedoch, davon weiter zu sprechen, theils weil diesen grundlosen Träumereien bereits genug geschehen, theils auch, weil wir uns ohne Kupfer nicht würden deutlich machen können.

Chiron, ein Sohn des Saturns und der Philyra, soll in Thessalien unter den Centauren, und zwar in Gestalt eines Rosses, um die eifersüchtige Rhea dadurch zu täuschen, geboren worden sein. Er galt bei seinen Zeitgenossen für einen geschickten Arzt, Astronomen und Musiker. Auch die Chirurgie soll seine Erfindung sein, woher man ihren Namen ableitet. Der Ruf seiner Weisheit machte, daß ihm fast alle Fürsten damaliger Zeit ihre Söhne zum Unterricht übergaben, und unter seine Schüler gehörten Äskulap, Nestor, Peleus, Theseus, Ulysses, Castor und Pollux, Äneas, Achilles, Bacchus, Jason ꝛc. Er soll ein hohes Alter erreicht haben, und weil er von seinem Vater die Unsterblichkeit erlangt hatte, endlich, so sagt die Mythologie, ebenfalls, den Jupiter gebeten haben, ihn sterben zu lassen.

Chirurgie ist derjenige Theil der Heilkunde, der, wie die Ableitung des Wortes (vom griechischen Cheir die Hand und Ergon das Werk), besagt, in Verrichtungen mit der Hand besteht. Man kann sie daher als den Theil der Medicin betrachten, der entweder die bloße, oder mit Instrumenten bewaffnete Hand zur Erhaltung der Gesundheit oder Heilung der Krankheiten anwendet. Die Chirurgie ist keine eigene medicinische Wissenschaft, sondern vielmehr ein Hülfsmittel, und zwar das mächtigste und wirksamste Hülfsmittel der Medicin. Hippokrates würdigt sie vollkommen richtig, wenn er sagt: was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer, was aber das Feuer nicht heilt, ist unheilbar. Erst wenn die diätetischen und pharmaceutischen Hülfsmittel nicht zureichen oder erschöpft sind, nimmt man zur Chirurgie seine Zuflucht. Ein Vollblütiger ist vom Schlage bedroht: nur eine chirurgische Operation, ein Aderlaß, kann diesen abwenden. Ein Glied wird vom Brande ergriffen, oder seine Organisation wird sonst durch eine heftige Quetschung zerstört; es ist unmöglich, ärztliche und pharmaceutische Mittel anzuwenden, da kein Leben mehr vorhanden ist. Nur mechanische oder chirurgische Hülfe kann einen aus seiner Lage gebrachten Knochen wieder einrichten. Alle Mittel, welche die Chirurgie anwendet, sind nicht nur an sich mechanische Verrichtungen, sondern sie sind es auch und vornehmlich in dem dabei vorgesetzten Zwecke. Man kann daher sicher sagen, die Chirurgie ist der mechanische Theil der Medicin. Er ist wahrscheinlich der erste gewesen, zu welchem das Bedürfniß und das mehr Auffallende in der Hülfe die Menschen geführt hat, wenigstens gibt uns die älteste Geschichte nur von solchen Männern Nachricht, deren Heilgeschäft sich vorzüglich auf Behandlung der Wunden erstreckte. Die Kriege, welche sich entspannen, sobald die Menschen in Staaten sich vereinten, und die daraus folgenden häufigen Verwundungen machten dies Geschäft früher nothwendig, als die bei der einfachen Lebensweise der damaligen Menschen sich seltener zeigenden Krankheiten. So weiß man aus der ältesten Zeit, daß schon 50 Jahre vor dem trojanischen Kriege Melampus, Chiron und sein Schüler Aeskulap der Expedition der Argonauten als Aerzte beiwohnten: ferner, daß im trojanischen Kriege zwei Söhne Aeskulaps, Machaon und Podalirius, die verwundeten Griechen besorgten. Daß jedoch späterhin sowohl die griechischen als die arabischen Aerzte die Chirurgie und innere Medicin vereinigt bearbeiteten, beweisen die Werke des Hippocrates, Galen, Celsus, Paulus von Aegina, Albucasis u. s. w. Doch wurden zu Hippocrates Zeiten einzelne chirurgische Operationen von der Medicin getrennt. In dem Hippokratischen Eide war die Operation des Steinschnittes den Aerzten sogar verboten. Bei den Arabern herrschte überdies eine gewisse Scheu vor den Operationen, und es wurde für eine Schande gehalten, wenn die Aerzte solche selbst verrichteten. Bei den Römern überließen sie dieselben meistens den Sclaven. Im Mittelalter fiel die Ausübung der ganzen Heilkunst beinah ausschließlich den Mönchen und Priestern zu. Aber im J. 1163 verbot die Kirchenversammlung von Tours den Geistlichen, welche mit den Juden im christlichen Europa die Arzneikunde trieben, jede blutige Operation. Die Chirurgie ward von den Universitäten verbannt, unter dem nichtigen Vorwande, daß die Kirche alles Blutvergießen verabscheue. Damals trennten sich Medicin und Chirurgie. Diese Trennung wurde dadurch um so mehr begünstigt, daß schon die Zünfte der Bader und Barbierer entstanden waren, welche sich nun

die Ausübung der Chirurgie zueigneten. Zu den Zeiten der Kreuzzüge (von 1100 an) kamen nämlich viele Ausschlags- und andere Krankheiten aus dem Morgenlande nach Europa, besonders nach Italien, Frankreich und Deutschland, welche den häufigen Gebrauch der Bäder und die Errichtung der Badstuben veranlaßten. In Frankreich entstand die Barbierzunft, da (1096) der Erzbischof Wilhelm zu Rouen das Tragen der Bärte verbot. Mehrere Jahrhunderte hindurch blieben diese Bader und Barbierer im Besitz der Ausübung der Chirurgie, Indeß zerstreuten sich die Nebel des Mittelalters. Von der Anatomie erleuchtet, gewann die Chirurgie eine neue Gestalt. Obgleich sie fortdauernd der Gegenstand eines eigenen Gewerbes blieb, so betrieben doch die größten Aerzte sie als Wissenschaft, und die Werke eines Berenger von Carpi, eines Fallopius, eines Eustach ꝛc. waren die wahre Quelle der Kenntnisse, womit Ambrosius Paré seine durch die Verbindung mit der Barbierkunst herabgewürdigte Wissenschaft bereichert hatte. Erweitert durch die Entdeckungen eines Cäsar Magatus, Fabricius von Aquapendente, Wisemann, Wilhelm Harvey, Fabricius von Hilden, Ruisch, machte die Chirurgie neue Fortschritte. In Frankreich blieb diese Wissenschaft vernachlässigt, während unter Ludwig XIV, alle Künste und Wissenschaften blühten. Endlich zog auch hier ein glückliches Zusammentreffen von Umständen sie aus ihrer Erniedrigung. Es ward im J. 1731 eine eigene Akademie der Chirurgie gestiftet, welche bald in ganz Europa berühmt wurde. Männer wie Mareschal, la Peyronie und Lamartinière ꝛc. erwarben sich dauernde Verdienste. Die Sammlung von Memoiren und Preisschriften der Akademie der Chirurgie enthält die Geschichte dieser blühenden Periode. Hier findet man die Arbeiten eines J. L. Petit, Garengeot, Lafaye, Lecat, Sebatier und vieler andern Praktiker, welche mehr oder weniger an diesem Werke Theil haben. Der Wetteifer von ganz Europa wurde durch diese Beispiele erweckt. Um dieselbe Zeit lebten in England Cheselden, Douglas, die beiden Monro, Sharp, Alanson, Pott, Smellie, die beiden Hunter; in Italien Molinelli, Bertrandi, Moscati; in Holland Albanius, Deventer, Camper; in Deutschland und dem Norden Heister, Platner, Stein, Röderer, Bilguer, Acrell, Callisen, Brambilla, Theden und Richter. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zählte die französische Akademie der Chirurgie mehrere würdige Mitglieder, aber aus ihrem Schooße selbst erhob sich ein Mann, der sie in der Geschichte der Kunst wie in der Achtung seiner Zeitgenossen ersetzen sollte: Desault wurde das Haupt der neuen Schule. Er hat seinen Namen verewigt durch die Genauigkeit und Methode, die er in das Studium der Anatomie brachte, durch die Erfindung sinnreicher Vorrichtungen zur Behandlung gebrochener Glieder, durch den clinischen Unterricht in der Chirurgie, durch die Kühnheit und Einfachheit seiner Operationen, und durch die Menge ausgezeichneter Schüler, die er erzogen, wie Dubois, Beyer u. viele Andere. Jetzt erst, wo die Chirurgie wieder mit der eigentlichen Medicin Hand in Hand geht, wo sie sich auf möglichst genaue anatomische Kenntnisse stützt, kann sie mit Sicherheit ihrer immer größern Vervollkommnung entgegengehen. Indeß sind nicht alle Aerzte zur Ausführung großer Operationen geschickt. Die dazu nöthigen Eigenschaften können nur zum Theil durch Uebung erworben werden, zum Theil müssen sie von der Natur verliehen sein. Man hat die wesentlichen Eigenschaften eines Chirurgen so angegeben: Sie

juvenis, strenuus, audax, solers et immisericors. (Er sei jung, stark, kühn, gewandt und mitleidslos.)

Chladni (Ernst Florenz Friedrich), geb. zu Wittenberg im J. 1756, ist der Sohn des ehemaligen berühmten Ordinarius der dasigen Juristenfacultät, E. M. Chladenius. Nach einer sorgfältigen Erziehung im väterlichen Hause erhielt er seine erste gelehrte Bildung in der Fürstenschule zu Grimma. Wie sein Vater widmete auch er sich auf beiden sächsischen Universitäten, Wittenberg und Leipzig, der Rechtsgelehrsamkeit, und wurde auf der letztern im J. 1781 der Philosophie und im nächstfolgenden Jahre der Rechte Doctor. Nach dem Tode seines Vaters verließ er die Rechtswissenschaft, die seinen Neigungen wenig zusagte, und widmete sich ganz dem Studium der Natur, dem er bisher alle seine freien Stunden geschenkt hatte. Als Liebhaber der Musik, worin er erst im 19. Jahre den ersten Unterricht erhalten hatte, bemerkte er, daß die Theorie des Klanges ungleich mehr vernachlässigt war, als andere Zweige der Physik, und entbrannte von Begierde, diesem Mangel abzuhelfen. Mathematik und Physik, besonders in Beziehung auf die geliebte Tonkunst, setzten ihn in den Stand, für Theorie und Ausübung derselben neue Bahnen zu brechen. Seit 1787 hat er sich durch mehrere Schriften als tiefer Naturforscher bewährt, besonders in Hinsicht auf Klang, Schall und Ton. Dahin gehören seine Entdeckungen über die Theorie des Klanges, Lpz. 1787. Beiträge zur Beförderung eines bessern Vortrags der Klanglehre, ein Schreiben an die berl. Gesellschaft naturforsch. Freunde. Die vorzüglichste seiner Schriften, ein in seiner Gattung classisches Werk, ist jedoch seine Acustik (Lpz. 1802, 4. mit Kupf.), welcher er selbst erwünschte Nachrichten zur Geschichte seiner acustischen Entdeckungen vorgesetzt hat. (Eine umgearbeitete französische Uebersetzung von ihm selbst erschien zu Paris 1809 in 8. unter dem Titel: Traité d'Acoustique). Was Bernoulli, Euler, La Grange, Lampert und Riccati geleistet hatten, hat er mit seinen eigenen Entdeckungen verbunden, und so ein Werk geliefert, das für die Acustik das ist, was Newtons und Göthes Werk zusammen für die Optik. Er hat seine Untersuchungen nicht blos auf die Saiten beschränkt, wie Andere gethan hatten, sondern sie auf alle mögliche Arten von klingenden Körpern ausgedehnt. (Vergl. Acustik und Klangfiguren.) Ueberdies ist er der Erfinder des Euphons und des Clavicylinders, von denen an ihrem Orte die Rede ist. Diese Erfindungen bekannt zu machen, besuchte er binnen einem Zeitraum von zehn Jahren, außer den Hauptstädten Deutschlands, Holland, Frankreich, Italien, Rußland, Dänemark. Nirgends hat man ihnen den verdienten Beifall versagen können, und überall hat er die Achtung der Kenner mitgenommen. Mehrere treffliche Aufsätze über Musik und Tonkünstler, in der musikalischen Zeitung mitgetheilt, verdanken wir dieser Kunstreise. Im Monat Juli 1812 kam er in seine Vaterstadt zurück, wo er unaufhörlich mit neuen Versuchen beschäftigt ist. Man lese übrigens, was das Nationalinstitut über ihn gesagt hat, um sich noch mehr zu überzeugen, daß Chladni zu den Zierden unseres Vaterlandes gehört. Noch müssen wir erwähnen, daß er durch eine andere physikalische Untersuchung sich ebenfalls nicht geringe Verdienste erworben hat: über die sogenannten Boliden nämlich, feurige Meteore, deren Erscheinungen, wie Flamme, Rauch, Explosion u. s. w., wenig gemein haben mit den electrischen Erscheinungen, mit denen man sie

verwechselt hatte. Chladni überzeugte sich, daß jene Erscheinungen nicht tellurischer, sondern kosmischer Art seien, und hat in einer classischen Abhandlung über die Metheorolithen, d. h. Steine, welche nach solchen Erscheinungen mit Geräusch aus der Luft auf die Erde fallen, dargethan: 1. daß die Erzählungen von solchen Stein- oder Eismassen keine Erdichtungen oder Täuschungen, sondern Beobachtungen eines wirklichen Phänomens, und daß 2. diese Massen und Meteore etwas unserm Erdkörper Fremdartiges seien, und außerhalb unserer Atmosphäre her zu uns kommen. (Vergl. Meteorsteine.)

Choc, in der Kriegssprache das Losstürzen auf den Feind. Man gebraucht es gewöhnlich von der Cavallerie, wenn selbige gewaltsam auf den Feind einstürzt. Soll ein solcher Angriff seine vollkommene Wirkung thun, so ist dazu nöthig: einmal, das Zusammenbleiben der Escadron, damit der Anfall auf allen Puncten zugleich geschehe und der Feind auf einmal niedergeworfen werde; dann das Gewicht der Pferde, wodurch die Escadron Kraft zum Eindringen erlangt, endlich, die möglichste Geschwindigkeit, weil dadurch die Heftigkeit des Chocs verdoppelt, und dem Feinde die Fassung leichter benommen wird. Das Anreiten der Escadron en bataille, den Feind anzugreifen, muß jedoch in einer steigenden Geschwindigkeit geschehen und mit der Entfernung des Feindes in Verhältniß stehen, das heißt: man setzt sich anfangs durch einen kleinen Trott in Bewegung, welchen man 100 bis 150 Schritte fortsetzt, sodann fällt man in einen gestreckten Trott und in der Entfernung von 150 Schritten vom Feinde in Galopp, endlich bei den letzten 50 Schritten läßt man die Pferde im stärksten Carriere laufen, um den Feind mit ganzer Kraft über den Haufen zu werfen und zu vertreiben.

Chocolade ist eine aus gerösteten und gestoßenen Cacaobohnen, Zucker, Gewürznelken, Cardamomen und Vanille bereiteter Teig von röthlicher oder brauner Farbe, welcher, wenn er erkaltet, hart wird. Doch können auch einige der Zuthaten fehlen, wie z. B. die Vanille und Gewürze; dann heißt sie Gesundheitschocolade. Man pflegt sie in Tafeln zu gießen, welche man, wenn man Gebrauch davon machen will, zerreibt, und in Wein, Milch oder Wasser, mit oder ohne einige Eidotter, kocht, woraus ein wohlschmeckendes und nahrhaftes Getränk wird. Die Erfinder der Chocolade sind die Amerikaner, welche sich schon lange zuvor, ehe die Spanier Amerika entdeckten, dieses Getränks bedienten. Besonders bereiteten die alten Mexicaner, welche es Chocolatte nannten (von dem mexicanischen Choco, Geräusch, und Latte, Wasser) seit undenklichen Zeiten aus geröstetem und gestoßenem Cacao eine Chocolade, welche sie mit Wasser verdünnten und mit Maismehl und Gewürzen, besonders Zimmt und Vanille, versetzten. Als ihnen 1506 der Zucker bekannt wurde, mischten sie auch davon hinzu. Von den Amerikanern lernten die Spanier, nachdem sie Amerika entdeckt hatten, die Chocolade kennen, und durch diese kam sie nach Europa. Man hat sie, besonders in den neuesten Zeiten, auf mancherlei Weise verfälscht.

Choczim, eine wichtige (seit 1812) russische Grenzfestung in der Moldau, mit einem festen Schlosse, der polnischen Festung Kaminiek gegenüber gelegen. Seit 1718 wurde sie durch französische Ingenieure sehr befestigt, mußte sich zwar 1736 an die Russen ergeben, nachdem der russische Generalfeldmarschall Graf von Münnich in dieser Gegend am 23. August d. J. einen großen und vollständigen Sieg über

die türkische Armee erfochten hatte, wurde aber durch den kurz darauf erfolgenden Frieden wieder an die Türken abgetreten; ein gleiches Schicksal hatte sie 1769, worauf sie aber 1774 wieder an die Türken kam, und im J. 1788, wo sie die Oesterreicher, unter Prinz Coburg, zugleich mit den Russen eroberten.

Chodowiecki (Daniel Nicolas), berühmt als Mahler und Kupferstecher, war 1726 zu Danzig geboren. Sein Vater gab ihm als Nebensache den ersten Unterricht in der Miniaturmahlerei, die er bald liebgewann und, um nach des Vaters Tode seine Mutter zu unterstützen, mit großem Eifer betrieb. Er war 1743 zu einem Onkel nach Berlin geschickt worden, um seine in Danzig angefangenen Lehrjahre als Kaufmann zu vollenden. In seinen Mußestunden machte er kleine Miniaturgemählde auf Dosen, die er an Kaufleute verhandelte. Sein Onkel, der diesen Handel vortheilhaft fand, versprach sich noch mehr Gewinn, wenn sein Neffe die Emaillmahlerei erlernte. Dieser aber, noch unbekannt mit den Grundsätzen der Composition, hatte durch Zufall akademische Figuren und andere Zeichnungen gesehen, und ergab sich mit ganzem Eifer den neuen Studien. Schon seine ersten Versuche zogen die Blicke des ausgezeichnetsten Künstler auf sich; besonders machte ein kleiner 1756 ausgeführter Kupferstich, das Würfelspiel betitelt, die berliner Akademie auf ihn aufmerksam. Diese Gesellschaft trug ihm auf, die Bilder für ihren Calender zu entwerfen, der dadurch einen großen Absatz fand. Während des siebenjährigen Krieges stach er verschiedene darauf Bezug habende Gegenstände, unter andern die russischen Gefangenen zu Berlin, welches jetzt zu den seltensten von seinen Blättern gehört. Die Geschichte des unglücklichen Jean Calas gab ihm den Stoff zu einem sehr rührenden Gemählde, das er auf den Wunsch Aller, die es sahen, auch in Kupfer ausführte. Die Abdrücke mit der Jahreszahl 1767 werden vorzüglich geschätzt. Einige Jahre zuvor hatte er die Leidensgeschichte Christi gemahlt, zwar nur in Miniatur, aber in einer Vollendung und zugleich mit einem Ausdruck, daß jeder davon entzückt war. Chodowiecki bekam seitdem viele Aufträge; er war sogar genöthigt, auf die Mahlerei Verzicht zu leisten, um seine ganze Zeit auf Zeichnungen und Kupferstiche zu wenden, die man von allen Seiten verlangte. Fast alle Kupfer zu Lavaters physiognomischen Fragmenten sind nach seinen Zeichnungen gestochen; er selbst hat davon mehrere mit einer unnachahmlichen Vollendung ausgeführt. In demselben Geiste sind die Kupfer, welche er zu Basedows Werken und zu dem gothaischen Calender lieferte. Sein Ruf stieg immer höher, und es erschien kaum ein Buch im Preußischen, zu welchem Chodowiecki nicht wenigstens eine Vignette gestochen hätte. Seine sämmtlichen Blätter belaufen sich auf mehr als 3000. Zu bemerken aber ist, daß er die Eigenheit hatte, an seinen Werken Veränderungen vorzunehmen, wenn eine gewisse Anzahl von Abdrücken gemacht war, so daß nicht alle Abdrücke eines und desselben Blattes ganz gleich sind. Chodowiecki ist als der Stifter einer neuen Kunstgattung in Deutschland zu betrachten, nämlich der Darstellung moderner Figuren mit einer Wahrheit der Physiognomie, einer Lebhaftigkeit des Ausdrucks und einer auf sittliche Besserung abzielenden gutmüthigen Laune, welche in ihrer Art einzig blieb. Lange schon hatte er die Stelle eines Vicedirectors der Akademie der bildenden Künste zu Berlin bekleidet, als er 1798 an Rode's Stelle wirklicher Director ward, als welcher er 1801 am 9.

Februar starb. Sein Biedersinn und Edelmuth wurden eben so hoch geschätzt, wie sein thätiger Fleiß musterhaft war.

Choiseul (Etienne François de), Duc de Choiseul et d'Amboise, einer der berühmtesten Staatsminister Frankreichs, war 1719 geboren. Unter dem Namen eines Grafen von Stainville trat er in Dienste, zeigte eine glänzende Tapferkeit und stieg bald empor. 1743 Oberster, 1748 Generaladjutant und 1759 Lieutenant général, ward er bald zu noch höhern Würden berufen. Seine Vermählung mit einer reichen Erbin, einer Schwester der Duchesse de Gotant, und seine Verbindung mit der Marquise de Pompadour erlaubten ihm, die Befriedigung seines Ehrgeizes zu hoffen, den er nie verheimlichte. Ein eben so treuer Freund als geschickter Hofmann, opferte er der Pompadour sogar eine seiner Verwandten, deren geheime Intrigue mit dem Könige er entdeckte, und die er entfernen ließ. Die Pompadour blieb ihm dagegen bis an das Ende ihres Lebens zugethan, und hörte nicht auf, ihm Beweise davon zu geben. Choiseul trat in die politische Laufbahn, indem er als Gesandter nach Rom ging. Im Oct. 1756 ging er in gleicher Eigenschaft nach Wien. Die Pompadour, geschmeichelt durch die Herablassung Maria Theresia's, die sie in einem eigenhändigen Schreiben ihre Freundin nannte, ergriff begierig die Idee einer Allianz mit Oesterreich. Die vom Fürsten Kaunitz geleiteten Unterhandlungen hatten einen vollständigen Erfolg, und in demselben Jahre unterzeichnete Bernis, damaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten, jenen Tractat, über dessen Vortheile und Nachtheile so viel gestritten worden ist. Der Cardinal hätte gern den Krieg vermieden, als aber Frankreich einmal darein verwickelt war, hing es nicht von ihm ab, den Lauf desselben aufzuhalten. Durch die Widersprüche, die er erfuhr, erbittert, bat er um seine Entlassung und verließ einen Posten, auf dem Choiseul ihm folgte. Der neue Minister erwarb sich schnell den größten Credit, ward Duc und Pair, trat zugleich an die Spitze des Kriegsdepartements, cedirte aber nachher das Departement der auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen Choiseul, nachmaligem Duc de Praslin. Choiseul war Premierminister, ohne den Namen zu haben, und leitete allein alle Angelegenheiten. Von jeher war er den Jesuiten abgeneigt gewesen, und so vereinigte er sich mit den Parlamentern, um ihren Sturz zu bewirken. Indeß dauerte der Krieg fort und Frankreich erlitt nur Unfälle. Man mußte endlich, zumal da die Finanzen so ganz erschöpft waren, unter drückenden Bedingungen 1763 Frieden schließen. Den beiden Ministern, welche die Staatsverwaltung unter sich theilten, konnte das Unglück nicht zugeschrieben werden; andere minder talentvolle würden vielleicht größere Opfer haben bewilligen müssen; aber daß Choiseul und Praslin noch mit Ehren und Gnadenbezeigungen überhäuft wurden, war Grund genug, um Anschuldigungen gegen sie aufzufinden. Ihre Feinde behaupteten, daß sie nur den Krieg verlängert hätten, um sich nothwendig zu machen, und tadelten sie, nicht früher Frieden geschlossen zu haben. Die Pompadour starb 1764 nach einer langen Krankheit: im folgenden Jahre starb der Dauphin, und zwei Jahre danach dessen Gemahlin. Der Mann, dessen fortdauerndes Glück den vielfältigen Angriffen seiner Feinde mit einer Art von Verwegenheit widerstand und trotzte, der die Auflösung des Jesuitenordens hauptsächlich veranlaßt hatte, mußte der Gegenstand der Verläumdung werden. Nachdem man vergebens versucht hatte, über den Tod des Dauphins die abgeschmacktesten und

schändlichsten Gerüchte zu verbreiten, um Choiseul in den gehässigsten Verdacht zu bringen, ließen sich die Feinde desselben zu dem verächtlichsten aller Mittel herab, und man sah den Duc d'Aigillon, den Abbé Terray und den Canzler Maupeou ihr Glück von den Reizen einer Buhlerin erwarten, deren Jugend und Schönheit bereits öffentlich entweiht worden waren. Da eine geheime Verbindung ihren Absichten nicht genügte, so ließen sie nicht ab, bis Ludwig XV., trotz der Vorstellungen des Ministers und trotz seines ihm gegebenen Worts, die Gräfin Du Barry dem Hofe vorstellen ließ und dadurch das bisher behauptete Ansehn des Throns herabwürdigte. Anfangs kam die Du Barry dem Minister, dessen Ansehn sie zu fürchten schien, auf alle Weise entgegen; das Ziel ihres Ehrgeizes war, die Stelle der Pompadour durchgängig einzunehmen. Choiseul wies ihre Anträge mit Stolz zurück; aber so lobenswerth auch sein edles Betragen gegen die Mätresse war, so wenig durfte er doch die Achtung gegen seinen König und Wohlthäter verletzen. Durch Nachgiebigkeit würde er den König noch haben leiten können, durch seinen Trotz erbitterte er ihn nur und gab seinen Feinden selbst die Waffen gegen sich in die Hand. Die Ducheſſe de Grammont, des Ministers Schwester, hatte immer viel Gewalt über seinen Geist gehabt; sie übte sie bei dieser Gelegenheit ohne die geringste Mäßigung, aufgemuntert durch das mißvergnügte Publicum, das damals für die von dem Canzler Maupeou angegriffenen Parlamenter Partei nahm. Die Sache der Parlamenter und des Ministers ward eins. Man überzeugte den König, daß Choiseul sie zum Widerstande anreize. Noch kämpfte Ludwigs altes Wohlwollen für seinen Minister einige Zeit den Anstrengungen der feindlichen Cabale entgegen, bis er im Decbr. 1770 ihm in einem hartabgefaßten Schreiben seine Ungnade ankündigte und ihn nach Chanteloup verbannte. Dies war der glänzendste Zeitpunct in dem ganzen Leben Choiseuls; seine Abreise glich einem wahren Triumphe; das Publicum betrachtete seine Entfernung als ein Nationalunglück. Drei Jahre verlebte Choiseul in der Verbannung, umgeben von einer glänzenden und ausgewählten Gesellschaft, und als vielleicht endlich einige Kälte eintreten wollte, starb Ludwig XV. Der Duc de Choiseul erhielt seine Freiheit wieder, nachdem er gerade nur so lange verbannt gewesen, als nöthig war, um seinen Ruf zu vermehren, die schmeichelhaftesten Ehrenbezeigungen zu empfangen, und die Achtung und Theilnahme des Publicums außer Zweifel zu setzen. Wir wenden uns jetzt zu Choiseuls öffentlichem Leben. Als Kriegsminister änderte er nach siebenjährigen Unfällen die Organisation der Armee. Die durch Friedrich bewirkte Revolution in der Tactik nöthigte dazu. So groß das Mißfallen der ältern Offiziere im Allgemeinen auch darüber war, deren viele den Abschied nahmen, so leuchtete doch bald die Nothwendigkeit der vorgenommenen Reformen ein. Das Artilleriecorps bekam eine neue Gestalt; treffliche Schulen wurden errichtet, in denen man Officiere bildete, welche die französische Artillerie zur ersten von Europa erhoben. Ein Gleiches fand bei dem Geniecorps Statt. Besonderes Interesse widmete er den Antillen, der den Franzosen allein noch übrigen Besitzung in Amerika. Martinique wurde neu befestigt, St. Domingo auf die höchste Stufe des Wohlstandes erhoben. Endlich, als Choiseul und Praslin 1770 aus dem Ministerium traten, waren in weniger als sieben Jahren die Verluste der Marine wieder hergestellt; sie zählte 64 Linienschiffe und 50 Fregatten und Corvetten. Die Magazine wa-

ren gefällt. Als Minister der auswärtigen Verhältnisse schloß Choiseul den Familienvertrag, der alle Regenten aus dem Bourbonischen Hause verband und die spanische Marine in die Hand Frankreichs gab. So verschaffte er durch eine edle und geschickte Politik dem französischen Namen die Achtung wieder, die er durch lange Kriegsunfälle verloren zu haben schien. Was den wirklichen Kräften Frankreichs fehlte, ersetzte seine Festigkeit. Er eroberte Corsika, ohne daß England wagte, sich öffentlich zu widersetzen. Ueberzeugt von der Wichtigkeit der Unabhängigkeit Polens für das Gleichgewicht Europas, kreuzte er stets die ehrgeizigen Plane Rußlands und verwickelte es in einen Krieg mit den Türken, die er kräftiger unterstützt haben würde, wenn nicht der König selbst sich ihm widersetzt hätte. Französische Offiziere wurden zu den polnischen Conföderirten, zu den Türken und zu den ostindischen Fürsten, welche letztern er zugleich mit den amerikanischen Colonien gegen die Engländer zu bewaffnen hoffte, geschickt. Verschwenderisch mit seinem eigenen Vermögen, war er in den Staatsausgaben sparsam. Ludwig XV., der nur zu bald Choiseuls Entfernung mit Reue empfand, rief aus, als er die Theilung Polens erfuhr: „Das wäre nicht geschehen, wenn Choiseul noch hier wäre." — Nach Ludwigs XVI. Thronbesteigung ward er an den Hof zurückberufen und auf das ehrenvollste empfangen, aber das Ministerium wurde ihm nicht wieder anvertraut. Choiseul wußte, wenigstens scheinbar, sich darüber zu trösten, lebte trotz seiner ungeheuren Schulden, in die er sich nach und nach verwickelt hatte, fortwährend mit äußerm Glanze und starb 1785. Er hinterließ keine Kinder.

Choiseul-Gouffier (M. A. G. L. Graf von), Pair von Frankreich, einer der Vierzig der französischen Akademie. Er wurde geboren 1752 und nahm den Namen Gouffier nach seiner Vermählung mit dem Fräulein von Gouffier an. In seiner Jugend machte er eine Reise nach Griechenland und Asien, und ließ in der Folge die Resultate dieser seiner Entdeckungsreise drucken. Wegen dieses für die Wissenschaft so reichhaltigen Werks wurde er Mitglied der Akademie. Um diese Zeit (1784) wurde er Botschafter bei der ottomannischen Pforte, und nahm bei seiner Abreise auf seinen Posten viele Gelehrte und Künstler mit, mit denen er sich in dieser schönen Gegend mit gelehrten Nachsuchungen beschäftigte, so wie andererseits mit politischen Gegenständen von der höchsten Wichtigkeit. Er befand sich noch beim Ausbruche der Revolution in Constantinopel, 1791 wurde er zum Gesandten beim Londner Hofe ernannt, aber er blieb in Constantinopel, und richtete alle seine Noten an die damals in Deutschland lebenden Brüder Ludwigs XVI. Den 22. Oct. 1792 wurde von dem Convente Arrest gegen ihn beschlossen, weil diese Verbindung mit den Brüdern Ludwigs XVI. entdeckt worden. Sein Briefwechsel war bei dem Rückzug aus Champagne von den Republikanern aufgefangen worden. Er verließ daher Constantinopel und begab sich nach Rußland, wo die Kaiserin ihm eine sehr schmeichelhafte Aufnahme schenkte und ihm eine Pension als Akademiker zugestand. Im Februar 1797 ward er vom Kaiser Paul I. zum geheimen Rathe ernannt. 1802 kam er nach Frankreich zurück, und nahm das Jahr darauf seinen Platz in der Eigenschaft eines Mitgliedes der ehemaligen Akademie in dem Nationalinstitute und neuerlich in der Akademie wieder ein. 1815 ernannte ihn der König zum Präsidenten des Wahlcollegiums für das Versailler Arrondissement. Aber er überlebte die Zurückkehr zur alten Ordnung der Dinge nicht, sondern starb im Sommer des Jahres 1817.

Von seinen Werken wollen wir erwähnen seine Voyage pittoresque de la Grèce, die nun vollendet ist, und seine Dissertation sur Homère, die er im August 1816 in der Akademie der Inschriften vorgelesen hat, und die gegen die deutschen Philosophen gerichtet ist.

Chor (Schauspielkunst und Musik). Ursprünglich bezeichnete man mit diesem Wort einen Trupp Sänger und Tänzer, welche bei öffentlichen festlichen Gelegenheiten den Pomp und das Feierliche derselben durch gewisse Handlungen erhöhen mußten. So war es denn auch unstreitig bei der Tragödie und Comödie, welche einen Hauptheil öffentlicher Feierlichkeiten in den ältesten Zeiten ausmachten und in welchen der Gesang des Chors die Hauptsache war; in der Folge wurden die Chöre freilich nur zur Nebensache gemacht. Nach dem, was wir von den Tragödien der Alten wissen, war der Chor eine Gesellschaft von Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts, die während der ganzen Vorstellung Zuschauer, oder vielmehr Zeugen der Handlung waren, und auf dem Schauplatze fortwährend zugegen blieben. Stand die Handlung hie und da stille, so sang der Chor Lieder, welche eine Beziehung auf diese hatten, und entweder den Affect stärken, oder die Empfindungen über den Vorgang der Handlung ausdrücken sollten, nahm wohl auch bisweilen durch Bemerkungen gegen die handelnden Personen, durch Rath, durch Trost, durch Vermahnung oder Abrathung, an der Handlung selbst Theil; aber selten erschien er als Hauptperson der Handlung, wie es etwa der Fall beim Aeschylus ist. Er stellte gemeiniglich einen Theil oder die Aeltesten des Volks, bei welchem die Handlung vorging, wohl auch die Räthe des Königs u. s. w. vor; und nie konnte der Chor aus der Tragödie wegbleiben, ja, dem ersten oben angeführten Ursprunge nach, nicht einmal die Bühne verlassen. Anfangs waren es auch sehr viel, bisweilen auf 50 Personen, welche den Chor ausmachten; in der Folge wurde die Zahl bis auf 15 beschränkt. Der Anführer oder Vorsteher eines solchen Chors hieß Coryphäus, der denn auch da, wo jener Antheil an der Handlung nahm, im Namen der übrigen sprach; bisweilen theilte sich auch der Chor in zwei Theile, welche abwechselnd sangen. Diese Abtheilungen des Chors, welche man, vielleicht nicht ganz richtig, Chöre zu nennen pflegt, waren dann in Bewegung, und gingen von einer Seite des Theaters nach der andern, von welchen Bewegungen die verschiedenen Benennungen der einzelnen Lieder oder Absätze herrührten, nämlich Strophe, Antistrophe und Epodos. Wie aber die Musik, nach welcher dieser Chor gesungen wurde, beschaffen gewesen sei, darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen; wahrscheinlich ist, daß es vielmehr eine Art Declamation nach einem bestimmten Maße gewesen, und daß überhaupt die Melodien derselben, wenn man sie so nennen darf, bloß in Einklängen und Octaven bestanden haben, und sehr einfach gewesen seien. Sie wurden auch von den Instrumenten, welche etwa einige Flöten waren, Ton für Ton im Einklange begleitet. Mit dem Verfalle der alten Tragödie ist nachher der Chor in den Trauerspielen ebenfalls abgekommen, und erst die Trauerspieldichter unserer Zeit, und Schiller als der Erste (s. dessen Vorrede zur Braut von Messina) haben wieder einen Versuch gemacht, den Chor nach Art der Alten auf unsere Bühne zu bringen. — Das übrigens in unserer heutigen Musik der Chor einen vier- oder auch mehrstimmigen Gesang ausmacht, wobei jede Stimme mit mehrern Sängern oder Sängerinnen besetzt ist, und das Gehör mit aller Pracht der Har-

monie und Schönheit der Melodie zu rühren weiß, ist bekannt. Diese Chöre, welche durchaus von jenen der alten Griechen verschieden sind, kommen in Oratorien sowohl als in Opern vor, und drücken entweder freudigen Zuruf, oder Verwunderung, Schmerz, Anbetung ꝛc. einer Volksmenge aus und sind, wie bekannt, von großer Wirkung, aber auch für den Componisten eine besonders schwierige Aufgabe.

Choral (franz. Plain-Chant, auch zuweilen nicht so richtig Plein-Chant) wird die Melodie genannt, nach welcher die geistlichen Lieder beim öffentlichen Gottesdienste von der ganzen Gemeinde gesungen werden, und die aus lauter langsam sich fortbewegenden melodischen Hauptnoten von gleichem Werthe besteht, die weder mit Nebennoten verziert, noch in Noten von geringerem Werthe aufgelöset werden. Dadurch bekommt der Choral den Charakter des Ernstes und der Würde, wodurch er das Herz zu frommen Empfindungen stimmt. Choral steht dann auch für den Gesang selbst.

Choregraphie (Tanzvorzeichnung), ist die Kunst, die Tänze durch Zeichen anzudeuten, so wie der Gesang durch Noten angedeutet wird. Sie beschreibt durch Zeichen den Weg, den jeder Tänzer nimmt (welches man die Figur oder die Touren nennt), die Glieder oder Theile dieses Weges, die zu jedem Tacte und jedem Tacttheile der Musik gehören, nämlich, was in jeder Zeit und auf jeder Note geschieht, die Stellung der Füße, der Arme und des Leibes, die Bewegungen ohne Fortrücken und die Bewegungen mit Fortrücken oder die Schritte. Dabei wird auch die Geschwindigkeit für jede Bewegung angemerkt, wodurch das Ganze dem Tanzkundigen eben so verständlich wird, wie ein Musikstück dem Tonkünstler. Die ganze Kunst ist eine Erfindung der neuern Zeit.

Chorherr, s. Stift.

Choriambe, s. Rhythmus.

Chorographie, die Beschreibung einer einzelnen Gegend. Desgleichen auch die Kunst, Provinzialcharten zu zeichnen.

Chouans. Unter dieser Benennung hat man oft im Allgemeinen im französischen Revolutionskriege die Aufrührer begriffen, welche die französischen republicanischen Armeen am rechten und linken Ufer der Loire bekämpften; eigentlich aber führten diesen Namen nur die königlich gesinnten Bewohner der Departements, welche am rechten Ufer der Loire liegen, und das ehemalige Bretagne, Anjou und Maine ausmachen. Die Fläche Landes, wo hauptsächlich der Kriegsschauplatz eröffnet war, bildet beinahe ein Viereck, wovon die Städte Nantes, Angers, Mayenne und Rennes die Winkel sind, aber die Streifereien erstreckten sich bisweilen noch weiter längs der Küste hin, bis zu der Stadt Orient. Ueber den Ursprung der Benennung Chouans ist man nicht ganz einig. Einige leiten sie von dem Namen der Söhne eines Schmiedes ab, welche in jenen Gegenden zuerst Aufruhr gepredigt, und die Fackel des Bürgerkriegs entzündet haben sollen. Andere wollen den ersten Grund derselben in der fehlerhaften Aussprache des französischen Wortes chat-huant (Nachteule) finden. Nach Angabe der letztern soll eine Gesellschaft von Schleichhändlern, welche vor der Revolution ein ansehnliches Gewerbe mit heimlicher Ausfuhr des Salzes aus der Bretagne in die benachbarten Provinzen trieb, sich an den nachgeahmten Tönen der Nachteule unter einander erkannt haben, um sich gegenseitig zu Hülfe zu kommen, wenn etwa eins ihrer Mitglieder das Unglück hatte, einem Spion der ehemaligen General-

pächter in die Hände zu fallen. Durch die Revolution wurde das Handwerk dieser Leute, welche größtentheils keine andere Beschäftigung kannten, überflüssig. Da sie einmal an ein herumstreifendes Leben gewöhnt waren, durchzogen sie das Land und wurden Räuber; mehreres Gesindel gesellte sich zu ihnen und so wuchs ihr Haufe. Anfänglich war Mord und Plünderung ihre Hauptabsicht; nachher aber schlossen sie sich an die Vendéer an, um mit diesen für Religion und Königthum zu kämpfen und theilten deren Schicksal. (S. Vendée.) — Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. sind verschiedene ehemalige Chouanchefs für ihre einst bewiesene Anhänglichkeit an die Bourbons und den König ehrenvoll ausgezeichnet worden.

Chrisam, eigentlich chrisma, das Weihöl, oder heilige Salböl, das am grünen Donnerstage von einem catholischen Bischofe bereitet, und bei der Taufe, Firmelung, Priesterweihe und letzten Oelung gebraucht wird.

Christ (Joseph Anton), einer der würdigsten Veteranen unter Deutschlands Schauspielern, ist in Wien 1744 geboren. Sein Vater war Consistorial-Archivar. Er studirte bei den Jesuiten, ging nachher unter das Militär und machte im Husarenregiment Bettlem einen Theil des siebenjährigen Krieges mit. Nach dem Kriege trat er in Civildienste, heirathete heimlich ein Fräulein Peixoto de Costa, entfloh mit ihr von Wien, ging nach Salzburg und engagirte sich hier unter einem angenommenen Namen bei der Ilgnerschen Truppe. Er hatte von da in seiner langen theatralischen Laufbahn vielerlei Engagements in Klagenfurt (wo er sich insbesondere zum Tänzer ausbildete), in Wien, Prag (wo er den Regisseur Berg op Zoomer in der Garderobe bei einem Wortwechsel gefährlich mit dem Degen verwundete, hierüber arretirt wurde und viele Unannehmlichkeiten hatte), Braunschweig und (1774, unter dem alten Döbbelin, den er von Braunschweig über Magdeburg und Leipzig begleitet hatte) in Dresden. Seiler wurde bei dem neu zu ertheilenden Privilegio Döbbelin vorgezogen. Alle Schauspieler von Döbbelins Truppe verließen ihn nun, und folgten der neu aufgehenden Sonne. Nur Christ hielt ehrlich bei ihm aus, und ging mit ihm nach Berlin. 1778 ging Christ zu Schröder und 1779 zu Bondini nach Dresden, wo er nun eine Reihe von Jahren das Publicum durch seine trefflichen Darstellungen erfreute. Im J. .... bewogen ihn bessere pecuniäre Verhältnisse, einem Rufe nach Petersburg zu folgen. Da er aber auf die Dauer nicht gefiel, ging er bald nach Riga, wo er seine Frau verlor und sich nach einigen Jahren zum zweiten Male mit einer Witwe Blanck verheirathete. Aus dieser Ehe entsprang eine der liebenswürdigsten deutschen Schauspielerinnen, die verehelichte Frau Schirmer, eine der Zierden des königl. sächsischen Hoftheaters. Riga vertauschte Christ nach fünfjährigem Aufenthalte mit Mainz und kehrte 1793 zum dritten Male nach Dresden zu Franz Seconda zurück, wo er, von allen Freunden der Kunst geehrt und geachtet, noch gegenwärtig (1820) in einem hohen Alter lebt, und zu Zeiten auch noch die Bühne betritt. Christ's musterhafter Anstand, sein tiefes Gefühl, seine Kenntniß der Bühne, die künstlerische Berechnung des Zuviel oder Zuwenig in allen seinen Leistungen und überhaupt jenes Gediegene, das die Schauspieler aus der alten Schule (von Seiler, Eckhof und Schröder) auszeichnet, weisen ihm für alle Zeiten einen ausgezeichneten Rang unter den ersten deutschen Schauspielern an. Er hat mehrere Rollen, wie es die Franzosen nennen,

erschaffen (créés) und unter diesen mag in seiner guten Zeit Riaut in Lessings Minna von Barnhelm wohl wieder die bedeutendste gewesen sein. — Sein Leben als Mensch war zu allen Zeiten lobenswerth.

Christenthum nennt man im objectiven Sinne den Inbegriff der Lehren, Gebräuche und kirchlichen Einrichtungen, durch welche die von Jesu Christo ausgegangene Religion in das Leben der Völker eingeführt, allmählig entwickelt und in beständiger Wirksamkeit erhalten worden ist, im subjectiven Sinne aber das eigenthümliche Gepräge, das diese Religion den Ansichten, Gefühlen, Gesinnungen und Sitten der ihr ergebenen Menschen, d. h. der Christen aufgedrückt hat. Die Wechselwirkung der Thatsachen, auf denen dieser zwiefache Begriff des Christenthums beruht, ist so durchgreifend und mächtig, daß es nicht befremden kann, wenn der Sprachgebrauch hier Objectives und Subjectives vermengt, und eine durch den gleich anzuführenden Versuch hinlänglich charakterisirte Religionsphilosophie sogar versuchte, jenes, das der Kirche doch das Ursprüngliche und unter göttlicher Beglaubigung Ueberlieferte ist, aus diesem, freilich dem eigentlich lebendigen und wirklichen Christenthume der Gegenwart, neu zu construiren und zu restauriren. Das Christenthum, wie es eben geworden ist und jetzt in den Gemüthern lebt, erhielt unter dem Einflusse der Priesterschaft, der Nationalität, des Zeitgeistes und tausendfacher Reibungen mit Staat und Wissenschaft eine Menge unreiner Beisätze, die man erst ausscheiden müßte, um zu erfahren, was es sein soll. Dazu könnte man nun nicht sicherer kommen, als wenn man auf dem Wege der historischen Untersuchung die Religion, welche Jesus selbst hatte, in seinem Leben darstellte und der Welt geben wollte, d. i. die ursprüngliche Norm, das ideale Christenthum ausmittelte, würde nur dabei die Gefahr, den eignen Geist und Sinn, den man zu diesem Geschäfte mitbringt, in die Auslegung der allerdings nicht vollständigen und mannichfaltigen Verständniß blosgegebenen Urkunden der Entstehungsgeschichte des Christenthums hineinzutragen und ergänzend die Resultate zu verfälschen, durch fromme Demuth und unbefangene Wahrheitsliebe abgewendet. Aber diese Aufgabe zu lösen, ist selbst den redlichsten Forschern bis jetzt nicht völlig gelungen und auch unter den, weniger durch Confessions- und Sectengeist, als durch die Verschiedenheit der wissenschaftlichen Methoden und philosophischen Grundsätze getrennten, christlichen Theologen unserer Zeit noch streitig, auf welcher Basis der, übrigens immer einstimmiger anerkannte, einfache Inhalt der Religion Jesu beruhe. (Vergl. d. Art. Religion, Offenbarung, Rationalismus und Supernaturalismus.) Dieser stellt sich durch seine Wirkung auf die weit von einander abweichenden geistigen Richtungen und Eigenthümlichkeiten der Völker, die das Christenthum zuerst empfingen, als universelle, der ganzen Menschheit zusagende Wahrheit und Alles einigende göttliche Kraft dar. Die Juden hatten im Glauben an einen lebendigen Gott und Schöpfer aller Dinge das Princip der Religiosität festgehalten, die Griechen gründliche, im Leben brauchbare Wissenschaft angebaut, die Römer Grundsätze des Rechts und der Staatsverfassung aufgestellt und durch Erfahrung erprobt. Diese zerstreuten, in ihrer isolirten Wirksamkeit zur wahren Beglückung und sittlichen Vollendung des geselligen und individuellen Lebens der Menschen unzulänglichen Elemente der Cultur läuterte, ergänzte und verband das Christenthum durch das Gesetz einer reinen Humanität,

dessen höchster Zweck, die Menschen gut und selig zu machen, wie Gott ist, in der von Christo angekündigten und verwirklichten Idee eines göttlichen Reiches auf Erden alle Mittel zu seiner Ausführung findet. Seine Religion brachte, was jenen Völkern fehlte, in die griechische Wissenschaft religiösen Gehalt, in die römische Legalität sittliche Würde, in die jüdische Frömmigkeit, Freiheit und Licht, und indem sie die Scheidewände des Particularismus durch das Gebot einer allgemeinen Bruderliebe niederwarf, erhob sie den engherzigen Nationalgeist zum Weltbürgersinn. So fanden die Bestrebungen des Bildungsganges der alten Welt im Christenthume ihren höheren Wirkungspunct und zugleich den Antrieb, gemeinnütziger zu machen, was Geheimthuerei und Kastengeist der Menge sonst vorenthielt. Die höchsten Ideen, die wichtigsten Wahrheiten und Rechte, die reinsten Gesetze des sittlichen Lebens führte es allen Geschlechtern (s. d. Art. Frauen) und Ständen zu, die Möglichkeit einer vollkommnen Tugend bewies es durch das Beispiel seines Stifters, den Frieden der Welt begründete es durch das Wort von der Versöhnung der Menschen mit Gott und untereinander, und, ihre innigste Neigung auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, den gekreuzigten, auferstandenen und verherrlichten Mittler zwischen Himmel und Erde richtend, lehrte es sie den gerechten und wohlthätigen Zusammenhang des Lebens nach dem Tode mit dem gegenwärtigen erkennen. Die Geschichte Jesu und der Vorbereitungen Gottes auf seine Sendung war der Stoff, aus dem sich unter den Christen die Ahnung dieses Inhalts und dieser Bedeutung ihrer Religion entwickelte. In Jerusalem entstand bald nach dem Tode Jesu die erste Gemeine, eine andere zu Antiochien in Syrien brachte den Namen Christianer oder Christen auf, die Reisen der Apostel und der Verkehr mit den jüdischen Colonien in allen Gegenden des römischen Reichs verbreiteten das Christenthum; Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland, die Inseln des Mittelmeeres, Italien und die Nordküste von Afrika wurden schon im ersten Jahrhunderte Sitze christlicher Gemeinen. Einfach und ihrem beschränkten Zustande angemessen bildeten sie ihr kirchliches Leben, im Wechsel mannichfaltiger Bedrückungen erstarkten sie. (Vergl. d. Art. Christenthum und Verfolgungen.) Am Ende des zweiten Jahrhunderts waren in allen Provinzen, am Ende des dritten fast die Hälfte der Bewohner des römischen Reichs und in vielen angrenzenden Ländern Christen. Das Streben nach Einheit des Glaubens (s. Orthodoxie) und die Kirchenverfassung veranlaßte unzählige Reibungen mit Andersdenkenden, Irrlehrern und Ketzern (vergl. d. Art. Ketzer und den Umriß der Ketzergeschichte im Art. Secten), und führte zur Organisation jener anmaßenden Hierarchie, von der das gestürzte Judenthum ein für die ersten Christen so drückendes Beispiel gegeben hatte. Nachdem nun im zweiten Decennium des vierten Jahrhunderts durch die Edicte Constantins des Großen den Christen erst Duldung und bald darauf das Uebergewicht im römischen Reiche eingeräumt worden war, übten die Bischöfe ihre Macht als Gesetzgeber des Glaubens auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung (s. Nicäa) 325 durch Aufstellung eines für alle Christen bindenden Glaubensbekenntnisses aus. Auf diese Grundlage haben die späteren Concilien (s. d. Art.) mit Hülfe der Schriftsteller, welche die Kirche als ihre Väter und Lehrer ehrt (s. d. Art. Kirchenväter und die Art. Hieronymus, Ambrosius, Augustinus u. a. m.), das Gebäude des orthodoxen

Lehrbegriffs aufgeführt, während die Obern der in Priester verwandelten und als ein privilegirter heiliger Stand (s. Clerus, Geistlichkeit, Priester) über die Laien erhobenen Geistlichen, theils durch den immer weiter um sich greifenden Einfluß der ihnen übertragenen Kirchenzucht, theils durch die von ihnen in Umlauf gesetzte Meinung besonderer, nur auf sie vererbten Ueberlieferungen aus dem Munde der Apostel (s. Tradition), die ihnen anfangs aus Liebe und Dankbarkeit bewilligten und von ihnen folgerecht erweiterten Vorrechte vor allen andern Christen zu sanctioniren und sich allmählig zu Herren der Kirche zu machen wußten (s. Bischöfe, Patriarchen, Papstthum, Hierarchie). Dabei unterstützte sie nicht weniger die durch Julians Regierung und vorübergehende Launen seiner Nachfolger ohne großen Nachtheil unterbrochene Begünstigung von Seiten der Kaiser (s. besonders Theodosius den Großen), als die vermehrte Pracht und Mannichfaltigkeit der Ceremonien des Gottesdienstes (s. Messe, Heilige, Reliquien, Bilderstürmer), der beim Sinken der classischen Geistesbildung wachsende Aberglaube der ohnehin unwissenden Völker und das unter seinem Schatten glücklich gedeihende Mönchswesen (s. Mönchswesen und Klöster). In dieser mehr den Sinn als den Geist ansprechenden Gestalt kam das schon seit dem vierten Jahrhundert unter den Gothen bekannte Christenthum zu den übrigen germanischen Völkern im Westen und Norden von Europa und wußte die rohen Krieger, die auf den Trümmern des weströmischen Kaiserthums neue Reiche gründeten, durch die Macht des Glaubens im 7. und 8. Jahrhunderte allmählig unter seine Herrschaft zu bringen, während es sein Gebiet in Asien und Afrika an die Saracenen verlor, unter deren Bedrückungen Hunderttausende schwacher Christen zum Muhamedanismus übergingen und fast nur die von der orthodoxen Kirche verstoßenen ketzerischen Parteien im Orient (s. Jacobiten, Kopten, Armenier, Maroniten, Nestorianer) sich behaupteten. Bei diesem Wechsel der Dinge, der in Europa nur Spanien und Sicilien traf, gewann das nun immer planmäßiger zur geistlichen Obergewalt über das Abendland vordringende römische Papstthum (s. d. Art. und Gregor VII.) im Norden und bald auch im Osten dieses Welttheils durch die Bekehrung der slavischen und scandinavischen Völker (vom 10. bis ins 12. Jahrhundert) mehr, als ihm anderwärts entrissen werden konnte. Denn jene Eroberungen der Muhamedaner hatten hauptsächlich das Gebiet über schon seit dem 5. Jahrhundert mit der occidentalischen und dem römischen Stuhle ergebenen (lateinischen) Kirche nicht mehr einigen und allmählig ganz von ihr abweichenden orientalischen Kirche (s. Griechische Kirche) verheert und diese erhielt erst im 10. Jahrhundert durch die Bekehrung der Russen neue Anhänger, die jetzt ihre mächtigste Stütze sind; die Kreuzfahrer aber, die bald religiöse Begeisterung, bald Sucht nach Gewinn und Abenteuern 1096 bis 1250 zur Eroberung des heiligen Grabes trieb, erwarben ihr neues Königreich Jerusalem nicht dem griechischen Kaiser, sondern sich und dem Papste (s. Kreuzzüge). Die Verwirrung, die dieses endlich doch wieder vereitelte Unternehmen in die bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten der Occidentalen brachte, bot der Kirche günstige Gelegenheit, ihre Besitzungen zu vermehren, und dem römischen Stuhle Spielraum zur Befestigung seiner Universalmonarchie dar. Aber ganz wider die Absicht und Erwartung der Kirchenfürsten kamen dabei durch den vielseitigen Verkehr der Völker

und durch die heimkehrenden Kreuzfahrer Reste alter Ketzereien (s. Manichäer, Paulicianer) in das Abendland und überhaupt neue, freiere Ideen in Umlauf, welche theils der philosophische Prüfungsgeist einiger Jünger der Scholastik (s. Abälard, Arnold von Brescia), theils der unter Adel und Volk gährende Unwille über die Unchristlichkeit der Cleriker zum Zündstoff einer in allerlei Verbrüderungen und Secten zusammentretenden Opposition gegen das ganze römische Kirchenthum machte (s. Katharer, Albigenser, Waldenser). Die Stiftung und Vervielfältigung neuer geistlicher Orden (s. d. Art.), besonders der Franciscaner und Dominicaner, zur Verwaltung der von den Weltpriestern vernachlässigten Seelsorge und Volksbelehrung konnte dem Uebel nicht abhelfen, weil sie im Ganzen mehr für die Kirche und das Papstthum, als gegen Aberglauben und Unwissenheit thätig waren, und kühne Gedanken, die ihrer Ueberredung nicht weichen wollten, ließen sich noch weniger durch die mit Feuer und Schwert bewaffnete Gewalt der Inquisition (s. d. Art.) aus den Seelen reißen. Die große Verschiedenheit der christlichen Religion, wie sie damals gelehrt und geübt wurde, von der Religion Jesu Christi, das Mißverständniß dessen, was die Kirche gab, mit den religiösen Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens war einmal theils durch das Erfassen des Geistes Jesu selbst aus der Bibel, die trotz aller Verbote und Schwierigkeiten schon damals hier und da im Verborgenen wißbegierige Leser fand, theils durch die freimüthige Beredsamkeit einzelner Lehrer und Sectenhäupter Vielen klar geworden; auch kirchliche Ordensgesellschaften sehnten sich, einen eigenen Weg zu gehen (s. Tempelherren, Franciscaner), der Zorn beleidigter Fürsten vergaß den Dank für die Verdienste des Papstthums um die Civilisation der Völker in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, und die Päpste selbst sorgten zu wenig, die Unsittlichkeit ihres Hofes und der Clerisei abzustellen, oder vor den Augen der Welt zu verbergen, ja sie gaben ihr das Aergerniß einer Spaltung (s. Schisma, Papstthum), welche die Achtung der seit 1378 über 30 Jahre unter zwei Gegenpäpsten getheilten lateinischen Christenheit gegen ihr Oberhaupt nicht vermehren und nur durch die ihrer Macht sehr ungünstigen Beschlüsse des Conciliums zu Costnitz 1414 — 1418 beigelegt werden konnte. Hatten die Lehren des Engländers Wiklef (s. d. Art.) schon vorher neue Gegner des Papismus geweckt und vereinigt, so schlug nun die Empörung der Anhänger des wegen ähnlicher Lehren zu Costnitz verbrannten böhmischen Reformators (s. Huß, Hussiten) in vollen Flammen aus und nöthigte dem Concilium zu Basel (1431 bis 1443) Verwilligungen (Compactaten) ab, die, standhaft behauptet, den Freunden der zu Basel nur vorgeschlagenen, doch nicht durchgesetzten Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zeigten, was eine eben so entschlossene und durch Vereinigung mehrerer Völker nachdrücklichere Bekämpfung der in der römischen Kirche eingerissenen Mißbräuche ausrichten würde. Wie nun seitdem die Sehnsucht nach einer Wiederherstellung des ursprünglichen Christenthums der 1517 begonnenen Reformation vorgearbeitet, wie diese Fortgang gewonnen, und was sie geleistet, welche Folgen für die höchsten Angelegenheiten der Menschheit sie nach sich gezogen und auf welchen Standpunct der von ihr aufgeregte Geist das Christenthum gebracht habe, ist im Art. Reformation und den darin angeführten verwandten Artikeln dargelegt. Daß durch diesen gewaltigen Umschwung der Ideen und kirchlichen Verhältnisse jene Sehnsucht schon ganz befriedigt und ein Chri-

stenthum, das dem Geiste seines Stifters vollkommen entspräche, in Lehre und Leben dargestellt worden sei, behaupten die eifrigsten Protestanten eben so wenig, als umsichtige Catholiken die Nothwendigkeit einer solchen Restauration und das große Verdienst des Protestantismus um dieselbe und folglich auch um die Verbesserung der alten Kirche abläugnen mögen (vergl. Trident, Catholicismus, Protestantismus). Sehr mannichfaltig sind die Gestalten, in denen das Christenthum unserer Tage erscheint. Die südlichen Völker beweisen, wie leicht diese Religion sich nationalisirt, wie viel sie aber auch unter dem Einflusse einer überwiegenden Sinnlichkeit und Herrschaft der Phantasie von der einfachen Größe, sittlichen Kraft und reinen Geistigkeit ihres ursprünglichen Charakters verliert; den nördlichen Völkern nahm der Protestantismus die meisten, wenn auch nicht alle, Lasten ab, mit denen die Uebermacht der irdischen Natur den Geist der Religion niederdrückt; das christliche Europa trägt in seinem gegenwärtigen, von manchen der Religion ganz fremden Einflüssen bedingten sittlichen und politischen Leben immer noch das Gepräge der Erziehung, die es dem Christenthum verdankt (s. Bildung) und hat diese Form auch seinen Colonien in entfernten Welttheilen aufgedrückt, unter denen allein das republicanische Nordamerika sich zu einer in ihrer Art einzigen Unabhängigkeit von jedem Sectengeiste und allgemeinen Freiheit aller Bekenntnisse zu erheben wußte. Suchen wir aber das Christenthum, wie es in Christo selbst lebte und wirkte, unter unsern Zeitgenossen auf, so finden wir es bei keinem Volke und in keiner Religionspartei rein und unentstellt wieder, sondern nehmen seine Züge nur in dem Wandel der wenigen Erleuchteten und Frommen aus allerlei Volk wahr, welche Christum lieben und von seinem Geiste durchdrungen sind. E.

Christian II., König von Dänemark, war zu Copenhagen den 2. Juli 1481 geboren. Seine Geburt war, wie man sagt, von unglücklichen Zeichen begleitet; aber die nachlässige Erziehung, die er erhielt, ließ mit mehr Sicherheit voraussehen, daß er den Platz, für den er bestimmt war, schlecht ausfüllen würde. Als Jüngling beging er vermöge seines heftigen Charakters die äußersten Ausschweifungen. Der König Johann, sein Vater, der endlich davon hörte, strafte ihn streng, aber vergeblich. Als er 1507 nach Bergen berufen wurde, um einige aufrührerische Bewegungen zu ersticken, faßte er eine heftige Leidenschaft für eine junge Holländerin, Namens Dyveke, deren Mutter ein Gasthaus hatte. Dyveke ward die Geliebte Christians, der ihr und besonders ihrer Mutter eine unbeschränkte Herrschaft über seinen Geist einräumte. Er befand sich unter dem Titel eines Vicekönigs in Norwegen, bis die wankende Gesundheit seines Vaters ihn nach Copenhagen zurückrief. Als er den Thron bestieg, schwur er, die Privilegien beider Reiche aufrecht zu erhalten. Man suchte ihn in auswärtige Kriege zu verwickeln, allein er versagte seine Theilnahme, um zunächst seine Macht zu befestigen. Er ließ sich zu Copenhagen, dann in Norwegen krönen, und vermählte sich aus Politik im J. 1515 mit Carls V. Schwester, Isabelle. Darauf machte er Heinrich VIII. ernstliche Vorstellungen über die Seeräubereien der Engländer, erneuerte die Verträge mit dem Großherzog von Moskau und bemühte sich, den Hanseestädten den Handel zu entreißen. Die Hoffnungen, welche dies Verfahren bei seinen Unterthanen erweckte, wurden bald durch die fürchterlichen Scenen vernichtet, zu welchen der Tod der Dyveke Anlaß gab. Man klagte die Verwandten von Torbern Ore, Gouverneur des Schlosses von Copenhagen, an, sie vergiftet zu haben. Ore ge-

stand eine frühere Liebe für sie ein; der König ließ ihn enthaupten. Andere Hinrichtungen verbreiteten Schrecken im ganzen Reiche. In allen wichtigen Städten wurden Galgen erbaut; besonders richtete Christian seine Wuth gegen den Adel. Im J. 1516 kam ein päpstlicher Legat im Norden an, um Ablaß zu predigen. Christian nahm ihn auf, in der Hoffnung, daß er ihm in Schweden, nach dessen Krone er strebte, nützlich sein könne. Die Schweden waren in mehrere Parteien getheilt. Gustav Trolle, Erzbischof von Upsala, ein geschworner Feind von Stenon Sture, Administrator des Königreichs, hatte sich heimlich mit Christian verbunden; aber die schwedischen Stände nahmen Sture in Schutz, setzten Trolle ab, und ließen sein Schloß schleifen. Der Nuntius, der unter diesen Umständen nach Schweden kam, ließ sich von Sture gewinnen, entdeckte ihm die Plane Christians und rechtfertigte beim Papste die Schweden gegen Trolle. Endlich begab sich Christian im J. 1518 selbst nach Stockholm, um mit dem Administrator eine Zusammenkunft zu haben. Zur Sicherheit wurden ihm sechs Geiseln aus den ersten Familien übergeben. Als diese Geiseln, unter denen sich Gustav Wasa befand, auf der dänischen Flotte angekommen waren, behandelte der treulose Monarch sie als Gefangene, und reisete nach Dänemark zurück. Im J. 1520 erschien Christian mitten im Winter an der Spitze einer Armee in Schweden. Die Schweden wurden bei Bogesund am 19. Jan. geschlagen und Sture tödtlich verwundet. Die Dänen verfolgten ihren Vortheil. Trolle präsidirte mit allen Zeichen seiner Würde in der Versammlung der Reichsstände zu Upsala und trug darauf an, Christian als König anzuerkennen. Wiewohl viele der Union abgeneigt waren, so mußten sie doch der Nothwendigkeit nachgeben und dieselbe annehmen. Eine allgemeine Amnestie wurde proclamirt, jeder eilte, sie zu benutzen. Die Hauptstadt, wohin die Wittwe des Administrators sich zurückgezogen hatte, leistete einigen Widerstand. Sobald das Meer offen war, erschien Christian mit seiner Flotte vor Stockholm, das sich ihm nicht ergab. Er sah mit Kummer den Sommer verfließen; seine Vorräthe wurden erschöpft, seine Truppen murrten. Er entschloß sich endlich, schwedische Unterhändler an die Einwohner abzuschicken. Seine Versprechungen und die Hungersnoth bewirkten, was die Gewalt der Waffen nicht bewirkt hatte; man öffnete ihm die Thore. Christian versprach, Schweden seine Freiheit zu erhalten, und des Vergangenen nicht zu gedenken. Der 2. Nov. wurde zur Krönung bestimmt; auf dieselbe Zeit wurden die Reichsstände berufen. Christian fand sich zu Ende Octobers in Stockholm ein, verlangte von den Bischöfen und Senatoren eine Acte, die ihn als erblichen König anerkannte, und ließ sich zwei Tage nachher durch Trolle krönen. Zu Reichsräthen ernannte er nur Ausländer, und erklärte, daß er darum diese Würde keinem Schweden ertheile, weil er das Land durch die Gewalt der Waffen erobert habe. Trotz der allgemeinen Bestürzung ordnete er Feste an, während welcher er die Menge zu gewinnen wußte. Er sann darauf, das königliche Ansehen in Schweden zu befestigen, und beschloß, diese Absicht durch Vernichtung der ersten Familien zu erreichen. Nur über die Mittel waren seine Rathgeber verschiedener Meinung. Endlich erinnerte Slaghoek, des Königs Beichtvater, der früher in Westphalen Barbier gewesen war, an den gegen die Feinde Trolle's geschleuderten Bann und fügte hinzu, daß wenn auch der König als Fürst das Vergangene vergesse, er doch als Vollzieher der Befehle des Papstes die Ketzer ausrotten müsse. Dem gemäß foderte Trolle die

Bestrafung der Ketzer; der König ernannte eine Comission, vor welcher die Angeklagten erschienen. Unter ihnen war auch Christine, die Wittwe des Administrators. Als sie, um ihres Gemahls Andenken zu rechtfertigen, das 1517 vom Senat gegebene Decret vorzeigte, bemächtigte sich Christian desselben und machte seine Proscriptionsliste daraus. Die Angeklagten wurden verhaftet und für schuldig erklärt. Sogleich besteigt der König ihre Hinrichtung, und 94 Schlachtopfer fallen in seiner Gegenwart unter dem Beile des Henkers. Diese Blutscenen dauerten sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen fort; Christian rechtfertigte sich durch die öffentliche Erklärung, daß sie für die Ruhe des Staats nothwendig wären. Bald darauf kehrte er nach Dänemark zurück; der Schrecken folgte seinen Schritten. Blutströme bezeichneten seinen Weg; sechshundert Personen hatte er in Schweden geopfert, und da er dennoch diese Maßregeln für unzureichend hielt, legte er in alle Städte zahlreiche Garnisonen. Kaum war er nach Dänemark zurück, als er dort ebenfalls seine Grausamkeit zeigte. Er machte eine Reise nach den Niederlanden, um Carl V., welcher dort war, um Hülfe gegen den Herzog von Holstein, mit dem er in Streit gerathen, und gegen die Lübecker, die stets zu Schwedens Beistand bereit waren, zu bitten. Bei seiner Rückkehr nach Copenhagen war ganz Schweden unter den Waffen. Slaghoels Tyrannei hatte einen allgemeinen Aufstand erregt; Christian rief ihn zurück, gab ihm das Erzbisthum von Lund, ließ ihn aber bald darauf lebendig verbrennen, um den Papst zu besänftigen, der einen Legaten nach Dänemark geschickt hatte, um über die Bischöfe, welche zu Stockholm waren ermordet worden, Nachforschungen anzustellen. Um den Papst ganz zu versöhnen, änderte er in den Gesetzen Alles, was das Lutherthum begünstigte, für das er viel Neigung gezeigt hatte. Indeß aber war Gustav Wasa der Gefangenschaft entflohen und hatte das Panier gegen die Dänen erhoben. Bald erfuhr Christian, daß die zu Wadstena versammelten Reichsstände ihn der Krone für verlustig erklärt hatten. Norby verhinderte zwar, daß Stockholm nicht in die Gewalt der Insurgenten fiel; aber die Garnison empörte sich wegen Mangels an Bezahlung. Christian, dessen Wuth aufs höchste stieg, befahl den dänischen Befehlshabern, alle Rebellen, deren sie sich bemächtigen könnten, hinrichten zu lassen; aber diese Maßregel vollendete nur seinen Sturz. Norby hielt noch Stockholm, Calmar und Abo, drei Orte, welche für die Schlüssel des Reichs galten, besetzt; aber bald ward er von den Lübeckern beunruhigt. Diese versuchten sogar einen Angriff auf die Küsten Dänemarks. Um an ihnen Rache zu nehmen, trat er mit dem Herzog von Holstein in Unterhandlungen, welche sich aber durch sein empörendes Betragen zerschlugen. Inzwischen publicirt er zwei Gesetzbücher, durch deren Verordnungen einer Seits die Geistlichen beschränkt, anderer Seits der Bauernstand gehoben wurde. Diese allerdings weisen und menschlichen Maßregeln waren mit andern vermengt, die allgemeinen Unwillen erregen mußten. Man murrte einstimmig über die Verschlechterung des Geldes und über die unerträgliche Last der Taxen. Die jütländischen Bischöfe und Senatoren, unterrichtet von den Gesinnungen des Volks, entwarfen zuerst den Plan, gegen den König aufzustehen. Zu Ende des J. 1522 erklärten sie ihren Unterthaneneid für nichtig, Christian seiner Rechte für verlustig, und boten die Krone dem Herzog von Holstein, Friedrich, an. Der König, der Verdacht geschöpft hatte, berief den jütländischen Adel nach Callundborg in Seeland, und da sich Niemand

einfand, von neuem auf den 25. Jan. 1523 nach Aarhuus in Jütland, wohin er sich selbst begab. Seine Ankunft zwang die Verschwornen, die Ausführung ihrer Plane zu beschleunigen. Sie versammelten sich in Viborg, und faßten daselbst zwei Urkunden ab, in deren einer sie den König absetzten und in der andern Friedrich aufforderten, vom Throne Besitz zu nehmen. Bald hörte Christian, daß die Jütländer die Waffen ergriffen und daß Friedrich, die Krone annehmend, ihnen ein bedeutendes Hülfscorps versprochen habe. Dagegen gelobten ihm Fühnen, Seeland und Schonen Treue. Der Bürgerkrieg war im Begriff auszubrechen, als Christian seine eigene Sache aufgab. Er verließ im April 1523 Dänemark, indem er die Königin, seine Kinder, seine Kostbarkeiten und die Reichsarchive mit sich auf die Flotte nahm. Ein Sturm zerstreute seine Schiffe, warf ihn auf die norwegische Küste, und erst nach den größten Gefahren erreichte er Veere auf Seeland. Carl V. begnügte sich, sowohl Friedrich als dem jütländischen Adel und der Stadt Lübeck zu verbieten, gegen Christian zu handeln. Dieser rüstete indeß ein Heer und eine Flotte aus, und machte 1531 zu Opslo in Norwegen einen Generalpardon bekannt. Aber seine Truppen, die gegen die Schweden Vortheile erfochten hatten, erlitten neue Verluste. Angegriffen in seinem Lager durch die dänische und hanseatische Flotte, zog er sich in die Stadt zurück; seine Schiffe wurden ein Raub der Flammen, Aller Hülfsquellen beraubt, machte er den dänischen Generalen Vergleichsvorschläge, welche ihm endlich ein sicheres Geleit ausstellten, damit er sich auf der dänischen Flotte nach Copenhagen zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Friedrich begeben könne. Im Juli 1532 kam er vor Copenhagen an. Allein Friedrich verwarf den geschlossenen Vertrag und der Senat verfügte Christians Verhaftung. Demgemäß brachte man ihn auf das Schloß Soenderburg, auf der Insel Alsen. Hier verlebte er zwölf Jahre in der Gesellschaft eines Zwerges, und später eines alten Invaliden in einem Thurme, dessen Thür man vermauert hatte. Alles verließ ihn. Als 1543 Christian III. den Thron bestieg, wurde sein Schicksal vermöge eines Vertrags mit Carl V. gemildert. Er lebte von 1546 zu Callundborg von einer ihm angewiesenen Rente, und starb daselbst den 24. Januar 1559. Seine Gemahlin hatte standhaft bis an ihren Tod 1526 sein Unglück getheilt. Er hatte drei Kinder: Johann, der 1532 zu Regensburg, dreizehn Jahre alt, starb; Dorothea, mit der sich Friedrich, Churfürst von der Pfalz, und Christine, mit der sich Franz Sforza, Herzog von Mailand, und in zweiter Ehe Franz, Herzog von Lothringen, vermählte.

Christian VII., König von Dänemark, war den 29. Januar 1749 geboren und folgte seinem Vater, Friedrich V., am 13. Januar 1766. In demselben Jahre vermählte er sich mit Georgs III. von England Schwester, Caroline Mathilde. Nach seiner Krönung 1767 bereiste er Deutschland, Holland, England und Frankreich und kam mit Anfang des J. 1769 in seine Staaten zurück. Auf dieser Reise besuchte er die ausgezeichnetsten Gelehrten, die Akademien und literarischen Gesellschaften, ward zu Cambridge Doctor der Rechte, und hinterließ allenthalben den Ruf eines leutseligen und unterrichteten Fürsten. Anfangs stand der Graf J. H. G. von Bernstorf, der Friedrichs V. ganzes Vertrauen besessen hatte, an der Spitze der Geschäfte; aber 1770 nahm Struensee, sein Arzt, der eine unbeschränkte Gewalt über ihn hatte, diesen Posten ein. Die Neuerungen, die dieser Minister vornahm, erregten den Haß des Adels und die Unzufriedenheit des Mi-

litärs. Die verwitwete Königin (Julie Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel) hatte sich umsonst bemüht, Christian mit seiner Gemahlin zu entzweien, um sich der Leitung der Geschäfte zu bemächtigen. Man hat selbst behauptet, daß sie ihren Sohn Friedrich habe auf den Thron heben wollen. Indem sie Struensee's Unbesonnenheiten und einige Unüberlegtheiten der Königin benutzte, vereinigte sie sich mit einigen Mißvergnügten, und trat den 16. Januar 1772 nach einem Ball nebst dem Prinzen Friedrich und zwei andern Personen in das Zimmer des Königs, dem man vorstellte, daß die Königin und Struensee damit umgingen, ihn eine Entsetzungsacte unterzeichnen zu lassen, und daß er einer so dringenden Gefahr nur dadurch begegnen könne, daß er auf der Stelle einen Verhaftsbefehl gegen die Schuldigen ausstelle. Nur nach sehr dringenden Vorstellungen gab Christian nach. Seitdem war die Führung der Geschäfte in der Hand der Königin Julie und ihres Sohnes Friedrich. Der König, dem eine Geisteskrankheit oft den Gebrauch der Vernunft raubte, regierte nur noch dem Namen nach. Einige nützliche Maßregeln bezeichneten die Verwaltung Ove Guldbergs, Ministers der verwitweten Königin; aber im Ganzen fehlte dem Systeme Festigkeit. Man schloß 1773 mit Rußland einen Vertrag, der die Streitigkeiten endigte, welche die Zweige des Hauses Holstein seit lange trennten, und vermöge dessen das Herzogthum Holstein mit Dänemark vereinigt ward. Im J. 1784 trat der damalige Kronprinz und jetzige König an die Spitze der Regierung. Christian sah während des Restes seines Lebens Copenhagen 1795 von einer Feuersbrunst heimgesucht, und zweimal in den Jahren 1801 und 1807, von den Engländern angegriffen. Er kam nach der Einnahme seiner Hauptstadt durch die Engländer nicht wieder dahin zurück. Man hatte ihn nach Rendsburg ins Holsteinische gebracht, und hier starb er am 3. März 1808. Vor seiner unglücklichen Krankheit hatte Christian gute Gesinnungen und eine gewisse Lebhaftigkeit des Geistes gezeigt. Die Königin Caroline Mathilde hatte, nachdem man sie auf das Schloß Kronburg geführt, sich über ihre Verbindungen mit Struensee gerichtlich vernehmen lassen müssen. Sie begab sich später nach Zelle, wo sie vor Kummer im J. 1775 in einem Alter von 41½ Jahr starb. Christian hatte nur zwei Kinder, den jetzigen König Friedrich und die Prinzessin Augusta, vermählt mit dem Herzoge von Holstein-Augustenburg.

Christian Friedrich von Holstein, ältester Sohn des am 7. Dec. 1805 gestorbenen Erbprinzen Friedrichs (Halbbruders des Vaters des jetzigen Königs von Dänemark, Friedrich VI.), geboren den 18. Sept. 1786, ist gegenwärtig k. dän. General-Gouverneur von Fühnen und Inhaber eines Infant. Reg. Von seiner ersten Gemahlin, Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, von der er sich geschieden, hat er einen Sohn, Christian Friedr. Carl, geboren den 6. Oct. 1808. Den 22. Mai 1815 hat er sich wieder vermählt mit Caroline Amalie, des Herzogs von Holstein-Sonderburg-Augustenburg Tochter. Er wohnt zu Odensee oder auf Sorgenfrei bei Copenhagen, und machte 1819 eine Reise nach Italien. Dieser Fürst, der nächste Erbe der Krone Dänemarks, ward im J. 1813 Statthalter in Norwegen. Er trat diese Würde den 22. Mai an, als eine drückende Theuerung das Land ängstigte, weshalb er am 10. Juli den Beamten und Grundeigenthümern Beschränkung des Brot- und Mehlverbrauchs zur Pflicht machte. Noch größer war die Unruhe des Landes wegen seines politischen Schicksals. Rußland und Schweden unterhandelten nämlich, von England und Preußen unterstützt, mit Dänemark, das, mit Frankreich im Bunde, Krieg mit England führte, über die Ab-

tretung Norwegens; allein Dänemark wollte nicht einmal Drontheim abtreten, und König Friedrich VI. erklärte den 23. Apr.: daß er sich nie entschließen werde, Norwegen gegen die Provinzen, die an das Holsteinsche grenzten, umzutauschen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, und Dänemark schloß am 10. Juni einen engen Bund mit Frankreich, worauf es den 3. Sept. an Schweden, und den 22. Oct. an Rußland und Preußen den Krieg erklärte. Nun überzog der Kronprinz von Schweden an der Spitze der Nordarmee die dänischen Herzogthümer, und nöthigte Dänemark in dem Frieden von Kiel den 14. Jan. 1814, ganz Norwegen an Schweden abzutreten, wofür es schwedisch Pommern erhalten sollte. Als der Statthalter, Prinz Christian, den 28. Jan. einer Versammlung Normänner diesen Tractat vorlegte, so verwarfen sie ihn einmüthig, und nahmen das alte Recht ihrer frühern Selbstständigkeit in Anspruch. Vergebens sicherte ihnen der König von Schweden wiederholt eine freie Verfassung zu, mit größern politischen Rechten, als sie je unter Dänemark besessen: das normännische Volk erklärte sich mit Begeisterung für seine Unabhängigkeit, und Prinz Christian machte in Drontheim, der alten Hauptstadt des Nordens, den 19. Febr. in einer Erklärung an die Bischöfe, den Civilstand, das Heer und das Volk bekannt, daß Norwegen unabhängig sein wolle. Unterdessen waren schwedische Abgesandte in Christiana angekommen, um ihn zur Befolgung des Kieler Friedens aufzufordern; allein statt aller Antwort leistete der Prinz in der Kirche den Eid als Regent, und erließ den 13. März eine Kundmachung, daß Sieg oder Tod das Feldgeschrei des Normanen gegen Jeden sei, der seine Unabhängigkeit antasten würde. Zugleich versammelte er ein Heer von 12,000 Mann, und berief den 10. April einen Reichstag nach Eidvold, wo die Mehrzahl von 154 Stellvertretern des Volks den 17. Mai ein Grundgesetz für Norwegens Freiheit entwarf, und den Prinzen zum Erbkönige von Norwegen erklärte. Als solcher wurde er den 19. Mai 1814 unter dem Namen Christian I. ausgerufen. Er schickte jetzt Hrn. Carsten Anker nach London, um Englands Zustimmung zu erhalten; allein die britischen Minister machten die mit den Verbündeten abgeschlossenen Verträge gegen den Widerspruch der Opposition geltend, und verfügten den 29. April die Sperre der norwegischen Küsten. Auch Dänemark erklärte durch ein Abberufungspatent, Copenhagen den 18. April, alles in Norwegen Geschehene für ungültig, indem der Statthalter schon den 19. Jan. die Vollmacht erhalten, den Kieler Vertrag in Ansehung Norwegens zu vollziehen. Als dagegen die Normänner dänische Kriegsschiffe in Beschlag nahmen, so verbot ein k. dän. Patent vom 12. Mai allen Verkehr zwischen Dänemark und Norwegen. Unterdessen zog sich ein schwedisches Heer an der Grenze zusammen, und sechs schwedische Kriegsschiffe kreuzten an Norwegens Küste. Vergebens sandten Oesterreich (v. Steigentesch), Rußland (v. Orloff), Preußen (v. Matens), und England (Foster), im Julius als Bevollmächtigte nach Christiania, um den Prinzen Christian zum Nachgeben aufzufodern; König Friedrich VI. drohte ihm sogar mit Niedersetzung eines Gerichtshofes, das ihm das Erbfolgerecht auf Dänemark absprechen könnte. Sie kehrten im Anfange des August unverrichteter Sache von Christiana nach Copenhagen zurück. Der Kronprinz von Schweden rückte dann von Wennesberg her den 27. Juli mit 10,000 Mann gegen die Grenze vor; 13,000 Mann folgten, und 10,000 standen als Nachhalt. Der König von Schweden übernahm den Oberbefehl über die Flotte von 4 Linienschiffen, 3 Fregatten und 75 Kanonenböten, welche unter d

dmiral Puke den linken Flügel deckte, und die norwegische Flottille on 6 Briggs, 4 Schoonern und 36 Kanonenböten nöthigte, sich zurückuziehen. In Verbindung mit den Landtruppen unter Mörner bemächigte er sich einiger Inseln, besonders Krageroe, worauf die Festungen rederiksstadt und Kongsteen den 4. Aug., ohne Widerstand zu leisten, apitulirten. Unterdessen war auch der Feldmarschall Graf von Essen nit der zweiten Heerabtheilung seit dem 30. Juli durch die schlecht ertheidigten Grenzpässe gegen Kongswinger vorgerückt. Nach einem Gefechte bei Tistadalen am 1. Aug. verließen die Norweger die Stelung am Swinesund. Nun drangen die Schweden von allen Seiten n Norwegen ein, und besetzten das linke Ufer des Glommenflusses von Dustasund bis Frederiksstadt. Fast täglich schlug man sich mit großer Tapferkeit. Prinz Christian führte in den Gefechten bei Moß und Kongswinger in Person den Oberbefehl. Auch norwegische Jungrauen griffen zu den Waffen. Am bedeutendsten litten die Schweden m 3. Aug. bei Meilskog, doch erhielten sie Verstärkung und siegten m 6. August bei Scakenstadt. Sie rückten hierauf gegen den Brükenkopf von Langernäs am Glommen vor, wurden zwar am 9. Aug. urückgeschlagen, bemächtigten sich aber am 11. des wichtigen Postens ei Tweten, worauf sich Prinz Christian über den Glommen zurückog. Viele Soldaten gingen zu den Schweden über, um nicht zu erhungern. Zugleich wurden Frederikshald und Frederiksteen den 13. lug. beschossen, und der wohl entworfene Kriegsplan des Kronprinzen war in seiner Ausführung schon so weit gediehen, daß die Schweden uf der einen Seite über den Glommen gehen und Christiania einehmen, auf der andern aber nach Karlshoved und Moß vordringen onnten, wodurch die Armee des Prinzen Christian im Rücken, an den Seiten und von vorn angegriffen, bei der schwedischen Ueberlegenheit ur See aber mittelst einer Landung auf dem rechten Flügel umgangen worden wäre. In dieser Lage entschloß sich Prinz Christian zu em Waffenstillstande von Moß den 14. Aug., wodurch Frederikshald nit Frederiksteen den Schweden übergeben, und das norwegische Heer, as an Allem Mangel litt, aufgelöset wurde. Auch genehmigte r, daß ein Storthing gehalten werden sollte, und Schweden verprach, die zu Eidsvold entworfene Verfassung anzunehmen, bis auf ie durch die Vereinigung Norwegens mit Schweden nothwendigen Abnderungen. Hierauf erklärte Prinz Christian den 16. Aug. zu Moß, aß er und warum er die norwegische Königskrone niederlege. Das Volk in Christiania gerieth in unruhige Bewegung. Man schrie über Verrätherei; allein bald fugte sich Alles in die neue Ordnung. Prinz Christian, der zu Ladegardsoen bei Christiania krank war, übertrug ie Regierung dem Staatsrathe. Am 10. Oct. stellte er dem Storthing ie Entsagungsurkunde aus, und schiffte sich an demselben Tage nach Dänemark ein, landete aber erst am 4. Nov. zu Aarhuus in Jütland. An diesem Tage beschloß das Storthing die Vereinigung Norwegens nit Schweden, indem es Carl XIII., König von Schweden, zum conditionellen Erbkönig von Norwegen ausrief. Vergl. Recueil des pièces authentiques publiées en Norwège. Altona 1814. K.

Christiania, Hauptstadt des Königreichs Norwegen, im Stifte Christiania oder Aggerhuus, liegt am nördlichen Ende des Meerbusens Christiansfiord, in einer Gegend, in welcher ziemlich viel Gartenbau getrieben wird. Sie hat 1,600 Häuser mit 11,000 Einwohnern, und besteht, außer den Vorstädten, aus folgenden drei Theilen: der eigentlichen Stadt Christiania, oder der Neustadt, welche Kö-

nig Christian IV. im J. 1624 nach einem regelmäßigen Plane aufführen ließ, der Altstadt oder Opslo, am Fuße des Egeberges und der seit 1815 geschleiften Bergfestung Aggerhuus, auf einer Landspitze südlich von der eigentlichen Stadt Christiania. Jeder von diesen Theilen macht eine besondere Pfarrgemeinde aus, und steht unter besonderer Gerichtsbarkeit. Die eigentliche Stadt Christiania ist die schönste Stadt in Norwegen, bildet ein regelmäßiges Viereck von 1,000 Schritten in der Länge und Breite, hat schnurgerade in rechten Winkeln sich durchschneidende, breite, mit erhöhten Fußwegen versehene und mit 2 Stock hohen, größtentheils steinernen Häusern besetzte Straßen, und nimmt mit jedem Jahre an Schönheit der Bauart zu. Seit 1811 befindet sich hier eine Universität, bei der sich 1818, eine Bibliothek, Sammlungen, 18 Professoren und 149 Studenten befanden. Von Fabrikanstalten ist besonders das große Alaunwerk auf der Südseite der Altstadt zu bemerken. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht im Handel, vorzüglich mit Brettern, auch Eisenwaaren, und wird durch den tiefen und sichern Hafen besonders begünstigt. Man schätzt den Werth der jährlich ausgeführten Bretter auf 810 000 Gulden. In der Nähe der Stadt sind 136 privilegirte Sägemühlen, welche jährlich 20 Millionen Planken liefern.

Christine, Königin von Schweden, geboren den 9. Dec. 1626, war eine Tochter Gustav Adolphs, und der durch ihre Schönheit und ihren Geschmack für die Künste ausgezeichneten Prinzessin Maria Eleonore von Brandenburg. Gustav, der in Christinen die einzige Stütze seines Thrones sah, wandte die größte Sorgfalt auf ihre Erziehung. Er ließ sie männlich erziehen, und in allen Wissenschaften unterrichten, welche ihren Geist bilden und ihrem Charakter Energie geben konnten. Als er bald darauf nach Deutschland abreisete, empfahl er seine Tochter in den rührendsten Ausdrücken dem Kanzler Oxenstierna. Nach Gustavs Tode bei Lützen im J. 1631 versammelten sich die Reichsstände, proclamirten die erst sechsjährige Christine als Königin und gaben ihr die fünf höchsten Kronbeamten zu Vormündern, indem sie diese zugleich mit der Administration beauftragten. Die Erziehung Christinens wurde nach dem von Gustav Adolph vorgezeichneten Plane fortgesetzt. Ausgestattet mit einer lebhaften Einbildungskraft, einem sehr glücklichen Gedächtniß und einem seltenen Verstande machte sie die schnellsten Fortschritte; sie lernte die alten Sprachen, die Geschichte, Geographie, Politik, und entsagte den Vergnügungen ihres Alters, um sich ganz den Studien zu widmen. Zugleich verrieth sie schon jene Sonderbarkeit in ihrem Betragen und Charakter, wovon ihr ganzes Leben das Gepräge trug, und die vielleicht eben so sehr Resultate ihrer Erziehung als ihrer angebornen Neigungen war. Sie mochte nicht in Frauenkleidern erscheinen, legte gern große Strecken zu Fuß und zu Pferde zurück, und theilte die Beschwerden und selbst die Gefahren der Jagd. Der Hofetiquette unterwarf sie sich schwer. Gegen die, welche sie umgaben, zeigte sie abwechselnd die größte Vertraulichkeit und verhöhnenden Stolz oder imponirende Hoheit. Oxenstierna ward von ihr wie ein Vater geehrt; sie schenkte ihm ihr ganzes Vertrauen, und lernte von ihm die Regierungskunst. Bald zeigte sie im Staatsrath eine Reife des Verstandes, die ihre Vormünder in Erstaunen setzte. Schon im J. 1642 trugen ihr die Reichsstände an, die Zügel der Regierung selbst zu übernehmen, allein sie entschuldigte sich mit ihrer Jugend und Unerfahrenheit. Erst 2 Jahre nachher fing sie an, selbst zu regieren. Eine große Leichtigkeit in der Arbeit, und eine unerschütter-

liche Festigkeit bezeichneten ihre ersten Schritte auf dieser Laufbahn. Sie endigte zunächst den 1644 mit Dänemark begonnenen Krieg, und erhielt durch den 1645 abgeschlossenen Tractat die Abtretung mehrerer Provinzen. Sodann beschleunigte sie gegen Oxenstierna's Meinung, der durch die Fortsetzung des Krieges noch größere Vortheile für Schweden zu erlangen hoffte, die Wiederherstellung der Ruhe in Deutschland, um nachher sich ungestört ihrer Neigung zu den Wissenschaften und den Künsten des Friedens überlassen zu können. Schweden erhielt im westphälischen Frieden Pommern, Wismar, Bremen, Verden, drei Stimmen auf dem Reichstage und eine Summe von mehrern Millionen Thaler. Christine war durch ihre Talente und durch die politischen Umstände berufen, die erste Rolle im Norden zu spielen, und einige Zeit hindurch zeigte sie sich empfänglich für diesen Ruhm. Bei mehreren Gelegenheiten behauptete sie die Würde ihrer Krone und die Ehre ihres Landes. Frankreich, Spanien, Holland, England bewarben sich um ihre Allianz und gaben ihr Beweise ihrer Hochachtung. Sie unterzeichnete mehrere für den Handel vortheilhafte Edicte und vervollkommnete die vorhandenen gelehrten und literarischen Institute. Die Nation war ihr zugethan und freute sich, die Tochter Gustavs, umgeben von Feldherrn und Staatsmännern, die dieser große Fürst gebildet hatte, an der Spitze der Regierung zu sehen. Allgemein äußerte sich der Wunsch, daß die Königin einen Gemahl wählen möchte; aber ein solches Band war Christinens Neigung zur Unabhängigkeit entgegen. Unter den Fürsten, die sich um ihre Hand bewarben, zeichnete sich ihr Vetter, Carl Gustav, durch einen edlen Charakter, ausgebreitete Kenntnisse und große Klugheit aus. Sie lehnte seinen Antrag ab, bewog aber 1649 die Reichsstände, ihn zu ihrem Nachfolger zu bestimmen. Bald darauf (1650) ließ sie sich mit großer Pracht und unter dem Königstitel krönen. Seitdem veränderte sie ihr Regierungssystem auf eine auffallende Weise. Sie vernachlässigte ihre alten Minister und hörte auf den Rath mehrerer ehrgeizigen Lieblinge. Die Intriguen und Getriebe kleinlicher Leidenschaften verdrängten die früheren edlen und nützlichen Ansichten. Der Schatz ward durch Verschwendung erschöpft. Titel und Auszeichnungen wurden Unwürdigen verliehen, und die Eifersucht erzeugte nicht nur Klagen und Murren, sondern selbst Parteien und Factionen. In dieser Verwirrung, von der sie sich umgeben sah, erklärte die Königin, daß sie die Regierung niederlegen wolle. Die alten, Gustav Adolphs Andenken ehrenden Minister machten die stärksten Vorstellungen dagegen und Oxenstierna vor allen drückte sich mit so viel Kraft aus, daß die Königin von ihrem Entschluß abstand. Sie übernahm mit mehr Festigkeit die Regierung wieder und zerstreute auf einige Zeit die Wolken, die sich um ihren Thron erhoben hatten. Die Künste und Wissenschaften fesselten ihre Aufmerksamkeit. Sie beschäftigte sich eifrig mit den Studien, kaufte Gemählde, Medaillen, Manuscripte, seltene und kostbare Bücher, unterhielt mit vielen Gelehrten Briefwechsel und berief mehrere an ihren Hof. Descartes, Grotius, Salmasius, Bochart, Huet, Chevreau, Naudé, Vossius, Conring, Meibom erschienen in Stockholm und die Königin unterhielt sich mit ihnen über Philosophie, Geschichte, Alterthümer, griechische und römische Literatur, mit welchen Gegenständen sie gleich vertraut war. Unter den literarischen Lustbarkeiten, die sie mit den ernsthaften Studien verband, war auch der griechische Tanz, welchen sie von Meibom und Naudé ausführen ließ. (S. Meibomius) Neue Verwirrungen zeigten sich in der Verwaltung und Messenius Verschwörung

hatte nicht nur die Lieblinge der Königin, sondern die Königin selbst bedroht. Christine, die überhaupt das Außerordentliche liebte, beschloß aufs neue, dem Throne zu entsagen, und zeigte sich diesmal unerschütterlich. Sie versammelte 1654, damals 29 Jahre alt, die Reichsstände zu Upsala, machte ihnen ihre Absicht bekannt und legte in ihrer Gegenwart die Zeichen der königlichen Würde ab, um sie den Händen des Prinzen Carl Gustav zu übergeben. Sie behielt sich ein bestimmtes Einkommen, völlige Unabhängigkeit ihrer Person, und die höchste Gewalt über alle diejenigen vor, die zu ihrem Hause gehörten. Einige Tage nachher reisete sie ab, indem sie zu ihrem Wahlspruch nahm: Fata viam invenient (das Schicksal wird mir den Weg anzeigen). Sie ging über Dänemark und Deutschland nach Brüssel, wo sie feierlich einzog und einige Zeit verweilte. Hier trat sie ins Geheim zur catholischen Religion über; feierlich und öffentlich wiederholte sie in der Folge diesen Schritt, der mit Recht großes Aufsehen erregen mußte, und über dessen Anlässe sich nichts bestimmtes angeben läßt, zu Inspruck. Von hier reisete Christine nach Rom, wo sie in Amazonenkleidung zu Pferde mit vielem Glanz einzog. Da Papst Alexander VII. sie confirmirt hatte, setzte sie ihrem Namen noch den Namen Alexandra zu. Sie besuchte die Denkmähler, und verweilte aufmerksam bei Allem, was historische Erinnerungen wecken konnte. Als sie einst eine Statue der Wahrheit von Bernini bewunderte und einer ihrer Begleiter sie deshalb pries, mit dem Zusatze, daß nicht allen Personen ihres Ranges die Wahrheit so theuer wäre, antwortete sie: „Das mag wohl sein, denn nicht alle Wahrheiten sind von Marmor." Nachdem sie einige Zeit in Rom zugebracht, reisete sie nach Frankreich (1656). Sie verweilte zu Fontainebleau, zu Compiegne, wo damals der Hof sich aufhielt, und zu Paris. So sehr ihre Tracht und ihre Sitten Anstoß gaben, so sehr ließ man doch ihren Talenten und Kenntnissen Gerechtigkeit wiederfahren. Sie wollte die Vermittlerin zwischen Frankreich und Spanien werden; allein Mazarin lehnte diese Vermittlung ab und wußte mit gutem Anstand ihre Abreise zu beschleunigen. Das Jahr darauf kam sie zurück; dieser zweite Aufenthalt in Frankreich ward durch die Hinrichtung ihres Oberstallmeisters Monaldeschi merkwürdig, der ihr ganzes Vertrauen besessen hatte, aber des Hochverraths von ihr beschuldigt wurde. Diese Handlung der Rache bleibt, wiewohl selbst Leibnitz sie vertheidigt hat, ein Flecken in dem Andenken Christinens. Auch gab ihr der französische Hof sein Mißfallen zu erkennen, und zwei Monate vergingen, ehe die Königin sich öffentlich in Paris zeigte. Als sie 1658 nach Rom zurückgekehrt war, erhielt sie wenig erfreuliche Nachrichten aus Schweden. Ihre Gelder blieben aus und Niemand wollte ihr Vorschüsse machen. Aus dieser Verlegenheit zog sie Alexander VII., indem er ihr eine Pension von 12,000 Scudi und den Cardinal Azzolini zum Intendanten ihrer Finanzen gab. Nach dem Tode Carl Gustavs im J. 1660 unternahm die Königin eine Reise nach Schweden. Sie gab vor, ihre ökonomischen Angelegenheiten ordnen zu wollen; allein man bemerkte bald, daß sie andere Absichten habe. Da der Kronprinz noch sehr jung war, erklärte sie, daß sie auf seinen Todesfall den Thron in Anspruch nehmen werde. Man nahm jedoch diese Idee übel auf und nöthigte sie, eine förmliche Entsagungsacte zu unterzeichnen. Andere Unannehmlichkeiten bewogen sie, Stockholm zu verlassen. Indeß kehrte sie 1666 zum zweitenmal nach Schweden zurück, ging aber, ohne die Hauptstadt erreicht zu haben, nach Hamburg, als sie hörte, daß man ihr die öffentliche Ausübung ihrer

Religion nicht zugestehn werde. Um diese Zeit bewarb sie sich nach Johann Casimirs Entsagung des Throns um die polnische Krone, ohne daß jedoch die Polen darauf achteten. Sie kehrte nach Italien zurück, wo sie den Rest ihrer Tage zu Rom im Schooße der Künste und Wissenschaften verlebte. Sie stiftete eine Akademie, correspondirte mit Gelehrten, brachte kostbare Sammlungen von Handschriften, Münzen und Gemählden zusammen, und starb, nachdem sie noch manchen Kummer erfahren, am 19. April 1689. Sie ward in der Peterskirche beigesetzt, und der Papst ließ ihr ein Denkmahl mit einer langen Inschrift errichten. Sie selbst hatte zum Epitaphium nur die wenigen Worte verlangt: Vixit Christina annos LXIII. Ihr Haupterbe war der Cardinal Azzolini. Die Bibliothek kaufte Alexander VIII., der 600 Handschriften im Vatican niederlegen ließ und die übrigen Bücher seiner Familie gab. Die Gemählde und Antiken kaufte Odescalchi, der Neffe Innocenz XI. Im J. 1722 kaufte der Herzog Regent von Frankreich einen Theil der Gemählde um 90,000 Scudi. Den Reichthum dieser Sammlungen erkennt man aus den beiden Werken, worin sie beschrieben sind, nämlich Havercamps Nummophylacium reg. Christinae und das Museum Odescalcum. Christinens Leben zeigt eine Folge von Ungleichheiten und Widersprüchen; man sieht von einer Seite Stolz, Seelengröße, Freimüthigkeit, Sanftmuth, von der andern Stolz, Eitelkeit, Härte, Rachsucht und Verstellung. Ihre Kenntniß des Menschen und der Welt, ihre Einsicht, ihr Scharfsinn und durchdringender Verstand bewahrten sie nicht vor chimärischen Planen, alchymistischen und astrologischen Träumen und andern Täuschungen. Sie war mehr außerordentlich als groß. Sie hat einige kleine Werke hinterlassen, in denen sich ihr Charakter und ihre Denkart abspiegeln, und die größtentheils in Archenholz Memoiren dieser Prinzessin (1751, 4 Bände, 4.) enthalten sind. Die Aechtheit der 1762 unter ihrem Namen erschienenen Briefe ist durch nichts erwiesen.

Christliche Religion, s. Christenthum.

Christoph, Herzog von Würtemberg, wurde am 12. Mai 1515 geboren, der einzige Sohn Herzogs Ulrich von Würtemberg und der bairischen Prinzessin Sabine. Wie sein späteres Leben und die Jahre seiner Regierung für Würtemberg höchst wichtig und wohlthätig wurden, so zeichnen sich schon seine Kindheit und Jugend durch eigene, höchst sonderbare Schicksale aus. Noch ist er kein Jahr alt, als seine Mutter aus Würtemberg entflieht, und ihn und seine Schwester unmütterlich ihrem Schicksal überläßt; in seinem 4 Jahre vertreibt der schwäbische Bund seinen Vater von Land und Leuten, und verkauft, ohne Rücksicht auf den schuldlosen Sohn, das Herzogthum an die österreichischen Brüder Carl und Ferdinand; Christoph selbst wird nach Inspruck, und dann nach Wien gebracht, um hier erzogen zu werden, und wäre im J. 1529, bei der Belagerung Wiens durch Soliman den Prachtvollen, beinahe in türkische Gefangenschaft gerathen, wenn ihn nicht sein Erzieher Tyffernt noch gerettet hätte; derselbe rettete ihn zum zweitenmal, als 1532 ihn Carl V. nach Spanien zu führen, und mit ihm seine Ansprüche auf Würtemberg in einem spanischen Kloster zu begraben vorhatte; durch ihn veranlaßt, entfernte sich der Prinz, als man schon an den Grenzen Italiens war, um sich von da nach Spanien einzuschiffen, schnell vom Gefolge des Kaisers und gelangte nach einer abenteuerlichen Flucht glücklich zu seinem Oheim, dem Herzog von Baiern. Jetzt trat er, nicht ohne Einwilligung seines Vaters, mit seinen gegründeten Ansprüchen auf

Würtemberg öffentlich hervor, unterstützt von vielen deutschen Fürsten, selbst von auswärtigen Königen. Aber bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie wenig Oesterreich gesonnen sei, auf dem Wege der Güte das Herzogthum herauszugeben; um so mehr eilte Philipp der Großmüthige von Hessen, den vertriebenen Ulrich, seinen Freund und Vetter, mit Gewalt der Waffen zu dem Seinen wieder zu verhelfen, wozu Franz I. von Frankreich das Geld vorschoß. Die glückliche Schlacht bei Laufen, im Würtembergischen, und der Vertrag von Caden, 1534, gaben das Herzogthum den rechtmäßigen Besitzern zurück, wiewohl Ulrich genöthigt war: es als österreichisches Afterlehen anzuerkennen. Christoph war inzwischen seinem Vater fremd geworden, und schon darum nicht von ihm geliebt, weil er mit Baiern verwandt war; er durfte deshalb nicht am Hofe desselben bleiben, sondern mußte Würtemberg aufs neue verlassen, um in französischen Dienst zu treten. Während er hier Gefahren aller Art ausgesetzt war, ging sein blindhassender Vater damit um, ihm durch ein Testament die Nachfolge im Herzogthum zu entziehen; berief ihn aber doch endlich nach 8jähriger Abwesenheit nach Haus zurück, und ertheilte ihm bald darauf den Befehl, die anspachische Prinzessin Anna Maria zu heirathen, 1544. Der Sohn gehorchte, und lebte von jetzt an einige Jahre mit seiner Familie ruhig in Mömpelgard, das ihm zum Sitz angewiesen war, bis das Unglück aufs neue über Würtemberg hereinbrach, und ihn zur angestrengtesten Thätigkeit aufforderte. Herzog Ulrich hatte im J. 1546 am schmalkaldischen Krieg gegen Carl V. Antheil genommen, wurde vom König Ferdinand deshalb der Felonie angeklagt und das Herzogthum selbst als verwirktes österreichisches Afterlehen von demselben in Anspruch genommen. Schon war der Prozeß eingeleitet, und Würtemberg trotz aller Bemühung des Vaters und des Sohnes abermals in Gefahr, an Oesterreich verloren zu gehen, als Ulrich im November 1550 starb, und Christoph nun den Kampf allein auszufechten hatte. Zwar übernahm er wirklich sogleich in Person die Regierung des angefochtenen Herzogthums; zwar war sein Verhältniß ein anderes, als das seines Vaters, und er wurde von Carl V. selbst gegen seinen Bruder, den König Ferdinand, begünstigt; dennoch aber dauerte der Prozeß fort, oder machte Ferdinand Anfoderungen, welche ins Ungeheure gingen, bis endlich die Sache Christophs durch den Krieg des Churfürsten Moritz von Sachsen im J. 1552 eine günstigere Wendung nahm. Da waren die österreichischen Brüder froh, als sie einige unter den deutschen Fürsten zum Vermitteln geneigt und fähig fanden, auch Herzog Christoph unter ihnen, welche den passauer Vertrag zu Stande brachten, auf den einige Tage nachher ein zweiter folgte, worin König Ferdinand gegen eine freilich bedeutende Summe Geldes seinen neuen Ansprüchen auf Würtemberg vollständig entsagte. Christoph behielt das Herzogthum unter denselben Verhältnissen und Bedingungen, wie es sein Vater seit der Wiedereroberung besessen hatte, und von diesem Augenblick an nahm seine höchst wohlthätige Wirksamkeit für dasselbe ihren Anfang; er wurde ihm zum politischen und religiösen Gesetzgeber. Das Lutherthum, schon von seinem Vater nach seiner Rückkehr eingeführt, aber in der letzten Zeit durch das Interim verdrängt, ward zur Freude der Einwohner wieder hergestellt, und für taugliche Religionslehrer an allen Orten zur Erhaltung desselben gesorgt. Von Christoph rührt die Eintheilung Würtembergs in seine Special- und General-Superintendenzen, damit über die untergeord-

neten Geistlichen Aufsicht geführt, und über Haltung seiner Verordnungen hinsichtlich der Kirche und Religion gewacht würde; von ihm ist die Einführung der Kirchenconvente, einer Art von Sittengerichten, in jeder Gemeinde des gesammten Würtembergs. Er hielt seine Hände rein von den Gütern der so zahlreichen und zum Theil so wohlhabenden geistlichen Corporationen seines Landes, und bildete daraus das große würtembergische Kirchengut; er verordnete, daß dasselbe stets gesondert von der herzoglichen Cammer verwaltet, und ausschließend für die Bedürfnisse der Kirche und für andere fromme und wohlthätige Zwecke verwendet würde. Sein Werk sind die würtembergischen Klosterschulen für Bildung junger Geistlichen, welche statt der Mönche nun die Klöster besetzten; sein Werk das ausgedehnte theologische Seminar in Tübingen, das die Zöglinge dieser Klosterschulen in sich aufnahm, und für das würtembergische Religionswesen so wichtig wurde. Seine Kirchenordnungen bezeugen, wie wichtig ihm diese Angelegenheiten waren; daß bis diesen Tag seine Anstalten fortdauern, dies bezeugt, wie richtig sein Blick, wie reif sein Urtheil war. Beinahe der Fall ist mit seinen politischen Einrichtungen. Wohlmeinend dehnte er die Tübinger Freiheiten, diese Grundlage aller Verfassung des ehemaligen Herzogthums, auf alle Würtemberger aus; er gab den Gesandten der Landschaft eine mächtige Hülfe auf ihren Landtagen an den Prälaten, welche er jenen auf immer zugesellte. Unter ihm bildeten sich die Ausschüsse, unter ihm fast bis zur Unabhängigkeit die ständische Steuercasse; wenn auch diese Anstalten späterhin ausarteten, so geschah es doch nicht unter ihm, so schienen sie wenigstens Anfangs, und scheinen selbst noch jetzt vielen höchst wohlthätig. Wiederum ist von ihm das würtembergische Landrecht, ein Gesetzbuch für bürgerliche Verhältnisse, das in unsern Tagen sogar gegen das Napoleonsche zu bestehen vermochte. Er half dadurch einem dringenden Bedürfnisse ab, ließ es auf die einzig rechte Art entwerfen, indem er die Stände beizog, welche die Bedürfnisse des Volks kennen mußten, und hielt, als es gegeben war, mit männlicher Festigkeit über seiner Beobachtung. Außerdem gingen viele Verordnungen von ihm aus, welche Staatsöconomie, Staatspolizei ꝛc. zum Gegenstand haben; schon er ging damit um, zur Erleichterung des Verkehrs und Handels den Neckar schiffbar zu machen. Bei all dieser Thätigkeit für das Wohl seines Herzogthums verlor er dennoch das gesammte deutsche Vaterland, verlor er selbst Europa nicht aus den Augen; die Schicksale der Religion, welcher er so fromm und eifrig ergeben war, und seiner Glaubensverwandten, wo sie immer sein mochten, erregten stets seine lebhafteste Theilnahme. Selbst die noch barbarischen Völker in Slavonien, Servien ꝛc. suchte er mit andern Fürsten für sein reineres Christenthum zu gewinnen; Uebersetzungen des Neuen Testaments und mehrerer Lutherischen Schriften in ihre Sprache wurden in Tübingen und Urach für sie veranstaltet. Was hatte er nicht gethan, um den unglücklichen Hugonotten in Frankreich Linderung ihres Schicksals zu verschaffen! Er hatte deshalb eine persönliche Zusammenkunft mit Catharina von Medicis und den Guisen. Er trug nicht wenig dazu bei, daß nach langer vergeblicher Unterhandlung der Religionsfriede zu Augsburg im J. 1555 dennoch endlich zu Stande kam, als gerade alles sich zu zerschlagen drohte. Sein herzlichster Wunsch war, daß die deutschen Fürsten seiner Confession so eng als möglich zusammenhielten, um mit vereinter Kraft die Stürme zu bestehen, welche,

wie er voraussah, der Religion wegen ihnen noch bevorständen, und deshalb veranlaßte er mit unsäglicher Mühe jene Zusammenkunft zu Naumburg im J. 1560, wo sie sich insgesammt aufs Neue zum Halten über der augsburgischen Confession vereinten. Doch nicht nur seine Glaubensverwandten sahen auf ihn und richteten sich gern nach seinem Rath und Vorgang, sondern selbst die von der catholischen Partei gaben ihm häufig Beweise von Achtung und Zutrauen. Er war unter den Fürsten, welche das gesammte Reich auswählte, zur Visitation des in Unordnung gerathenen Cammergerichts in Speier; er war unter denjenigen, welche als feierliche Gesandtschaft von Seiten des ganzen Reichs nach Frankreich sich begeben sollten, um die Rückgabe der von Deutschland abgerissenen lothringischen Bisthümer zu unterhandeln. An ihn wandte sich Kaiser Ferdinand, daß er das letzte Hinderniß, das der Wahl seines Sohnes Maximilian, zum römischen König noch im Wege stand, vollends beseitigen möchte, und welche innige, traute Freundschaft verband diesen Maximilian selbst mit Christoph, den Papisten mit dem Lutheraner, zu einer Zeit, da diese Verschiedenheit der Religion die heiligsten Verhältnisse des Lebens aufhob! — So lebte, so wirkte Christoph 18 Jahre als regierender Herzog von Würtemberg; er starb, zu früh geschwächt von den Anstrengungen seiner Jugend, im December 1568, vermißt und bedauert von Reich und Kaiser, am meisten von seinen Unterthanen, die einen Vater in ihm verloren. Er wurde dem würtembergischen Volk allmählig zum höchsten Fürstenideal, wollten sie einen seiner Nachfolger rühmen, so hieß es: er ist der zweite Christoph! — Seine Linie erlosch mit seinem Sohn Ludwig.

Christoph (Sanct), für den unsere Vorfahren eine besondere Verehrung hatten, gehört zu denjenigen Heiligen, deren Namen und Cultus am berühmtesten, die Lebensumstände aber am wenigsten bekannt sind. Die gemeinste Meinung ist, daß der heilige Christoph aus Syrien oder Cicilien war, daß er vom heiligen Babylas, Bischof von Antiochien, getauft wurde, und daß er die Märtyrerpalme in Klein-Asien um die Mitte des 3. Jahrhunderts erhielt. Reliquien von ihm werden an vielen Orten, besonders in Spanien, gezeigt. Die morgenländische Kirche feiert sein Fest auf den 9. Mai, die abendländische auf den 25. Juli. Man nahm besonders in Zeiten der Pest zu ihm seine Zuflucht. Der Name Christoph oder Christophel bedeutet eigentlich einen Träger Christi; er wird riesenhaft abgebildet, das Jesuskind auf seinen Schultern durch das Meer schreitend.

Christoph, s. Hayti und Heinrich.

Christo sacrum nennt sich eine 1802 zu Delft in Holland gestiftete protestantische Secte, welche alle Secten in ihrem Schooße vereinigen will, keine christliche, sondern nur gebildete Redner, gleichviel aus welchem Stande, hat, bei ihrem Cultus den Ehrdienst, als die eigentliche Gottesverehrung, vom Lehrdienste, der Anhörung geistlicher Reden, unterscheidet und jeden besonders begeht, ein sehr allgemeines biblisch-protestantisches Glaubensbekenntniß aufstellt, übrigens aber ihren Mitgliedern, zu denen Reformirte und Lutheraner gehören, im Denken über religiöse Dogmen die vollkommenste Freiheit läßt. Durch liturgische Verbesserungen des zum Grund gelegten reformirten Cultus hat diese ohne alle Autorisation entstandene Gesellschaft einige tausend Proselyten gemacht, scheint aber jetzt ihrem Erlöschen nahe. E.

Christus, s. Jesus.

Christusköpfe können nie die Aehnlichkeit eines Porträts haben. Die Nachricht von einer Abbildung des Angesichtes Jesu, die, in Tuch abgedruckt, der König Abgar von Edessa besessen haben soll und von einem ähnlichen Abdrucke im Schweißtuche der heil. Veronica (Berenice) ist eben so apocryphisch, als die Sage von einem solchen Gemählde, das der Evangelist Lucas verfertigt haben sollte. Eine männlich schöne Gestalt und Gesichtsbildung schreibt ein offenbar unächter Brief, den Lentulus, der Vorgänger des Pilatus, an den römischen Senat geschrieben haben sollte, Christo zu. Unter den vorhandenen Christusbildern ist das älteste ein Basrelief von Marmor auf einem Sarkophag aus dem 2. oder 3. Jahrhundert im Vatican zu Rom. Man sieht darauf Christum als einen noch unbärtigen jungen Mann, mit römischen Gesichtszügen und sanftgelockten, herabhängenden Haaren, in eine römische Toga gekleidet, auf einer Sella curulis sitzen. Ebendaselbst befindet sich auf einem andern Sarkophag aus dem 4. Jahrhundert ein Christusbild mit ovalem Gesicht, orientalischen Zügen, gescheitelten Haaren und kurzem schlichten Bart. An dieses Bild haben sich die neugriechischen und italienischen Mahler bis auf Michel Angelo und Raphael treulich gehalten. Seit dem 16. Jahrhundert wurden in dieser Schule Jupiter und Apoll Musterbilder für die Christusköpfe, welche nun in unendlich vielen Modificationen bald die Züge der verschiedenen Nationen annahmen, deren Künstler sich daran versuchten. Daß aber eben in diesem Mangel eines bestimmten, porträtähnlichen Vorbildes die unverkennbarste Anweisung liegt, das Angesicht des Göttlichen, wenn es einmal von der bildenden Kunst dargestellt werden soll, aus den Zügen sittlicher Würde und Schönheit zu gestalten, die das Bild seines Geistes und Lebens in der evangelischen Geschichte an sich trägt, und hier mehr als bei jedem andern Kunstwerke, religiöse Begeisterung den Pinsel oder Meißel führen müsse, haben die großen Künstler empfunden, von denen wir die ansprechendsten Christusköpfe besitzen. Je höher und reiner das Ideal in der Brust des Künstlers war, desto mehr innre, jeden Beschauer ergreifende Wahrheit wird auch sein Christusbild haben. Wir wünschen jedem Künstler, der sich daran wagen will, einen schönen Traum, wie ihn jüngst Dannecker in Stuttgart hatte, und diesem, daß es ihm gelinge, das Bild des Heilandes zu verwirklichen, wie es ihm erschien. E.

Chromatisch. Die Griechen verbanden den Umfang ihrer Töne nicht allein zu solchen Tetrachorden, die aus der Folge eines großen halben Tones und zweier ähnlichen Töne bestanden, und aus deren Zusammenkettung diejenige Tonreihe zum Vorschein kam, die man das diatonische Klanggeschlecht oder die diatonische Tonleiter nennt, sondern sie verbanden die Töne auch zu solchen Tetrachorden, die aus der Folge zweier halben Töne und einer kleinen Terz (z. B. aus der Tonfolge e f fis a) bestanden, und nannten die vollständige Tonreihe, die aus diesen Tetrachorden hervorging, das chromatische oder farbige Klanggeschlecht, wahrscheinlich, weil man gewohnt war, die chromatischen Fortschritte mit einer andern Farbe oder Tinte zu bezeichnen, als die diatonischen. Auch in der modernen Musik hat man die Folge der halben Töne zu einem besondern Klanggeschlecht oder zu einer besondern Tonleiter geordnet, die man auch chromatisch nennt, wegen der darin enthaltenen Folge kleiner halben Töne. Diese Tonleiter entsteht in der modernen Musik, wenn man

diejenigen Modificationen der Töne, welche die Verſetzung der harten oder weichen Tonart auf die übrigen Töne der Tonleiter nothwendig macht, mit der Reihe der urſprünglichen Töne verbindet. Weil bei einem Theile dieſer Verſetzungen der Tonart verſchiedene Töne um einen kleinen halben Ton erhöht, bei dem andern aber um einen kleinen halben Ton erniedrigt werden müſſen, ſo ergeben ſich daraus eigentlich zwei verſchiedene Gattungen dieſer chromatiſchen Tonreihe, nämlich derjenigen, die ſich aus der Erhöhung der Töne, als c cis d dis e f fis g gis a ais h und diejenige, die ſich aus der Erniedrigung der Töne, als c des d es e f ges g as a b h entwickelt. In beiden ſind aber nur die einen kleinen halben Ton ausmachenden Fortſchritte chromatiſch, wie c cis des d u. ſ. w.; die übrigen, die einen großen halben Ton bilden, wie cis d oder c des ſind diatoniſch. Daher nennt man mit Recht eine ſolche Tonleiter diatoniſch-chromatiſch. (Vgl. Ton, Tonart.)

Chroniſch (von dem griechiſchen Worte Chronos die Zeit), heißt eigentlich, was in gewiſſe Zeiten fällt, oder was lange dauert. Gewöhnlich bezeichnet man damit, im Gegenſatze der ſogenannten hitzigen, ſchnellverlaufenden, die langwierigen Krankheiten. Obgleich der Begriff der chroniſchen Krankheiten bis jetzt noch unbeſtimmt iſt, ſo kann man ihn doch für folgende Krankheiten feſtſetzen: 1) Alle Krankheiten, welche ganz ohne Fieber ſind, wenigſtens ohne daſſelbe entſtehen, ſich ausbilden und eine Zeitlang fortdauern können. Dahin gehören alle Krankheiten, welche nicht urſprünglich im Gebiete der Irritabilität, im Blutſyſtem, ihren Grund haben, alſo Krankheiten des geſammten Nervenſyſtems, Geiſtes- und Gemüthskrankheiten, Krämpfe, Hypochondrie und Hyſterie, ſo wie Krankheiten des Reproductionsſyſtems, ſolche, die in der niedern Region der organiſchen Maſſe ihren Herd haben, langſam entſtehen, und einen langwierigen Verlauf haben. 2) Alle Fieber, welche entweder ihren geſetzmäßigen Verlauf überſchreiten und längere Zeit fortdauern, als dieſer eigentlich in ſich begreift, oder welche ſich zu einer andern Krankheit hinzugeſellen. Die Fieber haben ihren regelmäßigen und beſtimmten Verlauf; ſie endigen ſich zuweilen am 3. bis 4. Tage, gewöhnlich am 7., 14., 21. Tage, höchſtens nach 4 Wochen, je nachdem ſie in die eine oder die andere Claſſe fallen. Wird aus Mangel an Naturkräften oder durch nachtheilige Einwirkungen die kritiſche Entſcheidung derſelben geſtört, ſo ſetzt ſich die Krankheit, anſtatt in Geneſung überzugehen, in einer andern Geſtalt fort und wird chroniſch. (Vgl. d. Art. Fieber und Metaſtaſe.) Zu den ſchon an ſich chroniſchen Krankheiten der erſten Claſſe kommt zuweilen noch ein fieberhafter Zuſtand hinzu, welches von dem Fortſchreiten der Krankheit aus dem urſprünglichen Gebiet in das der Irritabilität herrührt; dies nennt man ein chroniſches Fieber. Dahin gehören auch die ſogenannten ſchleichenden, auszehrenden, hectiſchen Fieber.

Chronodiſtichon, Chronogram, nennt man ſolche Verſe, aus denen man, wenn man diejenigen Buchſtaben, mit welchen die Römer ihre Zahlen ſchrieben, nämlich die M. D. C. und I. (letztere ſtatt der 1) herausliefet, die Jahrzahl herausbringt, z. B. reges ConCeDant paCeM, wo denn CCDCM zuſammen die Jahreszahl 1800 ausmachen.

Chronographie, die Zeitbeſchreibung, d. h. Geſchichtbeſchreibung nach der Zeitfolge.

Chronologie oder Zeitkunde ist die Wissenschaft, die Ordnung und Dauer der auf einander folgenden Veränderung der Dinge nach einem sichern Maßstabe zu bestimmen. Der Maßstab, dessen man sich hiezu bedient, sind die Bewegungen der Sonne und des Mondes, weil diese durch ihre Gleichförmigkeit und nie unterbrochene Wiederkehr vor allen andern dazu geneigt sind. Durch die beiden scheinbaren Bewegungen der Sonne entstehen Tage und Nächte, Jahre und Jahreszeiten, und jene und diese geben bequeme und sichere Puncte, die Zeit einzutheilen und abzumessen. Der Mond hat ebenfalls zwei solche gleichförmige Bewegungen; eine um die Erde binnen 24 Stunden, die andere durch den Thierkreis innerhalb 27 — 28 Tagen. Besonders die letztere Bewegung, während welcher der Mond seine Gestalt so auffallend verändert, dient wieder zu einem bequemen Maßstabe der Zeitabtheilung; diese periodische Bewegung bestimmt die Monate. Das Bedürfniß, für die Geschäfte des Lebens noch genauere und bestimmtere Abtheilungen der Zeit zu haben (die aber nur durch künstliche Mittel konnten abgemessen werden), brachte noch kleinere Zeitabtheilungen hervor; die Abtheilung der Jahre und Monate in Wochen, des Tages in Stunden, der Stunden in Minuten, der Minuten in Secunden, der Secunden in Terzien. Man sieht, daß hier eine doppelte Eintheilung der Zeit Statt finde: eine natürliche und eine künstliche. Auch in der natürlichen Eintheilung aber ist noch etwas Willkührliches, indem es lediglich von den Eintheilungen abhängt, welchen Punct in den Bewegungen jener Himmelskörper sie als Anfangspunct annehmen wollen, z. B. bei der täglichen Bewegung der Sonne, Aufgang, Mittagsstand oder Untergang, oder bei der jährlichen Bewegung den längsten Sommer oder den kürzesten Wintertag. Deshalb wurde von den ersten Gesetzgebern für das bürgerliche Leben bestimmt, wo der Anfgang und das Ende des Jahres, Monats und Tages sein, zugleich aber auch, da hiemit nur die größeren Zeittheile angegeben waren, in wie viel kleinere Theile diese größeren getheilt werden sollten. Aus diesem Unterschiede der natürlichen und künstlichen oder bürgerlichen Zeiteintheilung geht ein Unterschied in der Chronologie selbst hervor; man unterscheidet die mathematische oder astronomische und die historische. Die astronomische Chronologie bestimmt die Gesetze oder Dauer der natürlichen Zeittheile nach den am Himmel richtig beobachteten Umläufen der Gestirne; die historische Chronologie handelt von den bürgerlichen Eintheilungen der Zeit, von den Zeitrechnungen der verschiedenen Völker, von den alten Perioden oder berühmtesten Zeitepochen u. s. w. Ohne Erinnerung sieht man, daß jede dieser Chronologien der andern bedarf, um verständlich zu sein; alle historische Chronologie gründet sich auf die astronomische, diese aber kann die Dauer der Zeittheile nicht bestimmt angeben, ohne sich der bürgerlichen Zeiteintheilung zu bedienen. Auf beide gemeinschaftlich gründet sich die Einrichtung des Calenders (s. d. Art.). Die Mathematiker und Astronomen bestimmen zu diesem Behufe die Theile der Zeit, wie sie von der Natur durch die Bewegungen der Sonne und des Mondes angedeutet werden, nach ihrer wahren Dauer. Der Willkühr der Anordner des bürgerlichen Lebens ist es überlassen, gesetzlich zu bestimmen, mit welchem Tage das Jahr anfangen, aus wie viel Tagen ein Monat, eine Woche bestehen solle u. s. w. Diese gesetzlichen Bestimmungen begründen den Calender oder Almanach, d. i. das Verzeichniß aller einzelnen Tage, Wochen und Monate, die ein bürgerliches Jahr ausmachen, nebst

Bemerkung sowohl der bürgerlichen Merkwürdigkeiten, z. B. der Festtage, als der astronomischen, z. B. der Neu- und Vollmonde, des ersten und letzten Viertels, der Solstitien, Aequinoctien, Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w. Bis so weit mußte die astronomische Chronologie mit der historischen verbunden werden, beide sind unzertrennlich von einander. Wie aber die Zeit bei verschiedenen Völkern bürgerlich eingetheilt wurde, können wir nur historisch wissen. Die historische Chronologie trägt daher vor: 1. die Jahrformen verschiedener Völker, wie sie durch Gesetzgeber, Religionsstifter und andere Anordner der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt wurden; 2. diejenigen Begebenheiten, welche von verschiedenen Völkern zur Epoche gewählt wurden, d. h. zum Anfangspuncte, nach welchem sie die Folge der Jahre zählten (Jugs der Hindus, Aera Nabonassars, Seleucidische bei den Chaldäern, Syrern, Persern, Aegyptern, Erschaffung der Welt bei den Juden, Christi Geburt bei den Christen, die Olympiaden bei den Griechen, Erbauung Roms, Consular-Aera bei den Römern, Hedschera oder Flucht Mahomeds bei den Mahomedanern, Julianischer, Gregorianischer Calender u. a. m.) Weil hiebei so viel Fremdartiges vorkommt, was die Berechnung erschwert, so wird z. eine Jahrform und eine Epoche gewählt, um auf diese die Jahresformen und Epochen der übrigen Völker zu reduciren, um die Begebenheiten aller Völker und Zeiten nach der gewählten Epoche und in Jahre von der gewählten Form zu ordnen. Der heutige europäische Chronolog und Geschichtsforscher muß die Zeitangaben nach uns fremden Epochen und Jahrrechnungen auf solche zurückführen, die im heutigen Europa gebraucht werden. Ueber das Specielle siehe die einzelnen Artikel. Gatterer in seinem Abriß der Chronologie (Göttingen 1777. 8.) hat die Lehre von den Methoden, die Zeit abzutheilen, und die Ordnung der auf einander folgenden Zeiten zu bezeichnen, durch einander gemischt, eine unnöthige und wesenlose Theorie von Grundären, Grundcalendern, Grundperioden angenommen, zu specielle Regeln gegeben, nach welchen die Calender gewisser Völker verfertigt und ihre Feste berechnet werden, und endlich die astronomische Chronologie nicht genug von der historischen abgesondert, sondern beide durch einander gemischt vorgetragen. Durch Vermeidung dieser Fehler hat Hegewisch in seiner Einleitung in die historische Chronologie ein sehr brauchbares Werk geliefert. dd.

Chronometer bedeutet im Griechischen Zeitmesser, also eigentlich eine jede Uhr. Man bezeichnet jedoch damit besonders eine Seeuhr, eine in England erfundene Gattung vorzüglich genau gearbeiteter Secundenuhren, im Englischen Stop-watch genannt. Ein guter Chronometer darf in mehreren Monaten nur um wenige Secunden, oder höchstens Minuten abweichen. (S. auch Tactmesser.)

Chryseis, s. Achilles.

Chrysippus, einer der berühmtesten stoischen Philosophen aus Cilicien, der sich besonders durch seine Kunst und Stärke in Disputiren auszeichnete. Er war ein Hauptgegner der Epikuräer, und soll an 700 verschiedene Schriften herausgegeben haben, meist dialektischen Inhalts, von denen aber nichts Vollständiges mehr vorhanden ist. Er starb in hohem Alter um das J. 206 vor Chr.

Chrysolith, ein Edelstein, welcher eine grüngelbe oder eine etwas ins Grüne spielende Pomeranzenfarbe hat; der weichste unter allen Edelsteinen, er gehört zum Talkgeschlechte, ist durchsichtig wie Glas, auf dem Bruche muschlicht und zeigt sich crystallisirt in breiten

viereckigen Säulen mit abgestumpften Seitenkanten und meist sechsseitigen Endspitzen. Man findet ihn im Orient, in Peru, Brasilien, Böhmen, Sachsen u. s. w.

Chrysopras, oder gemeiniglich Chrysopas, eine Art von Chrysolit, der sich durch seine gelbgrüne, dem Porrelauche ähnliche Farbe unterscheidet. Man findet ihn an mehrern Orten in Schlesien.

Chrysostomus (St. Johannes), ein berühmter Kirchenvater, war zu Antiochien gegen das Jahr 344 geboren. Sein Vater, Namens Secundus, commandirte in Syrien die Truppen des Reichs. Noch bahnte in Griechenland die Beredsamkeit den Weg zu den ersten Würden; Chrysostomus studirte sie unter Libanius, dem berühmtesten Redner seiner Zeit, und übertraf bald seinen Meister. Nachdem er die Philosophie unter Andragathius studirt hatte, widmete er sich dem Studium der heiligen Schrift, und beschloß, fern von dem eiteln Glanze der Welt, in den Einöden Syriens sein Leben Gott zu weihen. In einem Alter von 20 Jahren hatte er zwar einige Rechtssachen mit außerordentlichem Erfolge vor Gerichte geführt; bald aber entsagte er dem allen, um im Bußkleide, durch Fasten und Wachen, die Herrschaft der Leidenschaften in sich zu zerstören. Drei Jahre verlebte er in Antiochien. Eine enge Freundschaft verband ihn schon damals mit Basilius, mit Theodorus, nachmals Bischof von Mopsueste, und mit Maximus, später Bischof von Seleucien. Als Theodorus für einen Augenblick sich seinem Beruf entzogen hatte, erließ Chrysostomus zwei trefflich abgefaßte Ermahnungen an ihn, um ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen. Die Bischöfe der Provinz hatten beschlossen, ihm und Basilius die gleiche Würde zu ertheilen, und versammelten sich zu dieser Wahl; aber Chrysostomus nahm die Flucht und verbarg sich. Basilius wurde zum Bischof ernannt und verdankte seine Erhebung der frommen List seines Freundes, über die er sich aber bitter beklagte. Chrysostomus vertheidigte sich in seiner schönen Schrift über das Priesteramt. Er war damals erst 26 Jahre alt. Im J. 374 zog er sich zu den Einsiedlern zurück, welche die Gebirge auf der Grenze von Antiochien bewohnten. Das Leben, welches er mit ihnen führte, hat er so beschrieben: Sie stehen beim ersten Hahnenschrei oder um Mitternacht auf. Nachdem sie gemeinschaftlich Psalmen und Hymnen gelesen, beschäftigt ein Jeder sich in seiner Zelle mit Lesen der heiligen Schrift oder Abschreiben von Büchern. Sodann gehen sie in die Kirche. Nach der Messe kehren sie still in ihre Wohnung zurück. Nie sprechen sie mit einander. Ihre Nahrung ist Brod und Salz; etliche nehmen etwas Oel dazu, und die Kranken Gemüse. Nach dem Essen ruhen sie einige Augenblicke, und nehmen dann ihre gewohnten Uebungen wieder vor. Sie graben die Erde, fällen Holz, verfertigen Körbe und Kleider, waschen den Reisenden die Füße. Ihr Bette ist eine auf die Erde gebreitete Matte, ihre Kleidung Felle oder aus Ziegen- und Kameelhaaren bereitete Zeuge. Sie gehen baarfuß; haben kein Eigenthum, die Wörter mein und dein sprechen sie nie aus. Es herrscht in ihren Zellen ein ununterbrochener Friede, eine stille und ruhige, in der Welt kaum gekannte Heiterkeit. Nach vier Jahren verließ Chrysostomus diese Einsiedler, um eine noch tiefere Einsamkeit zu suchen. Er zog sich in eine Höhle zurück, wo er zwei Jahre, ohne sich niederzulegen, verlebte. Sein Wachen, seine Kasteiungen und die Feuchtigkeit seiner Wohnung verursachten ihm eine gefährliche Krankheit, die ihn zur Rückkehr nach Antiochien (381) nöthigte. In demselben Jahre wurde er von dem Bischofe von Antio-

chien zum Diaconus berufen und 386 zum Priesteramte erhoben. Derselbe machte ihn zu seinem Vicar und trug ihm auf, dem Volke das Wort Gottes zu verkündigen. Bis dahin war dieses Geschäft nur den Bischöfen vorbehalten gewesen. Chrysostomus war damals 43 Jahre alt. Die Stadt Antiochien zählte unter ihren Einwohnern hunderttausend Christen. Seine Beredsamkeit zog die Juden, die Heiden, die Ketzer an. Er war, sagt Sozomenes, die Zierde dieser Kirche und des ganzen Morgenlandes, als im J. 397 der Kaiser Arcadius ihn auf den bischöflichen Stuhl von Constantinopel erheben wollte. Damit sich die Einwohner von Antiochien seiner Absicht nicht widersetzen möchten, ließ der Kaiser ihn heimlich nach Constantinopel führen, wo im J. 398 Theophilus, Patriarch von Alexandrien, ihn weihte. Er fing damit an, den Aufwand seines Hauses zu beschränken, stiftete und unterhielt mehrere Hospitäler, verbesserte die Sitten der Geistlichen und bekehrte eine Menge Heiden und Ketzer. Er gab so reichliche Almosen, daß er den Namen Johannes der Almosenspender erhielt; mit größter Aufopferung widmete er sich der Pflege der Kranken. Um das Evangelium zu verbreiten, schickte er einen Bischof als Missionär zu den Gothen, einen andern zu den Scythen, und noch andere nach Persien und Palästina. Ein zweimaliger Aufruhr ward durch seine Beredsamkeit gestillt. Im J. 399 hielt Chrysostomus zu Constantinopel eine Kirchenversammlung, auf welcher mehrere Bischöfe Asiens als Simonisten abgesetzt wurden. Severin, Bischof von Gabala in Syrien, wagte es, Chrysostomus auf der Kanzel anzugreifen und das Volk gegen ihn aufzurufen, ward aber als ein Verläumder vertrieben. Zwei gefährlichere Feinde hatte Chrysostomus in der Kaiserin Eudoxia, deren Ungerechtigkeit und Räubereien ihm zu manchen Klagen Anlaß gaben, und in Theophilus, Patriarchen von Alexandria, dessen Eifersucht er erregt hatte. Letzterer versammelte mehrere Bischöfe zu Chalcedon, welche die gegen Chrysostomus erhobenen Klagen untersuchen sollten. Dieser aber weigerte sich, zu erscheinen, weil man in Rücksicht seiner die Kirchengesetze verletzt habe, und versammelte seiner Seits vierzig Bischöfe zu Constantinopel. Allein der Haß seiner Feinde siegte. Seine Absetzung wurde ausgesprochen und von Arcadius bestätigt, der zugleich einen Verbannungsbefehl unterzeichnete. Chrysostomus verließ heimlich die Stadt, um nicht von seinen Anhängern zurückgehalten zu werden, und wollte nach Bithynien gehen. Das Volk aber drohte mit einem Aufstande. Ein Erdbeben verbreitete in der folgenden Nacht allgemeines Schrecken. In der Bedrängniß widerrief Arcadius seinen Befehl, Eudoxia selbst lud Chrysostomus zur Rückkehr ein. Im Triumph führte ihn das Volk in die Stadt zurück; seine Feinde flohen; die Ruhe ward hergestellt, aber nur auf kurze Zeit. Ein Fest, das mit mancherlei heidnischen Aberglauben zur Einweihung einer der Kaiserin gesetzten Statue begangen wurde, erregte den Eifer des frommen Erzbischofs, welcher öffentlich dagegen sprach. Eudoxia, aufs höchste erbittert, rief die ihr ergebenen Prälaten zurück, und Chrysostomus wurde verurtheilt, ob er gleich vierzig Bischöfe für sich hatte. Arcadius schickte einen Haufen Soldaten ab, ihn zu vertreiben; die Kirche wurde entweiht und mit Blut befleckt. Papst Innocenz I. und der abendländische Kaiser Honorius erklärten sich für Chrysostomus; aber Arcadius verweigerte die Zusammenberufung eines Concils, worauf jene drangen, und befahl dem Chrysostomus ausdrücklich, sich an seinen Verbannungsort zu begeben. Chrysostomus

gehorchte, und wurde nach Nicäa in Bithynien geführt (404). Bald nach seiner Abreise wurden die Sophienkirche und der Palast, worin der Senat sich versammelte, ein Raub der Flammen. Viele Kunstwerke gingen in diesem Brande verloren, als dessen Anstifter der Kaiser die Freunde des Chrysostomus betrachtete. Die Isaurier und die Hunnen verwüsteten das Reich; man drang von mehreren Seiten auf Chrysostomus Zurückberufung; Arcadius aber blieb unerschütterlich. Eudoxia war bald nach seiner Entfernung gestorben; sie hatte noch vor ihrem Tode die kleine armenische Stadt Cucusa in den Wüsten des Taurus zu seinem Aufenthaltsort angewiesen. Von Krankheit, Entbehrungen und den Beschwerden einer siebenjährigen Reise erschöpft, kam er daselbst 405 an. Sein frommer Eifer blieb auch hier nicht müßig. Er schickte Missionäre nach Persien und Phönicien; er schrieb siebzehn Briefe an Olympias, die eben so viel moralische Abhandlungen sind. An sie richtete er auch seine Schrift unter dem Titel: „Niemand vermag dem zu schaden, der sich nicht selbst schadet." — Die ganze Christenheit sah mit Ehrfurcht und Liebe auf den frommen Dulder; aber der Kaiser, über diese Theilnahme erzürnt, befahl, ihn an die Ufer des Pontus Euxinus, nach der auf den äußersten Grenzen gelegenen Stadt Pityont zu bringen. Mit unbedecktem Scheitel ließen die dazu befehligten Offiziere den Greis in der glühendsten Sonnenhitze die Reise zu Fuß machen. Er unterlag diesen Beschwerden. Zu Comana in Pontus mußte man ihn in das Oratorium des heiligen Märtyrers Basiliscus bringen. Er legte weiße Kleider an, nahm die Communion, sprach sein Gebet, das er wie immer mit den Worten schloß: „Gott sei gelobt für Alles!" machte das Kreuz über sich und verschied (14. Septbr. 407). Er war im 63. Jahre seines Alters. Sein Körper wurde an der Seite des heiligen Basiliscus beerdigt, im J. 438 aber feierlich nach Constantinopel gebracht, und dort in der Kirche der Apostel in dem Begräbnisse der Kaiser bestattet. Später führte man seine Ueberreste nach Rom und setzte sie in der Kirche des Vaticans bei. Die griechische Kirche feiert sein Fest den 13. Nov., die römische den 27. Jan. Der Name Chrysostomus ward ihm erst nach seinem Tode gegeben, um die Beredsamkeit zu bezeichnen, die ihn über alle andern Kirchenväter erhebt. Niemals wiederholt er sich, stets ist er Original. Die Lebendigkeit und Fülle seiner Einbildungskraft, die Gewalt seiner Dialectik, sein Talent, die Leidenschaften zu erregen, die Schönheit und Genauigkeit seiner Bilder und Vergleichungen, die Eleganz und Reinheit seines Styls, seine Klarheit und Erhabenheit setzen ihn den berühmtesten Schriftstellern Griechenlands an die Seite, und die christliche Kirche hat keinen vollendetern Redner. Als Schriftsteller und Kirchenlehrer ist Chrysostomus von unsterblichen Verdiensten. Die schönste und genaueste griechische Ausgabe seiner Werke ist von Heinrich Saville (1612, 9 Bände in Fol.), die vollständigste, griechisch und lateinisch, ist von Montfaucon (Paris 1618, 13 Bände in Fol.). Die Aufzählung der einzelnen Werke würde hier zu weitläufig sein.

Chur (romanisch Coira), Hauptstadt des Graubündnerlandes am Flusse Plessur, mit ungefähr 2500 Einw. Der Speditionshandel zwischen Deutschland und Italien macht die Stadt wohlhabend. Sie hat zwei evangelische Pfarrkirchen. Auf dem Rathhause ist die Stadtbibliothek und unten das Kaufhaus mit der Waarenniederlage. Die Gegend hat Wein- und Obstbau, und in der Nähe fängt der Rhein an, für kleine Fahrzeuge und Flöße schiffbar zu werden. Zu dem

Hochgerichte Chur gehören noch vier Kirchspiele mit 3500 Einwohnern. Bis 1498 war Chur eine freie Reichsstadt, dann kam sie mit Beibehaltung einiger Freiheiten an den Bischof, der unter dem Erzbischof von Mainz stand und ein Reichsglied war. Die bischöfliche Residenz liegt dicht an der Stadt und an demselben Platze die Domkirche, um welche herum die wenigen Catholiken wohnen, die in Chur leben. Die Einkünfte des Bischofs sind jetzt bis auf 10,000 Fl. geschmolzen, wovon der größte Theil aus Tyrol kommt. Die weltlichen Besitzungen des Bischofs sind 1802 eingezogen und der helvetischen Republik als Entschädigung für anderweitige Verluste gegeben worden.

Churchill (Charles), ein englischer Satiriker, geboren zu Westminster im J. 1731. Auf der Schule zeichnete er sich mehr durch die Lebhaftigkeit seines Geistes als durch Fleiß und Fortschritte aus. Die Universität Oxford verweigerte ihm wegen seiner zu mangelhaften Kenntniß in den alten Sprachen die Aufnahme, und wahrscheinlich wurde dadurch der Haß geweckt, den er in mehrern seiner Werke gegen diese Universität äußert. Nachdem er noch einige Zeit die Schule von Westminster besucht hatte, verheirathete er sich, ward Geistlicher und erhielt eine Pfarre von geringem Werthe. Um seinen Erwerb zu vermehren, fing er an mit Fruchtwein zu handeln; aber Mangel an Ordnung und Oeconomie führten ihn bald zum Banquerott. Er kam nach London zurück, wo er nach seines Vaters Tode in dem Kirchsprengel von St. James eine Pfarre bekam und zugleich Unterricht in der Grammatik ertheilte. Aber auch hier sah er sich bald von neuen Gläubigern verfolgt, und nur durch die Großmuth eines Freundes entging er der Verhaftung. Er stand schon damals in Verbindung mit Thornton, Colman und Lloyd, die eine Art von literarischem Triumvirat bildeten, und machte sich selbst bald durch seine Rosciade bekannt, deren erste 1761 anonym erschienene Ausgabe mit vielem Beifalle aufgenommen wurde. Dies Gedicht war eine Satire auf die Schauspieler jener Zeit. Indeß waren von den Journalen einige Angriffe auf die Rosciade gemacht worden; der Verfasser schrieb seine Apologie, in welcher die Journalisten, die Schauspieler und Garrick selbst mehr oder minder angegriffen wurden. Um sich zu rächen, machten seine Feinde auf sein Betragen und seine Sitten aufmerksam, die freilich nichts weniger als musterhaft waren. Er suchte sich gegen diese Beschuldigungen in einem Briefe an Lloyd, the Night betitelt, zu rechtfertigen. Zugleich erschien mit diesem Briefe der erste Gesang eines Gedichts the Ghost. Mehr Aufsehn machte the Prophecy of Famine, a Scotch Pastoral, ein mit Feuer geschriebenes Werk voller Persönlichkeiten und Ausfällen gegen die Schotten. Der Verfasser wurde von seinen Anhängern über Pope erhoben, aber diese Ehre erbitterte seine Feinde nur noch mehr, denen er durch Thorheiten aller Art reichen Stoff zu Angriffen gab. Er trennte sich von seiner Frau, und überließ sich mehr als je der Unmäßigkeit und Ausschweifung. Hogarth war sein Freund; aber als dieser eine Caricatur auf den berühmten Wilkes, mit dem Churchill in der genauesten Verbindung stand, herausgegeben hatte, rächte er Wilkes durch einen Brief an Hogarth, worin er den moralischen Charakter dieses Künstlers so unwürdig angriff, daß der Kummer darüber Hogarths Tod beschleunigt haben soll. Im J. 1763 erschien der vierte Gesang des Ghost. Um eben die Zeit machte er die Satiren the Conference und the Author bekannt, von denen letztere zu seinen

angenehmsten Stücken gehört. Ein Jahr nachher gab er sein aus drei Büchern bestehendes Gedicht Gotham heraus, worin er die Pflichten eines Monarchen darstellt. Hierauf folgten noch nach und nach the Candidate, the Farewell, the Times und Independence. Den Beschluß machten the Journey und eine beißende Zueignungsschrift seiner Predigten an Warburton. Im J. 1764 machte der Dichter eine Reise nach Boulogne. Hier überfiel ihn ein Friesel, an welchem er den 4. Nov. 1764 in seinem 33. Jahre starb.

Churfürsten (von dem alten Worte Kören, küren, ehemals durch die Sinne empfinden, dann mit den Sinnen prüfen, hernach mit dem Verstande untersuchen, und darauf wählen, woraus Kur, Chur, Wahl, und endlich in ganz specieller Bedeutung die Handlung, wodurch ein deutscher Kaiser als solcher bestimmt und erkannt wurde,) waren diejenigen vornehmsten Fürsten des deutschen Reichs, welchen das Recht, einen deutschen Kaiser oder römischen König zu wählen, ausschließend gehörte. Beides, sowohl die Wahl des deutschen Kaisers, als auch besonders das ausschließende Recht der Churfürsten bei derselben, bildete sich nur nach und nach aus. In den ältesten Zeiten, unter den Carolingern, war das deutsche Kaiserthum für die regierende Familie erblich; jedoch wählte man willkührlich einen Regenten aus derselben, ohne auf die nähere oder entferntere Verwandtschaft des neuen Kaisers mit seinem Vorgänger Rücksicht zu nehmen, so daß das deutsche Kaiserthum zugleich ein Erb- und ein Wahlreich war. Nach Abgange der Carolinger, oder seit Conrad I. (gest 919), war Deutschland ein förmliches Wahlreich; ohne daß man jedoch von der Familie des verstorbenen Königs leicht abging. Die Wahl selbst geschah von der ganzen deutschen Nation, welche, nach den vier Hauptnationen derselben, Sachsen, Baiern, Franken und Alemannen oder Schwaben, vier Nationalstimmen hatte; jede Nation ernannte aus ihren Ständen und ihrem Adel einen oder den andern zu Wählenden, worauf der Herzog mit den Ständen sich berathschlagte. Alle vier Herzoge wählten sodann gemeinschaftlich den neuen Kaiser, und nach vollbrachter Wahl machte jeder Herzog den Ständen und dem Adel seiner Nation den erwählten Kaiser bekannt, der nun im Namen der Kirche von den Erzbischöfen zu Mainz, Trier und Cöln gesalbt und gekrönt wurde. An der Kaiserwahl selbst hatten die Erzbischöfe keinen Antheil, da hingegen die vier Herzoge bei der Krönung gleichsam als Zeugen gegenwärtig waren. Erst unter Otto I., dem Großen (gest. 973), erhielt die deutsche Kirche und in ihrem Namen die drei gedachten Erzbischöfe das Recht, den Kaiser, als ihren Schutzherrn, zugleich mit zu wählen. Ungeachtet jetzt die alten Herzogthümer und vier Hauptnationen, Baiern ausgenommen, zertheilt und zerrissen waren und mehrere mächtige deutsche Fürsten an der Wahl des Kaisers Antheil nehmen wollten; so behaupteten doch die Nachfolger der vier alten Herzoge allein das Recht, einen oder mehrere zu wählende Fürsten zu ernennen; die übrigen Fürsten und das Volk hatten blos das Recht, aus den ernannten Candidaten des Kaiserthrones einen zu wählen, oder, war nur einer, die Verpflichtung, diesen anzuerkennen. Nach und nach suchten die immer mächtigern Nachfolger der vier alten Herzoge die übrigen Fürsten und das Volk von der Kaiserwahl ganz auszuschließen, und so entstanden in den Jahren 1245 bis 1256 die sieben Churfürsten, die man schon 1256 bei der Wahl des Kaisers Richard von Cornwallis findet. Diese sieben Churfürsten

waren: 1. Mainz, 2. Trier, 3. Cöln, 4. Pfalz, welcher seine Churwürde und Stimme vom Herzogthume Lothringen, 5. Brandenburg, der sie vom Herzogthume Franken, 6. Sachsen, und 7. Böhmen, welcher dieselbe 1290 von Baiern, das einige Male nicht auf dem Reichstage erschienen, und dessen Stimme von jenem vertreten war, erhalten hatte. Zwar verlangten die übrigen Fürsten noch immer einen Antheil an der Kaiserwahl; allein die Churfürsten behaupteten sich bei ihrem Vorrechte, das endlich 1338 von allen deutschen Reichsständen und vom Kaiser Ludwig dem Baier (IV.) anerkannt und von Carl IV. (gest. 1378) durch die goldene Bulle (s. d. Art.) bestätigt wurde; ihre Zahl blieb bis zum westphälischen Frieden unverändert. Allein da Churfürst Friedrich V. von der Pfalz (gest. 1632) in die Reichsacht erklärt und seine Churwürde an Baiern übertragen worden war, so wurde im westphälischen Frieden, um das pfälzische Haus zu entschädigen, eine neue und achte Churwürde für die Pfalz eingeführt, jedoch mit der Bedingung, daß, wenn die baierische Chur wieder an Pfalz fiele, jene achte Churwürde aufhören sollte. Im J. 1692 kam aber sogar noch eine neunte Churwürde hinzu, indem Kaiser Leopold I. Braunschweig-Lüneburg eigenmächtig zum Churfürstenthume erhob, welches denn, trotz der vielen und langwierigen, von Seiten der Reichsstände und besonders der Churfürsten erhobenen Widersprüche, nach endlich (1708) erfolgter Einwilligung 1710 in das Churcollegium eingeführt wurde. Von jetzt an blieben neun Churfürsten, bis im J. 1777 das Haus Baiern mit dem Churfürsten Maximilian Joseph ausstarb, und die baierischen Lande an Churpfalz fielen. Denn nun wurde die baierische und pfälzische Churwürde vereinigt, und es gab wieder acht Churfürsten. Diese acht Churfürsten waren theils geistliche (mit deren Churwürde zugleich ein geistliches Amt, das eines Erzbischofs, verbunden war); sie wurden allezeit aus den Mitgliedern des zum Erzbisthume gehörigen Domcapitels gewählt, und ihre Churwürde konnte nicht erblich sein. Diese waren: Mainz, Trier, Cöln — theils weltliche oder erbliche Churfürsten, d. h. die als Churfürsten kein geistliches Amt bekleideten, und deren männliche Nachkommen ihnen in der Churwürde folgten. Diese waren: Böhmen, Pfalz*), Sachsen, Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg. Nach der Verschiedenheit der in ihren Churländern**) herrschenden Religion waren sie entweder catholische, und zwar deren fünf; oder evangelische, an der Zahl drei, nämlich: Sachsen, Brandenburg und Braunschweig Lüneburg. Die Churfürsten hatten vor den übrigen deutschen Reichsständen gewisse Vorrechte, und zwar entweder alle gemeinschaftlich, oder auch nur einer oder der andere eigenthümlich. Die vorzüglichsten gemeinschaftlichen Vorrechte waren: 1. das Recht, den Kaiser zu wählen; 2. die

*) Der Churfürst von der Pfalz hieß zwar, nachdem Baiern 1778 dem Churfürstenthume Pfalz einverleibt worden war, gewöhnlich Churfürst von Pfalzbaiern, allein nach dem Style des deutschen Staatsrechts blos Churfürst von der Pfalz, und jener Titel wurde ihm, als er bei Leopold II. Wahl darum nachsuchte, nicht zugestanden.

**) Daher war der Churfürst von Sachsen, ungeachtet er catholisch war, doch ein evangelischer Churfürst, weil in seinen Churlanden die evangelische Religion die herrschende war.

Wahlcapitulation abzufassen; 3. die Erzämter zu bekleiden; 4. ein besonderes Collegium auf dem Reichstage zu bilden; 5. Churtage *) zu halten, und auf solchen Churvereine, d. h. Abstimmungen und gemeinschaftliche Schlüsse über die verhandelten Angelegenheiten zu fassen; 6. das Recht, daß von ihren Aussprüchen nicht an die Reichsgerichte appellirt werden konnte (privilegium de non appellando); 7. hatten sie königlichen Rang und Würde, jedoch nicht den Titel: Majestät; 8. konnten sie mehrere Churfürstenthümer zugleich besitzen, auch 9. Reichslehne oder Allodialländer des deutschen Reichs ohne kaiserliche Bewilligung an sich bringen. Die eigenthümlichen oder besondern Vorrechte der einzelnen Churfürsten waren: I. von Mainz: 1. der Vorsitz und die erste Stelle in dem Churcollegium, so wie 2. der Vortrag vor den übrigen Churfürsten; 3. das Directorium auf dem Reichstage, und in dem Corpore catholicorum; 4. das Recht, den Kaiser zu krönen, welches es jedoch, nach einem mit Trier 1656 abgeschlossenen Vergleiche, mit diesem abwechselnd ausübte. II. Trier gehörte: 1. die zweite Stelle im Churcollegium; 2. hatte es in einigen Fällen gewisse Rechte des Churfürsten von Mainz auszuüben. III. Der Churfürst von Cöln war: 1. Erzkanzler in Italien und 2. Legatus natus des päpstlichen Stuhls. IV. Böhmen hatte: 1. den Vorrang vor den weltlichen Churfürsten; 2. war von der Verbindung der Reichskreise frei; 3. hatte nicht nöthig auf den Reichstagen zu erscheinen, wenn sie nicht in Bamberg, Nürnberg, oder Merseburg gehalten wurden; 4. war, so viel Oesterreich betraf, den Reichsvicarien nicht unterworfen, wiewohl es überhaupt nicht unter denselben stehen wollte. V. Der Churfürst von der Pfalz war: 1. Erztruchseß; 2. Reichsvicarius in den Rheingegenden; 3. hatte in den Reichscollegien mehr als Eine Stimme; übte 4. das Wildfangsrecht aus, und war 5. Schutzherr der Reichsstädte Aachen, Worms und Speier. VI. Der Churfürst von Sachsen war: 1. Erzmarschall; 2. Reichsvicar in den Landen des sächsischen Rechts; 3. Director des Corporis evangelicorum; 4. Director auf dem Reichstage, wenn Mainz erledigt oder verhindert war, das Directorium zu führen; 5. Director und Kreisoberster im obersächsischen Kreise. VII. Der Churfürst von Brandenburg war: 1. Erzkämmerer; 2. führte abwechselnd das Condirectorium im westphälischen Kreise mit dem Churfürsten von der Pfalz, und im niedersächsischen Kreise mit dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg; 3. hatte mehrere Stimmen in den Reichscollegien; 4. war Schutzherr des Johanniterordens in den brandenburgischen Landen. Endlich war VIII. der Churfürst von Braunschweig-Lüneburg: 1. Erzschatzmeister; 2. Condirector des niedersächsischen Kreises; 3. abwechselnd Bischof zu Osnabrück; 4. hatte mehrere Stimmen in den Reichscollegien und war 5. Schutzherr über einige Reichsstädte. — Diese ehemalige Verfassung der Churfürsten mußte nothwendig, wenigstens in Ansehung ihrer Besitzungen, durch die im Frieden zu Lüneville (1801) geschehene Abtretung des linken

*) Genauer genommen, muß man 1. Versammlungen der Churfürsten, welche blos die Rechte und Angelegenheiten des Churcollegiums betrafen; 2. Wahltage, welche wegen der Wahl eines Kaisers oder römischen Königs gehalten wurden; und 3. Churtage oder Churfürstentage, wo über andere Reichsangelegenheiten, außer der Wahl eines Kaisers oder Königs, berathschlagt wurde, unterscheiden.

Rheinufers an Frankreich Abänderungen erleiden, und besonders schien der 7. §. den geistlichen Churfürsten nachtheilig, worin nur der erblichen Fürsten gedacht wurde, die von dem deutschen Reiche Entschädigung erhalten sollten. Zwar wählten die Domcapitel zu Cöln und Münster, nach Absterben des Churfürsten zu Cöln, Maximilian (am 26. Juli 1801), den Erzherzog von Oesterreich, Anton Victor, am 7. Oct. zum neuen Churfürsten von Cöln, dessen Wahl auch von Seiten Oesterreichs am 14. Oct. für pflicht- und constitutionsmäßig erklärt wurde, obgleich von Preußen und Frankreich schon vorher wider dieselbe protestirt worden war; allein es hatte diese Wahl keine Wirkung. Durch ein kaiserliches Rescript vom 14. Juli 1802 wurde zuerst eine zur Erörterung der Entschädigungen ernannte Reichsdeputation nach Regensburg zusammenberufen, und dieser am 21. August ein von Frankreich und Rußland entworfener Entschädigungsplan vorgelegt, nach welchem nunmehr nur ein geistlicher Churfürst; nämlich Mainz, unter dem Titel: Churfürst Reichserzkanzler, übrig bleiben sollte, hingegen drei neue weltliche Churfürsten, nämlich: Baden, Wirtemberg und Hessen-Cassel erwählt wurden. Da aber Oesterreich bereits am 31. August die dem Großherzoge von Toscana durch Salzburg und Berchtolsgaden zugestandene Entschädigung für unzugänglich erklärt, und darauf den 28. December zu Paris wegen dessen völliger Entschädigung mit Frankreich eine Convention abgeschlossen hatte; so wurde dem Großherzoge außer mehreren Besitzungen auch die Churwürde versprochen. Nach der von Seiten Rußlands, Frankreichs, des Kaisers und der deutschen Reichsstände geschehenen Ratification des Entschädigungsplans, worin man zugleich dem noch lebenden Churfürsten von Trier gewisse jährliche Einkünfte festsetzte, wurden die vier neuen Churfürsten: Baden, Wirtemberg, Hessen-Cassel und Salzburg, so wie der neue Churfürst Erzkanzler am 22. August 1803 in das churfürstliche Collegium eingeführt. Es waren nun zehn Churfürsten, nämlich: 1. der Erzkanzler, 2. Böhmen, 3. Pfalzbaiern, 4. Salzburg, 5. Sachsen, 6. Brandenburg, 7 Braunschweig, 8. Wirtemberg, 9. Baden, 10. Hessen; und unter diesen die letzten sechs evangelische, so daß diese Religionspartei hierdurch, so wie durch 27 neue, im Reichsfürstenrathe erhaltene Stimmen, ganz gegen die vorherige Verfassung, die Stimmenmehrheit für sich hatte. Allein die ganze Verfassung des Churcollegiums, so wie die deutsche Reichsverfassung überhaupt, eilten ihrem Ende entgegen. Schon durch den preßburger Frieden (27. December 1803) wurde die salzburgische Churwürde wieder aufgehoben, indem Oesterreich durch diesen Frieden Salzburg und Berchtolsgaden erhielt, dagegen der Churfürst von Salzburg mit Würzburg entschädigt wurde, das er unter dem Titel eines Churfürstenthums erhielt; auch erhielten Baiern und Wirtemberg die Königswürde, ohne jedoch deshalb aus dem deutschen Reichsverbande zu treten. Allein am 12. Juli 1806 erfolgte zu Paris der Abschluß der rheinischen Conföderationsacte, und schon am 1. August entsagten Baiern, Wirtemberg, der Erzkanzler und Baden der deutschen Reichsverbindung, und der französische Minister Bacher erklärte auf dem Reichstage zu Regensburg: daß der Kaiser von Frankreich kein deutsches Reich mehr anerkenne, und den Titel eines Protectors der Rheinconföderation angenommen habe. Jetzt legte der deutsche Kaiser am 6. August seine Kaiserwürde nieder. Noch führten zwar

Würzburg, Sachsen und Hessen den churfürstlichen Titel, allein nur auf kurze Zeit. Denn bereits den 30. Sept. trat der erstere dem rheinischen Bunde bei und nahm den Titel eines Großherzogs an; ihm folgte am 11. Dec. Sachsen, das zugleich durch den mit Frankreich abgeschlossenen Frieden zu Posen ebenfalls die Königswürde annahm. Es blieb daher von den Churfürsten nur noch Hessen übrig; allein ob er schon bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Preußen 1806 neutral war, so bemächtigte sich doch Napoleon bald nach der jenaer Schlacht des Landes und erklärte den Churfürsten desselben für verlustig. So gab es dann nur noch zwei Titularchurfürsten, von Trier und Hessen. Ersterer ist inzwischen gestorben und Letzterer, der nach dem Sturze der Napoleoniden in sein Land zurückkehrte, hat zwar den Churfürstentitel beibehalten, da aber durch die neue Staatsverfassung Deutschlands das deutsche Reich nicht wieder hergestellt worden, sondern ein deutscher Bund souveräner deutscher Fürsten, so hat dadurch die Churfürstenwürde ihrem Begriff und Wesen nach ein Ende erreicht.

Chylus, der Milchsaft, Nahrungssaft, auch Nährsaft, der durch die Verdauung der Speisen im Magen bereitet wird. Er ist eine zähe weißliche Flüssigkeit und geht in das Blut über, dessen Abgang er ersetzt. Chylification, die Bereitung des Milchsaftes aus den genossenen Nahrungsmitteln.

Chymus ist die im Verdauungscanal und insbesondere im Magen enthaltene, durch die Verdauung allmählig aus den eingenommenen Nahrungsmitteln hervorgebrachte Nahrungsmasse. (S. Verdauung.)

Cibber (Colley), ein berühmter englischer Dramatiker und Schauspieler, geboren zu London im J. 1671. Cibber diente unter dem Herzoge von Devonshire bei der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron setzte, und betrat hierauf als Schauspieler das Theater von Drury-Lane. Der Beifall, den er fand, entsprach anfangs seiner Neigung für die Schauspielerkunst nicht; indeß verbesserte sich seine Lage stufenweis. Endlich zeigte sich sein Talent für diejenigen Rollen, welche die Engländer grims (Murrköpfe) nennen, auf eine glänzende Weise in der Rolle des Fondlewife in the old Batchelor von Congreve. Im J. 1695 erschien seine erste Comödie Love's last shift, die vielen Beifall erhielt. Er spielte darin die Rolle des Sir Novelty, eines Modegecken en Caricatur, dergleichen in seinen meisten Stücken vorkommt, in welcher Rollengattung er sich am meisten auszeichnete. Seinen dramatischen Ruf begründete er hauptsächlich durch the careless Husband, womit er selbst seinem erklärten Feinde Pope Beifall abgewann. Es ist dies Stück zwar ohne Originalität in den Charakteren und ohne Erfindung in der Intrigue, aber ein mit Eleganz ausgeführtes Gemählde der Sitten und Lächerlichkeiten der Zeit. Sein Lustspiel the Non-juror ist eine den englischen Sitten angepaßte Nachahmung des Tartüffe. Sie erschien 1717, und war gegen die Jacobiten gerichtet; wie sie vom Hofe gut bezahlt wurde, so zog sie anderer Seits dem Verfasser viele Feinde zu, deren Zahl er durch sein Betragen als Director des Theaters von Drury-Lane, bei welchen er seit 1711 associirt war, noch vermehrte. Diese bekamen freien Spielraum, als er 1730 zum gekrönten Poeten creirt ward. Cibber ergriff indeß bald die beste Partie, selbst über seine Verse zu spotten, und dadurch seine Feinde zu entwaffnen. Nur Pope ließ nicht ab, ihn bei jeder Gele-

genheit lächerlich zu machen. Im J. 1750 verließ er das Theater, das er in der Folge nur noch einmal wieder betrat, gab seine Denkwürdigkeiten unter dem Titel Apologie des Lebens Colley Cibbers ꝛc. heraus, ein unterhaltendes, mit Geist und Freimüthigkeit geschriebenes Werk, das viele interessante Anekdoten und Bemerkungen enthält, und starb 1757. — Theophilus Cibber, des Vorigen Sohn, war 1703 geboren, und widmete sich ebenfalls dem Theater. Er gab bald Proben seines Talents. Die Natur hatte ihn in Ansehung des Physischen nicht so begünstigt, wie seinen Vater; aber Einsicht und Lebhaftigkeit in seinem Spiele ersetzten die äußern Mängel und er würde den ausgezeichnetsten Erfolg auf der Bühne gehabt haben, wenn nicht ein unwiderstehlicher Hang zur Verschwendung ihn unaufhörlich irre geführt hätte. Als er nach einer Reise nach Frankreich zurückkam, klagte er einen Mann der Verführung seiner Frau an und foderte 5.000 Pfund Sterling Schadenersatz, von welcher Foderung aber die Richter ihm nur 10 Pfund zuerkannten. Er hatte sich 1757 bei dem Theater zu Dublin engagirt, litt aber auf der Ueberfahrt Schiffbruch und ertrank im Meere. Als Schriftsteller hatte er sich wenig ausgezeichnet; die unter seinem Namen erschienenen Lebensbeschreibungen englischer und irländischer Dichter rühren von Robert Shiels her, der die Erlaubniß, Cibbers Namen davor zu setzen, um zehn Guineen von ihm erkaufte, als er eben Schulden halber in der Kings Bench saß. Cibbers bereits erwähnte Gattin, Susanna Marie, geboren 1716, war eine der besten Schauspielerinnen des englischen Theaters. Sie war die Schwester des als Componist berühmten Doctors Arne (von welchem auch die Composition des Rule Britannia herrührt), der sie in der Musik unterrichtete und in einer seiner Opern auf dem Haymarket-Theater auftreten ließ. Im J. 1734 verheirathete sie sich mit Th. Cibber, und widmete sich seitdem der Tragödie. Ihre Schönheit, so wie ihr Talent, erwarben ihr die Gunst des Publicums. Seit jenem oben erwähnten Ereignisse lebte sie von ihrem Manne getrennt und starb 1766.

Ciborium, ursprünglich ein aus einem ägyptischen Gewächse verfertigtes Trinkgeschirr. In der römischen Kirche ist es das Gefäß oder Behältniß, worin das Venerabile aufbewahrt wird.

Cicero (Marcus Tullius). Dieser berühmte Römer war im Jahre Roms 647 zu Arpinum geboren. Seine Familie gehörte ursprünglich zum Ritterstande, hatte sich aber stets entfernt von Geschäften und Aemtern gehalten. Sein Vater, der in ländlicher Ruhe den Wissenschaften lebte, stand in ehrenvollen Verbindungen mit den ersten Bürgern der Republik. In die Zahl derselben gehörte der berühmte Redner Crassus, welcher selbst für die Erziehung des jungen Cicero und seines Bruders Quintus sorgen wollte, ihnen Lehrer wählte und ihre Studien leitete. Schon früh zeigte Cicero die Ueberlegenheit seines Geistes. Die Lectüre der griechischen Schriftsteller, die Dichtkunst, Rhetorik und Philosophie nahmen die ersten Jahre seiner Jugend ein. Er schrieb viel in griechischer Sprache; seine Verse sind schön gebaut, aber nur von mittelmäßigem dichterischen Werth. Weder die Dichtkunst, noch die Beredsamkeit waren bei den Römern ausgebildet, und Cicero begnügte sich, der größte Redner Roms zu werden. Diesen Ruhm zu erreichen, machte er Anstrengungen, welche uns kaum begreiflich scheinen möchten. Zuvor aber machte er einen Feldzug unter Sylla in dem Kriege gegen die Marsen. Nach seiner Rückkehr genoß er mit Eifer den Unterricht des Akademikers

Philo und des berühmten Redner Molo, und wandte mehrere Jahre darauf, sich die einem Redner nothwendigen Kenntnisse zu erwerben. Er war ein Zeuge der Grausamkeiten des Marius und Cinna, der Proscriptionen des Sylla; die geschwächte, blutbefleckte Republik blieb ruhig unter dem Joche ihres unbarmherzigen Dictators. Cicero, damals 26 Jahr alt, ausgerüstet mit Kenntnissen und seinem Genie, erschien vor Gericht, anfangs in einigen Civilprozessen, dann in einer Criminalsache, indem er die Vertheidigung des auf Vatermord angeklagten Roscius Amerinus gegen des Sylla Freigelassenen Chrysogonus übernahm. Mit dem Muthe der Jugend führte er diese Vertheidigung, verwirrte die Ankläger und zwang die Richter, den Angeklagten loszusprechen. Nach diesem glänzenden Erfolge verlebte er noch ein Jahr in Rom, und übernahm sogar noch eine Rechtssache, die dem Dictator mißfallen mußte. Aber seine geschwächte Gesundheit bewog ihn zu reisen. Er ging nach Athen, das noch immer der Mittelpunct der Wissenschaften zu sein schien. Hier in dem Hause eines Akademikers wohnend und aufgesucht von den Philosophen aller Schulen, den Unterricht der Lehrer in der Beredsamkeit benutzend, verlebte er sechs Jahre mit seinem Freunde Atticus im Genusse der Studien und gelehrter Unterhandlungen. Man setzt in diese Zeit seine Einweihung in die eleusinischen Mysterien. Nach Sylla's Tode verließ er Griechenland und nahm den Weg nach Asien, wo er sich mit den geschicktesten Rednern umgab und an ihren Uebungen Theil nahm. Cicero kam nach Italien zurück, und seine neuen Erfolge bewiesen den Werth des griechischen Unterrichts. Unter andern vertheidigte er den berühmten Schauspieler Roscius, seinen Freund und Lehrer in der Declamirkunst. Endlich in einem Alter von 30 Jahren trat er in die Laufbahn der öffentlichen Angelegenheiten. Er bewarb sich um die Quästur, mit welcher die Senatorwürde unmittelbar verbunden war. Er ward Quästor von Sicilien zu einer Zeit der Hungersnoth in Rom, und wußte von dort eine große Menge Getreide nach der Hauptstadt zu schaffen, ohne zu sehr das Mißfallen der Einwohner zu erwecken. Als er wieder nach Rom zurückgekehrt war, fuhr er fort, als Redner aufzutreten; er vertheidigte die Angelegenheiten von Privatpersonen, ohne anderes Interesse als den Ruhm. Unstreitig ein ehrenvoller Tag war es für Cicero, an dem die Gesandten Siciliens bei ihm erschienen, mit der Bitte, ihre Sache gegen Verres zu führen. Dieses Zutrauens eines bedrängten Volks würdig, trat er gegen den damals allmächtigen, von dem berühmten Hortensius vertheidigten Räuber auf, nachdem er in Sicilien selbst die Beweise seiner Verbrechen gesammelt hatte. Er mahlte sie mit den lebhaftesten Farben in seinen unsterblichen Reden. Es sind deren sieben, aber nur die beiden ersten wurden gehalten. Hortensius verstummte vor der Wahrheit, und Verres wählte freiwillige Verbannung. Nach diesem Prozesse trat er die Aedilwürde an, Ungeachtet sein Vermögen nur mäßig war, wußte er sich in diesem Amte durch weise Freigebigkeit die Gunst des Volks zu erwerben. Aber er bedurfte für seine Plane auch der Freundschaft der Großen. Cicero wandte sich auf Pompejus Seite, welcher das Haupt des Adels und der erste Bürger des freien Roms war. Er ward sein Lobredner und eifrigster Anhänger. Zugleich führte er mehrere Rechtssachen. Er sprach für Cluentius in einer Criminalangelegenheit. Catilina begann damals seine Plane gegen die Republik anzuspinnen. Er war der Erpressungen in seiner Statthalterschaft von Afrika angeklagt, und Cicero war im Begriff, seine Vertheidigung zu übernehmen, als die

Bewerbung um das Consulat beide zu Nebenbuhlern und Feinden machte, Cicero's Verdienst siegte über Catilina's Ränke und den Geist der Patricier, die sein Emporkommen mit Neid betrachteten. Nicht durch Stimmenmehrheit, sondern durch einstimmigen Zuruf wurde ihm das Consulat übertragen, welches die glänzendste Epoche seines politischen Lebens ward. Roms Zustand war schwankend und gewaltsam. Catilina strebte nach dem nächsten Consulate. Zugleich vermehrte er die Zahl der Verschwornen und ließ Truppen unter einem gewissen Mallius ausheben. Cicero achtete auf Alles. Um seines Collegen Antonius, der heimlich mit den Verschwornen verbunden war, sich zu versichern, trat er ihm seine consularische Provinz ab. Zugleich bedacht, das Volk zu schonen, bewies er sich nicht minder kühn in Aufrechthaltung der wahren Regierungsgrundsätze. Schon in den ersten Tagen seines Consulats griff er den Tribun Rullus an, der, vermöge des Plans zu einem neuen Ackergesetze, Commissarien eine für die Freiheit beunruhigende Macht anvertraute. Die Politik Cicero's beruhte ganz in seiner Beredsamkeit. Durch seine Gewandtheit und sein Talent ließ er von dem Volke selbst ein ganz für dasselbe gegebenes Gesetz verwerfen. Indem er sich stellte, der Consul des Volks, aber treu dem Interesse der Großen zu sein, ließ er das Decret Sylla's aufrecht erhalten, das den Kindern der Proscribirten die öffentlichen Aemter versagte. Dadurch allein, daß er sich in der Liebe Aller erhielt, gelang es ihm, Catilina's Plane zu vereiteln. Einverständnisse unterrichteten ihn von allen Schritten der Verschwornen. Der Senat gab das berühmte Decret, das für große Gefahren die Consuln mit dictatorischer Gewalt bekleidete. Cicero verdoppelte die Wachsamkeit und nahm einige äußere Maßregeln. Dann begab er sich in die Comitien, um bei der Wahl der neuen Consuln zu präsidiren. Catilina ward zum zweiten Male ausgeschlossen und hatte jetzt keine andere Zuflucht, als Mord und Brand. Er versammelt seine Genossen, trägt ihnen auf, Rom zu verbrennen, und erklärt, daß er sich an die Spitze der Truppen des Mallius stellen werde. Zwei römische Ritter versprechen, den Consul in seinem eigenen Hause zu ermorden. Cicero, dem Alles bekannt ist, beruft zwei Tage darauf den Senat im Capitol; und hier bricht er mit seiner donnernden Beredsamkeit gegen Catilina los, der als Senator zu erscheinen gewagt hatte. Dieser verläßt drohend den Senat. Am andern Tage versammelt Cicero das Volk auf dem Forum, unterrichtet es von dem ganzen Gange der Verschwörung, und triumphirt, den Verschwornen ihr Oberhaupt genommen, diesen aber zu einem offenen Kriege gezwungen zu haben. Mitten in dieser gewaltsamen Krisis führte er noch eine Privatsache, indem er den designirten Consul Murena in einer meisterhaften Rede gegen die Anklage des Stoikers Cato vertheidigte. Die Verschwornen verlor er nicht aus den Augen. Da er erfuhr, daß Lentulus, der an der Spitze der in Rom gebliebenen Aufrührer stand, die Gesandten der Allobroger zu verführen suche, bewog er sie zur Verstellung, um den vollständigen Beweis des Verbrechens zu erhalten. Die Gesandten wurden in dem Augenblicke ergriffen, wo sie Rom mit Volturcius, einem der Verschwornen, verlassen wollten. Man legte dem Senat die Briefe des Lentulus vor; die Verschwörung war erwiesen. Es war nur noch von der Strafe die Rede. Mehrere Gesetze verboten, einen römischen Bürger am Leben zu strafen; Cäsar machte sie mit Gewandtheit geltend. Cato foderte laut die Hinrichtung der Schuldigen. Dieselbe Meinung sprach Cicero mit mehr Kunst aus. Sie wurden

im Gefängnisse hingerichtet, wiewohl der Consul voraussah, daß sie einst Rächer finden würden. Rom war gerettet, und alle Römer begrüßten Cicero als den Vater des Vaterlandes. Aber schon erwachte der Neid wider ihn. Ein aufrührischer Tribun erlaubte ihm nicht, von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen, und Cicero konnte, als er das Consulat niederlegte, nur den herrlichen Eid sprechen: „Ich schwöre, daß ich die Republik gerettet habe.“ Cäsar war stets sein Gegner, und Pompejus fürchtete einen Bürger, der die Freiheit zu sehr liebte, um den Triumvirn günstig zu sein. Cicero sah allmählig sein Ansehen sinken und sogar seine Sicherheit bedroht. Mehr als je beschäftigte er sich mit den Wissenschaften. Er schrieb in griechischer Sprache die Geschichte seines Consulats, und verfaßte über denselben Gegenstand ein lateinisches Gedicht in drei Gesängen. Endlich aber brach das Ungewitter durch die wüthende Feindschaft des Clodius los, und eben dies von Cicero so gefeierte Consulat ward der Vorwand zu seinem Verderben. Clodius setzte ein Gesetz durch, das Jeden des Verraths schuldig erklärte, der einen römischen Bürger hinrichten lassen, bevor das Volk ihn verurtheilt habe. Der erlauchte Consular legte Trauerkleider an, und erschien von den Rittern und vielen jungen Patriciern begleitet, in den Straßen Roms, den Schutz des Volks anrufend. Clodius, an der Spitze bewaffneter Satelliten, beleidigte ihn mehrere Mal, und wagte sogar den Senat zu umlagern. Aus Schwäche oder aus Tugend wählte endlich Cicero ein freiwilliges Exil, durchirrte Italien, und nahm endlich seine Zuflucht nach Thessalonich zum Plancus. Clodius indeß verfolgte seinen Triumph, er ließ durch neue Decrete Cicero's Gartenhäuser schleifen, und an der Stelle seines Hauses zu Rom einen Tempel der Freiheit erbauen. Seine Gattin und seine Kinder wurden Mißhandlungen ausgesetzt. Während die Nachrichten dieser Ereignisse den Unglücklichen fast zur Verzweiflung brachten, bereitete sich zu Rom eine Revolution zu seinen Gunsten vor. Clodius Kühnheit ward Allen gleich unerträglich. Pompejus ermunterte Cicero's Freunde, seine Zurückberufung zu bewirken. Der Senat erklärte, daß er sich mit keiner Angelegenheit beschäftigen werde, bevor nicht das Verbannungsdecret zurückgenommen sei. Durch den Eifer des Consuls Lentulus und auf den Vorschlag mehrerer Tribunen ging, trotz eines blutigen Tumults, in welchem Cicero's Bruder Quintus gefährlich verwundet wurde, im folgenden Jahre das Zurückberufungsdecret in der Volksversammlung durch. So kehrte Cicero nach zehn Monaten ehrenvoll zurück. Der versammelte Senat empfieng ihn an den Thoren der Stadt und sein Einzug glich einem Triumphe. Die Republik übernahm den Wiederaufbau seiner Häuser. Von diesem Zeitpunkte begann für Cicero ein neues Leben. Sein republicanischer Eifer minderte sich in dem Maße, wie er sich mehr an Pompejus anschloß, den er für seinen Wohlthäter erklärte. Clodius widersetzte sich mit gewaffneter Hand dem Wiederaufbau der Häuser Ciceros und griff ihn oft selbst an; Milo trieb ihn mit den Waffen zurück und klagte ihn zugleich vor Gericht an. Rom ward oft ein Schlachtfeld. Indeß verlebte Cicero mehrere Jahre in einer Art von Ruhe, mit seinen rhetorischen Werken beschäftigt. Aus Gefälligkeit gegen Pompejus vertheidigte er Vatinius und Gabinius, zwei schlechte Bürger, die sich als seine unversöhnlichen Feinde gezeigt hatten. Vier und funfzig Jahre alt trat Cicero in das Collegium der Augurn. Der Tod des unruhigen Clodius, welcher von Milo umgebracht wurde, befreite ihn von seinem gefährlichsten Gegner.

Er vertheidigte den Mörder, der sein Freund und Rächer war, in einer schönen Rede; aber der Anblick der Soldaten des Pompejus und das Geschrei der Anhänger des Clodius verwirrten ihn, als er sie hielt. Um diese Zeit ernannte der Senat ihn zum Statthalter von Cilicien. Cicero führte auf diesem für ihn neuen Posten den Krieg mit Glück, schlug die Parther zurück, und ward von den Soldaten mit dem Titel Imperator begrüßt. Die Ehre des Triumphs ward ihm jedoch nicht zugestanden. Sobald seine Sendung beendigt war, kehrte er nach Rom zurück, das der Bruch zwischen Cäsar und Pompejus mit einem großen Ereignisse bedrohte. Die Schrecken eines Bürgerkrieges verabscheuend, glaubte er beide Nebenbuhler zu versöhnen, obwohl er seine Unvermeidlichkeit hätte einsehen sollen. Cäsar marschirte auf Rom, und Pompejus sah sich gezwungen, mit den Consuln und dem Senate zu fliehen. Cicero, der dieses plötzliche Anrücken nicht vorhergesehen hatte, befand sich noch in Italien. Cäsar sah ihn zu Formiä, und vermochte nichts über ihn. Cicero, obgleich er überzeugt war, daß die Gegenpartei sicherer sei, und obgleich sein Eidam Dolabella einer von Cäsars Vertrauten war, ging dennoch aus Ehrgefühl wieder zu Pompejus. Nach der pharsalischen Schlacht und des Pompejus Flucht weigerte er sich, den Oberbefehl über einige in Dyrrhachium gebliebene Truppen zu übernehmen, und indem er auf jeden Plan für Krieg und Freiheit Verzicht leistete, begab er sich nach Italien, welches Cäsars Stellvertreter Antonius verwaltete. Diese Rückkehr war mit manchen Unangenehmlichkeiten verknüpft, bis der Sieger ihm schrieb und bald nachher ihn mit huldvoller Vertraulichkeit aufnahm. Cicero beschäftigte sich ganz mit der Literatur und Philosophie. Er trennte sich von seiner Gemahlin Terentia, um eine schöne und reiche Erbin zu heirathen, deren Vormund er war. Aber die ökonomischen Rücksichten, die ihn zu diesem Schritte vermochten, konnten ihn nie bestimmen, der Oberherrschaft zu schmeicheln; vielmehr hielt er sich absichtlich entfernt, indem er die Schmeichler Cäsars verspottete, und ihnen seine Lobrede Cato's entgegensetzte. Sein Mißvergnügen ward jedoch durch Cäsars Großmuth besiegt, als dieser dem Marcellus verzieh. Entzückt über eine Handlung der Gnade, die ihm einen Freund wiedergab, brach Cicero sein Schweigen und hielt jene berühmte Rede, die eben so viel Lehren als Lobsprüche enthält. Bald darauf sprach er für Ligarius, und der Todesbefehl entsank den Händen Cäsars. Cicero gewann einen Theil seines Ansehens wieder, als der Tod seiner Tochter Tullia ihn auf das schmerzlichste traf. Er schrieb, um seinen Gram zu mildern, seine Abhandlung vom Troste und beschäftigte sich aufs eifrigste mit den Studien und den Wissenschaften. Seine tusculanischen Quäſtionen und sein Werk de legibus, verfaßte er in jener Zeit, und vollendete sein Buch Hortensius, seine vier Bücher akademischer Quäſtionen, und eine Leichenrede auf Cato's Schwester Porcia. — Die Ermordung Cäsars, die anfänglich Alles zu verändern schien, eröffnete dem Redner eine neue Laufbahn. Cicero hoffte einen großen politischen Einfluß wieder zu gewinnen; die Verschwornen theilten ihm den Ruhm einer Unternehmung zu, an welcher sie ihm keinen Antheil gegeben. Je weniger er, ein ehrgeiziger Republikaner, bei der Revolution selbst gethan hatte, um so thätigern Antheil eilte er durch Billigung und Beförderung nachher daran zu nehmen. Aber durch den Tod des Beherrschers war die Republik nicht wieder hergestellt. Antonius trat an Cäsars Stelle. Auch in diesem unruhvollen Jahre fand Cicero Muße für gelehrte Be-

schäftigungen. Er schrieb seine Abhandlungen de Natura Deorum, de Senectute und de Amicitia, beschäftigte sich mit einer Geschichte seiner Zeit, begann sein unsterbliches Werk de Officiis, und vollendete ein anderes de Gloria, das erst im vierzehnten Jahrhunderte verloren gegangen. Er entschloß sich nach Griechenland zu gehen, wo er sicher sein konnte. Allein bald kehrte er nach Rom zurück, und faßte jetzt jene bewunderten Reden gegen Antonius ab, die wir unter dem Namen der Philippischen kennen, und die, indem sie seiner Beredsamkeit das Siegel aufdrücken, so rühmlich seinen Patriotismus beurkunden. Ein unversöhnlicher Feind des Antonius, glaubte er den jungen Octavius begünstigen zu müssen, wiewohl ihn die verstellte Mäßigung desselben nicht täuschte. Von ihm gingen alle kräftigen Beschlüsse des Senats in dem Kriege aus, den die Consuln und der junge Cäsar im Namen der Republik gegen Antonius führten. Als nach dem Tode der beiden Consuln Octavius sich des Consulats bemächtigt hatte, und mit Antonius und Lepidus ein Bündniß schloß, sank die Macht des Senats und des Redners vor den Waffen der Triumvirn. Cicero, der stets Octavius geschont und dem Brutus sogar vorgeschlagen hatte, sich mit ihm auszusöhnen, sah endlich, daß es keine Freiheit mehr geben würde. Als die Triumvirn einander selbst das Blut ihrer Freunde Preis gaben, ward Cicero's Kopf von Antonius gefodert. Cicero, der sich mit seinem Bruder und Neffen nach Tusculum zurückgezogen hatte, erfuhr, daß sein Name auf der Proscriptionsliste stehe. Er begab sich in großer Unentschlossenheit an die Meeresküste und schiffte sich ein. Ungünstige Winde trieben ihn ans Land zurück. Auf die Bitten seiner Sclaven schiffte er sich zum zweiten Mal ein, stieg aber bald wieder ans Land, um in seinem Landhause bei Formiä zu ruhen. Hier beschloß er, sein Schicksal zu erwarten. „Ich will sterben," sagte er, „in dem Vaterlande, das ich mehr als einmal gerettet habe." Seine Sclaven, welche die Gegend bereits von den Soldaten der Triumvirn beunruhigt sahen, versuchten, ihn in einer Sänfte zu entfernen; aber bald erblickten sie die Mörder auf ihren Fersen. Sie rüsteten sich zum Kampfe. Doch Cicero, welcher fühlte, daß Sterben jetzt unvermeidlich sei, verbot ihnen allen Widerstand, beugte sein Haupt dem Popillus, dem Anführer der Mörder, entgegen, den er einst durch seine Beredsamkeit gerettet hatte, und litt muthiger den Tod, als er das Unglück ertragen hatte. Er starb 64 Jahr alt. Sein Kopf und seine Hände wurden zu Antonius gebracht, der sie auf derselben Rednerbühne befestigen ließ, von welcher herab der Redner, wie Livius sagt, eine Beredsamkeit hatte hören lassen, die nie eine menschliche Stimme erreicht hat. Cicero verdiente das Zeugniß vollkommen, das ihm August mit den Worten gab: Er war ein guter Bürger, der aufrichtig sein Vaterland liebte. — Er war, was so selten mit der Größe verbunden ist, auch ein tugendhafter Mann, denn er hatte nur Charakterschwächen, kein Laster, und er suchte immer das Gute um des Guten, oder was am leichtesten zu verzeihen ist, um des Ruhmes willen. Sein Herz war allen edlen Eindrücken, allen reinen und schönen Gefühlen, der Vaterlandsliebe, der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Liebe für die Wissenschaften geöffnet. Er gewinnt, je näher man ihn kennen lernt. Cicero's Beredsamkeit blieb stets Muster. Nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften war er der bewundertste der alten Schriftsteller, und immer wird die Reinheit des Styls ihm den ersten Rang unter den römischen Classikern erhalten. Wenn man ein völlig geläutertes, höchst elegantes Latein bezeichnen will, so

nennt man es ein Ciceronianiſches Latein. Die vorzüglichſten ſeiner Werke ſind ſeine Reden, die ſich eben ſo ſehr durch kunſtreiche Anordnung und eine harmoniſche Sprache, als durch kraftvolle, geiſtreiche und tiefe Gedanken auszeichnen. Der Styl der philoſophiſchen Schriften, der redneriſchen Pracht entkleidet, athmet jenen feinen Atticismus, den einige Zeitgenoſſen auch ſeinen Reden gewünſcht hätten. Man erkennt indeß den Redner an dem gedehnten, minder lebhaften Dialog. Dieſe philoſophiſchen Schriften, deren Hauptinhalt von den Griechen entlehnt iſt, haben für uns einen ſehr ungleichen Werth. So iſt ſein Werk de Natura Deorum, bei aller Eleganz und Klarheit der Analyſen, für uns nur eine Sammlung von Irrthümern; die Tuſculanen (Tusculana Quaestiones) leiden an den Subtilitäten der atheniſchen Schule, eben ſo gehört das Werk de Finibus Bonorum et Malorum dieſer etwas zu trockenen dogmatiſchen Philoſophie an. Dagegegen haben ſeine Werke über die practiſche Moral ihren ganzen Werth behalten. Das Buch de Officiis bleibt die ſchönſte von rein menſchlicher Weisheit eingegebene Abhandlung über die Tugend. Auch ſind die Freuden der Freundſchaft und des Alters nie beſſer dargeſtellt worden, als von Cicero in ſeinen Werken de Amicitia und de Senectute. Der Traum des Scipio, das einzige Bruchſtück, das wir von ſeinem Buche de Republica beſitzen, iſt von einer glänzenden Originalität. Die Werke de Divinatione und de Legibus ſind lehrreiche Denkmähler des Alterthums. Derſelbe philoſophiſche Geiſt zeigt ſich in ſeinen oratoriſchen Schriften, beſonders in der wichtigſten derſelben, de Oratore, wiewohl weder hier, noch in den Claris Oratoribus, den Topicis, der Partitione oratoria u. ſ. w. viel für uns Brauchbares enthalten iſt. Das intereſſanteſte von allen Ciceronianiſchen Werken aber ſind für die Nachwelt ſeine Epistolae familiares und ad Atticum, welche mehr als irgend ein anderes eine genaue und lebhafte Idee von dem Zuſtande der Republik geben, und den Verfaſſer in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit als Menſch zeigen. (Sie ſind meiſterhaft überſetzt von Wieland.) Seine übrigen Werke übergehen wir, und ſchließen mit der Anmerkung, daß ſein Leben unter den Alten von Plutarch, unter den Neuern von Middleton und Morabin beſchrieben worden iſt. Neuere gute Ausgaben ſeiner ſämmtlichen Werke haben wir von J. A. Erneſti, Beck und Schütz. — Cicero heißt auch, in den Buchdruckereien, eine mittlere Schriftſorte, weil Cicero's Werke zuerſt damit gedruckt worden.

Cicerone heißt in Italien, beſonders in Rom, derjenige, der den Fremden die Merkwürdigkeiten und Alterthümer zeigt und erklärt. Weil dergleichen Leute gewöhnlich ſehr redſelig ſind, ſo hat man ſie durch eine abuſive und ſcherzhafte Analogie (von Cicero) Cicerone genannt. Zu einem wahren, guten Cicerone gehören aber gründliche gelehrte Kenntniſſe, und daher haben auch mehrere verdienſtvolle Archäologen und Kunſtkritiker als Fernow, Hirt, Reifenſtein u. A., es nicht verſchmäht, ſich einer Beſchäftigung zu widmen, in welcher ſie Andern nützlich werden konnten, während ſie ſelbſt durch die wiederholte Betrachtung der Kunſtwerke ſich immer vertrauter mit denſelben machten.

Cichorie, eine Pflanze, deren Wurzel geröſtet und gemahlen ein Caffeeſurrogat abgiebt, das beſonders zur Zeit des Continentalſyſtems ſtark geſucht und daher in großer Menge, namentlich in Braunſchweig, Meppen, Helmſtädt und andern Städten Niederſachſens, fabricirt wurde.

Cicisbeo ist in Italien der erklärte Führer, Begleiter und Gesellschafter einer verheiratheten Dame. Der gute Ton in allen höhern Ständen Italiens will, daß der Ehemann von dem Tage der Hochzeit an nur in seinem Hause mit seiner Frau umgehe; in Gesellschaften, zu öffentlichen Lustbarkeiten begleitet sie der Cicisbeo, der seiner Gebieterin bereits bei der Toilette aufwartet, um sich die Befehle für den heutigen Tag von ihr geben zu lassen. Dem deutschen Ehemanne möchten die Annehmlichkeiten des Cicisbeats nicht so wohl einleuchten, als dem italienischen, so sehr auch Jagemann in dem zweiten seiner Briefe über Italien sich bemüht, das Cicisbeat gefällig darzustellen; und in der That ist diese Sitte um so auffallender, da der von Natur so eifersüchtige Italiener mit dem Ehestande zugleich seinen ganzen Charakter zu verändern scheint. Der P. Barri hat die Cicisbeatura zum Gegenstande eines moralischen Werkes gemacht, und theilt sie in die larga und stretta. Die erste findet er zulässlich, aber die letzte ist auch ihm ein Stein des Anstoßes. — **Cicisbeo**, im Deutschen gebraucht, hat stets einen mindestens **verdächtigen** Nebensinn. Es wird oft für **Hausfreund** gesagt, aber für einen solchen, den man öfter in Gesellschaft der Frau, als in Begleitung des Mannes vom Hause sieht; auch wohl geradezu für begünstigten **Liebhaber**. Doch ist der Ausdruck nur anwendbar, wenn von Personen, welche, was man nennt, zur **guten Gesellschaft** gehören, die Rede ist.

Cid. Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Vivar, mit dem Beinamen der Cid, geb. 1026, ist einer der wenigen Helden, dem es blos durch Tugend, Tapferkeit und Klugheit gelang, bei seinem Leben den Königen gleich geschätzt, und auch nach seinem Tode der Stolz seiner Nation zu sein. Er, von seinen Feinden el mio Cid (mein Herr), Campeador (Kampfheld ohne Gleichen) von seinem König und Volk genannt, „der zu guter Stunde geborne, zu guter Stunde umgürtete Ritter," lebte fort in der Poesie seines Vaterlandes, und **Herder** hat die Romanzen, die seinen Ruhm verewigen, auch uns ertönen lassen. Früher kannten wir fast nur aus dem Schauspiele des großen Corneille die in ihrer Art einzige Geschichte seiner Liebe. Rodrigo liebte, so zärtlich als er geliebt ward, Ximenen, Tochter des Grafen Gormaz, der nebst Diego, dem Vater Rodrigos, am Hofe Ferdinands von Castilien, vor allen Rittern glänzte. Gormaz Eifersucht auf Diego's größere Auszeichnung entzweite beide Väter, und als es einst zwischen ihnen zum Zweikampf gekommen war, worin Gormaz den Greis Diego besiegt, und diese Schmach noch durch Hohn vermehrt hatte, foderte Diego von seinem Sohne das Blut des Beleidigers. Im gewaltigen Kampfe zwischen Ehre und Liebe siegte die erste in des Jünglings Brust, und Gormaz fiel. Ximene, getheilt zwischen dem Schmerz um den verlornen Vater und den verlorenen Geliebten, durfte nun eben so wenig der Stimme der Liebe Gehör geben, und mußte auftreten, Rache auf dessen Haupt zu erflehen, für den allein ihr Herz schlug, und gern hätte Rodrigo gefochten, um die glühenden Qualen des zerrissenen Herzens im eigenen Blute zu löschen. Aber keiner mochte dem jungen Löwen stehen. Verzweifelnd konnte nur die Erfüllung großer Pflichten ihn aufrecht halten. Fünf Könige der Mauren waren in Castilien eingefallen; Verwüstung und Mord zogen mit ihnen. Rodrigo der noch nicht zwanzigjährige Jüngling, schwang sich auf sein edles Roß Babieca, und zog an seiner Vasallen Spitze dem furchtbaren Feinde entgegen, der bald aufhörte, des Landes Schrecken zu sein. Die fünf gefangenen Könige sandte der junge Held an Ferdinand, welcher dank-

bar ihm Ximenen zuführte, und wieder vereinigte, was des Schicksals Ungunst auf ewig getrennt zu haben schien. Dafür hatte Ferdinand bis an seinen Tod keinen treueren Freund als Rodrigo. Ferdinand, das Schrecken der Mauren, vereinigte Gallizien, Leon und Oviedo mit Castilien; die Nachwelt nennt ihn den Großen; Rodrigo aber war's, der ihm den Zunamen erwarb. Als nach Ferdinands Tode dessen Sohn Sancho den Thron bestieg, setzte er den Cid über das ganze Heer als Campeador. Ferdinand hatte in seinem Testamente das kaum vereinte Reich, väterlich wohlmeinend, politisch unklug, unter seine Söhne vertheilt; Sancho'n war Castilien, Alfonsen Leon und Oviedo, dem Garcia Gallizien mit dem eroberten Theile von Portugal zugefallen. Nur zu bald wurde diese Theilung Ursache eines traurigen Bruderkrieges, in dessen Schlachten Sancho nur siegte, weil der Campeador das Banner trug. Alfonso war gefangen, Garcia durch unweise Regierung selbst gefallen, und es kam nur noch darauf an, Zamora's hartnäckigen Widerstand zu beugen. Vor den Mauern dieser gewaltigen Stadt aber fand Sancho, meuchelmörderisch ermordet, sein Ziel, und Alfonso, nur vor acht Monaten noch vom Cid geschlagen, ward auf den Thron berufen. Die Romanzen erzählen, im Namen der Stände Castiliens habe Cid dem neuen König über Sancho's Ermordung einen Reinigungseid mit so eindringlichem Ernste vorgelesen, daß Alfonso erschüttert, aber auch beleidigt ward. Geschichtschreiber gedenken dessen auch, jedoch als ungewiß, und es ergiebt sich vielmehr, daß der neue König des großen Dienstmannes jetzt ihm heilige Treue ehrte, und nichts sparte, um ihn ganz zu gewinnen und sich zuzueignen. Diese Umstände erwarten aber erst eine kritische Untersuchung, besonders in Hinsicht auf des Cid Vermählung. Nach der Geschichte vermählte Alfonso ihn mit Donna Ximene, seiner Nichte (1074), und es scheint demnach, man müsse ihn für zweimal vermählt annehmen. Joh. Müller vermuthet, daß des stolzen Gormoz großdenkende Tochter seine erste Ximene gewesen sei. Wie dem nun sei, so ist gewiß, daß der Cid, der im Frieden und Kriege auch seinem neuen Könige wichtige Dienste geleistet, öfters die Wandelbarkeit der Fürstengunst erfahren habe. Ein Mann wie er, von strenger Geradheit und Tugend, unbeugsam, hochgesinnt, Verächter des weiblichen Lebens, war nicht für den Hof; sein treuer Freund und Waffenbruder, Alvaro Hanez, Minaya, Weib und Kind waren seine Welt; der Ernst seiner Züge, sein breiter langer Bart erweckte nur Ehrfurcht und Scheu: darum lebte er in der Stille, und gab den Höflingen durch seine Abgezogenheit zur Verläumdung Raum. Daher ward mehrmalige Verweisung über ihn verhängt. Nur in Zeiten der Noth suchte man ihn wieder, und großmüthig und gut, wie er war, gedachte er dann nicht der zugefügten Beleidigungen. Endlich aber nahm ihm der König Alles, was er von ihm hatte, Weib, Kostbarkeiten, Geld; nur aus einer Art von Scham, vielleicht auch aus Furcht, ließ er nachher Ximenen frei. Verstoßen, geplündert, zurückgeworfen auf sich, wurde Rodrigo aber glücklicher und größer als je zuvor, denn er stritt nun frei für sich, dennoch getreu dem Vorsatz, das Reich Valencia der Nation und Religion zu gewinnen. Mitten im glücklichsten Laufe seiner Siege aber eilte der Edelmüthige seinem von Joseph, Fürsten der Gläubigen, bedrängten Könige zu Hülfe, leider auch diesmal nur, um Undank für Großmuth einzuernten. Zur Nachtzeit brach er da mit seinen Getreuesten auf, und floh, verlassen, und mit Allem schlecht versehen, vor seinem König. Nur er blieb sich treu, und sein Glück ihm. Neuerdings besiegte sein Edelmuth den Kö-

nig, der jetzt Jedem frei gab, in Cids Krieg zu ziehen, der stets für Spaniens gute Sache, und nie anders als mit glänzendem Erfolg, geführt ward. Vor dem neidischen Hofgesinde erklärte nun Alfonso laut: „Dieser Cid dient mir weit besser, als Ihr" und ließ sich endlich nicht mehr hindern, ihn zu besuchen. Von der Zeit an wandte er sein Herz nie wieder von ihm, und beförderte nur unschuldig, was die Bosheit gegen den Cid verhängt hatte. Zwei Brüder, Grafen von Carrion, hatten beschlossen, durch Heirath seiner Töchter den Reichthum Cids in ihre Hände zu bringen. Der König selbst war der Werber, und der Cid gab dem König nach. Mit Donna Elvira und Donna Sol und dem großen Reichthum, welchen der Cid erbeutet, zogen sie von dannen. Kaum aber hatten sie sich des Geleits entledigt, als sie in einer wilden Bergwüste den Frauen die Kleider vom Leibe rissen, sie banden und schlugen, bis der Schmerz ihre Stimme erstickte, und mit dem Gelde in die Heimath zogen. Durch einen Vertrauten, den der Vater heimlich nachgesendet, ward die Unschuld gerettet und das Bubenstück an den Tag gebracht. Cid forderte Recht; Alfonso berief alle Dienstmannen von Leon und Castilien an ein hohes Landgericht in die Stadt Toledo. Rückgabe der Kostbarkeiten und Schätze wurde geboten, und für den Schimpf Zweikampf mit Mannen, welche Cid ernennen würde. Die Buben suchten diesen abzulehnen; der König aber war für das Recht. Mit schlecht verstellter Scheu ritten sie in die Schranken; die Ritter des Cid rannten sie und ihren Oheim herunter; das entehrte Leben ward ihnen gelassen. Die letzte der öffentlichen Thaten des Cid war die Eroberung von Sagunt (Murviedro), nach welcher dieser in allen Zeiten und beiderlei Glück sich immer treu gebliebene große Mann, der durch seinen Arm die Bewaffneten, durch seine Güte die Herzen bezwang, der Schrecken der Feinde, der Stolz und die Freude der Eingebornen Spaniens, im 74. Jahre (1099) zu Valencia starb. Was der Eine Mann gewonnen und viele Jahre lang gehalten hatte, schien gegen die andringende Macht der Ungläubigen schwer zu behaupten für die gesammte Macht von Leon und Castilien. Seine Wittwe zog deshalb mit des Helden Leichnam nach Castilien. Zu St. Peter von Cardena wurde er in seine Grabstätte gesenkt, die von Kaisern und Königen geehrt ward. Dort ruht auch die edle Ximene, und unter Bäumen vor dem Kloster liegt Babieca, das treue Roß. So lange für ächten Edelsinn in menschlicher Brust ein Gefühl übrig ist, wird der Ruhm seiner erhabenen Seele nicht untergehen. Er lebte fort in der Sage der Poesie, die ihn dem König Artus und Carl dem Großen gleichgestellt hat, und von Fabeln möglichst gereinigt in der historischen Darstellung Johannes Müllers. dd.

Cider, (Frucht- oder Obstwein), ist ein aus süßen oder schleimicht süßen, viel schleimicht zuckerartige Bestandtheile enthaltenden Früchten verschiedner Gewächse und ihren andern gleich zuckerartigen Theilen gewonnener Wein oder weinartiges Getränk, welches durch Gährung bereitet wird. Die Verbindungen der Gährung sind a) ein gehöriger Grad der Wässerigkeit, nach welchem sie weder zu sehr, noch zu wenig mit Wasser verdünnt sind; b) eine Wärme von 55 bis 70 Grad nach Fahrenheits Thermometer; und c) der Zugang der respirabeln Luft. Der beste Früchtwein ist der, welchen man aus dem ausgepreßten Safte der Weintrauben oder aus dem Moste erhält, und welcher daher immer schlechtweg Wein genannt wird. Da nun der Zukkerstoff des Pflanzenreichs es nur allein ist, welcher die Weingährung treiben kann, so muß auch der Wein desto geistreicher, angenehmer,

besser und vollkommener sein, je süßer der Most ist. Den süßen Most gewinnt man unter den wärmern und heißen Himmelsstrichen in nicht sehr regnigten Jahren auf mehr trocknem, steinigen, kalkigem und sandigem Boden, worin die Trauben zeitig reif werden. Angenehmer und besser aber wird der Wein, je sorgfältiger man das Auspressen der Trauben vornimmt und je weniger von den Kämmen, Schalen oder Häuten und Kernen mit ausgepreßt wird. Am vollkommensten endlich erhält man den Wein, wenn der zuerst gelinde gekelterte Most von dem nachher ausgepreßten Moste abgesondert wird, für sich allein die Gährung macht und in besondere Fässer ausgefüllt wird. Unter gleichen Bedingungen verändert sich in mehrern heißen Ländern der zuckersüße Saft verschiedener Palmarten durch die Gährung zum Palmwein, und der ausgepreßte Saft des Zuckerrohrs zum Vin de Canne. Aus Rosinen läßt sich wegen des in ihnen befindlichen Zuckerstoffs durch Einweichen mit der gehörigen Menge Wasser oder Wein durch Gährung der Rosinenwein (Vinum passum der Alten) verfertigen; wenn z. B. auf 20 Pfund reingelesene abgestielte Rosinen 8 Pfund Farinzucker, 50 Kannen Landwein genommen, nach 3 Tagen 40 Tropfen zerflossenes Weinsteinsalz und gleich darauf 30 Tropfen Vitriolöl dazu gemengt, die Masse in ein Faß gefüllt und gut zugespündet wird. Das Faß setzt man nach starkem Hin- und Herschütteln an einen gemäßigt warmen Ort, verstattet daselbst dem Gemenge noch einige Zeit den gehörigen Zugang der Luft, setzt nach 4 Wochen abermals 4 Pfund und nach 6 Wochen wieder 4 Pfund Farinzucker zu und läßt diese Masse 8—10 Wochen die Weingährung machen. Dann wird dieser Wein von den Hefen abgefüllt, mit Hausenblase geschönt und in Flaschen oder einem andern Fasse aufbewahrt. Zum Aepfelweine und Birnweine, oder dem eigentlich sogenannten Cider (Vinum pomaceum) nimmt man vollkommen reifes, reines, nicht durch Fäulung angegriffenes Herbst- oder Winterobst, befreit dasselbe von Schalen und Kernen zerstampft oder mahlt es auf der Weinmühle, preßt den Saft aus und läßt denselben wie den Traubensaft gähren. Stärker wird der Wein daraus, wenn man den ausgepreßten Saft erst durch's Gefrieren vom überflüssigen Wasser befreiet, aber auch noch Zucker zugesetzt. Schwächern und schlechtern Cider aber erhält man, sobald, anstatt den Saft aus dem Obste anzuwenden, dasselbe blos zerquetscht und mit Wasser übergossen, oder auch mit Wasser zum dünnen Brei gekocht, und dann mit Wasser mittelst eines hinzugesetzten Gährungsmittels, z. B. Hefen, abgegohren wird. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß jede Sorte Obst für sich allein bleiben muß. Auf ähnliche Weise läßt sich aus den Möhren, Pflaumen, Kirschen, Schlehen, Quitten, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren ein weinartiges Getränk bereiten. Der eigentliche Cider- oder Fruchtwein wird in Deutschland nur wenig, in England und Frankreich aber häufig gemacht, und man behauptet, daß die Einwohner der Normandie die Erfinder des Ciders gewesen sind, weil sie wegen ihres kalten Himmelsstriches wenig oder gar keinen Weinbau treiben können. Mäßig genossen, ist der Cider der Gesundheit keineswegs nachtheilig, im Uebermaß genossen aber um so mehr, da er sehr berauscht. X.

Cigarro nennt man künstlich zusammengedrehte Röllchen feinen Rauchtabaks, welche von einer Seite angezündet und von der andern entweder unmittelbar in den Mund genommen, oder in ein kleines Mundstück gesteckt, abgeraucht werden. Es gehörte dazu ursprünglich eine besondere Art Tabak, welche auf der Insel Cuba erbaut ward.

Hernach nahm man auch andere amerikanische Blätter dazu. Von Amerika kam ihr Gebrauch nach Spanien, nach Frankreich, nach Deutschland, und ist jetzt, als ein in guten Gesellschaften erträglicheres Rauchen, ziemlich allgemein verbreitet. Die feinsten Sorten kommen von der Havannah, daher Havannah-Cigarren genannt.

Cignani (Carlo), ein berühmter Mahler, geboren zu Bologna im J. 1628. Er war ein Schüler Albano's. So leicht er neue Werke unternahm, so selten war er zufrieden genug damit, um sie für beendigt anzusehen. Seine Flucht nach Aegypten war das Werk von sechs Monaten. Er verstand zu componiren wie die Caracci, und seine Figuren auf eine Weise zu vertheilen, daß seine Gemählde größer scheinen, als sie wirklich sind. Seine schönsten Frescoarbeiten sind zu St. Michael in Bosco, in von Engeln getragenen Ovalen und in dem Saale des Palastes, wo er König Franz I. von Frankreich darstellte, wie er die Kröpfe heilt. Zu Parma mahlte er in dem herzoglichen Garten mehrere Anspielungen auf die Liebe, welche durch die Mahlereien Augustin Caracci's nichts verlieren. In seiner Himmelfahrt Mariä zu Forli hat er den schönen Michael von Guido in der Kuppel zu Ravenna und einige andere Ideen dieses Meisters nachgeahmt; aber außerdem ist er allenthalben in der Zeichnung der Nacheiferer Correggio's. Er bringt nicht so oft Verkürzungen an, wie die Lombarden, und in seinen Umrissen und Drapperien hat er eine ihm eigenthümliche Vollendung. Sein Pinsel ist kräftig und sein Colorit lebhaft. Clemens XI. erwies ihm verschiedene Ehrenbezeigungen. Cignani starb zu Forli 1719. Seine Werke sind von mehreren Meistern gestochen worden. Von seinen Schülern waren die vorzüglichsten Crespi, Franceschini, Quaini, der Graf Felix Cignani, sein Sohn, und der Graf Paul Cignani, sein Neffe.

Cilicien hieß das Küstenland, welches sich von Pamphilien bis Syrien erstreckte, und im Norden vom Taurus begrenzt wurde. Die Bewohner der Küsten machten sich als Seeräuber furchtbar, und beunruhigten selbst das Aegäische und ionische Meer. Die nördlichen Einwohner lebten zum Theil nomadisch, die östlichen vom Ackerbau. Die Geschichte Giliciens ist uns wenig bekannt; hin und wieder werden Könige unter dem Titel: Syennesis genannt. Durch Alexander war Cilicien eine macedonische, dann eine syrische, und durch Pompejus Sieg über die Seeräuber zum Theil eine römische Provinz; ganz besiegt ward es erst unter Vespasian.

Cilicium wird ein in Cilicien verfertigtes rauhes Gewand aus Bockshäuten, das die Einsiedler zur Fleischeskreuzigung auf dem bloßen Leibe tragen; dann auch in den Klöstern ein handbreiter und verhältnißmäßig langer, aus bügnem Drahte geflochtener Gürtel, an dessen jedem Gliede aber der Drath abgeschnitten und spitzig ist, wie eine Stecknadel, welche Spitzenseite inwendig an den Leib kommt, genennt; er wird zur Büßung getragen.

Cimabue (Giovanni), der Wiederhersteller der Mahlerkunst in den neuern Zeiten, war 1240 zu Florenz geboren, und entsagte den Studien für die er bestimmt war, um seiner natürlichen Neigung zur Mahlerei zu folgen. Zwei griechische Meister, welche vom Senat nach Florenz berufen worden, um eine Capelle in der Kirche di Santa Maria Novella zu mahlen, waren seine ersten Lehrer. Obgleich diese Meister ungeschickt waren in der Führung des Pinsels, so lehrten sie ihn doch nach einer alten Ueberlieferung die Verhältnisse, welche die griechischen Künstler in der Nachahmung der menschlichen Formen beobach-

tet hatten. Aufmerksam auf ihren Unterricht, befleißigte sich Cimabue besonders des Studiums der schönen antiken Statuen; nicht mindern Fleiß widmete er den alten Sprachen. So erwarb er sich den Ruf eines eben so gelehrten Literators als geschickten Mahlers. Gewiß verdiente der Werth eines Künstlers anerkannt zu werden, welcher zuerst den Mahlern, die ihm nachfolgen sollten, die Elemente des schönen Ideals zeigte, dessen Andenken mehrere Jahrhunderte der Unruhen und des Unglücks ausgelöscht hatten; jedoch findet man in den Werken Cimabue's nicht jene harmonische Anordnung in Vertheilung des Lichtes und Schattens, welche das sogenannte Helldunkel bildet; seine Farbe ist trocken, flach und kalt; die Umrisse seiner Figuren durchschneiden sich auf einem blauen, grünen oder gelben Grunde, nach der Wirkung, die er beabsichtigte. Cimabue hatte keine Idee von der Linear- und Luftperspective; seine Gemählde sind eigentlich nur einfarbig. Aber diese Fehler, welche der Kindheit der Kunst zuzuschreiben sind, werden durch die höchsten Schönheiten vergütet. Ein großer Styl, strenge und wahre Zeichnung, natürlicher Ausdruck, edle Gruppen und schöner Faltenwurf: darin im Allgemeinen besteht das Verdienst dieses großen Meisters. Seine Werke erinnern am vollkommensten an die berühmten Gemählde des Alterthums. Sein Talent ist gleichsam das Band zwischen der alten und neuen Mahlerei. Cimabue übte mit gleichem Erfolg die Glas- und Frescomahlerei und die Architektur. Durch ihn ward die Bahn gebrochen, auf welcher die ihm folgenden Mahler die Kunst zur Vollkommenheit brachten. Dann traten nach und nach auf Massacio, Pietro Perugino, Giovanni Bellino, Leonardo da Vinci, Titian, Michel Angelo und Rafael.

Cimarosa (Domenico), ein berühmter Componist, geboren zu Neapel 1754. Nachdem er den ersten musikalischen Unterricht von Sacchini empfangen, trat in das Conservatorium von Loretto, wo er die Grundsätze der Schule Durante's einsog. Er studirte so eifrig, daß er schon früh seine Kunst vollkommen inne hatte, und nachher seine Ueberlegenheit in einer Menge von Werken, besonders in dem Sacrificio di Abramo und der Olimpiade, glänzend beurkunden konnte. Studium und Genie waren in ihm verbunden. Er war noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, als er sich schon vielfältigen Beifall auf den Haupttheatern Italiens erworben hatte. Sein Ruf stieg von Tag zu Tage. Cimarosa ward nach Rußland und an mehrere deutsche Höfe berufen, um hier heroische und komische Opern zu componiren, und besonders in letzteren zeichnete er sich durch Schwung, Originalität und Lebendigkeit der Ideen und durch eine große Kenntniß der Bühne aus. Wenige Componisten haben eine größere Menge von jenen glücklichen Motiven erfunden, die nach dem Ausdrucke der Italiener, di prima intenzione sind, und diese Fülle der Phantasie hat zu der Behauptung Anlaß gegeben, ein Finale von Cimarosa könne Stoff zu einer ganzen Oper hergeben. Mehrere seiner Opern glänzen nicht minder durch den Reichthum des Accompagnements, als durch die Reinheit und Anmuth des Gesanges. Er hat über 120 Opern gesetzt, von denen viele noch häufig auf den Haupttheatern von Europa gegeben werden. Unter seinen Opere serie sind die berühmtesten, außer den oben genannten; Penelope; gli Orazii e Curiazii; Artaserse und Artemisia di Venezia, welche letztere ihn der Tod nicht ganz beendigen ließ; unter seinen Opere buffe aber: L'Italiana in Londra; l'Amor costante; le trame deluse; l'Impresario in angustie; il Pittor parigino; i nemici generosi; l'Imprudente fortunato; il Credulo; la

ballerina amante; Gianina e Bernardone und seine letzte, il Matrimonio per raggiro. Keine von allen aber erregte einen allgemeinern Enthusiasmus, als il Matrimonio segreto. Als Mensch war Cimarosa eben so liebenswürdig, wie er als Künstler groß und bescheiden war. Gretry, der von Napoleon über den Unterschied zwischen Cimarosa und Mozart gefragt wurde, antwortete: Cimarosa met la statue sur le théâtre et le piédestal dans l'orchestre, au lieu que Mozart met la statue dans l'orchestre et le piédestal sur le théâtre. Cimarosa starb zu Venedig im J. 1801.

Cimbern oder Cimmerier waren das älteste deutsche Volk, welches die Griechen kennen lernten. Dies geschah bald nach dem trojanischen Kriege, wo die Cimbern aus ihren Wohnplätzen in der Crimm und europäischen Tatarei in Klein-Asien einfielen. Damals mußten die Scythen vor den Massageten von der Ostseite des caspischen Meeres weichen und zogen sich westlich gegen die Cimmerier. Diese waren unschlüssig, ob sie nach dem Willen ihrer Könige sich den Ankömmlingen mit gewaffneter Hand widersetzen, oder ob sie, wie eine andere Partei rieth, ihnen weichend auswandern sollten. Es kam zwischen ihnen zu einem Treffen, in welchem die königliche Partei unterlag. Nachdem man die Todten am Tyrus (Dniester) begraben, wo Herodot noch ihre Grabmähler sah, floh die geschlagene Partei um die Nord- und Ostseite des Pontus herum und fiel in Asien ein, wo sie den Griechen bekannt wurden; der andere Theil zog an die Weichsel und noch weiter zurück. Es blieb unter den Griechen nichts als die Sage von diesen Cimmeriern übrig, daß sie nordwestlich gezogen. Daher hielten die Griechen, als sie in den nordwestlichen Ocean kamen, die dortigen Völkerschaften für Cimmerier, und aus demselben Grunde bekamen später Holstein, Schleswig und Jütland den Namen der cimbrischen oder cimmerischen Halbinsel. Homer fand eine Sage vor, welche die Cimmerier in den wilden Höhlenbewohnern um den Avernus suchte, welche in ewiger Finsterniß wohnen sollten; und Pytheas hielt eine Menschengattung, die er auf der dänischen Halbinsel fand, für diese Cimmerier. Diese Fabeln dienten nur dazu, Verwirrung in die Geschichte zu bringen. Die wahren Cimmerier waren nie so weit nach Norden hinaufgekommen, sondern wohnten an der Weichsel, von wo sie unter dem Namen der Cimbern, gemeinschaftlich mit den Teutonen, den fürchterlichen Einfall gegen Italien ausführten. Im J. Roms 640, als die Römer schon Herren von einem Theile der östlichen Alpen im heutigen Krain, Istrien u. s. w. waren, und sich in Dalmatien und Illyricum längs der Küste festgesetzt hatten, erschien plötzlich ein ungeheurer Haufe fremder Völker, welche den Consul Papirius Carbo im heutigen Steiermark völlig schlugen, aber statt nach Italien einzudringen, auf der Nordseite fortzogen und bald darauf in Verbindung mit den Tigurinern in das Gebiet der Allobroger einfielen. Die Römer stellten ihnen zwei Armeen unter dem Consul L. Cassius und unter M. Aurelius Scaurus entgegen, aber beide wurden geschlagen, jener von den Tigurinern, dieser von den Cimbern. Doch auch jetzt zogen die Sieger nicht nach Italien, sondern überströmten Gallien in drei Haufen, Teutonen, Cimbern und Ambronen. Zwei neue Heere, mit welchen der Consul C. Manlius und der Proconsul Q. Servilius Cäpio ihnen entgegeneilten, wurden jenseit des Rhodanus ebenfalls geschlagen. Die Römer verloren, nach Livius Angabe, 80,000 Mann. Während Rom seine letzte Hoffnung in der Noth auf Marius setzte, durchzogen die Barbaren das übrige westliche Europa.

Gallien ward hart mitgenommen; die Iberier und Belgier aber schlugen sie zurück. Nun ward der Einfall nach Italien beschlossen. Er sollte von den Teutonen und Ambronen auf der Westseite der Alpen, von den Cimbern und Tigurinern auf der Ostseite geschehen. Nachdem Marius die ersten durch drei volle Jahre erwartet und seine Truppen an ihren Anblick gewöhnt hatte, schlug er (im J. R. 651) an zwei Tagen, am ersten die Ambronen, am zweiten die Teutonen, bei Aix in Provence, vollkommen. Die Cimbern, welche indeß an der Etsch dem Consul Catulus glücklich Trotz geboten hatten, wurden muthlos bei dieser Trauerbotschaft. Erst, als man ihr Verlangen, ihnen Land einzuräumen, abgeschlagen hatte, wagten sie (im J. R. 653) eine Schlacht, die sie gänzlich verloren. Die zerstreuten Cimbern und Teutonen verschwinden seitdem aus der Geschichte; wahrscheinlich vereinigten sie sich mit andern deutschen Völkern. Ein Theil von ihnen war mit dem Gepäck in Belgien zurückgeblieben. Das sind die Advatici. — Erst später erkannten die Römer in den Cimbern ein deutsches Volk. Lange hielten sie sie, durch ihren Anblick verführt, für Celten. Das celtenartige Aeußere der Cimbern aber läßt sich dadurch erklären, daß sie sich auf ihrem Zuge von der Donau und den Carpathen mit Celten verbunden und vermischt hatten.

Cimon, der Sohn des berühmten Miltiades und der Hegesipyle, der Tochter des thracischen Königs Olorus, genoß, nach Plutarch, einer sehr vernachlässigten Erziehung und überließ sich in seiner Jugend allen Arten von Ausschweifungen. In dem persischen Kriege aber fing er an, sich bekannt zu machen, und als Themistokles vorgeschlagen hatte, die Stadt zu verlassen und sich auf die Schiffe zu begeben, um den Krieg zur See zu führen, erschien Cimon im Gefolge mehrerer Jünglinge auf der Burg, legte den Zaum seines Pferdes im Tempel nieder, und nahm dafür von der Mauer einen der Schilde, womit er sich zur Flotte begab. Er zeigte viel Muth in der salaminischen Schlacht. Aristides, der ihn bemerkte, schloß sich seitdem an ihn an, indem er ihn für geschickt hielt, dem gefährlichen Einflusse des Themistokles Schranken zu setzen. Als die Athenienser in Verbindung mit den übrigen Griechen eine Flotte nach Asien sandten, um die dortigen griechischen Colonien von dem Perserjoche zu befreien, gaben sie Aristides und Cimon das Commando derselben. Als bald darauf Aristides nach Athen zurückkehrte, ward Cimon Oberbefehlshaber der gesammten griechischen Seemacht. Er that sich durch mehrere glänzende Unternehmungen in Thrazien hervor, schlug die Perser an den Ufern des Strymon, und bemächtigte sich des Landes, wo die Athenienser Amphipolis gründeten. Er eroberte die Insel Scyros, deren Bewohner Seeräuberei trieben, und gründete daselbst eine athenienserische Colonie. Hier fand er Theseus Gebeine, und brachte sie in Pomp nach Athen, wo diesem Heroen zuerst ein Tempel erbaut wurde. Darauf ging er mit bedeutender Macht nach Klein Asien ab, unterwarf alle Städte an der Küste und zog der persischen Flotte unter Tithaustes, welche vor der Mündung des Eurymedon lag, entgegen. Die Perser, obwohl an Zahl überlegen, wagten nicht, die Schlacht anzunehmen, sondern fuhren den Fluß hinauf, um sich unter den Schutz ihrer Landarmee zu begeben. Cimon, der ihnen folgte, griff sie an, und nahm oder zerstörte ihnen mehr als zweihundert Schiffe. Darauf landete er, und griff ihr Heer an, das er in völlige Unordnung brachte. Diese beiden, an einem Tage erfochtenen Siege, setzten Xerxes in Schrecken, und führten den

Frieden herbei. Cimon, der nach Athen zurückkehrte, zeigte sich nicht minder groß im Frieden als an der Spitze der Armee. Er ließ die Verzäunungen um seine Felder und Gärten wegnehmen, damit ein Jedes nehmen könne, was ihm beliebte. Sein Tisch war für alle Bürger seiner Curie gedeckt; er erschien öffentlich nie anders als von einigen Sclaven mit Kleidern begleitet, die er den Dürftigen austheilte; er schmückte die Stadt mit prächtigen Spaziergängen, ließ den Marktplatz mit Platanen bepflanzen, verwandelte die Akademie in den herrlichsten Garten von Athen, und alles auf seine Kosten. Diese Freigebigkeit war um so leichter, da sie nicht aus Schmeichelei gegen das Volk geschah, denn er war dem Themistokles, und später dem Perikles und Ephialtes, welche die Macht des Volkes zu vergrößern suchten, stets entgegen. Sein Hauptbestreben war, ein gutes Einverständniß zwischen den Athenienſern und Lacedämoniern zu erhalten, von welchen letztern er geliebt ward, und die er nachzuahmen suchte. Als gegen das Jahr 466 vor Chr. die Thasier sich empört hatten, schlug er sie, nahm ihre Stadt, so wie die Goldminen, welche sie auf dem benachbarten Continente hatten, und gründete die Stadt Amphipolis. Kaum war er nach Asien zurück, als Perikles und andere Demagogen ihn anklagten, daß er sich durch die Geschenke des Königs von Macedonien habe abhalten lassen, diesem Fürsten einen Theil seiner Staaten zu entreißen, obwohl man im Frieden mit ihm war. Das Volk aber verwarf eine so grundlose Anklage. Da bei einem während der Unternehmung auf Thasos ausgebrochenen Aufstande der Heloten gegen die Lacedämonier Letztere bei den Athenienſern Hülfe suchten, setzte es Cimon durch, ihnen unter seinem Befehle Truppen zu senden, aber die Lacedämonier, welche den Wankelmuth der Athenienſer fürchteten, schickten dies Hülfscorps bald wieder zurück, welches sehr übel aufgenommen wurde. Anderer Seits hatten Perikles und Ephialtes die Abwesenheit Cimons benutzt, um dem Areopag eine Menge Urtheile zu nehmen und dem Gerichtshofe der Heliasten zu übergeben, wodurch die untern Volksclassen eine außerordentliche Gewalt erhielten. Cimon wollte bei seiner Rückkehr die Sachen auf den alten Fuß setzen; aber er konnte nicht dahin kommen, vielmehr benutzten die Häupter der Volkspartei das allgemeine Mißvergnügen über Cimon, ihn durch den Ostracismus verbannen zu lassen. Cimon begab sich nach Böotien. Als bald darauf die Athenienſer nach Tanagra gerückt waren, um den von Delphi, das sie von den Phocäern befreit hatten, zurückkehrenden Lacedämoniern den Durchzug streitig zu machen, fand er sich ein, um mit seiner Tribus zu fechten. Er foderte seine Freunde auf, durch ihr Betragen zu zeigen, wie grundlos die Beschuldigung sei, daß er die Lacedämonier begünstige, und alle fielen, indem sie mit der größten Tapferkeit kämpften. Obwohl diese Schlacht zum Nachtheile der Athenienſer ausfiel, so setzten sie doch den Krieg bis zum J. 456 vor Chr. fort, wo die gänzliche Unterwerfung der Heloten ihnen die Besorgniß erregte, mit der ganzen Macht Lacedämons einen ungleichen Kampf einzugehen. Sie riefen Cimon zurück, der den Frieden abschloß, zugleich aber, um der Thätigkeit der Athenienſer Nahrung zu geben, eine Expedition gegen Aegypten und Cypern beschließen ließ. Mit zweihundert Schiffen ging er nach Cypern und schickte von da sechzig nach Aegypten. Er belagerte darauf die Stadt Citium, starb aber noch vor der Einnahme, und nach seinem Tode zogen sich die Athenienſer zurück. Athen verlor in ihm einen seiner ausgezeich-

netsten Bürger. Die Volkspartei, der er widerstanden hatte, gewann nunmehr das Uebergewicht und führte den Staat seinem Untergange entgegen.

Cincinnatus (Lucius Quinctius), einer der edelsten Römer aus den ältesten Zeiten des Freistaats, eben so ausgezeichnet durch Heldenthaten, als durch Edelmuth, Genügsamkeit und Uneigennützigkeit, wurde im J. 460 vor der christlichen Zeitrechnung (294 nach Roms Erb.) zum Consul gewählt. Die Abgesandten, die ihm die Nachricht davon überbrachten, trafen ihn auf dem Felde mit dem Pfluge in der Hand. Er nahm die Würde an, bedauerte aber unter Vergießung häufiger Thränen, daß nunmehr sein kleines geliebtes Landgut unbearbeitet bleiben würde, verwaltete das Consulat uneigennützig und ruhmvoll, schlug es aber, als es ihm auf das nächste Jahr wieder angeboten wurde, aus, und erhielt nachher, um den unglücklichen Krieg gegen die benachbarten Aequier zu endigen, die Dictatur auf sechs Monate. Auch hier fanden ihn die Boten hinter dem Pfluge, und erstaunten über die Frugalität des großen Mannes. Sogleich zog er dem eingeschlossenen Consul Minutius zu Hülfe, überfiel die Feinde bei Nacht, nahm ihr ganzes Heer gefangen, und theilte die Beute unter seine Soldaten aus, ohne mehr für sich zu behalten, als eine goldene Krone, die ihm sein Heer aus Dankbarkeit schenkte. Schon nach sechzehn Tagen legte er, nachdem er einen Triumph gefeiert, seine Würde nieder, und kehrte in die ländliche Ruhe zurück. Allein noch im hohen Alter erhielt er die Dictatorwürde nochmals, um der Herrschaft des unruhigen und gefährlichen Spurius Mälius ein Ziel zu setzen. Er traf die wirksamsten Vorkehrungen, und zerstreute, als der Aufrührer durch einen gewissen Ahala umgebracht worden war, dessen zahlreiche Anhänger durch Beharrlichkeit und Nachdruck. So wurde dieser erhabene Mann zweimal Retter seines Volks, das ihn als Vater verehrte.

Cinna (Luc. Cinna), ein Anhänger des Marius, der, als Sylla durch die Achtserklärung des Marius sich verhaßt gemacht hatte, das Consulat erlangte, und diesen, der eben als Proconsul nach Asien abgehen wollte, anklagte, daß er den Staat schlecht verwaltet habe. Sylla fand es nicht rathsam, sich auf diese Klage zu stellen. Als Cinna darauf ein neues Gesetz zu Gunsten der Bundesgenossen gewaltsam durchsetzen wollte, kam es zwischen seiner Partei und der Partei des Senats, an deren Spitze Octavius, der andere Consul, stand, auf dem Markte zu einem blutigen Gefechte, in welchem Cinna und die Seinigen besiegt, und nach einem Verluste von 10,000 Todten aus der Stadt vertrieben wurden. Cinna floh zu den Bundesgenossen, brachte 30 Legionen zusammen, rief die Geächteten, und unter diesen auch Marius zu sich, bemächtigte sich Roms, das ihm nicht widerstand, und trat dem schrecklichen Plane des Marius bei, alle Senatoren, die dem Volke entgegen waren, zu ermorden. Dies Blutbad dauerte fünf Tage. Auch für das folgende Jahr behielt er nebst Marius eigenmächtig das Consulat. Jetzt aber erschien Sylla. Cinna wollte ihm entgegenziehn, allein seine Soldaten weigerten sich, ihm zu folgen, überfielen und mordeten ihn. — Cinna (Cornelius), ein Enkel des Pompejus, war das Haupt einer Verschwörung gegen den Kaiser Augustus, der ihm aber auf das großmüthigste verzieh und selbst das Consulat übertrug. Cinna war darauf dem Kaiser bis an seinen Tod mit unverbrüchlicher Treue ergeben.

Cino da Pistoja, ein berühmter italienischer Rechtsgelehrter und Dichter, war 1270 zu Pistoja geboren. Der Name seiner Familie war Sinibuldi oder Sinibaldi, sein eigener Name aber Guittone, aus dessen Diminutiv Guittoncino die Florentiner durch Abkürzung Cino machten. Er begann seine Studien in seinem Vaterlande und endigte sie in Bologna, wo er das Baccalaureat erhielt. Dieser Grad reichte hin, um das Richteramt verwalten zu können. Cino stand demselben zu Pistoja bis 1307 vor, zu welcher Zeit die zwischen den Weißen und Schwarzen ausgebrochenen blutigen Streitigkeiten ihn zur Flucht nöthigten. Er ging anfangs zu einem Freunde auf der Grenze der Lombardei, der wie er von der Partei der Weißen war, und dessen Tochter, Namens Selvaggia, ihm eine wirkliche oder blos dichterische Liebe eingeflößt hatte. Diese Selvaggia war es, die er in seinen Versen besang. Sie starb gegen diese Zeit. Cino reisete darauf durch die Lombardei und Frankreich, und verweilte einige Zeit zu Paris. Er war vor 1314 wieder in Italien. Denn in diesem Jahr gab er zu Bologna seinen Commentar über den Codex heraus. Er hatte dieses Werk in zwei Jahren geschrieben, was in Rücksicht auf seinen Umfang und auf die Schwierigkeit der abgehandelten Materien allgemeine Bewunderung erregte. Er ward dafür noch in demselben Jahre zum Doctor der Rechtsgelehrsamkeit creirt. Mehrere Universitäten stritten um seinen Besitz. Drei Jahre lebte er zu Treviso, länger zu Perugia, wo der berühmte Bartolo sein Schüler war. Ob er auch, wie Einige behaupten, zu Bologna, Siena und selbst zu Paris gelehrt habe, ist zweifelhaft; dagegen ist es gewiß, daß er 1334 unter den Professoren der Universität von Florenz war. Er unterrichtete im Civilrechte. Falsch ist es, daß Petrarca und Boccaccio seine Schüler gewesen. Cino war 1336 nach Pistoja zurückgekehrt, als er erkrankte und entweder noch in demselben Jahre oder zu Anfang des folgenden starb. Sein Commentar übertraf Alles, was in der Art bisher erschienen war, und wurde mehrere Male gedruckt. Als italienischer Dichter gehört Cino zu den besten in jener frühen Zeit. Von allen Vorgängern des Petrarca ist er demselben am ähnlichsten. Seine Gedichte wurden zum ersten Male 1558 zu Rom von Pilli herausgegeben. Später sind sie zu Venedig mit einem zweiten Theile vermehrt erschienen, den man jedoch für unächt hält. Die vollständigste Ausgabe ist von Ciampi (Florenz, 1812, 2. Aufl.) nebst dem Leben des Dichters.

Cinque Ports, die Fünfhäfen. Unter dieser Benennung werden gegenwärtig sieben (unter Wilhelm dem Eroberer waren ihrer fünf) auf der englischen Küste von Kent und Sussex gegen Frankreich zu liegende Häfen verstanden, die vor allen andern gegen Invasionen zu sichern sind. Sie haben viele Freiheiten und einen besondern Aufseher, welcher den Titel führt the Lord Wacher of the cinque ports und jährlich 3000 Pfund Gehalt hat (eine Sine Cure). Er hat außerdem Admiralitäts-Jurisdiction und ist von den englischen Admiralen eximirt. Die Namen der sieben Häfen sind: Dover, Sandwich, Rumney, Hastings, Winchelsea, Rye und Hithe.

Circassien, eine Landschaft Asiens, auf der nördlichen Seite des Caucasus vom schwarzen bis zum caspischen Meere. Die Einwohner nennen sich selbst Adige; von den Türken und Tataren werden sie Tscherkas (d. i. Straßenräuber), von den Arabern Memalik, von den Osseten, einem gleichfalls caucasischen Volke, Kasach genannt. Sie bewohnen die Districte: 1. Groß-Kabarda; 2. Klein-Kabarda;

3. Beslen, an der größern Laba, welche ſich in den Kuban ergießt; 4. Temirgoi am Schagwaſcha; 5. Abaſech, vornehmlich am Fluſſe Pſchaha; 6. Bſeduch, an den untern Gegenden des Chuaſch; 7. Hatukai; 8. Bſchana. Dieſe kräftige und kriegeriſche Nation könnte ſehr furchtbar werden, wenn ſie, ſtatt in verſchiedene Haufen getheilt und vielen kleinen Fürſten unterworfen zu ſein, unter Einem Oberhaupte vereinigt wäre. Der wichtigſte von den circaſſiſchen Stämmen des Kuban ſind die Temirgoi; ſie bewohnen mehr als vierzig befeſtigte Dörfer und können 2000 Mann ſtellen. Die Schagacki, unterhalb der türkiſchen Feſtung Anapa, haben einen Fürſten, der ehemals Schiffe auf dem ſchwarzen Meere hielt. Die Kabarda-Circaſſier verdienen den Namen einer halbcultivirten Nation. Sie bewohnen ein fruchtbares Land, das nördlich den Terek begrenzt, und unterſcheiden ſich von allen übrigen caucaſiſchen Völkern durch ihre Schönheit. Die Männer ſind von hohem Wuchs, regelmäßiger Bildung, und führen den Säbel unübertrefflich. Die Weiber ſind von zarten Formen, weißer Haut, dunklem Haar, regelmäßigem Geſicht, ſchlankem Wuchs, vollem Buſen. Sie gelten in den türkiſchen Harems als die vorzüglichſten Schönheiten. Der circaſſiſche Fürſt oder Edelmann, d. h. Jeder, der nicht dient und ein Pferd beſitzt, iſt ſtets mit Dolch und Piſtolen bewaffnet, und geht ſelten aus dem Hauſe ohne Säbel und Köcher. Ein Helm und ein Panzer bedecken ſeinen Kopf und ſeine Bruſt. Die ganze Kabarda ſtellt 1500 Edelleute oder Usden und 10,000 waffenfähige Bauern oder Knechte. Aber die Kabardinerfürſten reiben ſich unter einander durch ſtete Feindſeligkeiten auf. Der Boden der Kabarda iſt zum Ackerbau vortrefflich; doch iſt der Winter rauh und die Wärme nicht von langer Dauer. Die Einwohner vernachläſſigen die Geſchenke der Natur, namentlich die reichen Bergwerke, aus denen ſie köſtlichere Metalle als Eiſen und Kupfer, woraus ſie ihre Waffen verfertigen, ziehen könnten. Ein großer Theil des Reichthums der Circaſſier beſteht in ihrer Viehzucht, in Ziegen, Schafen, Rindern und Pferden. Sie verkaufen Wolle und Wachs. Ihre Pferde ſind ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Behendigkeit. Den Füllen von guter Race brennen ſie ein Zeichen ein. Sehr merkwürdig iſt ihr Feudalſyſtem. Der Unterthan iſt des Fürſten Eigenthum, wiewohl er ihn nicht verkauft, und dieſem zu jeden perſönlichen Dienſte verpflichtet; aber er zahlt keine Abgaben. Der Edelmann erhält die Ordnung unter dem Volke und leiſtet dem Fürſten Kriegsdienſte. Letzterer hält offene Tafel und jeder von denen, die Herden haben, trägt dazu bei. Die Ehen werden nach Reichthum und Geburt geſchloſſen. Gleich nach der Geburt eines fürſtlichen Kindes wird daſſelbe aus dem älterlichen Hauſe entfernt und einem Edelmanne zur Erziehung übergeben. Der Knabe wird unterrichtet im Jagen, Rauben und Kriegen, das Mädchen im Sticken, Nähen und Strohflechten. — Es beſteht unter den Circaſſiern ein Gaſtrecht, das ſie Kunadi nennen; für den Fremden, dem es zugeſagt worden, haftet ſein Wirth mit dem Leben. An einem Mörder nehmen die Verwandten des Ermordeten die Blutrache; kein Geld kann ſie verſöhnen. Sonſt waren dieſe Völker Chriſten; jetzt ſind ſie Mahomedaner, beobachten jedoch die Vorſchriften des Islam mit wenig Eifer. — Nach dem Verfalle des chazariſchen Reichs ſcheinen die Circaſſier den Arabern, Tataren und vielleicht auch den Georgiern unterthan geweſen zu ſein; gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts wurden ſie Vaſallen der Ruſſen. Czar Iwan Waſiliewitſch ſandte

(1565) eine kleine Armee unter dem General Daſchkow dem Temruk, einem circaſſiſchen Fürſten, zu Hülfe; nach dem Tode Iwans aber vernachläſſigte der ruſſiſche Hof dieſe entfernten Unterthanen, und ſie wurden den Chanen der Crimm zinsbar, bis ſie, der Mißhandlungen der Beamten müde, zu den Waffen griffen und eine Armee von 30,000 Mann überwanden. Gegenwärtig ſind ſie Rußland wieder unterworfen.

Circe, nach Einigen des Helios und der Perſes, einer Oceanide, nach Andern des Hyperion und der Aſterope Tochter und des Aëtes Schweſter. Sie wohnte auf einer an der Weſtküſte Italiens gelegenen Inſel in einem Thale, wo ihr von polirten Steinen erbauter Palaſt auf einem freien Platze ſtand, um welchen durch ihre Zaubertränke gebändigte Löwen und Wölfe ſchweiften. Ihre Beſchäftigung beſtand im Weben, wobei ſie ſich mit Geſang ergötzte; ihre Dienerinnen waren vier Berg- und Flußnymphen. Als Ulyß auf ſeiner Irrfahrt auf ihrer Inſel gelandet war, ſchickte er den Eurylochus mit einem Theile der Mannſchaft aus, um die Gegend zu erkundigen. Sie kamen zum Palaſte der Circe, welche ſie aufnahm, und mit Speiſe und Wein bewirthete. Der damit vermiſchte Zaubertrank aber raubte ihnen das Andenken an ihr Vaterland, worauf Circe ſie mit einem Stabe berührte und in Schweine verwandelte. Nur Eurylochus war durch vorſichtige Enthaltung von dem Zaubertranke der Verwandlung entgangen und benachrichtigte Ulyß von dem Vorfalle. Dieſer ging nun ſelbſt gerüſtet ans Land, um ſeine Gefährten zu befreien. Unterwegs begegnete ihm Merkur, lehrte ihn, wie er ſich vor dem Zauber verwahren ſolle, und gab ihm die Pflanze Moly, als Mittel, ſeine Gefährten zu befreien. So ausgerüſtet erſchien er bei der Circe, deren Tränke bei ihm wirkungslos blieben. Dem Rathe Mercurs zufolge rannte er ſodann mit ſeinem Schwerte auf ſie los, als wollte er ſie tödten. Sie aber warf ſich ihm zu Füßen, und fragte ihn, ob er Ulyſſes ſei, von dem ihr Mercur ſo viel Rühmliches geſagt habe. Als er dieſes bejahte, lud ſie ihn ein, in Liebe bei ihr zu verweilen. Er aber bewilligte dieſen Wunſch nur, nachdem ſie ihn mit heiligen Eiden beſchworen, ihm kein Leid zu thun, und ſeine Gefährten befreit hatte. Ulyſſes verweilte bei ihr ein ganzes Jahr und zeugte mit ihr zwei Söhne, den Adrius oder Agrius und den Latinus. Vor ſeiner Abreiſe eröffnete ſie ihm, ihrem Verſprechen gemäß, daß er, um glücklich nach Hauſe zu kommen, zuvor in die Unterwelt gehen und den Tireſias um Rath fragen müſſe.

Circenſiſche Spiele hießen die Spiele, welche in den Circis, vornehmlich aber in dem Circus maximus gehalten wurden. (S. Circus.) Sie waren ſeit den früheſten Zeiten in Rom eingeführt. Schon Romulus feierte dergleichen dem Neptun zu Ehren. In der Folge ſtieg durch den Wetteifer der Aedilen die Pracht dabei immer höher, und unter den Kaiſern erreichte ſie endlich den Gipfel. Die vornehmſten unter den circenſiſchen Spielen waren die Ludi romani oder magni. Wie leidenſchaftlich das Volk von Rom dieſe Spiele liebte, beweiſet der bekannte Ausruf, der ſeine zwei größten Bedürfniſſe umfaßt: Panem et Circenses (Brot und circenſiſche Spiele)! — Im allgemeinen iſt von der Art dieſer Spiele folgendes zu bemerken. Die erſte Feierlichkeit war eine glänzende Prozeſſion. Nachdem die Bildſäulen der großen Götter nach dem Tempel des Jupiter auf dem capitoliniſchen Berge gebracht worden, nahm der Zug von dieſem Tempel ſeinen Anfang und ging über das Forum und Velabrum

in den Circus maximus. Die höchste obrigkeitliche Person führte den Zug an. Worauf wurde das Bild der Fortuna alata getragen. Dann kamen die Bilder des Jupiter, der Juno, Minerva, des Neptun, der Ceres, des Apollo, der Diana, und nach Julius Cäsars Tode auch das Bild dieses vergötterten Römers, in der Folge vielleicht auch die Bilder der vergötterten Kaiser, auf bedeckten prächtigen Wagen, welche von Pferden oder Maulthieren, Hirschen, Rehen, Kameelen, Elephanten, auch wohl von Löwen, Panthern oder Tigern gezogen wurden. Dem prächtigen Götterzuge folgten Reihen von Knaben, deren Vater oder Mutter allein noch am Leben waren, und welche die beim Wettrennen zu gebrauchenden Pferde leiteten. Ihnen folgten die Söhne der Patricier von 15 — 16 Jahren, bewaffnet, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Dann kamen die Obrigkeiten der Stadt, die höheren voran, die niedern nach ihnen, und den Beschluß machten der ganze Senat und die Söhne der Ritter zu Pferde und zu Fuß. Ihnen folgten die zum Wettfahren und Wettlaufen bestimmten Wagen und Pferde, und die verschiedenen Arten der Fechter, als Faustkämpfer, Ringer, Läufer, alle bis auf eine Bedeckung um die Hüften nackt. An diesen Zug schlossen sich tanzende Männer, Jünglinge und Knaben, nach dem Alter in Reihen geordnet. Sie trugen violette Kleider, einen messingenen Gürtel, Schwerter und kurze Spieße, und die Männer noch überdieß Helme. Vor jeder Abtheilung ging ein Mann voraus, der die Wendungen des Tanzes angab. Ihnen folgte die musikalische Begleitung. Diesen schloß sich ein Haufe als Silene und Satyrn gekleideter Personen an, welche, in rauhe Felle gehüllt und mit großen Blumengewinden in den Händen, allerlei scherzhafte Tänze aufführten. Ihnen folgte wieder eine Gesellschaft von Musikanten. Der ausgelassenen Freude folgte jetzt das Heilige. Zuerst kamen die Camilli, Knaben, welche die Priester beim Opfer bedienten, dann die eigentlichen Opferdiener, nach diesen die Haruspices mit ihren Messern, womit sie die Eingeweide der Opferthiere untersuchten, und die Opferschlächter, welche die geschmückten Thiere zum Altar führten. Diesen folgten die verschiedenen Priestercollegien mit ihrer Dienerschaft; zuerst der Pontifex maximus und die übrigen Pontifices, dann die Flamines, darauf die Augurn, die Quindecimviri mit den sibyllinischen Büchern, die vestalischen Jungfrauen, dann die übrigen geringern Priesterorden nach ihrem Range. Den Beschluß machte ein Zug von Götterbildern, zuweilen auch ein Schaugepränge erbeuteter Schätze. Im Circus ging der Zug einige Mal um die Spina herum, worauf zum Opfer geschritten wurde. Hatten dann die Zuschauer ihre Plätze genommen, so begann die Musik und die Spiele nahmen ihren Anfang. Diese waren: 1. Wettrennen, zu Pferde und zu Wagen. Sie waren so ehrenvoll, daß Männer vom höchsten Range daran Theil nahmen. Das ganze Wettrennen, wozu die Wettfahrer in 4 Factionen getheilt waren, bestand aus 24 Missus und jeder Missus aus 7 Umläufen um die Metas. Jede Faction machte 6 Missus, 3 Vormittags und 3 Nachmittags. Jeder Missus betrug gegen 1½ deutsche Meile, und konnte füglich in einer Stunde vollendet werden. Die Wagen waren sehr leicht und gewöhnlich mit 2 oder 4 Pferden (neben einander) bespannt; 2. gymnastische Kämpfe; 3. die sogenannten trojanischen Spiele, Kampfspiele zu Pferde, welche Aeneas zuerst einführte, Julius Cäsar aber erneuerte; 4. Thiergefechte, in welchen entweder Thiere mit Thieren oder mit Menschen (Verbrechern oder Freiwilligen) kämpften. Der Aufwand dabei war

oft ungeheuer; so gab Pompejus in seinem zweiten Consulate 500 Löwen zu einem Thiergefechte her, welche nebst 18 Elephanten in fünf Tagen getödtet wurden; 5. Nachahmung von Seegefechten, wozu der Circus unter Wasser gesetzt werden konnte.

Circumcellionen, s. Donatisten.

Circumferentor, ein bei Landesvermessungen gebräuchliches mathematisches Instrument, um Winkel mit Hülfe der Boussole zu messen, dessen man sich bedient, wenn keine genaue Richtigkeit erforderlich ist.

Circumflex (^), im Griechischen, Spanischen und Französischen ein Accentzeichen für die Dehnung einer Sylbe.

Circumvallationslinie ist die Umschanzung, womit diejenigen, welche eine Festung belagern, ihr Lager umgeben, um sich gegen äußere Anfälle, gegen Entsatz zu sichern, so wie Contravallationslinie die Umschanzung heißt, womit das Lager gegen die Ausfälle der Festungsbesatzung geschützt wird. Die Circumvallationslinie hat ihrer Bestimmung gemäß die Front nach dem Felde zu. Da sie außerhalb der Schußweite um die Festung laufen muß, so bekommt sie einen Umfang, der sowohl ihre Erbauung als ihre Vertheidigung schwierig macht. Daher findet sie auch nur selten Anwendung. Man stellt lieber zur Deckung einer Belagerung ein eigenes Beobachtungscorps auf.

Circus hieß bei den Römern diejenige Art von Gebäuden, wo öffentliche Wettrennen zu Wagen und zu Pferde und andere Spiele des Fechtens und Ringens gegeben wurden. Der äußern Gestalt nach waren sie rechtwinklige Oblonga, nur daß die eine kurze Seite einen Halbzirkel machte. Sie waren ohne Dach. Der Eingang befand sich in der geraden kurzen Seite. Inwendig waren zu jeder Hand sechs Hallen (carceres), wo die Pferde und Wagen ihren Stand hatten. An den beiden langen und der gekrümmten Seite befanden sich die stufenweis über einander erhöhten Sitze der Zuschauer. Sie ruhen auf festen Gewölben und unter ihnen war noch ein breiter Wassergraben, Euripus genannt, um die wilden Thiere von den Zuschauern abzuhalten. Innerhalb befand sich ein offener Platz (arena), der mit Sand bestreuet war, und wo die Schauspiele gegeben wurden. Dieser freie Platz war der Länge nach durch eine niedrige Mauer in zwei Hälften getheilt, welche Spina hieß. Sie war zwölf Fuß breit und sechs hoch, und auf dem Rücken mit kleinen Tempelchen, Altären, Statuen, Obelisken, Pyramiden und kegelförmigen Thürmen geschmückt. Von diesen letztern, welche metae hießen, befanden sich drei an jedem Ende. Sie waren als Ziele aufgerichtet, um welche die Umläufe geschahen. Bei der ersten Meta, der bogenförmigen Seite des Circus gegenüber, befanden sich sieben andere Säulen, welche entweder eine ovalrunde Gestalt oder ovalrunde Kugeln (ova) auf ihrer Spitze hatten. Für jeden Umlauf, deren gewöhnlich sieben geschahen, wurde eine dieser Kugeln herunter genommen. Von außen war der Circus mit Säulenreihen, Gallerien, Kramläden und öffentlichen Plätzen umgeben. — In Rom gab es dieser Gebäude mehrere. Das größte von allen führte vorzugsweise den Namen Circus maximus. Dieser lag in der elften Region der Stadt, von ihm ebenfalls Circus maximus genannt, und zwar auf dem Platze, wo Romulus die Spiele gab, während welches die Sabinerinnen geraubt wurden. Tarquinius Priscus entwarf den Plan zu diesem Baue, und einige begüterte Senatoren führten ihn aus. In ihm wurden die ludi magni oder megalenses angestellt,

die man den obern Gottheiten, dem Jupiter, der Juno, Minerva und dem Neptun zu Ehren feierte. Dionysius von Halicarnaß gibt seine Länge auf 2187 Fuß, seine Breite auf 933⅓ Fuß an. Nach Plinius hatten auf den Sitzen 260,000, nach Aur. Victor 385,000 Menschen Platz. Julius Cäsar hatte ihn erweitert und ausgeschmückt, unter Nero brannte er ab und unter Antonius Pius stürzte er ein. Trajan bauete ihn wieder und Constantin legte die letzte Hand daran. Gegenwärtig sind nur noch wenig Spuren von ihm übrig. — Am vollständigsten hat sich unter allen der Circus des Caracalla, in der ersten Region der Stadt, erhalten. (Vergl. Circensische Spiele.)

Cirkel. Ueber die Bedeutung dieses Worts in der Mathematik, s. Kreis. — Ein Cirkel heißt ferner das bekannte Werkzeug, das zu allerlei Ausmessungen gebraucht wird. Es gibt davon vielerlei Arten. — Haar-Cirkel heißen sehr genau verfertigte Cirkel, die mit Haaresschärfe messen. — In der Logik wird die Benennung Cirkel bei Definitionen und Beweisen gebraucht. In einer Definition ist ein Cirkel, wenn man einen Begriff durch solche Begriffe deutlich machen will, welche schon die Erkenntniß desselben voraussetzen, d. h. wenn das Definitum wieder als Merkmahl in der Definition vorkommt. Es kann dies geschehen unmittelbar, durch ausdrückliche Worte, oder mittelbar, wenn der zu erklärende Begriff sich unvermerkt in ein Merkmahl der Definition einschleicht und bei der Zergliederung der Merkmahle, welche als der Probierstein einer Definition anzusehen ist, wieder angetroffen wird. Im Beweise ist ein Cirkel, wenn das, was erwiesen werden soll, ganz oder zum Theil, selbst zum Beweisgrund angenommen wird.

Cis (Musik), bezeichnet die zweite Stufe unserer Tonleiter. Cis dur, diejenige Tonart, bei welcher der durch ein Kreuz erhöhete Ton c zum Grundton der harten Tonart angenommen wird. Als Grundtonart eines Tonstücks wird sie nicht angewendet. Cis moll, die weiche Tonart, bei welcher der durch ein Kreuz erhöhete Ton c zum Grundton der weichen Tonart angenommen wird. Traulichkeit und Klage der unbefriedigten Liebe liegen in ihrem Umkreis. (S. Ton, Tonart.)

Cisalpinische Republik. Diese schnell wieder erloschene Republik erhielt ihre Entstehung im J. 1796. Nach der Schlacht bei Lodi (10. Mai 1796) proclamirte Buonaparte am 20. Mai die Freiheit der Lombardei, und bildete aus dieser die transpadanische, so wie aus Bologna und Ferrara die cispadanische Republik. Nach aufgehobenem Waffenstillstande zwischen Frankreich und Modena wurden zur cispadanischen Republik auch Modena und Reggio geschlagen; und wenige Monate darauf (19. Febr. 1797) trat in den Frieden zu Tolentino der Papst die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna, nebst der Landschaft Mesola an Frankreich ab. Alle diese Abtretungen wurden ebenfalls mit der cispadanischen Republik vereinigt, die am 17. März 1797 ihre Constitution und nun den Namen der cisalpinischen Republik erhielt, auch am 9. Julius unter diesem Namen proclamirt und von dem Kaiser im Frieden zu Campo Formido (27. Oct. 1797) als eine unabhängige Macht anerkannt wurde. Für jetzt begriff diese Republik: die ehemalige österreichische Lombardei, die Provinzen Bergamo, Brescia, Crema, die Stadt und Festung Mantua, das Mantuanische, Peschiera, einen Theil der ehemaligen venetianischen Staaten, besonders Verona und Rovigo, das Herzogthum Modena, das Für-

Herzogthum Massa und Carrara und die drei Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna. Ihre Grenzfestungen waren Mantua und Peschiera. Allein da schon im Junius 1797 die Länder Veltlin, Worms und Cläven den Graubündnern den Gehorsam aufgekündigt hatten und die Vereinigung mit der cisalpinischen Republik wünschten, so wurden wenige Tage nach dem Frieden von Campo Formio, am 22. October 1797, auch diese dazu geschlagen. Die neue Republik bestand nun aus 10 Departements und 771 Quadratmeilen mit 3½ Millionen Menschen. Der Sitz der Regierung, welche 1. aus der gesetzgebenden Versammlung der Volksrepräsentanten in zwei Räthen (dem Rathe der Alten von 80, und dem größern von 160 Mitgliedern), und 2. aus dem Directorium mit der höchsten Gewalt versehen, bestand, war Mailand. Ihre Kriegsmacht, französische Truppen im Solde der Republik, bestand aus 20,000 Mann. Ihre Verbindung mit Frankreich wurde durch eine, im März 1798 abgeschlossene, Off- und Defensiv-Allianz, und einen Handelsvertrag noch fester geknüpft. Dennoch ging die neue Republik ihrer Auflösung schnell entgegen. Eine neue Constitution verdrängte die andere, bis endlich (im März 1799) der Krieg von neuem zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrach. Die cisalpinische Republik wurde durch die Siege des erstern, in Gemeinschaft mit den Russen, erobert und aufgelöset. Die Schlacht von Morengo (14. Junius 1800) bewirkte ihre Wiederherstellung. Die Republik erhielt nun eine Staatsverwaltung (Consulta) von 50, und einen Vollziehungsrath (Governo) von 9 Mitgliedern; auch wurde sie am 6. Septbr. durch die Landschaften Novarese und Tortonese vergrößert, und in dem Definitivfrieden zu Lüneville am 9. Febr. 1801 von Oesterreich anerkannt; nahm den 25. Jan. 1802 den Namen der italienischen Republik an und erwählte Buonaparte zu ihrem Präsidenten, und Franz Melzi d'Erile zum Vicepräsidenten. Sie wurde nun in zwölf Departements eingetheilt (zu welchem im J. 1803 ein dreizehntes, Verona, kam), die Departements aber in Districte, jeder mit einem Hauptorte. Im J. 1803 (17. März) wurde dem französischen Kaiser durch eine Deputation der italienischen Republik die Würde eines Königs von Italien übertragen, am 31. März sein Regierungsantritt feierlich verkündigt, und hierdurch die italienische Republik aufgehoben. (Vergl. Italien.)

Ciseliren, mit dem Grabstichel zierlich bearbeiten; bei den Gold- oder Silberarbeitern, getriebene Arbeit machen. Ciselirstich, der eingestochene Zickzack, welchen auf silberne Geräthschaften der Oberälteste als Probe sticht.

Cisrhenanische Republik ist diejenige von den ephemeren, besonders im J. 1797 gebildeten Republiken, deren Existenz nicht einmal allgemein bemerkt worden ist. Da bereits eine cis- und transpadanische, cisalpinische und ligurische Republik entstanden war: da sogar die rebellischen Matrosen auf der englischen Canalflotte des Lord Bridport, unter ihrem Anführer, dem Matrosen Parker, eine schwimmende Republik errichtet hatten; da man überhaupt in jenem Zeitpuncte die republicanische Regierungsform für die vollkommenste hielt: so war es nichts Außerordentliches, daß auch einzelne Städte sich in Republiken umzuschaffen suchten. So traten mehrere am Rhein gelegene Städte, und namentlich Cöln, Aachen, Bonn, in eine Verbindung, erklärten sich unter

französischem Schutze für unabhängig, und proclamirten sich im September 1797 als eine cisrhenanische Republik. Da indeß damals an dem, schon im October 1797 abgeschlossenen, Definitivfrieden zu Campo Formio gearbeitet, und in diesem die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich als geheimer Artikel bestimmt wurde, mithin die cisrhenanische Republik ohnehin an Frankreich fiel, und mit diesem vereinigt wurde: so ist diese cisrhenanische Republik, die man auch oft blos die cisrhenanische Conföderation nannte, kaum dem Namen nach bekannt worden.

Cisterne, ein ausgemauertes Wasserbehältniß zur Aufbewahrung des Regenwassers, vornehmlich an solchen Orten, wo das Brunnenwasser fehlt.

Cisterzienser heißt ein geistlicher Orden, der von seinem Stammkloster Citeaux unweit Dijon, wo er 1099 entstand, diesen Namen führt und besonders durch die Thätigkeit des heiligen Bernhard von Clairvaux (s. d. Art.) hundert Jahre nach seiner Entstehung schon zu 1800 reichen Abteien in verschiedenen Ländern von Europa angewachsen war. Unter allen Orden, die der Regel Benedicts mit eigenen Zusätzen folgen, hat keiner eine schnellere und größere Ausbreitung erlangt, als die Cisterzienser, die sich nur dem beschaulichen Leben der nach ihrer Regel sehr anstrengenden Klosterandacht und Kasteiung widmeten und bald durch eine bedeutende Anzahl Nonnenklöster ihres Ordens verstärkt wurden. Sie wußten sich Befreiung von der bischöflichen Aufsicht zu verschaffen und bildeten einen aristokratisch-republicanischen Mönchsstaat. Ein hoher Rath, der aus dem Abte zu Citeaux als Generalsuperior, den Aebten zu Clairvaux, La Ferte, Pontigni und Morimond (sämmtlich in Frankreich) und 20 andern Definitoren bestand, und den anfangs jährlich, später in jedem dritten Jahre gehaltenen Generalcapiteln der Aebte und Prioren aller Cisterzienserklöster verantwortlich war, regierte sie unter unmittelbarer Oberaufsicht des Papstes. In Frankreich nannten sie sich aus Achtung gegen den heiligen Bernhard Bernhardiner. Unter den von ihnen ausgegangenen Congregationen waren die Barfüßer oder Feuillans (s. d. Art.) und die Nonnen von Portroyal (s. d. Art.) in Frankreich, die Recollectinnen (verbesserte Cisterzienserinnen) in Spanien und die Mönche von La Trappe (s. Trappisten) die merkwürdigsten. Der Reichthum und die Unthätigkeit dieses sonst mächtigen Ordens bereitete ihm den Verfall. Viele Klöster gingen schon vor der Reformation, noch mehr nach derselben theils von selbst ein, theils in andere Hände über. Das allgemeine Schicksal der geistlichen Orden in der Revolutionsepoche beschränkte die Cisterzienser auf wenige Klöster in Spanien, Polen, den österreichischen Staaten und in der sächsischen Oberlausitz, wo zwei reichbegüterte Nonnenklöster dieses Ordens, Marienstern und Marienthal, noch jetzt in der besten Blüthe stehen. Das Mönchskloster Neuenzelle in der Niederlausitz wurde im Februar 1817 von der preußischen Regierung, wie früher die berühmten Klöster dieses Ordens in Schlesien, gänzlich aufgehoben. Die Cisterzienser tragen weiße Kleidung mit schwarzem Scapulier. E.

Citadelle ist eine, neben einer Stadt oder größern Festung auf einer dominirenden Höhe angelegte kleinere Festung oder Fort von 4, 5, 6 — 7 Bollwerken, entweder um diese zu beschützen, oder auch um die Einwohner selbst im Zaume zu halten. Das Fünfeck ist im Allgemeinen die bequemste und vortheilhafteste Figur dazu.

Cithara, ein Saiteninstrument der Alten, angeblich von Apollo erfunden. Aehnliche neuere Instrumente sind die Guitarre, Laute und Cither.

Citiren, aufrufen, anführen, heißt beim schriftlichen und mündlichen Unterrichte, Jemand, einen Schriftsteller oder vielmehr einen Ausspruch desselben, besonders Stellen eines Buchs anführen (daher Citata, Citaten, angeführte Stellen). In dem gerichtlichen Verfahren heißt citiren, Jemand von Obrigkeits wegen zur Stellung vor Gerichte auffodern, vorladen; daher **Citation** (Ladung, Vorladung) diese Handlung der Obrigkeit, oder der richterliche Befehl, vor Gericht zu erscheinen. Diese Ladung geschieht auf einen gewissen Termin, und ihr muß Jeder Gehorsam leisten, der unter dem Richter, von welchem sie ausgeht, wirklich steht, oder bei ihm seine Klage angebracht hat. In der Regel muß jeder Vorgeladene im bürgerlichen Prozeß bei der ersten Vorladung in Person erscheinen, kann aber bei den folgenden Verhandlungen seinen Bevollmächtigten schicken. In Polizei- und Civilsachen wird immer persönliche Gegenwart erfodert. Das Nichterscheinen wird als Ungehorsam gegen die Obrigkeit bestraft und mit manchen Nachtheilen belegt. Daher bei nothwendigen Hindernissen eine zeitige Entschuldigung bei dem Richter nicht zu verabsäumen ist. Die Ladungen sind Verbalcitationen — d. h. wörtliche Auffoderungen — (und zwar mündlich durch einen Diener des Gerichts, oder durch schriftlichen Befehl des Richters bei Personen vornehmen Standes), oder Realcitationen (thätig), welche in der Abholung der zu stellenden Personen vor das Gericht besteht, und mit Gewalt verbunden sein kann, eine mit Verhaft verbundene Vorladung. Letztere tritt gewöhnlich dann ein, wenn eine verdächtige Person sich nicht gutwillig auf die geschehene Ladung gestellt hat, oder in Criminal- und Polizeisachen, in denen schnelle Entscheidung nothwendig ist, und viel Verdacht auf den Geladenen fällt. Da aber der Zweck der Citation das wirkliche Erscheinen vor Gericht als Bedingung einer angestellten Untersuchung ist, so sollte auch die dabei anzuwendende Gewalt sich nicht weiter erstrecken, als zu diesem Zwecke nothwendig ist. Man unterscheidet unter den Verbalcitationen noch die Gemeine, oder Privatladung und die öffentliche oder Edictalcitation (s. Edict). Eine peremtorische Citation (citatio peremtoria) ist eine endliche und entscheidende Vorladung, welche im Vernachlässigungsfalle Rechtsverlust nach sich zieht. T.

Citronen. Wegen ihres mannichfaltigen Gebrauchs ist die Frucht des Citronenbaums ein wichtiger Handelsgegenstand geworden. Wir erhalten sie aus den südlichen Ländern, wohin der Baum früher aus seinem Vaterlande Medien verpflanzt worden ist. Sicilien allein versendet jährlich an 30,000 Kisten, deren jede 440 Stück enthält. Um die Fäulniß während des langen Transports zu vermeiden, nimmt man sie vor ihrer völligen Reife ab. Daher haben auch die Citronen, welche zu uns kommen, nicht ihre vollkommene Süßigkeit. Man gebraucht von den Citronen sowohl die Schale, welche man trocknet, als auch den Saft. Da diesem Saft ein salzhaltiger Schleim beigemischt ist, so verdirbt er sehr leicht. Scheele hat die Entdeckung gemacht, die Citronensäure abgesondert von dem Schleime crystallinisch zu erhalten. Der reine crystallisirte Citronensaft macht eine eigene vegetabilische Säure aus und ist von vielfachem Nutzen in der Arzneikunst, Oekonomie u. s. w. Als Heilmittel beweiset sie sich besonders durch ihre fäulnißbindende, anti-

corbutische, harntreibende, steinauflösende Kraft, und ist auch in ansteckenden Krankheiten von großem Nutzen. Das kostbare Citronenöl, wovon das Bergamottenöl das beste und theuerste ist, wird aus den fleischen Schalen gewonnen und ist in den auf der Oberfläche befindlichen Bläschen enthalten.

Ciudad Rodrigo, eine wichtige Grenzfestung Spaniens gegen Portugal, in der Provinz Salamanca, mit 11,000 Einwohnern, welche sich am 10. Juli 1810 nach tapferer Vertheidigung an die Franzosen ergeben mußte. Sie liegt auf einer Höhe am rechten Ufer der Aguada, und hat eine doppelte Enceinte; die innere besteht aus einer Mauer mit dünnen Wällen ohne Flanken, die äußere aus einer Fausse-Braye von schwachem Profil; an der Ost- und Südseite hat sie halbe Monde, aber nirgend einen bedeckten Weg; 360 Schritt von der Stadt liegen die mit einem schlechten Erdwall umgebenen Vorstädte, auf deren beiden Seiten zwei befestigte Klöster (Franziskaner Kloster nördlich, Dominicaner südlich), das westlich gelegene Kloster Heiligenkreuz ebenfalls zur Vertheidigung eingerichtet; die Ebene um die Stadt wird im Norden durch zwei Höhen unterbrochen, den kleinen Teron (216 Schritt entfernt) und den großen (270 Schritt), auf welcher letztern sich eine Redoute befand, die genommen sein mußte, um die Belagerung beginnen zu können. Massena mußte zwar bei seinem Rückzuge aus Portugal diese Festung ihrem Schicksal überlassen, es gelang ihm indeß, sie gehörig zu verproviantiren, worauf er nach Salamanca zurückging. Die Einschließung erfolgte darauf durch die Britten unter Wellington am 8. Jan. 1812; die Nacht darauf ward die Redoute auf dem großen Teron gestürmt, die Belagerer schnitten sich dahinter ein; in der Nacht zum 14. ward heil. Kreuz genommen, der Feind machte am 14. einen Ausfall, drang bis in die Parallele, ward aber zurückgewiesen, in der Nacht zum 15. ward das Franziskanerkloster gestürmt, worauf der Feind die ganzen Vorstädte verließ. Bis zum 19. war eine große Bresche in einen auf der nördlichsten Seite ausspringenden Winkel, eine kleinere in einen alten Thurm weiter östlich gelegt; der Sturm erfolgte in der darauf folgenden Nacht. Die erste Abtheilung rückte mittelst in den Graben geworfener Heusäcke (weil die Contrescarpe unversehrt war) gegen die große Bresche; durch Unterstützung eines Regiments — welches auf der westlichen Seite in den Graben gedrungen in diesem links fortgehend hier mit ihr zusammentraf — gelang es ihr auch bald, den Breschengipfel zu ersteigen, der Feind hatte aber dahinter einen Abschnitt angelegt, der mit Hartnäckigkeit vertheidigt die Stürmenden aufhielt. Gleichzeitig mit dieser war eine andere Division vom Franciskanerkloster aus auf dieselbe Art durch den Graben und in die kleine Bresche gedrungen und hatte sich innerhalb der Werke festgesetzt; der hierdurch in Flanke und Rücken genommene Feind gab demnach die Vertheidigung jenes Abschnittes auf, und vertheidigte sich bis zu seiner gänzlichen Gefangennehmung von Haus zu Haus. Die Belagerer verloren 9 Offiziere, 217 Mann Todte, 84 Offiziere, 1000 M. Verwundete, davon beim Sturme 6 Offiziere (wobei 2 Generale) todt, 60 verwundet, 140 Gemeine todt, 500 verwundet; die Garnison zählte nach dem Sturme noch 78 Offiziere und 1700 Gemeine. Die Cortes erhoben Wellington zum Herzog von Ciudad Rodrigo und Grande von Spanien erster Classe.

Civilliste. Dieser Ausdruck war sonst nur in England gebräuchlich, und bezeichnet die Einkünfte, die jedem Könige bei dem

Antritte seiner Regierung zur Unterhaltung seines Hauses und Hofstaats, der hohen Beamten und Collegien, der Gesandten und überhaupt der bürgerlichen Regierung vom Parlamente bewilligt werden. Für den jetzigen König, Georg III., bewilligte das Parlament zuerst 800,000 Pf. Sterl. Im J. 1777 wurde die Civilliste um 100,000 Pf. Sterl. und später noch mehr erhöht, so daß sie jetzt an 1,000,000 Pf. St. beträgt. In Frankreich wurde aus der englischen Constitution, von der ersten constituirenden Versammlung, die Idee der Civilliste angenommen und dem Könige 25 Millionen Livres bewilligt. Unter dem Kaiserthume, so wie auch jetzt nach Wiederherstellung der Königswürde hat man dieselbe Bestimmung beibehalten.

Civilrecht. Die römischen Rechtsgelehrten theilten das Recht in Naturrecht (Ius naturale), welches für alle lebendige Wesen im außergesellschaftlichen Zustande gilt; in Völkerrecht (Ius gentium) oder das Recht für den im gesellschaftlichen Zustande lebenden Menschen, ohne Rücksicht auf Ort, Zeit und positive Gesetzgebung, und in bürgerliches oder Civilrecht ein. Das letztere im weitern Sinne ist der Inbegriff der positiven gesetzlichen Vorschriften, nach welchen die Bürger eines Staats in ihren gegenseitigen Verhältnissen ihre äußern Handlungen einzurichten haben. Der Begriff von Civilrecht ist römischen Ursprungs, und bedeutet auch im engern Sinne das römische Civilrecht. Ferner theilt man das Civilrecht wieder ein in öffentliches und Privatcivilrecht (Ius civile publicum et Ius civile privatum). Durch das erstere wurden die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten des Staatsoberhauptes und des Volks, durch letzteres die Befugnisse und Verpflichtungen bestimmt, welche die Staatsbürger gegen einander haben. Diese beiden Zweige des Civilrechts werden wieder von vielen Rechtsgelehrten eingetheilt in das allgemeine (universale, naturale), wenn nämlich die Vorschriften desselben schon von jedem vernünftigen Menschen, ohne Rücksicht auf positive Gesetzgebung, als verbindend anerkannt worden; und in das particuläre (Ius civile particulare) oder positive Civilrecht, wenn die Rechtsvorschriften der besondern Bestimmung eines Gesetzgebers ihr Dasein verdanken. — Das römische Civilrecht oder das Civilrecht im engern Sinne theilten die Rechtslehrer wiederum ein in geschriebenes und ungeschriebenes Recht, nachdem es nämlich ausdrücklich durch die Gesetzgebung im Staate als bestehendes Recht festgesetzt war, oder sich blos auf Gewohnheiten, Herkommen ꝛc. gründete. Zu den Zeiten der Könige von Rom (vor Chr. Geb. 753—509) waren die königlichen Gesetze (leges regiae) und das Gewohnheitsrecht (Ius traditum) die einzigen Rechtsquellen der Römer. Das Ius civile Papirianum war eine Sammlung jener königlichen Verordnungen, welche der Pontifex Maximus Papirius (293 v. Chr.) veranstaltete. Der Commentar des Granius Flaccus darüber ist verloren gegangen. 302 v. Chr. brachten drei nach Griechenland geschickte römische Gesandte von dort eine Sammlung griechischer Gesetze, aus denen das Recht der 22 Tafeln durch die Decemviros legibus scribendis verfertigt wurde, das ein Jahr hernach Gesetzeskraft erhielt. Schon früher im J. 263 wurden die ersten Comitia tributa gehalten, wo von den Bürgern nach den Tribus gestimmt wurde, und die außer der Wahl der Tribunen und Volksädilen auch den Zweck hatten, Volksbeschlüsse (Plebiscita) zu fassen. Diese Volksbeschlüsse wurden von den Tribunen in Vorschlag gebracht, und obgleich blos die Plebejer, nicht aber die Patricier, ein Stimmrecht dabei hatten, so wurde doch den Plebiscitis durch das Horazische, Publilische und Hortensische Gesetz (306, 416 und

465 nach Roms Erbauung) volle Gesetzeskraft beigelegt. Außer der Papirischen Sammlung der königlichen Verordnungen, dem Zwölftafelgesetz und den Volksbeschlüssen sind als Quellen des geschriebenen römischen Civilrechts anzusehen: a. die Leges curiatae, worüber die Bürger nach Curien, und die Leges centuriatae, worüber sie nach Centurien stimmten. Ein solches Gesetz wurde von den Dictatoren, Consuln oder Prätoren zuerst dem Senate vorgelegt, hierauf wenigstens 17 Tage lang öffentlich ausgehangen, und sodann über die Annahme oder Nichtannahme in obiger Art gestimmt. b. Die Rathsschlüsse (Senatusconsulta). Schon vor den Kaisern gab es Gesetze dieses Namens, welche der Senat jedoch bis zu Tiberius Zeit blos über die seiner alleinigen Verwaltung überlassenen Gegenstände erließ. Als sich aber die Kaiser nach und nach die gesetzgebende Gewalt allein anmaßten, so suchten sie dies dadurch dem Volke zu verbergen, daß die von ihnen gegebenen Verordnungen als Rathsschlüsse (Senatusconsulta) erlassen wurden, und so entstand unter Tiberius Regierung zuerst die neuere Art von Senatusconsulten, welche nicht, wie die ältern zur Zeit des römischen Freistaats gegebenen Rathsschlüsse, blos die Angelegenheiten des Senats, sondern alle Gegenstände des gemeinen Rechts betrafen. Diese neuern Senatusconsulta wurden jedesmal auf Antrag des Kaisers (praevia oratione principis vel imperatoris) erlassen, bis zu Constantins des Großen Zeit diese Macht des Senats noch mehr eingeschränkt und unter dem Kaiser Leo ganz aufgehoben wurde. c. Erst von Hadrian an begannen die Kaiser in eigenem Namen Rechtsverordnungen zu erlassen, welche constitutiones principum genannt wurden. Diese vermehrten sich in eben dem Grade, in welchem der Anschein der gesetzgebenden Gewalt, welchen der Senat noch bis dahin gehabt hatte, sich verminderte, und die Kaiser aufhörten, sich desselben als Organs ihrer Gesetzgebung zu bedienen. Die Constitutionen wurden wieder eingetheilt: aa. in Edicte, wirkliche, blos von den Kaisern gegebene Gesetze (leges); bb. Rescripte oder Antworten der Kaiser auf Supplike und Vorstellungen, und diese waren aaa. Sub- oder Abnotationen, gleich am Rande der Supplik einer Privatperson geschriebene Antworten; bbb. epistolae, auf Supplike kaiserlicher Beamten; ccc. sanctiones pragmaticae, auf Supplike ganzer Gemeinheiten ertheilte Resolutionen. cc. Decrete, in dem Auditorio (geheimen Rathe des Kaisers ertheilte Entscheidungen von Rechtssachen. dd. Mandate, kaiserliche Befehle an Obrigkeiten, Gemeinheiten oder an alle Unterthanen in einzelnen Regierungssachen, welche ihnen eine Verbindlichkeit auflegten. Von Hadrians Zeiten erschienen unzählige kaiserliche Constitutionen, deren Sammlungen man Codices nannte (s. auch Codex). Unter ihnen sind der Gregorianische, Hermogenianische, Theodosianische Codex die berühmtesten. Der erstere wurde vom Gregorius, oder Gregorianus zu Constantin des Großen Zeiten verfertigt, und enthält die Constitutionen der Kaiser vor Constantin. Späterhin veranstaltete Hermogenes, nach Andern Hermogenianus einen neuen Codex, der alle von seinem Vorgänger übergangene oder unrichtig angeführte Constitutionen enthielt. Beide Codices, obgleich sie keine öffentliche Autorität hatten, erlangten in den Gerichten ein großes Ansehn, welches ihnen aber durch den Justinianischen Codex späterhin entzogen wurde. Wir besitzen von beiden noch Fragmente, welche Antonius aufbewahrt hat, und die nachher von Sichardus, Cujacius und Anton Schulting herausgegeben sind. Der

Theodosianische Codex wurde (438) auf Befehl des jüngern Theodosius verfaßt, und enthält die Constitutionen der Kaiser nach Constantin dem Großen. Diesen Codex gab Jacob Godofredus mit einem vollständigen Commentar heraus. Das nicht geschriebene Recht leiten die römischen Rechtsgelehrten her: a. aus den von öffentlichen Beamten, z. B. den Prätoren, Aedilen und Proconsuln erlassenen, ursprünglich nur die Geschäftsform betreffenden Verordnungen (Jus honorarium). Weil aber besonders die Prätoren sehr willkührliche Veränderungen des Privatrechts sich erlaubten, und ganz neue Grundsätze einführten, so ließ der Kaiser Hadrian, um jener Willkühr Grenzen zu setzen ein immerwährendes prätorisches Edict (edictum perpetuum praetorum) durch den Rechtsgelehrten Salvius Julianus ausarbeiten, und gesetzlich bekannt machen. Die Inhaltsanzeige dieses Werks besitzen wir von Godofredus, und Bruchstücke davon haben uns Ranchinus und Joh. G. Heineccius aufbehalten; b. aus den Gutachten berühmter Rechtsgelehrter. Die Dunkelheit des Zwölftafelgesetzes erheischt häufig eine Erläuterung, welche besonders die römischen mit den Rechtsgrundsätzen bekannten Patricier ertheilten. Diese Gutachten, welche theils von jenen Rechtsgelehrten selbst, theils von ihren Schülern gesammelt wurden, standen schon, ehe noch die Kaiser Theodosius und Valentinian die Richter ausdrücklich auf die Werke mehrerer Rechtslehrer, besonders des Papinian verwiesen, und ehe noch ein großer Theil von ihnen vom Kaiser Justinian durch die Aufnahme in die Pandekten gesetzliche Kraft erhielt, bei den Römern in größtem Ansehn. Dieses aus dem Gutachten der Gelehrten geschöpfte und in den Gerichten aufgenommene Recht wird vorzugsweise auch von den römischen Rechtslehrern Jus civile genannt. Ferner gehörten c. der Gerichtsgebrauch, oder die richterlichen Aussprüche (Usus fori, res judicatae) und d. das Gewohnheitsrecht (mores majorum) zu dem ungeschriebenen oder nicht durch die gesetzgebende Gewalt feierlich promulgirten Rechte der Römer. Justinian, welcher 527 nach Chr. Geburt den Kaiserthron bestieg, gab der römischen Rechtsverfassung eine ganz neue Form. Er ließ nämlich die noch brauchbaren kaiserlichen Constitutionen von Hadrians bis auf seine (Justinianus) Zeit sammeln, und publicirte dies, von 9 Rechtsgelehrten unter Tribonians Aufsicht, theils aus dem Gregorianischen, Hermogenianischen und Theodosianischen Codex, theils aus andern unbekannten Sammlungen binnen Jahresfrist zusammengetragene und mit nöthigen Zusätzen und Verbesserungen versehene Werk (529) unter dem Titel Codex Justinianeus; späterhin erhielt es den Namen Codex Justinianeus vetus. Hierauf übertrug er dem Tribonian und 17 andern Rechtsgelehrten aus den Schriften der ältern römischen Juristen das Nützlichste und Brauchbarste zu excerpiren. Obgleich der Kaiser hierzu zehn Jahre bestimmte, so war die Arbeit doch in drei Jahren vollendet, und Justinian publicirte (533) diese Sammlung unter dem Titel der Pandekten oder Digesten, indem er ihnen Gesetzeskraft beilegte und alles bisherige Recht abschaffte. Diese in 50 Büchern abgetheilten Pandekten sind aus den Werken von 39 juristischen Classikern, und zwar aus 2000 Schriften excerpirt; besonders aus den Werken solcher Juristen, die unter den Kaisern gelebt hatten, z. B. des Martianus, Papinianus, Paullus und Ulpianus. Die Emblemata Triboniani (Einschiebsel des Tribonians) in den Pandekten sind eben sowohl als

die wirklichen Excerpte aus den Werken der Juristen kaiserliche Gesetze, und haben dieselbe Kraft wie die Pandekten selbst. Cruces Jureconsultorum nennt man die unerklärbaren Stellen der Pandekten, deren es jetzt nur noch 12 bis 15 gibt. Eigentliche Widersprüche findet man in den Digesten ungefähr 30. Die Ordnung dieser Pandekten ist im Ganzen die der Zwölftafelgesetze und des edicti perpetui: Proceß, Verträge, Ehe und Tutel, Verlassenschaften, Eigenthum, Stipulationen und Interdicte, Criminalrecht und Lehre von den Appellationen. Die drei Ausgaben der Pandekten sind: 1. die Holoandrische oder Norica (Nürnberg, 1529); 2. die Taurellische oder Florentinische (von Taurellus zu Florenz 1553); 3. die gemeine oder Vulgata. Die Quinquaginta decisiones oder funfzig Entscheidungen der in den excerpirten Stellen enthaltenen Widersprüche sind vom April 529 bis zum December 533 abgefaßt und durch die an die Präfectos Prätorio Joannes und Julianus gerichtete Ueberschrift, so wie durch die auf das Consulat des Orestes und Lampadius oder die beiden Jahre nach demselben gerichtete Unterschrift kenntlich. Die Institutionen, welche in 4 Bücher abgetheilt sind, fertigte Tribonian nebst dem Theophilus und Dorotheus noch vor Beendigung der Pandekten. Promulgirt wurden sie aber mit diesen zugleich. Sie enthalten viele Stellen aus den Schriften des Cajus, und sind nach der Ordnung von dessen Institutionen abgefaßt. Außer dem letzten Abschnitte de publicis Judiciis enthalten sie bloßes Privatrecht; und auch in Hinsicht dieses letztern fehlen die Lehren von der Restitution, dem Eide, den Zeugen, Urkunden u. m. a. Da der Codex Justinianeus vetus mehrere veraltete Constitutionen enthielt, und viele neuere nicht darin befindlich waren, so übertrug Justinian dem Tribonian die Durchsicht und Verbesserung jenes Werks, und so kam der Codex repetitae praelectionis zu Stande, welcher 12 Bücher begreift, größtentheils nach Ordnung des immerwährenden prätorischen Edicts abgefaßt ist, und gleichfalls viele Emblemata oder Einschiebsel enthält. Er wurde 534 mit Gesetzeskraft publicirt, und die gesetzliche Kraft des alten Codex wurde aufgehoben. Die Novellen (novellae constitutiones Justiniani), die aber auch zum Theil von Justinians Nachfolgern herrühren, ändern viele der vorigen Gesetze, vorzüglich in der Lehre von der Erbfolge, Enterbung, dem Brautschatze u. s. w. Sie wurden von 535 bis 559 publicirt, theils griechisch und lateinisch, theils lateinisch allein. Ihre Anzahl ist unbekannt. Die Julianische Epitome Novellarum enthält 125. Justinians 13 Edicte betreffen blos gewisse Provinzen und Städte oder damalige Religionsstreitigkeiten. Die Authentiken, gleichfalls ein Theil des römischen Gesetzbuches, sind Auszüge aus den Novellen, welche man unter diejenigen Gesetze des Codex gesetzt hat, wodurch die Novelle entweder bestätigt, verändert oder aufgehoben wird. Es gibt 210 solcher Authentiken im Corpore Juris civilis und 13 Authentiken von den Kaisern Friedrich I. und II. Endlich als zum Theil noch für uns verbindlich und in dem römischen Civilgesetzbuche enthalten, müssen wir auch die Libros feudorum oder das longobardische Lehnrecht anführen, welches ein Unbekannter zwischen 1158 und 1168 sammelte. Es enthält die longobardischen Gewohnheiten und einige Verordnungen der deutschen Kaiser über die Lehne, vorzüglich aus den Schriften des Gerardus Niger und Obertus ab Orto. Hugolinus a Presbyteris fügte die Libros feudorum dem Corpus Juris bei, und im 13ten

Jahrhunderte ging Jacobus de Arrisone die capitula extraordinaria den libris feudorum an. Als in Italien, wo das Studium des römischen Civilrechts selbst in den Zeiten der Barbarei nicht ganz untergegangen war, im 12ten Jahrhunderte nach Chr. Geb. ein neuer Eifer für dasselbe erwachte, wurde die Justinianische Sammlung zum Grunde gelegt. Aus den hohen Schulen Italiens, besonders aus der zu Bologna, gingen nunmehr Staatsmänner, Gesetzgeber und Rechtsgelehrte in alle Theile des gebildeten Europa's, und mit ihnen verbreitete sich das Ansehn des römischen Civilrechts, als eines allgemein gültigen geschriebenen Rechts. Im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderte schlich sich der Gebrauch des römischen Rechts in Deutschland völlig ein. Durch die Reichskammergerichtsordnung von 1495 wurde die gesetzliche Autorität desselben bestätigt. Die Pandekten, Institutionen, der Codex, die 118 glossirten Novellen, die Friedericianischen Authentiken und die capitula ordinaria des lehnsobrigkeitlichen Lehnrechts gelten als Gesetze in Deutschland. Was von den Novellen nicht glossirt ist, gilt in den Gerichten nicht (Quid non recepit glossam, id non recepit forum). Leo's Novellen und Justinians Edicte gelten nicht, und von den Justinianischen Authentiken nur die, welche mit ihrer Novelle übereinstimmen. Die Rangordnung bei Widersprüchen der einzelnen Theile des Corpus Juris wird durch die Regel Lex posterior derogat priori (das jüngere Gesetz geht dem ältern vor) bestimmt, also erst die Novellen, dann der Codex, hierauf Institutionen und Pandekten. Letztere stehen den Institutionen im Falle eines Widerspruchs nur dann nach, wenn erhellet, daß Justinian in den Institutionen vorsätzlich eine Verordnung der Pandekten hat ändern wollen. Das römische Civilrecht ist in Deutschland in complexu aufgenommen, d. h. für die Gültigkeit eines römischen Gesetzes besteht die Vermuthung, bis bewiesen ist, daß dieses Gesetz gegen die heutige Verfassung, oder gegen ursprünglich deutsches Gesetz streite. Zweitens ist das römische Recht aber blos in subsidium aufgenommen, und nur da anzuwenden, wo kein deutsches Gesetz oder keine deutsche Gewohnheit vorhanden ist. Accursius sammelte die Glossen des Irnerius, Bulgerius, Azonis und Anderer, und gab sie mit den seinigen vermehrt, zu Anfange des 13ten Jahrhunderts heraus: Corpus Juris glossatum. Die vorzüglichsten Schriftsteller über das gesammte römische Civilrecht oder über einzelne Theile desselben sind a. vor dem 16ten Jahrhunderte: Accursius, ein Florentiner, Bartolus, Baldus; b. im 16ten Jahrhunderte die Italiener Alciatus, Sigonius und Anton Faber; die Franzosen Duarenus, Balduinus, Hotomannus, Cujacius, Contius, Donellus, Brissonius Dionysius Gothofredus; die Deutschen Wesembeck, Giphanius; c. im 17ten Jahrhundert die Franzosen Jacob Gothofredus und Domat; die Deutschen Brunnemann, Strauch, Carpzov, Lauterbach, Schilter, Struv, Cocceji, Stryck, Joh. Heinr. von Berger; die Holländer und Niederländer Vinnius, Grotius, Ulrich Huber, Voet, Noodt, Westenberg, Schulting, Bynkershoek; d. im 18ten Jahrhundert die Deutschen Just Henning Böhmer, Wernher, Leyser, Eberhard Otto, Heineccius, Hofmann, Pufendorf, Ritter, Hellfeld, C. F. Hommel, Westphal, Höpfner, Eichmann, Köchy, Glück, Hofacker, Hugo, Geiger, von Berg, Weber, von Rettelbladt, Thibaut, Bucher, Savigny, Hamboth. An einem für Laien zum Nachschlagen oder auch zum Selbststudium des Civilrechts brauchbaren Werke fehlt es gänzlich. Höpfners Commentar über Heineccius Institutionen enthält ungeachtet seiner Ausführ-

lichkeit nicht Alles, und Thibauts System des Pandektenrechts ist weder zum Nachschlagen für den Laien, noch zum Selbststudium geeignet.

N. P.

Clairet-Weine, nennt man in England alle rothen französischen Weine, welche man aus Bordeaux bezieht, oder die bei uns sogenannten Medocweine.

Clair-Obscur, s. Grau in Grau und Helldunkel.

Clairon (Claire Josephe Leyris de la Tude, bekannter unter dem Namen), eine der größten Schauspielerinnen, welche Frankreich besessen, war 1723 in der Nähe von Condé in Flandern geboren. Ihre Aeltern, wiewohl arm, gaben ihr dennoch eine solche Erziehung, daß sie in ihrem zwölften Jahre in der italienischen Comödie auftreten konnte. Sie spielte hier Soubretten, und ging im folgenden Jahre nach Rom, wo sie in der komischen Oper sang und in den Balleten tanzte. Sie spielte nach einander zu Lille, Dünkirchen, Gent, und da ihre Stimme sich ausgebildet hatte, wurde sie 1743 nach Paris berufen, um die berühmte Sängerin Le Maure in der Oper zu doubliren. Bald aber machte sich ihr wahres Talent bemerkbar, und sie bekam eine Einladung, in der Comédie française die Schauspielerin Dangeville in den Soubrettenrollen zu doubliren. Zugleich willigte sie ein, im Trauerspiele kleine Rollen zu übernehmen und in den Unterhaltungsstücken zu singen und zu tanzen. Sehr überraschte sie aber durch die Erklärung, in der Rolle der Phädra debutiren zu wollen, in welcher die Dumesnil für einzig galt. Sie spielte sie am 19ten Sept. 1743, und errang einen um so größern Triumph, je unvermeidlicher es geschienen, daß sie durchfallen müsse. In der Folge entwickelte sie in den Rollen der Zenobia, der Ariadne, der Electra ein Talent, das ihren Ruhm und ihre Anstellung befestigte. Alle Tagblätter der damaligen Zeit sind von ihrem Lobe angefüllt. Voltaire richtete Verse an sie, worin er ihr einen Platz unter den ersten Künstlerinnen anwies. Die Dumesnil hörte indeß nicht auf, neben ihrer jungen Nebenbuhlerin bewundert zu werden. Das Talent Beider war zu verschieden, um eine Vergleichung zu leiden; die eine zeigte den Triumph der Kunst, die andere der Natur. Keine Schauspielerin studirte ihre Rollen gründlicher als Clairon. Dorat sagt:

Ses pas sont mesurés, ses yeux remplis d'audace,
Et tous ses mouvements déployés avec grâce.
Accents, gestes, silence, elle a tout combiné.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Quel auguste maintien! quelle noble fierté!
Tout, jusqu'à l'art, chez elle a de la vérité.

Obwohl die Clairon klein, und mehr hübsch als schön war, so hatte doch ihr Wuchs, ihr Gesicht, ihre Stimme einen Adel und eine Würde, welche sie vom Theater selbst ins Leben hinübernahm, so daß sie beständig von erhabenen Gefühlen durchdrungen zu sein schien. Diese Ueberspannung warf zuweilen etwas Lächerliches auf ihre Person, und ihre Kunstgenossen, die sie gewöhnlich mit verachtendem Hochmuthe behandelte, konnten es nicht übersehen, daß ihr Privatleben der Gegenstand strenger Kritiken gewesen war. Die Histoire de l'Prétillon von Caylus trug nicht wenig dazu bei, ihre Sitten verdächtig zu machen, wiewohl die wenigsten der darin enthaltenen Anekdoten wahr sind. Wie dem auch sei, ihr stolzer Charakter zeigte sich vollkommen in der Hartnäckigkeit, womit sie sich weigerte, mit dem Schauspieler Dubois in der

Belagerung von Calais aufzutreten. Das Publicum war wüthend, und viele Stimmen riefen: Frétillon à l'hôpital! Clairon au Fort d'Evêque! Wirklich erschien am folgenden Tage ein Polizeibedienter, um sie in das Gefängniß zu führen. Auch bei dieser Gelegenheit blieb sie ihrem Charakter treu. Sie unterwarf sich dem Befehle des Königs mit der Bemerkung, daß ihre Ehre unverletzt bliebe, da diese ihr auch der König nicht rauben könne. „Allerdings," antwortete der Polizeibediente, „wo nichts ist, hat der Kaiser und König sein Recht verloren." Sie betrat nach diesem Vorfalle (im April 1765) nicht wieder die Bühne. Da ihr ziemlich bedeutendes Vermögen nach manchen Verlusten, die sie durch die Operationen des Abbé Terray erlitten, nicht mehr für den Aufenthalt in der Hauptstadt hinreichte, begab sie sich an den Hof des Markgrafen von Anspach, wo sie siebzehn Jahre verlebte. Nach Verlauf dieser Zeit kam sie wieder nach Paris, wo sie 1803 starb. Nicht uninteressant sind die Mémoires d'Hippolyte Clairon et réflexions sur la déclamation théâtrale, welche Demoiselle Rancourt abgefaßt hat.

Clairval (N.), ein berühmter Schauspieler und Sänger der italienischen Comödie, der die ersten Liebhaber-Rollen in dem Zeitraume von 1770 bis 1790 mit vielem Beifalle darstellte und sang, und dessen in den Memoiren dieser Zeit von Marmontel und Andern oft gedacht wird. Man nannte ihn den Molé der italienischen Comödie. Er war übrigens auch, wie dieser, ein homme à bonnes fortunes, und man erzählte sich von ihm viele lustige Abenteuer. Unter andern auch folgendes: Eine vornehme Dame hatte ihn oft vergebens einladen lassen. Es geschieht noch einmal, mit der Drohung, daß, wenn er nicht erscheine, sie ihm 100 Stockschläge zuzuwenden wissen würde. Der Gemahl erfährt es, und bedeutet Clairval seiner Seits, daß, wenn er der Einladung folge, er 200 Stockschläge erhalten solle. Clairval, nicht wenig verlegen über die Alternative, fragt einen Freund um Rath: Il faut y aller, mon ami, räth ihm dieser, il y a cent pour cent à gagner.

Clancarty (Lord, Graf von), bekleidete, während des langjährigen Kampfes gegen die Neufranken und gegen Napoleon, stets bedeutende Gesandtschaftsposten an verschiedenen Höfen, und zeigte sich stets als einen sehr gewandten Diplomatiker. 1814 wurde er zum Oberpostmeister von England ernannt, und dann zur Gesandtschaft an den Congreß von Wien gezogen. Er machte den Congreß mit Caulincourts Anträgen in England bekannt, und er war speciell zu Abfassung sämmtlicher Subsidienverträge bevollmächtigt. 1816 wurde er zum außerordentlichen Gesandten am königlich niederländischen Hofe, und später zum bevollmächtigten Minister am deutschen Bundestage in Frankfurt ernannt, und zwar speciell für alle Unterhandlungen, welche Territorialangelegenheiten betreffen.

Clarence (W. H. Prinz von England, Herzog von), dritter Sohn des Königs Georgs III., geb. den 21. August 1765. Er wurde für den Seedienst gebildet und diente von unten hinauf durch alle Grade, ohne jedoch in den Kriegen irgend ein Commando zu haben. In der Pairskammer zeichnete er sich immer durch warme Sprache im Geiste der Opposition gegen die kriegathmenden Gesinnungen der Minister aus. Ihm verdankt man vorzüglich auch die Abschaffung des Negerhandels. Sein Beitritt war es hauptsächlich, welcher den Sturz der Minister Pitt und Addington herbeiführte. Dennoch lebt er stets im besten Vernehmen mit der königlichen Familie, und wie ein Privat-

mann in häuslich freundlichem Kreise. Sein ganzes Herz hing an der berühmten Schauspielerin Miß Jordan, mit welcher er viele Jahre in innigster Verbindung lebte. Sie starb 1816 zu Bordeaux, von ihm tief betrauert. Als Großadmiral von England führte er 1814 den König Ludwig XVIII. auf der Jacht Royal Sovereign an die Küsten des wiedergewonnenen Frankreichs, und escortirte ihn mit einem Linienschiff. — Er vermählte sich 1818 mit einer Prinzessin von Sachsen-Meiningen und wollte seine Residenz künftig in Osnabrück nehmen. Im J. 1820 lebte er mit seiner Gemahlin in London.

Clarendon (Edward Hyde, Graf von), Großkanzler von England, war zu Dinton in Wiltshire im J. 1608 geboren. Nachdem er seine Studien zu Oxford mit dem siebzehnten Jahre beendigt hatte, begann er die Rechte unter seinem Oheim, Nicolas Hyde, Präsidenten der Kingsbench, zu studiren. In dem sogenannten langen Parlamente unter Carl I. hatte er sich durch seine Talente ausgezeichnet und sich mit Geschicklichkeit das Vertrauen aller Mitglieder erworben. Die Reinheit seiner Grundsätze und seine Anhänglichkeit an die Gesetze seines Vaterlandes brachten ihn darum. Als der Bürgerkrieg erklärt war, folgte er der Partei des Königs, und wurde von Carl I. zum Kanzler der Schatzkammer und Mitgliede des geheimen Raths ernannt. Er begleitete in der Folge den Prinzen Carl (nachmals Carl II.) nach der Insel Jersey, und blieb daselbst, als der Prinz nach Frankreich reiserte. Er verlebte hier zwei Jahre und fing zu dieser Zeit seine Geschichte der Rebellion an. Auch verfaßte er zu Jersey die verschiedenen Schriften, die im Namen des Königs zur Beantwortung der Manifeste des Parlaments erschienen. Nach Carls I. Hinrichtung berief ihn der neue König nach Frankreich. Im J. 1648 begab er sich mit Lord Cottington nach Madrid, um zu versuchen, ob er vom spanischen Hofe Unterstützung auswirken könnte. Von da begab er sich nach Paris, und suchte die Königin Mutter mit dem Herzog von York zu versöhnen. Sodann ging er nach dem Haag, wo Carl II. war; aber ökonomische Rücksichten nöthigten ihn, Antwerpen zu seinem Aufenthalte zu wählen. Die Prinzessin von Oranien, Carls I. Tochter, wollte ihn veranlassen, sich bei ihr zu Breda niederzulassen, und ernannte seine älteste Tochter, Anna Hyde, zu ihrer Ehrendame. Dieser Umstand ward die Ursache, daß zwei Enkelinnen Edward Hydes den englischen Thron bestiegen. Carl II., der in Ermangelung des Geldes mit Titeln gegen seine ihm treu gebliebenen Unterthanen freigebig war, erhob ihn im J. 1657 zum Großkanzler von England. Mehr als jeder Andere trug Edward Hyde nach Cromwells Tode zu dem glücklichen Ausgange der Unterhandlungen bei, welche Carl II. auf den Thron setzten. Seitdem besaß er das ganze Vertrauen des Fürsten, der ihn mit Gunst überhäufte. Sein Titel als Großkanzler wurde bestätigt; man fügte 1660 den eines Kanzlers der Universität von Oxford hinzu. Im folgenden Jahre ward er schnell nach einander zum Pair und Baron Hyde in Wiltshire, zum Viscount von Cornbury in Oxfordshire und zum Grafen von Clarendon in Wiltshire ernannt. Ein so hohes Glück mußte den Neid erwecken; ein unerwartetes Ereigniß trug noch dazu bei. Der Herzog von York, des Königs Bruder, befand sich bei seiner Schwester zu Breda, lernte hier Anna Hyde kennen, die ihm eine so heftige Leidenschaft einflößte, daß er sich im Nov. 1659 ohne des Königs und des Großkanzlers Wissen mit ihr vermählte. Erst nach Carls II. Wiedereinsetzung verrieth Anna's Schwangerschaft diese Verbindung. Clarendon benahm sich bei der Nachricht davon auf eine seines großen

Charakters unwürdige Weise, der König hingegen erkannte, sobald er sich von der Gültigkeit der Ehe überzeugt hatte, Anna Hyde als Herzogin von York an, foderte seinen Bruder auf, sie ferner zu lieben, und erklärte, daß dies Ereigniß seine Gesinnungen gegen seinen Kanzler nicht verändere. Zwei Töchter, Anna und Maria, die beide den englischen Thron bestiegen, waren die Frucht dieser Ehe. Aber von jetzt an verbanden sich alle Ehrgeizige und Ränkesüchtige gegen Lord Clarendon. Da das Parlament die abgeschmackte Klage, welche Lord Bristol gegen ihn erhob, abwies, suchte man ihn in der öffentlichen Meinung zu schaden. Von der andern Seite sank sein Einfluß beim Könige, der nach einigen Jahren eines ruhigen Besitzes weniger einen treuen Freund und geschickten Minister als Schmeichler verlangte, die seinen Launen, besonders seiner Verschwendung, dienten. Er wurde dem strengen Clarendon abgeneigt, den Buckingham unaufhörlich bespöttelte, und der in den Augen des Volks als erster Minister für alle Fehler in der Verwaltung verantwortlich war. Das wenige Glück, womit der Krieg gegen Holland geführt wurde, der Verkauf Dünkirchens, und andere Ereignisse erweckten die Unzufriedenheit des Volks; daß Mißfallen des Königs aber verwandelte sich in Haß, als er seinen Plan, sich von seiner Gemahlin zu trennen und mit der schönen Lady Stuart zu verbinden, von Clarendon vereitelt sah, der die Vermählung dieser Dame mit dem Herzoge von Richmond veranstaltete. Er beschloß, ihn zu stürzen, nahm ihm das Siegel und beraubte ihn seiner Aemter. Eine Klage auf Hochverrath wurde gegen ihn erhoben. Clarendon rettete sich durch die Flucht, und sandte von Calais eine Rechtfertigung an das Oberhaus ein. Beide Häuser verordneten, daß diese Schrift von Henkershand verbrannt werde. Nach einer andern Parlamentsbill, welche der König bestätigte, wurde Lord Clarendon auf immer verbannt und für unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Der Haß des Volks verfolgte ihn noch auf dem festen Lande. Zu Eveux ward er von englischen Matrosen überfallen, gefährlich verwundet und nur mit Mühe entriß man ihn ihren Händen. Er verlebte sechs Jahre in der Verbannung, abwechselnd zu Montpellier, Moulins und Rouen, wo er im Dec. 1674 starb. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und in der Westminsterabtei beigesetzt. Lord Clarendon war sein Leben hindurch der Freund und die Stütze seines Königs gegen die Parteigänger, und der Vertheidiger der Freiheiten seines Vaterlandes gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt. Undank und Vorurtheil stürzten ihn um so leichter, als sein ernster und stolzer Charakter ihm keine Liebe hatte erwerben können. Unter mehrern Schriften, die er hinterlassen, ist seine mit großer Genauigkeit und Unparteilichkeit geschriebene Geschichte der Rebellion von 1641 bis auf Carls II. Wiedereinsetzung die bei weitem wichtigste. Man hat sie später fortgesetzt.

Clareniner, s. Franziscaner.

Clarinette, ein 1690 von Joh. Christoph Denner zu Nürnberg (geb. 1655) erfundenes Blasinstrument, welches fast eben so wie die Hoboe gebauet, mit Löchern, Klappen und einem Mundstücke (das letztere ist jedoch breit, dick und schnabelförmig) versehen ist, auch mit Ansetzung der linken Hand oben, und der rechten unten behandelt wird. Es wird gegenwärtig sehr häufig in Orchestern gebraucht, und hat einen größern Umfang, als die Hoboe, indem es vom E der kleinern Octave bis ins dreigestrichene F geht; man will zwar die Höhe bis ins viergestrichene C setzen; allein das Instrument wird dadurch übertrieben. Uebrigens hat es noch das Besondere, daß es nicht in alle

Töne einſtimmt, ſondern bei gewiſſen Tonarten entweder durch einzuſetzende Mittelſtücke dem Tone, aus welchem das Stück geht, angepaßt, oder auch eine ganz andere Clarinette genommen werden muß; denn es gibt A, B, C Clarinetten ꝛc. und es wird die Stimmung derſelben jedesmal angegeben.

Clariſſinuen, ſ. Franziſcaner.

Clarke (Samuel), ein berühmter engliſcher Theolog, geboren zu Norwich 1675, ward auf der Univerſität zu Cambridge erzogen. Obgleich Newton ſeine Entdeckungen ſchon bekannt gemacht hatte, ſo war doch Descarte's Syſtem noch das herrſchende. Clarke, dem daſſelbe wenig genügte, machte die Philoſophie zu ſeinem Studium und vertilgte nach und nach die Irrthümer der alten Lehre. Mit nicht geringerm Eifer ſtudirte er die Theologie. Der Biſchof von Norwich, ein Freund der Wiſſenſchaften, lernte ihn kennen und ernannte ihn zu ſeinem Caplan. Clarke verlebte in dem Hauſe dieſes Prälaten zwölf Jahre. Im J. 1704 ward er gewählt, die von Robert Boyle geſtifteten Predigten zu halten. Er verfaßte über das Daſein und die Attribute Gottes acht Predigten, die für den ſtärkſten und ſchönſten Beweis gehalten werden, der je für das Daſein Gottes geführt worden. Als er im folgenden Jahre denſelben Auftrag erhielt, verfaßte er acht andere Predigten über die Beweiſe der natürlichen und geoffenbarten Religion. Im J. 1706 bekam er eine Pfarrſtelle zu London, ward bald darauf zum Caplan der Königin Anna, und 1709 zum Pfarrer von St. James ernannt. Im J. 1712 gab er ein Werk über die Lehre von der Dreieinigkeit heraus, von der er nicht zu glauben ſchien, daß ſie der erſten Kirche angehöre. Das Collegium der Biſchöfe aber, das weislich alle Streitigkeiten zu vermeiden wünſchte, begnügte ſich mit der, wiewohl unzulänglichen, Erklärung, welche Clarke gab und worin er verſprach, nie über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben noch zu predigen. Im J. 1715 hatte er einen Streit mit Leibnitz über die Naturphiloſophie und die Religion, in welchem der Vortheil auf ſeiner Seite war. Er ſtarb 1729 mit dem Rufe eines der gelehrteſten Männer und gründlichſten Philoſophen ſeiner Zeit. Sehr geſchätzt iſt ſeine Ausgabe des Julius Cäſar. Von der Ilias hatte er für den Unterricht des Herzogs von Cumberland die zwölf erſten Bücher mit Anmerkungen und einer umgearbeiteten lateiniſchen Ueberſetzung herausgegeben; den zweiten Band, ſo wie die Odyſſee, fügte ſein Sohn hinzu.

Clarke. Wir führen hier aus der neuern Sitten- und Literärgeſchichte Englands zwei public Characters dieſes Namens auf. 1. Eine Dame Mrs. Mary Anne, Mätreſſe des Herzogs von York, geboren 1775. Ihre Verbindung mit dem Herzoge von York, und die öffentliche Beſchuldigung, daß ſie auf die militäriſchen Beförderungen ungeziemend eingewirkt habe, gab 1809 zu einer parlamentariſchen Unterſuchung Veranlaſſung, und war die Urſache, daß der Herzog ſein Obercommando über die ganze brittiſche Landmacht eine Zeitlang niederlegte. Sie wollte jetzt dem ganzen Publicum ihre Verhältniſſe mit dem Herzoge zu ihrer Vertheidigung mittheilen, und dieſe ihre Schrift war bereits in einer erſten Auflage von 10,000 Exemplaren fertig, als die Freunde des Herzogs ſich bewogen fanden, ſie durch eine baare Zahlung von 10,000 Pf. Sterl. und durch Zugeſtehung einer lebenslänglichen Rente von noch 600 Pf. St. ganz zu unterdrücken, mit Ausnahme eines einzelnen Abdrucks, den der Herzog von York zu ſeiner Erbauung erhielt. Später erſchien demohngeachtet von ihr eine anzügliche Schrift: The rival princes, und wegen einer Letter to the

Rev. hon. Wm. Fitzgerald, Kanzler der irländischen Schatkammer, das als Libell betrachtet wurde, kam sie in gerichtliche Untersuchung. — II. Clarke (Edward Daniel), Professor der Mineralogie in Cambridge, und berühmt als Reisender durch seine auf diesen Reisen gemachten Sammlungen und die Herausgabe einer der wichtigsten neuern Reisebeschreibungen. Nachdem er in seinen frühern Jahren schon Italien und Frankreich besucht hatte, begann er in Begleitung eines Herrn Cribbs im J. 1799 eine größere Reise durch Dänemark, Norwegen, Schweden, Lappland, Finnland, Rußland, die Tartarei, Kleinasien, Syrien, Palästina, Aegypten, Griechenland und die Türkei, und kehrte 1802 über Ungarn, Deutschland und Frankreich nach England zurück. Auf diesen großen Reisen bildete er sich die kostbarsten Sammlungen von Mineralien, Manuscripten und alten Bildwerken, welche letzteren er mit Inbegriff der berühmten eleusinischen Ceres in der öffentlichen Bibliothek zu Cambridge aufstellte. Ihm verdankte England auch den jetzigen Besitz des alexandrinischen Sarkophags und der Inschrift in drei Sprachen, welche unter dem Namen des Rosettasteins bekannt ist.

Clarke (H. J. G.), Herzog von Feltre, franz. Marschall und Pair des Reichs, aus einer alten irländischen Familie, geboren zu Landrecies den 17. Oct. 1765. Sein Vater war Infanterie-Oberster in franz. Diensten. Mit dem 15. Jahre kam er 1781 in die Kriegsschule zu Paris; er machte die ersten Feldzüge im Revolutionskriege mit, hob sich durch seine Talente und seinen Muth schnell empor und war Chef des Generalstabs bei der Rheinarmee, als ihn die Conventsdeputirten den 13. Oct. 1793 am Tage vor der Erstürmung der Weißenburger Linien seiner Stelle entsetzten. Doch bald stellten ihn die Gewalthaber Frankreichs wieder an und selbst an die Spitze des historisch-topographisch-militärischen Cabinets. Das Directorium übertrug ihm 1795 eine wichtige Sendung nach Wien. Im folgenden Jahre schloß er den Allianztractat mit dem Könige von Sardinien ab. Dann unterhandelte er mit Oesterreich und mit Buonaparte den Frieden zu Campo Formio. Die ihm nach dem 18. Brümaire aufgetragene Zurücksendung der russischen Kriegsgefangenen vollzog er auf eine so gefällige Art, daß der Kaiser Paul nicht nur ihm dafür dankte und einen prächtigen Degen verehrte, sondern überhaupt für Frankreich ein günstigeres System annahm. Damals leitete auch Clarke die Friedensunterhandlungen zu Lüneville ein, welche nachher Joseph Buonaparte abschloß. Gleichwohl fiel er beim ersten Consul in Ungnade. Buonaparte gab ihm jetzt den Ministerposten in Florenz bei dem neuen König von Hetrurien. Dann ernannte ihn Buonaparte 1804 zum Staatsrath und er folgte dem Kaiser in dem Feldzuge gegen Oesterreich, und ward Gouverneur von Wien. Später schloß er mit dem russischen Bevollmächtigten, Hrn. v. Oubril, den Friedenstractat ab, welchen bekanntlich der Kaiser Alexander nicht ratificirte. Fast zu gleicher Zeit trat er wegen des Friedens zwischen Frankreich und England mit Lord Yarmouth in Unterhandlungen; allein nach dem Tode von Fox hörten die Unterhandlungen auf, und der Krieg mit Preußen brach aus. Clarke begleitete Napoleon, und ward nach der Schlacht bei Jena Gouverneur von Erfurt; bald nachher bekleidete er denselben Posten ein Jahr lang in Berlin. Er trat hierauf an Berthier's Stelle als Kriegsminister und Napoleon erhob ihn zum Herzog von Feltre. Für Ludwig XVIII. erklärte er sich den 8. April 1814. Den 4. Juni erhob ihn der König zum Pair von Frankreich. Bis in den März 1815,

nahm er an den öffentlichen Angelegenheiten wenig Theil. Als man aber, nach Buonaparte's Einfall, in die Treue des Kriegsminiſters Soult Zweifel ſetzte, ward Clarke den 11. Mai zu deſſen Nachfolger gewählt. Er ging mit dem Könige nach Gent, und übernahm eine Sendung nach London an den Prinzen Regenten. Nach der Rückkehr des Königs ward ihm das Portefeuille genommen, und der Marſchall Gouvion St. Cyr trat an ſeine Stelle. Indeß ward ſchon nach drei Monaten das Miniſterium wieder verändert, und der Herzog von Feltre aufs neue Kriegsminiſter. Sein Hauptgeſchäft war die Auflöſung der alten und die Bildung einer neuen Armee. Uebrigens ſchloß ſich der Herzog de Feltre ganz an das Syſtem des ſtrengen Royalismus an, und widerſetzte ſich im Cabinet den freiſinnigern Grundſätzen der übrigen Miniſter. Im J. 1816 erhielt er den Marſchallsſtab. Es erklärte ſich indeſſen die öffentliche Meinung ſo laut gegen ſeinen Ultra-Royalismus, daß endlich der König im Sept. 1817 den Marſchall Gouvion St. Cyr wieder an des Herzogs Stelle, zum Kriegsminiſter ernannte. Clarke ſtarb den 28. Octob. 1818.

Claſſe, eine Abtheilung oder ein größerer Theil eines Ganzen, welches Dinge mit gewiſſen gemeinſchaftlichen Eigenſchaften umfaßt, und dieſe ähnlichen Dinge zuſammengenommen ſelbſt; beſonders bedient man ſich dieſer Eintheilung in der Naturbeſchreibung, wo die Naturreiche in Claſſen, z. B. das Thierreich in ſechs Claſſen: die Säugthiere, Vögel, zweilebigen Thiere (Amphibien), Fiſche, Ziefer (Inſekten) und Würmer eingetheilt werden. Die Pflanzen ſind in 18 Claſſen eingetheilt. Dieſe Claſſen werden wieder in Ordnungen, dieſe in Geſchlechter, Gattungen und Arten abgetheilt. In den Schulen ſind Claſſen Abtheilungen unter den Schülern, welche nach den ihren verſchiedenen Altern angemeſſenen Fähigkeiten geordnet, und wonach der darin zu ertheilende Unterricht berechnet und beſtimmt iſt.

Claſſiſch, Claſſiker. So hießen urſprünglich unter den ſechs Claſſen, in welche das römiſche Volk eingetheilt war, die Bürger des erſten Ranges oder der erſten Claſſe. Nach ihnen wurden von den Neuern die griechiſchen und römiſchen Autoren überhaupt Claſſiker genannt, d. i. vorzügliche, muſterhafte Schriftſteller, wiewohl viele Abſtufungen Statt finden, und ihr innerer Werth, trotz dieſer ehrenvollen Benennung, ſehr verſchieden bleibt. In dieſem Sinne ſpricht man von einer claſſiſchen Literatur, Kunſt und Poeſie, im Gegenſatze der modernen oder romantiſchen. Es iſt hier nicht der Ort, die Vorzüge der claſſiſchen oder antiken Literatur von ihrer realen Seite zu betrachten; nur im Allgemeinen wollen wir andeuten, daß bei den verſchiedenen Principen der alten und der neuen Welt (die Richtung der letzten ward meiſtens durch das Chriſtenthum beſtimmt) die geiſtigen Erzeugniſſe des claſſiſchen Alterthums einen eigenthümlichen Charakter behaupten. Freigeborne und freierzogene Männer, zum Theil bedeutende Staatsbürger, die an der Erzeugung großer Gedanken und an freier Kraftäußerung durch bürgerliche Beſchränkung wenig oder gar nicht gehindert waren, traten hier als Dichter oder als proſaiſche Schriftſteller auf, andere Vortheile nicht zu erwähnen, die in politiſcher, religiöſer und climatiſcher Hinſicht auf die alte Kunſt und Literatur günſtig einwirkten. Wenn man alſo bei einem gründlichen Studium des Alterthums den ältern Claſſikern, oder vielmehr den Claſſikern unter den Claſſikern einfache Würde und Schönheit, großen umfaſſenden Sinn und claſſiſche Gediegenheit nicht abſprechen kann, ſo bleiben ſie noch immer Lehrer der Nachwelt. — Aber auch die

neuere Literatur hat ihre classischen Schriftsteller, oder, wie wir auch zu sagen pflegen, ihre Koryphäen und Heroen, und in demselben Sinne sprechen wir von classischen Stellen, von classischem Werthe u. s. w. Das Classische bezeichnet also jedes in seiner Art vollendete Kunstwerk, in welchem sich Stoff und Form durchdringen und zu einem Höchsten verschmelzen. Es müssen freilich viele äußere und innere Umstände in der Geschichte und Literatur eines Volks und in der Geistesbildung eines Einzelnen zusammentreffen, ehe selbst der großgeborne Mensch ein classischer Meister werden kann, damit er wenigstens kein so schweres Lehrgeld bezahle. Wir werden also das Classische in der Regel bei Nationen zu suchen haben, die bereits eine Literatur besitzen, und die eben so wenig ungebildet, als verbildet oder überbildet sind. Aber auch hier macht es die grammatische Correctheit oder die rhetorische Zierlichkeit nicht allein aus. Man fodert von einem classischen Schriftsteller nicht allein Klarheit der Sprache mit der damit verbundenen Reinheit, Eigenthümlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, sondern auch vollendete Schönheit und Einheit oder ein harmonisches Ebenmaß aller Theile. Vor allen Dingen aber müssen wir bei diesem glorreichen Titel darauf dringen, daß Stoff und Form sich einander vollkommen entsprechen, daß jeder Gedanke seinen lebendigsten Ausdruck habe, und daß man diese Harmonie des Einzelnen auch im Ganzen wiederfinde. Der wahre Genius macht hier allerdings eine Ausnahme, er eilt oft seinem Zeitalter vor, und die Zeitgenossen mit allmächtiger Kraft ergreifend, gibt er auch der Nachwelt Gesetze. So krönt sich der universale Genius selbst zum Classiker; dagegen ist es manchem Geiste von anerkannter Genialität, z. B unter den ältern einem Hamann, Lenz, Heinse, bei einseitiger Bildung oder bei feindlichen Beschränkungen der Außenwelt, nicht gelungen, sich zum Gipfel des Classischen zu erheben. In Beziehung auf die classischen Schriftsteller der Griechen und Römer verweisen wir auf die bekannten Werke von Sulzer, Blankenburg, Eschenburg, Mohnike, Fuhrmann und Schöll. Die griechische Literatur allein behandeln am vollständigsten Schöll und Fabricii Biblioth. graeca, ed. Harles. Die römische, außer der latein. Biblioth. des Fabricius, ein ausführliches Werk von Schöll, Paris 1815, in 4 Banden. — Ueber die französischen Classiker vergleiche man besonders den Cours de Littérat. franç. von La Harpe und von Levizac, den letzten Par. 1807, in 4 Vol.; ferner Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, und Ideler's und Nolte's Handbuch der franz. Literatur in 2 Bden. — Ueber die englischen Classiker findet man außer Bouterwek und den englischen Handbüchern von Ideler und Nolte die ausführlichste Auskunft in den trefflichen Werken von Johnson und Warton. — Die italienischen Classiker lernt man am besten kennen aus den Werken von Tiraboschi (im Auszuge von Jagemann übersetzt, aber unvollendet), Ginguené, Sismondi (deutsch von Hain), wie auch aus Bouterwek's und Ideler's Handbüchern. — Die Hauptschriftsteller Spaniens sind kennen zu lernen aus Velasquez (deutsch von Dieze) und aus J. Rodriguez da Castro spanischer Bibliothek (Madrid, 1781—1786, 2 Foliobände) ferner aus Bouterwek, Sismondi und aus Buchholz Handbuch. — Für die portugiesische Literatur sind ebenfalls Bouterwek und Sismondi, vornehmlich aber D. Barbosa Machado Bibliotheca Lusitana (Lisboa 1731, 4 Bde. in Fol.) zu empfehlen. Auch haben wir eine Chrestomathie von Ahlwardt. — Unter den andern Sprachen hat besonders die dänische mehrere vorzügliche Autoren,

und die Namen eines Baggesen, Oehlenschläger (welche auch in der deutschen Sprache Meisterwerke gedichtet haben), Heiberg, Holberg, Malling, Prahm, Rahbeck, Sander, Suhm, Thaarup, Tode und Anderer sind keinem Kenner der dänischen Literatur unbekannt. — Noch versuchen wir, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, eine Classification der Hauptschriftsteller der Deutschen, die, nach dem oben aufgestellten Begriffe, bald mehr, bald weniger classisch zu nennen sind. Vergl. besonders Ersch Handbuch der deutschen Literatur, Amsterd. und Leipz. 1812, in der 1ten, 6ten, 7ten und 8ten Abtheilung. I. Unter den prosaischen Autoren 1) in der rednerischen Gattung: Mosheim, J. A. Cramer, Jerusalem, Spalding, Zollikofer, Reinhard, Löffler, Marezoll, Niemeyer, Ammon, Schleiermacher, Engel, Fichte u. A. Im strengern oder leichtern Lehrvortrage und in der darstellenden Gattung überhaupt: Kant, Reinhold, Fichte, Schelling, Friedr. Heinrich Jacobi, Schlosser, Schleiermacher, Bader, Steffens, Fries, Bouterwek, Platner, Garve, Engel, Mendelssohn, Eberhard, Heidenreich, Herder, Lessing, Winkelmann, Wieland, Sulzer, Möser, Sturz, Abbt, Flögel, Lichtenberg, Georg Forster, Moritz, Zimmermann, Meiners, Eschenburg, Wolf, Böttiger, Ad. Müller, A. W. u. F. Schlegel, Schiller, Göthe. Den belehrenden Ton für Kinder und für das Volk haben am besten getroffen: Weiße, v. Rochow, Campe, Musäus, Salzmann, Hebel (zugleich Verfasser der alemannischen Gedichte), Demme, Becker, Pestalozzi ꝛc. 3) Im Briefstyle: Gellert, Rabener, Gleim und J. Georg Jacobi, Heinse, Johannes Müller, Winkelmann u. A. 4) Im Dialoge: Lessing, Mendelssohn, Wieland, Meißner, Engel, Herder, Schleiermacher, Schelling, Krummacher ꝛc. 5) In der historischen Darstellung: Schröckh, Möser, Schlözer, Pütter, M. J. Schmidt, J. Müller, v. Splitter, v. Gentz, Heeren, v. Archenholz, Posselt, Schiller, Woltmann, v. Dohm, Planck, Pölitz, Luden u. A. — II. Unter den Dichtern 1) in der epischen Gattung, a. im Heldengedichte: Klopstock, Wieland, Alxinger (mehr correct), L. H. v. Nicolay, Göthe; b. in der Erzählung: Hagedorn, Gellert, Wieland, v. Thümmel, Meißner, Anton Wall (Heyne), Veit Weber (Wächter), Musäus, Langbein, Huber, Tieck, Heinrich v. Kleist, Fouqué, Kind, Ernst Schulze (Verfasser der bezauberten Rose und der Cäcilie) u. A.; c. in der Fabel: Hagedorn, Gellert, Lichtwehr, Lessing, Pfeffel, Krummacher; d. in der Idylle: Geßner, Voß, Mahler Müller, Hebel; e. im Romane: Wieland, Göthe, Hermes, J. Martin Müller, Wetzel, Meißner, Müller (von Itzehoe), Hippel, v. Thümmel, F. Schulz, Klinger, Jean Paul, Feßler, Tieck, Novalis (v. Hardenberg) Ernst Wagner, Fouqué, Caroline Baronin v. Fouqué, Frau v. Wolzogen, Sophie Brentano u. A.; f. in der Romanze: Bürger, Christian und F. L. Grafen zu Stolberg, Herder, Schiller, Göthe, A. W. und F. Schlegel, Apel, Kind u. A. 2) In der dramatischen Poesie, a. im Trauerspiele: Lessing, v. Gerstenberg, Leisewitz, Klinger, Babo, Göthe, Schiller, v. Collin, Oehlenschläger, Werner, Müllner, H. v. Kleist u. A.; b. im Lustspiele: Lessing, Engel, Wetzel, Gotter, Göthe, Schröder, Iffland, v. Kotzebue u. A. — III. In der lyrischen Poesie, namentlich in der höhern Ode, im Liede, in der Elegie, im Sonette ꝛc.: Haller, Klopstock, Uz, Ewald von Kleist, Ramler, J. A. Cramer, die beiden Grafen v. Stolberg, Denis, Kosegarten, Hagedorn, Weiße, J. Nicol. Götz, Gleim, Jacobi, Bürger, Hölty, Voß, Matth. Claudius, v. Göckingk, Göthe, Schiller, v. Matthisson, v. Salis, Tiedge, Tieck, Novalis, die beiden Schlegel, Apel u. A. — IV. Eine didakti-

sche Tendenz haben vorzüglich: Haller, Uz, Wieland, Reubeck, Tiedge, Krummacher, a. in der Epistel sind zu nennen; L. H. v. Nicolay, Uz, Gotter, v. Göckingk; b. in der beschreibenden Poesie: Haller, Ewald v. Kleist, F. Leopold Graf zu Stolberg, v. Matthisson u. A.; c. im Epigramme: Kästner, Herder, Brinkmann, Schiller, Göthe u. A.; d. in der Satire: Rabener, Lichtenberg, v. Thümmel, Hippel, Tieck, Falk und A. bb.

Claude Lorrain, s. Gelée (Claude).

Claudianus (Claudius), ein römischer Dichter aus Alexandrien, lebte zu Ausgange des 4. und zu Anfange des 5. Jahrhunderts, und war zugleich ein erfahrerer Krieger. Seine Gedichte erwarben ihm einen solchen Ruhm, daß auf Ansuchen des Senats die Kaiser Arcadius und Honorius ihm auf dem Forum Trajans eine Bildsäule mit einer Inschrift errichten ließen, welche besagte, daß er das Genie Virgils, und die Muse Homers in sich vereinige. Außer mehrern panegyrischen Gedichten auf Honorius, Stilico u. A., besitzen wir von ihm zwei epische Gedichte, den Raub der Proserpina und eine (unvollendet gelassene) Gigantomachie, mehrere historische Gedichte, Schmähgedichte, Gelegenheitsgedichte, Episteln ꝛc. Er zeigt Phantasie, Geschicklichkeit und Kraft in den Gemählden, Mannichfaltigkeit und Bestimmtheit; dagegen aber fehlt es ihm oft an Geschmack und gefälliger Anmuth. Die besten Ausgaben sind von Gesner, 1759 8° und Burmann, 1760, 4°.

Claudius (Tiberius) Drusus Cäsar, römischer Kaiser, war der jüngste Sohn des ältern Claudius Drusus Nero und der jüngern Antonia, der Schwestertochter Augusts. Sein Geburtsort war Lyon. Ohne seinen Geist durch eine sorgfältige Erziehung zu entwickeln, ließ man ihn größtentheils unter Sclaven und Weibern aufwachsen und machte ihn am Hofe zum Gegenstande des Spottes und der Verachtung. So lebte er als ein unbedeutender Privatmann und beschäftigte sich mit den Wissenschaften. Unter andern schrieb er eine römische Geschichte von Cäsars Tode bis auf seine Zeiten in 43 Büchern und sein eigenes Leben. Er war von allen Planen auf den Thron weit entfernt, als nach dem Tode Caligula's zufälliger Weise die Leibwache den Palast durchsuchte, ihn in einem verborgenen Winkel fand, aus dem sie ihn hervorzog, und zum Kaiser ausrief (im J. Roms 794). Der Senat, der die Wiederherstellung der Republik beschlossen hatte, mußte diesem Schritte nachgeben. Claudius, der aus der Eingezogenheit und dem Drucke plötzlich zur ungemessensten Freiheit gelangt war, überließ sich einem schwelgerischen Leben, während seine Gemahlinnen und Freigelassenen nach Willkühr schalteten. Zu Anfange seiner Regierung verrichtete er einige rühmliche Handlungen; er rief die Verwiesenen zurück, und gab ihnen ihre Güter wieder, verschönerte Rom, und unternahm verschiedene große Baue zum allgemeinen Besten. Mauritanien machte er zur römischen Provinz und seine Heere fochten glücklich gegen die Deutschen. Allein dieser gute Anfang währte nicht lange, denn Messalina und die Freigelassenen bemächtigten sich ganz der Regierung, verkauften Aemter und Ehrenstellen, und übten die größten Schandthaten ungestraft, während Claudius sich dem Wohlleben überließ. Er starb vergiftet durch seine zweite Gemahlin Agrippina, 63 Jahre alt, im 15. Jahre seiner Regierung. Seine Vergötterung veranlaßte Seneca zu einer Schmähschrift, welche den Titel Apocolokyntosis führt.

Claudius (Matthias), genannt Asmus, oder der wandsbecker Bote; ist einer unserer besten und beliebtesten Volksdichter, dessen

prosaische und poetische Werke ein originelles Gepräge ächter Laune, unbefangener Naivetät und offener Herzlichkeit haben. Er wurde 1740 zu Reinfeld, einem Flecken im Holsteinischen, in der Nähe von Lübeck, geboren. Anfangs lebte er als Privatmann in Wandsbeck, einem Städtchen bei Hamburg, ward in dem Jahre 1776 Oberlandscommissär zu Darmstadt, resignirte aber, und ging 1777 wieder nach Wandsbeck zurück. Im Jahre 1788 wurde er Revisor bei der schleswig-holsteinischen Bank in Altona, welche Stelle ihm jedoch erlaubte, nach wie vor in seinem geliebten Wandsbeck zu wohnen. Er sammelte seine poetischen und prosaischen Aufsätze, die im wandsbecker Boten, einer politischen Zeitung, in den hamburgischen Adreßcomtoirnachrichten, im göttingischen Musenalmanach, im deutschen Museum u. s. w. gestanden hatten, und fügte noch ungedruckte hinzu, unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans, oder: Sämmtliche Werke des wandsbecker Boten." Man findet hier Lieder, Romanzen Elegieen, Fabeln, Sinngedichte, prosaische Aufsätze mit einander abwechseln. Alle tragen das Gepräge einer populären Lebensweisheit, und suchen in einer natürlichen, gemeinverständlichen, oft launigen und drolligen Sprache (gleichsam aus dem Munde eines spaßhaften Landboten) die Gesinnungen der Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe, Ergebung in die göttliche Fügung u. s. w. zu empfehlen, und durch Spott und Verachtung wider Thorheit und Laster einzunehmen. Allenthalben herrscht innige Empfindung, gesunder Verstand, edle Denkart, Witz und Laune. Als Kunstwerk betrachtet möchte indeß manches, in Prosa und Versen, eine strenge Kritik nicht aushalten. Wenn auch die Erfindungen glücklich und die Gedanken wahr sind, so ist doch der Plan selten tief angelegt, und der Ausführung schadet manche matte Stelle, Schimmer ohne Witz, Sonderbarkeit statt Neuheit, Possirlichkeit ohne Laune, ja in einigen ist die Einfassung alles; Schale ohne Kern. Die Elisionen und Abkürzungen kleiner Wörter und Sylben, die sich Claudius zum Behufe der Volkssprache erlaubte, hätte man nicht so eigensinnig an ihm tadeln sollen; aber zu wünschen wäre, daß er seiner Sprache etwas mehr Feinheit und Gewandtheit gegeben haben möchte. Schon in einigen andern Aufsätzen bemerkte man einen Hang zur sogenannten geheimen Weisheit, einen Geist der Mystik, und in dieser frühern Richtung seines Verstandes mag auch wohl der entfernte Grund der Erscheinung liegen, daß Claudius, der sonst so warm für Toleranz, Preßfreiheit und Aufklärung sprach, nachher einen entgegengesetzten Ton anstimmte. Er hat auch Terrasson's Sethos, Ramsay's Reisen des Cyrus, S. Martin's Schrift über Irrthum und Wahrheit und Fenelon's Werke religiösen Inhalts übersetzt. Mehrere seiner Lieder sind von unsern besten Tonkünstlern in Musik gesetzt und allgemein verbreitet; ein Beweis, daß er den Volkston glücklich getroffen haben muß. Unabhängig in seinen Verhältnissen, einfach und genügsam zu Hause, liebenswürdig in Gesellschaft, verlebte er ein heiteres und geachteteres Alter, und starb den 21. Januar 1815 zu Hamburg an Entkräftung.

Clauseln (im Juristischen) sind diejenigen Nebentheile eines rechtlichen Aufsatzes, durch welche entweder einer schädlichen Wirkung vorgebeugt, oder dem Geschäft eine vortheilhafte Wirkung beigelegt werden soll. Es gibt allgemeine und besondere. Jene finden bei allen, oder doch den meisten Geschäften statt, diese nur bei einigen gewissen. Zu jenen gehört z. B. die Begebung der Ausflüchte des

Betrugs, der Ueberredung, anders abgeredeter als niedergeschriebener Dinge, der Verletzung über oder unter der Hälfte, der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand u. s. w., welche gewöhnlich dem Schlusse aller Verträge angehängt wird. Zu den besonderen werden gerechnet: die Clausula codicillaris, wodurch einem Testamente, welches nicht als solches sollte gelten können, die Gültigkeit eines Codicills vorbehalten wird; bei Darlehns-, Kaufs-, Miethe- und andern Geschäften, die Clausula cassatoria, wodurch festgestellt wird, daß beim Eintritt einer gewissen Bedingung das ganze Geschäft für aufgelöst gehalten werden solle. In dem Wechselrecht ist die Clausula cambialis diejenige, nach welcher sich derjenige, dem irgend eine Leistung obliegt, bei deren Unterlassung der persönlichen Verhaftung unterwirft. — Clausel (in der Musik). Vormals benannte man die Art, wie sich die vier Hauptstimmen bei einem vollkommenen Tonschlusse zur Ruhe neigten, mit den Kunstwörtern Discant-, Alt-, Tenor- und Baßclausel. Die Discantclausel bewegt sich nämlich entweder aus der zweiten oder siebenten Stufe in den Hauptton; die Altclausel bleibt auf der Dominante; die Tenorclausel tritt entweder von der vierten oder von der zweiten Stufe in die dritte, und die Baßclausel bewegt sich von der Dominante in den Grundton. Doch wird zuweilen auch in der Altstimme die Tenorclausel, oder in der Tenorstimme die Discantclausel gebraucht. Man nannte dies eine Clausula assinalis oder peregrina.

Claves, Claviatur, s. Clavis.

Clavicylinder, ein neues, von Chladni (s. diesen) 1798 erfundenes Claviaturinstrument in Form eines Schreibpultes, das einen Umfang vom großen G bis zum dreigestrichenen e hat. Die Töne klingen auf ihm so lange fort, als die Tasten niedergedrückt werden, und der Klang ist von dem der Harmonica und des Euphons verschieden. Die Mechanik des Instruments ist zur Zeit noch ein Geheimniß des Erfinders. Seinen Namen hat es von einem gläsernen Cylinder, welcher an dem einen Ende mit einem Schwungrade, an dem andern mit einer Kurbel versehen ist, die durch einen Fußtritt umgedreht wird. dd.

Clavier, Clavichord, ist diejenige Gattung der krustischen Claviaturinstrumente, welche sich von dem Clavecin und Fortepiano dadurch unterscheidet, daß die Saiten viel länger sind als die Resonanzdecke, und daß sie durch den Anschlag kleiner Stückchen Blech zum Klange gebracht werden, welche in dem hintern Theile der Tasten befestigt sind. (S. Clavis.) Es hat erst in neuern Zeiten die gehörige Vollkommenheit erhalten, seit man es bundfrei gemacht, seinen Umfang auf fünf Octaven erweitert und richtigere Mensuren dabei festgesetzt hat, so daß ein gutes Clavier, bei dessen Anschlag man eine gehörig beobachtete Elasticität der Saiten fühlen, den Ton in der Angabe genau und dessen Haltung einigermaßen bestimmen kann, obwohl der Werth des Fortepiano's nicht zu verkennen ist, von allen Claviaturinstrumenten dasjenige bleibt, das sich unter der Hand, eines guten und die Eigenschaften seines Instruments benutzenden Spielers durch die mehrsten und feinsten Modificationen des Tones auszeichnet. Gemeiniglich hält man den Guido von Arezzo zu Anfange des 11. Jahrhunderts für den Erfinder des Claviers. Unter den ältern Anweisungen, das Clavier zu spielen, zeichnen sich die Werke von Johann Sebastian Bach und seinem Sohn, Carl Philipp

Emanuel, aus; von den neuern möchten Türks Clavierschule und A. F. Müllers Clavier und Fortepiano-Schule die empfehlungswerthesten sein. — Clavierauszug nennt man die aus der Partitur gezogene Claviermusik, welche den Charakter aller Harmonien der ganzen Instrumentalmusik auf dem Clavier möglichst wiederzugeben sucht. — Clavier- oder Discantschlüssel, s. Schlüssel.

Clavijo y Flarardo (Don Joseph), ein Spanier, welcher der Held oder vielmehr das Opfer der ersten Unternehmung ward, durch welche Beaumarchais sich in der Welt bekannt machte. Er lebte ruhig zu Madrid mit dem Rufe eines aufgeklärten Gelehrten, und hatte mit Erfolg ein Journal, el Pensador betitelt, und einige andere nützliche Schriften herausgegeben, als sein Verhältniß mit einer Schwester von Beaumarchais, die er geliebt hatte und nicht mehr liebte, ihm eine Ehrensache mit dem mehr durch seinen Geist als seinen Muth furchtbaren Bruder zuzog. Sie hätte ihm beinahe das Leben gekostet, kostete ihm aber wirklich seine Aemter und sein Ansehn. Er überlebte um vieles diesen Unfall, aber in einer Art von Verachtung, worein sein gefährlicher Gegner ihn versetzt hatte. Länger als zwanzig Jahre hat er die Redaction des Mercurio historico y politico de Madrid, womit er seit 1773 beauftragt worden, fortgesetzt; ferner hat er Buffons Naturgeschichte ins Spanische übersetzt (Madrid 1785—90, zwölf Bände, 8.). Er war Vicedirector des naturhistorischen Cabinets, und Vorsteher des Theaters de los Sitios, als er im J. 1806 starb. Weit entfernt, dem gehässigen Bilde zu gleichen, das von ihm entworfen worden, hatte Clavijo sanfte Sitten, ein redliches Herz, einen erleuchteten Verstand.

Clavis (Musik), 1. nach der eigentlichen Bedeutung der Schlüssel, d. i. die den Noten vorgesetzte, ihre Gattung in Rücksicht der Höhe oder Tiefe bestimmende Vorzeichnung (s. Schlüssel); 2. heißt auch besonders Clavis beim Clavier, oder ähnlichen Instrumenten, jede einzelne Taste, oder dasjenige Holz, gemeiniglich mit Knochen oder Elfenbein überlegt, durch dessen Anschlag die Saite berührt, und der Ton hervorgebracht wird; daher auch die Benennung Claviatur, womit man den Inbegriff dieser sämmtlichen Tasten, oder auch den ganzen Körper, worauf dieselben ruhen, bezeichnet.

Clémence-Isaure, eine edle Toulousanerin, welche gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die Liebe zur Dichtkunst in ihrer Vaterstadt wieder erweckte. Sie war die Tochter des Ludovic Isaure und wurde 1464 auf dem väterlichen Landschloß in der Nähe von Toulouse geboren. In ihrem fünften Jahre verlor sie ihren tapfern Vater durch den Krieg, und ihre fromme Mutter weihete die einzige Tochter durch ein Gelübde der heiligen Jungfrau. Die junge Clémence wuchs an Geist und Schönheit, sie hatte eine entschiedene Vorliebe für Musik, Dichtkunst und Blumen. In der Einsamkeit, in welcher sie erzogen wurde, war es ihre Lieblingsfreude die Blumen ihres mit hohen Mauern umgebenen Schloßgartens selbst zu pflegen. Als sie eines Tages ihre Gießkanne in der mit Muscheln geschmückten Fontaine am äußersten Ende des Gartens füllte, hörte sie mit süßem Staunen Harfenklänge und Gesang. Sie nähert sich einer mit Epheu umrankten Stelle der Mauer und hört deutlicher die Namen: Raoul und Isaure; sie zieht die Epheuranken weg, Sonnenstrahlen dringen durch eine breite Mauerspalte in das düstere Laubgewölbe, ein fremder Blick begegnet dem ihren und sie eilt erschrocken nach Hause. Isaure nimmt sich wohl vor, nicht wieder zur Fontaine zu gehen, aber — ihre Blumen wollen

doch begossen sein, ihre Gießkanne blieb dort stehen, und so ist sie den andern Tag fast unbewußt wieder an derselben Stelle. Nichts regt sich, sie kann ohne Furcht sich umsehen, die Spalte scheint ihr erweitert und jetzt sieht sie deutlich einen jungen Knappen von lieblicher Gestalt, seine Harfe lehnt an der Rasenbank, worauf er sitzt, seine Blicke sind auf die Mauer gerichtet. Sobald Isaure die Epheuranken berührt, fällt eine daran gelehnte Schalmeye um und augenblicklich ergreift der junge Troubadour seine Harfe und stimmt mit dem zärtlichsten Ausdruck das Minnelied an, dessen Gegenstand zu sein Isaure nicht mehr bezweifeln kann. Er naht sich bittend, ihn nicht zu fliehen, und sieht wie das schüchterne Mädchen, über die Fontaine hingebeugt, theilnehmend und verstohlen nach ihm hinblickt. Ganz leise ruft er: Isaure! Wie ein noch lesserer Echoklang entschwebt der Name Raoul! ihren Lippen; er wiederholt jetzt ohne Harfenaccorde den Schluß seiner Romanze:

„Vous avés inspiré mes vers,
„Qu'une fleur soit ma récompense.

Erröthend und zögernd zieht Isaure ein Veilchen aus ihrem Strauß, steckt es rasch in die Mauerspalte und eilt davon. Abends fragt sie scheinbar gleichgültig die gute Josrande, ihre Amme, nach den Bewohnern des benachbarten Schlosses. „Das ist ein altes Stammschloß der Grafen von Toulouse, wo nur noch Geister hausen, antwortet mit geheimem Grauen Josrande, zum Glück hat unser Schloßcaplan die Fontaine am dortigen Ende des Gartens eingesegnet, da wagt sich kein Gespenst hin." Isaure fragt lächelnd, wie solche Geister wohl aussehen möchten; und die furchtbare Schilderung Josrandes beruhigt sie völlig. Täglich kehrte sie nun zur Fontaine zurück, täglich sang der junge Troubadour Lieder der zartesten Sehnsucht. Er deutete darin den Sinn der Blumen, und so wurden das Veilchen, die Lilie, das Tausendschönchen, die wilde Rose und die Ringelblume, welche sie ihm abwechselnd reichte, die Dolmetscher ihrer Gefühle, denn Isaure erlaubte es sich nicht zu sprechen. Ihr farbloses wollnes Gewand, ihre Kappe von Hermelin und der deutungsvolle Rosenkranz, den sie unaufhörlich um den Hals trug, erklärten genug dies Schweigen. Nicht lange währte ihr stilles Glück. Raoul, der natürliche Sohn des Grafen Raymond von Toulouse, folgte seinem Vater zur Armee, welche Thérouane in der Provinz von Artois zu Hülfe eilte gegen den Kaiser Maximilian. In der merkwürdigen Schlacht bei Guinegaste verloren beide glorreich ihr Leben. Nur die Religion vermochte den tiefen Schmerz der zärtlichen Isaure zu lindern; sie sprach nun gern am Altar das Klostergelübde aus, welches ihrem Herzen ein Bedürfniß geworden war. Nur die Erinnerung der reinen Sängerliebe gab ihrem Dasein noch Reiz, sie wollte ihr ein unvergängliches Denkmahl stiften. Lange schon feierte man in Toulouse nicht mehr das Dichterfest, welches zu Anfang des zwölften Jahrhunderts durch die fröhliche Gesellschaft der sieben Troubadours dort war gestiftet worden. Clemence-Isaure erneuerte es unter dem Namen der Jeux floraux (Blumenspiele); hier bestimmte sie die fünf verschiedenen Blumen, die ihre Minnesprache gebildet hatten, in Gold und Silber nachgebildet, zu Dichterpreisen (s. Blumenspiele). Sie widmete ihr ganzes großes Vermögen dieser Stiftung. Isaure war selbst Meisterin in der fröhlichen Kunst (gaie science) und dichtete, als sie die Preisvertheilung zum 1. Mai bestimmte, eine Frühlingsode, deren Inhalt wir hier in Prosa übersetzt mittheilen, und die ihr den Beinamen der toulousischen Sappho erwarb.

„Schöne Jahreszeit, Jugend des Jahres, du führst die süßen Dichterspiele zurück, zum Andenken des treuen Troubadours sei dein Haupt mit Blumen gekrönt. — Laßt uns die liebende Frömmigkeit der demüthigen Jungfrau, der Königin der Engel, besingen, als sie seufzend und tiefgeängstigt den Himmelsfürst am Kreuz verscheiden sahe! — Stadt meiner Ahnen, schönes Toulouse, biete dem geschickten Dichter den ehrenvollen Preis seines Talentes, sei immer seiner Loblieder würdig, immer edel, immer mächtig! — Oft hofft der Stolze von Dichtern gefeiert zu werden; ich weiß es, die jungen Troubadouren werden Clémencen vergessen. — So stirbt in unsern Gefilden die Frühlingsrose, wenn der Hauch des Nachtwindes sie quält, und ihr Andenken verweht auf Erden! —"

Clemens XIV. Dieser berühmte Papst hieß eigentlich Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli, war der Sohn eines Arztes und zu S. Arcangelo bei Rimini den 31. Oct. 1705 geboren. Mit seinem achtzehnten Jahre trat er in den Minoritenorden. Man ließ ihn nach und nach Pesaro, Recanati, Fani und Rom besuchen, woselbst er Philosophie und Theologie studirte. Er ward bald selbst Lehrer und gewann von seinen Schülern eben so viel Achtung als Liebe; er flößte ihnen erhabene Gesinnungen und Gefühle ein, und suchte sie von Kleinlichkeiten und allem mönchischen Wesen frei zu machen. Der scharfblickende Benedict XIV., erzählt man, legte einst die Hand auf das Haupt Ganganelli's und sagte zu dem General seines Ordens: „Nehmt diesen Bruder wohl in Acht, ich empfehle ihn euch angelegentlich." Unter der Regierung dieses Papstes war Ganganelli Rathgeber des heiligen Stuhls, welches ein wichtiger Posten in Rom war. Benedict, der das deutsche Phlegma mit der italienischen Lebhaftigkeit in ihm vereinigt sah, fragte ihn oft nach seiner Meinung. „Er verbindet," sagte er, „feste Urtheilungskraft mit großer Gelehrsamkeit, dabei ist er tausend Mal bescheidner, als ein Unwissender, und so heiter, als ob er nie in der Zurückgezogenheit gelebt hätte." — Clemens XIII. ertheilte Ganganelli den Cardinalshut, aber wie schöne Tugenden und Talente er auch als Cardinal zeigte, so durfte man doch nicht hoffen, ihn auf dem Stuhle St. Peters einst zu sehen. Die Freimüthigkeit, mit welcher er sich über die Nothwendigkeit äußerte, den Willen der Fürsten weislich nachgeben zu müssen, schien nicht geeignet, ihm die übrigen Cardinäle geneigt zu machen. In den Congregationen, welche unter den Augen des Papstes selbst in Betreff der Herzogthümer von Parma und Piacenza und der Angelegenheiten der Jesuiten gehalten wurden, hatte er der Meinung des Papstes und des Staatssecretariats so ganz zuwider geurtheilt, daß man ihn nicht mehr um Rath fragte. „Will man den römischen Hof nicht von seiner Höhe herabstürzen sehen," sagte er unablässig, „so muß man sich mit den Fürsten aussöhnen; denn ihre Arme reichen über ihre Grenzen hinaus, und ihre Macht überfliegt die Alpen und Pyrenäen." Diese Gesinnungen mißfielen zu Rom, aber sie erwarben ihm auf den Fall der Erledigung des heiligen Stuhls mächtige Beschützer. Clemens XIII. starb; das Conclave war sehr stürmisch und uneins, bis die überzeugende Beredsamkeit des Cardinals Bernis entschied, und Ganganelli am 19. Mai 1769 zum Oberhaupte der Kirche proclamirt ward, wiewohl er nicht Bischof war. Kein Papst war unter schwierigern Umständen gewählt worden. Portugal, entzweit mit dem heiligen Stuhl, wollte sich einen Patriarchen geben; die Art,

wie der Herzog von Parma behandelt worden, hatte die Könige von Frankreich, Spanien und Neapel abgeneigt gemacht; Venedig wollte die geistlichen Orden ohne Zuziehung des Papstes reformiren; Polen suchte das päpstliche Ansehen zu mindern; die Römer selbst murrten. Clemens bemühte sich zunächst, sich mit den Fürsten auszusöhnen; schickte einen Nuntius nach Lissabon, unterdrückte die Bulle In coena Domini, welche die Regenten empörte, und unterhandelte mit Spanien und Frankreich. Aufgefodert, das Schicksal der Jesuiten zu entscheiden, schrieb er: „Ich bin der Vater der Gläubigen, vornehmlich der Geistlichen; ich darf einen berühmten Orden nicht auflösen, ohne Gründe zu haben, die mich vor Gott und der Nachwelt rechtfertigen." Endlich nach mehreren Jahren der Unterhandlungen gab er am 21. Julius 1773 das berühmte Breve Dominus ac redemtor noster, das die Gesellschaft Jesu aufhob. Aber seit diesem Augenblicke führte Clemens XIV. ein sorgenvolles, von Furcht und Reue geängstigtes Leben: seine Kräfte schwanden. „Ich gehe in die Ewigkeit," sagte er, „und ich weiß warum." Er starb den 22. Sept. 1774. Dies Ereigniß gab zu der Vermuthung Anlaß, daß er vergiftet worden, und diese Vermuthung gewann dadurch an Glaubwürdigkeit, daß sie der Pabst selbst hegte und Gegengift nahm. Allein der Ausspruch der Aerzte hat sie widerlegt. Seit Sixtus V. hatte kein Papst auf dem römischen Stuhle gesessen, der mit mehr Kraft, Weisheit und Selbstständigkeit regiert hätte. Clemens zeichnete sich durch Aufklärung, Staatsklugheit, gründliche Gelehrsamkeit, Vortrefflichkeit des Charakters, Standhaftigkeit und Thätigkeit vor seinen Vorgängern rühmlich aus, vereinigte 1773 Avignon und Venaissin mit dem päpstlichen Gebiete und beförderte Künste und Wissenschaften, unter andern auch durch die Stiftung des Clementinischen Museums, der schönsten Zierde des Vaticans.

Clément (Jean-Marie-Bernard), geb. zu Dijon 1742, war anfangs Professor an dem Collegium dieser Stadt, verließ aber aus Mißvergnügen über einige neue Verordnungen seinen Posten und kam 1768 nach Paris. Obwohl er damals erst 26 Jahre alt war, hatte er dennoch den Muth, die Neuerer anzugreifen und als Vertheidiger des guten Geschmacks aufzutreten, den er in den Werken des Alterthums studirt hatte. Einen Beweis davon gab er in seiner strengen Kritik des Virgilischen Landbaues von Delille, und der Jahreszeiten von St. Lambert. Letzterer wußte jedoch die Beurtheilung seines Gedichts, die er für ein Pasquill voll schändlicher Persönlichkeit erklärte, nicht nur zu unterdrücken, sondern auch Clément in Verhaft zu bringen, worin er aber nur drei Tage blieb. Nichts desto weniger verfolgte Clément seine literarische Laufbahn als Kritiker, Uebersetzer und Dichter. Dies beweisen seine zahlreichen Werke, von denen wir nur seine Satiren und seinen Essai sur la manière de traduire les poètes en vers anführen. Sie zeichnen sich vortheilhaft durch Correctheit und Gediegenheit aus. Gleiches Lob gebührt seinem redlichen, unter allen Umständen gemäßigten Charakter, seiner Besonnenheit und Ordnungsliebe. Er starb im J. 1812.

Clementi (Muzio), geboren zu Rom 1746, einer der größten Clavierspieler, und der einzige, welchen die Italiener unserm großen Ph. E. Bach entgegensetzen können. In eben dem Grade, in welchem er Virtuos auf dem Clavier ist, ist er auch Componist für dieses Instrument, für welches er zwar sehr schwere, aber doch schöne und geschmackvolle Werke setzte. Er befand sich in den achtziger Jahren

in Paris. Nachher gieng er nach London, wo er eine große Musikalien- und Pianofortehandlung errichtete. In den neuesten Zeiten war er in Wien. Clementi's Compositionen zeichnen sich durch verständigen Plan und Ordnung in den Ideen aus; sie sind glänzend, gelehrt und angenehm zugleich. Sein Styl ist strenge und immer rein. Im eigenen Spiele hat er brillante Ausführung und viel Geschmack. Er improvisirt unübertrefflich. — Zu seinen ausgezeichnetsten Schülern gehören Cramer, Field, Mad. Bartholozzi u. A.

Cleopatra. Mehrere ägyptische Fürstinnen sind unter diesem Namen bekannt; aber die berühmteste war die älteste Tochter des Ptolemäus Auletes und Mitregentin und Gemahlin seines ältesten Sohnes Ptolemäus. Beide waren noch minderjährig, als ihr Vater starb, und kamen unter die Vormundschaft des Pothinus und Achilles, welche die Cleopatra ihres Antheils an der Regierung beraubten und sie aus Aegypten vertrieben. Cleopatra ging nach Syrien, versammelte hier ein Heer und wollte ihr Recht mit Gewalt der Waffen geltend machen, als Cäsar (s. d. Art.) nach Alexandrien kam und sich zum Schiedsrichter aufwarf. Cleopatra wußte in einer geheimen Zusammenkunft den für Jugend und Schönheit nicht unempfindlichen Dictator für sich und ihre Sache zu gewinnen, und obgleich ihr Bruder einen Aufstand in Alexandrien erregte, so gelang es doch Cäsarn, das Volk zu beruhigen und Cleopatra als Mitregentin einzusetzen. Pothinus aber wußte das Volk aufs neue aufzuwiegeln; es kam zu dem sogenannten alexandrinischen Kriege; und da der ältere Ptolemäus darin das Leben verlor, ernannte Cäsar jetzt die Cleopatra zur alleinigen Königin von Aegypten; doch mußte sie ihren eilfjährigen Bruder, den jüngeren Ptolemäus, zum Gemahl und Mitregenten annehmen. Cäsar verweilte noch einige Zeit an dem Hofe der Cleopatra und zeugte mit ihr einen Sohn, Cäsarion. Nach Cäsars Entfernung regierte sie ungestört. Sie machte darauf eine Reise nach Rom, wo Cäsar sie glänzend aufnahm und ihre Bildsäule neben die Statue der Venus in dem dieser Göttin errichteten Tempel stellen ließ. Sie mißfiel aber dadurch dem Volke, und kehrte bald in ihre Staaten zurück. Als ihr Bruder das vierzehnte Jahr erreicht und seinen Antheil an der öffentlichen Gewalt verlangt hatte, vergiftete sie ihn in dem vierten Jahre seiner Regierung. Jetzt herrschte sie allein. Während des römischen Bürgerkrieges trat sie auf die Seite des Triumvirn, und segelte nach der Schlacht bei Philippi nach Tarsus zum Antonius, um auch an ihm die Macht ihrer Reize zu versuchen. Sie war damals 25 Jahre alt, und vereinigte mit der höchsten körperlichen Schönheit, Witz, Artigkeit und alle Grazien des Umganges. Sie erschien auf einem prächtig geschmückten Schiffe unter einem Thronhimmel von Goldstoff, als Venus gekleidet, umgeben von schönen Knaben und Mädchen, die als Liebesgötter und Huldgöttinnen ihren Hof ausmachten. Hier feierte sie ihre Zusammenkunft mit Antonius durch die glänzendsten Feste, begleitete ihn nach Tyrus und kehrte dann nach Aegypten zurück. Antonius eilte seiner Geliebten bald nach, überließ sich mit ihr den ausschweifendsten und kostbarsten Vergnügungen, und verließ sie nur, um wieder zu ihr zurückzukehren. Sie begleitete ihn auf seinem Zuge gegen die Parther, und ward, als er sich am Euphrat von ihr trennte, mit Cyrene, Cypern, Cölesyrien, Ituräa, Phönicien, Cilicien und Creta von ihm beschenkt, denen er auf ihr Verlangen noch einen Theil von Judäa und Arabien hinzufügte. Antonius eroberte hierauf Armenien, kehrte triumphirend nach Aegypten zurück, und erhob

sowohl den Cäsarion, als seine drei mit ihr erzeugten Söhne zu Kö-nigen. Jetzt begann der Krieg zwischen Antonius und Octavian. Statt durch schnelle Schritte seinem Gegner zuvorzukommen, brachte Antonius in Gesellschaft der Cleopatra ein ganzes Jahr unter Festen und Zer-streuungen in Ephesus, Samos und Athen zu, und beschloß endlich, sein Glück auf den Ausgang einer Seeschlacht zu setzen. Bei Actium trafen die Flotten zusammen. Cleopatra, welche mit 60 Schiffen den Antonius verstärkt hatte, ergriff plötzlich die Flucht und führte da-durch den Verlust der Schlacht herbei: denn Antonius eilte, wie vom Wahnsinn befallen, ihr nach. Sie flohen nach Aegypten und erklär-ten dem Octavian, daß sie hinfort im Privatstande leben wollten, wenn nur Aegypten den Kindern der Cleopatra bliebe. Octavian aber soderte den Tod des Antonius und rückte gegen Alexandrien vor, das dieser zu vertheidigen eilte. Cleopatra beschloß, sich mit ihren Schätzen zu verbrennen; allein Octavian wußte sie durch geheime Bot-schafter zu beruhigen. Diese Verhandlungen entgingen dem Antonius nicht, welcher, Verrätherei ahnend, zu ihr eilte, um sich durch ihren Tod zu rächen. Sie entfloh, verbarg sich in das von ihr erbaute und zu ihrem eigenen Grabmahl bestimmte Monument bei dem Tempel der Isis, und ließ die Nachricht verbreiten, daß sie sich selbst getödtet habe. Antonius stürzte sich in sein Schwert, ward, noch ehe er starb, von dem Leben der Cleopatra benachrichtigt, ließ sich zu ihr tragen und starb in ihren Armen. Jetzt gelang es dem Octavian, sich der Cleo-patra zu bemächtigen. Sie hoffte auch über ihn einen Sieg ihrer Schön-heit davon zu tragen. Da aber ihre Künste an dem kalten Octavian scheiterten und sie wohl einsah, daß er ihr Leben nur fristen wolle, um sie im Triumph aufzuführen, beschloß sie, dieser Schmach durch einen freiwilligen Tod zu entgehen. Sie ordnete ein glänzendes Fest an, ent-fernte ihre Wachen, und setzte sich eine giftige Natter, die ein treuer Diener ihr, unter Blumen versteckt, gebracht hatte, auf den Arm, durch deren Biß sie in wenig Minuten ohne Schmerzen verschied. Octa-vian ließ ihr Bildniß mit einer Schlange unterm Arm bei seinem Tri-umphzuge prangen. Ihr Leichnam ward neben dem des Antonius beigesetzt. Sie war 39 Jahre alt und hatte 22 Jahre regiert.

Clerfayt (François-Sebastien-Charles-Joseph de Croix, Graf von), einer der berühmtesten österreichischen Feldherren neuerer Zeit, war den 14. October 1733 im Schlosse Bruille, bei Binch in Hainaut, geboren, widmete sich seit dem zwanzigsten Jahre den Waf-fen, und zeichnete sich bald darin aus. Seine Thaten im siebenjähri-gen Kriege erwarben ihm die Ehre, einer der ersten zu sein, denen Maria Theresia ihren 1757 gestifteten Orden ertheilte. Vorzüglich markirte er bei Prag, Lissa, Hochkirchen und Liegnitz. Bei dem Auf-stande in den Niederlanden 1787 verwarf er mit Verachtung alle Vor-schläge zur Untreue gegen Joseph II. Als Generallieutenant focht er 1788 und 1789 gegen die Türken, und erhielt dafür 1790 den Grad eines Artilleriegenerals und das große Band des Theresienordens. In dem Rheinfeldzuge, 1792, commandirte er ein Corps von 10,000 Mann, nahm Stenai, Croix-aux-Bois, zog sich nach dem Rückzuge der Preußen in die Niederlande zurück, setzte sich nach der Niederlage bei Jemappes hinter der Röhr, hob im folgenden Frühjahre die Belage-rung von Mastricht auf, focht dann bei Nerwinden, Quiévrain, Han-son und Famars und nahm Le Quesnoi ein. Im J. 1795 erhielt er den Feldmarschallsstab und den Oberbefehl der kaiserlichen Armeen am Rhein, ward dann durch den Erzherzog Carl abgelöset, trat in

den Hofkriegsrath, und starb am 18. Juli 1798 in Wien. Die Stadt ließ ihm ein prächtiges Mausoleum errichten. Clerfayt vereinigte mit den Talenten eines Feldherrn alle Eigenschaften eines guten Bürgers und eines vortrefflichen Menschen. Seine Unterthanen auf seinen Gütern hatten den mildesten Herrn an ihm. Seine Börse hatte stets jedem Verdienten und Bedürftigen seiner Untergebenen offen gestanden, und den Tag vor seinem Tode verbrannte er alle dergleichen Schuldscheine. Er war gewöhnlich einfach in seiner Kleidung, aber wenn es gegen den Feind ging, zeigte er sich nie anders als in Staatsuniform und mit seinen Orden geschmückt. „Der Tag der Schlacht", sagte er, „ist des Kriegers Ehrentag."

Clery, Kammerdiener Ludwigs XVI., berühmt durch seine Treue und Anhänglichkeit an diesem unglücklichen Monarchen, war 1762 in einem Dorfe bei Versailles geboren, und ein Milchbruder des Herzogs von Montbazon, nachmaligen Herzogs von Rohan. Er ward Kammerdiener bei dem jüngsten Sohne Ludwigs XVI., und als dieser in den Tempel gebracht wurde, erwählte ihn der damalige Maire von Paris, Pethion, den König zu begleiten. Er verwaltete sein Amt mit Eifer, Treue und Herzlichkeit, genoß des Vertrauens seines Herrn und ward in dessen Testamente der königlichen Familie empfohlen. Nach Ludwigs Tode ging er nach London, und gab dort 1798 sein interessantes Journal de ce qui s'est passé à la tour du temple pendant la captivité de Louis XVI., roi de France, heraus, das in die meisten europäischen Sprachen übersetzt ist. Im J. 1803 kam er nach Paris zurück und starb 1809 in Wien. Seine Frau zeichnete sich durch ihre besonders treue Anhänglichkeit an Marie Antoinette und die jetzige Herzogin von Angouleme aus, denen sie aus einer nahe beim Tempel gemietheten Wohnung stets Winke über jede muthmaßliche Veränderung ihres Schicksals zukommen ließ, und nebenbei durch ihr vorzügliches Harfenspiel einige Zerstreuung zu verschaffen suchte. Sie ist 1811 gestorben.

Cleve, vormals ein Herzogthum im westphälischen Kreise, welches gegen Süden und Westen an Geldern, gegen Norden an die Grafschaft Zülphen und gegen Osten an die Grafschaft Mark, und an das ehemalige cölnische und münstersche Gebiet grenzte, vom Rhein durchschnitten wurde, und auf 40 Q. M. gegen 100,000 Einw. enthielt. Als im J. 1609 die Herzoge von Jülich, denen zugleich Cleve, Berg und die Grafschaft Mark, Ravensberg und Ravenstein gehörten, ausgestorben war, kam Cleve nebst Mark und Ravenstein an Brandenburg. Bei dem brandenburgischen, nachher preußischen Hause blieb Cleve bis auf Friedrich Wilhelm II., welcher im J. 1795 den jenseit, und Friedrich Wilhelm III., welcher 1805 auch den diesseit des Rheins gelegenen Theil von Cleve gegen Entschädigungen an Frankreich abtrat. Ersterer wurde mit dem franz. Departement der Roer, letzterer mit dem neugeschaffenen Großherzogthume Berg vereinigt, im J. 1810 aber die der Lippe nördlich gelegenen Striche zu dem franz. Departement der Ober-Yssel geschlagen. Diese Lage der Sachen dauerte bis zur Vertreibung der Franzosen aus den deutschen Rheinländern, wo Preußen diese Provinz wieder in Besitz nahm. Bei der neuen Organisation Preußens bildet das Herzogthum Cleve einen Regierungsbezirk der Provinz Jülich-Cleve-Berg, welche 170 Q. M. mit 903,000 Einw. enthält, und in die drei Regierungsbezirke, Cleve, Düsseldorf und Cöln, eingetheilt ist. Cleve, sonst die Hauptstadt des Herzogthums, jetzt die des gleichnamigen Regie-

rungsbezirks (51 Q. M. 210,000 Einw.) liegt in einer angenehmen Wiesenfläche, mit Alleen, fruchtbaren Thälern und anmuthigen Hügeln, eine Stunde vom Rheine, mit dem sie durch einen Canal verbunden ist, und an dem Flüßchen Kermisdal. Die Stadt enthält 1000 Häuser mit 6000 Einwohnern, ist im Ganzen wohlgebaut, und besteht aus der obern, auf Hügeln gelenenen Stadt und aus der unteren. Das auf einem Hügel erbaute Schloß, Schwanenburg, ist sehr alt, und von demselben hat man eine vortreffliche Aussicht über die Stadt, die Umgebungen und den Rheinstrom. Wollen-, Baumwollen-, Seiden- und Tabaks-Fabriken werden von den Einwohnern unterhalten. Unter den reizenden Umgebungen der Stadt sind bemerkenswerth: der jenseits des Canals gelegene Königsgarten, eine vom Prinzen Johann Moritz von Nassau-Siegen herrührende Anlage, und der Thiergarten mit seinen trefflichen Alleen, Fontainen, Kaskaden und mit einem Gesundbrunnen. In der angenehmen Holzung, Berg und Thal genannt, ist das Grabmahl des Prinzen Moritz. Er ruhet in einem eisernen Sarkophag, umgeben von den bei Cleve ausgegrabenen Inschriften, Urnen, Krügen, Lampen und andern Ueberresten des römischen Alterthums.

Clienten hießen in Rom die gemeinen Bürger, welche aus den höhern Classen sich einen Patron wählten, dessen Pflicht es war, ihnen in Rechtssachen beizustehen, für sie väterlich zu sorgen, und ihnen Sicherheit und Ruhe zu verschaffen. Sie mußten dagegen die Töchter ihres Patrons ausstatten, wenn es diesem an Vermögen fehlte, ihn, wenn er von Feinden gefangen genommen worden, loskaufen, und ihm ihre Stimme geben, wenn er um ein öffentliches Amt anhielt. Gegenseitig hatten sie die Pflicht, einander nicht zu verklagen, noch gegen einander zu zeugen, sich überhaupt auf keine Weise etwas zu Leide zu thun. Romulus, der dieses Verhältniß einführte, um Patricier und Plebejer desto genauer mit einander zu verbinden, erlaubte in einem Gesetze, daß derjenige, der seine Pflicht als Patron oder Client verletzte, von Jedermann todtgeschlagen werden könne. Virgil sagt, es sei ein eben so großes Verbrechen, seinen Vater mit Schlägen zu mißhandeln, als mit einem Clienten hinterlistig zu verfahren. Auch findet sich in einem Zeitraume von 600 Jahren keine Spur von Mißhelligkeiten zwischen den Patronen und Clienten; erst unter den Kaisern hörten die alten Verpflichtungen auf, und auch uns ist nichts als die Namen Patron und Client geblieben, um einen Sachwalter und denjenigen, dessen Sache er führt, zu bezeichnen, ohne daß sie einander mehr schuldig sind, als jener Eifer und Treue, und dieser die Bezahlung und nach Umständen einen Dank.

Clifford (George), Graf von Cumberland, Ritter des Hosenbandordens, ein durch ritterliche Uebungen und Seeexpeditionen ausgezeichneter Cavalier unter Elisabeth von England, war 1558 in Brougham-Castle in Westmoorland geboren, zeigte sich in Turnieren und dergleichen stets als Champion der Königin Elisabeth, und erhielt einen Handschuh von ihrer Hand geschenkt, den er bei feierlichen Gelegenheiten an seinem Halse trug. Er rüstete oft Schiffe aus, erhielt auch königliche, mit denen er größtentheils glückliche Streifzüge gegen die Spanier machte, und war Befehlshaber der Flotte, welche gegen die Armada gesandt wurde. Auch war er einer der Pairs, welche Maria Stuart richteten. Endlich hatte er noch einen bedeutenden Antheil an der Gefangennehmung des Grafen Esser.

Obgleich ihm seine Capereien gegen die Spanier unermeßliche Reichthümer zugeführt, so hatte er solche doch, theils durch Ausrüstungen von Schiffen und besonders durch bei Ritterfesten, Pferderennen ꝛc. gemachten Aufwand ziemlich wieder verschwendet, als er 1605 starb. — Clifford (George), ein in naturhistorischer Hinsicht merkwürdiger, und vorzüglich durch Linné bekannter Rechtsgelehrter zu Amsterdam. Er hatte auf seinem Gute Hartecamp, zwischen Amsterdam und Harlem, den prächtigsten und mit Pflanzen aus allen Welttheilen am reichsten versehenen Garten seiner Zeit in ganz Europa, eine zahlreiche Menagerie von vierfüßigen Thieren und Vögeln aller Art, ein vollständiges naturhistorisches Museum, worin besonders aus vielen Ländern eingeholte Herbarien, und eine dazu passende Bibliothek angelegt. Linné war eine Zeit lang Hausarzt bei Clifford und Aufseher über dessen Garten, und gab eine Beschreibung der darin enthaltenen seltenen Pflanzen unter dem Titel Hortus Cliffortianus heraus, welches Clifford mit großer typographischer Pracht drucken ließ. Nach ihm nannte Linné die dort befindliche Art Pisang Musa Cliffortiana, und eine Pflanzengattung Cliffortia.

Clima. Die Alten theilten die Erdoberfläche in Climate ein, und bezeichneten mit dieser Benennung die Flächenräume zwischen den mit dem Aequator parallellaufenden Kreisen, welche sie in Gedanken in solchen Entfernungen um die ganze Erdfläche zogen, daß von jedem dieser Kreise bis zu dem nächstliegenden die Zeitdauer des längsten Tages um eine halbe Stunde zunahm. Nach dieser Eintheilung gab es also vom Aequator, wo der längste Tag zwölf Stunden dauert, bis zu dem Polarkreise, wo er vier und zwanzig Stunden beträgt, vier und zwanzig Climata. Vom Polarkreise an wächst der längste Tag so schnell, daß er einen Grad von demselben weiter gegen den Pol schon einen Monat lang ist. Diese sogenannten kalten Zonen, nämlich die Gegenden vom nördlichen und südlichen Polarkreise an bis zu den entsprechenden Polen, haben einige Geographen wieder in 6 Climata getheilt. Uns hat eine genauere Bekanntschaft mit den verschiedenen Ländern belehrt, daß Wärme oder Kälte nicht blos von der geographischen Breite abhängen, sondern daß mancherlei Localursachen große Abweichungen von der allgemeinen Regel hervorbringen, nach welcher allerdings ein dem Aequator näher gelegenes Land wärmer sein sollte, als ein von ihm entfernteres. Wir verbinden daher mit dem Worte Clima einen andern Begriff und verstehen darunter das einem jeden Lande eigene Verhalten der Witterung in Hinsicht auf Wärme und Kälte, Trockenheit und Nässe, Fruchtbarkeit und Wechsel der Jahreszeiten. So verschieden die Beschaffenheit des Climas ist, so verschieden sind auch die Ursachen davon, und durch die bis jetzt gemachten Beobachtungen und Erfahrungen hat man noch zu keinem sichern allgemeinen Resultate gelangen können. Im Allgemeinen bleibt freilich die geographische Breite der Hauptumstand, welchen man bei Betrachtung des Climas eines Landes zu berücksichtigen hat. Der höchste Grad der Hitze wird unter der Linie, der geringste (oder die höchste Kälte) unter den Polen angetroffen. Die dazwischen liegenden Oerter haben sehr verschiedene Grade der Temperatur nach ihrer Lage und örtlichen Beschaffenheit. Unter dem Aequator selbst ist die Hitze nicht gleich groß. Fürchterlich wirkt sie in den Sandwüsten Afrikas, besonders auf der Westküste, auch in Arabien und Indien, höchst gemäßigt zeigt sie sich dagegen in dem gebirgigen Südamerika. Die höchste afrikanische Hitze hat man auf

70 Grad über 0 nach Reaumur bestimmt. Von dem höchsten Kältegrad unter den Polen läßt sich nicht bestimmt urtheilen, weil bis an den Polpunct noch kein Mensch vorgedrungen ist. Von der geographischen Breite ist die verschiedene Mittagshöhe der Sonne und ihr Verweilen über dem Horizonte abhängig. Je beträchtlicher jene Höhe und je größer jene Zeitdauer, desto wärmer ist, ohne Rücksicht auf örtliche Umstände, ein Land. In der Abwechselung des Standes und Verweilens der Sonne liegt der Grund der Verschiedenheit der Jahreszeiten. Die Erhebung eines Landes über der Meeresfläche macht einen andern wichtigen Bestimmungsgrund des Climas aus. Nicht zu übersehen ist aber insonderheit die Beschaffenheit der Erdoberfläche selbst. Die Wärme nimmt zu mit der Cultur des Bodens. So hat unser Deutschland seit mehr als tausend Jahren ein beträchtlich wärmeres Clima durch Ausrotlung der Wälder, Ableitung der Seen, Austrocknung von Sümpfen und Moräften gewonnen. — Ohne Zweifel hat auch die mineralische Masse, welche die oberste Lage der Fläche eines Landes ausmacht, Einfluß auf seine größere oder geringere Wärme. Der todte Sand nimmt eine viel brennendere Hitze an, als Letten. Wiesenflächen sind im Sommer lange nicht so heiß, als kahler Boden. Einen entschiedenen Einfluß auf das Clima haben die Winde, denen ein Land seiner Beschaffenheit nach vorzugsweise ausgesetzt ist. Wehen in einem Lande viel Nord- und Ostwinde, so muß es bei gleicher topographischer Breite kälter sein, als ein anderes, in welchem die mildern Süd- und Westwinde häufig streichen. —. Die Abwechselungen in der Witterung sind innerhalb der beiden Wendekreise am geringsten. Die Hitze, welche, während die Sonne im Scheitelpuncte steht, unerträglich sein würde, wird durch die alsdann eintretende Regenzeit gemildert; rückt die Sonne nach der entgegengesetzten Hälfte der heißen Zone, also immer mehr aus dem Scheitelpuncte, so entsteht die lieblichste Witterung. Lima und Quito in Peru sollen das schönste Wetter auf der Erde haben. Größer sind die Witterungsveränderungen in der gemäßigten Zone; je näher dem Polarkreise, desto beträchtlicher werden die Unterschiede zwischen Kälte und Wärme. Die höhern Breiten, besonders um den 59. und 60. Grad, haben im Julius eine Wärme von 75 bis 80 Grad Fahrenheit, wie sie die Länder um 10 Grad näher an dem Aequator kaum haben. In Grönland ist im Sommer die Hitze so groß, daß das Pech an den Schiffen schmilzt. In Torneo in Lappland fallen die Sonnenstrahlen um die Zeit des längsten Tages eben so schief, wie bei uns um die Zeit der Nachtgleichen; dennoch ist dort die Wärme zuweilen derjenigen in der heißen Zone gleich, weil die Sonne fast immer über dem Horizonte ist. Unter den Polen ist das Clima vielleicht das beständigste. Dort scheint immerwährend eine so heftige Kälte zu herrschen, als wir hier in unsern Gegenden nicht kennen. Selbst mitten im Sommer, wo die Sonne lange Zeit und unter dem Polpuncte selbst volle sechs Monate nicht untergeht, thauet das ewige Eis nicht weg. Die den Pol umgebenden ungeheuern Eismassen empfinden von den schrägen schwachen Sonnenstrahlen keine merkliche Wirkung und schienen sich bisher mit jedem Jahre zu vermehren, ein bemerkenswerther Umstand, da unzweifelhafte Spuren einer in frühern Jahrhunderten statt gefundenen größeren Bewohnbarkeit dieser jetzt verlassenen Gegenden vorhanden sind. In den letzten Jahren aber haben sich ungeheure Strecken dieses, wenn man so sagen darf, Continents von Eis getrennt, und sind in die südlichen Meere hinabgeschwemmt worden. Auf diesen Umstand gründete die englische

Regierung einen Plan, den Nordpol zu erreichen, und rüstete zu dem Ende mehrere Fahrzeuge aus. Interessen erfährt man jetzt, daß dieselben unverrichteter Sache zurückgekehrt sind.

Climakterisch werden in der Physiologie diejenigen Lebensjahre genannt, in denen der menschliche Körper, nach bestimmten Naturgesetzen, anfängt in seinen physischen Kräften abzunehmen, und sich bei den Männern dem Greisenalter, so wie bei den Frauen dem der Matrone zu nähern. Bei den Frauen z. B. wird die Periode climakterisch genannt, wo sie ihre Reinigung verlieren.

Climax, in den Redekünsten die Steigerung, Gradation (s. d.)

Clinik. Die Ableitung dieses Wortes von dem griechischen κλινη, Bette, führt darauf, daß es einen Unterricht am Krankenbette bezeichnen soll, um in der Erscheinung selbst den wahren Charakter der Symptome der Krankheiten, ihren Gang und ihr verschiedenes Ende nebst allen Einzelheiten der Behandlungsart kennen zu lernen. Die Clinik lehrt also die einzelnen Krankheiten erkennen, beurtheilen und heilen, und somit die theoretischen medicinischen Kenntnisse bei dem Kranken in Anwendung bringen. Sie erfordert demnach eine genaue Beobachtung der Krankheit, wie sie sich in der Natur darstellt, und führt zu derselben; sie bildet die ächte Erfahrung. Welche wahren Fortschritte hätte die Medicin zu allen Zeiten gemacht, welche Irrthümer wären ihr erspart worden, wenn der öffentliche Unterricht stets dieser natürlichen Richtung gefolgt wäre, um den Zöglingen nur deutliche und bestimmte Begriffe zu geben und sie mit der Anwendung der Vorschriften vertraut zu machen, die der dogmatische Unterricht immer unbestimmt läßt! Man kennt durchaus nicht die Methode, die in der Familie der Asclepiaden für den clinischen Unterricht der Medicin befolgt wurde, aber man wird die Resultate davon stets in den Schriften des Hippokrates bewundern, der die gleichsam ererbte Erfahrungslehre mit allem, was er auf demselben Wege an gründlichen Kenntnissen erwarb, bereicherte. Nach ihm hörte die Medicin auf, das Eigenthum besonderer Familien zu sein, und man entfernte sich bald von dem strengen Wege der Beobachtung, den er so sehr empfohlen hatte. Die noch schwankenden Fortschritte der Anatomie und Physiologie, das anhaltende Studium der Philosophie des Aristoteles und endloses Disputiren über die Natur des Menschen, die Krankheiten und Heilmittel, beschäftigten die Aufmerksamkeit der Aerzte, die weise Methode, die Krankheiten zu beobachten und genau zu beschreiben, wurde vernachlässigt. Die Hospitäler dienten bei ihrem Ursprunge mehr zur Ausübung der frommen Wohlthätigkeit der Christen, als zur Vervollkommnung der Medicin. Die Schule von Alexandria war damals so berühmt, daß, wie Ammianus Marcellinus sagt, ihre fleißige Besuchung alle Rechte zur Ausübung der Arzneikunde gab. Eine andere alte, zwar minder bekannte, aber sehr blühende Schule war zu Nisapour in Persien, und es ist zu bemerken, daß die Hospitäler daselbst schon vor den Zeiten der Araber, denen man gewöhnlich diese glückliche Idee zuschreibt, mit den medicinischen Schulen in Verbindung gebracht waren. Diese vom Kaiser Aurelian gestiftete Schule bestand aus griechischen Aerzten, welche die Lehre des Hippokrates im ganzen Oriente wieder erweckten; sie erhielt sich mehrere Jahrhunderte, und in ihr bildeten sich ohne Zweifel Rhazes, Ali-Abbas, Avicenna und die berühmtesten arabischen Aerzte. Um dieselbe Zeit stand der berühmte Johannes Mesve aus Damascus dem Hospitale zu Bagdad vor. Man weiß nichts von der Methode, welche in demselben befolgt

Digitized by Google

wurde; aber man darf keine hohen Begriffe von dem Unterrichte zu einer Zeit haben, wo man noch allen Träumereien der arabischen Polypharmacie anhing. Die Medicin theilte in jener barbarischen Periode das Schicksal der übrigen Naturwissenschaften. Man dachte nicht daran, nach dem Vorbilde der Griechen sich langsam oder gründlich in einem großen Vereine von Kranken zu belehren. Die Gründung der Universitäten schien geeignet, die Studien, besonders in Spanien, wiederherzustellen, und eben zur Zeit der Araber besaßen Sevilla, Toledo, Cordova berühmte Schulen und Hospitäler, wo junge Aerzte sich bildeten. Aber die clinischen Studien wurden fast ganz vernachlässigt. Statt die Geschichte der Krankheiten mit Eifer zu studiren und zu ergründen, schwatzte man über die unnützesten Dinge. Nicht ersprießlicher waren die Reisen, die man in derselben Absicht im zwölften oder dreizehnten Jahrhunderte nach Italien und Frankreich machte. Vorzüglich besuchte man die berühmten Schulen von Montpellier und Paris, wo der Unterricht der Medicin sich auf einfache Vorlesungen und ewige Commentationen der dunkelsten Gegenstände beschränkte. Selbst als man zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts die Werke der alten griechischen Aerzte zu drucken anfing, fuhr man fort, sich mit Erklärungen und Wortstreiten zu beschäftigen. Es verflossen noch zwei Jahrhunderte bis zur Wiederherstellung der clinischen Studien. Als die Begründer derselben in Holland nennt man Wilhelm von Straten, Otho Heurnius, Sylvius, gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Auch rühmt man von den Schulen zu Hamburg, Wien und Straßburg, um diese Zeit clinische Institute errichtet zu haben. Aber welches waren die Resultate davon? Wo findet man die befolgte Methode aufgezeichnet und welchen Einfluß hatten sie auf die Ausübung der Arzneikunde? Boerhave selbst, der 1714 den clinischen Unterricht des Sylvius zu Leyden fortsetzte, hat von den Tagebüchern seiner Beobachtungen keine Rechenschaft gegeben, und sich darauf beschränkt, in sehr merkwürdigen akademischen Reden allgemeine Grundsätze über das Studium der Medicin aufzustellen. Der Einfluß dieser berühmten Schule wurde zunächst in Edinburgh und später in Wien bemerkbar; zwei Schulen, deren Ruf in der Clinik bald Leyden, ihre gemeinschaftliche Mutter, verdunkelte. Einer der berühmtesten Lehrer der practischen Arzneikunde zu Edingburgh, der Doctor Cullen, hing zu sehr an den spitzfindigen Theorien über den kranken Organismus und die Entwicklung der nächsten Ursachen der Krankheiten, als daß er in seinen Vorlesungen eine strenge Methode hätte befolgen und die genaue Geschichte der in den Krankenstuben von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende beobachteten Krankheiten zur Basis nehmen können. Was im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in Italien, Deutschland und Frankreich für clinische Institute geschah, beweiset einer Seits, daß man ihre Wichtigkeit immer mehr und immer allgemeiner einzusehen anfing, andrer Seits, mit welchen Schwierigkeiten die Einrichtung solcher Anstalten verbunden ist. Wir gehen sogleich auf die wiener Schule über, die durch van Swieten, Haen und besonders durch Stoll ein Muster des clinischen Unterrichts wurde, indem man öffentliche Vorlesungen in den Hospitälern selbst hielt und zur Einfachheit der griechischen Arzneikunde zurückkehrte. Die Ausübung der Medicin in den Hospitälern war im Allgemeinen in Frankreich nur ein indirectes Mittel, um das öffentliche Zutrauen zu erlangen, bis zu dem Zeitpuncte der allgemeinen Wiederherstellung der medicinischen Studien und der Errichtung der Ecole de Santé. Erst damals wurde

der clinische Unterricht ausdrücklich eingeführt. Es wurden drei Lehrstühle errichtet, für die innere, für die äußere Heilkunde, und für seltene Fälle und neue Vervollkommnungsmethoden. Ein Hauptzweck des clinischen Unterrichts ist eine methodische Bestimmung des wahren Charakters der hitzigen Krankheiten und der durch die Oertlichkeit und Jahreszeiten hervorgebrachten Veränderungen. Hierin sind auch die glücklichsten Fortschritte gemacht worden, da nun auf dem von Hippokrates bezeichneten Wege Sydenham, Stoll, Hufeland, Hildebrand, Schäffer u. a. m. rühmlich fortschritten. Die Verbesserung dieses Fundamentaltheils der Medicin und aller Naturwissenschaften mußte eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen, und man fühlt, daß der clinische Unterricht den wissenschaftlichen Charakter verloren haben würde, wenn man nicht die einzeln beobachteten Krankheiten nach ihren Verwandtschaften und Abweichungen in Verbindung gebracht hätte. Nur auf diese Weise konnte die Medicin ein regelmäßiges und methodisches Ganzes bilden.

Clinton (Sir Henry), berühmter englischer Feldherr im amerikanischen Freiheitskriege. Nachdem er den hannöverschen Krieg mitgemacht hatte, ging er als Generalmajor unter Howe 1775 nach Amerika, und focht mit Auszeichnung. Im J. 1778 übernahm er an Howe's Stelle, der nach England zurückkehrte, in Philadelphia das Obercommando der Armee. Washingtons Annäherung zwang ihn, Philadelphia zu verlassen. Er machte einen geschickten Rückzug nach New-York, wo er mehrere amerikanische, in die Bucht von Acussinet geborgene Kaperschiffe verbrannte. Im Januar 1779 nahm er Charlestown. Im folgenden Jahre wollte er die Franzosen bei Rhode-Island angreifen, mußte jedoch auf Washingtons Manöver davon abstehen. Jetzt versuchte er durch Bestechung zu siegen. Er gewann den General Arnold, ihm dem Posten von West-Point zu überliefern. Der Plan scheiterte aber durch die Verhaftung des Majors André, welcher die Correspondenz überbrachte. Er ward 1782 abgerufen und durch Carleton ersetzt. In London gab er 1784 „Bemerkungen über die Geschichte des amerikanischen Krieges" heraus. Er starb als Gouverneur von Gibraltar daselbst am 24. Dec. 1795. — Clinton (Georg), Vicepräsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, war 1739 in Neu-England geboren, diente unter seinem Vater, dem Obersten Clinton, als Lieutenant in dem Kriege gegen Canada, ward nach dem Frieden Advocat, 1773 Repräsentant seiner Provinz bei der Colonial-Versammlung, wo er sich als einen festen Gegner der englischen Usurpationsmaßregeln zeigte, und dafür 1775 zum Mitgliede des Congresses erwählt wurde, den er aber selten besuchte, da er lieber als General-Brigadier den Freiheitskrieg mitmachte. Im J. 1777 ward er Gouverneur von New-York, und hat während seiner mehr als dreißigjährigen Verwaltung den Wohlstand dieser Provinz auffallend gehoben. Im J. 1804 ward er zum Vice-Präsidenten der vereinigten Staaten und Präsidenten des Senats erwählt. Hier erwarb er sich ein großes Verdienst um sein Vaterland, indem er 1811, trotz allem Widerstande, die Aufhebung der General-Bank der vereinigten Staaten durchsetzte, und so den immer mehr überhand nehmenden Einfluß der englischen Kaufleute, welche fast alle Actien an sich gekauft hatten, vernichtete. Clinton starb in Washington den 20. April 1812, von allen seinen Mitbürgern aufrichtig geehrt und beweint.

Clio, des Jupiter und der Mnemosyne Tochter, die Muse des Ruhms und der Geschichte. Ihre Attribute sind ein Lorbeerkranz auf dem Haupte, eine Trompete in der Rechten und eine Bücherrolle in der Linken.

Clive (Robert). Dieser große Mann, welcher in einem Zeitraume von zehn Jahren die englisch-ostindische Compagnie aus den verzweifeltsten Umständen riß, und ihr in einem fremden Welttheile durch Klugheit, Muth und mit Gefahr seines Lebens ein weit größeres Land eroberte, als England selbst ist, war der Sohn eines englischen Rechtsgelehrten, und ward 1725 in Shropshire auf dem kleinen Gute Styche geboren. Schon in seiner frühen Jugend gaben ihm seine Lehrer das Zeugniß, daß er zum Lernen zu unruhig, aber ein ungewöhnlich beherzter und verwegener Knabe sei. Im J. 1743 ging er als Schreiber in Diensten der ostindischen Compagnie nach Madras. Bald aber eröffnete sich ihm eine angemessenere Laufbahn. Die österreichische Erbfolge hatte England und Frankreich in Krieg verwickelt. Die auf der Küste von Coromandel bisher auf ihre Festung Pondichery und einige Handelslogen beschränkten Franzosen hatten unter Dupleix nicht nur ihr Gebiet ansehnlich erweitert, sondern auch 1746 Madras erobert. Clive war glücklich entkommen, nahm 1746 Kriegsdienste, und wohnte dem vergeblichen Angriffe auf Pondichery bei, worauf bald der Aachner Friede folgte. Die Engländer nahmen aber jetzt das System an, sich in die Streitigkeiten der indischen Fürsten zu mischen, um daraus Vortheil zu ziehen. Der rechtmäßige Fürst von Tanjore war von einem Verwandten verjagt worden und suchte bei den Engländern Hülfe. Unter den zu seiner Unterstützung beorderten Truppen war auch der Fähndrich Clive, welcher vergebens zu einem kühnen Angriffe auf den überlegenen Feind rieth. Man zog unverrichteter Sache ab, erschien aber bald darauf zum zweiten Male vor der Festung Devicotta, an deren Eroberung Clive den entschiedensten Antheil hatte. Der Rajah bequemte sich zum Frieden und überließ den Engländern die Festung mit einem bedeutenden Landstriche. Clive trat darauf wieder in Civildienste und erhielt die einträgliche Kriegszahlmeisterstelle. Aber schon 1750 brachen in Carnatik neue Fehden aus, weil Dupleix gegen den wirklichen Nabob einen Abenteurer unterstützte. Jener hatte seine Hauptstadt Arcot verlassen und in die Festung Tritchinapoli flüchten müssen, wo er belagert wurde. Die Engländer beschlossen ihm beizustehen, und Clive vertauschte wieder die Feder mit dem Degen. Mit 100 Europäern und 300 Seapois ging er auf Arcot los und eroberte es. Hier mußte er sieben Wochen lang eine harte Belagerung ausstehen, bis endlich die Franzosen und ihre Alliirten nach großem Verluste sich zum Abzuge genöthigt sahen. Nicht minder glücklich war er in mehreren Gefechten gegen den weit überlegenen Feind, und durch die Entsetzung von Tritchinapoli gelang es ihm, die Angelegenheiten des Nabobs 1753 wiederherzustellen. In dem erwähnten Jahre mußte er seiner Gesundheit wegen nach England zurückkehren; er war schon einige Jahre vorher von einem Nervenfieber befallen worden, das in eine Art von Schwermuth ausartete, an welcher er nachher, besonders in ruhigen Situationen, noch oft und lange litt. Aber im J. 1755 ging er als Oberstlieutenant und Gouverneur des Forts David wiederum nach Indien, wo er, noch ehe er seinen Gouverneursposten antrat, den furchtbaren Seeräuber Angria in seinem fast für unüberwindlich gehaltenen Raubneste Gheria bezwingen half. Um diese Zeit

geschah die grausame Einnahme und Plünderung der englischen Factorei in Calcutta durch den Nabob von Bengalen, welche zu rächen Bombay verschiedene Kriegsschiffe, und Madras den Obersten Clive mit etwa 1900 Mann nach der Mündung des Ganges schickte. Er vereinigte sich hier mit den Flüchtlingen, Calcutta ward auf der Land- und Seeseite angegriffen und erobert. Auf die Nachricht davon erschien der Nabob mit 50,000 Mann und einer bedeutenden Artillerie, womit er sich in der Nähe des englischen Postens und der Stadt Calcutta lagerte. Clive leitete in dieser kritischen Lage Unterhandlungen ein, die jedoch keine Wirkung hatten. Jetzt blieb ihm kein Ausweg übrig, als mittelst eines nächtlichen Ueberfalls bis ins Hauptquartier vorzudringen, oder sich des Geschützes zu bemächtigen. Die Wachsamkeit der Feinde und ein dichter Nebel vereitelten zwar die Unternehmung, indeß machte sie doch den Nabob zum Frieden geneigt. Man kam überein, daß Suraja Dowla allen Schaden ersetzen und der Präsidentschaft erlauben solle, Calcutta zu befestigen und alle Freiheiten wie zuvor dort auszuüben. Jetzt kam die Nachricht von dem zwischen England und Frankreich in Europa ausgebrochenen Kriege nach Ostindien. Clive wünschte diese Gelegenheit zu benutzen, um die Franzosen von den Ufern des Ganges zu vertreiben. Er ließ daher bei dem Nabob anfragen, ob er ihre Festung Chandernagor angreifen dürfe. Scheinbar willigte dieser ein, unterstützte aber zugleich die Franzosen mit Geld, befahl seinen Heerführern, mit ihren Truppen die Festung zu decken und untersagte den Engländern alle Feindseligkeiten. Clive eroberte dessen ungeachtet Chandernagor. Dieser Schritt war das Signal zu einem neuen Kriege zwischen den Nabob und den Engländern. Letztere sahen die ihnen drohende Gefahr voraus, und glaubten sie nur dadurch von sich abwenden zu können, daß sie durch ein Einverständniß mit einigen mißvergnügten Großen eine gänzliche Regierungsveränderung herbeiführten. Sie traten mit des Nabobs Schwager und erstem Heerführer, Mir Jaffir, in Unterhandlung und sicherten ihm den Thron zu, wogegen er völlige Entschädigung für die Plünderung von Calcutta und außerdem reichliche Belohnung für den zu leistenden Beistand versprach. Suraja Dowla stand mit seinem Heere bei Plassey, in der Nachbarschaft seiner Hauptstadt; dort sollte Clive ihn angreifen und Mir Jaffir mit seiner Mannschaft zu ihm übergehen. Auf dem Marsche liefen Nachrichten ein, welche Mir Jaffirs Aufrichtigkeit verdächtig machten; es schien nicht rathsam, mit 3,100 Mann einen 50,000 Mann starken Feind angreifen, wenn dessen Befehlshaber einig waren. Dennoch drang Clive bis Plassey vor, und setzte durch einen nächtlichen Angriff den Nabob dergestalt in Schrecken, daß er seine Stellung verließ. Mir Jaffir vereinigte sich darauf mit den Engländern, welche das ganze Lager eroberten und bald die Hauptstadt besetzten. Der Nabob kam auf der Flucht um. Diese berühmte Schlacht, welche den Grund zu der nachmaligen Oberherrschaft der Engländer in Bengalen legte, wurde am 26. Juni 1756 geliefert. In die folgenden zehn Jahre fallen die großen Eroberungen, welche Clive in Ostindien machte, so wie die Anhäufungen von Reichthümern, die er für sich erwarb, und die sich vielleicht auf eine Million Pfund Sterlinge beliefen. Mir Jaffirs Ernennung zum Nabob in Bengalen, welche demselben versprochen worden war, legte den ersten Grund zu den letztern, indem er von dem neuen Nabob ein Geschenk von 300,000 Pf. St. bekam. Die aus England nach Indien geschickten Räthe ernannten ihn zum unumschränkten Dictator daselbst. Als in Indien

Alles beruhigt war, ging er nach England zurück, und erhielt daselbst 1761 vom Könige den Titel Lord Clive, Baron von Plassey (zum Andenken des daselbst erfochtenen Sieges). Als aber kaum drei Jahre darauf die Macht der Engländer in Ostindien von neuem wankte, wurde Clive im Jahre 1765 mit vier seiner Freunde als General en Chef und Gouverneur nach Calcutta zurückgesandt. Bei seiner Ankunft war der Hauptfeind der Engländer, der Nabob von Auhd, geschlagen, und der Mogul, der sich als Prätendent bei ihm aufgehalten, hatte sich unter den Schutz der Engländer begeben, welchen Umstand Clive benutzte, sich vom Mogul, welcher dem Namen nach Oberherr des Landes war, die Belehnung über die drei Provinzen Bengalen, Bahar und Orixa geben zu lassen, und solchergestalt eine ungeheuer große, von funfzehn Millionen Menschen bewohnte Strecke Landes unter die Oberherrschaft der Engländer zu bringen. Hierauf suchte er die Mißbräuche, welche zur Beruckung der Eingebornen dort eingerissen waren, und ihren Grund in der Raubgier der Europäer hatten, zu mildern, womit es ihm jedoch nicht glückte. Im Jahre 1767 kam er nach England zurück, und wurde 1769 zum Ritter des Ordens vom Hosenbande ernannt. Als nach seiner Abwesenheit aus Indien die Angelegenheiten wieder eine ungünstige Wendung nahmen, und durch üble Verwaltung und neue Kriege die Compagnie einem Banquerotte nahe war, ward eine Untersuchung verhängt. Clive ward vom Parlamente in Anspruch genommen, und man trug 1773 im Unterhause darauf an, daß er des Mißbrauchs seiner Gewalt in Indien und seines dort unrechtmäßig erworbenen Vermögens angeklagt werden sollte. Er vertheidigte sich aber, und ward vom Unterhause mit der Erklärung freigesprochen, daß er dem Vaterlande große Dienste geleistet habe. Beim Ausbruche des amerikanischen Krieges wurde ihm das Generalcommando angetragen; allein er lehnte es, seiner immer schwächer werdenden Gesundheit wegen, ab. Seine Krankheit war die schon erwähnte von einem Nervenfieber zurückgebliebene Schwermuth, welche ihn am 22. Nov. 1774 der Welt entriß; er erschoß sich.

Clodius (Christian August), ein deutscher Schriftsteller, dessen Einfluß auf sein Zeitalter nicht verkannt werden kann, geb. 1738 zu Annaberg im Erzgebirge. Schon in einem Alter von zehn Jahren verrieth er einen überwiegenden Hang zum Studium der Alten. Virgil und Homer waren seine liebsten Gesellschafter. Im Jahre 1756 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren; aber eine Krankheit nöthigte ihn nach einem Aufenthalte von zwei Jahren, ins väterliche Haus zurückzukehren. Damals machte er Bekanntschaft mit dem Dichter Kleist, dem Sänger des Frühlings, welcher als preußischer Major daselbst im Winterquartiere stand, ihn lieb gewann, und sein Talent zur Dichtkunst entwickelte. Er ging nach Leipzig zurück, genoß Gellerts Umgang, hielt Vorlesungen und bekam in einem Alter von 22 Jahren die Stelle eines außerordentlichen Professors. Schon 1764 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie, und gab kurz darauf seine Versuche über die Literatur und Moral heraus. Medon oder die Rache des Weisen, der Patriot, ein Vorspiel, nebst verschiedenen Prologen, die er für das Kochische Theater in Leipzig verfertigte, waren zu jener Zeit seine vorzüglichsten schriftstellerischen Arbeiten. Er verheirathete sich mit Julie Stölzel. Um die Universität Leipzig machte sich Clodius auch dadurch verdient, daß er in seinem Hause eine Pensionsanstalt

errichtete. Im J. 1782 erhielt er die Professur der Dichtkunst und fing 1784 als eine Fortsetzung seiner vermischten Schriften eine Monatsschrift unter dem Namen Odeum an, deren Vollendung aber sein unvermutheter Tod unterbrach, welcher den 30. Nov. 1784 im 47sten Jahre seines Lebens erfolgte. Unsern classischen Schriftstellern ist Clodius zwar weder als Dichter, noch als Prosaist beizuzählen, doch darf er als nützlicher und angenehmer Schriftsteller vor keinem seiner Zeitgenossen zurücktreten. Man findet in seinen Werken Geschmack, Gefühl und eine lebhafte Einbildungskraft, und viel von dem Geiste der Alten. Sein Sohn, Professor zu Leipzig, hat sich durch mehrere Schriften, namentlich einen Grundriß der allgemeinen Religionslehre, und ein Werk, betitelt: Von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtsein, ferner als Dichter und geschmackvoller Kritiker vortheilhaft bekannt gemacht.

Clodwig, oder Clodowig, König der Franken, geboren 465, folgte 481 seinem Vater Childerich als Oberhaupt des Stammes der fränkischen Salier, welche ein unfruchtbares und unfreundliches Land zwischen dem Meere, der Schelde, den Morinern und Nerviern bewohnten, aber vielen kriegerischen Muth besaßen. Clodwigs Residenz war zu Cambrai. Schon früher hatte dieser Volksstamm Einfälle in die Nachbargebiete gemacht, und sich dort zu behaupten gesucht, war jedoch durch überlegene Kräfte in seine Wälder und Moräste zurückgedrängt worden. Clodwig beschloß einen neuen Versuch zu machen, verband sich mit dem König von Cambrai, Ragnacar, und erklärte dem Syagrius, des berühmten Aëtius Sohne, der sich zu Soissons als kaiserlicher Statthalter befand, den Krieg. Bei der alten Abtei Nogent kam es zu einer Schlacht, in der die Römer eine Niederlage erlitten. Syagrius floh nach Toulouse an den Hof Alarichs, dessen feigherzige Räthe den Unglücklichen an Clodwig auslieferten, der ihn umbringen ließ. Soissons war nun seit 486 die Hauptstadt des neuen Reiches der fränkischen Salier. Clodwig beherrschte bei aller Rohheit seine neuen Unterthanen mit Klugheit und Schonung; vornehmlich suchte er sich die Freundschaft der Geistlichen zu erwerben. Alle Städte in Belgia secunda unterwarfen sich Clodwig, und selbst Paris folgte 493 ihrem Beispiel und öffnete den Franken die Thore. Im J. 496 zog derselbe gegen die Alemannen, die sich in Elsaß und Lothringen festgesetzt hatten, und bemächtigte sich nach einem vollständigen Siege ihrer Länder. Die Westgothen waren das furchtbarste Volk für Clodwig in Gallien. Um ihnen desto leichter widerstehen zu können, suchte er die Freundschaft der Burgunder und vermählte sich mit Clotilde, einer Nichte des burgundischen Königs Gondebaud. Diese Fürstin, die in der katholischen Religion erzogen worden, wandte ihren ganzen Einfluß an, um auch ihren Gemahl dafür zu gewinnen. In einer Schlacht gegen die Alemannen sieht sich Clodwig hart gedrängt, und ruft in der Noth den Gott Clotildens und der Christen an. Der Sieg wandte sich zu ihm. Jetzt ward es dem berühmten St. Remigius leicht, ihn zu überzeugen, daß dieser Gott der einzig wahre sei. Clodwig nahm das Christenthum an, foderte seine Franken gleichfalls dazu auf, und ließ sich am 23. Dec. 496 mit mehreren tausend Franken, Männern und Weibern, zu Rheims feierlich taufen; der heilige Remigius vollzog nach der Taufe an Clodwig auch die Salbung. Dieser Bekehrung wegen, weniger aus Furcht vor seiner Uebermacht, unterwarfen sich Clodwigs Scepter im J. 497 die Städte von Armorica, wodurch dessen Reich fruchtbare Landschaften und tapfere

Völkerschaften gewann. Jetzt waren außer den Franken nur noch zwei mächtige Völker in Gallien, die Burgunder und Westgothen. Die Burgunder standen unter zwei Königen, Godegisel und Gondebaud. Clodwig richtete zunächst seine Waffen gegen Letztern, dessen Länder sich von den Vogesen bis an die Alpen und die Meeresküste von Marseille erstreckten. In der Nähe von Dijon trafen Beider Heere auf einander. Gondebaud, der sich kurz vorher von Godegisel treulos verlassen sah, mußte dem siegreichen Clodwig Lyon und Vienne überlassen und floh nach Avignon. Hier schloß er Frieden. Clodwig kehrte mit reicher Beute heim, und war klug genug, Gondebaud's Treulosigkeit, womit derselbe die eingegangenen Verpflichtungen brach, ungeahndet zu lassen, und einen neuen Bund mit ihm zu schließen, da er die Gothen zu fürchten hatte. Um dieselbe Zeit, 507, wählte Clodwig Paris zur Hauptstadt seines Reichs. Die Streitigkeiten mit den Gothen schienen nach einer persönlichen Zusammenkunft beider Herrscher, Clodwigs und Alarichs, gütlich beigelegt werden zu sollen; bald aber brachen die Feindseligkeiten aus, und südlich von Poitiers zwischen den Flüssen Vonne und Clouère kam es zur Schlacht. Clodwig erlegte mit eigener Hand seinen Gegner Alarich und gewann einen vollständigen Sieg. Die Eroberung Aquitaniens war die Folge davon. Clodwig nahm seine Winterquartiere zu Bordeaux und schickte die zu Toulouse befindlichen Schätze nach Paris. Aber der Ostgothenkönig Theodorich konnte den Untergang der Westgothen nicht ruhig ansehen und schickte sich zum Angriff an, zugleich erlitten die Franken Unfälle vor Arles nnd Carcassone. Clodwig gab den Friedensvorschlägen Gehör und begnügte sich mit der Erwerbung von Aquitanien. Nach dieser Eroberung empfing Clodwig die Ehre des Consulats vom Kaiser Anastasius und nahm sie an. Der König der Franken, sein Haupt mit einem Diadem schmückend, erschien in der Kirche St. Martin zu Tours, gekleidet in eine Tunica und einen Purpurmantel, und ward von dem Volke als Consul und Augustus begrüßt. Jetzt richtete Clodwig sein ganzes Augenmerk auf die Befestigung seiner Macht, und befleckte seinen Ruhm durch Mordthaten und Grausamkeiten. Aber er starb bereits den 26. Nov. 511, nachdem er 30 Jahre regiert hatte. Er hinterließ vier Söhne, die seine Länder unter sich theilten. Fünf und zwanzig Jahre später erlag das Reich der Burgunder der Macht der Franken; die Ostgothen mußten ihnen Arles und Marseille abtreten, und Justinian gestand ihnen die Souveränetät über Gallien zu. Als Gesetzgeber machte sich Clodwig durch die Sammlung des Salischen Gesetzbuches verdient. (s. Salier.) Noch im letzten Jahre seiner Regierung hatte er nach Orleans ein Concilium berufen, von dem sich die Rechte herschreiben, welche die Könige von Frankreich vor den andern catholischen Fürsten in Kirchensachen gegen den Papst in Anspruch nehmen.

Clooz (Joh. Baptist du Val-de-Grace, Baron von), unter dem Namen Anacharsis Clooz bekannt, war 1755 in Cleve geboren, ein Neffe des bekannten Schriftstellers Cornelius von Pauw, und ward schon im eilften Jahre nach Paris auf die Schule geschickt. Von keiner regelnden Vernunft in Schranken gehalten, überließ er sich sein ganzes Leben lang der ausschweifenden Willkür seines lebhaften Geistes und seiner glühenden Einbildungskraft. Er las die alten Gesetzgeber ohne Prüfung und Leitung und wollte den Völkern Gesetze geben. Noch sehr jung und mehrere Jahre vor der Revolution durchreisete er Deutschland, Italien, England und einige andere Gegenden

von Europa unter dem Namen Anacharsis Cloots, verschwendete einen großen Theil seines sehr ansehnlichen Vermögens, und suchte überall seine unreifen Ideen zu verbreiten. Durch die Revolution ward sein Gehirn völlig versengt. Er ging nach Paris zurück, nannte sich den Sprecher des Menschengeschlechts (l'Orateur du genre humain) und rechtfertigte diesen Titel, den er, mit Wegwerfung seines preußischen Adels, nun beständig führte, durch die unter dem Namen: Gesandtschaft des Menschengeschlechts bekannte Maskerade, welche er beim National-Convent einführte, und an deren Spitze er diesen aufforderte, die Grundsätze der franz. Revolution über alle Völker zu verbreiten. In der Folge ward er Mitglied des National-Convents. Er überströmte die Nationalversammlung mit Petitionen, Glückwünschen, Adressen, Reden, Vorschlägen aller Art, und erbot sich, eine preußische Legion unter dem Namen vandalische Legion zu errichten. Den König von Preußen nannte er den nordischen Sardanapal. Er wollte, daß die Nationalversammlung auf dessen und des Herzogs von Braunschweig Häupter einen Preis setzen sollte. In der Rede, worin er für seine Aufnahme als französischer Bürger dankt, sagt er: „Carl I. hatte einen Nachfolger, Ludwig XVI. wird keinen haben. Die Köpfe der Philosophen wißt ihr zu würdigen; es bleibt euch nichts übrig, als Preise auf die Köpfe der Tyrannen zu setzen.“ Er gab 12,000 Livres als Beitrag zu einem Kriege gegen die Könige. Ankarström, den Mörder des Königs von Schweden, pries er über Alles. Für Ludwig XVI. Tod stimmte er „im Namen des Menschengeschlechts,“ und fügte hinzu: „ich verdamme den infamen Friedrich Wilhelm II. gleichfalls zum Tode.“ Endlich erklärte er sich auch für einen Atheisten und „persönlichen Feind Jesu,“ und predigte den Materialismus und eine Universalrepublik. Zuletzt aber wurde er Robespierren verdächtig. Dieser stürzte ihn mit Hebert und noch Einigen von derselben Partei, mit denen er verurtheilt und am 24. März 1795 hingerichtet wurde. Aber seine Grundsätze verleugnete er selbst im Tode nicht. Er docirte auf dem Wege zur Richtstätte Hebert sehr eifrig den Materialismus, betrat kalt und unerschrocken das Blutgerüst, nannte sein Urtheil ein ungerechtes, appellirte dawider an die Menschheit, und verlangte zuletzt hingerichtet zu werden, um, während die Köpfe seiner Gefährten fielen, „noch gewisse Grundsätze festzustellen.“

Clotho, eine von den Parzen. (S. Parzen.)

Clotilde de Vallon Chalys (Marguerite Eleonore). Diese merkwürdige Dichterin aus dem funfzehnten Jahrhunderte, von der die uns noch gebliebenen Gedichte erst 1803 ans Licht getreten sind, wurde im J. 1405 in einem Walde bei Vallon, auf einem herrlichen Schlosse auf der linken Seite der Ardeche, geboren. Ihre Aeltern waren Alphons Ferdinand von Vallon und die schöne Putcherie von Fay Collan. Im eilften Jahre übersetzte sie bereits ein Gedicht von Petrarca in Versen. Mehrere glückliche Umstände, vorzüglich die Bekanntschaft mit verschiedenen geistreichen Dichterinnen ihrer Zeit, als mit dem Fräulein Louise von Essial, Rose von Beaupuy, Tullia von Royan und einer Italienerin, Rocca mit Namen, bildeten und entwickelten die dichterischen Anlagen Clotildens. Zu dieser schönen Academie junger Dichterinnen gesellte sich ein Mann von Kenntnissen und Geschmack, Jean du Sault, der das Amt eines Aristarchen der Gesellschaft übernahm. Im J. 1421 vermählte sie sich mit Berenger de Surville, einem jungen 22jährigen Ritter, der sich aber bald nach der

Hochzeit genöthigt sah, sie zu verlassen, um dem damaligen Dauphin Karl VII. nach Puy-en-Velay zu folgen. Bei dieser Trennung dichtete sie die herrliche Heroide, welche an der Spitze ihrer Sammlung steht. Nach einer siebenjährigen Ehe verlor sie ihren Gemahl, der vor Orleans blieb. Clotilde, von diesem harten Schlage und durch den Verlust mehrerer ihrer Freundinnen niedergebeugt, schrieb jetzt weniger neue Gedichte, als daß sie die älteren feilte und sich mit der Bildung junger Dichterinnen beschäftigte. Unter diesen werden Sophie de Lyonna und Juliette de Vivarez genannt. Als aber auch diese, durch eine unglückliche Leidenschaft bewogen, Clotilden verließen, um sich in ein Kloster zurückzuziehen, würde auch sie, selbst ihren Zeitgenossen unbekannt, in einer strengen Einsamkeit ihre Tage verlebt haben, wenn nicht ein Zufall sie der Margarethe von Schottland, Gemahlin des Dauphins Ludwig, bekannt gemacht hätte. Nicht minder trug zu ihrer Celebrität ein Gedicht bei, welches sie zum Lobe Herzogs Philipp des Guten sang. Margarethe übersandte ihr eine Krone von künstlichem Lorbeer mit silbernen Blättern und umflochten von zwölf goldenen Blumen; aber den dringenden Einladungen, am Hofe zu erscheinen, folgte die Dichterin nicht. Sie besang noch 1495 die Triumphe Carls VIII. Das Jahr ihres Todes ist unbekannt. Ihre Gedichte, die an zarter Anmuth Alles übertreffen, was je aus einer weiblichen Feder geflossen ist, schienen untergegangen zu sein, als einer ihrer Urenkel, Joseph Etienne de Surville, 1755 geboren, welcher beim Anfange der Revolution emigrirte, im J. 1795 nach Frankreich zurückkehrte, abermals auswanderte, aber bei seiner zweiten Rückkehr verhaftet und 1798 zu Puy-en-Velay erschossen wurde, ein Mann, der selbst dichterisches Talent besaß, bei Durchsuchung der Archive seiner Familie die Handschrift der Clotilde im J. 1782 entdeckte. Mühsam entzifferte er die Schriftzüge, studirte die Sprache und fand seine Mühe bald auf das reichlichste belohnt. Er war noch mit dieser Arbeit beschäftigt, als er sich 1791 auszuwandern veranlaßt fand. Unglücklicher Weise ließ er das Original-Manuscript Clotildens zurück, welches indessen nebst vielen Familienurkunden ein Raub des Feuers ward. Die bereits genommenen Abschriften mehrerer Stücke kamen nach seinem Tode durch die Witwe in die Hände des gegenwärtigen Herausgebers, Herrn Vanderbourgs. Fehlt es demnach auch an äußeren Beweisen für die Aechtheit dieser Gedichte, und sind an manchen Stellen selbst deutliche Spuren da, daß Herr von Surville sich Aenderungen erlaubt hat; so können wir doch ihre Authenticität darum nicht bezweifeln.

Clubb, eine geschlossene Gesellschaft, welche an einem bestimmten Orte zu gewissen Zeiten zusammenkommt, entweder sich zu unterhalten und zu vergnügen, oder auch zur Erreichung eines andern Zwecks, z. B. zur Beförderung der Künste und Wissenschaften, zur Berathschlagung über Angelegenheiten des Staats. England ist das Vaterland der Clubbs in der letzten Bedeutung, von da kamen sie durch die Revolution nach Frankreich, und endlich durch die Franzosen in einer gewissen Epoche und in diesem Sinne auch nach Deutschland, wo sie aber durch ein Reichsgesetz im J. 1793 aufs schärfste verboten wurden. Die englischen Clubbs, die über politische Angelegenheiten gehalten werden, machten sich es wenigstens ehedem zur Pflicht, über die Constitution des Staats zu wachen, damit nichts gegen die einmal gegründete Verfassung von Seiten der Regierung unternommen werden möchte. Hier war also Aufrechthaltung der Reichsgrundgesetze

der Hauptzweck. In Frankreich trat gerade das Gegentheil ein. Da wurden die Clubbs zu einer Zeit gestiftet, wo eine neue Constitution erst entworfen werden sollte, und wo der Umsturz der bisherigen Verfassung zur Lieblingsidee geworden war. Die natürliche Lebhaftigkeit des französischen Nationalcharakters fand an diesen politischen Zusammenkünften volle Nahrung und Gelegenheit genug, gewisse Ideen über Regierungsverfassung zu entwickeln, deren höchstes Verdienst freilich öfters nur in der Neuheit bestand. Man erkannte die Clubbs als constitutionsmäßig an, und verschaffte dadurch den darin gefaßten Beschlüssen eine höchst schädliche Publicität, der zuerst die Constitution von 1795 entgegenarbeitete. Der Jacobinerclubb (s. Jacobiner), ursprünglich von ächten und wahren Freunden der Freiheit gestiftet, hat sich vorzüglich, besonders in seiner Ausartung, in der französischen Revolution höchst merkwürdig gemacht. Campe reclamirt das Wort Clubb mit vollem Recht als ein ursprünglich deutsches Wort, und schreibt es Klubb.

Cluniacenser, s. Benedictiner.

Clytämnestra, die Tochter des spartanischen Königs Tyndarus und der Leda, und Zwillingsschwester der Helena. Sie ward dem Agamemnon vermählt und gebar ihm zwei Töchter, Iphigenia und Electra, und einen Sohn, Orestes. Während der zehnjährigen Abwesenheit Agamemnons vor Troja ergab sie sich dem Aegisth, ermordete gemeinschaftlich mit demselben den heimkehrenden Gemahl, und beherrschte mit Aegisth Mycene sieben Jahre. Da rächte Orest den Tod des Vaters durch das Blut Beider. (Vergl. Agamemnon und Orest.)

Cnibus (auch Gnidus), eine Stadt in Karien, berühmt durch die von Praxiteles gefertigte Statue der Venus, welche hier verehrt wurde. In der Folge wurde sie nach Constantinopel geschafft, wo sie aber leider in dem Brande von 1461 mit unterging. S. Gnidus.

Coadjutor, der Gehülfe und bestimmte Nachfolger eines Bischofs, Erzbischofs oder geistlichen Fürsten. Er wird auch zuweilen auf die Stellvertretung und Adjunctur der Großmeisterschaft der Ritterorden, wie z. B. des Johanniterordens, ausgedehnt.

Coalition. Dieses Wort ist in der neuesten Zeitgeschichte oft gebraucht worden, um die Verbindung mehrerer europäischen Mächte gegen Frankreich zu bezeichnen, gleichbedeutend also mit Alliance, von welcher aber die Coalition dadurch verschieden ist, daß sie eigentlich die Verbindung zweier bisher entgegengesetzter Parteien anzeigt. In dieser Hinsicht verdient allerdings die sogenannte erste Coalition gegen Frankreich mit vollem Rechte diesen Namen. Sie ward zwischen Oesterreich und Preußen zur Erhaltung der deutschen Reichsverfassung und Bekämpfung der französischen Revolution (7. Febr. 1792) geschlossen. Ihr Ende ist bekannt. Preußens Separatfriede zu Basel (5. April 1795) und die Demarcationslinie für das nördliche Deutschland waren die Vorboten von der Auflösung des deutschen Reiches. Mehr oder weniger verdienten freilich auch die folgenden Verbindungen gegen Frankreich diesen Namen, besonders die, welche durch den Einfluß des englischen Cabinets und Geldes gestiftet wurden. Man kann deren noch folgende bezeichnen: 1. die Coalition von 1793. Deutschland erklärte den Reichstag (22. März), und diesem traten späterhin Portugal, Neapel, Toskana und der Papst bei. Hierzu kam noch der Allianztractat zu London zwischen Großbritannien und Rußland. — 2. Die Tripelallianz zu St. Petersburg zwischen

Rußland, Oesterreich und Großbritannien (28. Sept. 1795), zu einer Zeit, wo mehrere Reichsfürsten ihre Contingente zurückzogen. Diese Coalition ward aufgelöset durch den Frieden zu Campo Formio zwischen Oesterreich und Frankreich, in welchem zugleich ein, binnen einem Monate zu eröffnender allgemeiner Reichsfriedens-Congreß zu Rastadt festgesetzt wurde (9. Dec. 1797 bis Apr. 1799). Die Verhandlungen daselbst wurden am Ende von Oesterreich annullirt; denn noch während derselben hatte sich z. eine neue Coalition gebildet zwischen Rußland, der Pforte (23. Dec. 1798) und England. Oesterreich und Neapel wurden hineingezogen. Einzelne Friedensschlüsse löseten sie wieder auf; der Friede zu Lüneville mit dem Kaiser und König von Ungarn und Böhmen für sich und im Namen des deutschen Reichs (9. Febr. 1801), zu Florenz mit dem König beider Sicilien (28. März 1801), zu Paris mit Rußland (8. Oct. 1801), ebendaselbst mit der Pforte (9. Oct.) und zu Amiens mit Großbritannien (25. März 1802). — Folge des lüneviller Friedens war der Reichs Deputations-Hauptschluß von 1803 (25. März), den Frankreich und Rußland vorschrieben, vermöge dessen die meisten geistlichen Staaten und Reichsstände unter die weltlichen Regenten vertheilt wurden. Von allen jenen Staaten erklärte zuerst Großbritannien wieder den Krieg gegen Frankreich (18 Apr. 1803), und im April 1805 spannen sich vier neue Unterhandlungen zwischen England, Rußland, Oesterreich und Preußen zu einer Coalition gegen Frankreich an. Zu St. Petersburg wurde zwischen den beiden ersten Mächten festgesetzt, eine allgemeine Ligue der europäischen Staaten gegen Frankreich zusammenzubringen zur Herstellung des Friedens und Gleichgewichts, und zur Stiftung eines Föderativsystems zur Sicherung des Völkerrechts. Alle Mächte sollten eingeladen werden, dem Bunde beizutreten. Schon aber in demselben Jahre wurde er zum Theil aufgelöset durch den Frieden zu Preßburg mit Oesterreich (26. Dec. 1805), und völlig durch den Frieden zu Paris mit Rußland (20. Juli 1806). Preußen, das bisher nicht Antheil genommen hatte, glaubte sich um diese Zeit stark genug, allein den Kampf gegen Frankreich siegreich zu bestehen, und man kann 5. durch den Antheil Englands und Rußlands (früher Sachsens, und wahrscheinlich anderer temporisirenden Staaten) auch hier eine Coalition annehmen. Der Friede zu Tilsit (8. und 9. Juli 1807) machte ihr ein Ende, so wie 6. der Friede zu Wien (14. Oct. 1809) der österreichischen Coalition mit England. Endlich erwähnen wir 7. der letzten großen Verbindung gegen Frankreich, welche dem Begriffe nach allerdings auch eine Coalition war. Sie bestand anfangs aus Rußland und England, nach und nach aber traten ihr bei: Spanien und Portugal, Schweden, Preußen, Oesterreich, die deutschen Fürsten mit wenigen Ausnahmen, Neapel und zuletzt Dänemark. Sie endigte mit dem pariser Frieden (31. Mai 1814). Napoleons Usurpation des französischen Throns, 1815, rief dieselbe Coalition noch einmal ins Leben. Aus ihr entwickelte sich der europäische Friedensbund der vier Hauptmächte, Rußland, Oesterreich, Großbritannien und Preußen, welche 1818 in Aachen nach Frankreich als fünfte Bundesmacht aufnahmen.

Cobbett (William), einer der berühmtesten jetzt lebenden englischen politischen Journalisten. Er ist 1766 geboren, und der Sohn eines Pachters in der Grafschaft Surrey. Er verließ seinen Vater heimlich und begab sich 1783 nach London. Hier ließ er sich als Soldat anwerben, und ging nach Neu-Schottland. Er erhielt 1791 seinen Abschied, nachdem er wieder nach England zurückgekehrt war,

und ging nun über Frankreich nach Amerika, wo er in Philadelphia einen Buchladen eröffnete und unter dem berüchtigten und zugleich berühmten Namen Peter Porcupine (Peter Stachelschwein) politischer Schriftsteller und Journalist wurde. Das französische Interesse gewann in diesem Zeitpuncte in Amerika das Uebergewicht und Cobbetts Streben und politische Tendenz ging dahin, diesem entgegenzuwirken. Nach fast zehnjährigem Aufenthalte in Philadelphia kehrte er nach London zurück, und fing hier zuerst ein Journal an, ebenfalls unter dem Titel Porcupine, das aber keinen großen Beifall fand. Um so größern Erfolg hatte sein weekly Register (wochentliches Register), das noch immer fortgesetzt wird, und welches wirklich für die Zeitgeschichte großen Werth und durch geistreiche und scharfe Polemik für die Zeitgenossen lebendiges Interesse hat. Im J. 1810 wurde er vom Advocaten der Krone wegen eines Artikels im weekly Register in Anspruch genommen, und von der Jury zu einem zweijährigen Gefängnisse in Newgate und zu einer Strafe von 1000 Pf. St. verurtheilt. Das Gefängniß, das man nicht so ganz im deutschen Sinne sich denken muß, hinderte ihn übrigens nicht an der Fortsetzung seines Journals, noch störte es ihn in seinem Freimuthe. Er hat sich durch seine politische Schriftstellerei ein ansehnliches Vermögen erworben. Im Sommer 1817 begab er sich nach Amerika, kehrte aber schon 1818 wieder nach England zurück, wo er sich an die Radical Reformers (S. d. A. im Anh. z. X. Bd.) anschloß.

Cobenzl (Ludwig Graf von), Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des St. Johanniter- und des königl. ungar. St. Stephanordens, geboren den 21. Nov. 1753 zu Brüssel, ein Sohn des als österr. bevollmächtigten Ministers in den Niederlanden ehrenvoll bekannten Grafen Johann von Cobenzl, that die ersten Dienste in dem neuerworbenen Gallizien und Lodomerien, war dann Gesandter in Copenhagen bald nach der Revolution von 1771, und von 1775 bis 78 in Berlin bei dem großen Friedrich. Er war 1779 als Friedensgesandter nach Teschen bestimmt, wurde aber durch einen Ueberfall der Polen daran verhindert, und begab sich darauf als Gesandter nach Petersburg, wo er von 1779 bis 1797 blieb, und sich die Gunst der Kaiserin Catharina sowohl durch seine Geschicklichkeit in Geschäften, als durch den Eifer erwarb, mit dem er dieser Monarchin, durch Verfertigung neuer Stücke für ihr Theater und durch persönliche Theilnahme an den Vorstellungen, den Hof machte. Im Oct. 1795 schloß er im Namen des Kaisers einen Bündnißvertrag mit England und Rußland. Im J. 1797 war er einer der bevollmächtigten Gesandten zu Udine, um mit Bonaparte zu unterhandeln, und unterzeichnete den 17. Oct. den Frieden zwischen seinem Kaiser und der französischen Republik. Darauf begab er sich auf den Congreß in Rastadt und hatte zu Selz mehrere Unterredungen mit dem Minister François de Neufchateau über die Vorfälle, welche den Gesandten Bernadotte genöthigt hatten, Wien zu verlassen. Er kehrte alsdann nach Petersburg zurück, schloß aber 1801 den Frieden zu Lüneville und ging von da nach Wien, wo er zum Staatskanzler und dirigirenden Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Im Nov. 1805 begleitete er den Hof nach Olmütz und starb den 22. Febr. 1809 in Wien. Der Graf Stadion war sein Nachfolger nach dem preßburger Frieden. (Man vergl. über ihn das 8 Heft der Zeitgenossen.)

Cobenzl (J. Philipp Graf von), Vetter des Vorstehenden, geboren den 23. Mai 1741, Hof- und Staatsvicekanzler unter Joseph II. und Leopold II. bis zu dem Tode des Kanzlers Fürsten Kaunitz. Bei den Friedensunterhandlungen zu Teschen 1789 war er öster-

reichischer Seits bevollmächtigter Minister. Während der Unruhen in Brabant begab er sich dahin, um Unterhandlungen zu eröffnen, allein die Stände weigerten sich, ihn anzunehmen; und nöthigten ihn, sich nach Luxemburg zurückzuziehen, wo er eine Erklärung erscheinen ließ, nach welcher der Kaiser alle Edikte widerrief, welche die Unruhen veranlaßt hatten, und Alles wieder auf den alten Fuß zu setzen versprach. Hierauf begab er sich auf seine Güter und schien allen Einfluß aufgegeben zu haben, bis zum Frieden von Lüneville, wo er als außerordentlicher Botschafter nach Paris ging. Nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten 1805 verließ er Paris im November desselben Jahres, und lebte darauf in Wien, wo er am 30. August 1810 im 70sten Jahre starb. Mit ihm erlosch die Familie Cobenzl.

Cobi, eine vierhundert Meilen lange und hundert Meilen breite Wüste in der kleinen Bucharei. Sie heißt auch Schamo, Lop, und der östliche Theil Bargu.

Coblenz, vormals die Residenz des Churfürsten von Trier, hernach unter der französischen Herrschaft die Hauptstadt des Departements Rhein und Mosel, jetzt die Hauptstadt des zur preußischen Provinz Niederrhein gehörigen Coblenzer Regierungsbezirkes (91 Q. M. 337,470 Einw.) wird jetzt von neuem befestigt, und liegt in einer reizenden Gegend, in dem Winkel, wo die Mosel sich in den Rhein mündet. Ueber den letztern Fluß führt eine fliegende Brücke zu dem auf dem rechten Rheinufer Coblenz gegenüber liegenden Städtchen Thal-Ehrenbreitstein, über welchem sich auf einem majestätischen Felsen die colossalen Trümmer der durch die Franzosen zerstörten Festung Ehrenbreitstein erheben, deren Werke jetzt von den Preußen wieder hergestellt werden. Ueber die Mosel führt eine 536 Schritte lange, auf 15 Bogen ruhende steinerne Brücke, von welcher man eine der schönsten Aussichten am Rheine hat. Gegenüber sieht man den Felsen Ehrenbreitstein, und nur wenige hundert Schritte von der Brücke fällt die Mosel senkrecht in den Rhein. Die Stadt Coblenz, der Lauf des durch die Mosel verstärkten Rheins, an dessen Ufern sich auf der einen Seite eine Reihe von Bergen und auf der andern eine fruchtbare Ebene hinzieht, beide mit Häusern und Dörfern besäet, die sich zwischen den Bergen hervordrängende ansehnliche Mosel und die Carthause auf einem Berge, um welchen sich die neue schöne Heerstraße nach dem Hundsrück windet, machen die vorzüglichsten Punkte dieser Aussicht aus. Coblenz hat 1050 Häuser und 10,200 Einwohner, besteht aus der Alt- und Neustadt oder Clemenestadt, und ist im Ganzen ziemlich gut gebaut, besonders der letztere Theil, wo die meisten Gebäude von gutem Geschmacke sich befinden. Unter den Gebäuden sind vorzüglich zu bemerken: das neue vormalige churfürstliche Schloß, im antiken Stil aufgeführt und mit ionischen Säulen geschmückt, zur Zeit der französischen Occupation in eine Caserne verwandelt; das Theater (beide in der Neustadt); das ehemalige Jesuitercollegium, der Metternich-Winneburgische Hof und der Leyensche Hof mit einem schönen Garten. Coblenz verdankt seinem letzten Churfürsten eine treffliche Wasserleitung, welche von einem Berge bei Metternich das reinste Quellwasser über die Moselbrücke in alle Quartiere der Stadt führt. An Fabriken fehlt es, doch besteht eine vorzügliche Fabrik von lackirter Blecharbeit, die über 100 Personen beschäftigt, deren Waaren in Hinsicht der Dauer und Schönheit die englischen übertreffen, und bis nach Spanien gehen. Der Handel besteht vorzüglich in Waarenverführung aus der Mosel in den Rhein und aus dem Rhein in die Mosel; ein Hauptgegenstand sind französische

und Moselweine, die auf der Mosel ankommen, welche Schiffe trägt, die gewöhnlich 80 Fuß lang und 12 Fuß breit sind, eine Last von 1800 Centnern tragen und wenigstens drei Fuß tief im Wasser gehen. Eine Viertelstunde von der Stadt liegt auf einer sanften Anhöhe die ehemalige Carthause, wo man eine der trefflichsten Aussichten auf beide Ströme genießt. Jetzt wird die Carthause in ein Fort verwandelt, das den Namen Hunnenkopf erhalten soll. Auch auf dem jenseits der Mosel gelegenen Petersberge, wo das jetzt zerstörte Denkmal des französischen Generals Marceau stand, wird ein Fort angelegt. Durch diese beiden Forts, die auf der linken Rheinseite die Stadt beschützen, welche auch einige Festungswerke erhält, und durch die auf der rechten Rheinseite sich wieder aus ihrem Schutte erhebende Festung Ehrenbreitstein wird Coblenz eine der stärksten Festungen am Rhein werden, und den Schlüssel zu Deutschland und vorzüglich zur preußischen Monarchie bilden.

Coburg, ein Fürstenthum, das nach der deutschen Kreiseintheilung ungeachtet seiner Lage in Franken, zum obersächsischen Kreise gerechnet wurde. Es grenzte an Würzburg, Bamberg, Schwarzburg und Henneberg, und zählte auf 22 Q. M. 65,000 Einwohner. Gegenwärtig ist es unter Coburg, Meiningen und Hildburghausen getheilt. Von der Geschichte Coburgs und des Hauses Sachsen-Coburg-Saalfeld führen wir folgendes an. Das coburgische Land, das ehedem dem Grafen von Henneberg gehörte, kam durch die Vermählung Friedrichs des Strengen, Landgrafen zu Thüringen und Markgrafen zu Meißen, mit der Gräfin Catharina von Henneberg an Sachsen. In der Theilung der Ernestinischen und Albertinischen Linie fiel es der ersteren zu. Der unglückliche Churfürst Johann Friedrich übergab dasselbe vermöge eines Erbfoderungsrecesses seinem Bruder Ernst, nach dessen Tode es an die Söhne Johann Friedrichs zurückfiel, welche sich dergestalt in die gesammten Länder theilten, daß Johann Friedrich II., der Stifter der altgothaischen Linie, Gotha, Coburg und Eisenach erhielt. Nach der Gefangennehmung desselben wurde seinen Söhnen Johann Casimir und Johann Ernst Coburg und Eisenach übergeben, wobei Coburg an den ältern kam. Beide starben kinderlos, worauf die Länder größtentheils an die damals blühende altenburgische Linie kamen. Nach ihrem Erlöschen fiel die Erbschaft an Ernst den Frommen von Gotha, dessen zweiter Sohn Albrecht (starb 1699) das Fürstenthum Coburg erhielt. Der siebente Sohn, Johann Ernst (starb 1729), wurde mit einigen Aemtern des Fürstenthums Altenburg, der saalfeldischen Landesportion, abgefunden. Letzterer ist der Stifter der saalfeldischen Linie und der Stammvater der jetzigen Herzoge von Coburg-Saalfeld. Als nämlich sein Bruder Albrecht ohne Kinder starb, erhielt er, nach langem Streit, Stadt und Amt Coburg, woher auch der Name Coburg-Saalfeld. Bei dem Aussterben der römhildschen Linie erhielt er gleichfalls einen Antheil. Die saalfeldische Landesportion hatte mehrere Herren, ehe sie ein Bestandtheil des Herzogthums Altenburg wurde. Der Stifter der coburg-saalfeldschen Linie hinterließ von zwei Gemahlinnen zwei Söhne, Christian Ernst und Franz Josias, welche gemeinschaftlich regierten. Jener starb 1745 kinderlos, dieser aber 1764, nachdem er das Recht der Erstgeburt in seinem Hause eingeführt hatte. Ihm folgte sein Sohn, Ernst Friedrich, welcher nach einer 36jährigen Regierung im Jahre 1800 starb. Sein Sohn Franz folgte ihm. Dieser schloß 1805 einen Receß mit Gotha, vermöge dessen die vormalige Verbindung der saal-

feldschen Landesportion mit dem Fürstenthum Altenburg gänzlich aufgehoben, der gothaische Antheil an Themar an Coburg-Saalfeld und dagegen der coburgische Antheil an Römhild an Gotha abgetreten wurde, so daß sich Coburg Saalfeld jetzt in ungetheiltem Besitze der saalfeldischen Landesportion sowohl als des Amtes Themar befindet. Er starb am 9. Dec. 1806, und hinterließ die Regierung seinem Sohne, dem jetzigen Herzoge Ernst (geb. den 2. Jan. 1784). Obwohl das Haus Coburg bereits am 13. Dec. 1806 zu Posen dem Rheinbunde mit der Verpflichtung beitrat, ein Contingent von 400 Mann zu stellen, so ließ Napoleon doch das Land in Besitz nehmen, weil der neue Herzog sich im Auslande und in russischen Diensten befand. Erst nach dem tilsiter Frieden wurde der Herzog als Souverän wieder eingesetzt. Das jetzige Herzogthum Sachsen-Coburg begreift Antheile an Coburg, Altenburg und Henneberg, wozu 1816 die Herrschaft Baumholder ein von Preußen abgetretener Distrikt des vormaligen Saardepartements mit 8 Q. M. und 25,000 Einw., des im J. 1819 so benannte Fürstenthum Lichtenberg, gekommen ist, so daß jetzt sämmtliche Lande 25 Q. M. und 82,000 Einw. enthalten. Der Boden ist zwar bergig, besonders im altenburgischen Antheile, wo ein Theil des Thüringerwaldes sich hindurch zieht, aber im Ganzen an den gewöhnlichen deutschen Produkten des Thier- und Pflanzenreichs fruchtbar; aus dem Steinreiche hat man Eisen, Kupfer, Vitriol, Alaun, Kobalt, Marmor, Alabaster, Schiefer, Steinkohlen und Schwefel. Die Industrie besteht in Lein-, Wollen- und Baumwollenweberei, Gerbereien, Eisenhämmern, Blaufarbenwerken, Porzellanfabriken, Marmor- und Steinmühlen, Holzarbeiten und in Verfertigung von Pech, Kienruß und Potasche. Die Einkünfte schätzt man, ohne die Acquisitionen jenseit des Rheins im vormal. Saardepartement, auf 425,000 Gld. Der Herzog hat mit den übrigen großherz. und herz. sächsischen Häusern eine Gesammtstimme (die 12te Stelle) in der engern Bundesversammlung, und eine besondere in der weitern. Er steht im nexu Gothano. Landstände sind seit 1808 theils geborne, (Rittergutsbesitzer) theils gewählte (aus den Stadträthen, dem Bürger- und Bauernstande). Die Haupt- und Residenzstadt Coburg liegt in einem angenehmen Thale, an der Itz, hat fünf Kirchen, ein akademisches Gymnasium, Casimirianum genannt, verschiedene Fabriken, ein Residenzschloß, die Ehrenburg genannt, mit einer ansehnlichen Bibliothek, ein schönes Reithaus, ein massives Zeughaus, 43 Gassen, 750 Häus. und 7700 Einw. Angenehme Alleen trennen die Stadt von den Vorstädten. Nicht weit von der Stadt, auf einem Berge, liegt die Festung Coburg, welche mit einer starken Mauer, tiefen Graben und fünf Basteien versehen ist, außer mehreren andern Gebäuden ein Zucht- und ein Zeughaus enthält, und eine vortreffliche Aussicht über einen großen Theil des Landes gewährt.

Coburg (Friedrich Josias, Herzog von Sachsen-), geb. den 26sten Dec. 1737, Großkreuz des Theresienordens und Feldmarschall der kaiserlich österreichischen Truppen. Beim Ausbruche des Krieges zwischen Oesterreich und der Pforte 1788 commandirte er die Armee in Gallizien. Er belagerte und eroberte in diesem Jahre die wichtige Festung Chocsim, schlug 1789, in Verbindung mit Suwarow, zuerst die Türken bei Fokschan, erfocht bald darauf den großen Sieg bei Martinestie über den Großvezier und die türkische Hauptarmee selbst, und nahm sodann den größten Theil der Wallachei mit der Hauptstadt Bukarest in Besitz. Im J. 1793 erhielt er das Commando der Armee in den Niederlanden gegen die Franzosen, schlug sie bei Altenhoven, trieb sie aus Aachen, Lüttich u. s. w., siegte bei Neerwinden, und machte sich

in Zeit von einem Monate zum Meister von den Niederlanden. Hierauf rückte er in Frankreich selbst ein, erfocht neue Vortheile und eroberte die Festungen Condé, Valenciennes und Quesnoy. Der Feldzug vom Jahre 1794 fing ebenfalls glücklich für ihn an. Er eroberte die Festung Landrecies, und seine Vorposten dehnten sich bis gegen Guise aus. Die Franzosen hatten unterdeß ungeheure Anstrengungen gemacht, und drangen von allen Seiten mit furchtbaren Streitkräften vor. Der Herzog von York hatte sich zur Unzeit mit den englischen Truppen von den Oesterreichern getrennt, um Eroberungen an der See zu machen, und wurde bei Dünkirchen geschlagen. Ein gleiches Schicksal hatte Prinz Coburg bei Maubeuge. Da auch der tapfere Clerfait nach blutigen wiederholten Treffen bei Tournay zurückgedrückt wurde, mußte der Prinz seine Eroberungen in Frankreich aufgeben und sich in die Niederlande ziehen. Hier verlor er die wichtige Schlacht bei Fleurus, und mit ihr alle Früchte seiner vorhergehenden glänzenden Siege, aber nicht den Ruhm seiner Thaten. Dieser folgte ihm, als er darauf das Commando niedergelegt und seinen Ruhesitz in Coburg aufgeschlagen hatte. Verehrung und Liebe umgaben ihn. Sein Leben war, wie die Inschrift seines Hotels: Peractis laboribus, anbeutete, der Erholung nach vollbrachter Arbeit gewidmet. Noch im hohen Alter heiter und gesellig, verbreitete er ein munteres Leben unter den Zirkel, den er um sich versammelte. Immer blieb er dabei ein warmer Anhänger des Hauses Oesterreich, an dessen abwechselnd unglücklichen und glänzenden Schicksalen er lebhaften Antheil nahm. Er starb am 26. Febr. 1815 im 78sten Lebensjahre. Seit dem 8. Dec. 1790 besaß er das ungarische Indigenat, und ward nach dem Tode seines Bruders, Herzogs Ernst Friedrich, Senior des sächsisch-Ernestinischen Hauses, und als solcher Genußinhaber des Seniorataмts Olbisleben.

Cocagna, eine von der Regierung zu Neapel einmal jährlich veranstaltete Lustbarkeit, bei welcher dem Volke allerlei Eßwaaren auf einem Gerüste und Wein in Fontainen, aus Fässern ꝛc. Preis gegeben, werden. Daher sagt man figürlich von einem Lande, wo Ueberfluß und gemächliches Wohlleben herrscht, es sey das Land von Cocagna, soviel als unser Schlaraffenland (Utopien). Mats de Cocagne, mit Seife bestrichene Masten, welche zur Belustigung des Volks von denen, die zu dem Unternehmen Lust haben, erklettert werden. Wer die Spitze erreicht, gewinnt einen darauf befestigten Preisgegenstand. Etwas ähnliches sind bei uns die an manchen Orten üblichen sogenannten Kletterstangen.

Cocceji (Heinrich), ein berühmter Rechtsgelehrter, war 1644 zu Bremen geboren, studirte 1667 zu Leyden und 1670 in England, wo er promovirte, ward 1672 zu Heidelberg und 1688 zu Utrecht Professor der Rechte, 1690 aber Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt an der Oder, begab sich mit Beibehaltung seiner Stelle 1702 wegen der oranischen Successionssache nach dem Haag, erhielt für seine ausgezeichneten Dienste 1713 den Adel als Reichsbaron und starb 1719. Als Rechtsgelehrter war er das Orakel vieler europäischen Höfe, und sein neues Lehrgebäude des deutschen Staatsrechts (Juris publici prudentia) war beinahe das allgemeine akademische Lehrbuch für diese Wissenschaft. Cocceji verdankte seine tiefe Rechtsgelehrsamkeit nicht sowohl geschickten Lehrern, denn er hatte nur über die Institutionen Vorlesungen gehört, als einem seltenen Fleiße, der so weit ging, daß er dem Schlafe nur wenige Stunden gab, mit der äußersten Mäßigkeit lebte und sich sogar des Studirens halber mehrere Jahre des Mittagsessens

enthielt. Er war sanft, gefällig und von musterhafter Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit. Seine zahlreichen Dissertationen sind unter dem Titel: Exercitationes curiosae und Dissertationes varii argumenti in 4 Quartbänden, und seine Consilia und Deductiones in 2 Folianten zusammengedruckt. Sein Grotius illustratus erschien in 3 Foliobänden. — Sein ältester Sohn, Samuel Freiherr von Cocceji, machte sich nicht minder berühmt. Er war 1679 zu Heidelberg geboren, ward 1702 zu Frankfurt an der Oder ordentlicher Professor, kam 1704 als Regierungsrath nach Halberstadt, und ward 1710 Director der dasigen Regierung. Im folgenden Jahre wurde er nach Wetzlar zur Reichskammergerichtsvisitation geschickt und zugleich zum geheimen Justiz- und Oberappellationsrath in Berlin ernannt. Im J. 1714 sandte ihn der König nach Wien und 1723 ward er Kammergerichtspräsident, 1727 Staats- und Kriegsminister, 1730 Chef aller geistlichen Sachen und Curator aller königlichen Universitäten, 1731 Oberappellationsgerichtspräsident, 1738 erster Chef der Justiz in allen königlich preußischen Landen und 1746 Großkanzler. Er starb 1755. Er war ein gründlicher Gelehrter und trefflicher Geschäftsmann, der sich besonders durch die Verbesserung der Rechtspflege in den preußischen Staaten unsterblich verdient gemacht hat. Sein Codex Fridericianus, den er 1750 herausgab, ist ein unvergängliches Denkmahl seiner Verdienste. Unter seinen übrigen Schriften, die sich meistens auf das bürgerliche, auf das Natur- und auf das Staatsrecht beziehen, ist sein Jus civile controversum am bekanntesten (zuletzt von Eminghaus 1791 mit vielen Verbesserungen herausgegeben). Zu seines Vaters Grotius illustratus, dessen Herausgabe er besorgte, schrieb er eine Einleitung, die auch einzeln unter dem Titel Novum systema jurispr. nat. et rom. erschienen ist. — Carl Ludwig, Freiherr von Cocceji, starb im J. 1808 als Präsident der Oberamts-Regierung, des Oberconsistoriums und Pupillen-Collegiums zu Groß-Glogau in Niederschlesien, im 85. Jahre seines Alters und im 55. seiner Amtsführung. 1802 hatte er den rothen Adler erhalten. Er war der Letzte seines berühmten Stammes.

Coccejus (Johann), einer der gelehrtesten Theologen Hollands. Sein System, obgleich in mehreren Hinsichten seltsam und übertrieben, hat dennoch der theologischen Wissenschaft einen nützlichen Anstoß gegeben und sie von manchem scholastischen Unrath befreit. Es ist am vollständigsten in seiner Summa doctrinae de foedere et testamento Dei entwickelt. Hinsichtlich der Auslegung ging Coccejus von dem Grundsatz aus, man müsse die Worte und Phrasen der Schrift in jedem Sinne nehmen, dessen sie fähig seien, indem sie in der That alles bedeuteten, was sie bedeuten könnten. Unter seinen Gegnern waren Gisbert Voet und Samuel Desmarets die bedeutendsten. Coccejus war 1603 zu Bremen geboren, empfing seine Bildung darauf zu Hamburg und Franecker, ward auf kurze Zeit Professor der hebräischen Sprache in seiner Vaterstadt, ging 1636 in gleicher Eigenschaft nach Franecker und ward sieben Jahre später daselbst Professor der Theologie. Im J. 1649 ward ihm der theologische Lehrstuhl zu Leyden übertragen, den er bis an seinen Tod 1669 mit Ehren einnahm. Seine Werke sind mehrmals gesammelt erschienen, zuletzt in Amsterdam 1701 in 10 Foliobänden, wozu 1706 noch zwei Bände opera anecdota kamen.

Cochenille, bei uns als die schönste rothe Farbe bekannt, ist eigentlich ein gedörrtes Insect, das uns als Handelsartikel über Cadix aus Südamerika und insbesondere aus Mexico und Peru zugeführt

wird, wo es auf verschiedenen Arten der Opuntia lebt. Seine Lebensdauer beträgt beim Männchen nur einen Monat, beim Weibchen aber einen Monat länger. Dies stirbt gleich nach dem Gebären. Nach der Einsammlung tödten die Mexicaner das Insect entweder in heißem Wasser oder in Oefen. Es gibt davon viele Arten und Gattungen, alle aber sind inwendig mit einem zarten rothen Staube angefüllt, der die kostbare Farbe enthält. Als Waare kommt sie in Suronen oder zusammengenähelen trockenen Thierhäuten, gewöhnlich über Cadix, in den Handel.

Cochin (Charles Nicolas), berühmter Kupferstecher, 1688 in Paris geboren, übte die Mahlerei bis in sein 21. Jahr und gewann dadurch bedeutende Vortheile für die Kupferstecherkunst, der er sich nun und mit vieler Auszeichnung widmete. Er ward 1731 Mitglied der pariser Akademie und starb 1754. In seinen Blättern, vorzüglich in den Figuren mittelmäßiger Größe, herrschen Geist, Kühnheit, Genauigkeit und Harmonie zugleich. — Sein Sohn Charles Nicolas Cochin hat ihn noch übertroffen. Er wurde 1715 in Paris geboren, [illegible]te unter Joh. Restout, machte eine Reise nach Italien, ward [illegible] und dann Secretär-Historiograph der pariser Akademie, [illegible]er Cabinetszeichnungenbewahrer, Hofzeichner und Kupferstecher und [illegible]ter des St. Michael-Ordens und starb 1790. Sein lebhafter Geist trieb ihn mehr zum Aetzen als zum Stechen. Auch sind seine geätzten Blätter die vorzüglichsten. Sein ganzes Werk ist eins der beträchtlichsten. Es enthält über 1500 Stücke, worunter 112 Medaillenbildnisse der berühmtesten französischen Gelehrten und Künstler seiner Zeit, die fast alle seine Freunde waren, da er, außer seiner Kunst, auch in den Wissenschaften wohl bewandert war und als Schriftsteller einen rühmlichen Platz behauptet. Man hat, außer seinen Aufsätzen in den Memoiren der Akademie, noch mehrere gedruckte Werke von ihm, welche interessante Aufschlüsse über verschiedene Gegenstände der Kunst enthalten. Seine Titelkupfer, Anfangs- und Schlußvignetten sind, ihres saubern, gefälligen Geschmacks wegen, sehr geschätzt. Vorzüglichen Werth haben seine Prospecte von 16 französischen Seehäfen. Seine Composition ist im Allgemeinen reich, zart und anmuthig.

Cochinchina (Kodschin-Dschina), d. h. Westchina, eine große zu Hinterindien gehörige Landschaft, ist jetzt ein Theil des sogenannten Kaiserthums Anam, welches nach den neuesten Nachrichten die hinterindischen Provinzen Tunkin, Cochinchina, Chiampa, Cambodscha, Laos und Lac-tho begreift. Die ältere Geschichte dieser Länder, so wie ihre innere Beschaffenheit sind den Europäern wenig bekannt. Cochinchina war ehemals nur eine Provinz von Tunkin. Die Chinesen waren Herren dieser Länder, die sie durch einen Statthalter regieren ließen. Bei einer Revolution wurde der chinesische Gouverneur ermordet, und Tunkin erhielt Könige aus seiner eigenen Nation, welche unter der Bedingung von dem chinesischen Kaiser anerkannt wurden, daß sie in China die Belehnung vom Kaiser nachsuchen mußten. Von Tunkin machte sich, ebenfalls in einer Revolution, Cochinchina unabhängig, und erhielt dann eigene Könige. Im J. 1774 brach in dem letztern Lande eine Revolution aus, wodurch der König seinen Thron verlor, und drei Brüder, die Anführer der Empörer, sich in das Königreich theilten. Einer derselben, dessen Antheil an Tunkin stieß, besiegte den König von Tunkin, eroberte sein Reich und behauptete sich im Besitze seiner Eroberung, obgleich der Kaiser von China den vertriebenen König von Cochinchina, der bei ihm, als seinem Lehnsherrn, Schutz

gesucht hatte, in sein Königreich wieder einzusetzen suchte. Unterdessen hatte aber der Kronprinz des vertriebenen Königs von Cochinchina, Caun-Schung genannt, der sich durch die Flucht gerettet hatte, einen Versuch gemacht, das väterliche Reich zu erobern, welches ihm, bei der unter den Usurpatoren herrschenden Uneinigkeit und bei der Anhänglichkeit der Cochinchinesen an ihren rechtmäßigen Beherrscher, so weit gelang, daß er nicht allein Cochinchina wieder eroberte, sondern auch im Jahre 1800 das Königreich Tunkin damit vereinigte. Anfangs ließ er sich vom chinesischen Kaiser mit Tunkin belehnen, hat sich aber nachher für völlig unabhängig erklärt, unter dem Namen Gia-Long den kaiserlichen Titel angenommen, und regiert noch jetzt über dieses Kaiserthum Anam, mit welchem nun auch Cambodscha, Laos, Chiampa und Lac-tho vereinigt sind. Da also nun Cochinchina aufgehört hat, einen besondern Staat zu bilden, und als ein Theil mit unter dem anamitischen Kaiserthume begriffen ist: so wollen wir, statt einer besondern Schilderung Cochinchina's, eine allgemeine Darstellung des Kaiserthums Anam geben. Dieses Reich, nach dem angegebenen Umfange, grenzt gegen Norden an die Südprovinzen China's, gegen Westen an Siam, gegen Süden an das indische und gegen Osten an das chinesische Meer. Es nimmt die ganze Ostküste der Halbinsel jenseits des Ganges ein, und liegt vom 118. Grad bis zum 127. Grad der Länge und vom 8. Grad bis zum 23. Grad der nördlichen Breite, enthält an 18,000 Quadratmeilen, und ist von 18 bis 20 Millionen Menschen bewohnt. Das Land wird von vielen, zum Theil beträchtlichen Flüssen, darunter der Menam-Kom, wahrscheinlich ein und derselbe mit dem Cambodschafluß, bewässert. Alle Provinzen werden durch Gebirgsketten, deren Lauf man jedoch gar nicht kennt, voneinander getrennt, die sehr schroff sich erheben, aber fruchtbare Thäler und Ebenen einschließen. Die Lage des Landes in der heißen Zone läßt hier zwar ein brennendes Clima erwarten, allein die Nähe der Gebirge und des Meeres mildert die Hitze, und macht das Clima zu einem der angenehmsten in Asien. Die Fruchtbarkeit und der Productenreichthum dieser Länder ist sehr groß. Die Felder geben doppelte, bisweilen dreifache Ernte, besonders wird Reiß, als die Hauptnahrung der Einwohner, gebaut; ferner gibt es Thee, Zimmet, trefflichen Zucker, Pfeffer, Ingwer, Baumwolle, Kokus-, Firniß-, Talg- und Tickbäume, welche das trefflichste Schiffsbauholz liefern, Farbehölzer, edle Südfrüchte, außerordentlich große und gelehrige Elephanten, Rhinozerosse, Tiger, Gazellen, eine große Menge von Affen und Schlangen, indianische Vogelnester, Seide, mannichfaltiges Geflügel, Fische, das feinste Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Salpeter ꝛc. Doch kennen die Einwohner den Bergbau noch wenig, ja das Nachgraben des Goldes ist sogar verboten, um nicht die Habsucht der Europäer zu reizen. Die Einwohner, besonders der Provinzen Tunkin und Cochinchina, haben in ihren Gesichtszügen, in ihrer Sprache und Gebräuchen viele Aehnlichkeit mit den Chinesen, ohne jedoch so sehr wie diese das Fremde zu verachten, und stehen auf einer gleichen Stufe der Civilisation, mit Ausnahme der Bewohner von Laos und Chiampa, welche meistens ein Nomadenleben führen. Sie treiben Ackerbau, der sich größtentheils auf die Anpflanzungen des Reißes beschränkt, verfertigen Metallwaaren, unterhalten Baumwollen- und Seidenfabriken, haben selbst Canonengießereien und bauen sehr gute Schiffe, wovon die Kauffarteischiffe den Junken der Chinesen gleichen, und kennen die Schreib- und Buchdruckerkunst. Ihre Literatur ist reich an moralischen, dramatischen und

botanischen Werken. Der Calender wird von einigen Gelehrten am kaiserlichen Hofe herausgegeben. Ihre Baukunst, Mahlerei und Musik sind chinesisch. Der Handel, den die Einwohner treiben, besonders der Küstenhandel, ist nicht unbedeutend. Von den asiatischen Völkern besuchen vorzüglich die Chinesen, Malajen, die Bewohner der Sunda-Inseln, die Japaner die Küsten dieses Landes. Hingegen die europäischen Handelsnationen haben noch wenige Handelsverbindungen anzuknüpfen vermocht. Der Hof und die Großen bekennen sich zur Religion des Confucius, die Religion des gemeinen Volkes ist eine Modification der Lehre des Buddha. Die Anzahl der Pagoden, welche ebenfalls den chinesischen ähnlich sind, und der Bonzen ist sehr groß, da jede Gemeinde ihre eigene Pagode und ihren Schutzheilt hat. Durch den Eifer der Missionäre sind auch mehrere hunderttausend Einwohner zu dem Christenthume bekehret worden. Die Regierungsform ist der chinesischen ähnlich, despotisch und militärisch. Der Bambus wird als ein Strafmittel vom ersten Mandarin bis zum niedrigsten Unterthan gebraucht. Der Kaiser regiert mit Beihülfe von vier Ministern, welche Würde gemeiniglich die nächsten kaiserlichen Verwandten bekleiden. Den Provinzen sind Statthalter vorgesetzt. Die Armee, gegen 150,000 Mann stark, ist auf chinesische Art organisirt, aber mit vieler Artillerie und guten Waffen versehen, welche die Europäer eingeführt haben. Die Seemacht besteht aus 200 Galeeren und 25 Fregatten, mit 26,800 Matrosen bemannt, die zugleich als Seesoldaten dienen. Die Hauptstadt ist Bac-king oder Kecho am Flusse Songkoy. Nach andern ist Hue-Phu oder Kehue die Hauptstadt des ganzen Reiches und die kaiserliche Residenz. Ueberhaupt ist die Topographie dieses ganzen Staates den Europäern noch sehr unbekannt.

Cochrane (Alexander, Lord), ein berühmter englischer Seeoffizier, ist der älteste Sohn des Lords Archibald Cochrane, eines insbesondere um das Studium der chemischen Wissenschaften wohlverdienten wackern Seemannes, geb. 1775. Er bestimmte sich für den Seedienst, wurde von seinem Oheim dafür gebildet, diente zuerst in Ostindien und an der Küste von Biscaya, und zeichnete sich 1801 vor Barcelona als Fregattencapitän durch die Wegnahme eines spanischen und 33 anderer Schiffe aus, und versuchte mehrere glückliche Landungen. 1806 landete er auf der Nordküste von Frankreich, zerstörte mehrere Signale und Batterien, nahm eine franz. Fregatte und zwei Slupen und kehrte damit nach Plymouth zurück. Er trat nun als Deputirter für die Stadt Westminster in die Kammer der Gemeinen, wurde dann zu einem Kreuzzuge mit der Fregatte Imperious beordert und vereinigte sich mit der Flotte unter Collingwood vor Cadix. Im Kriege mit Spanien gegen Frankreich zeichnete er sich 1808 durch Befreiung der Feste Rosas und Wegnahme mehrerer Küstenforts aus, und vereinigte sich alsdann mit der Canalflotte unter Gambier. 1809 machte er jenen berühmten, aber nicht ganz geglückten Versuch, die französische Flotte auf der Rhede von Biscaya mit der Congreveschen Brandmaschine zu zerstören, schlug aber die französische Flotte, nahm den Calcutta und zerstörte 3 Linienschiffe, wofür ihm der Bathorden ertheilt wurde.

Cochrane (Thomas, Lord), aus der Familie des vorigen, und für den Seedienst erzogen, wobei er sich den Bathorden erwarb. Er war Mitglied des Parlaments für Westminster und eben im Begriff als Capitän mit dem Schiffe the Tonnant nach Amerika abzusegeln, als er angehalten und vor das königliche Bankgericht gezogen, und von demselben zu 1000 Pf. Sterl. Geldstrafe, einjährigem Ge-

fängniß und öffentlicher Ausstellung am Pilory verurtheilt wurde, weil er 1814 ein falsches Gerücht von einem ganz entscheidenden Sieg der Alliirten über Buonaparte ausgesprengt, die Fonds dadurch augenblicklich in die Höhe getrieben, und eine große Tags zuvor wohlfeil erkaufte Summe plötzlich mit beträchtlichem Gewinn wieder verkauft hatte. Das Schimpfliche seiner Strafe wurde ihm erlassen, er verlor aber den Orden und den Sitz im Parlament. Mit Gewalt befreite er sich aus dem Gefängniß. Obgleich ein Preis auf seine Wiedereinbringung gesetzt war, so wählte ihn doch Westminster wieder zu seinem Deputirten, und er erschien 1816 in der Kammer der Gemeinen, wo er arretirt und vor das Assisengericht von Surrey gezogen wurde. Sir Francis Burdett begleitete ihn dahin. Nochmals für schuldig erklärt, aber der Gnade des Königs empfohlen, weigerte er sich, diese anzunehmen, und verlangte Gerechtigkeit. Im November 1816 wurde er nun vom königl. Bankgericht zu einer neuen Strafe von 100 Pfund verurtheilt, und weil er sie nicht zahlen wollte, ins Gefängniß gesetzt, wohin ihn das Volk mit lautem Jubel begleitete. Im J. 1818 rüstete er ein Schiff aus und trat in die Dienste der südamerikanischen Insurgenten, wo er den Oberbefehl über das Geschwader der Republik Chili erhielt, um die Expedition gegen Lima zu unterstützen.

Cockburn (Sir George), englischer Admiral, wurde 1814 berühmt durch die Expedition gegen Washington, welche er als Admiral commandirte. Er eroberte die Stadt und verbrannte alle öffentlichen Gebäude und die Bibliothek. 1816 führte er Napoleon nach St. Helena und war zum Gouverneur der Insel bestimmt, kehrte aber bald wieder zurück und gab seinen Reisebericht heraus.

Cocon nennt man das feine Gewebe, mit welchem sich die Phalänen oder Nachtschmetterlinge, ehe sie sich in Puppen verwandeln, umgeben. Es besteht aus feinen Fädchen, die sie aus einem dazu eigenen Safte verfertigen, der an der Luft erhartet. Nur von wenigen Gattungen ist dieses Gespinnst brauchbar. Das nützlichste gibt uns die Seidenraupe.

Cocytus, ein Fluß in Epirus, der sich in den Acheron ergießt. Wegen des traurigen Ansehns dieser beiden Flüsse wurden ihre Namen auf die Flüsse der Unterwelt übertragen. Die Dichter nennen ihn gewöhnlich den schwarzen, von Klagen wiedertönenden Cocytus. Sein Name kömmt von κωκύειν, klagen. Er war nach Einigen ein Sohn der Styx und Vater des Phlegethon und der Menthe. Pausanias sagt von ihm: „Bei Cichyrus ist der acherontische See, und die Flüsse Acheron und Cocytus, deren Wasser sehr übel schmeckt. Homer hat, wie ich glaube, diese Wasser gesehen, und in der gewagten Beschreibung der Hölle den Flüssen in derselben die Namen derer, welche in Thesprotis sind, beigelegt."

Code civil français, sonst Code Napoléon, bürgerliches Gesetzbuch der Franzosen. Unter die beträchtlichsten Vortheile, welche Frankreich seiner Staatsumwälzung verdankt, darf wohl vor allen dieses Gesetzbuch gerechnet werden, wodurch zuerst in dem großen Staate eine wahre Einheit der Gesetzgebung begründet worden ist. Frankreich ist, wie Deutschland, aus der Vereinigung verschiedener Völkerstämme entstanden, welche lange Zeit nach der Vereinigung noch ihre besondern Sitten, Gewohnheiten und Rechte beibehielten. Die gesetzliche Ungleichheit war noch dadurch vermehrt worden, daß einzelne Städte und Orte besondere Privilegien zu erhalten gewußt hatten, und daß Julius Cäsar dem von ihm eroberten südlichen Theile Galliens das römische

Recht aufdrang, indeß die nördlichen ihre ursprünglichen Rechte und Gewohnheiten behielten. Bis zur Revolution theilte man daher Frankreich in Hinsicht auf die Gesetzgebung ein in pays du droit coutumier und pays du droit civil; in jenem Theile galt das ursprünglich vaterländische Recht, welches meistens Gewohnheitsrecht war, in diesem das römische oder geschriebene, bestehend aus eigentlich gesetzlichen Verordnungen. Seit dem 12. Jahrhundert galt der Codex Justinianeus, aber mehr, wie in Deutschland, als Hülfsrecht durch ganz Frankreich. Nachher bildete sich ein eigentliches französisches Recht durch die Ordonnances, d. h. solche Gesetze, welche mit Zuziehung der allgemeinen Ständeversammlung erlassen worden waren. Diese Sammlung von Ordonnances bekam den Titel: Code. So gab es einen Code Henri und einen Code Louis XIV. — Als die Revolution ausgebrochen war und die ganze bisherige Verfassung des Landes einer neuen Form und Begründung bedurfte, fühlte man auch, daß jetzt der Zeitpunct gekommen sei, wo eine wahre Einheit der Gesetzgebung eingeführt werden könne, weil doch nun einmal Alles neu geschaffen werden mußte. Es war daher schon ein Augenmerk der ersten Nationalversammlung, das große Unternehmen vorzubereiten, indeß konnte erst unter den folgenden Staatsveränderungen zu dessen Ausführung geschritten werden. Buonaparte, als erster Consul, ernannte in der Person von Tronchet, Portalis, Bigot de Préamneau und Maleville vier Commissarien, welche den Plan zu einem bürgerlichen Gesetzbuche entwerfen sollten. Sie kamen mit dieser Arbeit in vier Monaten zu Stande. Er wurde gedruckt und an das Cassationsgericht, so wie an die 32 Appellationsgerichte vertheilt, damit diese ihre Bemerkungen und Gutachten darüber einreichen möchten. Diese wurden gleichfalls gedruckt. Mit Hinsicht auf diese Bemerkungen wurde nun im Staatsrathe der ganze Entwurf des Gesetzbuches in Berathung gezogen. Hier führte der gelehrte Cambacérès, der auch schon der vorgenannten Commission einen besondern Plan eingereicht hatte, den Vorsitz, und der bekannte Jurist Locré das Protocoll, welches gleichfalls durch den Druck bekannt gemacht worden ist und eine Menge für den Rechtsgelehrten höchst interessanter Erörterungen enthält. Endlich wurden nun sämmtliche einzeln geprüfte und gebilligte Gesetze zu einem Ganzen vereinigt, eingetheilt in Bücher, Titel und Artikel (welche letztere in ununterbrochener Zahlenreihe fortlaufen, ohne auf die Abschnitte Rücksicht zu nehmen) und versehen mit der Aufschrift: Code civil des Français. — Als Napoleon die Kaiserwürde annahm, wurden mit diesem öffentlich promulgirten Gesetzbuche diejenigen Veränderungen vorgenommen, welche die veränderte Regierungsverfassung nothwendig machte. Es hieß nun Code Napoléon und wurde als solcher den 3. Sept. 1807 wiederum öffentlich als Gesetzbuch für ganz Frankreich, ohne Unterschied der Provinzen und Orte, bekannt gemacht. Der jetzt regierende König hat ihn gleichfalls, vermöge der Constitution, unter dem Namen des Code civil français als gültiges Gesetzbuch anerkannt. Die innere Einrichtung desselben ist diese: Er ist in 3 Bücher eingetheilt; diese enthalten wieder Titel, die Titel Capitel, und die Capitel Artikel, wie es bei der ersten Einrichtung war. Das erste Buch handelt von den Personen, das zweite Buch von dem Vermögen und den verschiedenen Beschränkungen des Eigenthumsrechts, das dritte Buch von den verschiedenen Arten, das Eigenthum zu erwerben. Die Zahl der Artikel ist 2281. Wenn das preußische Landrecht nach Feuerbach's Ansicht (s. dessen The-

mis oder Beiträge zur Gesetzgebung S. 9. u. f.) mehr als eine Hülfsgesetzgebung zu betrachten war, wodurch blos die bestehenden Rechte und Gewohnheiten vervollständigt, erläutert, genauer bestimmt werden sollten; so ist das französische Gesetzbuch seinem Zwecke und seiner ganzen Einrichtung nach ein wahres allgemeines Landrecht, wodurch alle Besonderheiten in Ansehung von Statuten und Gewohnheiten gänzlich verdrängt werden sollen, und eine neue auf wahre Einheit hinstrebende Gesetzgebung begründet wird. Zwar, sagt Feuerbach, ist es nicht möglich, alle Ungleichheiten zu ebnen — so sehr Gleichheit vor dem Gesetze der Grundcharakter der französischen Gesetzgebung ist — an vielen Stellen des neuen Gesetzbuchs wurden Ortsgesetze und Gewohnheiten ausdrücklich bestätigt, und für diejenigen Materien, welche das Gesetzbuch übergeht, ist diese Bestätigung stillschweigend gegeben; allein so weit der Umfang seiner Bestimmungen reicht, duldet es keine andere gesetzliche Norm weder neben noch über sich. Nach diesem großen Zwecke ist seine Form und Darstellung abgemessen. Um zu werden, was es sein sollte, ein allgemein geltendes, unmittelbar anzuwendendes Landrecht, mußte es sich so streng als möglich innerhalb der Grenzen einer eigentlichen Gesetzgebung halten, durfte es nur Gesetze, umfassende Regeln, allgemeine Grundsätze in seinen Kreis ziehen, ohne zu dem Besondern herabzusteigen, und sich in das Labyrinth abgeleiteter Rechtsnormen, oder einzelner Entscheidungen zu verwirren. Alles dieses, selbst die nähere Bestimmung mancher unbestimmt gelassenen Regeln, sollte der Praxis der Gerichte oder dem Scharfsinn der Rechtsgelehrten überlassen bleiben. Daher der verhältnißmäßig geringe Umfang, die Kürze und Bündigkeit dieses Werks, wodurch dasselbe eher zu allem andern als zu einem bloßen Hülfsrechte tauglich ist. Viele große Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, welche aus dem Prüfungsfeuer der Revolution geläutert hervorgegangen waren, sollten durch das neue Gesetzbuch auf die Verhältnisse des bürgerlichen Privatlebens angewandt; viele umfassende politische Veränderungen, durch die Revolution erzeugt, aber als Gewinn für Menschheit oder Staatenwohl bewährt, sollten durch die bürgerliche Gesetzgebung, als letzter Schlußstein in der neuen Ordnung der Dinge, für alle künftige Zeiten dauernd befestiget werden. Man darf sagen: es war der Zweck der französischen bürgerlichen Gesetzgebung, einer Seits die Revolution vollkommen zu beendigen, anderer Seits die wohlthätigen Resultate der Revolution zu verewigen. Die Hauptideen, auf denen die französische neue Gesetzgebung ruht, scheinen vorzüglich folgende: Freiheit der Personen. Frei ist der Mensch geboren, frei muß er bleiben. Niemand darf die Person eines Andern besitzen. Also keine Leibeigenschaft in irgend einer Form. Damit fiel auch die Patrimonialgerichtsbarkeit weg, denn alle Gerichtsbarkeit gründet eine Obergewalt über Person und Güter. Das Recht der Jurisdiction ist ein Theil der Souverainetät oder Staatsmajestät. — Ferner: Rechtliche Gleichheit der Unterthanen oder Gleichheit der Gesetze für alle Bürger des Staats — Freiheit des Eigenthums; doch können Stammgüter und Fideicommisse gestiftet werden, eine Einrichtung, welche mit der staatsrechtlichen Gültigkeit des Erbadels genau zusammenhängt. — Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Staats von der Kirche in allen bürgerlichen Dingen. Sehr gut ist hier das, was die Ehe betrifft, mit dem, was die Kirche darüber zu bestimmen hat, in Uebereinstimmung und in ein passendes Verhält-

niß gebracht. Die Anwendbarkeit des franz. Gesetzbuchs auf andere Staaten läßt sich nach dieser Darstellung seines eigenthümlichen Charakters gleichfalls leicht bestimmen. Die allgemeinen Grundsätze desselben nämlich möchten wohl da, wo nicht ganz besondere Verhältnisse es unmöglich machen, überall anwendbar sein, weil sie meistens aus der Vernunft und der Natur der Geschäfte, wofür sie gelten sollen, selbst entnommen sind. Besonders möchte wohl die Form zur Nachahmung empfohlen werden können. Indessen versteht es sich von selbst, daß sehr vieles Nationelle darin vorkommen muß, was freilich nur mit großen Modificationen anderwärts einzuführen ist. Aufs genaueste mit dem eigentlichen Gesetzbuche (dem Code civil) ist aber auch eine bürgerliche Gerichts- oder Prozeßordnung (Code de procédure civile) verbunden. Diese besteht aus zwei Theilen, der erste aus fünf, der andere aus drei Büchern, welche wieder in Titel und Artikel abgetheilt sind. Im Ganzen sind der Artikel hier 1042. Die Gerichtsverfassung in Frankreich aber ist von der Gerichtsverfassung aller deutschen Länder dergestalt verschieden, daß sich kaum hier und da ein Punct der Aehnlichkeit auffinden läßt. Die sogenannte willkührliche Gerichtsbarkeit (wohin die actus voluntariae jurisdictionis gehören) ist der französischen Gerichtsbarkeit durchaus fremd. Dieses Attribut der deutschen Gerichtsbarkeit ist dort einer besondern sehr zahlreichen Classe öffentlicher Beamten den Notarien, anvertraut. Jedem Gerichtshofe steht auch ein besonderer Administrationbeamter, der königliche Procurator, zur Seite, theils als amtlicher Beschützer von Personen, welche sich nicht selbst zu vertreten vermögen, theils aber auch und vorzüglich als Wächter des allgemeinen Staatsinteresse und als Rathgeber des Gerichtes da, wo das Förmlichrechte mit andern Staatszwecken zusammentrifft. Das erste Attribut des königl. Procurators ist in der deutschen Gerichtsverfassung mit dem Richteramte selbst vereinigt, in der letztern Hinsicht aber ist derselbe hier durch nichts ersetzt. Eine eigene Einrichtung des französischen Gerichtswesens sind auch die Friedensrichter, welche zum Theil die Patrimonialgerichte ersetzen, in sofern sie mit den Unterthanen in der ersten und nächsten Berührung stehen, den gütlichen Vergleich zu vermitteln haben, und geringe Streitsachen selbst entscheiden können. Die Handelsverhältnisse eines Staates, wie Frankreich ist, bedurften einer besondern Beachtung. So entstand der Code de commerce, der als ein besonderer Theil der Gesetzgebung zu betrachten ist und in seiner Ausarbeitung von vieler Umsicht und tiefer Sachkenntniß zeugt. Zu Vervollständigung der ganzen Gesetzgebung kommt noch der Code criminel hinzu, der aus zwei Theilen besteht, wovon einer die Strafgesetze, der andere den peinlichen Prozeß betrifft. Letzterer ist accusatorisch.

Coder. Ursprünglich hieß bei den Alten Coder das unter der Rinde befindliche Holz eines Baumes. Vor Erfindung des Papiers schrieb man auf hölzerne mit Wachs überzogene Tafeln, und diese, wenn sie geschrieben oder vielmehr mit dem Griffel gegraben waren, wurden in Form eines Buchs zusammengelegt und Coder genannt; ein Wort, das man auch für die Folge, wo man auf Papier schrieb, beibehielt, um damit jedes große Buch zu bezeichnen. So hießen denn große bedeutende Werke, oder alte Handschriften überhaupt von Dichtern, Historikern, Philosophen ꝛc., die nachher aufgehoben wurden,

Codices manuscripti. Eben so nannte man auch eine Sammlung von Gesetzen, die in einem Lande gegeben wurden, Codex, und fügte zu den nähern Bestimmungen den Namen des Regenten hinzu, unter welchem diese Gesetzgebung bekannt gemacht worden. So war der Codex Theodosianus und Justinianeus bei den Römern, dann späterhin der Codex Augusteus für Sachsen; ferner bei den Franzosen der Code Henri, Code Louis, der Code Marchand (eine Handelsgesetzordnung Ludwigs XVI.) und Code Noir (desselben Ordonnanz für die Justizverwaltung der französischen Inseln in Amerika für die Schwarzen) ꝛc., und in den neuesten Zeiten der Code civil français (vorher Code Napoléon).

Codicill heißt eine letzte Willensverordnung, worin keine unmittelbare Erbeinsetzung befindlich ist, sondern nur gewisse Puncte und Anordnungen bestimmt werden. Es bezieht sich ein solches Codicill entweder auf einen schon vorhandenen letzten Willen, und dann ist es blos für den Testamentserben verbindlich; oder es ist für sich eine Bestimmung für diejenigen, welche ohne Testament erben (Intestaterben), und behält daher auch für diese Wirkung.

Codrus, der letzte König von Athen, welcher ungefähr 1100 Jahre vor Chr. Geb. lebte. Als die Athenienser unter seiner Regierung mit den Lacedämoniern in Krieg verwickelt waren, erklärte das Orakel, daß sie siegen würden, wenn sich ihr König von den Feinden würde tödten lassen. Codrus beschloß ungesäumt, sich der Rettung seines Vaterlandes zu opfern. Damit die Feinde, dem ihnen bekannten Orakelspruch auszuweichen, ihn nicht verschonen möchten, verkleidete er sich in einen Bauer, mischte sich unter sie, und ließ sich in dem absichtlich mit ihnen angefangenen Streit erschlagen.

Coefficienten werden in der Buchstabenrechnung diejenigen Zahlen genannt, die vor die Buchstaben gesetzt werden und anzeigen sollen, wie vielmal der Buchstabe zu sich selbst addirt worden ist. So würde 4 a so viel sein, als a + a + a + a. Soll der Coefficient unbestimmt sein, so drückt man ihn ebenfalls durch einen Buchstaben aus.

Coeur (Jacques), ein durch seine unermeßlichen Reichthümer, seine dem Staate geleisteten Dienste und sein trauriges Schicksal berühmter französischer Kaufmann. Er arbeitete erst im Münzfache, widmete sich dann dem Handel, und ward, da er diesen mit Einsicht und Glück führte, bald ausgezeichnet reich. Carl VII. zog ihn an seinen Hof und machte ihn zum Zahlmeister (Argentier). Coeur dehnte diese eigentlich nur auf die Privatcasse des Königs Bezug habenden Geschäfte bis in den Wirkungskreis eines Finanzministers aus, und leistete in diesem Fache dem Könige eben so wichtige Dienste, als Dunois und Lahire in dem ihrigen. Er verbesserte Frankreichs Finanzen bedeutend, und würde sie unstreitig ganz in Ordnung gebracht haben, wenn die Periode seines Wirkens nicht so besonders ungünstig, oder doch wenigstens von längerer Dauer gewesen wäre. Sein Handel war während der Zeit in alle Welttheile hin verbreitet. Alle Gewässer trugen seine zahlreichen Schiffe und Galeeren. Dreihundert Geschäftsführer arbeiteten für ihn. Sein Handel allein übertraf den Handel sämmtlicher französischen und italienischen Kaufleute. Er gab Carl VII. die Mittel zur Eroberung der Normandie (1448), indem er ihm 400,000 Goldthaler lieh und vier Armeen auf seine Kosten unterhielt. Der König hatte ihn in den Adelstand erhoben, und der Aufwand, mit dem er nun die glänzendsten Häuser des Reichs ver-

dunkelte, erregte den Neid, wie seine unermeßlichen Reichthümer die Habsucht. So hatte er bald zahlreiche Feinde, welche bemüht waren, ihn zu stürzen, und denen es durch die Schwäche Carls VII. auch bald gelang. An ihrer Spitze war der berüchtigte Minister Chabannes, damals alles beim Könige geltend. Coeur war (1448) als Mitglied der Gesandtschaft in Lausanne, um das Schisma Felix V. beizulegen. Diese Abwesenheit wurde benutzt, der König überredet, und Coeur nach seiner Rückkehr auf allerlei unsinnige Klagen festgesetzt. So sollte er (der den Uebeln des Landes kräftig abgeholfen) die Provinzen gedrückt, willkührlich Sclaven an seine Galeeren geschmiedet ꝛc. und endlich Agnes Sorel vergiftet haben. (Diese hatte ihm zum Testamentsvollstrecker ernannt.) Der letzte Punct war zu abgeschmackt. Seine Anklägerin, Jeanne de Vendôme, mußte schimpfliche Abbitte thun. Der übrige Gang seines Prozesses ist ein Muster von Schändlichkeit. Der König ernannte (1452) eine Commission, ihn zu richten. Chabannes, sein erbittertster und mächtigster Feind, präsidirte derselben. Coeur berief sich auf das Recht, welches er früher erhalten, vor ein geistliches Gericht gestellt zu werden. Man schlug es aus. Die hohe Geistlichkeit, der Papst selbst, verwendete sich für ihn — vergeblich. Eine Menge erkaufter Zeugen sprachen gegen ihn. Er verlangte auch seiner Seits ein Zeugenverhör und einen Advocaten. Beides ward nicht bewilligt. Den 19. Mai 1453 ward er zum Tode, zu einer Geldbuße von 400,000 Goldthalern, in den königlichen Schatz zu erlegen, und zur Confiscation seines ganzen Vermögens verurtheilt. Der König änderte die Todesstrafe in ewige Verbannung, ließ ihn aber doch kurz darauf in das Franciscanerkloster zu Beaucaire einsperren. Seine Richter theilten sich in sein Vermögen. Chabannes erhielt 20,000 Thaler, und kaufte für einen Spottpreis die Coeur zugehörigen ansehnlichen Herrschaften Pereuse, Tonai und St. Fargnan, welche letzte allein 22 Kirchspiele umfaßte. Aber Coeurs Commis, die ihn liebten, entrissen ihn dem Elende. Sie traten zusammen und verschafften ihm eine anständige Existenz. Einer derselben, Jean de Village, welcher seine Nichte geheirathet hatte, befreite ihn aus dem Kloster, und gab ihm die Mittel, nach Rom zu fliehen. Der Papst Calixtus III., der eben gegen die Türken kreuzen ließ, gab ihm das Commando eines Theils seiner Flotte. Er schiffte sich ein, ward aber unterwegs krank, legte auf der Insel Chio an, und starb daselbst vor dem Jahre 1461.

Cognac, eine Stadt in Frankreich mit etwa 3000 Einwohnern, am Flusse Charente im Departement dieses Namens. In der fruchtbaren Gegend wachsen gute rothe und weiße Weine, und aus letzteren werden vorzüglich **Franzbranntweine** und Aquavite bereitet, daher diese im Auslande häufig den allgemeinen Namen **Cognac** erhalten haben.

Cognaten heißen die Verwandten von mütterlicher Seite, bei unsern Alten **Spilmagen** (s. d. Art.), im Gegensatz der **Agnaten**.

Cohäsion (Zusammenhang) nennt man die allgemeine Erscheinung der Anziehung (Attraction) in dem besondern Falle, wenn die einander berührenden Theile eines und desselben Körpers so verbunden sind, daß eine äußere Kraft nöthig ist, sie zu trennen. Nach dem stärkern oder geringern Zusammenhange der Theile unterscheidet man **harte** und **weiche** Körper. Die Ursachen dieser Cohäsion sind ein bis jetzt noch nicht gelöstes Problem der Physiker. Indessen scheint aus allen bisher über das Phänomen der Cohäsion angestellten Versu-

chen und gemachten Erfahrungen sich der Grundsatz zu ergeben: daß der Zusammenhang desto stärker sei, je größer die Menge der Berührungspuncte ist. Dies ist wenigstens der Fall bei zwei verschiedenen Körpern, die einander mit glatten Flächen berühren. So hängen z. B. zwei massive bleierne Cylinder von etwa zwei Linien Durchmesser, wenn man ihre Grundfläche glatt schleift, und beide mit einiger Wendung zusammendrückt, so fest an einander, daß zwanzig und mehrere Pfunde Gewicht erfodert werden, um sie zu trennen. Noch mehr wird der Zusammenhang der Theile bestärkt, wenn man eine flüssige Substanz zwischen ihre Grundflächen bringt, welche die noch rauhen Theile ausfüllt, und die Berührungspuncte vermehrt. Viele in den Künsten bekannte Verbindungsmittel, das Leimen, Kitten, Löthen, Zusammenschweißen und dergl., erklären sich aus diesem Gesetze der Cohäsion.

Cöhorn (Menno, Baron von), berühmter holländischer Ingenieur, war 1641 in der Gegend von Leeuwarden, in Friesland, geboren. Sein Vater, ein ausgezeichneter Offizier, flößte ihm früh Neigung zu den militärischen Wissenschaften ein, die er auch bald gründlich erlernte. Schon im 16. Jahre trat er als Capitän in Dienst. Bei der Belagerung von Mastricht 1673, und in den blutigen Schlachten von Sonef, Cassel, St. Denis und Fleurus that er sich rühmlich hervor. Er stieg schnell bis zum Obersten. Da er aber (1675) das versprochene Regiment nicht erhielt, unterhandelte er mit Louvois, um in französische Dienste zu gehen. Der Prinz von Oranien aber ließ seine Frau und 8 Kinder als Geiseln einsetzen, nöthigte ihn dadurch zur Rückkehr und fesselte ihn durch Anerkennung seiner Verdienste. In dem Kriege von 1589 gegen Frankreich zeichnete er sich von neuem aus. Interessant war seine Vertheidigung des Forts Wilhelm, das er selbst angelegt hatte, gegen Vauban. Beide entwickelten ihr ganzes Talent; denn die Gegner waren einer des andern werth. Endlich ward Cöhorn verwundet, und hatte nur noch 150 Mann zur Vertheidigung: da übergab er am 26. Juni 1692 das Fort. Im J. 1702 machte er als Generallieutenant einen Einfall in Flandern, und vernichtete die französischen Linien bei St. Donat. In demselben Jahre gab er zu Leeuwarden seine Theorie einer neuen Befestigungskunst heraus. In dem Feldzuge von 1703 machte er noch mehrere Belagerungen, und nahm den 14. Mai, nach einer 3tägigen Berennung, Bonn ein. Im folgenden Jahre lud Marlborough ihn ein, nach dem Haag zu kommen, um über die fernern Operationen zu berathschlagen. Er folgte dem Rufe, starb aber daselbst am 17. März 1704. Cöhorn war ein Mann von alten biedern Gesinnungen und Sitten. Seine Verdienste um die Fortificationskunst sind glänzend und anerkannt. Er hat fast alle holländische Plätze befestigt. Berg-op-Zoom hielt er für sein Meisterstück. Man hat ihm den Beinamen des holländischen Vauban gegeben. Indeß ist sein und Vaubans System ganz verschieden. Vauban wirkte durch Manöver und berechnete Anwendung des Geschützes und der Menschen; er schonte beide, und ermüdete und zerstückelte die Kräfte des Feindes. Cöhorn zerschmetterte durch die Masse des Geschützes und der Menschen; er opferte beide der schnellen und gewaltigen Wirkung. Vaubans Effecte waren auf Berechnung gegründet, deren man immer Herr ist; Cöhorn gründete die seinen auf Macht, die dem Krieger nicht stets zu Gebote steht. Dennoch bleibt sein System ein großes, reiches Muster für die

Befestigungs- und Belagerungskunst, und auf den Grund, den er gelegt, ist manches schätzbare Gebäude aufgeführt worden.

Cohorte, s. Legion. Die in der neuesten Zeit in Frankreich errichteten Heerbanne waren ebenfalls in Cohorten zu 1000 Mann getheilt.

Coimbra, eine offene und schlecht gebaute Stadt Portugals in der Provinz Beira an der Nordseite des Mondego, theils auf einem steilen Felsen, theils in der Tiefe. Sie ist der Sitz der einzigen Universität in Portugal, welche 1291 zu Lissabon gestiftet und 1308 hieher verlegt worden ist. Die Zahl der Studirenden beträgt gewöhnlich über 1000. Zur Universität gehören eine Sternwarte, eine Naturalien- und physikalische Instrumentensammlung, eine große Bibliothek und ein trefflich eingerichteter botanischer Garten. Die Stadt, welche in 3000 Häusern 15 000 Einwohner zählt, ist zugleich der Sitz eines Bischofs, eines Oberschulcollegiums (eines nun aufgehobenen Inquisitionsgerichtes), und eines königl. Collegiums der Künste. Sehenswerth ist die Wasserleitung von 20 Bogen. Außer Leinweberei und Töpferei verfertigen die Einwohner besonders viele und berühmte Hornarbeiten.

Colardeau (Charles-Pierre), ausgezeichneter und berühmter französischer Dichter, geboren 1732 zu Janville im Orleanischen, beschäftigte sich von Jugend auf mit der Dichtkunst. Sein erstes Werk war 1758 eine frei versificirte Uebersetzung des Briefes der Heloise an Abälard von Pope, welche von den Franzosen sehr geschätzt wird. Die dem Tasso nachgeahmte Heroide Armide à Rénaud fand mindern Beifall, wiewohl sie sich durch Eleganz und Wohlklang ebenfalls empfiehlt. Seine Tragödien Astarbé und Calixte, die 1758 und 1760 aufgeführt wurden, gefielen nicht. Sie beweisen, daß der Verfasser zwar den Mechanismus einer glänzenden Versification, aber kein theatralisches Talent besaß. Es fehlt beiden Stücken an Handlung und scenischer Anordnung, ihr Colorit ist finster und trübe, aber nicht tragisch. Die letztere, die eine Nachahmung der schönen Büßerin von Rowe ist, erreicht ihr Original nicht. Die Ode auf die Vaterlandsliebe, der Tempel von Gnidus, zwei Nächte von Young in französischen Versen, die Briefe an Minette und an Duhamel, die Menschen des Prometheus, eine Nachahmung des Miltonschen Gesanges von Adam und Eva, enthalten anziehende Einzelheiten und sind im Ganzen wohlklingend versificirt. Sie erwarben ihm den Beifall der französischen Akademie, die ihm im J. 1776 den durch den Tod des Duc de Saint-Aignan erledigten Platz verlieh; aber noch vor seiner Aufnahme starb er. Ein sanfter Charakter machte ihn zugänglich und seinen Umgang angenehm. Seine Werke sind gesammelt erschienen.

Colberg, Stadt und Festung in Hinterpommern (Regierungsbezirk Cöslin), an der Persante und ½ Meile vom Meere gelegen, hat 4.500 Einw. Ihr Hafen ist zwar klein, aber gut; das dasige bedeutende Salzwerk war das einzige, welches dem preußischen Staate nach dem tilsiter Frieden übrig blieb. Colberg liegt auf einem Hügel von Morästen umgeben, die breiten Gräben können durch die Persante mit Wasser gefüllt werden. Durch eben diesen Fluß ist es möglich, die umliegenden Sümpfe zu überschwemmen. Die sogenannte Münde schützt den Hafen und steht durch zwei Erdflächen mit der Stadt in Verbindung. Auf dem Hohenberge, einer Höhe, welche die Festung, obgleich in einer sehr bedeutenden Entfernung, beherrscht, liegt ein schlechtes Fort. Mehrere andere isolirte Werke ziehen sich rings um die Stadt. Sie sind, so

wie der Hauptwall, meistens blos von Erde aufgeworfen, nur wenige enthalten Kasematten. Die Kunst hat nicht so viel als die Natur für diesen Punct, der mehr als Landungsplatz bei einer Diversion, denn als Schutzwehr für das Land wichtig ist, gethan. 1758 belagerte General Palmbach Colberg 19 Tage lang mit 10,000 Mann vergebens. 1760 wurde die Festung wieder durch 27 russische und schwedische Kriegsschiffe und 15,000 Mann zu Lande belagert, den 18. Sept. aber durch General Werner an der Spitze von 6,000 Mann entsetzt. 1761 erschien Romanzow nochmals mit 55 Schiffen und einem bedeutenden Corps. Der Prinz von Wirtemberg hatte sich unter den Canonen der Festung mit 6,000 Mann verschanzt. In einem Gefechte um eine Schanze seines Lagers verloren die Russen 3,000 Mann. Bombardement, Sturm und eine viermonatliche Belagerung konnten den tapfern Heyden (so hieß der brave Officier, der bei dieser und den vorigen Belagerungen in Colberg commandirte), selbst nachdem der Prinz von Wirtemberg abgezogen war, nicht bezwingen, endlich mußte er aber dem Hunger erliegen, und den 16. Dec. capituliren. Eben so tapfer als 50 Jahre früher wurde Colberg 1807 vertheidigt. Zwar ließ sich der alte schwache General Lucadou, welcher anfangs hier befehligte, den 13. März die Schanze auf dem Hohenberge, so wie die alte Stadt nehmen, allein die Ausfälle Schills, so wie Rettelbeck's, eines braven colberger Bürgers, Thätigkeit innerhalb der Stadt machte einen Theil seiner Fehler wieder gut, und Obrist Gneisenau, der den 29. April, vom Könige abgesandt, die Stelle als Commandant übernahm, gab der ganzen Belagerung eine andere Gestalt. Er ließ sogleich die Schanzen im Bullenwinkel wiedernehmen, machte dem Feinde jeden Schritt streitig, und hielt ihn bis den 12. Juni in der gehörigen Entfernung. Erst an diesem Tage ward die Besatzung des Wolfsberg durch das ungeheuerste Canonenfeuer unter der Bedingung des freien Abzugs zu capituliren gezwungen. Am 14. Junius wurde der Wolfsberg von den Preußen wiedergenommen, am 15. den Franzosen wieder überlassen. Am 23. und die folgenden Tage wüthete der Kampf um die Schanze von Studenhagen und um die lauenburger Vorstadt. Die Belagerten blieben im Besitz derselben. Am 1. Julius wurde die Maikuhle, eine mit Holz besetzte Vertiefung am Meeresstrande, die, weil sie wegen der Verbindung der Stadt mit der Münde entschied, befestigt worden war, nebst dem Wolfsberge von den Franzosen genommen. Am folgenden Morgen mißglückte durch einen tapfern Choc der Schillschen Husaren ein Versuch derselben, die Münde zu nehmen. Die Nachricht von dem Frieden machte an demselben Tage dem Metzeln ein Ende. Die Stadt war seit dem 28. April fast stets beschossen worden, besonders heftig war das Feuer am 23. Mai, den 1. und 2. Julius gewesen, 185 Häuser, unter ihnen das Rathhaus, gingen in Flammen auf. Colbergs Bürger zeichneten sich durch Unerschrockenheit und thätige Mithülfe aus. Sie bildeten aus ihrer Mitte Compagnien, die trotz aller Gefahren den Dienst in den Werken verrichteten, und löschten mit unerschrockener Thätigkeit trotz alles Granatenregens jedes Feuer. Als der thätigste, unerschrockenste und besonnenste stand Rettelbeck, ein Greis von 70 Jahren, der die drei vorhergegangenen Belagerungen mitgemacht hatte, an der Spitze der schwierigsten und gefährlichsten Anordnungen. Die Besatzung war 6,000 Mann stark, sie verlor 429 Todte, 1,093 Verwundete, 209 Gefangene und 159 Vermißte. Die Belagerten bestanden aus Franzosen und rheinischen und italienischen

Bundestruppen und waren 18,000 Mann stark. Feulié, Loison und Mortier befehligten nach einander die Belagerung. Sie schickten 6775 Kugeln in die Stadt, ohne die, welche man gegen die Werke verbrauchte, zu rechnen. Der König von Preußen vereinigte die Besatzung unter ein Regiment, das auf ewige Zeiten den Namen der Festung führen soll, und erließ den Bürgern den Antheil an den Kriegscontributionen. P—r.

Colbert (Jean-Baptiste), dieser berühmte französische Finanzminister, war 1619 in Rheims geboren und der Sohn eines Tuch- und Weinhändlers. Er trat durch Vermittlung eines seiner Verwandten im J. 1648 bei dem Staatssecretär Le Tellier in Dienste; dieser überließ ihn dem Cardinal Mazarin, welcher seine Talente mit richtigem Blick erkannte, und ihm Gelegenheit gab, sie zu entwickeln, indem er ihn zu seinem Intendanten ernannte. Dadurch wurde Colbert berufen, gewissermaßen Theil zunehmen an der Finanzverwaltung des Königreichs. Gleich geschickt, alle Details derselben zu umfassen und alle Mißbräuche zu durchschauen, diente er mit Eifer dem Interesse des Cardinals, und bereitete sich dadurch vor, einst dem Staat zu dienen. Mazarin belohnte ihn im J. 1660 mit dem Amte eines Secretärs bei der jungen Königin, ernannte ihn das Jahr darauf sterbend zum Vollzieher seines Testaments, und empfahl ihn dem Könige als einen Mann, der seines ganzen Vertrauens würdig sei. Ludwig XIV. hatte beschlossen, keinen Premier-Minister wieder zu ernennen. Um die Geschäfte kennen zu lernen, hatte er einige Conferenzen mit Colbert, den er zum Intendanten der Finanzen machte. Dies führte die Catastrophe des unglücklichen Foucquet herbei, zu dessen Sturze sich Le Tellier aus Eifersucht und Colbert aus Ehrgeiz verbunden hatten. Jetzt trat Colbert mit dem Titel eines General-Controlleurs an die Spitze der Finanzen. Wieder gut machen sollte er die Uebel, welche die stürmische und schwache Regierung Ludwigs XIII., die glänzenden aber gewaltsamen Unternehmungen Richelieu's, die Zwistigkeiten der Fronde und die Verwirrung in den Finanzen unter Mazarin versucht hatten. Allenthalben fand er nur Betrug, Unordnung und Unterschleif; die Domainen waren veräußert, die Pachtungen mit wucherischen Schulden beschwert, die Lasten, Privilegien und Exemtionen ohne Maß vervielfacht, der Staat den Generalpächtern Preis gegeben, und nur durch ihre Hülfe noch aufrecht erhalten, das Volk zählte 90 Millionen Auflagen, während der König kaum 35 Millionen einnahm, und auf zwei Jahre waren die Einkünfte schon voraus verbraucht und der Schatz leer. Er mußte von demselben Puncte ausgehen, wie Sully; aber der eifersüchtige und ungestüme Ehrgeiz Louvois's, und die Kriege, der Luxus und die Verschwendung Ludwigs XIV. vermehrten für ihn die Schwierigkeiten, und er war gezwungen, in der letzten Hälfte seiner Laufbahn die Schritte zurückzuthun, die er in der ersten vorwärts gemacht. Man muß alle die Hindernisse und Unfälle in Anschlag bringen, die seine Bahn kreuzten, wenn man seine Talente und Dienste in ihrem ganzen Umfange würdigen will. Er fing damit an, einen Finanzrath und eine Justizkammer zu errichten, jenen, um sich selbst eine Uebersicht zu verschaffen, diese, um den begangenen Räubereien der Generalpächter nachzuspüren und Staatsschulden zu liquidiren. Um die Lasten des Staats zu erleichtern, schritt man zu einer Reduction der Renten, und um das Gehässige dieser Maßregel zu mildern, bewilligte Colbert eine bedeutende Verminderung der Steuern und den Erlaß alles

bis zum J. 1656 Rückständigen. Nach und nach unterwarf er alle Zweige der Einnahmen und Ausgaben einer Reform. Der entsetzlichen Unordnung, welche beim Antritte seines Ministeriums herrschte, folgten durch seine Festigkeit und Wachsamkeit Ordnung und Regelmäßigkeit. Er schaffte eine Menge unnützer Beamten ab, widerrief die lästigen Privilegien, verminderte die Gehalte, verbannte den schändlichen Aemterhandel und die nicht minder verderbliche Sitte, die Hofleute bei dem Ertrage der öffentlichen Pachtungen zu interessiren, enthüllte die Mißbräuche und Kunstgriffe, und beschränkte den ungeheuren Gewinn der Einnehmer, errichtete eine Leibcasse, verminderte die Interessen des Geldes, setzte den König in seine Domainen wieder ein, wies für jede Ausgabe einen Fond an, und entriß so das Wohl des Staats den habsüchtigen Händen der Händler. Durch geschickte Combination verschiedener Auflagen machte er sie minder drükkend und ergiebiger. Eine bessere Vertheilung und Erhebung der Steuern erlaubte ihm, sie fast auf die Hälfte herabzusetzen. Der glücklichste Erfolg krönte schnell seine weisen und muthig ausgeführten Unternehmungen. Ungeachtet der Ausgaben eines fast zehnjährigen Krieges und ungeachtet des Aufwandes und der Verschwendungen eines prachtliebenden Königs, gelang es Colbert, in 22 Jahren die Einnahmen um mehr als 28 Millionen zu erhöhen und die Lasten um ebensoviel zu vermindern, so daß bei seinem Tode im J. 1683 die wirkliche Einnahme 116 Millionen und die davon zu bestreitenden Ausgaben 20 Millionen betrugen. Im J. 1664 ward Colbert Oberaufseher der Bauten, der Künste und Manufacturen und 1669 Marineminister. Seinen Talenten, seiner Thätigkeit, seinen großen Ansichten verdankt Frankreich die allgemeine Entwickelung und das schnelle Steigen seiner Industrie und seines Handels. Alles gewann unter seiner Verwaltung ein neues Ansehn. Frankreich ward nicht allein von dem jährlichen Tribute befreit, den sein Luxus dem Auslande bezahlte, sondern es theilte auch die Vortheile jener Industrie, die bisher in England, Holland, Venedig, Genua, der Levante und einigen Städten Flanderns und Deutschlands concentrirt gewesen waren. Fabriken und Manufacturen aller Art wurden angelegt und durch Begünstigungen in Flor gebracht. Um den Transport ihrer Erzeugnisse zu erleichtern, wurden die Landstraßen verbessert und neue Wege gebahnt. Colbert erbaute den berühmten Canal von Languedoc, projectirte den von Burgund, erklärte Marseille und Dünkirchen für Freihäfen, bewilligte Prämien für Aus- und Einfuhr, richtete die Zölle zweckmäßig ein, bildete Assecuranzkammern, gab dem Handel übereinstimmende Gesetze, erhob ihn zu einer ehrenvollen Beschäftigung, und lud den Adel ein, Antheil daran zu nehmen. Im J. 1664 wurden in Ost- und Westindien zwei Handelscompagnien errichtet; der König verband sich mit ihnen und schoß bedeutende Summen vor. Die Colonien in Canada, Martinique und besonders in St. Domingo, die bisher kränkelten, erhielten ein neues Leben durch die Vereinigung mit der Krone; sie wurden bevölkert und angebaut und fingen an zu blühen. Bald errichtete man neue Colonien in Cayenne und Madagascar. Zur Aufrechthaltung und Beschützung des Handels und dieser entfernten Besitzungen war eine bedeutende Seemacht erfoderlich. Colbert fühlte dies und ward auch hier Schöpfer. Als er ins Marineministerium trat, bestand die Flotte aus wenigen alten Schiffen, die Mazarin in den Häfen hatte verfaulen lassen. Colbert kaufte anfangs Schiffe im Aus-

lande; bald ließ er sie in Frankreich erbauen. Der Hafen von Rochefort erhob sich; vier andere große Seearsenäle wurden aufgeführt, zu Brest, Toulon, Dünkirchen und Havre. Man errichtete Seeschulen und brachte Ordnung in alle Zweige des Marinewesens. Im J. 1662 hatte Frankreich 60 Linienschiffe und 40 Fregatten; im J. 1681 besaß es, zur See und zu Lande siegreich, 193 Kriegsfahrzeuge und 166,000 Mann für den Dienst derselben. Auf Colberts Rath ließ Ludwig XIV. die bürgerliche und criminelle Gesetzgebung verbessern, wurden Künste und Wissenschaften befördert, deren Blüte Frankreich nicht minder verherrlichte als seine Eroberungen. Unter seinen Auspicien und in seinem Hause ward im J. 1663 die Akademie der Inschriften gegründet. Drei Jahre darauf stiftete er die Akademie der Wissenschaften und 1671 die Bauakademie. Die Mahlerakademie erhielt eine neue Einrichtung. Die Schule von Rom ward errichtet. Er vergrößerte die königliche Bibliothek und den botanischen Garten, erbaute eine Sternwarte, bei welcher er Huygens und Cassini anstellte, ließ die Vermessungen in Frankreich anfangen und schickte Naturforscher nach Cayenne, um hier Beobachtungen zu machen. (Vergl. Gestalt der Erde.) Paris verdankte ihm unzählige Verschönerungen, und alle ausgezeichnete Gelehrte Frankreichs und Europa's fanden in ihm einen Beschützer und Beförderer. Aber bei allen diesen glänzenden und nützlichen Unternehmungen hat man diesem großen Minister auch mancherlei Vorwürfe gemacht. Der wichtigste derselben ist, daß er die Gewerbe auf Kosten des Ackerbaues emporbrachte und den Landmann ohne Hülfe und Unterstützung im Elende schmachten ließ. Mit noch mehrerem Rechte wirft man ihm ein Uebermaß von kleinlichen und tyrannischen Verordnungen vor, die er für alle Zweige der Verwaltung gab, und wodurch er der Industrie Fesseln anlegte. Man hat gesagt, daß er seinen Eintritt ins Ministerium mit einem Banquerott, und jedes der folgenden Jahre durch neue Auflagen, Anleihen und außerordentliche Maßregeln bezeichnet habe. Wenn man zugab, daß er Ordnung in Einnahme und Ausgabe brachte, so leugnete man, daß darum Ordnung in der Oekonomie Statt gefunden. Allein Colbert muß mit Bezug auf die Umstände beurtheilt werden, unter denen er handelte. Zweifelt man, ob er alles that, was er konnte, so ist es wenigstens gewiß, daß er nie alles that, was er wollte. Er hatte nicht den Einfluß auf die Unternehmungen, auf die Beschlüsse und den Geist seines Fürsten, dessen Sully genoß. Dieser gab seinem Herrn das Gesetz, Colbert empfing es von seinem Herrn; der erste war fast Minister des Volks, dieser nur des Königs. Heinrich IV. und Ludwig XIV. wollten beide Großes, aber jener für Frankreich, dieser für sich, und dieser Unterschied erzeugte die verschiedenen Resultate in der Verwaltung. Sully, stets unabhängig und des Beifalls gewiß, bereicherte den Staat durch weise Oekonomie, die ein eben so sparsamer als wachsamer König, der sein Volk als seine Familie betrachtete, beförderte. Colbert, stets abhängig und in seinen Planen gekreuzt, erhielt den Staat trotz einem prachtliebenden und verschwenderischen Könige, der alles hingab für den Glanz seiner Regierung; er erhielt ihn und brachte ihn selbst in Flor, ungeachtet der Lasten, welche zahlreiche Armeen und kostspielige Kriege ihm auflegten. Er war gezwungen, Maßregeln zu ergreifen, die er für immer abgeschaft sehen wollte; aber er sagte dem Präsidenten, der auf eine Anleihe drang, voraus: „Sie öffnen eine Wunde, die

unsere Enkel nicht getheilt sehen werden." Sobald ihm der Friede freier zu athmen erlaubte, kehrte er zu seinen Grundsätzen zurück, und machte das wider Willen gethane Uebel so schnell wieder gut, daß das Ende seiner Administration noch die glänzendste Epoche der Regierung Ludwigs XIV. war. Colbert war ehrgeizig aber rechtschaffen, und genoß in stetem Kampfe mit Intriguen und Eifersucht seines ruhigen Glücks. Er starb im Jahre 1683, in einem Alter von 64 Jahren, als ein Opfer seiner Liebe für das gemeine Beste, erschöpft durch seine rastlose Thätigkeit, gebeugt durch Kummer und Unruhe, mit Mühe den gegenwärtigen Verlegenheiten abhelfend, und mit banger Sorge in die Zukunft blickend. Das Volk von Paris, das ihn haßte und durch neue Auflagen auf die Lebensmittel erbittert worden war, störte den Leichenzug und wollte den Leichnam zerreißen; über das bald nachher über den Staat einbrechende Unglück öffnete seinen Feinden die Augen, und zwang sie, wenigstens das Andenken des von ihnen ungerecht Verfolgten und Gehaßten zu ehren.

Colbran (Isabelle Angela) eine der größten Sängerinnen der jetzigen Zeit, wurde den 2. Februar 1785 in Madrid geboren. Von ihrer zarten Kindheit an zeigten sich ihre großen Anlagen. Schon im dritten Jahre sang sie richtig und im sechsten erhielt sie bereits Unterricht von Dom. Fr. Pareja, erstem Capellmeister am Hofe von Aranjuez. Sie studirte später unter Marinelli und dann unter Crescentini. Im J. 1809 glänzte sie als prima Donna seria in Mailand auf dem Theater della Scala, und 1810 in Venedig auf dem Theater della Fenice. Auch in Paris erregte sie den allgemeinsten Enthusiasmus; jetzt ist sie in Neapel. Man hat verschiedene Compositionen von ihr.

Colchester, Hauptstadt der Grafschaft Essex in England, am Flusse Colne, mit 3 Brücken, 2000 Häus. und 11,500 Einw., der Sitz eines Bischofs. Mit schweren Schiffen kann man jedoch der Stadt nur auf drei englische Meilen nahe kommen, alsdann müssen Barken gebraucht werden. Man findet hier schöne öffentliche Gebäude, ein altes Schloß, auch berühmte Boy- und Serge-Manufakturen. Der Ort hat einen Hafen, in welchem vortreffliche Austern gefangen werden. Die colchester Austern werden von den Gutschmeckern für die feinsten gehalten.

Colchis, ein ehedem berühmtes, schönes und fruchtbares Land in Asien, an der Küste des schwarzen Meeres. Den Griechen ward es zuerst durch den Zug der Argonauten bekannt. Strabo und Andere erzählen, die Einwohner legten Lämmerfelle in die Flüsse, um damit den Goldsand aufzufangen, woraus wahrscheinlich die Sage vom goldenen Vließe entstanden war. Die Colchier mochten wahrscheinlich eine Colonie der Aegypter sein, mit denen sie sehr vieles gemein hatten. Sie lebten mäßig, und trieben bedeutenden Handel mit Leinwand, Wachs, Pech ꝛc. Jetzt heißt das Land Mingrelien.

Cölestiner heißen nach ihrem Stifter, dem Papste Cölestinus V., die Einsiedler des h. Damianus, ein geistlicher Orden, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Italien entstand, der Regel Benedicts folgte, weiße Kleidung mit schwarzen Capuzen und Scapulieren trug und nur dem beschaulichen Leben gewidmet war. Besondere Bedeutung in der Kirche erhielt er nie. Im Anfange des 18. Jahrhunderts war er auf 96 Klöster in Italien und 21 in Frankreich gesunken. In der neuesten Zeit scheint diese Gesellschaft trüber Religiosen, die die Geißel sehr liebte, ganz erloschen zu sein.

Cölesyrien, eine Landschaft von Syrien, deren Grenzen nicht auf gleiche Art bestimmt werden.

Cölibat ist der ehelose Stand der Geistlichen, welche durch die Gesetze ihrer Kirche zu demselben verpflichtet sind. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten herrschte bei vielen Christen die schwärmerische Meinung, daß die Enthaltung von der Befriedigung des Geschlechtstriebes das Merkmal einer höhern Tugend und eine verdienstliche Entsagung sei. Daher kam es, daß schon in den drei ersten christlichen Jahrhunderten viele Lehrer, namentlich die Bischöfe, der Ehe sich enthielten, oder, wenn sie schon verheirathet waren, den ehelichen Umgang mit ihren Weibern aufhoben. Doch fanden in den frühern Zeiten gar keine gesetzliche Bestimmungen hierüber Statt, auch war die Ehelosigkeit der Geistlichen keinesweges allgemein, und es gab in den drei ersten Jahrhunderten noch viele verheirathete Bischöfe. Erst im vierten Jahrhunderte ward es ziemlich allgemein Sitte, daß die Bischöfe ehelos lebten, und mehrere in diesem Jahrhunderte gehaltene Synoden beschränkten die Ehefreiheit der Geistlichen. Auch suchten von dieser Zeit an die meisten Bischöfe die Geistlichen ihrer Diöcesen, so viel als möglich, von der Ehe abzuziehen. Der Grund der weitern Verbreitung des Cölibats der Geistlichen lag in dem Mönchswesen. Denn da das im 4. Jahrhunderte entstandene Mönchswesen erst im Morgenlande, danach auch im Abendlande allgemeinen Eingang und viele Bewunderung fand, so ward der Wahn von einer besondern Heiligkeit des ehelosen Standes immer weiter verbreitet. Viele Geistliche selbst glaubten, sie dürften nicht hinter den Mönchen zurückbleiben, das Volk gewöhnte sich immer mehr, Frömmigkeit und geistliche Würde als unzertrennlich verbunden mit klösterlicher Enthaltsamkeit zu denken, und so bildete sich allmählig die öffentliche Meinung, welche nicht nur die Bischöfe, sondern nach und nach auch die Geistlichen der niedern Ordnungen zur Ehelosigkeit nöthigte. Indeß gab es bis hinab in die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts keine kirchlichen Gesetze, welche das Cölibat allen Geistlichen zur Pflicht machten. Auch lebten noch immer viele Geistliche der niedern Ordnung in der Ehe. Erst der Papst Gregor VII., in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, machte allen Geistlichen ohne Ausnahme das Cölibat zur unerläßlichen Pflicht. Doch gelang es ihm nicht, seinen Plan vollständig durchzusetzen; an vielen Orten, besonders in Deutschland, verursachten seine Eheverbote Unruhen, und es verging noch ein halbes Jahrhundert, ehe das Cölibat in den abendländischen Kirchen durchgängig erzwungen ward. Seitdem ist in der katholischen Kirche mit unverbrüchlicher Strenge über den Cölibat gehalten worden, obgleich in den neuern Zeiten besonders viele Geistliche dieser Kirche mit Recht über einen Zwang geklagt haben, welchen weder ein Gesetz Jesu Christi, noch der Zweck ihres Amtes fodert. Die Reformation mißbilligte das Cölibat als eine willkührliche, die natürlichen Rechte verletzende Einrichtung, und den protestantischen Geistlichen ward vergönnt, in die Ehe zu treten. In der griechischen Kirche, zu welcher bekanntlich auch die russische gehört, sind nur die Erzbischöfe und Bischöfe, welche meist aus den Klostergeistlichen genommen worden, zum Cölibate verpflichtet; den Popen aber, auch den Protopopen ist die Ehe verstattet. N.

Coligni (Gaspard de), Admiral von Frankreich, geboren den 16. Februar 1516 zu Chatillon-sur-Loing, trug die Waffen seit seiner zartesten Jugend, zeichnete sich unter Franz I. in der Schlacht

von Cerisoles und unter Heinrich II. aus, welcher ihn zum General-Obersten der französischen Infanterie und im J. 1552 zum Admiral von Frankreich machte. Er verdiente diese Gunstbezeigungen durch seine Tapferkeit in der Schlacht bei Renti, durch seinen Eifer für die Militärdisciplin, durch seine Eroberungen gegen die Spanier, besonders aber durch die Vertheidigung von St. Quentin. Der Admiral warf sich in diesen Platz und that Wunder der Tapferkeit, fiel aber, da die Stadt erstürmt wurde, in Gefangenschaft. Nach dem Tode Heinrichs II. zwangen ihn die Intriguen, die Zweizüngigkeit und Bosheit Catharinens von Medicis, sich an die Spitze der Calvinisten gegen die Guisen zu stellen. Er bildete eine so mächtige Partei, daß die katholische Religion in Frankreich bedroht schien. Der Hof, sagt ein Geschichtschreiber, hatte keinen furchtbareren Feind nach Condé, der sich mit ihm verbunden hatte. Dieser war ehrgeiziger, unternehmender, thätiger; Coligni war dagegen besonnener, abgemessener und geschickter, das Haupt einer Partei zu sein; zwar eben so unglücklich im Kriege wie Condé, aber gewandt das Rettungslosscheinende wieder herstellend und gefährlicher nach einer Niederlage, als seine Feinde nach einem Siege; überhieß mit Tugenden geschmückt, die er übte, so weit der Parteigrist und der Sturm der Zeit die Ausübung zuließ. Die erste förmliche Schlacht zwischen den Hugenotten und Katholiken ward im J. 1562 zu Dreux geliefert. Der Admiral focht ritterlich, verlor sie und rettete die Armee. Als bald darauf der Herzog von Guise bei der Belagerung von Orleans umgebracht wurde, beschuldigte man ihn, diesen schnöden Meuchelmord gerathen zu haben; aber er rechtfertigte sich durch einen Eid. Es bedurfte dessen nicht. Der Adel seiner Gesinnungen und die Größe seiner Seele mußten ihn über jeden Argwohn erheben. Der Bürgerkrieg ruhte einige Zeit, um mit vermehrter Wuth im J. 1567 wieder anzufangen. Coligni und Condé lieferten die Schlacht bei St. Denys gegen den Corneta-bel Montmorency. Diesem unentschiedenen Tage folgte die Schlacht bei Jarnac im J. 1569, welche den Calvinisten verderblich war. Condé war gefallen und auf Coligni ruhte die ganze Last des Oberbefehls. Er allein hielt die unglückliche Sache seiner Partei aufrecht, ward bei Moncontour abermals geschlagen, ohne daß darum sein Muth erlag. Ein vortheilhafter Friede machte im Jahre 1571 scheinbar dem blutigen Streite ein Ende. Coligni erschien am Hofe und ward, wie alle seine Anhänger, mit Liebkosungen überhäuft. Carl IX. gab ihm 100,000 Franken Entschädigung und seinen Platz im Conseil. Von allen Seiten warnte man ihn, diesen falschen Schmeicheleien nicht zu trauen. Ein schrecklicher Plan offenbarte sich bald. Als eines Freitags der Admiral aus dem Louvre kam, ward ihm durch einen Büchsenschuß aus einem Fenster die rechte Hand und der linke Arm verwundet. Maurevert hatte auf des Herzogs von Guise Geheiß und mit Vorwissen des Königs aus einem Gebäude des Klosters St. Germain l'Auxerrois diesen Schuß auf Coligni gethan. Der König von Navarra und der Prinz von Condé beklagten sich beim Könige über diesen Mordanschlag. Carl, in den Künsten der Verstellung geübt, bezeigte den tiefsten Schmerz, ließ nach den Schuldigen forschen und nannte Coligni seinen Vater. „Mein Vater," sagte er, „ihr habt die Wunde, ich aber den Schmerz." Und dieß sprach er in dem Augenblick, wo schon die Niedermetzlung der Protestanten vorbereitet ward. Das Blutbad begann in der Bartholomäusnacht den 24. August 1572. Der Herzog von Guise eilte mit zahlreicher Begleitung

in das Haus des Admirals. Ein Haufe Meuchelmörder, einem gewissen Behm an der Spitze, drang mit entblößten Schwertern in das Zimmer des Greises, welcher in einem Lehnstuhle sitzend, mit ruhiger und gefaßter Miene zu ihrem Anführer sprach: „Junger Mensch, mein graues Haar sollte dir Ehrfurcht gebieten; aber thue nach Gefallen, du kannst mein Leben nur durch wenige Tage abkürzen.“ Worauf dieser Elende ihn mit mehrern Stichen durchbohrte und zum Fenster hinaus in den Hof stürzte, wo er zu den Füßen seines nichtswürdigen Feindes mit den Worten starb: „Ich hätte verdient, von den Händen eines Edelmannes, nicht eines Troßbuben zu sterben.“ Der Leichnam ward drei Tage der Wuth des Volks Preis gegeben, und endlich bei den Füßen an den Galgen von Montfaucon gehängt. Montmorency, sein Vetter, ließ ihn abnehmen, um ihn heimlich in der Capelle des Schlosses von Chantilly zu beerdigen. Ein Italiener hatte den vom Rumpfe getrennten Kopf zu Catharinen gebracht, welche ihn einbalsamiren ließ und nach Rom schickte. Unterdeß hatten Coligni's Diener seine Reste gesammelt und in einem bleiernen Sarge in dem Schlosse Chatillon, dem alten Wohnsitze des Admirals, beigesetzt. Hier blieben sie ohne ein anderes Denkmahl als das Andenken an den großen Mann, bis zum 18 August 1786. Damals ließ Montesquieu sie mit Bewilligung des Herzogs von Luxemburg auf seinen Landsitz Maupertuis bringen, und in einem Sarkophag von schwarzem Marmor, in einer eigenen Gruft, die er in seinem Parke hatte erbauen lassen, beisetzen. Gegenwärtig befindet sich dieses Denkmahl im königlichen Museum der französischen Denkmähler.

Coliseum. Dieses ungeheure Gebäude in Rom, das noch 1534 stand, 1612 Fuß im Umfange hatte, und achtzig Arcaden enthielt, war das größte Amphitheater, das die römische Pracht errichtete. Es wurde von Vespasian erbaut, nachdem er die Juden überwunden hatte. Man erzählt, es sei in einem Jahre von zwölf tausend gefangenen Juden aufgeführt worden. Die Schriftsteller setzen es noch über die Pyramiden von Aegypten und die andern Wunder der alten Welt; es soll gegen hundert und zehn tausend Zuschauer gefaßt haben, von denen gegen neunzig tausend sitzen konnten. Die Gothen legten zuerst die Hand an die Zerstörung dieses Denkmahls der römischen Größe; nachher nahm Papst Paul II. alle Steine davon, die er zur Erbauung des St. Marcus-Palastes nöthig hatte, und später wurden noch mehrere Paläste von den Bruchstücken desselben aufgeführt. Jetzt hütet man sich zwar, die Ruinen des Coliseums anzugreifen; indessen fällt es nach und nach von selbst ein, und in wenig Jahrhunderten dürfte von dem obern Theile desselben nichts mehr zu sehen sein; der untere Theil hingegen ist für die Ewigkeit gebaut. Seinen Namen hat das Coliseum von dem Coloß des Nero, der dahin gebracht wurde.

Collateralverwandte, oder Collaterales, sind Seitenverwandte, die von Bruder oder Schwester herrühren. Collaterallinie, die Seitenlinie.

Collator heißt der Gutsherr, in so fern er das Recht hat, die geistlichen Stellen zu besetzen. Dieses Recht wird die Collatur, auch das jus patronatus genannt.

Collé (Charles), ein bekannter französischer Theaterdichter, war 1709 zu Paris geboren. Seine frühe Verbindung mit Haguenier Gallet und Pannard, den Verfassern Anakreontischer Lieder, fröhlicher und pikanter Volksgesänge, flößten ihm denselben Geschmack, dieselbe Neigung zum Vergnügen, dieselbe bequeme Philosophie ein.

Die dramatische Gattung hatte er von Jugend auf geliebt, und er bearbeitete sie mit Erfolg. Sein erstes Stück war eine Parodie von La Chaussée unter dem Titel: Alphonse l'impuissant. Bald darauf verfertigte er für das Theater des Duc d'Orleans der sein Beschützer geworden war, mehrere kleine Stücke, die daselbst Beifall fanden. Seine Partie de Chasse de Henri IV., wozu ihm Dodsley's Lustspiel, (der König und der Müller von Mansfield) die Idee gab, zieht an durch die Wahrheit der Charaktere, und besonders durch das treue Gemählde des guten Königs. Wenige Stücke sind öfter gegeben worden und noch jetzt setzt dasselbe die Franzosen in Enthusiasmus. In andern Stücken mahlt er mit eben so viel Witz als Wahrheit die Sitten seiner Zeit, aber oft ist sein Pinsel so frei, wie seine Sitten es waren. Im J. 1805 erschien von ihm ein nachgelassenes historisches, anziehend geschriebenes Tagebuch (Journal historique) über die literarischen Ereignisse von 1758 bis 1781. Er starb im Jahr 1783.

Collectiv, was sammelt, oder was mehrere Dinge von einer Art zusammenfaßt; daher ist in der Sprachlehre ein nomen collectivum ein solches, welches alle zu einer und derselben Gattung gehörige Dinge bezeichnet. Collectiv-Glas ist ein convexes Glas, das einem größern Brennglase zugesellt wird, um die durch die in demselben erlittene Brechung schon zusammengedrängten (collegirten, daher der Name) Strahlen noch mehr zu brechen und in einem engern Brennpunkte zu vereinigen.

Collegialsysteme, eine Theorie der Kirchenverfassung im Verhältnisse zum Staate. (S. Hierarchie).

Collegianten, s. Rheinsburger.

Collegien, Colleges, in England: Kirchen- und Schulstiftungen, oder mit Einkünften versehene Gesellschaften, deren Mitglieder (Fellow, Stiftungsstudenten) mit ihren Lehrern (Tutors) und Aufsehern, unter einem Vorsteher (Head) in besondern Gebäuden klösterlich beisammen wohnen. Diese Gebäude sind große Vierecke, zu denen Gärten und liegende Gründe gehören. Die ältern Stiftungen, ehemals Klöster, rühren aus dem 13 und 14. Jahrh. her; einige aus Heinrichs VII. Zeit sind zum Theil vom Cardinal Wolsey gegründet. Sie zeichnen sich theils durch ihre altdeutsche Bauart, theils durch wissenschaftliche und Kunstsammlungen aus. Auch bewundert man in ihnen die treffliche Glasmahlerei, eine Kunst, die sich in England bis jetzt erhalten hat. Der Vorsteher eines solchen Collegiums, (Master, Warden, Rector, Dechant) bildet mit den Mitvorstehern (Officianten, Deans oder Censors), den Lehrern und Studirenden, ein sowohl von den übrigen Collegien, als von der Universität selbst unabhängige Corporation. Alle, die vollen Antheil an den Vortheilen einer solchen Stiftung haben, heißen Fellows (d. i. Socii). Als noch Andere zum Mitgenusse gelassen wurden, entstanden verschiedene Classen von Mitgliedern, z. B. halbe Fellows, Postmasters und Scholars, Exhibitioners oder Stipendiaten, und Servitors (junge Leute, welche den übrigen bei Tische aufwarten, und dafür vier Jahre Kost und Unterricht frei haben). Außerdem haben mehrere Collegien noch Caplane, Choristers oder Chorsänger, und Clerks oder Küster, ohne eine große Zahl von Bedienten. Der Vorsteher und die Officianten verwalten das Collegium nach den Statuten der Stiftung. In streitigen Fällen entscheidet der Visitor, wozu gewöhnlich ein Bischof oder Lord vom Stifter ernannt ist. Unter ihnen stehen alle Nichtgraduirte, Undergraduates, welche einer

strengen Disciplin unterworfen sind und wie Schulknaben behandelt werden. Sie müssen täglich in die Kirche gehen, und dürfen nicht außer dem Hause schlafen. Wer einen Grad sucht, muß der Universität von einem Dean als Candidat vorgestellt werden. Die Fellows auf den Universitäten behalten ihr Fellowship zeitlebens, bis sie heirathen, oder liegende Gründe erben, die mehr einbringen. Sie rücken unter sich auf, so daß ihr Fellowship von 30 bis 150 Pfund jährl. Einkommens und drüber steigt. Aus ihnen werden die Pfarreien besetzt, in welchem Falle sie ihr Fellowship gewöhnlich verlieren. Oxford (s. Küttner's Beitr. St. 11. 12.) hat 19 Collegien und 6 Hallen oder bloße Kostschulen, die keine Stiftung, folglich keine Fellows haben, wo jeder Student für sein Geld lebt. (Auch die Speisesäle der Collegien heißen Halls.) Unter den Collegien zu Oxford, die zusammen nahe an 1100 abhängige Mitglieder, ohne die Servitors, zählen, von denen aber kaum 800 anwesend sind, ist Christ Church das wichtigste, und Queens College das schönste. Außerdem hat die Universität Oxford noch 13 public Schools, oder öffentliche Hörsäle, unter welchen der theologische (Divinity School) im edelsten altdeutschen Styl um 1450 gebaut worden ist. Unter den Sammlungen ist die wichtigste die Bodleyanische Bibliothek; auch die Sternwarte ist vorzüglich. Ueber die Gemählde u. s. w. siehe Forster's Ansichten III., 219 folg. In Cambridge sind 12 Collegien und 4 Hallen, die sämmtlich Stiftungen haben. (S. Küttner a. a. O.) Das schönste Gebäude daselbst im gothischen Styl, vielleicht das schönste in Europa, ist die Kings Chapel (Capelle d. i. Kirche) im Kings College. In dem berühmten Trinity-College beläuft sich die Zahl der Fellows, Officianten, Studirenden und Servitors über 400. Auch die Schule zu Eton (1441 von Heinrich VI. gestiftet), der Hauptsitz des englischen Schulunterrichts, hat ein College für einen Probst, 7 Fellows und 70 Knaben, die Collegers, d. h. Alumnen heißen. Außer ihnen nehmen noch Oppidans (Kostschüler), die in Privathäusern wohnen, oft mehrere Hundert, an dem Unterrichte in Eton Theil. Zwanzig bis funfzig Collegers sowohl als Oppidans haben einen Tutor of College (Schulhofmeister), wozu jedesmal ein Unterlehrer gewählt wird. Die Fellows von Eton haben das Recht sich zu verheirathen, und neben ihrem Fellowship eine Pfarrei zu besitzen; auch werden sie als Dignitaries der Kirche (z. B. wie Domherren) betrachtet. Sie und der Probst sind die Direktoren des Ganzen, verwalten die Güter des Collegiums, besetzen die Pfarreien und Fellowships desselben, und wählen die Lehrer. Von den Collegers in Eton rückt der oberste Knabe in die erste erledigte Stelle des Kings College zu Cambridge, als Scholar, und wird dann in drei Jahren Fellow, mithin lebenslänglich versorgt. (Vergl. Ackermann hist. of the Colleges of Winchester, Eton, Westminster etc. London 1817 u. desselben Gesch. d. Westminster Abtei u. d. Universität Oxford u. Cambridge, m. Kpf.) Die meisten Colleges in Oxford und Cambridge haben außer den abhängigen, d. i. die zur Stiftung gehören, noch unabhängige Mitglieder, die für ihr Geld leben, jedoch den meisten Schulgesetzen ebenfalls unterworfen sind. Sie heißen nach dem Unterschiede ihres Ranges und Kostgeldes Noblemen, Fellow-Commoners und Commoners. In Oxford beläuft sich ihre Zahl auf 14 — 1500. Die classische Literatur ist der Hauptgegenstand des Unterrichts, daher die tiefer begründete geistige Bildung, welche in England selbst die Vornehmen und Reichen auszeichnet. Ueber die Wissenschaften werden nur dürftige Vorlesungen

gehalten, die kaum die nöthigen Winke zum eigenen Studium geben. Allein bei der selbstständigen Art der Entwickelung, die durch den äußern Zwang nur an Gediegenheit gewinnen muß, bilden sich mehr Gelehrte in jedem Fache, als Vielwisser. Die Colleges sind weniger Erziehungsanstalten, als gelehrte Republiken mit einer geordneten Classenabstufung, wo eine auf die andere wirkt, und die mit dem Geiste der Nation in Verbindung stehen. Die Einrichtung der englischen Universitäten trägt selbst zur Aufrechthaltung der Staatsverfassung bei. Sie gibt der anglikanischen Kirche eine nothwendige Würde, und befördert durch die Mischung der Stände eine gewisse bürgerliche Gleichheit. Dadurch gewinnt selbst die äußere Bildung; und bei dem Ansehn, das der Stand der Gelehrten in England genießt, weil ihm Unabhängigkeit, Rang und Wohlstand gesichert sind, kann er nie, so wie in Deutschland, in Pedantismus, Einseitigkeit und Sorgendruck versinken. K.

Collin (Schlacht bei), am 18. Junius 1757. Friedrich der Große belagerte Prag schon seit mehrern Wochen, und alle Versuche der darin eingeschlossenen österreichischen Armee, sich zu retten, waren fruchtlos gewesen. Fiel dieser wichtige Platz in des Belagerers Gewalt, so drang er bis vor Wien, wo man schon ernstlich an Friedensanträge dachte. Nur eine leise Hoffnung baute man noch auf Daun, diesen Fabius Cunctator unter Oesterreichs Feldherren, der mit 60,000 Mann auf den Bergen von Collin sich verschanzt hatte, und von dem man den längst ersehnten Entsatz des beängstigten Prags erwartete, zu dem er die gemessensten Befehle von Wien erhalten hatte. Diesen Entsatz aber unmöglich zu machen und Prags Fall zu beschleunigen, da Russen, Schweden, Franzosen und Reichstruppen seine eigenen Staaten bedrohten, beschloß Friedrich, Daun anzugreifen und zu schlagen. In dieser Absicht stellte er sich an die Spitze von 12 000 Mann, während er den größern Theil seiner Armee vor Prag stehen ließ, vereinigte sich am 18. Juni mit dem Corps des Herzogs von Bevern, und befahl den Angriff auf Daun, der eine sehr vortheilhafte Stellung genommen, mit einer seiner Linien den Gipfel und mit der andern den Abhang der Anhöhen besetzt hatte, vor denen sich Dörfer, Hohlwege und senkrechte, fast unübersteigliche Anhöhen befanden, welche von einer zahlreichen Artillerie gedeckt wurden. So erwartete Daun den Angriff, der auf seinem rechten Flügel mit der größten Heftigkeit geschah, welcher nach einem siebenmaligen Andringen endlich geworfen und bis Collin, das zwei Stunden vom Schlachtfelde entfernt lag, getrieben wurde. Schon hatte der österreichische Feldherr den Befehl zum Rückzuge gegeben, schon hatte man mit Abführung der Artillerie den Anfang gemacht, als die voreilige Hitze zweier preußischer Generale, Mansteins und des Prinzen Moritz, die fast schon gewonnene Schlacht verloren gehen ließ. Anstatt, ihrer Bestimmung gemäß, sich blos neben der kämpfenden Armee fortzubewegen, brachen sie die Schlachtlinie, um die Croaten zu verfolgen. Mit diesem einzigen Fehlschritte war die Disposition des Königs gestört, das Zusammenwirken unterbrochen, und es entstanden nun Angriffe einzelner Regimenter und Bataillone, welche den Nachtheil hatten, daß die Regimenter einzeln durch die österreichische Artillerie zurückgeworfen wurden, und so in den hintern Linien Unordnung veranlaßten. Noch wäre vielleicht die Ordnung wieder herzustellen gewesen, wenn nicht einige sächsische Cavallerieregimenter in den rechten preußischen Flügel eingebrochen wären, und von österreichischer Rei-

terei unterstützt, die Verwirrung und zugleich die Niederlage vollendet hätten. Der König selbst gab sich allen Gefahren Preis. Als ein Cavallerieregiment weichen wollte, ritt er in Begleitung eines dänischen Volontärs unter die Fliehenden, und führte sie trotz des Cartätschenregens den Sachsen entgegen. Es war die erste Schlacht, die er in diesem Kriege verloren hatte; 8000 seiner braven Preußen und 9000 Oestreicher waren geblieben. Sein linker Flügel war eben im Begriff, den vermeinten Sieg zu feiern, als der Befehl zum Rückzug ankam, der auch in größter Ordnung geschah. Friedrich selbst begab sich vom Schlachtfelde weg, unter der Gefahr, während der Nacht mehrere Male von streifenden Haufen seiner Feinde gefangen zu werden, und ging nach Nimburg. Auf diesem Nachtmarsche war es, wo er genöthigt war, in einem Dorfe, das kurz vorher erst von den österreichischen Husaren verlassen worden war, dem ermatteten Pferde Tränkung und Ruhe zu gönnen. Niedergeschlagen saß Friedrich auf einer Bank vor einem Bauernhause und wartete auf einen Trunk. Da brachte ihm ein blessirter Reiter, der seinen König begleitete, in seinem Hute aus dem Pferdeeimer frisches Wasser, und sprach in herzlichem Tone: „Ihro Majestät trinken doch; daß Bataille verloren sein; 's ist nur gut, daß Sie noch leben; unser Herr Gott lebt gewiß, und er kann uns schon wieder Sieg geben.“ Erheitert durch die Treuherzigkeit und das Vertrauen seines wackern Kriegsgefährten, bestieg Friedrich sein Pferd wieder und sammelte bei Nimburg sein Heer zu neuen Thaten. Zwei Tage darauf ward die Belagerung von Prag aufgehoben; Friedrich aber rächte seine gefallenen Preußen noch in demselben Jahre bei Roßbach und Leuthen. I.

Collin (Heinrich Joseph, Edler von), der Sohn eines berühmten Arztes und Neffe eines Professors gleiches Namens, war zu Wien den 26. Dec. 1772 geboren. Im J. 1781 kam er in das Löwenburgische Stift, wo er die Grundlage seiner Bildung erhielt, die er durch Selbststudium bis zu einer Höhe vervollkommnete, welche ihn zur Führung wichtiger Geschäfte fähig machte, und verbunden mit seinem Genie, seinem rastlosen Fleiße, seiner genauen Kenntniß der classischen Welt, ihm auch als Schriftsteller einen ehrenvollen Platz erwarb. Collin zeichnete sich als Geschäftsmann und als Dichter aus. Als erster schwang er sich bei der Finanzhofstelle von Stufe zu Stufe, bis er endlich im J. 1809 zum Hofrath bei der geheimen Credit-Hofcommission ernannt wurde, und den Leopolds-Orden erhielt. Er arbeitete mit unermüdetem Eifer, ohne Rücksicht auf häufige Krankheit drohende Anfälle, ohne die Warnung seiner Freunde zu beachten. Pflicht war sein erster Gedanke; ihr wich Alles; selbst seine Lieblingsneigung, die beseligende Dichtkunst, wurde ihr zum Opfer gebracht. Nur im nächtlichen Dunkel gestattete er sich diese Erholung und nicht selten überraschte ihn der Morgen am Arbeitstische. Unter Anstrengungen dieser Art mußten endlich die sinkenden Kräfte erliegen. Ein Nervenfieber endigte sein thätiges Leben am 28. Juli 1811 im 39. Jahre seines Alters. Collins frühere poetische Arbeiten wurden durch ihn selbst größtentheils vernichtet. Einem Zufalle, einer Wette mit seinen Freunden, verdanken wir die Erscheinung seines ersten Drama's, des Regulus. Er behauptete in einem freundschaftlichen Kreise scherzhaft, er getraue sich, binnen sechs Wochen ein Trauerspiel zu schreiben. Schon lange vorher hatte er die Idee des Regulus gefaßt, daran geordnet, geändert und berichtigt; jene Wette unter seinen Freunden war der Impuls, sein Werk zu vollenden. Diese schöne Schöpfung machte

überall einen vortheilhaften Eindruck, vorzüglich aber in Collins Vaterstadt. Dem Regulus folgten in beträchtlichen Zwischenräumen: Coriolan, Polyxena, Balboa, Bianca della Porta, Mäon, die Horatier und Curiatier, sein Schwanengesang. Seine Oper Bradamante, die Reichard im Winter 1809 trefflich in Musik gesetzt hatte, ist weder gedruckt, noch aufgeführt worden. Eine Auswahl seiner Gedichte erschien bald nach seinem Tode in der Straußischen Officin in Wien. Die Fragmente eines Heldengedichts, Rudolph von Habsburg, die schon das Gepräge ihrer ganzen Vollkommenheit trugen, zeigen, was wir in dieser hohen Gattung der Dichtkunst von Collin zu erwarten gehabt hätten, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sich blos den Musen zu weihen, oder wenn die Parzen nicht so früh seinen Lebensfaden durchschnitten hätten. Ueberhaupt erblicken wir als Dichter in ihm einen durch das Studium der Alten genährten Geist; eine Belesenheit, die von geschmackvoller Auswahl zeigt, und nur durch Berufsgeschäfte gehemmt werden konnte; Reinheit in der Versification; Anmuth und Würde in allen Gedichten; hohen Schwung in seinen Oden; eine vorzügliche Kenntniß der Bühne, wobei er jedoch mehr auf dichterisches Verdienst als rauschenden Beifall sah; Einfachheit in dem Plane seiner Tragödien, die seine vertraute Bekanntschaft mit den Griechen beurkundet; Wahrheit und Kraft in der Charakteristik und Diction. Die letzte Feile konnte er seinen Werken nicht geben; jedoch hatte er schon Manches zu einer neuen Ausgabe derselben mit der ihm eigenen Genauigkeit und Sorgfalt vorbereitet. Eine vollständige Ausgabe seiner Dichterwerke und seiner noch ungedruckten und gedruckten prosaischen Werke, begleitet von einer Biographie des Verstorbenen, hat sein Bruder besorgt. Collins Büste aber ist, auf Verwendung des Grafen Dietrichstein, nach dem von dem k. k. Hofschauspieler Lange gemahlten sehr ähnlichen Porträt von einem wiener Künstler in Gyps geformt, in der Carlskirche zu Wien aufgestellt worden.

Collin-Harleville (Jean-François), geb. 1755 zu Maintenon unweit Chartres, hat die französische Bühne mit mehreren Charakterstücken bereichert, welche den größten Beifall erhalten haben. Die Lustspiele sind l'Inconstant; l'Optimiste; les Châteaux en Espagne; le vieux Célibataire; Monsieur de Crac dans son petit castel; les Artistes. Dem ersten dieser Stücke sieht man noch das Studium des Verfassers an; in der Folge verließ er die Fußtapfen seiner Muster, um sich eine eigene Gattung zu bilden. Eine Ausnahme davon macht jedoch der vieux Célibataire, ein Stück, worin er zu den Grundsätzen der Bühne zurückgekehrt ist, und worin man ein moralisches Interesse, das sich mit Kraft und Wahrheit aus der Intrigue entwickelt, und zugleich gut entworfene und gehaltene Charaktere findet. Im Allgemeinen kann man an Collins Comödien tadeln, daß sie zu wenig komisch sind, und daß es seinen komischen Charakteren an Physiognomie fehlt; er entwirft obenhin einige Lächerlichkeiten, und die Anstrengung, die er anwenden sollte, um die Laster anzugreifen, scheint seine sanften Sitten abzuschrecken. Außer den genannten sind noch von Collin folgende Lustspiele: les Moeurs du Jour ou l'Ecole des jeunes Femmes; le Vieillard et les jeunes Gens und les Querelles des deux Frères; ferner ein allegorisches Gedicht in zwei Gesängen Melpomène et Thalie und mehrere versificirte Stücke, die er theils im Institute vorgelesen, theils in Zeitschriften eingerückt hat. Man findet in ihnen Natur und Leichtigkeit, und einen Anstrich von einer milden und sentimentalen Philosophie, die jedoch zuweilen

ins Gezierte ausartet, fast immer aber einen elegischen Charakter annimmt. Die Verse sind sehr oft schwach und ohne poetischen Schwung. Collin starb zu Paris 1806. Seine Werke sind in 4 Bänden erschienen.

Collins (William), englischer Dichter, geboren 1720 in Chichester, der viele Arbeiten unternahm, aber keine ausführte. Man hat von ihm einige descriptive und allegorische Oden, persische Eklogen und andere poetische Fragmente. Er lebte in der bittersten Armuth bis gegen das Ende seines Lebens, wo ihn die Erbschaft eines Oheims von allen Nahrungssorgen befreite. Aber zu spät. — Diese hatten schon seine Gesundheit untergraben. Er starb bald darauf, 1756, beinahe blödsinnig.

Collision heißt in der Moral und dem Naturrechte ein Widerstreit der Handlungen, so daß die eine durch die andere ganz oder zum Theil verhindert wird. Da nun Gesetze die Bestimmungsgründe der Handlungen sind, so wird eine Collision der Gesetze ein solcher Widerstreit sein, wo sie nicht zugleich Bestimmungsgründe des Willens werden können. Dieselbe trifft nicht die Form der Gesetze, sondern die Handlung, welche unter gewissen vorwaltenden Umständen unter das Gesetz subsumirt wird. Es können also Gesetze mit Gesetzen, Pflichten mit Pflichten und Pflichten mit Bedürfnissen in Collision kommen. Da unter diesen Umständen nicht beide beachtet werden können, so muß eine Ausnahme verstattet sein. Die Regel dabei ist: das höhere Gesetz muß dem niedrigen, das ursprüngliche dem abgeleiteten, das wesentliche dem zufälligen vorgehen. Bei Collision der Pflichten muß die zufällige und hypothetisch nothwendige der unbedingt nothwendigen, die objective der subjectiven, die kleinere der größern weichen. Was die Befugniß betrifft, so geht das positive Recht des einen dem negativen des andern, das ältere dem neuern vor; sind Beider Rechte gleich, so muß ein Jeder gleich viel nachlassen. So klar die Regel ist, nach welcher in einer Collision gehandelt werden muß, so schwer ist sie doch in manchen Fällen zu befolgen, wo die Merkmahle, nach denen die Pflichten an ihren Ort gestellt sein müssen, zu sehr in einander fließen und der höchste Scharfblick und die vollste Aufrichtigkeit dazu gehören, sie richtig zu unterscheiden.

Cöllu (Friedrich von), k. preuß. Kriegsrath. Nur die eigenthümliche, obwohl wenig ehrenvolle Celebrität, die sich dieser Mann durch wahrhaft freche Schriftstellerei während der Unglücksperiode des preußischen Staates erworben, vermag ihm einen Platz in diesem Werke zu verschaffen. In der Grafschaft Lippe-Detmold geboren, trat er nach Vollendung seiner juristischen Studien 1790 als Referendar in preußische Dienste, ward dann Assessor und Rath bei verschiedenen Kammern, und war, als die Katastrophe von 1806 eintrat, bei der Oberrechenkammer in Berlin angestellt. Durch die Verweigerung des Diensteides an die französischen Behörden brotlos geworden, suchte er sich durch Schriftstellerei zu nähren, und gab die berüchtigten „Vertrauten Briefe," „Feuerbrände," das Werk „Wien und Berlin, eine Parallele" und den ersten Band einer vollständigen „Geschichte des Krieges von 1806" heraus. Er ward wegen der ersteren 1808 zur Untersuchung gezogen und auf die Festung Glatz gebracht, entfloh aber 1810 von Landeck aus — wo ihm der Aufenthalt unter militärischer Aufsicht gestattet worden — durch Böhmen nach Sachsen, wo er so lange blieb, bis der König von Preußen, auf

Verwenden des Staatskanzlers, die wider ihn verhängte Untersuchung niederschlug, und ihm sogar eine Pension anwies, eine Gnadensache, die das Urtheil des Publicums über ihn durchaus nicht ändern kann. Nachher ward er in einem Bureau des Staatskanzlers angestellt. Betrachten wir nach diesem Abriß seines äußern Lebens die Schriften, die ihm eigentlich seine Celebrität verschafft haben, so kann sich durchaus nur ein höchst ungünstiges Urtheil über ihn bilden. — Abgesehen von dem ihm Schuld gegebenen Verrath financieller Staatsgeheimnisse, behandelte er die höchsten Personen und Behörden mit einer Schonungslosigkeit und einem höhnenden Uebermuthe, und sprach über die Armee und deren Leistungen mit einer Frechheit ab, die nur von der Ignoranz übertroffen ward, die er in militärischen Angelegenheiten fast überall beurkundete; wenn auch der Ton jener Schriften die Gebildeten abstieß, die zu Tage liegende Unwissenheit den Unterrichteten in der schwer gekränkten Armee höchstens Verachtung abnöthigte, so hat doch die Zuversichtlichkeit, mit welcher die gröbsten Unwahrheiten, ja Unsinn über die Kriegsereignisse dem großen Publicum hingeworfen worden, auf dessen Ansichten allerdings ungünstigen Einfluß gehabt. Es ist nicht zu leugnen, daß Herr von Cölln, nachdem er einige Jahre ganz geschwiegen, in einigen neuern Aufsätzen in einer von ihm redigirten sonst servilen Zeitschrift manches Gute und zwar gemäßigt gesagt hat; wenn er aber nun so weit geht, daß er — in verschiedenen öffentlichen Erklärungen im J. 1817 — behauptet, durch die vertrauten Briefe und Feuerbrände sich ein Verdienst um den Staat und die Achtung des Volkes erworben zu haben, so ist dies eine Frechheit, die zu den Zeichen der Zeit gehört. Er, der nicht eben Gerechtfertigte, sondern durch die Niederschlagung seines Prozesses blos Begnadigte, führt da eine Sprache, die ihm durchaus nicht zusteht, und wenn er gar von „erkauften Scribenten" spricht, so überlegt er wohl nicht, daß schwerlich Jemand sein Geld wegwerfen werde, um Scribenten gegen einen Scribenten seiner Art zu dingen, der seine Reputation durch seine eigene Schriften vernichtet hat; denn in welchen Gestaltungen er auch immer auftreten, wie er auch jetzt Mäßigung predigen möge, jene höchst ungemäßigten von Schmähungen, Unwahrheiten und Entstellungen übervollen Schriften bleiben ewig unvertilgbare Flecken seines schriftstellerischen Lebens, und es hat sich darüber eine entschiedene öffentliche Meinung gebildet. Oken apostrophirt ihn in der Isis folgendermaßen (St. 4. 1818): „Man hält Dich für keinen Schleicher, Heimdücker, Proceßnarren, Adelsnarren; Du sagst, was Du meinst; Du meinst aber verkehrt; Du machst bekannt, was Du weißt: Du machst aber verkehrt bekannt und weißt verkehrt; Du fühlst in Dir Kräfte; statt sie aber dem Bedürfenden zu leihen, leihst Du sie dem Starken; Du kannst nicht träg liegen; statt aber den Gang der Welt zu gehen, strampelst du gegen den Strom; Du liebst die Einheit; statt diese in die Vielheit zu bringen, willst Du sie durch Einheit der Person erreichen; Du wünschest Rang deinem Volke; statt es aber zu erhöhen, setzst Du es unter das Vieh herunter und nimmst ihm sein Wesen und ertheilst nur Einem Rang: Du bist offen; es widerstrebt Dir aber nicht, dich mit Heimlichen, Namenlosen, Hetzern zu verbinden: Du bist eifrig für Deinen Staat; durch Deine Art aber, ihn zu erhalten, zerstörst Du ihn: kurz, Du bist ein verkehrt Feuer." — Zuletzt gab Hr. von Cölln Provinzial-

blätter heraus, die gute Beiträge zur Geschichte und Statistik der preußischen Provinzen enthalten. Er starb zu Berlin 13. Jun. 1820.

Cölnische Mark ist ein Silbergewicht, welches man eintheilt, entweder in 16 Loth, oder in 8 Unzen, oder in 256 Pfenninge = 512 Heller = 4352 Eschen = 65536 Richtpfennige. (Vergl. Mark.)

Colloredo, eine der berühmtesten Familien der österreichischen Monarchie, die von dem Bergschlosse Colloredo in Friaul den Namen führt. Ein Ast der dritten Linie erhielt das Erbtruchsessen-Amt in Böhmen, und ward 1763 in den Reichsfürstenstand erhoben. Dieser Zweig führt zugleich den Titel von Mannsfeld. Merkwürdig sind u. m. A. I. Fabricius Colloredo, geb. 1576, trat als Page am Hofe Ferdinands von Medicis in Dienste. Cosmus II. sandte ihn als Gesandten an Kaiser Rudolph II. Daniel Eremita, ein edler Flamänder, der ihn auf dieser Gesandtschaft begleitete, hat in lateinischer Sprache eine Beschreibung dieser Reise geliefert. Er commandirte dann ein Corps, das dem Herzog von Mantua gegen den Herzog von Savoyen Beistand und genoß bei Cosmus II. und seinem Nachfolger Friedrich II., dessen erster Minister er wurde, die höchste Gunst. Er starb zu Florenz 1645. II. Rudolph Colloredo, Graf von Waldsee, Feldmarschall der kaiserl. Armeen unter Ferdinand II. und Ferdinand III., geb. 1585 und gest. 1657. Er zeichnete sich insbesondere im dreißigjährigen Kriege mannichfaltig aus. In der Schlacht von Lützen, wo er Wunder der Tapferkeit that, erhielt er 7 Wunden. In die spätern Wallensteinschen Intriguen ließ er sich nicht ein, sondern diente seinem Herrn und Kaiser immer treu. Insbesondere zeichnete er sich durch die heldenmüthigste Vertheidigung Prags im J. 1648 gegen die Schweden aus, welche in den Annalen Oesterreichs zu den schönsten Waffenthaten gezählt wird. Mit geringen Kräften vertheidigte er die Altstadt gegen die heftigsten Anfälle der Schweden länger als 3 Monate, und es gelang ihnen nicht, ihn zur Uebergabe zu zwingen. Sie mußten sich zurückziehen und die Stadt blieb gerettet. Einige Tage nachher trat ein Waffenstillstand ein und bald der allgemeine Friede. III. Franz Colloredo, geb. 1737 und gest. 1806, war der Obersthofmeister des jetzt regierenden Kaisers Franz, dann geh. Staats und Conferenzminister und Chef der Hof- und Staats Canzlei. Nach der Schlacht von Austerlitz legte er sein Ministerium nieder und zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Er starb bald darauf. IV. Franz Gundacar (Reichsfürst) von Colloredo Mansfeld, geb. 1731, gest. 1807. Von 1767—1771 war er Gesandter in Madrid; seit 1772 Principal-Commissarius beim Reichskammergericht und seit 1789 Reichs-Vicekanzler bis zu der am 6. Aug. 1806 erfolgten Niederlegung der kaiserlich deutschen Reichsregierung.

Collot d'Herbois, einer der wüthendsten Demagogen im Laufe der Revolution, wandernder und talentloser Comödiant vor ihr, Mitglied der berüchtigten pariser Municipalität zur Zeit des 10. Aug. und am 2. Sept. 1792, später des National Convents, Proconsul desselben bei der Einnahme Lyons, nach dem Sturz Robespierres aus dem Convent gestoßen und nach Cayenne deportirt, wo er im Januar 1796 eines elenden Todes starb. Dieses ist die flüchtige Lebenskizze dieses ruchlosen Menschen, dessen Schändlichkeiten immer ein warnendes Beispiel für die Völker bleiben müssen, welche bei ihren innern Angelegenheiten sich von der Bahn des Rechts und der Mäßigung entfernen. — Collot d'Herbois war es, der bei der ersten Sitzung des National Convents darauf antrug, ohne weiteres das Königthum abzuschaffen und die Republik zu erklären, welche auch

gleich dekretirt wurde. In Lyon, wo er an der Spitze der Commission stand, welche diese Stadt, in der die letzten Flammen für Recht und Ordnung aufgezuckt hatten, züchtigen sollte, führte er jene furchtbaren und alle menschlichen Gefühle empörenden Niederschießungen in Masse ein, da die Guillotinen, obgleich nach dem technischen Ausdruck jener Zeit en permanence, nicht fertig zu werden vermochten.

Colman (George), englischer Theaterdichter, Direktor des Hay-Market-Theaters in London, war 1733 in Florenz geboren wo sein Vater englischer Resident war, studirte die Rechte in Oxford, und gab daselbst mit noch einigen Studenten ein Journal unter dem Titel: The Connoisseur, heraus. Von dort bezog er die Rechtsschule von Lincolns-Inn, sorgte aber hier seiner Neigung zur Dichtkunst. Im J. 1760 erschien sein erstes Lustspiel Polly Honeycomb. Einige Jahre darauf setzte ihn eine Erbschaft seines Oheims, des Lords Bath, in Stand, sich ganz der Literatur zu widmen. Er kaufte 1768 einen Antheil am Covent-Garden-Theater, und übernahm dessen Direction, verkaufte denselben aber wieder, um 1777 das Hay-Market-Theater allein zu kaufen, welches er auch dirigirte. Er hob dieses bald zu einer vorzüglichen Höhe, da er, nach Garrick, am geschicktesten zur Führung eines solchen Geschäfts war. Gegen das Ende seines Lebens ward er wahnsinnig und starb am 20. Aug. 1794 im Irrenhause zu Paddington. Man hat von ihm 26 Theaterstücke, worunter seine Clandestine Marriage, die er in Gemeinschaft mit Garrick verfertigte; eine metrische Uebersetzung des Terenz; eine Uebersetzung der Ars Poetica des Horaz, mit einem Commentar, in welchem er Wielands Idee folgt, daß dieselbe eigentlich eine an einen Enkel Piso's gerichtete Epistel sei, um ihn, auf Veranlassung der Familie, von der Dichtkunst, durch Darstellung ihrer Schwierigkeiten, abzuhalten; verschiedene Aufsätze unter dem Titel: Prose on several occasions, 3 Vol.; und einige andere Schriften. Sein Sohn, Georg der jüngere, ist ebenfalls als fruchtbarer und beliebter englischer dramatischer Dichter und Eigenthümer vom Hay-Market-Theater in London, auch als geschmackvoller Uebersetzer des Terenz bekannt und geschätzt. Er ist 1767 geboren und trat 1784 mit seinem ersten Stücke auf, welches ungedruckt geblieben. Seine zahlreichen spätern Arbeiten gehören im Fache des Lustspiels und der komischen Oper zu den beliebtesten der neuern englischen Bühne, und verdienten von den deutschen Dichtern in diesen Gattungen mehr gekannt zu sein und benutzt zu werden.

Colmar, vormals die Hauptstadt im Ober-Elsaß, jetzt die Hauptstadt im französ. Departement des Ober-Rheins, liegt in einer fruchtbaren Gegend, auf einer Seite an der Ill, auf der andern im flachen Lande, durch welches die Flüßchen Thür, Lauch und Fecht fließen, wovon der letztere die Mühlen in der Stadt treibt und die kleinen Bäche in den Gassen macht. Sonst zählte man 18 000 jetzt 14 000 meistens katholische Einw. Colmar hat eine Artillerieschule, eine Société d'émulation, auch Manufacturen in Tuch, Zitz, Baumwollenzeugen, Strümpfen, Leinenband, Krepp u. s. w. und handelt hauptsächlich mit Tabak und Weinen. Die berühmte 1773 von Pfeffel (der hier gebohren war, s. d. Art.) angelegte Militärschule wurde durch die Revolution aufgehoben, wie auch das Gymnasium der Stadt, das anfangs in eine Centralschule verwandelt, im J. 1803 aber durch eine Secundärschule ersetzt wurde. Die Stadt war eine von den zehn Reichsstädten, die unter der Landvoigtei standen, bis sie 1673 an Frankreich kam.

Cöln, ehedem ein Erzbisthum (134 Q. M., 217,000 Einw.) in dem ehemaligen nieder- oder chur-rheinischen Kreise, zwischen Jülich und Berg, und eines der ehemaligen drei geistlichen Churfürstenthümer in Deutschland, welches im Frieden von Luneville auf dem linken Rheinufer an Frankreich abgetreten ward, dem Rhein-, Mosel- und Roerdepartement einverleibt war, und 1814 an Deutschland zurückgefallen ist. (Die Stiftslande auf dem rechten Rheinufer fielen damals an Darmstadt, Aremberg, Nassau und Wiedrunkel.) Es gehört jetzt zur preußischen Monarchie, theils zu dem Düsseldorfer und dem Cölner Regierungsbezirke der Provinz Jülich-Cleve-Berg, theils zu dem Coblenzer Regierungsbezirke der Provinz Niederrhein. Der Erzbischof war, so lange die Reichsverfassung bestand, der dritte geistliche Churfürst, Erzkanzler des deutschen Reichs durch Italien, und Legatus natus (d. h. vermöge seines geistlichen Amtes geheimer Staatsrath und Gesandter) des päpstlichen Stuhls. Dieses an Wein und Getreide gesegnete Land wurde in das obere und untere Erzstift getheilt. Die Hauptstadt des Erzbisthums im obern Stifte und zugleich die Residenz war Bonn. Die Stadt Cöln, jetzt die Hauptstadt des Cölner Regierungsbezirkes in der Provinz Jülich Cleve-Berg, ist eine der größten und ältesten Städte des deutschen Reichs, indem sie von der Agrippina, Kaiser Claudius Gemahlin, erbauet wurde. Sie war seit 957 eine freie Reichsstadt, und auf ihre Domkirche zu St. Peter, als die größte Kirche in Deutschland, das Erzbisthum Cöln mit seinem Erzbischof und Domcapitul gewiesen. Auch war das Domcapitul beständig hier, obgleich der Erzbischof in Bonn residirte. Seit 1388 hatte sie eine Universität. Sie liegt am linken Ufer des Rheins, in Form eines Halbzirkels, und dehnt sich eine Stunde in die Länge aus. Vom jenseitigen Ufer nimmt sie sich, wegen der Menge der Thürme und großen Gebäude, sehr gut aus; aber das Innere derselben ist im Ganzen nicht schön. Die meisten Straßen sind enge, wenige machen davon eine Ausnahme; viele sind finster, schmutzig und öde. Die Bauart der Häuser ist noch um viele Jahrhunderte zurück, und gibt es auch hier und da einige Gebäude, die sich durch eine neue und geschmackvolle Bauart auszeichnen, so sind deren, im Vergleiche der alten, nur wenige. Die schönsten öffentlichen Plätze sind: der mit Lindenreihen besetzte Neumarkt, der Heumarkt und der Altmarkt. Cöln hat einen beträchtlichen Umfang, wovon jedoch der vierte Theil aus Wein- und Küchengärten besteht. Es enthält 21 Kirchen (vor der französ. Herrschaft 11 Stifter, 58 Klöster, 19 Pfarrkirchen und 49 Capellen), 5 Klöster, 7,400 Häuser und 49,000 Einwohner; da es hingegen im Mittelalter eine Hauptstütze der mächtigen Hanse war, und über 30,000 wehrhafte Männer aufstellen konnte. Das merkwürdigste Gebäude ist die Domkirche, welche das größte und erhabenste Werk gothischer Baukunst sein würde, wenn sie vollendet worden wäre. 1248 wurde der Bau begonnen, mit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts eingestellt, und seit der Zeit blieb er liegen. Nur der 200 Fuß hohe prächtige Chor mit den ihn umgebenden Capellen ist vollendet. In ungeheuerer Höhe stehen die Gruppen schlanker Säulen da; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzigen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen soll, fast unerreichbar sind. Das Schiff der Kirche, welche von 100 Säulen getragen wird, wovon die vier mittleren 40 Fuß im Umfange haben, ist nur bis etwas über zwei Drittel der Höhe fertig geworden, und mit einer bretternen Decke statt

des Gewölbes versehen. Von den beiden Thürmen, die das Gebäude schmücken sollten, und wovon jeder zu 500 Fuß Höhe bestimmt war, ist der eine nur halb so hoch, und der andere nur 21 Fuß hoch gebaut worden. Auf dem erstern Thurme hängt die große Glocke, welche von zwölf Mann gezogen wird, und 25,000 Pfund wiegt; wenn sie geläutet wird, so bewegt sich der ganze Thurm, obgleich er völlig von Stein ist. Von diesem Thurme hat man eine herrliche Aussicht. Die ganze große Stadt dehnt sich vor dem Beschauer aus. Diese Domkirche ist in Form eines Kreuzes angelegt. Den größten Eindruck macht das Innere dieses colossalen Gebäudes, wenn man von dem Thurmende hineingeht. Das Auge verliert sich in dem ungeheuren Raume, der sich nach allen Seiten hin ausdehnt, und selbst die 40 Fuß im Umfange haltenden Pfeiler scheinen gegen das ungeheure Ganze dünn. Hinter dem Hochaltare ist die berühmte, im ionischen Style aus Marmor aufgeführte Capelle der heiligen drei Könige. Der Kasten, worin sie nebst den Ueberresten einiger Märtyrer liegen, zeichnet sich durch seine Kostbarkeit und besonders durch die darauf angebrachten mit bewundernswerther Kunst gearbeiteten Figuren aus; jedoch ist vieles daran verletzt, und viele Kostbarkeiten sind, als 1794 derselbe nach Arensberg gebracht wurde und 1804 wieder zurückkehrte, abhanden gekommen. Auf der linken Seite des Chors befindet sich die sogenannte goldene Kammer, worin der kostbare Schatz des Domes bewahrt wird, wovon auch ein großer Theil verloren gegangen ist. Unter den übrigen Kirchen bemerken wir noch die Kirche zum heiligen Gereon, eine der schönsten, mit einer großen, kühn aufgeführten Kuppel mit drei Gallerien; die schöne und große Kirche des heiligen Cuniberts, mit einem Altare, der nach dem Muster des Altars in der Peterskirche zu Rom erbaut ist; die Pfarrkirche St. Peter, worin der berühmte, in Cöln geborne Mahler Rubens getauft wurde, merkwürdig wegen eines der schönsten Gemählde dieses Künstlers (der Märtyrertod des Apostels Petrus), welches er dieser Kirche schenkte, und das jetzt wieder aus dem Museum zu Paris zurückgebracht worden ist, und das vormalige Damenstift St. Ursula, merkwürdig durch die Legende von dieser Heiligen und ihren 11,000 Jungfrauen. Die ganze Kirche ist mit den Gebeinen dieser Jungfrauen angefüllt, und in einer daneben befindlichen Kammer sind die Köpfe symmetrisch aufgestellt. Das Rathhaus ist mit einem schönen Portal von einer doppelten Reihe marmorner Säulen versehen. In dem ehemaligen Jesuiten Collegium, einem sehr großen Gebäude, befanden sich sonst eine kostbare Bibliothek und reiche Kunstsammlungen, jedoch haben die Franzosen das vorzüglichste davon weggeschleppt. Die Bibliothek enthält noch über 60,000 Bände. Ueberhaupt befinden sich in Cöln mehrere interessante Kunstsammlungen. Industrie und Handel machen die Hauptnahrungsquellen der Stadt aus. Der Handel wird besonders mit Holland und Frankfurt am Main getrieben. Die Rheinschiffe laden 3 000 Centner und drüber. Zur Beförderung des Handels legte Napoleon hier einen Freihafen an. Zu den ersten Industrieanstalten Cölns gehörten bis jetzt die Baumwollen- und Seidenfabriken, besonders die Baumwollenspinnerei. Fabriken in verschiedenen Baumwollenzeugen zählte man 1813 zehen, wovon aber nur noch sieben in Thätigkeit sind. Wichtiger ist die Seidenweberei. Bedeutend sind ferner die Wollenfabriken in Strümpfen, Mützen, Handschuhen ꝛc. Aber die ehemals so blühenden Tuchfabriken sind ganz verschwunden. Wichtig ist auch das Spitzenklöppeln und Sticken. Fer-

ner sind hier viele Tabacksfabriken, bedeutende Leimsiedereien, Fayence- und Steingutfabriken ꝛc. Zu den merkwürdigsten Zweigen der hiesigen Industrie gehört endlich die Verfertigung des sogenannten cölnischen Wassers (Eau de Cologne). Nemnich theilt darüber in seiner Reise folgendes mit: Zwischen den J. 1670 bis 1680 ließ sich ein Italiener, Jean Marie Farina, in Cöln, dem Jülichsplatze gegenüber, als Verkäufer von verschiedenen italienischen Kleinigkeiten nieder. Nach einiger Zeit präparirte er ein Riechwasser, welches er Eau de Cologne nannte. Erst im J. 1709 zeigt sich aus den Comtoir-Büchern einige Versendung desselben. Gegen die Zeit des siebenjährigen Krieges gewann dieses Wasser an Credit und die Versendung fing an von Bedeutung zu werden. Die Erben des obgedachten Farina setzten das Geschäft mit Beibehaltung der Firma und des Wohnplatzes fort. Vor der französischen Revolution waren nur fünf Fabrikanten desselben in Cöln, jetzt funfzehn. Die jetzige Firma: J. M. Farina, fabricirt jährlich gegen 90,000 Flaschen, und wenn man die Versendung aller übrigen Fabrikanten hinzurechnet, kann man die Totalsumme davon auf mehrere Millionen Flaschen rechnen. Der Absatz war bisher immer noch steigend. Die Flaschen zum Eau de Cologne kommen aus Stollberg, drei Stunden von Aachen.

Colomb (die Streifzüge des Rittmeisters von). Der kleine Krieg hatte in den Kriegsjahren 1813 und 1814 im Kampf gegen die Franzosen einen sehr bezeichnenden Charakter, und während in der ersten Hälfte des Jahrs 1813 die verbündeten Heere in den großen Schlachten von Lützen und von Bautzen den Kürzeth zogen, wurden im kleinen Kriege herrliche Lorbeeren errungen. Talente, Muth, Kühnheit und Vorsicht zeigten sich fast bei allen Anführern dieser kleinen Truppen, von denen wir auch Lützow und seiner Freischaar und dem genialen Czernitschef einen Platz in unserem Lexicon widmen, und unter welchen der Rittmeister von Colomb aus den brandenburgischen Husaren mit nicht minderem Rechte einen der ersten Plätze einnimmt. — Colomb wurde nach der Schlacht von Lützen am 8. Mai aus dem Lager von Meißen mit dem Jägerdetaschement von Brandenburg Husaren über die Elbe zurückgeschickt, um die französischen Armeeverbindungen im Rücken zu beunruhigen. So marschirte er Dresden vorüber, passirte bei Rahden die Elbe, schlich sich zwischen Königstein und dem franz. Lager bei Pirna und Struppen hindurch und erreichte Hellendorf an der böhmischen Gränze. Von da machte er blos Nachtmärsche, indem er sich des Tags in den Wäldern verbarg, über das Erzgebirge an der böhmischen Gränze hin bis nach Plauen und Reichenbach, wo seine Operationen ihren Anfang nehmen sollten. Nur um wenige Stunden verfehlte er hier den Vicekönig von Italien, der eben mit einem kleinen aber bedeutenden Gefolge Reichenbach passirt war. Dagegen machte Colomb jetzt diese Haupt-Militärstraße aus Franken nach Sachsen höchst unsicher, und es verging kein Tag, wo ihm nicht mehr oder weniger Gefangene, Militärtransporte, Couriere u. s. w. in die Hände fielen. Dem Feinde wurde dadurch der größte Abbruch gethan, er beständig allarmirt gehalten, seine Communicationen befanden sich unterbrochen und dem leicht beweglichen Colomb, der sich bei jeder Gefahr, von welcher der gute Geist des Volkes ihn immer zeitig benachrichtigte, in die Wälder zurückzog, war nimmer beizukommen. Die glänzendste Waffenthat Colombs fand am 29. Mai (1813) bei Zwickau auf der Straße nach Chemnitz Statt,

wo er mit seinem nur aus 83 Mann bestehenden Heldenhäuflein einen französischen Artilleriepark von 18 Kanonen und 6 Haubitzen, der von mehr als 300 Italienern escortirt war, überfiel, die ganze Bedeckung niederhieb oder zu Gefangenen machte, und alles Geschütz nebst den dazu gehörigen Munitionswagen, gegen 50 an der Zahl, eroberte. Es wurden an 700 Pferde dabei erbeutet. Von Colombs Leuten war nur ein einziger Mann getödtet. Was von der Beute nicht mitzunehmen war, wurde vernichtet, verbrannt oder verschenkt. Die Namen der braven Lieutenants Katte und Eckardt, getreue Begleiter Colombs, verdienen hier ebenfalls aufbewahrt zu werden. Jetzt zog sich Colomb nach Neustadt an der Orla, einem freundlichen Städtchen in der Nähe von Jena, von wo aus nun alle Straßen, die zur Armee führten, beunruhigt wurden, und selten ein Tag ohne irgend einen Fang vorüberging. Der Waffenstillstand von Pleischwitz, der ihm am 12. Juni kund wurde, unterbrach Colombs Thätigkeit. Er mußte nun über die Elbe zurück. Auf diesem Heimzuge war ihm dasselbe Schicksal zugedacht, das die Lützowsche Freischaar wirklich ereilte. Diese Corps, die den Franzosen ein Dorn im Auge waren, und gegen die insbesondere Napoleon selbst höchst gereizt war, sollten aufgehoben und vernichtet werden. Was bei Kitzen der Wirtemberger Norrmann auszurichten hatte, sollte gegen Colomb der westphälische General Hammerstein ausführen. Dieser überfiel Colomb in Werbzig bei Cöthen, Abends acht Uhr. Indessen rettete der wackere Partisan am 22. Juni sein Corps bis auf 14 Mann und brachte es bei Aken und Jochen glücklich über die Elbe.

Colombo (Cristoforo), spanisch Colon und mit der lateinischen Endung Columbus, der Entdecker der neuen Welt, war, den glaubwürdigsten Nachrichten zufolge, zu Cagureto im Genuesischen im J. 1447 geboren. Sein Vater, der ein Seemann war, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und nahm ihn schon in seinem vierzehnten Jahre auf seinen Reisen im mittelländischen Meere mit. Im J. 1464 war er in Island, und später kreuzte er wieder im mittelländischen Meere auf Schiffen, die einer seiner Verwandten auf eigene Kosten gegen die Mahomedaner und Venetianer ausgerüstet hatte. Hier gerieth in einem hitzigen Gefechte sein Schiff in Brand, der Jüngling stürzte sich beherzt ins Meer, und erreichte durch Schwimmen nach großer Anstrengung das Land. Portugal zog damals durch seine Unternehmungen zur See die Aufmerksamkeit Europa's auf sich. Columbus ging nach Lissabon, wo er Verwandte und Landsleute fand; er heirathete hier die Tochter des Bartolomeo Perestrello, eines verdienten Seefahrers, der an der Entdeckung von Madeira Theil genommen hatte, und bei sehr ausgebreiteten Kenntnissen treffliche Charten und Instrumente besaß. Diese benutzte Columbus und überzeugte sich theils durch den Anblick einer Charte von unserer Hemisphäre, theils durch Untersuchungen über die Beschaffenheit unserer Erde, daß, wie sein kühner Geist schon früher geahnet hatte, auch die andere Hemisphäre Land enthalten müsse. Dieses Land müsse, wie er vermuthete, zu Hinter-Asien gehören, und mit dem noch wenig bekannten Indien zusammenhängen; während die Portugiesen einen Weg dahin um Afrika suchten, schien es ihm ausgemacht, durch eine Fahrt nach Westen auf einem leichtern und kürzern Wege dahin gelangen zu können. Seine kühnen Plane auszuführen, bedurfte er indeß einer Unterstützung, wie sie ihm nur eine Regierung gewähren konnte. Er sprach vergebens sein Vaterland Genua darum an; eben so fruchtlos waren seine Be-

mühungen bei König Joseph II. von Portugall. Nicht muthlos gemacht durch die Kränkung, sich als einen leeren Projectmacher abgewiesen zu sehen, wandte er sich an den spanischen Hof, während sein Bruder Bartolomeo nach England und Frankreich sich begeben sollte. Dieser aber hatte das Unglück, von Seeräubern gefangen zu werden. Columbus legte indeß seinen Plan dem Könige Ferdinand und der Königin Isabelle vor, und mußte nach achtjähriger Zögerung, während welcher er die Hindernisse, welche Unwissenheit und böser Wille ihm in den Weg legten, standhaft bekämpft hatte, sich glücklich preisen, von der Königin drei kleine Schiffe mit 120 Mann Besatzung zu seinen Unternehmungen zu erhalten. Nachdem ihm die Würde eines Großadmirals in den zu entdeckenden Meeren und eines Vicekönigs in den zu entdeckenden Ländern, welche letztere Würde in seiner Familie erblich sein sollte, nebst einem Antheile an dem Gewinne in einem feierlichen Vertrage zugesagt worden, bestieg Columbus das größte seiner drei Schiffe, welches er Maria nannte, und segelte am 3. Aug 1492 aus dem Hafen von Palos ab. Sobald er sich auf den canarischen Inseln mit frischem Wasser versehen, steuerte er nach Südwesten hinaus in den ungeheuren, nie zuvor befahrnen atlantischen Ocean. Anfangs ward die Reise mit gutem Muthe fortgesetzt, als man aber 21 Tage immer nach einer Richtung gefahren war, ohne etwas anderes als Himmel und Wasser zu sehen, da erhob sich Muthlosigkeit und Unzufriedenheit unter der Mannschaft, welche bald in lautes Murren ausbrach. Man gehe, sagten sie, dem sichern Untergange in diesen unbegrenzten Wasserwüsten entgegen, und müsse den Befehlshaber mit Gewalt zur schleunigen Rückkehr zwingen, ja die Verwegensten riethen, ihn ohne Schonung über Bord zu werfen. Während Columbus aller Geistesgegenwart bedurfte, die Muthlosen zu erheben und die Aufrührer in Schranken zu halten, zeigten sich Phänomene, die auch ihn in Erstaunen setzten. Die Magnetnadel wich um einen ganzen Grad vom Nordpol ab und schien unsicher zu schwanken, dann zeigte sich plötzlich das Meer wie mit Gras bewachsen, und ließ Untiefen und verborgene Klippen befürchten. Dagegen erschienen auch, als Vorboten des nicht mehr fernen Landes, Scharen von Vögeln, nach deren Fluge Columbus seinen Lauf richtete. Man setzte getrost die Reise noch mehrere Tage fort, bis endlich die Unzufriedenheit so laut und allgemein ausbrach, daß Columbus die Rückkehr gelobte, wenn binnen drei Tagen kein Land erschienen sei. Fest überzeugt, daß er dem Lande nahe sein müsse, versprach er demjenigen eine Belohnung, der es zuerst erblicken würde. Alles blieb die Nacht über munter, und nachdem bereits am Abend des 11. Oct. Columbus selbst einigen Vertrauten das von ihm zuerst wahrgenommene Land gezeigt hatte, erscholl um Mitternacht von dem Mastkorbe des voransegelnden Schiffs der bestätigende Zuruf: Land! — Guanahani war die Insel, welche vor ihnen lag und bald darauf von Columbus, in der einen Hand die Fahne, in der andern das entblößte Schwert, zuerst betreten wurde, während die erstaunten Einwohner sich um ihn versammelten, und seine Soldaten, beschämt über ihren Kleinmuth, sich ihm zu Füßen warfen, Gott für ihre Rettung dankend, ihren Anführer aber, den sie kurz vorher noch mit dem Tode bedroht, als Admiral und Vicekönig begrüßend. Columbus pflanzte sofort die Fahne auf, nahm Besitz von dem Lande im Namen seines Herrn und Königs, und nannte es zum Andenken an die bestandenen Gefahren San Salvador. Auf die Nachricht der Einwohner, daß

nach Süden ein reiches Goldland liege, richtete Columbus seinen Lauf dahin, entdeckte Cuba und Hispaniola, beschloß aber, da eins seiner Schiffe gescheitert und das dritte sich von ihm getrennt hatte, seine Entdeckungsreise für jetzt nicht fortzusetzen, sondern nach Spanien zurückzukehren, um die Nachricht von dem Erfolge seiner Unternehmungen dahin zu bringen. Nachdem er die Trümmer des gescheiterten Schiffs zur Erbauung eines hölzernen Forts angewandt, und eine Besatzung von 30 Freiwilligen darin zurückgelassen hatte, trat er im Januar 1493 die Rückreise an, und vereinigte sich wider Erwarten schon am folgenden Tage mit dem verloren geglaubten Schiffe. Ein schrecklicher Sturm überfiel beide Schiffe auf der Fahrt und brachte sie dem Untergange nahe. Columbus, während des furchtbaren Kampfes der Elemente weniger mit seiner Rettung, als mit der Erhaltung seiner Entdeckung beschäftigt, verzeichnete dieselbe auf einer Pergamentrolle, die er, in einem Fasse wohlverwahrt, dem Meere übergab, in der Hoffnung, daß sie die Fluth irgendwo ans Land treiben werde. Kaum war er mit dieser Arbeit fertig, als der Sturm sich legte; und ohne weitere Unfälle lief er den 15. März unter dem Jubel des Volks, dem Donner der Canonen und dem Geläute aller Glocken in Palos ein. Er eilte sogleich nach Barcelona, wo Ferdinand und Isabella ihren Hof hielten, zog feierlich daselbst ein, indem er die Producte der neu entdeckten Länder im Triumph vor sich aufführte, und ward von seinem Monarchen auf dem Throne bewillkommt. Ihm war ein Sessel neben dem Throne bereitet, auf welchem sitzend er seinen Bericht erstattete, der Beifall und Bewunderung erregte. Nachdem er zum spanischen Granden erhoben und mit allen Zeichen der königlichen Huld überhäuft worden, lief Columbus am 15. Sept. 1493 mit 17 Schiffen und 1500 Mann von Cadix zum zweiten Mal aus, erreichte nach einer zwanzigtägigen Reise die Caraiben und kam am 22. Nov. wieder auf Hispaniola an. Da er zu seinem Kummer die zurückgelassene Colonie vernichtet fand, dachte er auf die Anlegung eines dauerhaften Etablissements, und ließ zu dem Ende eine befestigte Stadt erbauen, die er zu der Königin Ehren Isabella benannte, und zu deren Gouverneur er seinen Bruder Diego einsetzte. Er lief sogleich auf neue Entdeckungen aus, besuchte auf einer fünfmonatlichen Reise Jamaica, und fand sich, als er krank von dieser Unternehmung zurückkehrte, auf das freudigste überrascht durch die Gegenwart seines Bruders Bartolomeo, welcher der Gefangenschaft endlich entronnen war und der Colonie Lebensmittel und andere Bedürfnisse zugeführt hatte. Unterdeß aber war unter Columbus Begleitern eine allgemeine Unzufriedenheit ausgebrochen. Diese waren in der thörichten Meinung ihm gefolgt, in der neuen Welt Reichthümer ohne Mühe sammeln zu können, und fanden statt dessen Arbeit und Beschwerden. Sie rächten sich durch Verläumdungen, meldeten daß der Hof in seinen Erwartungen getäuscht worden, und machten die gehässigsten Schilderungen von dem Lande und dem Befehlshaber. Columbus glaubte seinen Feinden am besten zu begegnen, wenn er seinen Gebietern bedeutende Schätze vorlegte, und ließ zu dem Ende, nicht ohne gewaltsame Maßregeln, bei den Eingebornen alles Gold einsammeln. Aguado, ein persönlicher Feind Columbus, erschien als Commissär zur Untersuchung der Beschwerden. Der Vicekönig, dem es unter seiner Würde schien, sich in dem Lande, wo er seine Macht ausübte, vor Gericht ziehen zu lassen, ernannte sofort seinen Bruder Bartolomeo zu seinem Stellvertreter, ging am 20. März 1496

mit 225 Spaniern und 30 Eingebornen nach Europa unter Segel, und schlug durch seine Gegenwart, und noch mehr durch die mitgebrachten Schätze alle gehässigen Insinuationen seiner Feinde zu Boden. Dennoch wußten diese die Absendung der Bedürfnisse für die Colonie ein ganzes Jahr, und die neue Rüstung noch ein Jahr zu verzögern, so daß Columbus erst am 4. Julius 1498 seine dritte Reise mit sechs Schiffen antreten konnte. Man hatte, um diese Fahrzeuge zum Theil zu bemannen, die Gefängnisse geleert; eine Maßregel, zu der Columbus unbedachtsamer Weise gerathen, und die von seinen Feinden mit Begierde vollzogen worden war. Drei seiner Schiffe sandte er auf dem kürzesten Wege nach Hispaniola, mit den drei übrigen aber ging er in westlicher Richtung auf neue Entdeckungen aus. Er fand mehrere Inseln, unter andern Trinidad, und erreichte auf dieser Fahrt das feste Land von Amerika. Er untersuchte besonders die Küsten von Paria und Cumana, und kehrte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie keine Inseln, sondern festes Land seien, nach Hispaniola zurück, wo er den 30. August ankam. Hier war die Colonie von Isabella, seiner zurückgelassenen Verfügung gemäß, auf die Gegenseite in eine neuerbaute Stadt verlegt worden, welcher er den Namen St. Domingo gab. Aber er fand diese Colonie in einem Zustande der Gährung und Unzufriedenheit, daß er zu ihrer Rettung Maßregeln ergreifen zu müssen glaubte, die sein Herz nicht billigen konnte. Nachdem er durch weise Mäßigung die Ruhe wenigstens äußerlich wiederhergestellt hatte, schritt er, um den Hauptmangel an Arbeiter abzuhelfen, zu einer Vertheilung der Ländereien und Einwohner, und legte, indem er sie der Willkühr ihrer Herrn, dem Elende und dem Tode Preis gab, den Grund zu jener Sclaverei, die bis auf unsere Zeiten fortgedauert hat. Columbus Feinde waren indeß nicht müßig, und bestürmten die Fürsten mit ihren Vorstellungen von den Mißbräuchen seiner Gewalt, welche sich dieser erlaube, und daß er nur damit umgehe, sich unabhängig zu machen, bis endlich auch Isabella dem schon früher gewonnenen Gemahle nachgab, und Francisco Bobadilla mit großer Vollmacht nach Hispaniola schickte, um die Beschwerden zu prüfen und den Vicekönig zur Rechenschaft zu ziehen. Dieser war nicht so bald erschienen, als er Columbus vorladen, und da dieser sich unbedenklich einfand, verhaften und in Ketten werfen ließ. Gleiches Schicksal hatten seine Brüder. Alle drei wurden, nebst einem Protocolle über die Aussagen der erbittertsten seiner Feinde, nach Spanien gesandt. Diese tiefe Schmach ertrug er, dem Spanien für seine Wohlthaten mit Undank lohnte, in stiller Hoheit und mit würdiger Fassung, und schrieb, sobald er am 23. November 1500 in Cadix eingelaufen war, einen Brief an den König und die Königin, worin er ihnen seine Ankunft und die erfahrenen Kränkungen meldete. Eine gnädige Antwort rief ihn an den Hof, wo ihn die beschämten Monarchen mit der gewohnten Auszeichnung empfingen. Er rechtfertigte sich in einer einfachen Rede, ward von allen Anklagen losgesprochen und in seine Würden wieder eingesetzt. Ferdinand willigte sogar in die sogleich beschlossene Absetzung Bobadilla's ein, welches der erste Schritt zu der dem Admirale versprochenen Genugthuung sein sollte. Die Zeit indeß änderte diese Gesinnungen. Man sprach von neuen und großen Rüstungen, und schickte, da sie Zeit erforderten, inzwischen den Nicolao de Ovando y Cares als Statthalter nach Hispaniola. Columbus dem der Antheil nicht entging, welchen seine Feinde an diesen Maßregeln hatten, erhob seine gerechten Beschwerden lauter,

und foderte dringender als zuvor, daß ihm die feierlichst gegebenen Versprechen erfüllt würden, bis er sich nach zweijährigem fruchtlosen Harren endlich überzeugte, daß er sich umsonst zu der demüthigen Rolle eines Bittenden herablasse, und daß man beschlossen habe, seine gerechten Foderungen nicht zu erfüllen. Auch darüber wußte sich sein edles Gemüth schnell zu beruhigen; mehr als sein Vortheil lag ihm die Vollendung seines Werks am Herzen, und in der Meinung, daß das von ihm gesehene feste Land Asien sei, zweifelte er nicht, durch die Meerenge von Darien einen Weg nach Ostindien zu finden, von wo eben die erste reich beladene Flotte der Portugiesen auf dem Wege um Afrika zurückgekehrt war. Auf vier armseligen Schiffen, die der Hof für diese Unternehmung ausgerüstet hatte, ging Columbus endlich am 2. März 1502 mit seinem Bruder Bartolomeo und seinem Sohne Fernando zu Cadix unter Segel, kam wider seine ursprüngliche Absicht am 25. Junius, auf der Höhe von St. Domingo an, wo er vergebens um die Erlaubniß bat, in den Hafen einlaufen zu dürfen, um theils seine Schiffe ausbessern zu lassen, theils einen bevorstehenden Sturm abzuwarten. Columbus fand dennoch Gelegenheit, sein kleines Geschwader in der folgenden Nacht während des Orkans zu bergen, indeß eine gegen seine Warnung unter Segel gegangene Flotte der Spanier von 18 Schiffen fast ganz zu Grunde ging. Er setzte seine Reise hierauf nach Darien fort, ohne die vermuthete Durchfahrt zu finden; zwei seiner Schiffe zerstörte ein Orkan auf dieser Fahrt, die beiden andern scheiterten im Angesichte von Jamaica, wohin er sich kaum mit seinen Gefährten rettete. Hier warteten des Unglücklichen die härtesten Prüfungen seiner Standhaftigkeit und seines Muths. Getrennt von der ganzen übrigen Welt, schien er einer ewigen Verbannung und dem gewissen Verderben Preis gegeben. Aber auch jetzt verließen ihn Muth und Hoffnung nicht. Es gelang ihm, sich von den Insulanern ein Paar Canoes zu verschaffen, und er bewog zwei seiner kühnsten und erfahrensten Seeleute, auf diesen aus einem hohlen Baumstamme gezimmerten Fahrzeugen die Fahrt nach Hispaniola zu wagen, um dem Statthalter die Lage des Admirals zu melden. Monate vergingen, ohne daß sich Rettung zeigte; es schien gewiß, daß das Unternehmen mißlungen sei. Verzweiflung ergriff einen Theil seiner Begleiter. Sie überhäuften ihn mit Schmähungen und Verwünschungen, bedrohten mehr als einmal sein Leben und trennten sich endlich von ihm, indem sie nutzlos nach einem andern Theile der Insel zogen. Hier erbitterten sie durch ihr grausames Betragen die Einwohner so sehr gegen alle Spanier, daß sie aufhörten, ihnen Lebensmittel zu liefern. Der Untergang Aller schien gewiß. Aber Columbus, dessen Muth mit der Gefahr wuchs, wußte auch hier ein Rettungsmittel zu finden. Eine totale Mondfinsterniß, die er berechnet hatte, benutzte er, um die leichtgläubigen Insulaner mit dem Zorne der Götter zu bedrohen, wenn sie in ihren Feindseligkeiten fortfahren würden. Wundererscheinungen am Monde sollten die Wahrheit seiner Worte bestätigen. Alles war in Schrecken; man brachte, was er verlangte, und bat ihn knieend, den Zorn der Götter zu besänftigen. Dagegen kam es jetzt zwischen ihm und den Aufrührern zu förmlichen Feindseligkeiten, in denen mehrere der letztern getödtet, ihr Anführer aber gefangen ward. Nachdem dieser traurige Zustand über ein Jahr gewährt hatte, erschien den Unglücklichen die Stunde der Erlösung. Jene beiden kühnen Schiffer hatten glücklich Hispaniola erreicht, aber bei dem ungeneigten Statthalter nichts ausgerichtet; es gelang

ihnen endlich, selbst ein Schiff zu kaufen, und auf diesem verließ Columbus mit den Seinen am 28. Junius 1504 Jamaica. Er begab sich nach St. Domingo, aber nur um sein Schiff ausbessern zu lassen, und eilte nach Spanien zurück. Krank erreichte er den Hafen von San Croce, erfuhr den Tod der Königin Isabella, drang bei Ferdinand vergeblich auf die Erfüllung seines Vertrags, verlebte noch einige Jahre in zunehmender Kränklichkeit und Altersschwäche, und starb zu Valladolid den 20. Mai 1506 im 59. Jahre seines Lebens. Sein Leichnam ward, seinem Willen gemäß, nach St. Domingo geführt, und soll später nach Cuba gebracht worden sein. Die Fesseln, die er getragen hatte, wurden mit in sein Grab gelegt. In der Cartheuserkirche zu Sevilla aber ward ihm ein prächtiges Denkmahl gesetzt, mit der Inschrift:

Für Castilien und Leon
Fand die neue Welt Colon. M.

Colonien. Unter den universalhistorischen Begebenheiten, welche die Geschichte des Mittelalters von der vorzugsweise sogenannten neuern Geschichte trennen, steht die gänzliche Umwandlung, die ungleich höhere Wichtigkeit des europäischen Colonialwesens, wozu die Entdeckung von Amerika und die des Seeweges nach Ostindien die Veranlassung gaben, oben an. Bis auf die beiden angeführten merkwürdigen Begebenheiten hatten die bisherigen Staaten des Mittelalters, einige Factoreien der Genueser und Venetianer abgerechnet, durchaus gar keine Colonien, keine außereuropäischen Niederlassungen gehabt. Der Welthandel war größtentheils Landhandel und konnte eben deßhalb nicht zu der Wichtigkeit gelangen, die er nachmals erhielt, sobald er den wesentlichen Charakter des Seehandels annahm. Das Mittelmeer bildete die Verbindungsstraße für den großen Handel, der sich vornehmlich in den Händen der kleinen an demselben gelegenen italienischen Staaten, Venedigs hauptsächlich und Genua's, und in denen der catalonischen Seestädte befand. Der Handel zwischen Indien und dem festen Lande von Europa und Asien ward vorzüglich über Ormuz und Aden, über den persischen und den arabischen Meerbusen getrieben. Aleppo, Damascus und der Hafen Barut, vor allen aber Aegypten, waren bisher die Hauptniederlagen dieses Handels gewesen. So lange er Landhandel und ein auf Umwegen und von kleinen Staaten getriebener Landhandel blieb, konnte er nie so wichtig werden, als da nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Entdeckung von Amerika die beiden westlichen Völker von Europa, Spanier und Portugiesen, als Colonial- und welthandeltreibende Völker in Europa auftraten. — Als die portugiesische Nation zuerst auf Handel und Schiffahrt und Entdeckungen ausging, befand sich dieselbe in der Blüthe ihres Heldenalters. In beständigem Kampfe mit den Mauren, anfangs in Europa, dann bald in Afrika, war der kriegerische Sinn des Volks gebildet, ihm jener romantische Schwung gegeben, der es für abenteuerliche Unternehmungen vornehmlich empfänglich machte, um so mehr, als er damit zugleich den glühendsten Haß gegen die Ungläubigen verband. So ward es dem edlen Infanten Heinrich dem Schiffer leicht, die Portugiesen zu Entdeckungsreisen zu bewegen. Seit 1410, wo diese Unternehmungen auf der Westküste von Afrika begannen, bis zu seinem Tode (1463) rüstete Don Heinrich wiederholt neue Expeditionen zu Entdeckungen aus, und die Portugiesen drangen schon, nachdem sie 1419 Madeira entdeckt, 1439 das Cap Bojador, 1446 das grüne

Vorgebirge umschifft, zwei Jahre später die Azoren, dann im J. 1449 die Inseln des grünen Vorgebirges besucht, bis nach Sierra Leone vor. Immer weiter dehnten sich auch nach des Infanten Tode die Entdeckungen auf der Küste von Afrika aus; schon im J. 1484 ward Congo besucht. Ein großer Schritt geschah, als Bartolomeo Diaz im J. 1486 das stürmische Vorgebirge — seine hohe Wichtigkeit ahnend, nannte es König Johann das Vorgebirge der guten Hoffnung — erreichte. Der Weg um Afrika war geöffnet und bald fand sich unter der Regierung Königs Emanuel des Großen der kühne Mann, der die Portugiesen auf diesem Wege selbst bis nach Ostindien führte. Vasco da Gama war es, der zuerst, am 20. Mai 1498 zu Calicut an der Küste Malabar landete. So war das große Werk vollführt, und bald wurden neue Ausrüstungen nach Ostindien, wenn gleich nicht immer mit demselben Glücke, unternommen. Nicht ohne Kampf, hauptsächlich durch die Feindschaft der Mauren, die bisher in dem Besitze des indischen Zwischenhandels gewesen waren, erregt, gelang es den Portugiesen, einzelne schwache Niederlassungen auf der Insel Malabar zu errichten, und nur der hohe Sinn und die seltene Tapferkeit der ersten Vicekönige, des großen Almeida von Abrantes (1505 — 1509) und des noch größern Alfonso Albuquerque, seines Nachfolgers (1515), vermochten mit schwachen Mitteln eine ausgedehnte Herrschaft in Indien zu gründen, deren Hauptsitz seit 1508 Goa ward. Jedoch blieben die Portugiesen fortdauernd viel zu schwach, als daß sie große Territorialbesitzungen hätten erwerben können; nur einzelne feste Plätze an den Küsten des festen Landes und bald auch auf den Inseln waren es, die sie als Stapelplätze ihres Handels besetzten, unter denen auf der Küste von Afrika, Mozambique, Sofala und Melinda, im persischen Meerbusen, Muscate und Ormuz, auf der malabarischen und indischen Küste, außer Goa, Diu und Daman, auf Coromandel, Negapatam und Meliapur, und Malacca auf der Halbinsel gleiches Namens die wichtigsten waren. Seit 1511 wurden auch auf den Gewürzinseln, seit 1518 auf Ceylon Niederlassungen angelegt, welche letztere bald vorzüglich beträchtlich wurden; unbedeutender blieben die auf Java, Sumatra, Celebes und Borneo. Auch Brasilien, obgleich schon im J. 1500 durch Cabral entdeckt, ward erst späterhin von Wichtigkeit. Dagegen aber wurden die, seit 1517 mit China, seit 1542 mit Japan, angeknüpften Handelsverbindungen lange Zeit für die Portugiesen eine höchst ergiebige Quelle von Reichthümern. Bis dahin waren die Portugiesen in dem alleinigen unbestrittenen Besitze des gesammten ostindischen Handels gewesen. Damit keine Streitigkeiten mit Spanien entstünden, waren schon 1481, durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV., alle jenseit des Cap Bojador zu machenden Entdeckungen den Portugiesen zugesprochen, und wenn auch gleich nachmals über den Besitz der Molukken mit Spanien Streit entstand, so ward dieser dennoch schon durch einen Vergleich im J. 1529 dahin beigelegt, daß Carl V. seine Ansprüche der Krone Portugal für 350,000 Ducaten verkaufte. Erst das Ende des Jahrhunderts sollte auch den Sturz der schon längere Zeit wankenden portugiesischen Herrschaft in Ostindien herbeiführen. Nachdem 1580 Philipp II. sich zum Herrn von Portugal gemacht, fielen auch die ostindischen Colonien unter die Herrschaft der Spanier, und bald in die Gewalt der kühnen Niederländer. Portugals ostindische Herrschaft zerfiel so schnell, als sie sich gebildet. Einzelne große Männer, der Heldengeist der Nation hatten sie gegründet; sie zerfiel, als die Be-

dingungen ihrer Existenz, als der Charakter ausartete, ein niedriger Kaufmannsgeist an die Stelle des Heldengeistes selbst unter den höhern Classen der Nation trat, damit zugleich Habsucht, Luxus und Weichlichkeit überhand nahmen, desto verderblicher, je weitläuftiger die Besitzungen zerstreut lagen, dazu Mißbräuche aller Art in der Verwaltung, Räubereien und Erpressungen ohne Zahl und ein überwiegender Einfluß der Geistlichkeit, vornehmlich durch die Inquisition begründet. Als nun zu diesen innern Uebeln noch äußere kamen, wie die Vereinigung Portugals mit Spanien, und daraus die Vernachlässigung der portugiesischen Colonien und das Sinken des Nationalgeistes zu einer Zeit, wo alle Feinde Spaniens auch Feinde der Portugiesen wurden, vor allen aber die jugendlich kühnen Niederländer; da war es unvermeidlich, daß das Gebäude der portugiesischen Größe in Ostindien unaufhaltsam zusammensinken mußte. — Portugal betrieb den ostindischen Handel nie durch eine ausschließliche Compagnie, obgleich durch jährlich im Februar oder März nach Indien abgehende Flotten unter Aufsicht der Regierung. Den Zwischenhandel in Indien, der dort an einige Haupthandelshäfen geknüpft war, suchten sich die Portugiesen schon früh zu verschaffen, dagegen aber begnügten sie sich, die Waaren nach Lissabon zu bringen, ohne sie weiter in Europa zu verführen; eine Eintheilung, deren nachtheilige Wirkungen ihre Marine — indem dadurch hauptsächlich die Holländer so gefährliche Concurrenten wurden — nur zu bald erfuhr. — So behaupteten nachmals die Portugiesen beinahe nur durch den Besitz von Brasilien eine Stelle unter den Colonialvölkern Europa's. Zum Glücke für die Colonisation dieses Landes ward der Goldreichthum desselben erst 1698, der Reichthum an Diamanten erst 1728 entdeckt, der Handel mit Brasilien aber erst unter Pombal zwei ausschließlich privilegirten Compagnien übertragen. — Beinahe gleichzeitig mit den Portugiesen traten auch die Spanier als Colonialvolk auf den Schauplatz. Schon am 11. Oct. 1492 hatte der kühne Christoph Colombo, indem er den Weg nach Ostindien suchte, die Insel St. Salvador entdeckt, und auf seinen drei nachfolgenden Reisen entdeckte er nicht nur die westindische Inselgruppe, unter der vornehmlich St. Domingo oder Hispaniola wegen der Goldgruben in dem Cibaogebirge für Spanien von Wichtigkeit ward — auch auf Cuba, Portorico und Jamaica wurden schon Ansiedelungen (1508 — 1510) versucht — sondern auch einen Theil der Küsten des Continents von Amerika. Erst den glücklichen Abenteurern, die Colombo auf der von ihm vorgezeichneten Bahn folgten, war es jedoch vorbehalten, die spanische Herrschaft auf dem Continente des neuen Weltalls zu gründen. So ward von Fernando Cortez das große Reich Mexico von 1519 bis 1521, durch Franz Pizarro und seine Brüder und Gefährten von 1529 bis 1535 Peru, Chili und Quito unterjocht, seit 1523 Tierra Firma, seit 1536 Neu-Granada erobert. Die natürliche Beschaffenheit der Länder, welche die Spanier als Eroberer betraten, bestimmte gleich anfangs den Charakter ihrer Colonien, den diese auch nachmals in der Hauptsache unverändert beibehielten. Nicht jene köstlichen Producte lieferten sie wie Ostindien, auch suchte man nicht darnach; dagegen fand man Gold und Silber, das, was man vorzüglich wollte. Waren daher die Colonien der Portugiesen in Ostindien gleich anfangs Handelscolonien, so wurden die der Spanier in Amerika gleich anfangs Bergwerkscolonien; erst in der Folge nahmen sie zum Theil einen verschiedenen Charakter an. Um ihre ausgedehnte Herrschaft vorzüglich über die

Jägervölker im Innern zu behaupten, suchten die Spanier bald durch Anlegung von Missionen die Indianer zum Christenthume zu bekehren und zu festen Wohnsitzen zu bringen. Die Verfassung der Colonien ward schon im J. 1532 unter Carl V. in ihren Grundlagen bestimmt. Ein Rath von Indien stand in Europa, Vicekönige, anfangs zwei, nachmals vier, nebst acht unabhängigen Generalcapitänen, standen in Amerika an der Spitze der Verwaltung. Städte entstanden, anfangs an den Küsten, des Handels wegen und als militärische Posten, nachmals auch im Innern, vorzüglich da, wo sich Bergwerke fanden; so Vera Cruz, Cumana, Portobello, Carthagena, Valencia, Caracas, und an der Küste des stillen Oceans Acapulco, Panama, dann Lima, Conception und Buenos Ayres. Die gesammte kirchliche Einrichtung des Mutterlandes ging gleichfalls auf die Colonien über, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Kirche in ungleich größerer Unabhängigkeit von dem Könige blieb. Die Gewinnung edler Metalle blieb die Hauptsache bei der Benutzung der Colonien, und daraus folgte schon von selbst, daß man den Handel mit denselben so viel als möglich unter strenger Aufsicht zu halten suchte. Der Verkehr ward in Spanien auf den einzigen Hafen von Sevilla beschränkt, von wo aus jährlich zwei Geschwader, die Gallionen, etwa zwölf Segel stark, nach Portobello, die Flotte von funfzehn großen Schiffen nach Vera Cruz ausliefen. Ward also gleich der Handel nicht gesetzlich in die Hände einer ausschließlichen Compagnie übergeben, so blieb er dennoch nur das Eigenthum einiger Wenigen. Seitdem Spanien im J. 1564 von den Philippinen Besitz genommen, ward zwischen Acapulco und Manilla seit 1572 durch einige Südseegallionen ein regelmäßiger Verkehr unterhalten, allein die großen Beschränkungen des Handels blieben Schuld daran, daß diese Inseln trotz ihrer vortheilhaften Lage dennoch der Krone Kosten verursachten, statt ihr Gewinn zu bringen; nur religiöse Rücksichten verhinderten es, daß sie nicht gänzlich aufgegeben wurden. — Ein ungleich thätigeres Leben erhielt dagegen das europäische Colonialwesen und eine ungleich höhere politische Wichtigkeit, als zwei im vorzüglichen Sinne des Worts Handel treibende Nationen Antheil an demselben nahmen, — Holländer und Engländer. Die Holländer waren es zuerst, die während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit als furchtbare Nebenbuhler der damals dem spanischen Joche unterworfenen Portugiesen auftraten. Der Eintritt der Holländer, eines wesentlich kaufmännischen Volks, verlieh zugleich dem gesammten Colonialwesen ein neues erhöhtes Interesse, indem der Colonialhandel dadurch einen neuen Schwung und eine ungleich größere Ausdehnung erhielt. Schon seit beträchtlicher Zeit hatten die Holländer einen ausgebreiteten Handel getrieben, hatten vorzüglich den Zwischenhandel mit ostindischen Waaren von Lissabon aus durch das übrige Europa besorgt und obendrein während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit die Schwäche der spanischen Seemacht kennen gelernt. Philipps II. despotische Maßregeln zwangen sie selbst zu dem Entschlusse, den sie sonst wohl nicht leicht aus freier Wahl gefaßt hätten, ihre Feinde in Ostindien zu bekämpfen. Im J. 1594 ward das schon zehn Jahre früher von Philipp erlassene Verbot gegen den Verkehr der Holländer mit Lissabon wiederum mit größter Strenge erneuert, und eine Menge in dem Hafen dieser Stadt liegende holländische Schiffe wurden weggenommen. So von allem Handel mit den Erzeugnissen Ostindiens ausgeschlossen, blieb den Niederländern nur die Wahl, entweder dem vortheilhaften Han-

delszweige gänzlich zu entsagen, oder selbst unmittelbar aus Ostindien die Waaren zu holen, die man ihnen in Europa verweigerte. Aufgemuntert durch Cornelius Houtmann, einem wohlunterrichteten Mann, und durch mehrere mißglückte Versuche, eine nördliche Durchfahrt nach Ostindien aufzufinden, von ferneren Unternehmungen der Art abgeschreckt, rüstete eine aus Amsterdamer und einigen Antwerper, nach Amsterdam eingewanderten Kaufleuten gebildeten Compagnie der fernen Länder vier Schiffe aus, die den 2. April 1595 unter Houtmans und Molenaers Befehl nach Ostindien unter Segel gingen. War gleich der Gewinn der ersten Ausrüstung nicht so ansehnlich, als man erwartet hatte, so hatte man dagegen die Schwäche der in Ostindien jetzt allgemein verhaßten Portugiesen kennen gelernt, und schnell bildeten sich mehrere ähnliche Gesellschaften und sandten Geschwader nach jenen reichen Gegenden aus. Die dadurch nicht selten übermäßig vermehrte Concurrenz in Indien und die fortwährenden Feindseligkeiten gegen die vereinigte spanische und portugiesische Macht bewogen jedoch schon nach einigen Jahren die Generalstaaten, die bisher getrennt bestandenen Gesellschaften in eine einzige ostindische Compagnie zu vereinigen, welche durch einen, am 20. März 1602 ihr ertheilten und nachher zu verschiedenen Malen erneuerten Freibrief nicht nur den ausschließlichen Betrieb des ostindischen Handels, sondern auch die Hoheitsrechte über ihre in Indien zu machenden Eroberungen und anzulegenden Niederlassungen erhielt. Die Oberhoheit, welche die Generalstaaten sich vorbehielten, war wenig mehr als ein leerer Name. Schnell entwickelte sich nun das holländische Colonialsystem in Ostindien und gleich anfangs bekam es jenen bestimmten Charakter, den es nachmals fortwährend beibehielt. Die Colonien der Holländer in Ostindien wurden, wie natürlich, Handelscolonien; die Inseln, vorzüglich die Molukken und die großen Sunda-Inseln, leichter zu vertheidigen, als der Continent von Indien, der damals obendrein mächtigen Reichen gehorchte, wurden der Hauptsitz der holländischen Macht. Eben dies ward unstreitig eine Hauptursache ihres langen Flors, indem sie nur der Herrschaft des Meeres bedurfte, um sich darin zu behaupten. Schon im J. 1618 ward durch den Generalgouverneur Koen das neuerbaute Batavia zum Sitze der holländischen Regierung bestimmt. Zwar nicht ohne Kampf, aber doch verhältnißmäßig mit leichter Mühe, entrissen die Holländer den Portugiesen nach einander ihre sämmtlichen ostindischen Besitzungen, wozu auch seit 1611 der Handel nach Japan kam, den die Holländer sich bald ausschließlich zu verschaffen wußten. So blieben den Portugiesen auf Goa nur einige äußerst unbedeutende Besitzungen, als traurige Reste ihrer ehemaligen Größe. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte die holländische Herrschaft den höchsten Gipfel ihres Flors erreicht, vornehmlich nachdem sie im J. 1653 durch die Anlage einer Niederlassung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine treffliche Vormauer ihrer ostindischen Besitzungen erhalten hatte. Das gesammte holländische Colonialwesen in Ostindien stand unter dem Generalgouverneur von Batavia, dem mehrere Gouvernements, Directorien, Commanderien und Residenzen — die Titel und die Zahl wechselten mit der Wichtigkeit der einzelnen Niederlassungen in verschiedenen Zeiten — untergeordnet waren. In Europa wurde die Verwaltung durch einen Rath von zehn Bewindhebbers, die aus dem größern Rathe der 60 Directoren gewählt waren, besorgt. Zwar hielt die Compagnie in allen Stücken mit der äußersten Strenge auf ihr Monopol, jedoch war es vorzüglich der

Spezereihandel, den sie ausschließlich betrieb; ein Handel, der über ein Jahrhundert lang für eine der Goldminen des holländischen Handels überhaupt angesehen wurde. Die holländische Herrschaft in Ostindien gab Europa übrigens das Beispiel eines noch nie gesehenen dauernden Flors, eines größtentheils aus dem eigenthümlichen Sinne und Character der Nation zu erklärendes Phänomen, welches aber nicht wenig dazu beitrug, die Errichtung von Compagnien in Europa zu befördern. Zwar erlag auch endlich die holländische Herrschaft in Ostindien der Zeit, aber erst spät und allmählig. Schon lange vorher war der Verfall der Compagnie, durch die einer jeden solchen ausschließlichen Gesellschaft inwohnenden Gebrechen, durch ihre fehlerhafte Verwaltung in Europa, die noch fehlerhaftere Verwaltung in Indien selbst, vornehmlich die zu große Gewalt der Generalgouverneurs und der einzelnen Gouverneurs und deren häufigen Wechsel, die übergroße Zahl der Bedienten, den Schleichhandel, den diese trieben, das allgemein einreißende Sittenverderbniß, vorbereitet; doch waren es erst äußere Umstände, welche die lange verborgen gehaltene Zerrüttung der Angelegenheiten der Compagnie in ihrer ganzen Größe zeigten. Nicht nur die immer fortwährenden Fehden mit den einheimischen Fürsten, sondern hauptsächlich die Concurrenz mit andern europäischen Nationen, vornehmlich den Engländern, verdienen hier bemerkt zu werden, indem dadurch die Compagnie bald den einträglichen Zwischenhandel in Indien selbst verlor. Der Antheil, den Holland an dem nordamerikanischen Kriege gegen England nahm, stürzte die Compagnie. Ihre Schulden, die noch im J. 1780 nur zwölf Millionen Pfund betrugen, waren dadurch im J. 1793 schon auf 107 Millionen Pfund gestiegen. Vergeblich wurden große Reformen versucht. Der Revolutionskrieg verhinderte ihre Ausführung; am Ende des J. 1795 ward die Compagnie aufgehoben und die Colonien fielen in den nachmals geführten Kriegen sämmtlich in die Hände der Engländer. — Das große und schnelle Glück, welches die ostindische Compagnie machte, bewog die Holländer, im J. 1621 auch eine westindische Compagnie zu errichten, die zwar anfangs in den Jahren 1630 bis 1640 große Eroberungen in Brasilien machte, dieselben jedoch schon im J. 1642 wieder verlor. Bleibender waren ihre Ansiedelungen auf einigen kleinen westindischen Inseln, wie St. Eustace, Curassao, Saba und St. Martin, zwischen den Jahren 1632 bis 1649, vorzüglich jedoch nur wegen des Schleichhandels wichtig, wozu im J. 1667 die von Portugiesen und Engländern besetzte Colonie Surinam kam; auch Paramaribo, Essequebo und Berbice blieben im Besitze der Holländer. — Zugleich mit den Holländern waren auch die Engländer als Colonialvolk aufgetreten; allein anfangs mit ungleich geringerem Erfolge. Die Regierung der Königin Elisabeth war es, unter welcher die Engländer, schon seit Jahrhunderten ein Seefahrt treibendes Volk, zuerst die fernen Meere befuhren. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, eine nordöstliche oder nordwestliche Durchfahrt nach Ostindien zu finden, waren zuerst im J. 1591 Engländer um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Ostindien gedrungen, und schon einige Jahre nachher, am 31. Dec. 1600, ertheilte Elisabeth einer Compagnie ein ausschließliches Privilegium für den Handel jenseit des Caps und der magellanischen Meerenge. Allein dessen ungeachtet blieb der ostindische Handel anfangs schwach. Die Engländer erwarben auf dem festen Lande von Indien nur einzelne Factoreien, während die übermächtige Concurrenz der Holländer sie auf den

Inseln, vornehmlich auf den Molukken nicht aufkommen ließ. Die Insel St. Helena, die 1601 von den Engländern in Besitz genommen war, bildete beinahe ihren einzigen festen Punct in jenen Gegenden. Unter der Regierung Carls I. verschlimmerte sich die Lage der englisch-ostindischen Compagnie noch mehr. Von den Gewürzinseln wurde sie durch die Greuelscene von Amboina im J. 1623 von den Holländern verdrängt und außer dem 1620 angelegten Fort St. George zu Madras behielt sie nur einige wenige Factoreien auf den Küsten Malabar und Coromandel. Die Compagnie schien einige Jahre lang, von 1653 bis 1658, vollkommen aufgelöset, bis Cromwell ihr neues Leben gab und sie gegen ihre Rivale, die Holländer, unterstützte. Allein unter der Regierung Carls II. gerieth sie von neuem, größtentheils jedoch durch ihre eigene Schuld, in Verfall, und selbst ein großer Theil der Nation erklärte sich gegen sie. Eine neue, 1698 von der Krone privilegirte ostindische Compagnie bildete sich, und nur die 1702 erfolgte Vereinigung beider rettete, wie es damals schien, den ostindischen Handel vom gänzlichen Untergange. Die Besitzungen der Engländer in Ostindien beschränkten sich beinahe nur noch auf Madras, Calcutta und Bencoolen, und erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts entstand jenes ungeheuere brittische Reich in Indien und damit die entscheidende Ueberlegenheit der Engländer über ihre Rivale. Der Verfall des mongolischen Reichs, durch innere Unruhen seit dem Tode Aureng Zebs (1707) begonnen, durch Nadir Schachs Räuberzug (1739) vollendet, gab dazu die Veranlassung, indem Engländer sowohl als Franzosen sich in die inneren Streitigkeiten der Fürsten und Statthalter mischten; und wenn gleich die Franzosen unter Labourdonnais und Dupleix anfangs die Oberhand zu behaupten schienen, so gelang es dennoch den Engländern, nachdem beide aus Indien entfernt worden, bald in Carnatik das Uebergewicht zu erlangen und während der Dauer des 7jährigen Krieges unter Lawrence's und Clive's Führung sich immer weiter auszubreiten. Durch die Schließung des eroberten Pondichery hatten sie ihre Uebermacht auf der Küste Coromandel gegründet; die mit Surajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, im Anfange des Jahres 1756 ausgebrochenen Feindseligkeiten, durch welche anfangs selbst Calcutta verloren ging, bahnten Clive den Weg zur factischen Oberherrschaft über dies reiche Land, und der Sieg bei Plassey, den 26. Junius 1756, gründete die englische Alleinherrschaft in Indien. Als auch der Subah von Oude besiegt worden, ward durch den Vertrag von Allahabad, vom 12. August 1765, die Dewany von Bengalen von dem Titular-Großmogul, als seinsollenden Oberherrn, an die Engländer abgetreten, und den Nabobs des Landes blieb nur der Schatten der Herrschaft. Doch kostete es noch heftige Kämpfe mit dem Sultane von Mysore, Hyder Ali, und dessen Sohne, Tippo Saheb, den Todfeinden der Engländer, ehe ihre Herrschaft als allgemein befestigt angesehen werden konnte. Zwei Kriege führte Hyder mit den Engländern, den ersten von 1767 bis 1769, den zweiten von 1780 bis 1784, durch Tippo Saheb nach Hyders Tode beendigt, mit wechselndem Glücke, während zugleich die Maratten den Engländern furchtbar wurden. Schon im J. 1790 brach ein neuer Krieg mit Tippo Saheb aus; schlau wußten die Engländer die einheimischen Fürsten und Völker gegen ihn mit sich zu verbinden, und in dem Frieden von Seringapatnam, den 17. März 1792, verlor Tippo die Hälfte seiner Länder. Dadurch noch mehr erbittert, suchte er Verbindungen mit Frankreich und Zemaun Schah,

dem Herrscher der Abdaliz; allein die Britten kamen ihm zuvor, und ihr unversöhnlicher Feind fiel am 4. Mai 1798 unter den Trümmern seiner Hauptstadt. Mit ihm ging sein Reich zu Grunde, und nur die Maratten, mit denen die Engländer zuerst im J. 1774 gekriegt hatten, blieben die einzigen furchtbaren Feinde der Compagnie. Durch die größtentheils glücklich geführten Kriege erhielt das brittische Gebiet in Indien eine außerordentliche Ausdehnung; ein Reich ward dort von ihnen gegründet, welches an Umfang und Bevölkerung das Mutterland weit übertraf. Calcutta ward der Hauptsitz ihrer Macht, das übrige Gebiet blieb unter die Präsidentschaften von Bombay, Madras und Bencoolen vertheilt; die ganze Ostküste, der größte Theil der Westküste und am Ganges und Jumna hinaus weit bis nach Delhi gehorchte Alles den Britten. Nur der Gewinn der Compagnie und der Wohlstand der eroberten Länder stand mit der Ausdehnung der Eroberungen in keinem Verhältnisse. Die Bedienten der Compagnie in Indien bereicherten sich, nicht aber die Compagnie selbst. Schon durch die im J. 1773 gegebene Regulation Act wurden daher die bisher unabhängig von einander bestandenen Präsidentschaften der zum Generalgouvernement erhobenen Präsidentschaft von Calcutta untergeordnet, und die Compagnie ward in politischer Rücksicht in eine, wenn gleich noch schwache, Abhängigkeit von der Krone gesetzt. Dennoch war die Compagnie nach dem zweiten Kriege mit Hyder Aly einem förmlichen Banquerotte nahe, und Pitts ostindische Bill vom 4. August 1784 unterwarf sie in politischen und militärischen Angelegenheiten einem eigenen Board of controul. Nur der Handel blieb ihr ausschließlich überlassen, und als auch der gewinnreichste Zweig desselben, der Theehandel mit China, durch die immer stärker werdende Contrebande zu Grunde zu gehen drohte, gelang es Pitt, durch die im Julius 1764 durchgesetzte Commutation Act, wodurch die Auflage auf den Thee in eine Häusersteuer verwandelt ward, der Contrebandhandel also von selbst aufhören mußte, die Compagnie vom Verderben zu retten; auch in der Lage ihrer indischen Unterthanen ward Manches gebessert. — Beinahe gleichzeitig mit den ersten Versuchen der Britten, an dem ostindischen Handel Antheil zu nehmen, waren auch ihre Unternehmungen in Amerika, und zwar zuerst nach dem festen Lande dieses Welttheils. Zwei Compagnien, die London- und Plymouth Compagnie, wurden zu dem Ende, die erste für die südliche, die zweite für die nördliche Hälfte der Küste, von Jacob I. im J. 1606 privilegirt, und noch in demselben Jahre ward James-Town, die erste feste Niederlassung der Engländer in Chesapeak Bay angelegt. Die Colonien in einem Lande, welches weder Gold noch sonstige für den Handel vorzüglich taugliche Natur- und Kunstproducte besaß, mußten nothwendig Ackerbaucolonien werden und blieben es seit der Zeit fortdauernd. Während der innern Unruhen in England, die viele Auswanderungen veranlaßten, gewannen die nordamerikanischen Colonien gar sehr, einzelne Provinzen bildeten sich und erhielten, nachdem die Londoner Compagnie im J. 1625 aufgehoben, die Plymouther im J. 1537 verfallen, Verfassungen, die schon mit vielen republikanischen Formen gemischt waren. Später erfolgten erst die englischen Niederlassungen auf den westindischen Inseln, auf Barbados und halb St. Christoph zuerst im J. 1625, denen bald einige andere kleine Inseln folgten; doch wurden die westindischen Besitzungen, erst nachdem auf Barbados im J. 1641 und auf dem den Spaniern im J. 1655 entrissenen Jamaica im J. 1660 der Zuckerbau eingeführt worden

war, als Pflanzungscolonien wichtig. Die Besitzungen in Nordamerika hoben sich dagegen ungleich schneller als die westindischen, selbst nachdem in den letztern im J. 1732 der Caffeebau einheimisch geworden war; noch in demselben Jahre bildete sich Georgien, die jüngste der dreizehn Provinzen. Auch Neu Foundland ward wegen des Stockfischfanges wichtig, und Canada 1762 durch den Frieden von Paris an England abgetreten. Allein schon im J. 1764 entstanden Streitigkeiten zwischen England und seinen nordamerikanischen Colonien, über die Frage: ob England das Recht habe, die Colonien zu besteuren, da sie nicht im brittischen Parlamente vertreten würden? Unter mancherlei Abwechselungen ward der Streit bis in die Mitte des Jahrs 1775 fortgeführt. Am 19. April desselben Jahrs begannen die Feindseligkeiten, die durch Frankreichs Unterstützung mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der dreizehn Provinzen endigten. So entstand durch den Versailler Frieden, im J. 1783, der erste unabhängige Staat jenseit des Oceans. Was man jedoch allgemein erwartete, erfolgte nicht. Englands Macht ward dadurch nicht gebrochen, vielmehr nahm der Handel mit dem neuen Freistaate mit schnellen Schritten zu. Canada und Akadien wurden nur für England von desto größerer Wichtigkeit; auch die brittisch-westindischen Inseln hoben sich in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, je mehr sich der Handelszwang minderte; das freie Nordamerika aber that Riesenschritte; die Zahl seiner Provinzen stieg von dreizehn auf siebenzehn und seine Flagge wehete auf allen Meeren. Für die westindischen Colonien dagegen traten nochmals bedenkliche Verhältnisse ein, je mehr sich der Anbau der ihnen bis dahin ausschließlich eigenthümlichen Producte ausbreitete; auch der Sclavenhandel ward endlich im J. 1806 abgeschafft. — Später als Holländer und Britten traten die Franzosen in die Reihe der europäischen Colonialvölker ein. Colbert war es, der Frankreich Colonien und, was man damals für unzertrennlich mit denselben hielt, Compagnien gab. Doch nur die Pflanzungscolonien hatten einen glücklichen Fortgang, nicht so die gleichfalls versuchten Ackerbau- und Handlungs-Colonien. Colbert kaufte die auf mehreren westindischen Inseln, wie Martinique, Guadeloupe, St. Lucie, Grenada und andern bestehenden, Privatpersonen zugehörenden Niederlassungen im J. 1664, so wie er auch noch in demselben Jahre Colonisten nach Cayenne sandte; vor allen aber wurden die aus dem Räuberstaate der Flibustier hervorgehenden Niederlassungen auf einem Theile von St. Domingo wichtig. Die gleichfalls im J. 1664 errichtete westindische Compagnie ging jedoch schon zehn Jahre später zu Grunde. Anfangs Zucker und Baumwolle, seit 1728 zuerst auf Martinique Caffee, blieben die Hauptproducte der westindischen Besitzungen, die durch die im J. 1717 ihnen eingeräumten größern Handelsfreiheiten und durch den Schleichhandel mit dem spanischen Amerika, den englischen bald bei weitem überlegen wurden. Verlor gleich Frankreich durch den pariser Frieden von 1762 einige seiner kleinern Inseln, so gab dagegen St. Domingo einen überschwenglichen Ersatz, indem es in den letzten Zeiten vor der Revolution jährlich ein Product von 170 Millionen Livres, beinahe so viel, als das übrige Westindien zusammengenommen, lieferte; hätte nur nicht die Tollheit der Freiheitsapostel seit dem Jahre 1791 St. Domingo zur Wüste gemacht! — Ungleich weniger wichtig waren die französischen Colonien auf dem festen Lande von Amerika. Dort besaß Frankreich seit 1661 Canada und Akadien nebst Terre neuve, allein die Niederlassungen machten nur langsame Fortschritte;

die beiden erstern gingen schon im Utrechter Frieden von 1713, letzteres nebst Cap Breton durch den pariser Frieden verloren; auch das innere kränkelnde Louisiana ward 1764 an Spanien abgetreten und Cayenne gab nur einen elenden Ersatz. Die nachmalige Wiederabtretung Louisiana's von Spanien an Frankreich hatte eben so wenig Erfolg, da schon im J. 1803 Frankreich dasselbe an Nordamerika verkaufte. Mit nicht viel besserm Glücke versuchten die Franzosen sich in Ostindien festzusetzen. Im J. 1664 verdankte auch eine ostindische Compagnie Colbert ihre Entstehung. Nach vergeblichen Versuchen, sich auf Madagascar niederzulassen, ward im J. 1670 Pondicherey auf Coromandel angelegt, bald der Hauptsitz der französischen Herrschaft. Doch die Compagnie gerieth bald in Verfall; zwar ward sie 1719 mit der Mississippi-Compagnie vereinigt, allein nichts desto weniger blieb sie fortwährend kränkelnd. Dagegen aber besetzten die Franzosen im J. 1720 die beiden von den Holländern verlassenen Inseln, Isle de France und Bourbon, bald unter Labourdonnais Verwaltung seit 1736 durch Caffeebau blühend, während Dupleix als Generalgouverneur von Pondichery an der Spitze der Angelegenheiten in Ostindien stand. Vorzüglich seit dem Jahre 1751 machten die französischen Waffen beträchtliche Fortschritte, allein der Friede von 1762 entriß ihnen ihre Eroberungen wieder, und die ostindische Compagnie ward endlich im J. 1769 aufgelöset. Die englische Uebermacht war schon zu groß geworden, als daß die Franzosen, denen nur das geschleifte Pondichery und Carical blieb, sich ferner mit ihnen hätten messen können. Nur Isle de France und Bourbon erhielten ihnen einen schwankenden Einfluß auf den ostindischen Handel. — Außer den bisher angeführten Hauptcolonialvölkern Europa's, den Portugiesen, den Spaniern, Holländern, Engländern und Franzosen, dürfen jedoch auch die Dänen und Schweden nicht gänzlich übergangen werden; ja es gab eine Zeit, wo selbst Oesterreich an dem Colonialhandel Antheil zu nehmen strebte. — Schon unter Christian IV. im Jahre 1618 ward in Dänemark eine ostindische Compagnie gestiftet, die zwar Tranquebar von dem Rajah von Tanjore erwarb, dennoch aber schon im J. 1634 zu Grunde ging. Kein günstigeres Schicksal hatte die zweite, 1670 gestiftete Compagnie, die jedoch bis 1729 bestand. Schon im J. 1671 hatten die Dänen auch die Insel St. Thomas in Westindien besetzt, wozu in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch St. Jean und St. Croix kamen, die sie von Frankreich erkauften. Im J. 1734 ward eine westindische Compagnie errichtet, nach deren Aufhebung aber (1764) der Handel nach Westindien freigegeben, worauf sich die dortigen Inseln schnell hoben. Auch der ostindische Handel, für welchen 1732 eine Compagnie errichtet worden war, war sehr gewinnreich, wiewohl die Compagnie nur hauptsächlich mit China Handel trieb, ihre Niederlassungen in Ostindien aber im J. 1777 an die Krone abtrat. — Auch Schweden errichtete 1731 eine ostindische Gesellschaft, obgleich es keine Besitzungen in Indien hatte, um unmittelbaren Antheil an dem Theehandel mit China zu nehmen den es mit vielem Glücke führte; im J. 1784 aber gelang es ihm, durch die Erwerbung der kleinen Insel St. Barthelemi von Frankreich, in Westindien festen Fuß zu fassen. — Unglücklicher war Oesterreich, das unter der Regierung Carls VI. durch Errichtung der Compagnie von Ostende im J. 1722 einen unmittelbaren Verkehr mit Ostindien anzuknüpfen versuchte, aber durch das heftige Widerstreben Englands und Hollands sich genöthigt sah, im J. 1731 die Compagnie wieder aufzuheben. — Erst in neuern Zeiten sah Ruß-

land im J. 1787 eine eigene Compagnie zur Betreibung der Jagd, und des Pelzhandels auf den Curilen und Aleuten und den Küsten von Nordwestamerika entstehen. — So waren Ostindien, das feste Land und die Inseln von Amerika die vornehmsten Puncte, wohin die Colonialunternehmungen der Europäer gingen, doch so lange der Sclavenhandel in seiner ganzen Ausdehnung bestand, war auch Afrika für das europäische Colonialwesen nicht unwichtig, und sogar in Australien hat man in neueren Zeiten eine englische Colonie entstehen gesehen. Größtentheils waren es nur einzelne befestigte Factoreien, welche die Colonialvölker an den Küsten von Afrika besaßen und noch besitzen. Ihr Hauptzweck war der Sclavenhandel, der größtentheils durch privilegirte Compagnien betrieben ward. Dagegen ward im J. 1786 durch die Engländer eine freie Negercolonie zu Sierra Leone gegründet, und die von Dänemark und England (1802 und 1806) ausgegangene Abschaffung des Sclavenhandels muß nothwendig bedeutend auf die afrikanischen Niederlassungen zurückwirken. — Die Entdeckung von Australien führte im J. 1788 die bekannte Niederlassung zu Sidney Cove in Neu-Süd-Wales auf dem Continente des neuen Welttheils herbei, die bald eine blühende Ackerbaucolonie ward. — Aus diesem kurzen Abrisse der Geschichte des Colonialhandels des neuern Europa's geht nun die hohe Wichtigkeit hervor, welche Colonien und Colonialhandel in neuern Zeiten erhielten und erhalten mußten. Der Handel, dieses große Triebrad der Cultur, erhielt dadurch eine ungleich größere Ausdehnung und einen neuen Schwung, und bald erkannten die Völker, daß derselbe, wenn gleich nicht die einzige, doch eine der Hauptquellen ihres Wohlstandes sei. Daher das Streben beinahe aller europäischen Staaten, an diesem vortheilhaften Verkehre thätigen Antheil zu nehmen. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß die Vortheile des Colonialhandels nicht selten zu hoch angeschlagen wurden, daß man, getäuscht durch die Vorspiegelungen des Mercantilsystems und noch mehr durch den großen Wohlstand, den einzelne Colonialvölker, vorzüglich die Engländer und Holländer, erlangten, und den man ausschließlich ihrem Colonialhandel, wenn gleich sehr mit Unrecht, zuschrieb, auf denselben ohne alle weitere Rücksicht auf das besondere Genie und den besondern Charakter der Nation und auf ihre gesammte geographische und politische Lage, einen übertrieben hohen Werth legte. Dadurch verleitet, suchte man so viel als möglich alle Fremden von diesem Handel zu entfernen, um ausschließlich die Vortheile desselben zu genießen, und es bildete sich in Bezug auf die Colonien ein Völkerrecht, welches durch seine illiberalen Grundsätze sich sehr zu seinem Nachtheile von der Humanität des in Europa befolgten unterschied. So suchten schon die Portugiesen und Spanier alle andere europäische Nationen von der Schifffahrt der Meere, an denen ihre Colonien gelegen waren, auszuschließen und selbst durch die gewaltsamsten Mittel diese Anmaßung zu behaupten. Allein weder Spanien noch Portugal vermochten auf die Dauer solche übertriebene Ansprüche durchzusetzen, gegen welche sich vorzüglich England und Holland schon früh erklärten. Jedoch kaum waren beide in den Besitz des Colonialhandels gekommen, als auch sie zwar nicht dieselben, aber nicht viel liberalere Grundsätze aufstellten. Ward gleich im Allgemeinen der Grundsatz anerkannt, daß die indischen Meere nicht Einer Macht ausschließlich angehörten, so suchten dagegen die neuen Besitzer nicht nur durch positive Verträge sich die ausschließliche Herrschaft über einzelne beträchtliche Theile derselben von andern Staaten zusichern zu lassen, sondern auch durch Ge-

valtthätigkeiten und Bedrückungen aller Art, selbst mitten im Frieden, ihre Nebenbuhler von jenen Meeren zu verscheuchen. Allgemein aber ward der Grundsatz angenommen, daß jede fremde europäische Nation von dem Handel mit den Colonien der andern ausgeschlossen blieb; ja nicht selten war selbst das Anlanden und Besuchen der Häfen den Fremden durchaus verboten. — Der Colonialhandel selbst zerfällt, seiner Natur nach, in drei Haupttheilungen: den Zwischenhandel zwischen den verschiedenen Ländern jener fernen Gegenden, den Zwischenhandel zwischen Europa und den Colonien und den Handel mit Colonialwaaren in Europa selbst. Den Zwischenhandel in jenen fernen Gegenden, wo die Colonien gelegen sind, der vor der Ankunft der Portugiesen in Ostindien, denn von diesem ist hauptsächlich hier die Rede, sich beinahe ausschließlich in den Händen der Araber oder Mauren befand, suchten die Europäer schon früh ausschließlich an sich zu reißen, jedoch glückte ihnen dieß nicht so vollkommen, daß nicht noch einige andere Nationen, in späteren Zeiten vorzüglich die Chinesen und die Hindus selbst, daran einen beträchtlichen Antheil behalten hätten. — Eben so wenig vermochte der Handel mit Colonialwaaren in Europa ausschließlich das Eigenthum einer Nation zu verbleiben, wiewohl natürlich diejenige, welche die Waaren aus der ersten Hand geholt, darin manche Vortheile vor andern voraus hatte, die dieselben von ihr zu kaufen gezwungen waren. Mit Ausnahme der Spanier und Portugiesen, deren Handel in Europa bis auf die neuesten Zeiten größtentheils nur ein Passivhandel blieb, suchten alle übrigen Nationen den Handel mit den Erzeugnissen ihrer Colonien auch in Europa so viel als möglich für sich zu einem Activhandel zu machen. Vorzüglich war und blieb es jedoch der Zwischenhandel zwischen Europa und den Colonien, den jede Nation ausschließlich mit strenger Entfernung aller Fremden sich vorbehielt. Es war dies die allgemeine Sitte, in Friedenszeiten und auch in Kriegszeiten ward sie beibehalten, so lange es noch keinen übermächtigen Seestaat in Europa gab, d. h. bis zu Anfange des siebenjährigen Krieges. Damals aber ward die englische Marine so übermächtig, daß in dem zwischen England und Frankreich geführten Kriege die französische Flagge es nicht wagte, auf dem Meere zu erscheinen und selbst den Handel mit ihren Colonien weiter zu betreiben. Jetzt fingen die Franzosen an, ein von ihnen und den übrigen minder mächtigen Colonialstaaten in den folgenden Kriegen mit England gewöhnlich wiederholtes Verfahren zu üben, nämlich den Handel mit ihren Colonien zu einem freien Handel für alle befreundete und neutrale Staaten zu erklären. Auf diese Weise sicherten sie nicht nur ihre Colonien, die zum Theil der Zufuhr nicht entbehren konnten, sondern sie retteten so wenigstens einen Theil des Gewinnes des Colonialhandels, indem die Neutralen größtentheils nur als Commissionäre den Handel zwischen dem Mutterlande und den Colonien fortführten und ersteres nur die Fracht für die hin- und hergeschickten Waaren verlor. Da aber England, welches bekanntlich in neuern Zeiten sich in der Regel immer geweigert hat, den Grundsatz: frei Schiff, frei Gut, anzuerkennen, diesen Handel störte, so fingen die Neutralen an, die Waaren der Colonien, mit denen ihnen der Handel freigegeben worden war, zu kaufen und als ihr Eigenthum zu verführen. England dagegen behauptete, es sei dies in der Regel nur ein Scheinkauf, die Neutralen machten nach wie vor nur die Frachtfuhrleute für die andere kriegführende Partei; und allerdings mögen sie wohl in vielen Fällen Recht gehabt haben,

wenn z. B. große Ankäufe für Oerter und Gegenden gemacht wurden, wo zum Absatze einer solchen Menge von Colonialwaaren gar keine Gelegenheit wär, oder wenn plötzlich vorher gänzlich unbekannte Handelshäuser ungeheuere Unternehmungen in Colonialwaaren machten, die sie unmöglich mit ihrem eigenen Vermögen bestreiten konnten. Da England ferner behauptete, es seien alle gegen diesen betrüglichen Handel ergriffene Vorsichtsmaßregeln durch die List der Neutralen unwirksam, so stellte es einen Grundsatz auf, der seitdem unter dem Namen der Kriegsregel von 1756 einen der Hauptstreitpunkte zwischen England und den Neutralen abgegeben hat. Die Engländer, welche den Verkehr des Feindes mit seinen Colonien nicht nur als eine wichtige Hülfsquelle für denselben, sondern auch vorzüglich als ein treffliches Sicherungsmittel dieser Colonien selbst betrachten, behaupten dem zufolge, es müsse derselbe, da er in Friedenszeiten allen Neutralen versagt sei, angesehen werden als ein feindliches Besitzthum, welches, gleich jedem andern feindlichen Eigenthume, ein Gegenstand des Kampfes sei und dem Sieger zugehöre; die Neutralen aber hätten keineswegs das Recht, von der dem Feinde nur durch die Noth abgedrungenen Erlaubniß, diesen Handel zu führen, Vortheil zu ziehen, so wenig wie sie eine vielleicht gefährlich gelegene Besitzung für die Dauer des Kriegs unter ihren Schutz zu nehmen befugt wären. Auch könnten sich die Neutralen desto weniger über eine Beeinträchtigung beschweren, da ja der Verkehr mit den Colonien des Feindes ihnen von demselben in Friedenszeiten gleichfalls keineswegs gestattet sei. Unter den Neutralen ist es vorzüglich Amerika, welches über die Kriegsregel von 1756 bittere Klage geführt hat, so wie wiederum England sich nicht minder heftig über die Betrügereien und Beeinträchtigungen der Nordamerikaner beschwerte. Doch nicht genug, die Colonien von allem Verkehre mit dem Fremden abzuschneiden, gab die Handelseifersucht und das Mercantilsystem noch einer Menge für das Aufblühen der Colonien höchst nachtheiliger Beschränkungen ihre Entstehung, wodurch der Verkehr zwischen den Colonien und dem Mutterlande selbst so viel als möglich beengt ward. Man ging dabei von dem Gesichtspunkte, wenigstens in der Folge, aus, die Colonien in der möglichst größten, mercantilischen sowohl, als auch, wie wir bald sehen werden, politischen Dependenz zu erhalten. Die vornehmste dieser Maaßregeln und die am häufigsten geübte war die Errichtung von Compagnien, denen der Handel zwischen dem Mutterlande und den Colonien ausschließlich übertragen ward. Abgesehen von den Nachtheilen, welche die Regierung solcher Compagnien für die Colonien mit sich führt, ward schon das ausschließliche Handelsprivilegium derselben für die Colonien in der Regel höchst drückend. Die nothwendige Folge dieser Beschränkung der freien Concurrenz war die, daß der Flor der Colonien ungleich langsamer zunahm, als ohne sie der Fall gewesen sein würde. Freilich aber war auch dem Mutterlande an dem Aufblühen der Colonien selbst in der Regel wenig gelegen, nur den größtmöglichsten Gewinn wollte man von ihnen ziehen. Die Colonien mußten so die Waaren und Erzeugnisse des Mutterlandes gewöhnlich in schlechterer Qualität und zu höheren Preisen sich verschaffen, als sie dieselben bei freier Concurrenz würden erhalten haben, und die natürliche Folge war, daß die Colonisten desto weniger producirten. Aehnliche Wirkungen mußte dieser Zwang der Compagnien auf das Mutterland haben, dem die Compagnien willkührlich die Preise setzten; auch die Compagnien

selbst gewannen dabei in der Regel nicht, sondern nur ihre Bedienten, indem der Mangel an Aufsicht und daher der Mangel an Oekonomie und die unvermeidlichen Unterschleife und Betrügereien aller Art früher oder später die Angelegenheiten der Compagnien zerrütteten. Scheint gleich die englisch-ostindische Compagnie hiervon eine Ausnahme zu machen, so scheint es auch nur so, und man weiß nur zu gut, daß nur außerordentliche Umstände und Unterstützungen sie schon mehr als einmal von dem drohenden Verderben erretteten. Man hat Compagnien oft als unumgänglich nothwendig gepriesen, um den Handel in fernen Gegenden, vornehmlich in Ostindien, mit Vortheil zu betreiben, indem man theils die Unbekanntschaft mit den dortigen Sitten und Gebräuchen, die Gefahr, durch zu große zufällige Concurrenz sich einander den Markt zu verderben, endlich auch die Unsicherheit mit räuberischen Fürsten und Völkern zu verkehren, als Gründe anführte, weswegen dort der Handel von Privatpersonen keinesweges betrieben werden könne. Allein man bedachte nicht, daß die Unbekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen, und die Gefahr, sich den Markt zu verderben, eben so gut bei andern Zweigen des Handels Statt findet oder Statt finden kann, bei denen man dennoch nie daran dachte, sie durch Compagnien betreiben zu lassen, und daß die Gefahr, welche von den Feindseligkeiten der dortigen Fürsten und Völker drohe, erst vornehmlich durch die Compagnien selbst erregt wurde, indem der Diener einer mächtigen Corporation sich in der Regel ungleich gewaltsamer und stolzer beträgt, als der einzelne wehrlose Kaufmann, der auf den Schutz keiner bewaffneten Macht rechnen kann. Daß Compagnien zu dem Colonialhandel nicht durchaus nothwendig sind, das beweist schon das Beispiel der Spanier und Portugiesen, die dergleichen in ihrer blühenden Periode nicht kannten, wiewohl sich eben so wenig leugnen läßt, daß die besondern Umstände, unter denen die holländischen und englischen Compagnien, vornehmlich die ostindischen, entstanden, allerdings ihre Errichtung zu rechtfertigen scheinen. So verwechselte man daher die Ursache mit der Wirkung; statt die Compagnien als den Grund des Blühens des ostindischen Handels anzustaunen, hätte man sich vielmehr darüber wundern sollen, daß trotz der Compagnien dieser Handel so blühend ward. Das große und schnelle Glück, welches zumal die holländisch-ostindische Compagnie machte, reizte allenthalben zur Nachahmung, und aller Orten sah man Compagnien entstehen, die freilich nicht immer einen gleichen Fortgang hatten. Zugleich mit den Compagnien, auch wohl ohne dieselben, fanden noch andere Beschränkungen des Colonialhandels Statt. So ward es z. B. in der Regel jedem Unterthanen verboten, in Diensten einer fremden Macht, oder wenn der Handel ausschließlich einer Compagnie gehörte, ohne Autorisation derselben nach den Colonien zu fahren; es ward ferner der Handel gewöhnlich nur auf einige bestimmte Häfen, auf eine bestimmte Anzahl Schiffe, auf bestimmte Perioden beschränkt. Auf jede Art suchte man den Grundsatz geltend zu machen, den Colonialhandel so viel als möglich abhangig von dem Mutterlande zu erhalten. Erst in neuern Zeiten hat man angefangen, auch hier sich liberaleren Grundsätzen zu nähern. Wurden auch die bestehenden Compagnien nicht aufgehoben, was jedoch mit einigen wirklich der Fall war, so wurden dennoch die ausschließlichen Privilegien modificirt, und auch Nichttheilnehmern an denselben, wie z. B. in England, die Möglichkeit verschafft, an dem Colonialhandel Antheil zu nehmen,

überhaupt aber demselben größere Freiheit gestattet. Was die Regierung der Colonien betrifft, so fand auch hier vom Anfang an das Princip Statt, die Colonien in einer gleich strengen politischen und mercantilischen Abhängigkeit zu halten. Handel und Regierung standen bei ihnen immer in der genauesten Verbindung, wenn dies gleich nicht bei allen in gleichem Maße der Fall war. Die Colonien lassen sich überhaupt nach ihrem Zwecke und ihrer Einrichtung in vier große Classen theilen, nämlich in Ackerbau-, Bergbau-, Pflanzungs- und Handels-Colonien. In den ersteren — von der Art sind hauptsächlich die Colonien im nördlichen Amerika — ist, wie der Name schon angibt, Landbau die Hauptsache; die Europäer, die sich dort niederlassen, werden Landeigenthümer und kehren selten in ihr Vaterland zurück. In der zweiten und dritten Generation, je mehr allmälig die Bande der Verwandtschaft und sonstige Verhältnisse, die sie an das Mutterland knüpften, absterben und die Erinnerungen erlöschen, erwachsen die Colonisten immer mehr zu einer eigenen Nation und werden leicht ihrem Vaterlande entfremdet. Daher ist auch, wie die Erfahrung gezeigt hat, der Besitz dieser Colonien, so wie die Menschen sich in denselben vermehren und in nähere Berührung mit einander gerathen, unsicher und die Verfassung erhält mehr oder weniger republikanische Formen. Beinahe in denselben Verhältnissen steht die zweite Art der Colonien, die Bergwerkscolonien, bei denen Gewinnung der edlen Metalle und Edelsteine die Hauptsache ist; — so vorzüglich die Niederlassungen der Spanier und Portugiesen im südlichen Amerika. Wenn gleich anfangs bloße Bergwerkscolonien, gehen diese leicht in Ackerbaucolonien über. Auch in ihnen bildet sich alsdann leicht eine Nation, doch langsamer, indem die Bergwerke nur durch Sclaven bearbeitet werden, und daher anfangs nur wenigen Europäern Veranlassung geben, sich dort niederzulassen. Erst wenn der Ackerbau dort einheimisch und eine wesentliche Beschäftigung der Colonisten geworden, kann sich dort gleichfalls eine eigene selbstständige Nation bilden, wie dies schon jetzt größtentheils in den spanischen, weniger aber noch in den portugiesischen Besitzungen von Südamerika der Fall ist. Ganz anders verhält es sich dagegen drittens in den Pflanzungscolonien, deren Zweck die Erzeugung gewisser, in der Regel nur unter einem heißen Himmelsstriche gedeihender Pflanzen in Plantagen für Europa ist, wie z. B. vornehmlich die Niederlassungen auf den westindischen Inseln. Eine Nation bildet sich hier nicht leicht. Zwar sind Europäer dort Besitzer von Pflanzungen, allein nur in geringer Zahl und außerdem nur selten dort einheimisch, indem das ungesunde Clima und die Unbequemlichkeiten des Lebens sie bewegen, entweder ihre Pflanzungen durch Aufseher verwalten zu lassen und ihren Ertrag in Europa zu verzehren, oder sie doch, nachdem sie sich ein beträchtliches Vermögen gesammelt, in ihr Vaterland zurückkehren. Die geringe Anzahl der Pflanzer, denn der ungleich größere Theil der Bevölkerung besteht in Negersclaven, die ausschließlich zur Bearbeitung der Pflanzungen gebraucht werden, verhindert, daß eine selbstständige Nation sich hier bilde, auch können diese Niederlassungen am wenigsten des Schutzes und der Unterstützung des Mutterlandes entbehren. In einem ähnlichen Verhältnisse steht endlich die vierte Hauptclasse, die Handelscolonien, die vorzüglich den Handel mit den Naturproducten des Landes oder den Kunstproducten seiner Einwohner zum Zwecke haben. Sie sind erwachsen aus einzelnen

Factoreien und Stapelplätzen des Handels, die allmählig durch List und Gewalt Mittelpunkte beträchtlicher Gebiete wurden; jedoch war der Besitz von Grund und Boden nur Mittel zum Zwecke, der Handel blieb die Hauptsache. Die Europäer sind in Colonien dieser Art Herrscher, aber selten Landeigenthümer, sondern in der Regel nur Soldaten, Beamte und Kaufleute. Eben deßhalb bildet sich auch hier nicht leicht eine Nation, indem die hier befindlichen Europäer größtentheils nur Bereicherung suchen und gewöhnlich am Ende ihres Lebens in ihr Vaterland zurückkehren. Nur militärische Revolutionen haben diese Niederlassungen — das heißt vorzüglich die ostindischen Colonien — zu fürchten, je schwieriger es ist, eine beträchtliche Militärmacht nach jenen fernen Gegenden zu senden, und je mehr dort in neuern Zeiten das System einheimischer Milizen ausgedehnt worden ist. — Außer diesen vier Hauptclassen von Niederlassungen, wobei freilich wohl zu bemerken ist, daß bei einer und derselben Colonie verschiedene Charakter sich mehr oder weniger vereinigen können, obgleich immer einer der vorherrschende bleiben wird, möchte man freilich wohl noch die auf der afrikanischen Küste des Negerhandels wegen angelegten Factoreien als eine besondere Classe anführen; jedoch sind dieselben bei dem immer mehr abnehmenden Negerhandel zu unbedeutend geworden, als daß sie hier besonders aufgeführt zu werden verdienten. — Da, wo Compagnien bestanden, waren diese gewöhnlich zugleich große mercantilische und politische Corporationen, die auch die Souveräns in ihren Handelsniederlassungen machten: ein Schicksal, welches vorzüglich die Handelscolonien im engeren Sinne traf, unstreitig das härteste von allen. Die Wirkungen der Compagnien, als politischer Corporationen, mußten nothwendig noch ungleich verderblicher für die Colonien sein, als ihr Einfluß auf den Handel. Erpressungen aller Art, Unterschleife der Beamten, Grausamkeiten selbst sind von einer Regierung unzertrennlich, die durch kein edleres Interesse an die Menschen, die sie beherrscht, gebunden, nur den größtmöglichsten Gewinn von ihnen zu ziehen sucht. Die Mißbräuche und die Fehler dieser Verwaltung der Compagnien nöthigten auch in neuern Zeiten die Regierungen der Mutterländer, dieselbe mehr oder weniger unter ihre unmittelbare Aufsicht zu nehmen und die Compagnien vornehmlich nur auf den Handel zu beschränken. Anders ist dagegen die Regierung gewöhnlich in Ackerbau-, Bergbau- und Pflanzungscolonien gestaltet; es sind hier nicht bloß unterjochte Völker, über die man herrscht, sondern größtentheils auch Europäer, die sich hier niederlassen, vormalige Bewohner des Mutterlandes selbst, welche man daher mit ungleich mehr Schonung behandeln mußte. Gewöhnlich übernahm die Regierung des Mutterlandes selbst die Verwaltung dieser Art von Colonien, wurden sie aber von Compagnien besorgt, so ward dennoch den Colonisten einiger Antheil an derselben gegönnt; in mehreren herrscht selbst eine beinahe republicanische Verfassung. — Die gesammte Bevölkerung aller europäischen Colonien in fremden Welttheilen schätzt man auf etwa 70 Millionen Menschen, von denen auf Spanien 11,648,800, auf Portugal 1,501,200, auf Frankreich und Holland zusammen 2,220,350, Dänemark 100,000, Schweden 1800, das wieder an Frankreich abgetretene Guadeloupe ungerechnet, auf Rußland 2000, und endlich auf England nicht weniger als 54 Millionen Menschen zu rechnen sind. Genauere statistische Angaben über den gegenwärtigen Zustand der Colonien müssen wir erst von England erwarten. —

So ist es gegenwärtig der Besitz der Colonien, die den Besitz des Welthandels und dieser wiederum, der den Wohlstand und die Cultur der verschiedenen Völker Europas vornehmlich bestimmt. Durch den Colonialhandel sind die Europäer mit neuen Bedürfnissen und Genüssen bekannt geworden, ihre Industrie hat sich eben dadurch vermehrt, ihr Gesichtskreis ist durch die Bekanntschaft mit jenen fernen Gegenden erweitert und europäischer Cultur auch jenseit des Oceans ein neues weites Feld eröffnet. Dadurch ist zugleich die hohe politische Wichtigkeit der Seestaaten, vornehmlich Englands als des ansehnlichsten Colonialstaats für das übrige Europa, dauernd begründet; sollte es je der Uebermacht gelingen, England dauernd von aller Verbindung mit dem Continente auszuschließen; so würde dieser damit zugleich auf einen wesentlichen Theil seiner Genüsse, seiner Industrie, seines Wohlstandes und seiner Cultur Verzicht leisten, würde einen bedenklichen Schritt zur Barbarei zurückthun. Welche Nachtheile hat nicht das verderbliche französische Ausschließungssystem, wenn es gleich nur einige Jahre in seiner ganzen Strenge bestand, über Europa gebracht? Dagegen aber hat für die Colonien, vorzüglich die amerikanischen Continentalcolonien, in unsern Tagen eine neue wichtige Periode begonnen. Brasilien ward am Ende des Jahres 1807 aus einem Nebenlande das Hauptland des portugiesischen Reichs, der Sitz eines europäischen Hofes, und das Jahr 1810 war der Anfang weitaussehender Unternehmungen in dem spanischen Südamerika, das, nach Nordamerikas und St. Domingos Beispiele, sich in mehrere Freistaaten auflösen zu wollen schien. — Noch wird dort der große Kampf gefochten; wer vermag seinen Ausgang zu bestimmen? Cz.

Colonialwaaren. Man begreift unter Colonialwaaren hauptsächlich nur die Produkte der Pflanzungs-, Handels- und Bergbau-Colonien, jedoch letztere nur zum Theil, denn edle Metalle und Edelsteine, die vornehmsten Erzeugnisse der Bergbau-Colonien, werden nicht leicht mit dem Namen von Colonialwaaren bezeichnet, so wenig als die Erzeugnisse der Ackerbau treibenden Colonien im engern Sinne; dagegen aber sind Gewürze und Spezereien, ostindische Zeuge aller Art, Farbe- und Möbeln-Hölzer, Arzneimittel, Baumwolle, und vor allen Caffee, Zucker, Reis und Thee unter diesem Namen bekannt. Die Consumtion dieser Waaren, die vor der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien nur den Reichern als ein besonderer Luxus möglich war, hat sich, seitdem der Ocean die große Straße für den Handel nach Ostindien und Amerika geworden, seitdem die Europäer selbst beträchtliche Colonien in jenen fernen Gegenden gegründet und je mehr fortwährend die Production derselben gewachsen, d. h. seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts, vornehmlich aber seitdem Engländer und Holländer den ersten Platz unter den Colonialvölkern Europa's eingenommen, also vorzüglich seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ins Ungeheure vermehrt. Statt daß die Colonialwaaren daher früher nur Gegenstände des höheren Luxus waren, sind sie seit der Zeit Gegenstände des Bedürfnisses für alle, selbst die niedrigsten Classen der Bewohner sämmtlicher Länder Europas, geworden. Dadurch ward aber auch zugleich eine gänzliche Umwälzung in dem bürgerlichen und politischen Zustande unseres Welttheils herbeigeführt. Der Handel erhielt dadurch eine ungleich höhere Wichtigkeit und ein allgemeineres Interesse; denn nur durch ihn konnten diese zum Bedürfnisse geworde-

nen Genusse befriedigt werden. Je mehr aber der Handel nur im Frieden blüht, eine desto feindlichere Tendenz mußte das Zeitalter überhaupt erhalten. Der Stand der Kaufleute, der sich eben dadurch so außerordentlich vermehrte, bildete bald eine über die gesammte cultivirte Welt sich verbreitende Conföderation, die nur von Einem Interesse beseelt war, den Handel in seinem Gange zu erhalten; und selbst unter kriegführenden Nationen bemühten sich die Regierungen vergeblich, die Verbindungen der Kaufleute unter einander gänzlich abzuschneiden. So ward durch den immer lebhafter werdenden Verkehr der Völker unter sich zugleich der Austausch der Ideen befördert, die Begriffe erweiterten sich, ein weltbürgerlicher Geist im edleren Sinn des Worts vereinigte früher beinahe gänzlich isolirte Nationen und schuf die Völker Europas allmählig zu einer großen gebildeten Familie um. Gleich folgereich ward die durch die immer steigende Consumtion der Colonialwaaren bewirkte größere Wichtigkeit der Colonialstaaten, d. h. in neuern Zeiten vorzüglich der beiden Seestaaten in der eminenten Bedeutung des Worts, Englands und Hollands. Für beide, und freilich auch im geringern Grade für die übrigen Colonialstaaten Europas, ward der Handel mit den Erzeugnissen der Colonien eine vorzügliche Quelle des Reichthums und der Macht; beide wurden dadurch im eigentlichen Sinne für Europa unentbehrlich und trugen wie kein anderer Staat zur Cultur der europäischen Menschheit bei. Zugleich aber wirkte die höhere politische Wichtigkeit Englands und Hollands höchst wohlthätig auf das politische Gesammtwesen von Europa zurück. Beide, vornehmlich England, je mächtiger es war, wurden im eigentlichsten Sinne die Stützen des Systems von Europa. Ihnen lag ja vor allen daran, den Continent von Europa vor Unterdrückung und Universalmonarchie zu bewahren, damit nicht die Uebermacht eines Staats diesen in den Stand setze, ihnen die Häfen und Küsten des festen Landes zu verschließen, ihnen so die Ausflüsse ihrer Waaren zu verstopfen und damit zugleich den Gewinn zu entziehen, den sie durch den Vertrieb derselben bisher gemacht hatten. So wurden die Haupteolonialstaaten die thätigsten Vertheidiger der Unabhängigkeit der einzelnen, vornehmlich der kleinern europäischen Staaten, zugleich aber auch die heftigsten Gegner jeder entstehenden Universalmonarchie und Präpotenz. Daher suchte auch in unsern Tagen Frankreich, sobald es nach einer Universalmonarchie auf dem Continente zu streben anfing, die Seemächte von demselben auszuschließen, freilich unter sehr uneigennützig klingenden Vorwänden. Man wollte die Völker des Continents vor der Verarmung bewahren, sie von den Contributionen befreien, die sie fortdauernd an England, das bei der Uebermacht seiner Marine bald die einzige europäische Colonialmacht von Bedeutung war, vornehmlich auch für Colonialwaaren zahlen mußten, wollte diese Waaren durch allerhand Surrogate überflüssig machen und so den Continent selbst mit Gewalt und wider seinen Willen bereichern, da die trefflichen Gründe noch immer bei der schwachsinnigen, nur an Gewohnheit hängenden Menge keinen Eindruck machen wollten. Freilich war es auch allerdings auffallend, daß die Consumtion der Colonialwaaren schon seit Jahrhunderten Statt fand, und daß man noch immer kein wesentliches Verarmen des Continents wahrnahm, sonst hätte ja auch freilich der Handel längst aufhören müssen, da sich mit einer verarmten Nation nicht wohl ein vortheilhafter Verkehr betreiben läßt, — ganz das Gegen-

stück der letzten Jahre, wo trotz der Bemühungen Frankreichs, den Continent mit Gewalt zu bereichern, derselbe täglich ärmer ward. Untersuchen wir aber genauer, ob es wirklich gegründet sei, was Frankreich behauptete, daß der große Verbrauch von Colonialwaaren den Continent nothwendig arm machen müsse; so ist es leicht, das Gegentheil davon zu beweisen, was auch durch die Erfahrung vollkommen bestätigt wird. Die so allgemein verbreitete Consumtion von Colonialwaaren, indem sie ein neues Bedürfniß aller Volksclassen schuf, nöthigte eben dadurch zu neuer Industrie und neuer Thätigkeit, um dieses Bedürfniß zu befriedigen, vermehrte dadurch das Product der Arbeit und damit zugleich den Wohlstand der Nation. Aber, wendet man ein, das Geld, oder die Producte der Arbeit, gehen jetzt als Tauschmittel gegen Colonialwaaren aus dem Lande und würden sonst in demselben geblieben sein! Allerdings; allein theils würde das Geld und das Product der Arbeit nicht erworben worden sein wäre nicht die Aussicht vorhanden gewesen, sich damit einen neuen Genuß zu verschaffen, theils ist ja auch der Zweck aller Industrie und Thätigkeit, nicht Geld anzuhäufen, sondern die Summe der Genüsse zu vermehren. Wird dieser Zweck erreicht, so haben Industrie und Fleiß und das Product beider dasjenige gewirkt, was sie wirken sollten. Auf die kleine Zahl verschwenderischer Müßiggänger, die, ohne zu arbeiten, ihr Capital verzehren, um ihre Genüsse zu befriedigen, kann natürlich gar keine Rücksicht genommen werden. — Man erkannte jedoch bald, daß in dem gegenwärtigen Zustande der Cultur von Europa, alle Colonialwaaren gänzlich auszuschließen, nicht gut möglich sei, und so suchte man durch Surrogate aller Art zu helfen; ein tragikomischer Capitel in der Geschichte unserer Industrie. Die ungeheuren Zölle, mit denen man zugleich die Einfuhr der Colonialwaaren allenthalben belegte, so weit französischer Despotismus reichte, das hieß, in gewissen unvergeßlichen Jahren beinahe über den gesammten europäischen Continent, trugen dagegen wesentlich dazu bei, die Völker desselben immer ärmer zu machen; denn diese Zölle mußten bezahlt werden, ohne daß dafür irgend eine werthvolle Sache eingetauscht werden konnte, und brachten zugleich allenthalben einen höchst verderblichen Contrebandhandel hervor. Das berüchtigte französische Decret von Berlin vom 21sten Novemb. 1806, noch mehr aber der nicht weniger übel berühmte Tarif von Trianon vom 3. Aug. 1810, den 12. Sept. desselben Jahres erweitert, enthielten Verfügungen, die zum Glücke nicht lange und allgemein genug bestanden, um alle Völker des Continents zu einem großen Haufen roher Bettler zu machen. — Was die Colonialwaaren selbst betrifft, so liefert Ostindien vornehmlich Zeuge und Spezereien und Thee aus China, Westindien Reis, Caffee, Zucker und Baumwolle, Südamerika edle Metalle und Steine, Färbe- und Möbeln-Hölzer und Arzneimittel, Nordamerika Erzeugnisse des Landbaus. Eben dadurch bestimmte sich auch der Charakter des Colonialhandels der einzelnen europäischen Colonialstaaten, ehe noch in den letzteren Zeiten England beinahe in den ausschließlichen Besitz dieses gesammten Handels kam. So trieben Spanien und Portugal vorzüglich den Handel mit edlen Metallen, mit Färbe- und Möbeln-Hölzern und Arzneimitteln, England vor allen mit Zeugen und Thee, Holland mit Spezereiwaaren, und Frankreich, so lange es in dem Besitze von St. Domingo war, vornehmlich mit Caffee und Zucker. Cs.

Colonna (Marc. Ant.), ein großer Feldherr des 16ten Jahrhunderts, der sich in den italienischen Kriegen, besonders gegen die

Franzosen, sehr tapfer erwies. Nach dem Frieden von Noyon 1516 zog ihn König Franz I. auf seine Seite und erhielt wichtige Dienste von ihm. Er wurde 1522 in der Belagerung Mailands von einer Feldschlangenkugel getödtet. Prospero Colonna, sein Oheim, hatte sie, ohne ihn zu kennen, mit Fleiß auf ihn richten lassen. Ein anderer Marco Antonio Colonna, Herzog von Palliano, war Großconnetabel von Neapel und Vicekönig von Sicilien und erlangte in spanischen Diensten großen Ruhm. Er wohnte als Generallieutenant der Schlacht bei Lepanto wider die Türken bei. Nach seiner Rücklunft nach Rom hielt ihm Muretus eine feierliche Lobrede. Er starb in Spanien am 1. August 1585. Man vergleiche über die Familie Colonna Archenholz Minerva 1809.

Colonna (Vittoria), die berühmteste unter den Dichterinnen Italiens, war die Tochter des Fabrizio Colonna, Großconnetabels von Neapel, und wurde 1490 zu Marino, einem ihrer Familie gehörigen Lehne, geboren. Als vierjähriges Mädchen wurde sie dem Fernando Francesco d'Avalos, Marchese von Pescara, einem Knaben von gleichem Alter, zur Gemahlin bestimmt. Die seltenen Vorzüge des Körpers und Geistes, mit welchem sie die Natur und die sorgfältigste Erziehung geschmückt hatten, machten sie zum Gegenstande allgemeiner Bewunderung, so daß viele, selbst Fürsten, um die aufblühende Schöne warben. Getreu indeß ihrem Gelübde, gab sie dem Gespielen ihrer Jugend, der sich zu einem der vollkommensten Männer seines Zeitalters ausgebildet hatte, in ihrem siebzehnten Jahre ihre Hand. Sie lebten in der glücklichsten Ehe. Allein die Gefangenschaft, in welche ihr Gemahl 1512 in der Schlacht von Ravenna gerieth, trübte dieses Glück, und sein Tod, den er 1525 in der Schlacht von Pavia fand, endigte es ganz. Vittoria suchte Trost in der Einsamkeit und in der Poesie. Alle ihre Gedichte waren dem Andenken ihres Gemahls gewidmet, sie verlebte sieben Jahre abwechselnd zu Neapel und auf Ischia und zog sich dann in ein Kloster, erst zu Orvietto, nachher zu Viterbo, zurück. Später entsagte sie dem Klosterleben und ließ sich zu Rom nieder, wo sie 1547 starb. Ihre Rime sind öfters gedruckt und von Rinaldo Corso weitläufig commentirt worden. Sie stehen den Gedichten der meisten Petrarchisten ihrer Zeit nicht nach. Den vorzüglichsten Werth haben ihre Rime spirituali (Venedig 1548. 4.), welche tiefes Gefühl und eine geläuterte Frömmigkeit verrathen. Ihre sämmtlichen Gedichte sind 1760 zu Bergamo erschienen.

Colonnade, ein Säulengang von einer doppelten Reihe von Säulen gebildet; Säulenreihe, eine einfache Reihe von Säulen, die keinen Gang bildet; Säulenkreis, Verbindung mehrerer Säulen unter einem gemeinschaftlichen Hauptgesimse.

Colonne, in der Baukunst eine Säule (s. d. Art.) — In der Kriegskunst im Allgemeinen eine Anzahl Truppen, welche zusammen marschiren und ihre eigene Richtung halten, um andern Abtheilungen nicht in den Weg zu kommen. Dann eigentlich ein so gestelltes Truppencorps, daß die Front der ganzen Masse um vieles geringer als ihre Tiefe ist. Die Colonnenstellung steht zwischen der Linien- und der Rottenstellung mitten inne. Bei der Linienstellung bildet das Heer nur eine weit gedehnte Front ohne alle Tiefe. Diese rechts oder links geschwenkt, wobei eigentlich gar keine Front Statt findet, gibt die Rottenstellung, die nur zum Marschiren, nicht zum Schlagen anwendbar ist. Die Colonnen sind mehr

oder weniger dicht auf einander geschlossene Truppenabtheilungen, als Regimenter, Bataillone, Divisionen, Pelotons, Sectionen, welche keine größere Front zeigen, als resp. jede einzelne Abtheilung für sich stark ist, und welche nun entweder durch die Gewalt der Masse die Front des Feindes zu durchbrechen suchen, oder sich bei Annäherung an derselben auseinander in Linie ziehen (aufmarschiren, deployren). Es gibt viele Arten, Colonnen zu formiren, aufzulösen und überhaupt zu gebrauchen. Die Parademärsche bei Musterungen und andern feierlichen Gelegenheiten geschehen immer en colonne. Die Colonne ist die gewöhnliche und natürliche Ordnung des Heers auf allen Märschen. Daher nennt man auch die großen, zum Marsche von Truppen sich eignenden oder dazu gemachten Straßen Colonnen-Wege.

Colophonium, das Harz, welches Violinisten zur Bestreichung und Befestigung der Violinbogen gebrauchen, ist die dunkelrothe harzige Masse, welche nach Destillirung des Terpentins aus dem Lerchen- oder Fichtenbaume zurückbleibt.

Coloratur. Man bezeichnet mit diesem Worte in der Musik alle geschwinden Figuren, und ganz besonders, im Singen bei Bravour-Arien, die rollenden Passagen, welche der Sänger mit einer gewissen Fertigkeit herauszubringen weiß; überhaupt angenehme, auch oft überladene Manieren in der Musik, durch Schleifer, Läufer, Triller, Tremulanten u. s. w. dd.

Colorit, s. Farbengebung.

Coloß heißt eine ungeheure Bildsäule, ein Riesenbild; daher colossalisch, was ungeheuer, riesenhaft ist. Dies Wort wird alsdann auch figürlich auf außerordentliche und anstaunenswerthe Personen und Dinge angewandt. Ein Coloß von Größe und Stärke — sagt man von einem mächtigen Reiche u. s. w. Eins der berühmtesten Kunstwerke des Alterthums war der zu den sieben Wundern der alten Welt gerechnete Coloß zu Rhodus, eine ungeheuer große, hohle metallene Bildsäule des Apollo oder Phöbus, welche der Bildhauer Chares aus 3000 Talenten Erz in 12 Jahren verfertigte; sie soll 70 Ellen hoch gewesen sein, hatte Finger von Mannes-Größe und stand als Leuchtthurm über dem Eingange des Hafens der Insel, so daß die Schiffe unter den ausgebreiteten Füßen der Bildsäule wegliefen. Nach 56 Jahren stürzte sie durch ein Erdbeben zusammen, lag mehrere hundert Jahre in Trümmern, weil das Orakel die Wiederaufrichtung verboten hatte, bis die Sarazenen im 7. Jahrhunderte nach Christi Geburt die zerschlagenen Stücke auf 900 Kameelen wegführten. — Das Colossalische unterscheidet sich von dem Gigantischen dadurch, daß jenes nicht die Absicht hat, riesenhaft zu erscheinen, sondern, in der berechneten Entfernung betrachtet, sich in natürlicher Größe zu zeigen. Das Gigantische hingegen ist auch in der Erscheinung unförmlich und übergroß, und das Colossalische ist daher, wenn es so gestellt wird, daß es gigantisch erscheint, fehlerhaft.

Columban, s. Benedictiner.

Columbus, s. Colombo.

Columella (Luc. Jun. Moder.), der gelehrteste Agronom des Alterthums, aus Cadix in Spanien gebürtig, lebte um die Mitte des ersten Jahrhunderts, und schrieb zwölf noch vorhandene Bücher de re rustica, welche allerlei Haushaltungsregeln in einer oft rhetorischen Sprache enthalten. Hierzu kommt noch ein besonderes Werk von der

Baumzucht. Das 10. Buch des größern Werks enthält ein Lehrgedicht über den Gartenbau, als Versuch, den Virgil zu ergänzen. Er trägt darin die Vorschriften der Gartenkunst einfach und leicht, aber minder poetisch als Virgil vor. Die beste Ausgabe dieses schätzbaren Werks ist von Gesner (Rei rusticae scriptores).

Coluren sind in der Erdbeschreibung zwei Mittagskreise auf der Himmelskugel, welche die beiden Pole und den Aequator rechtwinklig durchschneiden. Der eine von den Coluren geht durch die beiden Punkte der Sonnenwenden, und heißt Colur der Sonnenwenden; der andere geht durch die Aequinoctialpunkte, und heißt Colur der Tag- und Nachtgleiche.

Coluthus, ein griechischer Dichter, aus Lycopolis gebürtig, lebte zu Anfang des 6. Jahrhunderts unter dem Kaiser Anastasius I. Wir haben von ihm ein Gedicht über den Raub der Helena, das sich nicht über den verdorbenen Geschmack seines Zeitalters erhebt. Die Anlage ist schwach und die Schreibart kalt und schleppend. Die beste Ausgabe ist die Leuwardener 1747 in 8.

Combabus, ein Syrer, der seine Treue, mit welcher er die Königin Stratonice auf einer Reise begleitet hatte, durch einen theuer erkauften aber unumstößlichen Beweis darthat, über welchen Wielands Erzählung Combabus den zureichendsten Aufschluß gibt.

Combination, im Allgemeinen jede Verbindung gleicher oder verschiedener Gegenstände (Elemente) ohne Rücksicht auf die Ordnung dieser Elemente. Combinationslehre, der Inbegriff der Resultate, zu welchen dergleichen Verbindungen führen können, und der darüber sprechenden Regeln. Die für Viele gewiß interessante Frage z. B, wie viel Amben sind aus den 5 gezogenen Lotterie-Nummern überhaupt möglich, d. h. wie oft lassen sich 5 Zahlen, je 2 und 2 ohne Wiederholung verbinden? — gehört in das Gebiet der Combinationslehre. Combinatorische Analysis, die oft sehr verwickelte durch eine eigne Charakteristik ausgezeichnete Anwendung der Combinationslehre auf die Analysis. Dieser interessante und fruchtbare Theil der Analysis ist durch Professor Hindenburg zu Leipzig seit dem Jahre 1778 zu einer selbstständigen Wissenschaft ausgebildet, welche man deutlich und vollständig dargestellt findet in Weingärtners Lehrbuch der combinatorischen Analysis, 2 Thle, Leipzig 1801. Man unterscheidet Verbindungen mit und ohne Wiederholung. Die beiden Lotterie-Nummern 4 und 5 z. B. lassen sich in der doppelten Gestalt 4. 5. oder 5. 4. verbinden; beide Verbindungen geben aber nur Eine Ambe. Man kann die gegebenen Elemente ferner entweder permutirend oder combinirend oder variirend verbinden. Die Frage z. B., wie oft können drei, neben einander stehende Personen ihre Stellung verändern? bezieht sich auf Permutation; die Eingangs aufgeworfene auf Combination der Elemente. Variationen endlich sind Combinationen mit allen möglichen Versetzungen der vorkommenden Elemente. Ausführlicher kann der höchst interessante Gegenstand hier nicht behandelt werden. DN.

Comenius (Johann Amos), ein verdienstvoller Verbesserer des Schulwesens, geboren den 18. März 1592 in dem Dorfe Comna bei Prerau in Mähren. Er nahm den Namen Comenius von seinem Geburtsorte an, sein wahrer Name ist unbekannt. Seine Aeltern gehörten zu der Gemeinde der mährischen Brüder, welche damals viele Verfolgungen auszustehen hatten. Comenius studirte in Herborn, ward dann Rector in Prerau und hernach Prediger in Fulneck. Diese

Stadt ward 1618 durch die Spanier geplündert und verbrannt, und Comenius verlor dadurch seine Bücher, seine Manuscripte, seine ganze Habe. Um der wider ihn als protestantischen Prediger persönlich gerichteten Verfolgung zu entgehen, floh er nach Lissa in Polen, wo er an der Schule arbeitete. Hier gab er 1631 sein Werk: Janua linguarum reserata heraus, das ihn hauptsächlich berühmt gemacht hat. Dieses Werk hat in Zeit von 26 Jahren Uebersetzungen in 12 europäischen Sprachen, außerdem ins Arabische, Türkische, Persische und Mongolische, die im Manuscript im Orient schon seit 1642 circulirten, erlebt. Der Verfasser tritt darin als Schöpfer einer für seine Zeit neuen Methode, die Sprachen zu lehren, auf. Er entdeckte und zeigte die sinnliche Lehrart, wodurch die Sprachen als Schlüssel zu nützlichen Sachkenntnissen der Jugend auf eine ihr angenehme Weise beigebracht werden, und das langweilige Erlernen einer trocknen Nomenclatur erspart wird. Sein Ruf ward dadurch so ausgebreitet, daß er überall verlangt wurde. Er wurde nach England gerufen, um den Schulen eine andere Einrichtung zu geben, aber da die Zeitumstände die Ausführung dieses Plans hinderten, ging er nach Schweden, wo der Canzler Oxenstierna sein großer Gönner wurde. Von da ging er nach Hamburg, Brandenburg, Schlesien, Siebenbürgen, und kehrte wieder nach Lissa zurück, wo er abermals seine Bücher und einen Theil seiner Manuscripte verlor, als nach Gustav Adolphs Rückzug die kaiserliche Armee diese Stadt verbrannte, um sich an den mährischen Brüdern zu rächen, welche etwas zu laut des schwedischen Königs vorige Siege gefeiert hatten. Er ließ sich zuletzt in Amsterdam nieder, wo er noch einige Werke herausgab, und 1672 starb. Sein ganzes Leben war dem Schulwesen gewidmet, das er durch practische Bemühungen und durch seine Schriften zu verbessern suchte. In der Religion war er ein Schwärmer, entdeckte in den Visionen der Apocalypse den damaligen Zustand von Europa, und erwartete das tausendjährige Reich im Jahre 1672. Mit der bekannten Bourignon war er in inniger Freundschaft verbunden. Er verehrte sie als eine Gottbegeisterte. Adelung gibt die Anzahl seiner Werke auf 92 an; doch diese Liste ist unvollständig: er hat noch mehr geschrieben, aber wenig, was jetzt noch gelesen zu werden verdiente.

Comes palatinus, ein Pfalzgraf, d. h. ein Beamter, der unter der ehemaligen deutschen Reichsverfassung vom Kaiser bevollmächtigt war, Doctoren, Licentiaten, Magister und Notarien zu creiren, Poeten zu krönen, uneheliche Kinder zu legitimiren u. s. w. Ursprünglich waren die Pfalzgrafen vornehme Hof- und Gerichtsbeamte an der Pfalz, d. h. dem Hofe des Kaisers. Diese Pfalzgrafen erhielten zugleich die Gerichtsbarkeit über einen angewiesenen Strich Landes, und machten sich nach und nach zu erblichen Besitzern des ihnen anvertrauten Landes. Da sich diese nicht mehr mit dem Hofdienste beim Kaiser beschäftigten, so wurden Pfalzgrafen von geringerem Range ernannt, und diesen die oben genannten Rechte ertheilt. Späterhin blieb ihnen von diesen Rechten aber nicht viel mehr, als die Creirung von Notarien und die Legitimirung außer der Ehe geborner Kinder.

Comet oder Haarstern. So heißen Sterne, welche uns nur zu gewissen Zeiten erscheinen, gemeiniglich nur ein schwaches Licht zeigen, in eine Art von Nebel eingehüllt sind, und meistentheils einen langen, neblichten Schweif nach sich ziehen, der jedesmal von der Sonne abgekehrt ist. Dieser Schweif gab auch Veranlassung zu dem von einem

griechischen, diese Bedeutung tragenden Worte abgeleiteten Namen. Die Cometen-Bahnen sind nicht gleich den Planeten-Bahnen auf die Gränzen des Thierkreises eingeschränkt; vielmehr durchschneiden diese merkwürdigen Himmelskörper die Ebenen der Planeten-Bahnen unter allen Neigungen und nach allen Richtungen, einige sind recht, andere wirklich rückläufig (s. d. Art.); in den von der Sonne entfernteren Theilen der Bahn ist ihre Bewegung sehr langsam, in der Nähe der Sonne wird sie über alle Begriffe schnell. Weil sie nur von Zeit zu Zeit sichtbar werden, hat der Aberglaube in ihrer Erscheinung die Vorzeichen unglücklicher, oder doch höchst wichtiger Begebenheiten sehen wollen. Die neuere Sternkunde bringt uns von den Cometen andere Begriffe bei. Sie zeigt, daß sie zu unserm Sonnensystem gehörige Himmelskörper sind, die sich in sehr langen, excentrischen Ellipsen um die Sonne bewegen. Man hat bereits von mehr als siebzig erschienenen Cometen die wahren Bahnen um die Sonne mit den dazu gehörigen Elementen berechnet, die Zeit der Wiederkunft mehrerer dieser Cometen auf den Grund dieser Rechnungen lange Jahre vorher bestimmt, und indem die Prophezeihung eintraf, der Astronomie, der erhabensten aller Wissenschaften, einen glänzenden Triumph verschafft. Die Cometen von 1456, 1531, 1607, 1682 und 1759 z. B. sind ein und derselbe, der seine Laufbahn in 76 Jahren zurücklegt, und 1835 wieder sichtbar sein wird. Wahrscheinlich sind viele Cometen schon erschienen, ohne bemerkt worden zu sein. Gute Fernröhre zeigen manchen Cometen, der dem bloßen Auge entgeht. — Ueber die physikalische Beschaffenheit dieser Himmelskörper schwebt noch ein tiefes Dunkel. Durch Fernröhre betrachtet, erscheint der Kopf des Cometen als ein dichter Kern, der um sich her eine neblichte Atmosphäre hat, der Schweif ist allezeit leuchtend und so dünn, daß man die dahinter befindlichen Fixsterne durch ihn sehen kann. In den ältern Zeiten hielt man sie für bloße Lufterscheinungen; erst seit Tycho de Brahe und vorzüglich seit Newton, dessen durch mehrere spätere Astronomen und letztlich durch La Place bis zur Vollkommenheit ausgebildete Theorie des Cometenlaufes durch alle seitdem erschienene Cometen bestätigt worden ist, hat man sie für feste Weltkörper angesehen. Wahrscheinlich ist es, daß die Cometen aus einer Materie bestehen, welche durch den Einfluß der nahen Sonne aufgelöset und in Dünste verwandelt wird, die in den Millionen Meilen langen Schweif und bei der nachmaligen langen Entfernung von der Sonne wieder verdichtet werden. Die vielfältigen, zum Theil sonderbaren Hypothesen über das Wesen der Cometen hier anzuführen, würde zu weitläufig sein; wir wollen bloß bemerken, daß die neuere Theorie dieser Himmelskörper allen gegründeten Anlaß zu der Furcht entfernt hat, irgend ein Comet könne sich einmal der Erde so sehr nähern, daß er sie aus ihrer Bahn schleuderte, ihr den Mond raubte u. dergl. m.; schon Dú Sejour (ein verdienter französischer Astronom des vorigen Jahrhunderts) hat berechnet, daß der Comet von 1770 der Erde bis auf 375,000 Meilen nahe gewesen, ohne eine merkliche Veränderung hervorzubringen.

Comfort, comfortable (behaglich), eine den Engländern eigne charakteristische Nationalbezeichnung des Bequemen, Angenehmen und Befriedigenden in der Umgebung.

Comines (Philippe de), Herr von Argenton, geboren 1445 auf dem Schloß Comines bei Menin, verlebte seine Jugend an dem Hofe der Herzoge von Burgund, Philipps des Guten und Carls des Kühnen. Er genoß das ganze Vertrauen des Letztern und trug wesent-

lich dazu bei, ihn und Ludwig XI. mit einander auszusöhnen. Auch bei verschiedenen andern Verhandlungen ward er gebraucht und benahm sich mit Geschicklichkeit. Indeß verließ er die Dienste Carls und trat in die Dienste Ludwigs XI., wahrscheinlich durch den heftigen unbesonnenen Charakter des Erstern und die Versprechungen des Letztern zu diesem Schritte bewogen. Ludwig überhäufte ihn mit Zeichen seines Wohlwollens; das vertrauteste Verhältniß herrschte zwischen beiden. Als nach dem Fall Carls des Kühnen Ludwig das Herzogthum Burgund in Besitz genommen, sandte er Comines dahin, ernannte ihn aber bald zu seinem Gesandten zu Florenz, wo während seines einjährigen Aufenthalts die Verschwörung der Pazzi ausbrach und mißlang. Er zeigte bei dieser Gelegenheit die größte Thätigkeit für die Sache der Medici. Bei seiner Rückkehr ward er von Ludwig besser als je aufgenommen und bald darauf nach Savoyen geschickt, um sich, halb durch List, halb durch Gewalt, des jungen Herzogs Philibert zu bemächtigen und ihn ganz unter die Vormundschaft des Königs, seines Oheims, zu stellen. Zwei Jahre darauf starb Ludwig XI. Bei der folgenden Regierung stand Comines nicht in gleicher Gunst. Er war zum Mitgliede des Staatsraths unter der Regentschaft ernannt worden und auf die Seite der Prinzen gegen die weise und wohlthätige Regierung der Anna de Beaujeu getreten; er ward in alle Cabalen des Herzogs von Orleans verwickelt und schloß sich besonders an den alten Connetable, Johann von Bourbon, an. Als Theilnehmer an einem Complot, das entdeckt wurde, mußte er die härteste Behandlung erfahren und acht Monate zu Loches in einem eisernen Käfig zubringen. Das Parlament machte ihm den Proceß und erkannte ihn im J. 1458 des Einverständnisses mit mehrern Rebellen und verschiedener andern Verbrechen schuldig. Nach dem Urtheil, das nicht zur Vollziehung gekommen zu sein scheint, sollte er zehn Jahre auf eins seiner Güter verbannt werden und den vierten Theil seines Vermögens verlieren. Carl VIII. gebrauchte ihn zu verschiedenen Verhandlungen in Italien. Allein die Regierung war zu schwankend und unbesonnen in ihrem Verfahren, man hörte zu wenig auf seinen bessern Rath, als daß er hätte glücklich sein können. Ihm ward für seine Bemühungen nur Tadel und Unzufriedenheit zu Theil, die er nicht verdient hatte. Unter Ludwig XII. scheint er an den Geschäften keinen Antheil mehr genommen zu haben. Er starb 1509 zu Argenton. Er hat Memoiren (vollständigste Ausgabe, London 1747, 4 Bde. 4.) hinterlassen, welche für die Geschichte seiner Zeit von unschätzbarem Werth sind. Er erzählt darin die Begebenheiten, die er selbst erlebt und an denen er meistens Theil genommen, mit großer Wahrheitsliebe in einer lebendigen, natürlichen Sprache, und zeigt allenthalben ein richtiges Urtheil, feine Beobachtungsgabe und tiefe Sach- und Menschenkenntniß.

Comitate heißen die 32 Bezirke oder Gespanschaften in Ungarn. (S. **Gespanschaften.**)

Comitien hießen bei den Römern im Allgemeinen die Volksversammlungen, in welchen durch die Stimmenmehrheit die Angelegenheiten des Staats entschieden wurden. Schon unter den Königen fanden sie Statt; zur Zeit der Republik wurden sie von den Consuln veranstaltet. War kein Consul da, so konnten sie auch vom Interrex, vom Prätor, vom Dictator, vom Volkstribun, von den Ädilen und Decemvirn, oder auch, wiewohl nur selten und in außerordentlichen Fäl-

len, vom Pontifex Maximus berufen werden. Die Hauptgegenstände, über welche in den Comitien entschieden wurde, waren die Besetzung der höchsten obrigkeitlichen Aemter, die Annahme und Verwerfung neuer Gesetze oder die Aufhebung schon bestehender, Krieg und Frieden, und die Bestrafung von Staatsverbrechen. Zur Wahl der hohen obrigkeitlichen Personen waren die Comitien gewöhnlich auf dem Marsfelde versammelt; wurden sie aus den andern angeführten Ursachen gehalten, so geschah es bald auf dem Forum, bald auf dem Capitol, vorzüglich aber in dem eigentlichen sogenannten Comitium. Nur an gewissen Tagen durften Comitien gehalten werden; diese hießen Comitialtage; es waren deren jährlich 184. Zeigten sich ungünstige Zeichen, so wurden sie verschoben. Vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang durfte nichts in den Comitien vorgenommen werden. Unter den Kaisern wurden die Comitien zwar dem Scheine nach beibehalten, jene aber lenkten sie nach ihrer Willkühr. Nach den verschiedenen Abtheilungen des römischen Volks in Centurien, Curien und Tribus unterschied man Comitia centuriata, curiata und tributa; nach den obrigkeitlichen Personen aber, welche darin gewählt werden sollten, Comitia consularia, praetoria, aedilitia, censoria, pontifica, proconsularia, propraetoria und tribunitia. Die ansehnlichsten und wichtigsten waren die Comitia centuriata, in welchen das Volk nach den 193 Centurien stimmte, und welche daher auch majora genennt wurden. Siebzehn Tage zuvor (per trinundinum) wurde das Volk durch ein Edict dahei zusammenberufen. Am Tage der Comitien selbst bezog der dabei präsidirende Magistrat nebst einem Augur ein Zelt vor der Stadt, um die Auspicien zu beobachten. Nur wenn der Augur die Auspicien für unverwerflich erklärte, durften die Comitien gehalten, außerdem mußten sie auf einen andern Tag verlegt werden. Unterbrochen aber wurden die Comitien, wenn Jemand während derselben von der Epilepsie (die daher auch morbus comitialis hieß) befallen wurde, wenn ein Volkstribun sein veto aussprach und durch mancherlei andere Umstände. Wenn nichts die Comitien hinderte, so kam das Volk an dem bestimmten Tage auf dem Campus Martius zusammen. Der präsidirende Magistrat saß auf seinem curulischen Stuhle, und eröffnete die Versammlung durch ein Gebet, das ihm der Augur vorsagte. Dann wurde der Gegenstand der Berathschlagung dem Volke bekannt gemacht, welches sich sofort in seine Tribus und Centurien absonderte. In ältern Zeiten wurden zuerst die Equites, dann die Centurien der ersten Classe u. s. f. zum Abstimmen aufgerufen; später loseten sie darüber; der Meinung der zuerst stimmenden Centurie folgten gewöhnlich alle übrigen. Anfänglich gab jede Centurie ihr Votum mündlich, später durch Täfelchen. Was die Mehrheit jeder Centurie beschloß, das wurde vom Herold als das Votum dieser Centurie ausgerufen. — Bei uns hießen die Reichstage **Comitien**, und **Comitial**, was auf den Reichstag Bezug hatte, daher **Comitialgesandter** so viel als Reichstagsgesandter.

Comma nennt man in der Musik zwei kleine Intervalle, die in der practischen Musik nicht gebraucht werden, sondern die sich blos in der mathematischen Klanglehre als Differenzen bei der Vergleichung und Berechnung der Intervallenverhältnisse entwickeln. Das gewöhnlichste dieser kleinen Intervallen ist das sogenannte **syntonische Comma** oder das **Comma des Didymus**, dessen Verhältniß 81 : 80 ist. Es macht den Unterschied aus, der sich zwischen einem großen und kleinen ganzen Tone befindet; denn wenn man von den

Verhältnisse des großen ganzen Tones 9 : 8 das Verhältniß des kleinen ganzen Tones 10 : 9 abzieht, so bleibt der Rest, oder der Unterschied zwischen beiden ganzen Tönen 81 : 80. Ein anderes mit dem Namen Comma bezeichnetes Intervall ist das diatonische oder Pythagorische, oder die Differenz zwischen der reinen Octave 2 : 1 und zwischen dem Verhältnisse desjenigen Tons, der als Octave durch die Addition von zwölf reinen Quinten oder Quarten zum Vorschein kommt, nämlich das Verhältniß 531,441 : 224,288. — Comma, Komma, ein Interpunctionszeichen, s. Interpunction.

Commanderie, Commenthurei, hieß bei verschiedenen Ritterorden ein gewisses Gebiet, worüber einer von den Ordensrittern bestellt war, der die Einkünfte theils berechnete, theils genoß. Ein solcher Befehlshaber über geistliche Ritterordensgüter hieß Commenthur oder Comthur. War seine Commende weitläufig, so war ihm ein Hauscommenthur beigeordnet. Der Aufseher über die Commenden einer ganzen Provinz hieß der Landcommenthur.

Commandite. Der Betrieb des Eigenhandels geschieht oft so, daß der Kaufmann an einem fremden Orte eine Handlung unter der Leitung eines von ihm auserwählten und für zuverlässig gehaltenen Mannes mit seinem Gelde und für seine Rechnung errichtet, eine solche Handlung nennt man Commandite. KM.

Commelin (Jérome) aus Douay, ein gelehrter Buchdrucker in Heidelberg, 1598 daselbst gestorben, hat sich durch seine vorzüglichen Ausgaben griechischer und lateinischer Classiker berühmt gemacht. Sein Zeichen ist eine Figur der Wahrheit. Auch findet man bei mehrern seiner Ausgaben auf dem Titelkupfer die Worte: Ex Officina Sanct Andreana. — Commelin (Johann und Caspar), Oheim und Neffe, beide gleich geschickte Botaniker. Ersterer, 1629 in Amsterdam geboren und 1692 daselbst gestorben, war Professor der Botanik, richtete den dortigen botanischen Garten ein, und erwarb sich dadurch, so wie durch die vorzügliche Behandlung und Bereicherung desselben, und seine mannichfaltigen gelehrten Werke ein nicht unbedeutendes Verdienst um die Botanik. Sein Neffe, 1667 ebendaselbst geboren und 1751 gestorben, folgte ihm in der Professorstelle, war zugleich Doctor der Medicin, und Mitglied der naturforschenden Gesellschaft, welche ihn, seiner ausgebreiteten Kenntnisse wegen, Mantias nannte. Seine Verdienste um die Botanik, sowohl im Practischen, als durch seine zahlreichen und schätzbaren Schriften, stehen denen seines Oheims nicht nach. — Isaak Commelin, in Amsterdam 1598 geboren und 1676 gestorben, war ein Historiker, von dem man mehrere Werke hat. — Die besten sind die, welche Holland betreffen, das der vorzüglichste Gegenstand seiner Untersuchungen war. Seine Geschichte und Beschreibung von Amsterdam, welche er nicht vollendet, die aber sein Sohn Caspar herausgegeben hat, wird noch jetzt geschätzt.

Commentar heißt eine Auslegung, Erläuterung (eigentlich ein Buch, worin man, dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, Mehreres kürzlich notirt); daher commentiren, nach unserm jetzigem Sprachgebrauche, ein Werk mit Bemerkungen, Erläuterungen, Erklärungen u. s. w. begleiten.

Commerson (Philibert), ein durch seine vorzügliche Thätigkeit, seine Erfahrungen und schönen Sammlungen bekannter Botaniker, war 1727 in Châtillon-les-Dombes geboren, studirte in Montpellier, und ward daselbst Doctor der Medicin. Hier trieb er das Studium der Botanik mit solchem Eifer, daß sein Ruf sich bald verbreitete. Hier

legte er auch sein Herbarium an, welches in der Folge das größte je von einem Privatmanne zusammengebrachte geworden ist. Auf Linné's Verlangen gab er für die Königin von Schweden eine Beschreibung der seltensten Fische im mittelländischen Meere heraus, welche eine so vollständige Ichthyologie enthält, als sie damals nur geliefert werden konnte. Im J. 1755 machte er eine botanische Reise in den Savoyer- und Schweizergebirgen, legte dann in seinem Geburtsorte Châtillon einen reichen botanischen Garten an, besuchte später die Gebirge von Auvergne und Dauphiné in botanischer Rücksicht, und begab sich 1764 auf seines Freundes Lalande's Aufforderung nach Paris. Er war einer von den Naturforschern, welche der König von Frankreich wählte, die Reise um die Welt (1767) mit Bougainville zu machen (vergl. Bougainville). Nach einer jungen Französin, Hortense Barré, welche ihn in männlicher Kleidung begleitete, nannte er die uns jetzt bekannte Blume Hortensia. Commerson starb auf dieser Reise auf Isle de France 1773. Seine Pflanzen, Zeichnungen und Papiere vermachte er dem pariser königl. Cabinet, wo sie aufbewahrt sind. Vor unablässigem Beobachten ist er wenig zum eigentlichen Schreiben gekommen; doch hat man von ihm außer einigen kleinen Werken seinen botanischen Martyrolog, eine Biographie derer, welche ein Opfer ihrer botanischen Bemühungen geworden sind.

Commissionshandel. Nachdem zu Ende des 15. Jahrhunderts der Landfriede eine allgemeine Sicherheit der Land- und Poststraßen, so wie auch auf den Gewässern hergestellt hatte, war der Kaufmann im Stande, seine Geschäfte in fremden Orten und Gegenden ohne persönliches Mitreisen durch seine Bekannte und Freunde daselbst verrichten zu lassen. Der Kaufmann betrieb nunmehr die Geschäfte seines eigenen Handels auf eine ganz veränderte Art, indem er bei jeder Handelsunternehmung für seine eigene Rechnung an fremden Orten einem daselbst wohnenden Freunde Auftrag oder Commission zu seiner eigenen Unternehmung gab, alles dasjenige bei derselben zu thun, was vormals der Kaufmann selbst verrichtete oder durch seine Diener verrichten ließ. Diese Handelsart heißt Commissionshandel und denjenigen, welcher ihn für die Rechnung eines Andern betreibt, nennt man den Commissionär; der Lohn aber, welchen der Letztere für seine Bemühung beim Geschäfte erhält, heißt Provision. Die Commissionen solcher Art sind theils Einkaufs- theils Verkaufs-Commissionen. KM.

Committee (eigentlich der Comité), der Ausschuß; die zu einer bestimmten Untersuchung oder Berathschlagung gewählte Anzahl von Personen, insbesondere bei dem englischen Parlamente. Es werden einer solchen Committee alle zur Erfüllung ihres Auftrags erforderlichen Aufklärungen und Actenstücke mitgetheilt; sie macht dann einen Bericht ans Parlament, worauf dieses in letzter Instanz entscheidet. In der französischen Revolution wurde diese englische Einrichtung nachgeahmt, und unter dem Convente wurde einzelnen Comités sogar die Verwaltung des Reichs in seinen verschiedenen Administrationszweigen übertragen. Die höchste Direction hatten die Comité du salut public, de sureté générale, de guerre. Es gab eine Zeit, wo die ganze Verwaltung unter 24 solcher Comités vertheilt war.

Commodore heißt bei den Engländern ein Schiffscapitän oder anderer Seeofficier, der, ohne Admiral zu sein, eine Escadre commandirt, und nicht unter dem Oberbefehl eines andern Officiers steht.

Er behält diesen Titel, der an dem Geschäft, nicht an der Person haftet, nur so lange, als sein Commando dauert, während welcher Zeit er den Rang eines General-Brigadiers hat. Aus Artigkeit wird auch der älteste Capitän von drei oder mehr blos kreuzenden Schiffen Commodore genannt. — Commodore-Schiff heißt bei einer Kauffahrteiflotte das Begleitungs- und Hauptschiff (Convoy-Ship). Es führt die andern Schiffe und hält sie zusammen, und hat deshalb Nachts ein Licht auf dem Hauptmaste.

Commodus Antoninus (L. Aelius Aurelius), geboren 161 nach Chr. Geb., war der Sohn Marc Aurels und der Anna Faustina, der Tochter des Antoninus Pius. Schon früh gab er Beweise seines grausamen und wollüstigen Charakters. Als ein Knabe von zwölf Jahren befahl er, da das Wasser, worin er badete, zu heiß war, den darüber gesetzten Aufseher ins Feuer zu werfen. Sein Vater, der wahrscheinlich ihn durch Sanftmuth und Beispiel zu bessern hoffte, ließ ihn früh an der Regierung Theil nehmen. Er ertheilte ihm die tribunicische Gewalt, und in seinem sechzehnten Jahre die Consulwürde, bald darauf auch die Titel Augustus und Vater des Vaterlandes. Sodann vermählte er ihn mit der Crispina, einer Tochter des Bruttius Präsens. Alle Bemühungen Marc Aurels blieben indeß vergebens, und als nach dem Tode desselben Commodus den Thron bestieg, zeigte er sich als ein Ungeheuer, das einen Caligula, Domitian und Nero noch übertraf. Morden schien seine Lieblingsbeschäftigung zu sein; zur Lust hieb er Menschen, die ihm eben begegneten, von einander, stach ihnen die Augen aus, verstümmelte sie an Nasen und Ohren und andern Gliedmaßen. Er war mit einer außerordentlichen Stärke begabt, und erschien oft, um den Herkules nachzuahmen, mit einer Löwenhaut bekleidet und einer Keule bewaffnet. Seine schändlichen Wollüste zu befriedigen, genügten ihm nicht 300 Beischläferinnen und eben so viel Knaben, noch die niedrigsten Dirnen Roms. Er hatte sogar einen blutschänderischen Umgang mit seinen Schwestern, und ermordete eine derselben, Lucilla, die ihm nicht willfahren wollte, und eine Verschwörung angesponnen hatte. Um die durch Verschwendung erschöpfte Schatzkammer zu füllen, belegte er das Volk mit ungewöhnlichen Abgaben, verkaufte Statthalterschaften und Aemter an die Meistbietenden und erließ Verbrechern für Geld die Strafe. Um Proben seiner Stärke und Geschicklichkeit im Fechten zu geben, erniedrigte er sich, auf den öffentlichen Amphitheatern aufzutreten. Er soll auf diese Weise 735 Mal gekämpft und eben so oft gesiegt haben. Der Staat konnte unter einem solchen Regenten nur Unfälle erleiden. Gleich nach seiner Thronbesteigung schloß er mit den Quaden einen unrühmlichen, u. mit andern deutschen Völkern einen schimpflichen Frieden. In Britannien erfocht sein tapferer Feldherr, Ulpius Marcellus, bedeutende Vortheile über die Caledonier, wofür Commodus den Beinamen Imperator und Britannicus annahm. Die Regierungsgeschäfte hatte er anfangs seinem Freigelassenen Anterus überlassen. Dieser wurde, weil man ihm die Verführung des Kaisers Schuld gab, von den Befehlshabern der Leibwache ermordet; worauf Commodus, der den Tod seines Lieblings blutig rächte, einen ehemaligen Sclaven Cleander, der seine ganze Gunst besaß, an das Staatsruder setzte. Als aber mehrere Unglücksfälle die Stadt trafen, einen Theil derselben eine Feuersbrunst verzehrte, und eine Hungersnoth das Volk in Verzweiflung setzte, brach eine Empörung aus und der Kaiser sah sich genöthigt, seinen Minister, den man wegen dieser Drangsale anklagte,

hinrichten zu lassen. Endlich erschien aber auch für ihn der Tag, der so vieljährige blutige Greuelthaten rächen sollte. Er hatte sich vorgenommen, am ersten Tage seines achten Consulats oder am 1. Jan. des Jahrs der Stadt 946 zugleich als Consul und als Fechter aufzutreten und zu dem Ende die beiden schon erwählten Consuln ermorden zu lassen. Ueber den Widerspruch seiner Freunde, die ihm davon abriethen, gerieth er dermaßen in Wuth, daß er beschloß, viele derselben hinrichten zu lassen. Das Blatt, worauf er ihre Namen verzeichnet hatte, ward zufällig gefunden und einer seiner Beischläferinnen, Namens Marcia, gebracht, die mit Erstaunen sich selbst darunter fand. Sie unterrichtete die Uebrigen von der Gefahr und verschwor sich mit ihnen gegen das Leben des Kaisers. Man brachte ihm Gift bei, und ließ ihn, da dasselbe nicht schnell genug wirkte, von seinem Lieblinge Narciß, einem berühmten Fechter, erdrosseln. Auf die Nachricht von seinem Tode, den man für die Folge eines Schlagflusses ausgab, erklärte ihn der Senat für einen Feind des Staats, ließ seine Bildsäulen zerschlagen und seinen Namen aus allen öffentlichen Inschriften vertilgen. Er hatte 31 Jahre 9 Monate gelebt und 12½ Jahre regiert. Rom verdankt ihm seine schönsten Bäder, die Thermae Antoninianae. Auch legte er zur Versorgung der Stadt außer der ägyptischen noch eine afrikanische Getreideflotte an.

Communion s. Abendmahl.

Como, eine alte Stadt im österreichischen Oberitalien, an der Südwestspitze des Comer Sees, in einem reizenden rings von hohen Bergen eingeschlossenen Thale, (L. 26° 45′; Br. 45° 48′ 11″) mit 14,700 Einwohnern. Die Stadt ist mit Mauern und Thürmen umgeben, und vor Zeiten durch ein festes Schloß vertheidigt worden, dessen Ruinen noch jetzt den Gipfel einer kegelförmigen Anhöhe einnehmen. Die öffentlichen Gebäude sind prächtig, und die Wohnhäuser sehr anständig. Die Cathedralkirche ist durchaus von weißem Marmor erbaut, und die 12 übrigen Kirchen sind, obschon von geringerem Umfange, zum Theil nicht minder merkwürdig. Die Paläste Galli und Odescalchi und andere verschönern die Vorstadt Vico. In den Gärten des Palastes Odescalchi stand ehemals die berühmte Ulme, deren der jüngere Plinius in seinen Briefen gedenkt. Die hiesigen zahlreichen Seidenmanufakturen liefern Sammet, Taffet, Handschuhe und Strümpfe. Die nahen Marmorbrüche werden von einer beträchtlichen Anzahl von Steinmetzen und Bildhauern benutzt. Der Handel mit Graubündten, der Schweiz und Oberitalien beschäftigt mehrere angesehene Handelshäuser. Die Nähe der Alpen macht das Clima nicht selten etwas streng, doch hindern die oft scharfen Winde die Fruchtbarkeit des Bodens nicht, und der Weinstock wie der Oelbaum wuchern noch wie zu der Römer Zeit in aller Ueppigkeit der südlichen Vegetation. — Der nahgelegene von der Stadt sogenannte Comer See (Lago di Como) ist weltberühmt wegen seiner romantisch malerischen Ufer, an welchen ein Kranz von hohen Bergen die zierlichsten Landhäuser in der Mitte von Weinbergen und Oelgärten umgibt. Derselbe nimmt seinen Anfang bei Riva an der Oeffnung des Adda-Thales, unweit seiner nördlichen Spitze bei Fort Fuentes ergießt sich in ihn der letztere Strom; bei Belaggio theilt sich der See in zwei Arme, deren einer sich südwestlich bis Como, der andre südöstlich gegen Lecco und weiterhin in das Gebiet von Bergamo bis Ogione erstreckt, von wo die Adda wieder in eignen Ufern ihren Lauf verfolgt. Der nördliche Theil des Sees wird zuweilen der See von Chiavenna genannt. Die größte Länge des Sees ist 15 Stunden Weges, die

größte Breite noch keine deutsche Meile. Sein Wasserspiegel ist 700 Fuß über die Meeresfläche erhaben.

Compagnie ist, in der Kriegssprache, eine Abtheilung von 100 bis 150 gemeiniglich Infanteristen (auch Dragoner haben Compagnien, und bei den Franzosen alle Cavallerie), welche unter einem Hauptmanne, einem Ober-, einem bis drei Unterlieutenants und einem Fähnrich stehen. Bei manchen Waffengattungen, z. B. der Artillerie, den Jägern und selbst bei ganzen Armeen sind oft die Stellen der Fähnriche gar nicht vorhanden. Bei den Franzosen gibt es nur 1 Capitaine, 1 Lieutenant und 1 Souslieutenant. Vier bis neun Compagnien bilden, nach Befinden der Umstände, ein Bataillon. Der bei einer Compagnie angestellte Hauptmann ist entweder der wirkliche Chef derselben, oder er ist nur der Stellvertreter eines höhern Offiziers, (Staabscapitän, Capitaine en Second, Capitän-Lieutenant) und dieser ist der Compagniechef. Ueberhaupt lassen sich über die genaue Eintheilung einer Compagnie keine allgemeine Bestimmungen angeben, da diese fast in allen Armeen verschieden ist, auch bei jeder einzelnen nach dem Kriegs- oder Friedensfuß wechselt, und außerdem nach der Willkühr des Regenten allerlei Veränderungen unterworfen ist.

Compagnie (Ostindische), s. Ostindische Compagnien.

Comperativ, s. Nomen adjectivum.

Comparsen, Comparserie. Das französische Wort la comparse bedeutet bei dem Carousel den Aufmarsch der Quadrillen (Abtheilungen der Ritter) in den Schranken. Es kommt her von dem ungebräuchlich gewordenen compartir, d. h. mehrere Figuren symmetrisch aufstellen. Daher heißt in der Kunstsprache der Bühne Comparserie die Anordnung der Aufzüge der Statisten, d. h. der stummen, nicht eigentlich mitagirenden Personen, oder auch Thiere, welche blos zur Schau auf das Theater kommen. Auch diese Aufzüge selbst werden so genannt, desgleichen die Darstellungen von Volksmassen, Aufläufen, Schlachten u. s. f., und die Sorge dafür macht einen Theil der sogenannten Regie aus. Die Statisten, welche auf diese Art zur Schau auf die Bühne gebracht werden, heißen Comparsen, und man pflegt in der Mehrzahl alle stummen Personen so zu nennen. So untergeordnet sie auch sein mögen, so wichtig ist es doch, dafür zu sorgen, daß sie durch ihre Erscheinung den Effect nicht stören, und zum Lachen oder Unwillen reizen, wo die entgegengesetzten Empfindungen beabsichtigt werden.

Compaß, Boussole. Dieses Instrument hat auf menschliche Cultur den entschiedensten Einfluß gehabt. Mit Hülfe desselben konnte man wagen, den weiten Ocean zu beschiffen, während die Alten, die keine andere Wegweiser hatten, als die Sonne und die Gestirne, welche der Wechsel der Witterung so oft ihren Augen entzog, sich nicht weit von den Küsten entfernen durften. Der Erfinder des Compasses ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Einige nennen als solchen den Flavio Gioja, Andere Giri aus Amalfi, im Königreiche Neapel, zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Den Engländern verdankt man die schwebende Lage des Seecompasses, und den Holländern die bequemen Namen der Weltgegenden auf der Windrose. Die ersten Missionäre trafen die Magnetnadel schon bei ihrer Ankunft in China an. Das wesentliche Stück des Compasses ist die auf einem Stifte freischwebende Magnetnadel. Diese besitzt die Eigenschaft des Magnets, mit welchem sie bestrichen ist, sich nach der Mittagslinie, jedoch mit einiger Abweichung, zu richten. Der

Name Boussole ist holländischen Ursprungs, und bedeutet ein Büchschen. So nennt man besonders das in der practischen Geometrie gebräuchliche, mit einer Magnetnadel und einem Diopter-Lineal versehene, allgemein bekannte Meßinstrument. Ist der Compaß besonders für den Gebrauch der Seefahrer eingerichtet, so heißt er Seecompaß und hat folgende Einrichtung. Die Magnetnadel ist ein plattes Rechteck von beliebiger Länge und gewöhnlich $\frac{1}{24}$ Zoll Breite und $\frac{1}{36}$ Zoll Dicke. Ihre Ecken werden so abgestumpft, daß beide Enden in einen stumpfen Winkel zulaufen. In der Mitte durchbohrt man die Nadel und setzt an dem Umkreise der Oeffnung einen hohlen, über die äußere Fläche der Nadel hervorragenden Cylinder an, der oben mit einem ausgehöhlten, wohlpolirten Achat verschlossen ist. Die Nadel wird hierauf zwischen zwei runden Pappendeckeln eingeklebt, welche die sogenannte Wind- oder Schiffrose ausmachen. Es wird darauf ein Stern von 32 Strahlen gezeichnet, deren Spitzen die Weltgegenden anzeigen. Der Nordpol der Nadel muß dabei mit dem Puncte Norden genau übereinstimmen. Der Rand der Rose wird in 360 Theile getheilt. Um die durch das Schwanken des Schiffs verursachte Schwingung der Nadel zu verhindern, setzt man an ihre untere Fläche kleine Flügel von Pappe an, welche durch den Widerstand, den sie von der Luft erleiden, bewirken, daß die Nadel eher in Ruhe kommt. Die Nadel mit ihrem Stifte und übrigen Apparate wird in ein rundes kupfernes Gehäuse eingesetzt, welches sich mittelst zweier daran befestigten Zapfen in einem das Gefäß umgebenden Ringe frei bewegt. Der Ring hat in einer Entfernung von 60 Graden von den Stellen, wo das Gefäß ihm eingezapft ist, ebenfalls zwei Zapfen, mit welcher er sich in einem großen, unterwärts liegenden Halbkreise gleichfalls ganz frei bewegt. Dieser ruht unten auf einem Fuße, um welchen sich das ganze Instrument frei herumdrehen läßt. Durch Umdrehung des Gehäuses wird die Windrose nicht mit umgedreht, weil sie an der Nadel befestigt ist, und diese sie, vermöge ihrer Polarität (beständiger Richtung nach dem Nordpol) unbeweglich erhält. Die Aufhängung in einem schwebenden Ringe bewirkt, daß sie sich bei allem Schwanken des Schiffs immer in horizontaler Lage erhält. Der Fuß wird an den Boden befestigt und das Gefäß oben mit einer Glasscheibe versehen. Die Lenkung und Richtung des Schiffes nach dem Compaß erfodert viele Kenntnisse, die einem geschickten Steuermanne unentbehrlich sind. Es kommt dabei auch besonders die jedesmalige Abweichung der Magnetnadel in Betracht. (S. Magnetnadel.)

Competenz eines Gerichts oder Richters ist die Befugniß desselben, eine Person oder Sache vor seinen Richterstuhl zu ziehn. Wo diese Befugniß nicht statt findet, kann Einrede gegen das Verfahren erhoben werden, welches dadurch nichtig wird.

Competenz-Recht nennt man die Gerechtsame adeliger und anderer schriftsässiger Personen, daß, wenn ihr Vermögen zum Concurs kommt, ihnen doch so viel übrig gelassen werden muß, daß sie, wenn auch eingeschränkt, ihrem Stande gemäß leben können.

Composition ist in der Musik die Kunst, vermittelst der Regeln des reinen Satzes oder der Wissenschaft alles dessen, was auf Melodie und Harmonie genauere Beziehung hat, neue Tonstücke hervorzubringen und mit Gefühl und Charakter zu beleben. Es heißen daher nur diejenigen, welche der Tonkunst auf diese Art obliegen, und sie nach diesem Maßstabe behandeln, im eigentlichen Verstande Componisten und Tonsetzer. Denn es kann jeder, wie in allen Künsten,

so auch hier, mit gesundem Menschenverstande und anhaltendem Fleiße einen gewissen Grad von Vollkommenheit erlangen, er kann sich gründliche Einsichten in die Harmonie erwerben, über Wirkungen in der Musik und deren Ursachen die richtigsten Urtheile fällen und in jeder Partitur die kleinsten Abweichungen von der Reinheit im Satze entdecken und zur Noth musikalische Aufsätze machen lernen, denen von Seiten des Rhythmus und der Regeln des reinen Satzes auch die strengste Critik nichts anhaben kann; allein alle diese eleganten Fähigkeiten gewähren nur Ansprüche auf den Titel eines einsichtsvollen Harmonisten. Wenn man in der Composition nicht Mittel mit Zweck verwechselt, so hat das Gebiet derselben einen sehr weiten Umfang. Als die ersten und unentbehrlichsten Mittel dieses Gebiet mit festem Fuß betreten zu können, kann man eine Kenntniß alles dessen ansehen, was sich unter die Rubrik des reinen Satzes classificiren läßt: die Lehre von Melodie, Harmonie, Rhythmus, Generalbaß der Fuge, des Canons und doppelten Contrapuncts. Mit diesen wissenschaftlichen und zur Composition nothwendigen theoretischen Fächern, welche die Kunst, sich harmonisch richtig und mit Mannichfaltigkeit auszudrücken, lehren, aber über die eigentlichen Mittel zur Erreichung des Zweckes der Composition sehr wenig enthalten, ist zwar sehr viel, aber bei weitem noch nicht Alles gethan. Die hier noch einschlagenden wissenschaftlichen Theile müssen aus sehr entlegenen Gebieten zusammengetragen werden. So ist z. B. für die Composition des Gesanges nothwendig: vollkommene Kenntniß der Sprache überhaupt, Richtigkeit der Begriffe von Accent, Declamation u. s. w. In Beziehung auf Instrumental-Musik: Kenntniß der Natur und Wirkung jedes Instruments, von dem man Gebrauch machen will, dessen Temperatur Umfang von Tönen, Verhältnisse seiner Tonarten gegen die übrigen u. s. w. So kräftig nun zwar diese Kenntniß und Hülfsmittel in Vereinigung mit jenen wirken können; so ertheilen sie doch einem Tonstücke immer noch nicht Seele und Charakter. Diese werden nur durch die unmittelbare Beihülfe der Natur erreicht, und diese Beihülfe besteht hauptsächlich in einem feinen und richtigen Gefühle, einer feurigen Einbildungskraft und in Geschmeidigkeit des Charakters, sich in den und jenen Affect mit Leichtigkeit versetzen zu können. Um dieses letztern aber in Beziehung auf glückliche Uebertragung derselben fähig zu sein, müssen diese Affecte schon in der Seele des Componisten gelegen haben und nur durch den gegenwärtigen Fall angefacht worden sein; und will man dieses wiederum annehmen, so setzt es eine, schon im frühern Alter gehabte Bildung, zweckmäßigen Umgang und Vertrautheit mit mannichfaltigen Situationen aus der sittlichen Welt voraus.

Compressibilität. Dieses Wort drückt sehr bequem diejenige Eigenschaft der Körper aus, vermöge welcher sie sich durch hinlängliche Kraft zusammendrücken, d. i. bei unverringerter Masse in einen engen Raum bringen lassen. Dies kann nur geschehen, wenn die Bestandtheile eines Körpers im gewöhnlichen Zustande einander nicht so nahe sind, als sie sein können. Da nun alle Körper Zwischenräume haben, in welche fremde Materien eindringen können, so ist wahrscheinlich, daß alle Körper compressibel sind, obgleich einige, namentlich die tropfbarflüssigen, der Compression einen fast unüberwindlichen Widerstand entgegen setzen. Die Körper, die in ihren vorigen Raum zurückkehren, wenn der Druck aufhört, heißen elastisch, bei denen dies nicht der Fall ist, weich.

Compressionsmaschine nennt man die Vorrichtung, durch welche elastische, flüssige Materien zusammengedrückt oder verdichtet werden können. Dergleichen ist z. B. eine mit Hähnen versehene Luftpumpe, durch welche man die Luft unter fest verschlossenen Gefäßen verdichten kann. Es gibt aber auch einige Maschinen zu Compressionen tropfbarer Flüssigkeiten, z. B. des Wassers, von denen Abich kürzlich eine erfunden hat. Diese besteht aus einem metallenen Cylinder, der 21 Zoll 5½ Linien hoch ist, und 3 Zoll 7½ Linie im Durchmesser hält. Die Dicke seiner Wände beträgt 1 Zoll 2½ Linie. Dieser Cylinder wird mit Wasser gefüllt, und ein eiserner, mit Leder umlegter und genau passender Stämpel hineingetrieben. Zu diesem Hineintreiben bediente man sich zuerst einer Schraube, aber hernach wurde, zur bessren Bestimmung der Kraft, ein Hebel vorgeschlagen, der den Stämpel niederdrückte. Ein an dem Stämpel befindliches Merkmal zeigt durch seinen Abstand von einer am Cylinder befestigten Querleiste, wie weit der Stämpel hinein- und bei nachlassender Kraft wieder herausgetrieben wird.

Compromittiren (auf eine Person) heißt, dieselbe zum Schiedsrichter wählen. Compromiß, heißt die Uebereinkunft streitender Personen, daß sie sich mit dem Ausspruche eines gewählten Schiedsrichters wollen begnügen lassen; dann dieser Ausspruch selbst. In der Handlung, besonders bei den Verträgen über Handlungsverbindungen, wird es häufig zur Bedingung gemacht, daß bei eintretenden Streitigkeiten diese nicht gerichtlich, sondern durch ein Compromiß entschieden werden sollen.

Comte und Dunoyer, die als politische Schriftsteller von der liberalen Partei zuerst seit 1814 aufgetreten sind, wurden im J. 1818 von Bechu, dem Präsidenten des Tribunals von Vitré, vor dem Zuchtpolizeigericht zu Rennes als Verläumder angeklagt, weil sie im 6ten B. des Censeur Européen, den sie herausgeben, behauptet hatten, Bechu habe bei einem schweren Verbrechen in Vitré keine Untersuchung gegen den Thäter (einen ehemaligen Chouan) angestellt, während er mit unermüdlichem Eifer die kleinsten Vergehungen von Personen gerichtlich verfolge, die nicht des Namens Chouan sich rühmen könnten. Auf diese Klage ließ der Richter zu Rennes die Herren Comte und Dunoyer, welche in Paris wohnhaft sind, vor sich laden; als sie aber seiner Befugniß, sie ihrer Ortsobrigkeit zu entziehen, widersprachen, schickte er Polizeibeamte, um sie gerichtlich nach Rennes zu führen! Beide wurden des Nachts im Schlafe überfallen. Comte entkam auf einer geheimen Treppe, indem er die Polizeidiener in seiner Schlafkammer einsperrte. Dunoyer hingegen ward sofort, ungeachtet seines rechtlichen Widerspruchs, von Gensdarmen nach Rennes gebracht und hier eingesperrt. Es verging einige Zeit, ehe der Prozeß seinen Anfang nahm. Niemand wurde anfangs zu ihm gelassen. Desto mehr Theilnahme gaben ihm die Bewohner von Rennes durch Nachtmusiken u. a. Zeichen zu erkennen. Sein Jugendfreund, der Advocat Merilhou, welcher nach Rennes geeilt war, um ihn zu vertheidigen, ward mit Festen bewillkommt. Als man Dunoyer vor das Tribunal führte, stellten sich eine Menge Bürger in den Straßen, durch die er gehen mußte, in eine Doppelreihe, um ihm ihre Achtung zu beweisen. Indeß verwarf das Tribunal die von Merilhou behauptete Ausflucht der Incompetenz, ungeachtet er darthat, daß weder die Verfasser noch der Verleger ein Exemplar des Censeur nach Rennes geschickt hätten, und daß keinem Gerichtshofe in Sachen der gemißbrauchten Preßfreiheit eine allgemeine Competenz zustehe. Auch der

königl. Gerichtshof, an den Dunoyer appellirte, bestätigte den Ausspruch des Gerichts zu Rennes; hierauf appellirte Dunoyer an das Cassationstribunal. Nun endlich ward er gegen Bürgschaft in Rennes aus seiner Haft entlassen, und die öffentliche Achtung ehrte den freimüthigen Schriftsteller bei seiner Abreise im Juli nach Paris auf eine ausgezeichnete Art. Ueber den Ausgang des Prozesses, der jetzt in Paris von Rennes aus geführt wird, ist noch nichts bekannt. Indeß hat der königl. Procurator beim Tribunal von Rennes, Desplantes, der sich in Dunoyers Prozeß so leidenschaftlich gegen diesen Schriftsteller benommen, seine Entlassung erhalten.

Comus, bei den Griechen und Römern der Vorsteher nächtlicher Schmäuse, des frohen Lebensgenusses, der muntern Laune, des heitern Scherzes und geselliger Freuden. Man bildet ihn mit einer gesenkten Fackel in der Hand und mit herabgesunkenem Haupte, schlaftrunken an eine Thür sich lehnend, ab.

Concav heißt die hohle Seite einer krummen Fläche, einer Kugelfläche z. B., und **convex** ihre erhobene Seite. Bestimmter ausgedrückt: denkt man sich durch einen gewissen Punct einer krummen Fläche eine berührende ebene gelegt, d. h. eine solche, welche die krumme Fläche in keinem andern Puncte schneidet, sondern nur jenen einzigen mit ihr gemein hat, so ist die von dieser Berührungsebene abgewendete Seite der krummen Fläche concav, die ihr zugewendete hingegen convex. Auf der Gestalt solcher Flächen in Verbindung mit dem einfachen Gesetze der Reflexion der Lichtstrahlen beruhen nun die Erscheinungen der hohlen, oder Brennspiegel, und erhobenen Spiegel, so wie der unter dem Namen Linsen und Lupen bekannten Gläser. Weil nämlich die Lichtstrahlen von einer Fläche immer unter demselben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem sie auffallen, so folgt daraus durch eine einfache geometrische Betrachtung, daß, während ebene Spiegel, in Folge dieses Gesetzes der Reflexion der Lichtstrahlen, ein vollkommen gleiches Bild des abgespiegelten Gegenstandes hervorbringen, welches so weit hinter der Spiegelfläche entfernt erscheint, als es der Gegenstand selbst vorwärts derselben ist, die auf einen hohlen Spiegel parallel auffallenden Strahlen nach der Reflexion sich einander nähern oder convergiren (auch bei den paraboliſch gekrümmten Spiegeln in einen einzigen geometrischen Punct, den Brennpunct oder Focus, und bei andern gekrümmten Flächen, wie bei sphärischen oder elliptischen Spiegeln, mehr oder weniger in einem solchen Punct sich vereinigen), dieselben Strahlen hingegen nach der Reflexion von einem erhobenen Spiegel sich von einander entfernen oder divergiren; daher dann auch die Gegenstände in dem Hohlspiegel vergrößert, in dem erhobenen Spiegel verkleinert erscheinen, so wie auch daraus die übrigen Erscheinungen dieser Spiegel sowohl, wie der cylindrischen und conischen oder kegelförmigen Spiegel, worauf die sogenannten katoptrischen Anamorphosen beruhen, erfolgen, deren weitere Erklärung aber in die Optik gehört. Aus einem zweiten Gesetz der Lichtstrahlen, daß dieselben nach dem Uebergange aus Luft in Glas einen kleinern Winkel mit einer auf dem Brechungspuncte senkrecht auf die Ebene gezogenen Linie (dem Einfallslothe) bilden, als vor der Brechung, beim Uebergange aus Glas in Luft hingegen dieser Brechungswinkel größer ist, als vor der Brechung (vergl. d. Art. Optik), folgt nach einfachen geometrischen Gründen, daß die auf ein ebenes Glas parallel auffallenden Strahlen auch nach der Brechung parallel bleiben, hingegen dieselben Strahlen nach der Brechung durch ein convexes

Glas convergiren, und fast in einem Punkte, dem Brennpunkte, der um die Brennweite vom Glase entfernt ist, zusammenkommen, daher diese Gläser auch Brenngläser heißen, und daß ferner die durch ein concaves Glas gebrochenen Strahlen, wenn sie vorher parallel waren, nach der Brechung divergiren. Uebrigens sind bloß solche Gläser gebräuchlich, welche von Theilen einer Kugelfläche begränzt, d. i. Kugelsegmente sind, und je mehr convex oder concav ein Glas dann ist, desto kleiner, je weniger es aber solches ist, desto größer ist der Halbmesser seiner Kugelfläche, und offenbar läßt sich aus dem gegebenen Halbmesser durch geometrische Beobachtungen die Brennweite des Glases bestimmen und berechnen. Während ein Glas auf der einen Seite convex oder concav ist, kann es auf der andern entweder eben, convex oder concav sein; mithin gibt es drei Arten von erhobenen Gläsern, convexconvexe, planconvexe und concavconvexe oder Meniscus, wo der Radius der concaven Seite größer ist als der der convexen, so wie auch drei Arten von Hohlgläsern, concavconcave, planconcave, convexconcave, wo der Radius der convexen Seite größer ist als der der concaven. Die Wirkung der convexen und concaven Gläser ist offenbar desto größer, je größer die Convexität oder Concavität ist; auch wird unter gleichen Umständen von den convexen Gläsern das convexconvexe am meisten, das concavconvexe am wenigsten die Lichtstrahlen sammeln, und von den concaven Gläsern das concavconcave am meisten, das convexconcave am wenigsten die Lichtstrahlen zerstreuen. Uebrigens ist klar, daß ein convexconcaves Glas, bei dem beide Flächen gleiche Halbmesser haben, wie z. B. ein Uhrglas, die Strahlen völlig eben so bricht, wie ein ebenes Glas. Daraus, daß die convexen Gläser die Strahlen sammeln, folgt nun auch, daß sie vergrößern, weil wir durch sie, wegen der frühern Convergenz der Strahlen Gegenstände unter einem größern Gesichtswinkel sehen, als mit bloßen Augen, und sie daher für größer halten müssen; weil hingegen concave Gläser die Strahlen zerstreuen, so müssen wir, wegen der spätern Convergenz convergirender Strahlen, die Gegenstände durch sie unter einem kleinern Gesichtswinkel sehen, als mit bloßen Augen, und sie daher für kleiner halten. Daher denn der Gebrauch der Sammlungsgläser als Brillen für Weitsichtige und der Zerstreuungsgläser als Perspectivgläser für Kurzsichtige, so wie die Anwendung der erstern zu Microscopen und Fernröhren, über welches Alles die Optik einen nähern Aufschluß zu geben hat. (Vergl. die Art. Brennglas und Linsenglas.) L.

Concentriren, auf einen Punkt zusammendrängen. Eine geistige Flüssigkeit ist um so concentrirter, je mehr sie vom Phlegma befreit ist. Concentrisch werden Kreise genannt, die einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben. Concentricität ist die Gemeinschaft oder das Gemeinhaben des Mittelpunkts.

Concert. Dieses Wort hat in der Musik eine doppelte Bedeutung. Einmal bezeichnet man damit diejenige Art von Tonstücken, die absichtlich so eingerichtet sind, daß ein Tonkünstler durch Ausführung der Hauptstimme auf dem Instrumente, für welches sie gesetzt ist, seine Geschicklichkeit beweisen kann. So wie die Instrumentalmusik ursprünglich Nachahmung des Gesanges ist, so ist insbesondre das Concert eine Nachahmung des Sologesanges mit vollstimmiger Begleitung, oder, mit andern Worten, eine Nachahmung der Arie. Daher sollte auch, genau genommen, der erste Zweck eines jeden Concerts sein, diese oder jene Empfindung einer einzelnen Person, nach der

von dem Tonsetzer ihr beigelegten Empfindungsart, auszudrücken. Ist die Hauptstimme einem einzelnen Instrumente zugetheilt, so heißt das Concert Concerto di Camera; ist sie unter zwei zugleich concertirende Instrumente getheilt, so heißt es Doppelconcert; lassen sich endlich zwischen den Sätzen des vollen Orchesters mehrere Instrumente, bald wechselsweis, bald vereint hören, so heißt ein solches Concert eine concertirende Sinfonie (sonst Concerto grosso). Sodann versteht man unter Concert eine vollstimmige Musik, die entweder ein Fürst zu seiner und seines Hofes Unterhaltung von seiner Hofcapelle aufführen läßt, oder die man für das Publicum veranstaltet, und die von einer Tonkünstler-, oder Dilettanten-Gesellschaft aufgeführt wird. Ueber die Besetzung vergl. den Art. Capelle. Concert spirituel war ein zu Paris eingerichtetes Concert, das zur Absicht hatte, an den Tagen, wo die Theater geschlossen waren, den Freunden der Tonkunst, durch Aufführung anderer als Opernmusiken, Unterhaltung zu verschaffen. Die erste Erlaubniß dazu erhielt 1725 Anna Danican, genannt Philidor, ein Bruder des berühmten Componisten; es bestand unter verschiedenen Unternehmern bis zur Revolution, wurde nach der Schreckenszeit wieder errichtet, bald aber von den Concerten des Conservatoires verdrängt. — Concertirend (wetteifernd) nennt man eine oder mehrere Instrumentalstimmen, welche die Melodie mit der vorhandenen Hauptstimme wechselsweise vortragen, oder sich zwischen den Sätzen der Hauptstimme mit ausgeführten Solosätzen hören lassen.

Concession, eigentlich das Zugestehen einer Sache, die Erlaubniß; insbesondere die einem Handwerker vom Staate zugestandene Begünstigung, auf eigne Rechnung sein Handwerk zu betreiben. Bei dem Hasse gegen alle Privilegien fand man auch in der Zunftverfassung so viel Schädliches, daß man sie in Frankreich ganz aufhob, oder durch Concessionen beschränkte. Die Concessionen werden, im Gegensatze mit Gerechtigkeiten, deren Zahl in einer Gemeinde bestimmt ist, und die als jus reale auch vererbt und veräußert werden können, nur als persönliche Begünstigungen ertheilt; der damit Begünstigte kann sie nicht veräußern, und darf auch, zum Unterschiede von den Meistern der Innung oder Zunft, keine Lehrlinge annehmen.

Concetti nennen die Italiener sinnreiche oder sinnreich scheinende Einfälle und Pointen, besonders in der Poesie. Die französischen Kunstrichter haben zuerst das Wort Concetto in diesem Sinne gebraucht.

Conchylien sind die Gehäuse oder Schalen einer ganzen Ordnung von Würmern, die man daher Schalthiere nennt. (S. den Art.)

Conciergerie, ein besonders in der Revolution berühmt gewordenes Gefängniß in Paris; ehedem das Parlamentsgefängniß.

Concilium ist ein lateinisches Wort, welches Versammlung bedeutet, vorzugsweise aber von den Kirchenversammlungen, welche man auch mit einem aus dem Griechischen entlehnten Worte Synoden zu nennen pflegt, gebraucht wird. Schon seit dem zweiten Jahrhunderte wurden particuläre, d. h. solche Kirchenversammlungen gehalten, an denen nur die Gemeinden der einen oder der andern Provinz Theil nahmen. Man berathschlagte über die Lehre, die Gebräuche und die kirchliche Disciplin, und die versammelten Bischöfe und Aeltesten machten sich gegen einander verbindlich, die Beschlüsse der Synode in ihren Gemeinden einzuführen. Gewöhnlich wurden diese Versamm-

lungen in der Hauptstadt der Provinz, welche Metropolis hieß, gehalten, und die Bischöfe dieser Stadt, welche seit dem dritten Jahrhundert den Titel Metropoliten führten, pflegten die Verhandlungen dieser Berathschlagungen zu leiten. Diese Concilien hatten keine andere gesetzgebende Gewalt, als die, welche auf der wechselseitigen Uebereinkunft der Theilnehmer beruhte. Nachdem das Christenthum seit dem Anfange des vierten Jahrhunderts herrschende Religion im römischen Reiche geworden war, riefen die Kaiser Kirchenversammlungen zusammen, welche, weil alle Bischöfe des ganzen Reichs dazu eingeladen wurden, ökumenische, d. h. allgemeine Kirchenversammlungen hießen. Unter diesen allgemeinen Kirchenversammlungen sind folgende die merkwürdigsten: erstlich das im J. 325 unter Constantin dem Großen zu Nicäa (s. d. Art.) in Bithynien gehaltene Concilium, auf welchem Arius für einen Häretiker erklärt, und die Lehre vom Sohne Gottes festgesetzt ward; zweitens das im J. 381 zu Constantinopel gehaltene Concilium, wo man die Lehre von dem heil. Geiste bestimmte; drittens das Concilium zu Ephesus vom Jahre 431 und das von Chalcedon vom Jahre 451, auf welchen beiden zuletzt genannten Synoden das Dogma von der Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur in Christo seine nähern Bestimmungen erhielt. Seit dem vierten Jahrhunderte kam die Meinung auf, daß die Kirchenversammlungen unter einer besondern Leitung des göttlichen Geistes ständen, und daher das große Ansehn, welches ihre Beschlüsse erlangten. So wie die römischen Kaiser, so übten auch anfangs die deutschen Könige das Recht aus, Synoden zu versammeln, namentlich Carl der Große, unter dessen Regierung der von ihm zusammenberufene Clerus des fränkischen Reichs im J. 749 eine merkwürdige Kirchenversammlung zu Frankfurt am Main hielt, welche sich gegen den unter den Griechen eingeführten Bilderdienst erklärte. Im Mittelalter behaupteten die Päpste das Recht, Synoden zusammenberufen, und es sind unter ihrer Autorität und Leitung viele, obwohl, weil die abendländische Kirche sich bald von der griechischen Kirche trennte, nicht allgemeine Kirchenversammlungen gehalten worden, unter denen theils die unter Urban II. zu Clermont im J. 1096 gehaltene, wo der erste Kreuzzug beschlossen ward, theils einige spätere Synoden, wo man mit den Griechen über die Wiedervereinigung unterhandelte, die merkwürdigsten sind. Als zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts das sogenannte große Schisma entstanden war, indem erst zwei, dann drei Päpste auf das Pontificat Anspruch machten, kam im J. 1409 das Concilium zu Pisa zu Stande, welches den Grundsatz behauptete, daß der Papst unter dem allgemeinen Concilio stehe und die schismatischen Päpste richtete. Und als das pisanische Concilium auf eine seiner unwürdige Weise erloschen war, ohne daß es das Schisma hatte beendigen können, ward im J. 1414 die costnitzer Synode gehalten, welche den Grundsatz, daß ein allgemeines Concilium über dem Papst sei, erneuerte, das Schisma endlich beilegte und außerdem durch die Verdammung des berühmten Johann Huß merkwürdig geworden ist (s. d. Art. Costnitz). Auch die zu Basel im J. 1431 gehaltene Synode erneuerte jenen Grundsatz, und es ist diese Kirchenversammlung besonders darum wichtig, weil sie eine Reformation, zwar nicht in der Lehre, aber doch in der Verfassung und in der Disciplin bezweckte. Zu der Zeit der Kirchenverbesserung war viel von einem allgemeinen Concilio die Rede, welches die Religionsstreitigkeiten beilegen sollte; die Protestanten provocirten mehr als einmal an ein solches Concilium; auch

der Kaiser und die der alten Lehre treu gebliebenen Stände wünschten es und hielten es für das beste Mittel, den Frieden in der Kirche wieder herzustellen. Die Päpste aber, eingedenk der zu Pisa, Costnitz und Basel gepflogenen, ihnen so nachtheiligen Verhandlungen, suchten immer auszuweichen. Endlich aber konnte der Papst dem Andringen des Kaisers und der Stände nicht länger widerstehen, und er schrieb daher ein Concilium nach Trident (s. den Art.) aus, welches auch im J. 1545 seinen Anfang nahm und es sich zum vorzüglichsten Geschäft machte, das Eigenthümliche des katholischen Lehrbegriffs in der Opposition gegen die Protestanten zu befestigen. Seit dem tridentinischen Concilio ist keine Kirchenversammlung, an welcher alle der katholischen Kirche zugethanen Völker des Abendlandes Theil genommen hätten, gehalten worden; mehrere Nationalconcilien aber haben, besonders in Frankreich, Statt gefunden. Die Lutheraner haben ihre Angelegenheiten niemals auf Concilien verhandelt; allein in den reformirten Kirchen sind mehrere, zwar nicht allgemeine, aber doch Particularsynoden gehalten worden, unter denen besonders die Dortrechter, im J. 1618 gehaltene zu bemerken ist, welche die eigenthümlichen Meinungen Calvins über die Gnadenwahl im Gegensatze gegen die Arminianer bestätigte. N.

Conclave (wörtlich Gemach), wird hauptsächlich theils von dem Orte gebraucht, wo sich die Cardinäle zur Wahl des Papstes versammeln, theils von der Versammlung der wählenden Cardinäle selbst. Der Papst Gregor X., dessen Wahl drei Jahre lang verzögert worden war, schrieb auf der im J. 1274 zu Lyon gehaltenen Kirchenversammlung die Einrichtung des Conclave vor. Wenn der Papst, ward festgesetzt, in einer Stadt, wo er sich mit seinem Hofe aufhielt, sterben würde, so sollten die dort anwesenden Cardinäle nur verbunden sein, zehn Tage lang auf ihre abwesenden Mitbrüder zu warten. Nach dem Verlaufe dieser zehn Tage sollten sich die gegenwärtigen in dem Palaste, in welchem der Papst gestorben ist, versammeln; hier sollten alle ein Gemach (conclave) ohne Zwischenwand oder Vorhang bewohnen, welches, bis auf einen Eingang ins Innere, auf allen Seiten verschlossen sein sollte, damit Niemand mit den Cardinälen heimlich reden könnte, und sie selbst sollten auch Niemand vor sich lassen, als wer mit Einwilligung aller ihrer Mitbrüder wegen des Wahlgeschäfts gerufen würde. Auch sollte es Niemanden erlaubt seyn, ihnen einen Boten zu schicken oder zu schreiben. Doch sollte in dem gedachten Gemache ein Fenster offen bleiben, durch welches ihnen die nöthigen Speisen gebracht würden. Hätten sie drei Tage nach dem Eingange noch keinen Papst gewählt, so sollten sie an den fünf folgenden Tagen Mittags und Abends nur ein Gericht bekommen, und wenn auch diese Zeit abgelaufen wäre, ohne daß sie einen Papst gewählt hätten, so sollten sie bis zur Vollziehung der Wahl nichts weiter als Brot, Wein und Wasser erhalten. Diese Verordnung Gregors X. ist zwar nicht immer in allen Stücken, aber doch im Wesentlichen bis auf die neuesten Zeiten beobachtet worden. Da die meisten Päpste in Rom starben, so ward das Conclave gewöhnlich in dem vaticanischen Palast gehalten, wo man die Einrichtung traf, daß an den Galerien des Vaticans so viele kleine Zellen, als Cardinäle zugegen waren, in einer Linie erbaut wurden, welche nur ein schmaler Raum von einander schied. Dahin begaben sich die Cardinäle zu zwei und zwei, am Tage nach dem Begräbnisse des Papstes oder an dem zehnten Tage nach seinem Tode, nachdem sie eine Messe, die man Missam spiritus sancti

nannte, gehört hatten, und blieben hier, bis die Wahl vollzogen war. Das Conclave, welches den gegenwärtigen Papst Pius VII. wählte, ward, weil Pius VI. fern von Rom gestorben war, von den zu Venedig versammelten Cardinälen gehalten. N.

Concomitanz, s. Abendmahl.

Concordanz ist ein solches Buch, in welchem alle in der heiligen Schrift vorkommenden Worte in alphabetischer Ordnung aufgeführt und unter jedes die Stellen, in denen das Wort vorkommt, gesetzt sind. Es gibt theils Real-, theils Verbalconcordanzen, und bei beiden können entweder der griechische oder hebräische Text, oder eine allgemein recipirte Uebersetzung zum Grunde gelegt werden. Schriften dieser Art sind theils dem Exegeten nützlich, weil die Vergleichung der Parallelstellen ein wichtiges Hülfsmittel der Erklärung ist, theils dem Prediger, welcher durch sie in den Stand gesetzt wird, die von einem Gegenstande handelnden Stellen der Schrift leicht zu übersehen und die Aussprüche der heiligen Schriftsteller, deren er sich nur dunkel erinnert, ohne Mühe zu finden. Das erste Werk dieser Art hat im dreizehnten Jahrhunderte Hugo de Sancto Caro verfaßt, welcher dabei die allgemein recipirte lateinische Uebersetzung der Bibel, Vulgata genannt, zum Grunde legte. N.

Concordat ist ein zwischen dem römischen Bischofe, in der Eigenschaft des Oberhauptes der Kirche, und einer Regierung zu der Regulirung kirchlicher Verhältnisse geschlossener Vertrag. Verträge, welche der Papst als weltlicher Herr über politische Angelegenheiten mit andern Fürsten schloß, wurden nicht Concordate genannt. Eins der berühmtesten Concordate aus der frühern Zeit ist das Wormser oder Calixtinische, welches im J. 1122 zwischen dem Papste Clemens II. und dem Kaiser Heinrich V. zu der Beilegung des langwierigen Investiturstreites geschlossen und seitdem als ein Grundgesetz des deutschen kirchlichen Staatsrechts betrachtet worden ist. Die meisten Concordate sind den Päpsten durch die Nationen oder durch die Regierungen abgedrungen worden. Das geschah schon im funfzehnten Jahrhunderte. Denn da das costnitzer Concilium im J. 1418 nachdrücklich auf eine Reformation des päpstlichen Hofs drang, sah der damalige Papst Martin V. sich genöthigt, in dem genannten Jahre mit der deutschen und bald darauf auch mit andern Nationen Concordate abzuschließen. Doch ist es den Päpsten auch nach im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte gelungen, Concordate, welche zu ihrem Vortheile gereichten, zu Stande zu bringen. Das war der Fall mit den aschaffenburger Concordaten (richtiger werden sie die wiener genannt), welche, nachdem sie Nicolaus V. blos mit dem Kaiser Friedrich III. ohne Vorwissen der Reichsstände im J. 1448 abgeschlossen hatte, doch bald darnach auch von den Reichsständen angenommen wurden. Auch bei dem Concordate, welches Leo X. mit dem Könige von Frankreich Franz I. im J. 1516 schloß, und welches an die Stelle der pragmatischen Sanction trat, war der Vortheil auf der Seite des römischen Stuhls. In den letzten Jahrhunderten aber, besonders in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo das Pontificat im steten Kampfe mit dem Zeitgeiste erscheint, wurden den Päpsten von den meisten Regierungen Concordate abgedrungen, in denen der römische Stuhl wichtige Rechte aufopferte. Die Päpste konnten den Kampf mit den Staatsgewalten nicht mehr bestehen, sie mußten zufrieden sein, wenn sie nur mit Anstand verlieren konnten. Bonaparte, als erster Consul der damaligen französi-

schen Republik, schloß am 15. Juli 1801 mit dem jetzigen Papste Pius VII. das Concordat für Frankreich ab. Dieses Concordat, das im April des J. 1802 feierlich vollstreckt ward, endigte die durch die Revolution entstandene kirchliche Verwirrung in Frankreich und ward die Grundlage der jetzt bestehenden kirchlichen Verfassung dieses Landes. Freilich mehr zum Vortheile des Regenten, der sich die Ernennung der Geistlichen und andere wesentliche Rechte des Kirchenregiments vorbehielt, der Staatscassen, die, nachdem sie während der Revolution das gesammte Kirchengut als Nationaldomäne an sich gerissen hatten, durch die Herabsetzung der im alten Frankreich sonst viel größeren Anzahl der Metropolitan- und Bischofs Sitze in dem bis zum Rheine erweiterten neuen Reiche auf 60 zu bedeutenden Ersparnissen berechtiget wurden, ja auch des Papstes, der, obschon auf die Wiederherstellung der geistlichen Orden und seinen unmittelbaren Einfluß durch die Legaten Verzicht leistend, sich doch das Recht der canonischen Institution der Bischöfe und die damit verbundenen Einkünfte sicherte, als der Religion selbst; denn die meisten Sprengel waren nun zu groß, um gehörig verwaltet werden zu können, und das Schicksal der ohnehin übelbedachten niedern Geistlichkeit, welche die Seele der Kirche ist, ganz der Discretion des Regenten überlassen. Neue Verwirrung entstand, da der Papst politische Absichten gegen Napoleon durch Verweigerung der canonischen Bestätigung einiger Bischöfe zu erreichen suchte. Das erfolglose Nationalconcilium (1811 zu Paris) konnte dem Uebel nicht abhelfen, und daß der Entwurf eines neuen Concordats, über den Napoleon den 25. Januar 1813 zu Fontainebleau mit dem Papste sich vereinigt zu haben vorgab, um alle bisherige kirchliche Streitigkeiten zu schlichten, nur eine leere Vorspiegelung war, kam sehr bald an den Tag. Daher schloß Ludwig XVIII. durch den Grafen von Blacas mit Pius VII. unter dem 11. Juni 1817 zu Rom ein neues Concordat ab, in dem das den Freiheiten der gallicanischen Kirche so nachtheilige Concordat vom J. 1516 wieder in Kraft gesetzt, das Concordat von 1801 nebst den damit verbundenen organischen Artikeln vom 8. April 1802 aufgehoben, durch die Foderung von Dotationen für 42 nebst ihren Capiteln und Seminarien, außer den schon bestehenden, neu zu errichtende Metropolitan- und Bischofs-Sitze der Nation eine jetzt unerschwingliche Abgabe aufgelegt, und sonst auch in den unbestimmten Phrasen des 10. Artikels, der von Maßregeln gegen eingerissene Hindernisse des Wohles der Religion und der Ausführung kirchlicher Gesetze redet, der Intoleranz und Herrschsucht des päpstlichen Hofes freies Spiel geöffnet wird. Gefallen konnte diese Erneuerung alter Mißbräuche, diese Sorgfalt für den Luxus zahlreicher geistlicher Generalstäbe auf Kosten des Volks nur dem ultraroyalistischen Adel, der darin Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaften und zur Versorgung seiner Söhne mit Canonicaten sah; die Nation nahm das Concordat mit einer fast allgemeinen Mißbilligung auf; die gewichtvollsten Stimmen erhoben sich dagegen (Grégoire Essai historique sur les libertés de l'église Gallicane. Paris, 1818. Lanjuinais Appréciation du projet de loi rel. aux trois concordats. Paris, 1818. 5me edit. De Pradt les quatre concordats. Paris 1818. 3 vol.) und die Minister sahen sich genöthigt, den Gesetzvorschlag, der es in die Kammern bringen sollte, zurückzunehmen. Es blieb daher eine Fehlgeburt und der kirchliche Zustand in Frankreich ist noch auf dem Fuße, auf den er 1801 gestellt wurde. Glücklicher

ar der Papst bei dem am 16. Februar 1818 zu Terracina mit
m Könige von Neapel abgeschlossenen Concordate, worin er die
isschließliche Herrschaft des Catholicismus in diesem Reiche, die
nabhängigkeit der geistlichen Lehranstalten von der weltlichen Re-
ierung, die freie Disposition über 12,000 Ducaten Pfründen in
Neapel zu Gunsten römischer Unterthanen, die Rückkehr der Ein-
ünfte von den Vacanzen an die Kirche, die unbeschränkte Freiheit
er Appellationen an seinen Stuhl, die Beseitigung des sonst nöthi-
en königlichen Placet zu den bischöflichen Hirtenbriefen, die Cen-
ur und Herrschaft über die Literatur durch Bücherverbote und die
Zulassung von Novizen in den bestehenden oder neu zu errichtenden
Klöstern nebst der Bestätigung anderer wichtiger Rechte auf die er-
ten Stellen in den Capiteln und auf die Vergebung der Hälfte aller
Canonicate und einfachen Pfründen, der Consistorialabteien und der
n curia erledigten Pfarreien, der König aber die Collatur über alle
Bisthümer, die Besteurung des Clerus, die Verminderung der
Bisthümer und der vor Murat bestandenen Klöster und das Verblei-
ben der veräußerten Kirchengüter in den Händen ihrer gegenwärtigen
Besitzer gewann. Das Concordat wurde sogleich in Vollzug ge-
setzt, jedoch unbeschadet der alten Kirchenfreiheit (Monarchia) Si-
ciliens, wo der König geborner Legat a latere ist. Ein ihm weni-
ger als dieses, doch immer noch mehr, als in Deutschland gewünscht
werden mochte, vortheilhaftes Concordat schloß der Papst den 5. Juni
1817 zu Rom mit dem Könige von Baiern ab. Darin werden für
die 2,400,000 Catholiken in Baiern zwei Erzbisthümer (München)
mit Freisingen und Bamberg) und sechs Bisthümer (Augsburg,
Passau und Regensburg unter dem Erzbischof von München mit Frei-
singen; Würzburg, Eichstädt und Speier unter dem Erzbischof von
Bamberg), jene jedes mit 13, diese mit 11 Capitularen und einem Seminar
errichtet und anständig mit liegenden Gründen dotirt, die Ernennun-
gen dem Könige unter Vorbehalt der päpstlichen Bestätigung gegen
verhältnißmäßige Annaten und Kanzleigebühren überlassen, die Grän-
zen der bürgerlichen und kirchlichen Gerichtsbarkeit, mit Freistellung
der Zuflucht in rein geistlichen Sachen nach Rom, sehr genau be-
stimmt, neue Klöster verheißen und andere dem Catholicismus zu-
trägliche Verfügungen getroffen. Die gesetzliche Bekanntmachung die-
ses Concordats in Baiern verzog sich bis zur Publication der neuen
Verfassungsurkunde im Mai 1818, wobei alle Besorgnisse wegen des
kirchlichen Zustandes der Protestanten in Baiern gehoben wurden.
Oesterreich und Preußen unterhandeln noch mit dem Papste, der
auch die Schweiz noch nicht ganz zufrieden gestellt hat. Die übrigen
deutschen Fürsten haben, nach Vereitelung ihrer früheren Unterhand-
lungen mit Rom, den Plan zu einem gemeinschaftlichen Concordate
gefaßt und die Vorarbeiten ihrer Commissarien in dieser Sache zu
Frankfurt wurden schon 1818 beendiget. E.

Concordia, die Göttin der Eintracht. Ihr waren in Rom
mehrere Tempel erbaut und jährlich wurde ihr ein Fest am 16. Ja-
nuar gefeiert.

Concordien-Formel (Formula concordiae), wird eins
der wichtigsten symbolischen Bücher der protestantischen Kirche genannt,
welches auf Veranstaltung des Churfürsten Augusts von Sachsen von
mehreren der angesehnsten Theologen entworfen und endlich 1577 in
Kloster-Bergen bei Magdeburg vollendet wurde. Längst schon
hatte Churfürst August Verdacht wegen heimlicher Anhänger der Leh-

ren des Calvin; und als er hierin bei der veranstalteten Kirchenvisitation noch mehr bestärkt wurde, hielt er ein Concordien-, d. h. ein Einigungs-Buch (welches die Einigkeit der Lehre unumstößlich befestigen sollte) fürs beste, um den verschiedenen Religionsgährungen ein Ende zu machen. Zwölf Theologen wurden nach Lichtenburg berufen und bei der hierauf zu Torgau veranstalteten Versammlung wurde das Nähere untersucht und ausgemacht, und zuletzt in der Versammlung in Kloster-Bergen vollendet, worauf denn auch eine feierliche Unterschrift von mehrern Churfürsten, Fürsten, Grafen, Reichsstädten ꝛc. erfolgte, und dieselbe 1580 gedruckt wurde. Dem Churfürsten soll diese Angelegenheit 80,000 Thaler gekostet haben. (Vergl. Symbolische Bücher.)

Concret, ein logisches Kunstwort. Stellt man sich gewisse Eigenschaften als eben an einem Gegenstande befindlich vor, so betrachtet man sie, nach der Sprache der Philosophie, in concreto; denkt man sie aber abgesondert im Verstande und nicht als an einem Gegenstande befindlich, so betrachtet man sie in abstracto; z. B. ein gerechter Mensch ist eine concrete Vorstellung, die Gerechtigkeit aber ist ein abstracter Begriff. Es sind also concret die Anschauungen individueller Gegenstände, oder doch solcher allgemeinen Begriffe, die zunächst an das Individuelle gränzen. F.

Concubinat heißt die Verbindung eines Mannes mit einer Beischläferin. Daß eine solche Verbindung nach dem Naturrechte erlaubt sei, ist eben so einleuchtend, als daß es dem Staate frei stehe, sie durch besondere Gesetze zu verbieten. Bei den Römern war das Concubinat weder unerlaubt noch schimpflich. Es wurde vielmehr durch die Lex Julia und durch die Lex Papia Poppaea unverheiratheten Männern förmlich erlaubt, jedoch mit der Bestimmung, daß es sich auf eine einzelne Beischläferin beschränke, und daß nur Weibspersonen von niedriger Herkunft, als Freigelassene, Schauspielerinnen und dergl., nicht aber Frauenzimmer, an denen das Verbrechen der Schändung begangen werden konnte, dazu gewählt wurden. Die im Concubinat erzeugten Kinder galten nicht für rechtmäßig, sondern hießen natürlich. Mit Einführung des Christenthums hörte das Concubinat auf und schon Constantin der Große gab Gesetze dagegen. Bei den Griechen war das Concubinat selbst verheiratheten Männern erlaubt; auch war die Zahl der Beischläferinnen nicht beschränkt. Das neue französische Gesetz erlaubt dem Ehemanne das Concubinat ebenfalls, nur darf er die Beischläferin nicht in dem Hause halten, das er mit seiner Frau bewohnt.

Concurs, eigentlich ein Zusammenlauf, uneigentlich das Zusammentreten der Gläubiger, um sich in das Vermögen eines Schuldners nach dem Verhältnisse ihrer Foderungen zu theilen (concursus creditorum). Dieser Fall kann nur eintreten, wenn der Schuldner mehr schuldig ist, als er besitzt. Es wird der Concurs eröffnet, d. h. man ladet die Gläubiger ein, sich mit ihren Schuldfoderungen zu melden. Concursmasse ist das noch übrige gesammte Vermögen eines Schuldners, worein sich die Gläubiger theilen sollen. Concursproceß ist das in solchen Fällen übliche rechtliche Verfahren. (Vergl. Falliment.)

Concussion, Gelderpressung, Plackerei, crimen concussionis, das Verbrechen, wenn eine obrigkeitliche Person einen Geringern durch falsche Beschuldigung eines Verbrechens, durch angedroh-

Bestrafung oder andere Gewaltthätigkeiten in Furcht setzt, oder die Justiz übermäßig verzögert, um Geld zu erpressen.

Condamine (Charles Marie de la), berühmter Naturforscher, war zu Paris im J. 1701 geboren und starb daselbst den 4. Febr. 1774. Mit einem feurigen Geiste und einem kraftvollen Körper ergab sich La Condamine in seiner Jugend dem Vergnügen; bald aber entsagte er demselben, so wie der schon betretenen militärischen Laufbahn, um sich den Wissenschaften zu widmen. Er trat in die Akademie als Adjoint-Chimiste. Seine Wißbegierde bewog ihn, sich mit mehreren Wissenschaften zu beschäftigen, ohne daß er auch nur in eine besonders tief eingedrungen wäre. Er unternahm verschiedene Reisen, die ihn mit Kenntnisse bereicherten. Nachdem er auf dem mittelländischen Meere die Küsten von Asien und Afrika besucht hatte, wurde er im J. 1736 mit Godin und Bouguer gewählt, um durch eine in Peru vorzunehmende Vermessung die Gestalt der Erde zu bestimmen, deren Abplattung gegen die Pole durch seine Bemühung außer Zweifel gesetzt wurde. (S. Gestalt der Erde.) Zugleich machte er hier die Entdeckung, daß die Berge schwere Körper anziehen und ihnen eine andere Richtung geben, als sie nach dem einfachen Gesetze der Schwere nehmen würden; eine Wahrheit, die nachher von Maskeline und Cavendish bestätigt worden. Nachdem Condamine in Amerika seine Arbeiten, unter Besiegung von tausend Schwierigkeiten und Gefahren, vollendet hatte kehrte er nach einer achtjährigen Abwesenheit in sein Vaterland zurück, und begab sich bald darauf nach Rom, wo der Papst Benedict XIV. ihn mit Auszeichnung aufnahm, und ihm die erbetene Dispensation gab, um sich mit einer seiner Nichten verheirathen zu dürfen. Seine Wißbegierde konnte weder durch Gefahren; noch durch Abscheu und Entsetzen zurückgehalten werden. Man erzählt davon folgende Anekdote. Bei der Hinrichtung Damiens mischte er sich, um keinen Umstand dieser schrecklichen Todesart unbeachtet zu lassen, unter die dabei beschäftigten Henker. Man wollte ihn zurückweisen, aber der oberste derselben, welcher Condamine kannte, verhinderte es mit den Worten: Laissez Monsieur, c'est un amateur. Seine Hauptwerke sind seine Reisebeschreibung, und seine Schrift über die Gestalt der Erde und über die berühmte Vermessung dreier Grade des Meridians. Außerdem hat er mehrere Memoiren über die Pockenimpfung geschrieben, deren Verbreitung er mit großem Eifer zu befördern bemüht war.

Condé (Louis de Bourbon, Prinz von), mit dem Zunamen der Große, geb. 1621, einer der größten Feldherren des siebzehnten Jahrhunderts, besaß bei einem vortheilhaften Aeußern etwas, das jeden unwillkührlich an ihn zog. So lange sein Vater lebte, führte er den Titel Herzog von Enghien; er verewigte diesen Namen durch die Schlacht bei Rocroi, in welcher er, erst 22 Jahre alt, die Spanier schlug (1643) Nachdem er den Abend zuvor alles für die Schlacht angeordnet hatte, schlief er so fest ein, daß man ihn, als die Zeit des Angriffs heranrückte, aufwecken mußte. Wo er hinkam, zeigte er sich als Sieger: er war so glücklich, eine Niederlage des Marschalls Turenne wieder gut zu machen; er belagerte (1646) im Angesichte der spanischen Armee Dünkirchen, und brachte diesen Platz zuerst an Frankreich. Nicht weniger glücklich, als er gegen F. auswärtige Feinde war, war er bei Stillung des bürgerlichen Krieges, den Mazarin veranlaßt hatte, welcher nachher genöthigt war, sich selbst an Condé zu wenden. Eifersüchtig auf den Ruhm des Prin-

zen und seinen Stolz fürchtend, ließ Mazarin seinen Befreier im J. 1650 als Gefangenen nach Vincennes bringen, und gab ihm erst nach einem Jahre seine Freiheit wieder. Der beleidigte Condé trat jetzt in Unterhandlungen mit Spanien, und focht mit solchem Glücke wider sein Vaterland, daß er nach Paris gehen konnte. Er bemächtigte sich der benachbarten Plätze, indeß sich Turenne der Hauptstadt näherte, um diese zu decken. Beide Feldherren schlugen sich den 2. Juli 1652 bei der Vorstadt St. Antoine so tapfer, daß der Ruhm eines jeden dadurch vergrößert wurde. Kurze Zeit darauf wurde Friede geschlossen, welchem jedoch Condé nicht beitrat, sondern sich in die Niederlande begab. Der pyrenäische Friede im J. 1659 gab endlich Frankreich den großen Condé wieder; die Furcht vor ihm bewog Mazarin, in seine Wiedervereinigung zu willigen. Condé focht jetzt mit gleichem Glücke wie ehedem für sein Vaterland. Nach Turenne's Tode im J. 1675 commandirte er noch eine Zeit lang die französische Armee in Deutschland und in den Niederlanden. Das Podagra nöthigte Condé endlich, sich auf sein schönes Landgut zu Chantilly bei Paris zurückzuziehen, wo er sich den Wissenschaften widmete. Hier besuchten ihn Corneille, Bossuet, Racine, Boileau, Bourdaloue und erfreuten sich der geistreichen Unterhaltung des Prinzen eben so sehr, als sich dieser der ihrigen. In der Kirche des heil. Ludwigs zu Paris wurde ihm ein Monument errichtet. Chantilly, dessen Marställe die schönsten in Europa sind, und wo man noch des großen Condé Degen zeigt, wurde während der Revolution durch Räuberbanden und die Einwohner der benachbarten Gegenden verwüstet.

Condé (Louis Joseph de Bourbon, Prinz von), geboren zu Chantilly den 9. August 1736, einziger Sohn des Herzogs von Bourbon und der Prinzessin von Hessen-Rheinfels. Durch den Tod beider Eltern kam er schon im 5. Jahre unter die Vormundschaft des Grafen Charolais, seines Oheims. Er wurde von Ludwig XV. an seines Vaters Stelle zum Grand maître de la maison und Statthalter von Burgund ernannt. Der Prinz wurde mit vieler Strenge erzogen, und machte schöne Fortschritte in den Wissenschaften. 1758 vermählte er sich schon mit der Prinzessin Charlotte Godefriede Elisabeth de Rohan Soubise, welche ihm den Prinzen Bourbon Condé 1756, und 1757 eine Prinzessin gebar, die 1760 starb. Während er als Gouverneur von Burgund mit den ständischen Angelegenheiten beschäftigt war, rief ihn der Ausbruch des 7jährigen Kriegs zur Armee nach Deutschland, wo er durch Muth und richtigen Blick sich auszeichnete, und 1762 das Treffen bei Johannisberg über den Herzog von Braunschweig gewann. Stets dem König, aber auch der alten Verfassung treu, widersetzte er sich Ludwig XV. wegen Einführung eines neugestalteten Parlaments, wurde deshalb verbannt, aber bald wieder zurückgerufen. Die Zeiten der Ruhe widmete er den Studien in freundlicher Geselligkeit mit den besten Köpfen seiner Zeit, und den Verschönerungen von Chantilly, wo ihn Paul I. besuchte. Seine rein ritterlichen Gesinnungen bewies sein Duell mit dem Grafen Agoult, wobei er verwundet wurde. Der Strudel der Revolution faßte auch ihn. 1789 floh er nach Brüssel und von da nach Turin; hierauf bildete er 1792 zu Worms aus den ausgewanderten Edelleuten ein kleines Heer, 6806 Köpfe stark, das zur österreichischen Armee unter Wurmser stieß. Gleich nachdem er 1791 mit Gustav III. von Schweden zu Aachen wegen künftiger Unternehmungen sich besprochen hatte, wurde er zu Worms von

einem Commissär der Nationalversammlung und vom König selbst aufgefodert, bei Verlust aller seiner Güter binnen 14 Tagen nach Frankreich zurückzukehren. In Coblenz ertheilte er mit den übrigen Prinzen die verweigernde Antwort. Beim Ausbruch des Kriegs zeichnete sich sein Corps sehr aus; allein Oesterreichs Operationsplan stimmte nicht mit den Absichten der Emigranten zusammen, daher auch die Verbindung des Prinzen Condé mit Pichegrü ohne Folgen blieb. 1795 trat er mit seinem ganzen Corps in englischen Sold. 1796 zeichnete sich der Prinz in dem Treffen bei St. Mergen in der Hölle, Biberach, Schliengen ꝛc. vortheilhaft aus. Er trat 1797 in russische Dienste, und marschirte mit seinem ganzen Corps nach Rußland, wo er in Pauls I. Residenz auf das freundlichste und großmüthigste empfangen wurde, um 1799 unter Suwarow wieder an den Rhein zurückzukehren, und 1800 nach der Trennung Rußlands von der Coalition wieder in englische Dienste zu treten. Der Feldzug von 1800 endigte des Prinzen kriegerische Laufbahn; er zog sich nach England zurück, wo er bis 1813 friedlich die Abtei Amesbury bewohnte, in welchem Jahre seine zweite Gemahlin, die Prinzessin von Monaco, starb. Am 14. Mai 1814 zog er wieder in Paris ein, erhielt das 10. Linienregiment und die Würde des Generaloberſten der Infanterie, so wie die des Grand maître de France und das Protectorat des Ludwigordens. Er wohnte der berühmten königl. Sitzung am 17. März 1815 bei, floh mit dem König nach Gent und kehrte mit ihm im Juli 1815 nach Paris zurück, wo er zum Präsidenten eines Bureau der Pairskammer ernannt, einige Zeit sich aufhielt, nachher aber nach Chantilly sich zurückzog. Hier hatte er einst das interessante Werkchen geschrieben, welches seit 1806 in 2 Auflagen unter dem Titel: Essai sur la vie du grand Condé, par L. J. de Bourbon, son 4me descendant, erschienen ist. Er starb im J. 1818. Sein Enkel war der Duc d'Enghien (s. d. Art.)

Condé (Louis Henri Joseph, Herzog von Bourbon), Sohn des Vorigen, geb. den 13. April 1756, wurde, wie alle Prinzen seines Hauses, für die Waffen erzogen. Kaum war er der Kindheit entwachsen, als sein Herz mit der heftigsten Liebe an Louise Marie Therese Bathilde d'Orleans hing. Man beschloß, daß er noch 2 Jahre reisen sollte, ehe er sich mit seiner Braut vermählte. Allein er entführte die Geliebte aus ihrem Kloster und sie gebar ihm 1772 den Prinzen von Enghien. Condé's glühende Lebhaftigkeit veranlaßte zwischen ihm (1778) und dem Grafen Artois ein Duell, welches seine Verweisung nach Chantilly zur Folge hatte. Er entzweite sich gleichfalls mit seiner Gemahlin, und trennte sich 1780 von ihr. 1782 reisete er mit dem Grafen Artois ins Lager von St. Roch zur Belagerung von Gibraltar, zeichnete sich dort überall aus und wurde nach seiner Rückkehr zum Marschall ernannt. Der Stolz seines Namens, die Wärme seines Bluts und das Vertrauen auf Königsgewalt ließen ihm im Beginn der Revolution vielleicht zu auffallend verachtend ein gährendes Volk behandeln. Er rieth stets zum Gebrauch der Gewalt im Beginnen, und wanderte 1789 mit seinem Vater nach Turin aus, bittere Rachsucht im Herzen. Er schloß sich an jenes Corps der französischen Emigranten an, und zeigte 1792, 1793 und 1794 den alten Muth der Condés. 1795 schiffte er sich in Bremen nach Quiberon ein, um in der Vendée eine Diversion zu machen, mußte aber ohne Erfolg nach England zurückkehren. 1797 ging er mit dem Armeekorps seines Vaters nach Rußland und kehrte von da 1799 an den Rhein zurück. Nach Auflösung der königl. französischen Armee flüchtete er sich 1800 nach England, wo er bis zum Mai 1814

lebte. Am 15. Mai 1814 wurde er zu Paris zum Generaloberſten der leichten Infanterie ernannt, und erhielt bei Buonaparte's neuem Einfall 1815 das Commando in den weſtlichen Departements, ohne den Sturm beſchwören zu können. Er mußte ſich conventionsmäßig zu Nantes einſchiffen, ſegelte nach Spanien, woher er im Auguſt über Bordeaux und Nantes nach Paris zurückkehrte. Sein Stolz und ein gewiſſes bitteres Rachegefühl ſchienen der ſo nöthigen Beruhigung der Gemüther nicht zuträglich zu ſein; er ſelbſt befand ſich nicht behaglich, rings von traurigen Erinnerungen umgeben, und fühlte ſich dadurch veranlaßt, Hof und Vaterland abermals zu meiden, und in England einen ruhigen Siz für ſein Alter zu ſuchen.

Condenſation, Verdichtung. Außer mechaniſchen Kräften (ſ. Compreſſionsmaſchine) gibt es auch chemiſche Mittel zur Verdichtung. Dahin gehört die Kälte. Insbeſondere heißt Condenſation die Verdichtung luftförmiger Flüſſigkeiten zu tropfbaren, z. B. der Waſſerdämpfe zu Waſſer, durch die Kälte. Condenſation der Electricität nennt Volta ein von ihm erfundenes Werkzeug zur Sammlung und Meſſung der Electricität in ſolchen Fällen, da ſie ſich nur in ſchwächern Graden veroffenbart, und Condenſator der Wärme, Wärmeſammler, heißt eine Vorrichtung zur Sammlung des fühlbaren Wärmeſtoffs.

Condillac (Etienne Bonnot de), Abt von Mureaux, war 1715 zu Grenoble geboren. Er richtete früh ſeine Studien auf die Metaphyſik und erwarb ſich, zwar nicht bei der Menge, aber bei den ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit, den Ruf eines der erſten Philoſophen ſeines Vaterlandes. Daher ward er auch, als für den jungen Herzog von Parma, den Enkel Ludwigs XV., ein Lehrer gewählt werden ſollte, zu dieſem wichtigen Poſten ernannt. Die Methode, welche er beim Unterricht ſeines Zöglings befolgte, zeigte von ſeiner tiefen Einſicht. Er war nicht ſowohl bemüht, ihm Kenntniſſe beizubringen, als vielmehr ihn vorzubereiten, ſich einſt dergleichen ſelbſt zu erwerben. Im J. 1768 trat er in die franzöſiſche Akademie und ſtarb auf ſeinem Landgute Flux bei Baugenci im J. 1780. Sein erſtes Werk, betitelt Essai sur l'origine des connoissances humaines, erſchien 1746 in 2 Bänden. Condillac zeigt in dem erſten Theile deſſelben, welches die Materialien unſerer Kenntniſſe ſind, durch welche Kräfte ſie in Thätigkeit geſetzt werden, und welche Hülfsmittel der Geiſt dabei anwendet. Er erklärt die meiſten Erſcheinungen des menſchlichen Geiſtes durch das Princip der Ideenverbindung, das er in ſeinem ganzen Umfange ausführt. In dem zweiten Theile zeigt er auf eine ſehr geiſtreiche, wiewohl nicht immer völlig befriedigende Art, wie alle Künſte, eine aus der andern, entſtanden ſind. Dieſem Werke folgte 1749 ſein Traité des systêmes (2 Bde 12.), worin er die Nutzloſigkeit und Unſtatthaftigkeit derjenigen Syſteme zeigt, die auf Abſtractionen beruhen, und die Nothwendigkeit darthut, ihnen die Erfahrung zum Grunde zu legen. In dem Traité des sensations, welcher 1754 in 2 Bden 12. erſchien, ſetzte er die Fortſchritte der Ideen und die Entwickelung unſerer Geiſteskräfte, von dem erſten merkbaren Eindruck bis zu den erhabenſten Begriffen, in ihr ganzes Licht. Um den ungerechten Vorwurf, als habe er in dieſem Werke Büffon copirt, zu widerlegen, ſchrieb er 1775 ſeinen Traité des animaux, worin er mit den Grundſätzen des Traité des sensations ſiegreich gegen Büffon auftritt. Der Cours d'études, den er für den Infanten von Parma ſchrieb, erſchien 1755 in dreizehn Bänden, und enthält eine Grammatik, eine Kunſt zu ſchreiben, eine Kunſt zu urtheilen, eine Kunſt zu denken und eine allgemeine Geſchichte der Menſchen und Staaten.

Sein Werk le Commerce et le Gouvernement, considerés relativement l'un à l'autre wurde von den Oekonomisten angegriffen, bleibt aber, ungeachtet einiger Fehltritte, immer ein Muster der Methode für die Behandlung ähnlicher Gegenstände. Seine Logique und seine Langue des calculs, welche letztere erst nach seinem Tode erschien, waren seine letzten Werke. Eine vollständige Ausgabe seiner Schriften erschien 1803 zu Paris in 32 Bänden, 12. Ein großer Verstand, ein sicheres Urtheil, eine reine und tiefe Metaphysik, eine eben so ausgewählte als ausgebreitete Literatur, ein fester Charakter, ernste Sitten ohne Rauhigkeit, ein etwas sentenziöser Ton, mehr Philosophie als Gefühl und Phantasie, dies sind die Hauptzüge zu einem Gemählde Condillac's, die sich auch in seinen Schriften abspiegeln.

Condorcet (Marie-Jean-Antoine-Nicolas Caritat, Marquis von), geboren 1743 zu Ribemont bei St. Quentin in der Picardie, ward in dem College de Navarre erzogen und machte in der Mathematik so glückliche Fortschritte, daß er sich ihr ganz zu widmen beschloß. Im J. 1762 kam er nach Paris, wo der Herzog von la Rochefoucauld ihm seinen Schutz angedeihen ließ. Condorcet trat in Verbindung mit dem berühmten Geometer Fontaine, und lieferte zwei Abhandlungen: Essai sur le calcul intégral (1765) und Problème des trois corps (1767), die er der Akademie vorlegte, welche ihn dafür 1769 zu ihrem Mitgliede ernannte. Er fuhr fort, sich mit der Analysis zu beschäftigen, und schrieb mehrere Abhandlungen, die einen tief eindringenden Geist verrathen, aber er unterließ stets, nützliche Anwendungen zu liefern. Jene Abhandlungen sind zerstreut in den Sammlungen der Akademien von Paris, Berlin, Petersburg, Turin u. s. w. Im J. 1773 gab er seine Eloges des académiciens morts avant 1699 heraus, die ihm, obgleich man oft das Interesse darin vermißte, die Secretärstelle bei der Akademie verschafften. Erst im J. 1782 trat er in die französische Akademie. Seine Rede bei der Aufnahme handelte von den Vortheilen, welche die Gesellschaft aus der Vereinigung der physikalischen Wissenschaften mit den moralischen ziehen kann. Unter die vielen Elogen, die er vermöge seines Amts in der Akademie der Wissenschaften vorlas, werden die auf d'Alembert, Bergmann, Büffon, Euler, Franklin, Linné, Vaucanson besonders ausgezeichnet. Diese Namen gaben ihm Gelegenheit bei der Darstellung der größten Entdeckungen des verflossenen Jahrhunderts die ganze Fülle seines Talents zu zeigen. Im Jahre 1777 gewann er einen Preis der berliner Akademie über die Theorie der Cometen. Auch berechnete er die Formeln für den Widerstand der Flüssigkeiten, nach den von ihm gemeinschaftlich mit d'Alembert und Bossut gemachten Versuchen. Aber mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich mit philosophischen Forschungen. Als ein Freund Turgots untersuchte er die verschiedenen Systeme der Oekonomisten; als ein Freund d'Alemberts lieferte er eine Menge Artikel für dessen Encyklopädie. Während des amerikanischen Kriegs schrieb er für die Unabhängigkeit der Colonien, vertheidigte die Freiheit der Neger, entwickelte die Mißbräuche des Despotismus und offenbarte in allen seinen Werken die ihn beseelenden republikanischen Grundsätze. Unter einem kalten Aeußern verbarg er eine ungewöhnliche Energie. Im Jahre 1788 gab er sein Werk über die Provinzialversammlungen heraus, in der Absicht, die Reformen, deren die Staatsverwaltung ihm fähig und bedürftig schien, vorzubereiten. Mit Eifer ergriff er zu Anfang der Revolution die Volkspartei. Er redigirte mit Ce-

rutte die Feuille villageoise. Im J. 1791 ward er Commissär der Schatzkammer. Als Deputirter von Paris trat er in die gesetzgebende Versammlung, zu deren Secretär er am 3. October ernannt wurde. Er erkannte hier nur diejenigen Emigrirten des Todes schuldig, welche die Waffen gegen ihr Vaterland ergriffen hatten. Im Februar 1792 führte er den Vorsitz und nach dem 10. August redigirte er die Adresse an die Franzosen und ganz Europa, worin die Gründe zur Suspension des Königs auseinander gesetzt wurden. Als Deputirter des Aisnedepartements in der Nationalversammlung stimmte er meist mit den Girondisten. In dem Prozeß des Königs war sein Votum, „die härteste Strafe, welches aber nicht die Todesstrafe sei." Er schlug vor, in Zukunft die Todesstrafe, außer bei Staatsverbrechen, ganz abzuschaffen. Damals wurde sein Name aus der Liste der petersburger und berliner Akademie gestrichen. Als Mitglied des ersten Wohlfahrtsausschusses und dann der Constitutionscomitée hatte er einen Plan entworfen, welcher angenommen werden sollte, als die Revolution vom 31. Mai eintrat. Er war anfangs nicht unter den Proscribirten; da er sich aber ohne Schonung gegen die Constitution von 1793 erklärte, ward er am 8. Juli von Chabot denuncirt, und am 3. October als ein Mitschuldiger Brissot's in Anklagestand gesetzt. Gezwungen, sich zu verbergen, und bald darauf geächtet, fand er acht Monate lang eine Zuflucht bei einer großmüthigen Freundin. Da aber ein neues Decret auch diejenigen mit der Todesstrafe bedrohte, die den Geächteten eine Freistatt gewährten, wollte er seine Wohlthäterin nicht in Gefahr bringen, und verließ gegen die Mitte des Märzes 1794 Paris, ohne Paß und in geringer Kleidung. Er wollte sich auf dem Landhause eines alten Freundes (Suard) verbergen, traf denselben aber nicht an, und brachte mehrere Nächte in einem einsamen Steinbruch zu. Der Hunger zwang ihn endlich, in ein Wirthshaus zu Clamart zu treten, wo er einen Eierkuchen verlangte. Er gab sich für einen Bedienten aus, dessen Herr gestorben sei. Auf die Frage der Wirthin, wie viel Eier sie nehmen solle, antwortete er, ein halbes Dutzend. Da sein elender Aufzug sie wegen der Bezahlung besorgt zu machen schien, zog er, sie deshalb zu beruhigen, eine Brieftasche hervor, deren Eleganz zu seinem Aeußern so wenig paßte, daß er dadurch einem zufällig gegenwärtigen Mitgliede der Revolutionscomitée des Orts verdächtig wurde. Dieser ließ ihn verhaften und nach Bourg-la-Reine bringen, wo man ihn in ein Gefängniß warf. Als man am folgenden Morgen (28. März 1794) ihn zum Verhör führen wollte, fand man ihn todt. Er hatte von dem Gifte Gebrauch gemacht, das er für einen äußersten Fall stets bei sich führte. Condorcet behauptet als Geometer und Philosoph einen ausgezeichneten Rang. Seine Philosophie, deren Grundlage der Skepticismus war, hatte die unendliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts zum steten Ziele. Das Glück der Menschheit schien in der letzten Zeit seine einzige Leidenschaft zu sein. Wenn er die Parlamente, die Geistlichkeit, den Adel, das Königthum verfolgte, so haßte er nur die Sache, nie die Menschen. Er zeigte bei großer Festigkeit eben so viel Milde und Nachsicht. An seinen Schriften hat man Dunkelheit, einen verwickelten Styl und häufige Nachlässigkeiten getadelt; allein ihre Menge erklärt und entschuldigt diesen Fehler. Seine vollständigen Werke sind 1804 in 21 Bänden erschienen. Wir zeichnen darunter nur seine Esquisse d'un tableau historique des progrès de

l'esprit humain und sein Moyen d'apprendre à compter surement et avec facilité aus, welche er noch in der Zeit der Verfolgung ausgearbeitet hatte.

Conductor, in der Naturlehre, der Leiter an der Electrisirmaschine, der die empfangene Electricität wieder mittheilt.

Confession, das Glaubensbekenntniß, z. B. die augsburgische Confession. Auch eine Glaubenspartei, z. B. die drei christlichen Confessionen, die römisch-catholische, evangelische und reformirte. Confiteor, ich bekenne, heißt die Beichte, welche der catholische Geistliche zu Anfange des Gottesdienstes, oder der Messe, vor dem Altare ablegt.

Confirmation heißt der Gebrauch der Protestanten, den die catholische Kirche Firmung oder Firmelung (s. d. Art.) nennt. Die Reformatoren hatten die Firmung, weil sie die Wirkung der Taufe zu verkleinern schien, ganz abgeschafft. Da man aber doch die Nützlichkeit einer religiösen Feier zur Erneuerung des Taufbundes der Catechumenen vor dem ersten Genusse des heiligen Abendmahls einsehen mußte, wurde sie später mit Hinweglassung der Salbung (s. d. Art. Chrisma) unter den Protestanten wieder eingeführt. Dies geschah schon zu Ende des 16. Jahrhunderts in Hessen und Brandenburg und im 17. Jahrhunderte, besonders durch Spener's Eifer, auch in andern protestantischen Ländern. Als eine öffentliche kirchliche Handlung, die alljährlich mit den Catechumenen einer Parochie zugleich gehalten wird, kam sie aber erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allgemein in Gebrauch. Wesentlich ist dabei, außer einer vorhergehenden Prüfung der Religionskenntnisse der Catechumenen, die Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses, um ihren Taufbund zu erneuern und die darauf mit Gebet und Händeauflegen durch die Prediger zu verrichtende Einsegnung. In den letzten Decennien hat man viel gekünstelt, um sie recht feierlich zu machen und hier und da eine Mannichfaltigkeit imponirender symbolischer Handlungen dabei anzubringen gesucht, die bisweilen in theatralischen Pomp ausartete. Der Zweck der Confirmation aber, den jungen Christen eine Weihe ihrer nun mit selbstständiger Thätigkeit zu erstrebenden religiösen und moralischen Mündigkeit zu geben und der Charakter des Protestantismus erfodert nur Eindringlichkeit und einfache Würde der Reden, Gebete und Gesänge — in denen man am schicklichsten die Confirmanden mit der Gemeinde abwechseln läßt — um eine Rührung in ihren Herzen hervorzubringen, die um so nachhaltiger zu ihrer Besserung wirken wird, je mehr sie sich auf ihre eigene Einsicht, Ueberzeugung und Frömmigkeit gründet; und diese hängt wiederum hauptsächlich von der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ihrer Erzieher und Lehrer ab. E.

Conföderation, eine Verbindung, daher: sich conföderiren, sich unter einander verbinden. — Dies Wort und seine Bedeutung hatte in den letzten Zeiten ein erneutes Interesse erhalten durch die rheinische und die polnische Conföderation, welche als Ausflüsse des seit Napoleons Thronbesteigung sich geltend gemachten französischen Föderativ-Systems zu betrachten sind, und eine so große Rolle in dem erhabenen Trauerspiele, das Europa bis 1814 darstellte, behaupten. Die nordamerikanische Conföderation ward für Amerika gleich wichtig.

Confrontiren, Confrontation. Man versteht darunter die gerichtliche Handlung, wenn Personen, deren Aussagen über eine

gewisse That oder Sache von einander abwichen, einander persönlich entgegengestellt und zusammen verhört werden, um die Wahrheit desto sicherer herauszubringen.

Confucius oder Con-fu-tse, welcher, wie Moses, Zoroaster und Mohammed, einen weitverbreiteten Einfluß auf Mit- und Nachwelt geäußert hat und nach Jahrtausenden noch von seinem Volke geehrt und in Europa wie in Asien mit Achtung genennt wird, lebte um das J. 497 nach Christi Geburt. Er war aus königlichem Geblüt entsprossen, ward in dem Königreiche Lou (welches gegenwärtig unter dem Namen Schang-tong eine Provinz des damals noch nicht zu einer großen Monarchie vereinigten chinesischen Reichs ausmacht) geboren, bekleidete eine lange Zeit an dem Hofe des Königs dieses Reichs die Würde eines Mandarin, verließ aber diese Würde, als der König seinen Rathschlägen nicht mehr folgen wollte, ging in das Königreich Sum und trat hier als Sittenlehrer auf. In seinem ganzen Leben erscheint er als ein friedlicher und nüchterner Weiser, welcher weder die bestehenden Verfassungen umstürzen noch durch Betrug Herrschaft über die Gemüther der Menschen erlangen, sondern nur Lehren der Tugend und der Klugheit ausbreiten wollte. Er lehrte in den Städten und an den Höfen der Fürsten. Viele sammelten sich um ihn, und er ward der Stifter einer zahlreichen Secte, welche noch in China fortdauert, sich aber niemals über die Grenzen dieses Reichs ausgebreitet hat. Seine Religionsmeinungen sind sehr ungewiß und streitig, und es scheint nicht, daß er den unter seinem Volke herrschenden Glauben verändert und gereinigt habe. Man kann indeß mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er die Unsterblichkeit der Seele lehrte und den schon unter den Chinesen herrschenden Glauben an das Loos und an die Wahrsagung, so wie die Verehrung gewisser Geister, welche als Beschützer und Wohlthäter über die Elemente und die verschiedenen Theile der Erde wachen, billigte und fortpflanzte. Gewiß ist es, daß er seinen Schülern die Verehrung der Vorfahren zur Pflicht machte. Mehr als von seiner Religionslehre wissen wir von seiner Moral, und als Sittenlehrer war er besonders ausgezeichnet. Tief hatte er das menschliche Herz erforscht und seine Sittenlehre umfaßt alle Verhältnisse des Lebens und enthält allgemein gültige Gebote. Auf die eindringendste Weise lehrt er allgemeine Menschenliebe, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit und Redlichkeit, und die Beobachtung der einmal eingeführten Ceremonien und Sitten, weil es rathsam sei, daß die, welche zusammen leben, auf einerlei Weise leben und Vortheil und Beschwerden theilen. Bald wirft er seinen Blick auf das Alter und gebietet Ehrerbietung gegen dasselbe; bald kehrt er ihn auf die Kinder und lehrt, wie man die erwachenden Neigungen lenken und die aufkeimenden Leidenschaften unterdrücken solle; bald redet er von den friedlichen Tugenden des häuslichen Lebens; bald ermahnt er die Monarchen, Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu üben. Auch pries er das Glück der Freundschaft und lehrte die Beleidigungen verzeihen. Weniger Beifall verdient er als Gesetzgeber; denn indem er alles auf die väterliche Gewalt und auf die kindliche Liebe zurückführt, vergißt er zu sehr, daß es nicht genug ist, auf die Sitten der Bürger zu wirken, sondern daß auch ihre Rechte gesichert werden müssen. Die Grenzen der väterlichen Gewalt dehnte er unleugbar zu weit aus, indem er den Aeltern sogar das Recht, ihre Kinder zu verkaufen, zugestand, und es war eine seiner Weisheit unwürdige Sophisterei, wenn er sagte, da die Kinder sich

selbst verkaufen könnten, so dürfe man nicht Bedenken tragen, eben dieses Recht auch den Urhebern ihres Daseins zuzugestehen. Vornehmlich irrte Confucius darin, daß er die Gesetzgebung nur als einen Zweig der Moral betrachtete und sich daher begnügte, allgemeine Vorschriften zu geben. Auch hindert ihn die Achtung gegen die frühern Gesetzgeber seines Volks, in eigene Untersuchungen einzugehen, er ließ es lieber bei den Aussprüchen dieser berühmten Männer bewenden, deren Schüler er sich nannte. Sehr beifallswerth war es, daß er zur Ehe nachdrücklichst ermunterte und den Ackerbau empfahl; den Handel aber, ohne ihn ganz zu untersagen, begünstigte er weniger. Unter den Schriften, welche ihm zugeschrieben werden, ist das Schuking oder Schan-Schu die wichtigste; doch ist ungewiß, ob diese Schrift in allen ihren Theilen von ihm herrührt. Vergleicht man Confucius, Mohammed und Zoroaster mit einander, so hat Mohammed als Religionsstifter, Zoroaster als Gesetzgeber, Confucius aber als Sittenlehrer den Vorzug. Noch dauert in China die von Confucius gegründete Secte, welche viele Mitglieder zählt, fort, und sie erweiset ihrem Stifter göttliche Verehrung.

Congo ist im weitern Sinne die Südwestküste von Afrika oder Niederguinea, und im engern Sinne ein Theil derselben. Congo im weitern Sinne oder Niederguinea bezeichnet den Küstenstrich Afrikas auf der Westseite vom Vorgebirge Lopez Gonsalva bis zum Vorgebirge Negro, der sich 210 Meilen weit, vom Aequator bis zum 17° der Südbreite, erstreckt. Die Grenzen sind nördlich Oberguinea, östlich das unbekannte innere Afrika, südlich das Kaffernland und westlich das äthiopische Meer. Von den im Innern sich erhebenden Bergen kommen eine Menge Flüsse und Bäche herab, die auch in der heißesten Jahreszeit nicht versiegen, und von Osten nach Westen fließend sich in das Meer ergießen. Alle sind Küstenflüsse, mit Ausnahme des Congo oder Zaire, der tief aus dem Innern Afrikas kommt, und den man in den neuern Zeiten für einen und denselben Strom mit dem im Innern Afrikas fließenden Niger hält. Jedoch ist diese Hypothese durch die 1816 von den Engländern auf diesem Strome unternommene Expedition unwahrscheinlich geworden, indem die Engländer den Congo nicht so ansehnlich fanden, daß er die Fortsetzung und Mündung des großen Nigerflusses sein könnte. Diese Expedition der Engländer bestand aus einem Schooner, commandirt vom Capitän Tukey und einem Transportschiffe, und war bestimmt, auf dem Congo so weit als möglich in das Innere Afrikas einzudringen. 120 Meilen weit befuhr die Gesellschaft den Fluß, und da die ungemein reißenden Ströme des Congo das Weiterfahren unmöglich machten, so wurde noch eine Landreise 30 Meilen weiter unternommen. Hierauf kehrte die Gesellschaft um, aber der größte Theil derselben unterlag den Beschwerlichkeiten und Krankheiten. Congo oder Niederguinea hat, da es in der heißen Zone liegt, ein sehr warmes Clima, das jedoch durch die anhaltenden Regengüsse, die Seewinde, starken Thau und die Gleichheit der Tage und Nächte gemildert wird. Man kennt hier nur zwei Jahreszeiten, die trockne oder den Sommer, und die Regenzeit oder den Winter, durch welchen die Natur neues Leben empfängt, und die Gewächse zu grünen und zu blühen anfangen. Eis und Schnee sind hier unbekannt. Der Boden ist längs der Küste hin meistens eben, weniger fruchtbar und sandig; im Innern erheben sich Hügel und Berge, und hier ist der

Boden ungemein fruchtbar und ergiebig, so daß man jährlich zweimal erntet. Der Reichthum der Producte ist sehr groß. Es giebt europäische Hausthiere, viele wilde Thiere, als Elephanten, Rhinozerosse, Flußpferde, wilde Büffel, wilde äthiopische Schweine, Löwen, Panther, Leoparden, Hyänen, Schakals, Affen von vielerlei Arten und in großer Menge, Zebra's, Antelopen, vieles zahme und wilde Geflügel, vielerlei Schlangen, darunter auch Riesenschlangen, einen großen Reichthum von Fischen; aus dem Pflanzenreiche: Reis, Mais, europäische Gartengewächse, Manjok- und Jamswurzeln, Bataten, Zuckerrohr, Malaghettapfeffer, vielerlei Arten von Palmen, Tamarinden, Mangle- und Kalabassenbäume, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Pisang, Kassien und viele andere Gewächse, denn die Vegetation ist äußerst üppig. Die Berge im Innern sind erzhaltig und haben Gold, Silber, schönes feines Kupfer, Zinn, Quecksilber, Eisen, Marmor, Porphyr, Jaspis, Krystall, Stein- und Quellsalz. Die Bewohner sind Neger, die in viele kleine Völkerschaften getheilt sind, und durch ihre Olivenfarbe, das krause röthliche Haar, minder aufgeworfene Lippen und kleinere Statur sich sehr von den Negern in Oberguinea unterscheiden. Sie stehen auf einer niedrigen Stufe der Cultur, treiben jedoch etwas Ackerbau und kennen auch einige mechanische Künste. Sie haben die guten Eigenschaften und Fehler der Naturmenschen. Bei ihrer natürlichen Trägheit besitzen sie eine angeborene Leidenschaftlichkeit. Ihre Religion besteht meistens in einem rohen Fetischendienst. So wird in dem Reisebericht der englischen Congoexpedition unter Tukey erzählt, daß die Neger, die einen Besuch auf einem der englischen Schiffe machten, alle, ohne Ausnahme, mit Fetischen behangen waren, den sonderbarsten und mannichfaltigsten, die man finden könnte. Sie waren verfertigt aus Lumpen, Holz, Steinen, Muschelschaalen, Horn, Glas und dergleichen; vorzüglich aber war ein Bein von einem gewissen Affen der Gegenstand religiöser Verehrung. Der Hauptfetisch des einen war ein abenteuerliches Gebilde von zwei Menschen, umgeben von Ziegenbockshörnern, Muscheln und dergleichen. Man bemerkte mit Erstaunen, daß diese Menschenfiguren statt der Negergesichter, die man zu finden erwarten sollte, ägyptische Physiognomien hatten. — Außer den Negern haben sich die Schaggaer, die erst im 16. Jahrhunderte aus dem innern Afrika hieher vorgedrungen sind, einiger Gegenden von Niederguinea bemächtiget. Von europäischen Nationen haben sich die Portugiesen hier angesiedelt. Sie kamen zuerst 1484 nach Niederguinea, wurden von den Einwohnern gastfrei empfangen, eroberten das Land 1578, breiteten die christliche Religion daselbst mit glücklichem Erfolge aus, so daß jetzt ein beträchtlicher Theil der Neger sich zur catholischen Religion bekennt, und benutzten ihren Einfluß dahin, daß sie sich einen Theil dieses Küstenreichs unterworfen haben, und in den meisten übrigen Gegenden sich eine Art von Oberherrschaft anmaßen. Dieser Besitz war ihnen besonders wegen des Sclavenhandels wichtig. Man theilt Congo im weitern Sinne oder Niederguinea gewöhnlich in folgende Landschaften ein: Loango, Cacongo, Congo (im engern Sinne), Angola, Matamba, Benguela und Jago-Cacondo. Die Verfassung in allen diesen Staaten ist despotisch, doch stehen die Könige von Loango, Congo, Angola, Matamba und Benguela in Abhängigkeit von den Portugiesen. Besonders sind die Könige von Congo und Angola gänzliche Vasallen von den Portugiesen. In Congo ist die christlich-catholische Religion eingeführt,

und die Verfassung hat viele Aehnlichkeit mit dem vormaligen deutschen Feudalsysteme, denn es besteht aus mehreren größern und kleineren Fürstenthümern, die zum Theil von dem Könige bestätigt werden, der zwar despotisch herrscht, aber den Portugiesen unterworfen ist. In der Stadt St. Salvator, der ersten königlichen Residenz, welche auf europäische Art gebaut ist, unterhalten die Portugiesen eine Besatzung, und die in der Provinz Angola gelegene Stadt San Paolo de Loanda ist der Sitz des portugiesischen Gouverneurs der sämmtlichen portugiesischen Besitzungen auf der Südwestküste von Afrika.

Congregationen heißen am päpstlichen Hofe die aus Cardinälen und Beamten des Papstes bestehenden Versammlungen, welche zur Besorgung gewisser Angelegenheiten und fast für jeden Zweig geistlicher und weltlicher Staatsverwaltung Statt finden; dahin gehört selbst die Inquisition (Congregation des heil. Amtes), die Congregation zur Auslegung und Vollziehung des tridentinischen Concilium (del Concilio), die Congregation de propaganda fide, welche letztere ein von den Päpsten eingesetztes Collegium aus zwölf Cardinälen und einigen Prälaten ist, das die Verbindlichkeit auf sich hat, für die Ausbreitung des römisch-katholischen Glaubens, namentlich für die Bekehrungsgeschäfte und Missionen, wie auch für Ausrottung der Ketzereien zu sorgen. (Vergl. Propaganda.) So gibt es auch eine militärische Congregation, deren Präsident ebenfalls ein Prälat ist. Congregation heißt auch eine Gesellschaft mehrerer Klöster von einerlei Regel, die zusammen eine regulirte Corporation ausmachen, Capitel halten und ihre Obern wählen; die Provinz eines geistlichen Ordens wird ebenfalls Congregation genannt.

Congreß wird die Versammlung der Bevollmächtigten mehrerer Mächte zu Verhandlungen über einen Friedensschluß oder andere Gegenstände genannt. Zu diesem Behufe wird vorläufig unter den Mächten über folgende Puncte, bisweilen selbst in einem Präliminär-Congreß, verhandelt: 1. über Ort und Zeit der Zusammenkunft; 2. über die Neutralität des Orts und der umliegenden Gegend; 3. über die Sicherheit der Gesandten und ihrer Couriere; 4. über die Mächte, deren Gesandten zugelassen werden sollen; 5. über Ceremoniel und Bevollmächtigung der Gesandten. Dieß ausgemacht, versammeln sich die Gesandten auf dem Congreß, wo dann, nach der gewöhnlichen Bewillkommnung und Festsetzung des Tages, an welchem der Congreß eröffnet werden soll, an diesem bestimmten Tage zuvörderst die Vollmachten verlesen und in vidimirten Abschriften unter den Gesandten ausgewechselt, oder, im Fall die verhandelnden Theile über die Annahme eines Vermittlers (Mediateur) übereingekommen, diesem übergeben werden. Hierauf beginnen die Conferenzen selbst, entweder unmittelbar unter den Gesandten oder mit dem Vermittler, an einem dazu festgesetzten Orte oder abwechselnd in den Wohnungen; im Fall ein Vermittler da ist, in dessen Wohnung. Schriftlich oder mündlich dauern dann diese Verhandlungen fort, bis es entweder dahin gediehen ist, daß man zur Unterzeichnung eines Tractats schreiten kann, oder einsieht, daß der Zweck nicht erreicht werden könne, in welchem Falle der Congreß durch Zurückberufung der Gesandten getrennt wird. Im vorigen Jahrhunderte folgten auf die Congresse zu Abo 1743, zu Aachen 1748, zu Hubertsburg 1762 Friedensschlüsse; dagegen gingen die zu Cambray 1721 bis 1725, zu Soissons 1729, zu Breda 1747, zu Focsani 1772, zu Bucharest 1773, zu Rastadt 1797 fruchtlos auseinander. Früher als diese war einer der merkwürdigsten der, welcher

den westphälischen Frieden zur Folge hatte. Einer der merkwürdigsten Congreß der neuern Zeit war unstreitig der General Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika, der 1774 seinen Anfang zu Philadelphia nahm, und damals von zwölf Colonien, von jeder mit einem Deputirten beschickt wurde, jetzt aber zu Washington von den Abgeordneten der vereinigten Staaten, die in zwei Kammern abgetheilt sind, gehalten wird, und in unserer neuesten Zeit der, welcher in den Jahren 1814 und 1815 in Wien Statt hatte, theils wegen der großen und umfassenden Interessen, die auf demselben vermittelt wurden, theils weil alle christliche Souveräne von Europa, und von ihnen viele in eigener Person, an demselben Antheil nahmen. In dem pariser Frieden vom 30. Mai 1814 war (Art. 32.) festgesetzt worden, daß innerhalb einer Frist von zwei Monaten alle Mächte, welche von beiden Seiten in den Krieg verwickelt waren, Bevollmächtigte nach Wien zu schicken hätten, um in einem Generalcongreß die Anordnungen zu treffen, welche die Verfügungen des Tractats vervollständigen sollten. Der Umfang und die Schwierigkeiten der vorbereitenden Arbeiten erlaubten aber nicht, den Congreß so früh zu eröffnen, als in Paris verabredet worden war; weßwegen sein Anfang auf den ersten November verschoben wurde. Die Versammlung war sehr glänzend. Man sah hier den Kaiser von Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Wirtemberg, die Kronprinzen von Baiern und Wirtemberg, die Großherzoge von Baden und Sachsen-Weimar, und mehrere andere Souveräne, viele Prinzen von mittelbaren Häusern, und ein sehr zahlreiches diplomatisches Corps, unter dem sich viele in der Geschichte unserer Zeit herrlich glänzende Namen befanden. Für die acht Höfe, welche der Tractat von Paris unterzeichnet hatten, waren folgende Minister zum Congresse bevollmächtigt; Für Oesterreich der Fürst von Metternich und der Freiherr v. Wessenberg; — für Rußland die Grafen Rasumowsky, von Stackelberg und v. Nesselrode; — für Frankreich der Fürst v. Talleyrand, der Herzog v. Dalberg, der Graf Latour du Pin und der Graf Alexis Noailles; — für England die Lords Castlereagh (später von Wellington abgelöset), Cathcart, Clancarty und Stewart; — für Preußen der Fürst v. Hardenberg und der Freiherr v. Humboldt; — für Schweden der Graf Löwenhielm; — für Spanien der Chevalier Labrador; — für Portugal der Graf Palmella Souza Holstein, der Graf Saldanha da Gama, und der Chevalier Lobo de Silveira. Für die deutschen Angelegenheiten bildeten Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Wirtemberg einen Ausschuß, zu dessen Verhandlungen aber später auch die Bevollmächtigten der übrigen deutschen Souveräne und der freien Städte beigezogen wurden. Der Congreß gab bald in Beziehung auf die Territorial-Verhältnisse der Staaten große Resultate, indem er theils neue Anordnungen beschloß, theils ältere Verträge bestätigte. Der Kaiser von Rußland eignete sich den größten Theil des Herzogthums Warschau zu, wobei er aber geschehen ließ, daß Preußen das Herzogthum Posen zurück behielt, und Krakau zu einer freien Stadt erklärt wurde. Der König von Sachsen sah sich genöthigt, den größeren Theil seines Landes durch die Aufopferung des geringeren zu erhalten. Preußen machte mannichfaltige Ländererwerbungen; aber es mußte dabei den Vortheil der Contiguität entbehren. Diesen Vortheil gewann dagegen das neue Königreich

Hannover, mit den ansehnlichen Acquisitionen, die es machte. Eine besondere Gunst ward den Souveränen von Oldenburg, Sachsen-Coburg und Mecklenburg-Strelitz erwiesen, indem man ihnen Erwerbungen auf dem linken Rheinufer zuerkannte; gleicher Gunst erfreute sich der Großherzog von Sachsen-Weimar, der seine alte Gränze beträchtlich erweiterte. Baiern ward im Besitze von Würzburg und Aschaffenburg bestätigt, wofür es sein Tyrol und Vorarlberg hingegeben hatte. Das Königreich der Niederlande wurde anerkannt, Luxemburg aber dem deutschen Reiche einverleibt. Die Schweiz erhielt eine Verstärkung durch drei ihr eher entfremdete Cantone. Genua ward dem Könige von Sardinien, Modena und Toscana ihren alten Regentenhäusern, Parma der Erzherzogin Marie Louise gegeben, und Lucca der Infantin Marie Louise von Spanien überwiesen. Der Kirchenstaat ward hergestellt, und Ferdinand IV. wurde wieder König beider Sicilien. Ein herrlicher Länderumfang ward Oesterreich im italienischen Norden zu Theil. Olivenza sollte an Portugal, Guiana an Frankreich zurückgegeben werden. — So hohes und mannichfaltiges Interesse diese Verfügungen über den Länderbestand der Staaten darboten, so war die Aufmerksamkeit doch nicht weniger auf die Organisation der staatsrechtlichen Verhältnisse von Deutschland gespannt, deren Bearbeitung erst nach Erledigung der Territorialangelegenheiten vorgenommen, und deren Resultate in der am 8ten Jun. 1815 unterzeichneten deutschen Bundesacte ausgesprochen wurden (s. d. Art. Deutschland). Während diese wichtigen Unterhandlungen zur neuen Anordnung des großen Staatshaushalts von Europa betrieben wurden, landete Napoleon an der Küste von Frankreich (1sten März 1815), und alles, was bisher erwirkt und verfügt war, gerieth aufs neue in einen wankenden Zustand von Sicherheit. Man ließ sich aber hierdurch in Wien in der Fortsetzung der Geschäfte nicht hindern, und erklärte zugleich, daß die durch die Siege von 1813 und 1814 errungenen Grundlagen der Staaten-Verhältnisse gegen jeden Widerstand unerschütterlich behauptet werden sollten. Schon am 13ten März erließen die verbündeten Mächte von Wien aus eine Proclamation, in der sie Napoleons Unternehmung für verbrecherisch und ihn für rechtlos erklärten, und am 12ten Mai faßten sie einen neuen Beschluß, daß sie auf dieser Erklärung beharrten, unerachtet der Usurpator den französischen Thron wieder bestiegen habe. Am 25sten März hatten Oesterreich, Rußland, Großbritannien und Preußen durch einen zu Wien geschlossenen Vertrag sich verbunden, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Napoleon außer Stand gesetzt sein werde, Unruhen zu erregen und Versuche zur Erlangung der höchsten Gewalt in Frankreich zu wagen, zu welchem Ende jede dieser Mächte versprach, 150,000 Mann im Felde zu erhalten; England aber übernahm, in einer Additionalconvention vom 30sten April, die Verbindlichkeit an Oesterreich, Rußland und Preußen, auf ein Jahr lang, eine Subsidie von 5 Mill. Pfund zu bezahlen. Alle übrigen europäischen Mächte, mit Ausnahme von Schweden und der Pforte, traten dem Bündnisse gegen Frankreich bei. Am 26sten Mai reiseten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, und am folgenden Tage der Kaiser Franz von Wien ab, um sich zu ihren Armeen zu begeben. Am 9ten Juni hielt der Congreß seine letzte Sitzung, und am 11ten beendigte er seine Geschäfte. Das aus 121 Artikeln bestehende Hauptinstrument des Congresses wurde am 9ten von den bevollmächtigten Ministern der acht Höfe unterzeichnet, und die übrigen europäischen Mächte, für-

sten und Staaten zum Beitritte förmlich eingeladen. Die nähere Erörterung der deutschen Verfassungssache wurde an die zu Frankfurt am Main zu eröffnende Bundesversammlung verwiesen. — Im Sept. 1818 versammelte sich abermals ein Congreß zu Aachen, zu welchem die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen sich in Person begeben, England und Frankreich aber Abgeordnete gesandt haben. Die Hauptgegenstände der Berathung waren die Räumung Frankreichs nebst den damit zusammenhängenden Sicherheitsmaßregeln und die Ausgleichung gewisser Territorial- und andrer Ansprüche, die aber nach Frankfurt an eine besondere Commission verwiesen wurden. Uebrigens trat Frankreich zu dem hier feierlich erklärten auf das Völkerrecht gegründeten Friedensbunde der vier Hauptmächte. (S. den Art. Quadruple-Allianz.)

Congreve (William), einer der bessern dramatischen Dichter der Engländer, stammte aus einer alten Familie in Staffordshire. Der und Zeit seiner Geburt sind ziemlich unbekannt. Ist die Aufschrift auf seinem Monumente in der Westminster-Abtei richtig, so ward er 1672 geboren. Er selbst nannte sich einen Engländer, ob ihn gleich Andere zu einem Irländer gemacht haben. So viel ist gewiß, daß er anfangs auf der Schule zu Kilkenny und hierauf zu Dublin erzogen wurde. Im 16ten Jahre seines Alters wurde er nach London geschickt, um die Rechte zu studiren, die er aber bald gegen die Dichtkunst vertauschte. Er zeigte sich früh als Schriftsteller. Sein erstes dramatisches Product, die mit großem Beifall aufgenommene Comödie: the old Bachelor, wurde 1693 aufgeführt. Sie war ihm sehr einträglich und verschaffte ihm die Gunst des Lord Halifax, der ihn zu einem der Commissioners for licensing coaches etc. ernannte. The double Dealer, ein Lustspiel, welches im folgenden Jahre gegeben wurde, genoß einer so ausgezeichneten Aufnahme. 1695 wurde Love for Love gespielt, ein Stück, welches die Handlungen der Menschen treffender darstellte, als die vorigen. Sein Trauerspiel: The mourning Bride (1697) gehört zu den besten Stücken der englischen Bühne und wird noch jetzt gespielt. Sein letztes Schauspiel: The Way of the World, gefiel nicht, und dieß veranlaßte ihn zu dem Entschlusse, von nun an in der Zurückgezogenheit blos sich und seinen Freunden zu leben. Von dieser Zeit an schrieb er auch wenig. 1710 gab er seine Miscellaneous Poems heraus, zu denen er in der Folge, ob er gleich nach ihrer ersten Erscheinung noch lange lebte, nichts hinzufügte. Als die Whigs, denen er vorzüglich ergeben war, 1714 emporkamen, ward er Secretary for the Island of Jamaica, ein Posten, der ihm 1200 Pfund eintrug. Wie sehr er geschätzt wurde, sieht man unter andern daraus, daß Pope ihm seine Ilias dedicirte. Er starb zu London im Anfange des Jahres 1729. Als Schauspieldichter war er originell. Seine Charaktere sind glücklich gewählt, aber nicht immer der Natur getreu copirt. Er war für das Drama geboren; aber seine Kräfte verließen ihn, wenn er in eine andere Sphäre trat.

Congreve (William), der berühmte Erfinder der nach ihm sogenannten Congreve'schen Raketen, ist geb. am 20sten Mai 1772. Er ist in England nicht minder berühmt für seine Verbesserungen im Bau der Schleusen bei Canälen und als der thätigste Mitarbeiter der Neuerungen bei der engl. Armee. Man hat mehrere geschätzte Schriften über hydraulische Gegenstände und über die Wissenschaft der Artillerie von ihm. Der Kaiser von Rußland beehrte ihn für die Dienste,

welche ſeine Raketen in der Schlacht bei Leipzig geleiſtet hatten, mit dem St. Annen-Orden. Er iſt Parlamentsglied, gegenwärtig General bei der engliſchen Artillerie, Aufſeher über das königl. Laboratorium u. ſ. w. Im J. 1815 und 1817 begleitete er den Großfürſten Nicolaus auf ſeinen Reiſen ins Innere von England. Neuerer Zeit hat er Brandraketen mit einem Fallſchirme verſehen, der ſich auf dem höchſten Puncte des Wurfes entwickelt und in der Luft majeſtätiſch eine Bombe führt, die, wenn der Wind günſtig iſt, auf die Stadt hinunterfällt, die man in Brand ſtecken will.

Congreveſche Raketen, ſ. Raketen.

Congruent, fügſam, zuſammenpaſſend; z. B. in der Geometrie werden zwei Figuren, die nicht blos der Form nach einander ähnlich, ſondern auch dem Flächeninhalte nach vollkommen gleich ſind, ſo daß ſie einander decken, congruent genannt.

Conide, Kegelſchnitt, ſ. Kegel.

Conjugation iſt in der Sprachlehre die Veränderung oder Abwandlung der Zeitwörter (Verborum) nach Zeit, Modus, Zahl u. Perſon.

Conjunction, die Vereinigung, Verbindung. In der Sprachlehre das Bindewort, Fügewort, dergleichen ſind: und, oder, als, daß, weil, nachdem u. ſ. w. Conjunctio causalis, eine ſolche, die den Grund oder die Urſache andeutet, z. B. weil. Conjunctio conditionalis, eine ſolche, die eine Bedingung andeutet, z. B. wenn. Conjunction in der Aſtronomie, ſ. Aſpecte.

Conjunctiv, ſ. Indicativ.

Connetable war ſchon ehedem in Frankreich einer der vornehmſten Kronbeamten, welcher den Rang gleich nach den Prinzen von Geblüte hatte, und der höchſte Befehlshaber über die ganze Kriegsmacht zu Lande war. Ludwig XIII. hob 1627 die Stelle auf, und übertrug die Verrichtungen den Marſchällen von Frankreich. Im J. 1804 wurde dieſe Stelle wieder errichtet, und der Inhaber derſelben gehörte zu den fünf höchſten Kronbeamten. Sie erloſch mit Wiederherſtellung des Königthums.

Connoiſſement nennt man die Frachtbriefe, die den Schiffern ausgefertigt werden.

Cönobit, ſ. Anachoret, Klöſter und Mönchsweſen.

Conradin von Schwaben, der unglückliche letzte Sprößling des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes der Hohenſtaufen, Enkel Kaiſer Friedrichs II. und eigentlicher Erbe von Neapel und Sicilien, nachdem ſein Vater, Conrad IV., im J. 1254 vergiftet worden war. Der Papſt Clemens IV. wollte ihn als den Sohn eines im Banne geſtorbenen Regenten nicht anerkennen, und verſchenkte Sicilien an Carl von Anjou, Bruder des franzöſiſchen Königs Ludwig IX. des Heiligen. Da deſſen Verwaltung den Unterthanen nicht gefallen konnte, ſo riefen ſie den rechtmäßigen Erben, den Jüngling Conradin, die ihm gehörenden Königreiche einzunehmen. Conradin kam, begleitet von ſeinem treuen Jugendfreunde, Friedrich, Prinz von Baden, mit einer etwa 10,000 Mann ſtarken Armee nach Italien (1267). Er ſchien erſt glückliche Fortſchritte zu machen, rückte 1268 mit ſeinem Heere in Rom ein, ward aber bei Tagliacozzo geſchlagen, und auf der Flucht, verkleidet, nebſt ſeinem Freunde gefangen. Der gefühlloſe Carl gab nun, mit Bewilligung des Papſtes, 1269, den 25. Oct. auf dem Marktplatze zu Neapel das empörende Schauſpiel, den unglücklichen, erſt 16jährigen Jüngling, nebſt ſeinem Freunde Friedrich enthaupten zu laſſen. Conradin ſtarb mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, nachdem er zu-

vor seinen Verwandten, Peter von Aragonien, zum Erben des ihm geraubten Reiches bestimmt hatte, der auch wirklich 1282 Sicilien erhielt, als die sicilianische Vesper der französischen Gewalt ein Ende gemacht hatte. Wir besitzen, muthmaßlich von Conradin, noch ein kleines poetisches Andenken, ein deutsches Minnelied (die Liebe zur Poesie und deutschen Sprache hatte er von seinem Großvater, Friedrich II., geerbt —), das unter dem Namen König Conrads des jungen das zweite in der Manessischen Sammlung von Minnesängern ist, und sich schließt: „Mich läßt die Liebe sehr entgelten, daß ich der Jahre bin ein Kind."

Conring (Herrmann), einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, Sohn eines Predigers zu Norden in Ostfriesland, geb. 1606, studirte zu Helmstädt und Leiden vornehmlich Theologie und Medicin, ward 1632 zu Helmstädt Professor der Philosophie, 1634 auch Doctor und Professor der Medicin, und blieb hier bis an seinen Tod 1681. Er ward zu seiner Zeit, wie es damals nicht ungewöhnlich war, für einen Polyhistor gehalten, und erlangte in den Wissenschaften einen solchen Ruhm, daß er nicht nur 1649 von der Fürstin zu Ostfriesland und 1650 von der Königin Christine v. Schweden als Leibarzt berufen wurde, sondern auch 1664 eine französische Pension von 2000 Liv. und 1669 den Titel eines dänischen Etatsraths erhielt, auch in vielen wichtigen Reichs- und Staatssachen zu Rathe gezogen wurde. Das größte Verdienst als Lehrer und Schriftsteller erwarb er sich um die Geschichte des deutschen Reichs und um das deutsche Staatsrecht, in welchem letztern er eine neue Bahn brach. Er schrieb zwar selbst weder ein System noch Compendium, aber desto mehr Abhandlungen über einzelne Materien, die Andern zum Muster dienen konnten, und desto größer war die Zahl der gelehrten Schüler, die er zog — Eine vollständige Ausgabe seiner Werke, zugleich mit seiner Lebensbeschreibung, wurde 1730 zu Braunschweig in 7 Foliobänden von J. W. Göbe besorgt.

Consalvi (Ercole), ein durch Geist und Kenntnisse gleich ausgezeichneter Cardinal, geb. 1757 zu Toscanella. Früh schon widmete er sich mit großem Eifer dem Studium der Theologie und Politik und zeigte daneben warme Liebe für Musik und Literatur. Seine lebhaft und öffentlich ausgesprochenen Grundsätze über die französische Revolution erwarben ihm die Gunst der Tanten Ludwigs XVI. und durch diese die Stelle als Auditeur der Rota. In dieser Eigenschaft war er beauftragt, auf die Anhänger der Franzosen in Rom ein wachsames Auge zu haben, was er mit großer Strenge that — und was ihm 1798 beim Einfall der Franzosen Gefangenschaft und Verbannung zuzog. Als Secretär des Cardinals Chiaramonte wurde er bei dessen Erhebung zum Pabst (Pius VII.) einer der ersten Cardinäle, und bald hernach Staatssecretär. Consalvi war es, der mit Napoleon das berühmte Concordat abschloß und zu Paris unterzeichnete, wo er durch seine Schönheit, seinen Anstand und seine Kenntnisse gleiches Aufsehen erregte. 1806 trat der Cardinal Casoni de Sarzana an seine Stelle als Staatssecretär, und er lebte wie sein Gebieter eine Art von Privatleben bis 1814, wo er als päpstlicher Gesandter beim Congreß zu Wien erschien und die Zurückgabe der Marken und Legationen erwirkte. 1815 wohnte er in derselben Eigenschaft allen Unterhandlungen mit Frankreich bei, während er zu gleicher Zeit mit großer Thätigkeit an der innern Verfassung der päpstlichen Staaten arbeitete,

und das berühmte Edict: Motu proprio, 1816 hierüber entwarf und mit unterzeichnete. Er steht jetzt an der Spitze aller geistlichen und weltlichen Angelegenheiten Roms und scheint das Vertrauen des Papstes im vollsten Maße zu besitzen.

Conscription, Ausschreibung (Enrollement) kriegsdienstfähiger Mannschaft aus den verschiedenen Cantons zu regulärer oder Landmiliz, zu Haus- und Linientruppen, Nationalgarden u. s. w. Sie ist entgegengesetzt der Werbung und dem Landsturm. Der Name kommt aus der militärischen Verfassung der alten Römer. Jeder römische Bürger mußte dem Staate vom 17. bis zum 45. Jahre als Soldat dienen, und deshalb fand keine Werbung, die freiwillig ist, sondern blos Aushebung (delectus) Statt. Gewöhnlich und gesetzmäßig wurden jährlich 4 Legionen Fußvolk (6666 Mann eine Legion), zwei für jeden Consul und zu jeder Legion 300 Mann Reiterei, ausgehoben. Der Consul, der zu den Zeiten der Republik jederzeit auch Anführer des Heeres war, kündigte in jedem Jahre, nachdem die Kriegsobersten (Legionstribunen) gewählt waren, durch ein Ausschreiben, oder den Herold, die Auswahl oder Aushebung der Truppen an (milites cogere, colligere, scribere, conscribere), und dies ist die eigentliche Conscription. Alle dienst- und waffenfähige Bürger mußten sich bei Verlust ihres Vermögens und der Freiheit auf dem Marsfelde oder Capitol versammeln, wurden hier nach ihren Abtheilungen (Tribus und Centurien) in einer Ordnung, die das Loos entschied, aufgerufen, und von den Obersten dann aus jeder Abtheilung so viele ausgewählt, als man bedurfte. Dies dauerte, bis zur Zeit der römischen Kaiser stehende Heere unterhalten, und diese größtentheils in den Provinzen angeworben wurden. Frankreich hatte bei dem stehenden Heere in neuester Zeit jene Einrichtung nachgeahmt, und die Conscription für Staatsgrundgesetz erklärt. Jeder französische Bürger war geborner Soldat, und verpflichtet, als solcher vom 16. bis zum 40. Jahre dem Staate zu dienen. Bis zum 60 Jahre gehörte er noch zur Nationalgarde. In jedem Jahre wurde die junge Mannschaft, welche das bestimmte Alter erreicht hatte, einberufen und unter die Militärdivisionen vertheilt. Eine eigene General Inspection der Revüen und Militär-Conscription, welcher ein Staatsminister als General-Director vorstand, war damit beauftragt. In mehreren Staaten des ehemaligen Rheinbundes war dieselbe Einrichtung getroffen. Sie ist aber seit Napoleons Sturz als eine durch den Mißbrauch, den dieser davon machte, verhaßt gewordene Einrichtung allenthalben wieder abgeschafft, oder doch sehr modificirt worden, ohne daß jedoch die Regierungen von dem an sich richtigen und in seinen Folgen sehr fruchtbaren Grundsatz von der Allgemeinheit der Militärpflichtigkeit, auf dem das Wesen der Conscription beruht, abgegangen wären. dd.

Consecration, die Einweihung, insbesondere des Brotes und Weines beim Abendmahl. In der catholischen Kirche die Verwandlung, d. h. die Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi (s. Abendmahl); desgleichen auch die feierliche Einweihung eines Bischofs oder Erzbischofs zu seinem Amte.

Consens (gerichtlicher), ist die schriftliche und ausdrückliche Einwilligung der Obrigkeit zu irgend einem Geschäfte, z. B. zur Erborgung eines Capitals auf ein Grundstück. Die Urkunde darüber heißt Consens-Urkunde. Die auf solche Art gemachten Schulden haben besondere Privilegien. (Vergl. Hypothek.)

Conservatorien heißen in Italien die öffentlichen Musikschulen, weil sie bestimmt sind, die Kunst zu befördern und in ihrer Reinheit zu erhalten. In neuern Zeiten ist auch ein großes Institut mit gleichem Namen in Paris errichtet. In Italien sind die Conservatorien öffentliche fromme Stiftungen, auch Hospitäler, von reichen Privatleuten unterhalten. Die Zöglinge erhalten darin freie Wohnung, Kost, Kleidung und Unterricht. Man nimmt aber auch Pensionärs darin auf, die hier musikalische Bildung erhalten wollen, da man in Italien den Unterricht in den Conservatorien allem Privatunterricht vorzieht. In Neapel gab es drei Conservatorien für Knaben; in Venedig vier für Mädchen. Das berühmteste unter jenen war di Santa Maria di Loretto. Leo und Durante waren hier Lehrer gewesen, und unter seinen Zöglingen zählte es die berühmten Namen von Traetta, Piccini, Sacchini, Guglielmi, Anfossi, Paisiello u. A. Gewöhnlich waren bis über 200 Eleven im Conservatorium di Loretto, in den andern etwa die Hälfte. Man nahm solche vom 8 bis zum 20. Jahre darin auf. Die Zeit, für welche sie sich verpflichten mußten, zu verbleiben, war gewöhnlich auf acht Jahre festgesetzt. Bemerkte man indessen kein Talent an ihnen, so wurden sie bald zurückgeschickt. Die Conservatorien für Mädchen in Venedig waren auf demselben Fuß eingerichtet. Sie hießen Ospedale della Pietà, delle Mendicanti, delle Incurabili und l'Ospedaletto di San Giovanni e Paolo. Sacchichi war lange im letztern der erste Lehrer. In Beziehung auf die Sitten wurden die Mädchen sehr strenge gehalten, und sie blieben gemeiniglich so lange in den Conservatorien, bis sie verheirathet wurden. Alle Instrumente bei den öffentlichen Concerten wurden hier von Mädchen und Frauen gespielt. Aus diesen Conservatorien ist immer die große Anzahl von Componisten, Sängern und Sängerinnen hervorgegangen, welche ganz Europa überschwemmt haben. Seit der französischen Besitznahme von Italien hat sich vieles geändert. In Neapel ist nur noch das Conservatorio della Pietà beibehalten. In Mailand wurde 1808 vom Vicekönig ein neues Conservatorium errichtet, dessen Direction Asiolin erhielt. Es hat 14 Professoren und 60 Eleven. In Frankreich war bis zu dem Zeitpuncte, wo die italienische und deutsche Musik durch Piccini, Sacchini, Gluck und andere große Meister bekannt wurde, die Musik überhaupt wenig cultivirt. Jetzt fühlte man, daß man für eine Musik, die nicht geschrieen, sondern gesungen sein sollte, erst Sänger bilden müsse. Die Oper legte also eine Musikschule an, und 1784 nahm der Baron von Breteuil solche unter seinen besondern Schutz, und erhob sie zur Ecole royale de chant et de déclamation. Indessen entwickelte sich dieses Institut erst in der Revolution zu größerer Bedeutung. Man fühlte insbesondere das große Bedürfniß, vierzehn Armeen mit Instrumental-Musikern zu versorgen, und im Nov. 1793 decretirte der Convent die Errichtung eines Institut national de Musique. Späterhin erhielt es im J. 1795 seine definitive Organisation und den Namen Conservatoire. Die Anlage war gleich colossal. Es sollte für beide Geschlechter dienen. 600 Zöglinge sollten aus allen Departements dazu gewählt werden, und 115 Lehrer wurden dabei angestellt. Die Ausgaben wurden auf 240,000 Franken gesetzt. Im J. 1802 wurden die Ausgaben auf 100 000 Franken, und folglich auch die Anzahl der Lehrer und Eleven beschränkt. Der Unterricht theilte sich in den für Musik und den für Declamation zur Bildung für das Theater. Es sind immer die ausgezeichnetsten Lehrer angestellt gewesen, unter denen wir hier nur Gossec, Mehul, Garat und

Cherubini nennen wollen. Seit seiner Errichtung im J. 1793 hat es bereits über 2000 Musiker, Sänger und Sängerinnen gebildet und entlassen. Ueberhaupt ist das Conservatoire in Paris der Vereinigungspunct für alle Musikliebhaber. Die öffentlichen Uebungen der Zöglinge sind die glänzendsten öffentlichen Concerte in Paris. Insbesondere ist die Ausführung der Symphonieen unübertrefflich. Das Conservatoire in Paris hat sich noch dadurch sehr verdient gemacht, daß es fast in allen Zweigen und für alle Fächer Elementarbücher oder sogenannte Methoden herausgegeben hat, die zu den geschätzesten gehören und in ganz Europa bekannt und eingeführt sind.

Conserve. 1. Der Kräuterzucker, der durch Reiben von Kräutern und Blumen, auch andern Pflanzentheilchen mit feingestoßenem Zucker zubereitet wird; auch mit Zucker eingemachte Kräuter, Früchte, Wurzeln, Blumen, Blätter u. s. w., Confitüren. 2. die Verbindung mehrerer Schiffe zu einer Reise in Gesellschaft.

Consigniren, eigentlich versiegeln, dann auch aufzeichnen, verzeichnen. In der Handlung bezeichnet insbesondere consigniren, Waaren an Jemand in Commission zum Verkauf schicken, wogegen der Absender gemeiniglich zwei Drittel oder doch die Hälfte des Geldbetrags in Wechsel, zwei bis 3 Monate à dato, auf denjenigen entnimmt, an den die Waaren consignirt worden sind, der dagegen auch die Assecuranz der Ladungen gewöhnlich und in der Regel zu besorgen pflegt, damit das Geschäft für ihn um so sicherer und einträglicher ist. So consignirte der Königsberger Getreide, der Amerikaner Taback, Reis, Häute auf die Märkte nach Amsterdam und Hamburg, als die vorzüglichsten Stapelplätze des Continental-Handels.

Consilium abeundi, wörtlich der Rath, sich zu entfernen, ist auf den Universitäten eine mildere Art der Relegation, welche den auf diese Weise Verwiesenen nicht hindert, auf einer andern Universität seine Studien fortzusetzen, und überhaupt seine bürgerliche Ehre durchaus nicht verletzt, da sie nicht wegen wirklicher Verbrechen, sondern nur jugendlicher Unbesonnenheiten und Ungebührlichkeiten wegen verhängt zu werden pflegt.

Consistorium nennt man 1. im eigentlichen Sinne ein von dem Landesherrn, oder einer kirchlichen Gemeinde angeordnetes Collegium, welches die der Kirche zuständigen Rechte, in Ansehung einer oder mehrerer Kirchen eines gewissen Landbezirks oder einzelnen Ortes, ausübt; 2. gibt man im uneigentlichen Sinne diesen Namen dem Orte, an welchem sich dieses Collegium versammelt und über die ihm aufgetragenen kirchlichen Angelegenheiten berathschlagt, oder entscheidet. — Der Name Consistorium schreibt sich aus den Zeiten der römischen Kaiser, besonders Kaiser Hadrians († 138 nach Christus) her; diese hatten, sie mochten sich nun in ihrer Residenz oder an einem andern Orte aufhalten, ein Collegium von Räthen (Consistoriani) bei sich, welche daselbst gegenwärtig und beisammen sein (consistere) mußten, um über diejenigen Sachen Recht zu sprechen, welche unmittelbar von dem Kaiser entschieden wurden. Das Collegium hieß Consistorium sacrum, oder Consistorium principum. Als nach und nach die Hierarchie (s. d. Art.) dadurch vorbereitet wurde, daß die Bischöfe die Gerichtsbarkeit in geistlichen Sachen erhielten, richteten diese ihre geistliche Regierung nach der Form der weltlichen und unter gleicher Benennung ein, und eben so wurde die Errichtung der Consistorien auch in protestantischen Ländern als sehr zweckmäßig nach der Reformation eingeführt. Sie sind jedoch nur da gewöhnlich, wo dem

Landesherrn, oder auch einer einzelnen Stadt oder Herrschaft die Regierung über die Kirche gehört; hingegen werden da, wo der Magistrat allein diese Regierung ausübt, die kirchlichen Angelegenheiten eben so, wie andere weltliche Rechtssachen, in den Versammlungen des Magistrats entschieden. Die Consistorien sind entweder: 1. Landesconsistorien, welche gewisse bestimmte Rechte der kirchlichen Gewalt über die Kirchen eines bestimmten Landesbezirks ausüben, und von dem Landesherrn, oder wenn der Landesherr sich zu einer andern Religion bekennt, nach der Landesverfassung von dem Land selbst im Namen der Kirche angeordnet werden: oder 2. mittelbare Consistorien, welche von einzelnen Unterthanen, denen die Regierung über eine Kirche, vermöge besondern Rechtes, gehört, angeordnet werden. So gab und gibt es in Deutschland, z. B. in der Ober- und Niederlausitz, zu Muskau und Forsta, Consistorien, die von einer einzelnen Standesherrschaft, einer landesfässigen Stadt, ja auch von einem bloßen Rittergutsbesitzer bestellt sind. Diese schreiben sich noch aus den Zeiten der Reformation her, wo im Anfange, da die Landesherrn sich nicht überall der kirchlichen Angelegenheiten annahmen, einzelne Städte, Standesherrschaften und Rittergutsbesitzer dafür sorgten, und sich in den Besitz des Rechts, diese Angelegenheiten und Rechte zu verwalten, setzten, auch die Landesherrn ihnen in der Folge dieses Recht überließen, und wohl selbst durch Belehnung bestätigten. So wie es übrigens in Ansehung der Personen, welche dem Consistorium unterworfen sind, auf die Landesverfassung, oder den Umfang der den Consistorien zustehenden Rechte ankommt — gewöhnlich stehen unter ihnen alle ein geistliches Amt bekleidende Personen, deren Witwen und Kinder; ferner diejenigen, welche Güter und Grundstücke der Kirche besitzen; endlich alle weltliche Personen höheren oder niederen Standes, wenn ihre Angelegenheit eine eigentliche Consistorialsache ist, — so gehören zu diesen eigentlichen Consistorialsachen besonders: Ehesachen, Besetzung der kirchlichen Aemter, Streitigkeiten über diese, so wie über Gottesäcker und Begräbnisse, ferner die Aufsicht über die geistlichen Amtsverrichtungen, öffentlichen Gottesdienst, Liturgie und Kirchengebräuche, Stadt- und Landschulen; endlich die Aufsicht über alles den Kirchen und geistlichen Cassen zuständige Vermögen und ihre Grundstücke. — Im besondern Verstande heißt Consistorium das höchste Staatscollegium am päpstlichen Hofe, in welchem die Cardinäle Sitz und Stimme haben. Das ordentliche Consistorium versammelt sich wöchentlich einmal im päpstlichen Palaste; die außerordentlichen und sogenannten geheimen Consistorien stellt der Papst nach Willkühr an. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten, die Ernennung der Cardinäle, der Erz- und Bischöfe, werden in diesem Consistorio verhandelt.

Console heißt in der Baukunst das an einer Wand Befestigte, Hervorragende, worauf etwas gesetzt oder gestellt wird, z. B. Vorsprünge von Gyps, worauf man Büsten u. dergl. setzt. Man hat im Deutschen auch das Wort Kragstein dafür. — Console-Tischchen sind kleine, an die Mauer befestigte Tische unter den Spiegeln, die nur auf 2 Füßen ruhen.

Consolidiren, gründen, begründen. Consolidirte Fonds, s. Fonds.

Consonanten, in der Sprachlehre, sind Mitlauter, d. h. solche Buchstaben, deren eigentlicher Laut oder Ton nur in Verbindung mit Vocalen oder Selbstlautern deutlich gehört werden kann. Dergleichen sind: B, C, D, F, G u. s. w.

Consonanz, s. Intervall und Accord.

Constabler hieß ehemals bei dem Militär ein bei der Artillerie Angestellter, welcher an die Canoniere Pulver und Kugeln vertheilen mußte, auch selbst die Stücke losfeuern half. — In England, und besonders in London, bezeichnet das Wort gewisse Gerichtsdiener, welche in Verhaft nehmen, bei Executionen oder andern öffentlichen Auftritten das Volk in Ordnung erhalten und den Lordmayor begleiten. Alle Londoner Bürger sind verpflichtet, diese Stelle, wenn sie dazu gewählt werden, in ihrem Sprengel auf ein Jahr anzunehmen; sie führen als Zeichen ihres Amts einen hölzernen Stab, der oben eine Krone und in der Seite den verschlungenen Namen des Königs hat.

Constant de Rebecque (Benjamin), der Sohn eines holländischen Generals, welcher sich in sein Vaterland, die französische Schweiz, zurückgezogen hatte, und dort die Milizen commandirte, geb. 1767 zu Genf. Auf dem Carolinum zu Braunschweig und später für die Rechtswissenschaft ausgebildet, trat er dort später in Hofdienste, die ihn aber nie banden; denn er lebte bald in Paris, bald im Waadtland, bis er sich ganz an Frankreich anschloß. Zu Anfang der Revolution begab er sich nach Paris, führte 1796 vor dem Rath der Fünfhundert die Sache seiner durch die Widerrufung des Edicts von Nantes vertriebenen Landsleute, und zeichnete sich bald durch mehrere Schriften über Staatsverfassung und Revolutionsgegenstände aus, während er eifrigst die deutsche Sprache und Literatur studirte. Mehr Aufsehen erregte er noch 1797 als Mitglied des Cercle constitutionel durch das Feuer seiner Reden, und bereitete sich dadurch die Ernennung zum Tribun vor, in welcher Eigenschaft er vorzüglich für Gleichheit der Bürger, für das Repräsentativsystem und die Freiheit der Presse alles in Bewegung setzte, so wie für die Erhaltung der ordentlichen Justiz. Aber seine Reden und Schriften hatten ihn dem ersten Consul gehässig machen müssen, und so wurde er 1802 von ihm seiner Tribunenwürde entledigt. Gleiche Gesinnungen schlossen ihn an die Frau von Stael an; mit ihr bereiste er mehrere Staaten, bis ihm Bonaparte erlaubte, für kurze Zeit einigemal nach Paris zurückzukehren. Endlich ging er nach Göttingen, und beschäftigte sich dort vorzüglich mit deutscher Literatur und einem großen Werke über die Geschichte der verschiedenen Culte. Im Gefolge des Kronprinzen von Schweden erschien er 1814 wieder zu Paris, und zeigte sich öffentlich als einen muthigen Eiferer für die Sache der Bourbons, besonders in dem verhängnißvollen März 1815, durch mehrere heftige Artikel im Journal des Débats. Dennoch ließ er sich von Bonaparte im April zum Staatsrath ernennen, und arbeitete mit an der Constitution des Maifeldes, welche er auch in mehreren Schriften lebhaft vertheidigte. Nach der Rückkehr des Königs ging er nach Brüssel, wo er als Privatmann lebte, bis ihn im Nov. 1816 die Rückkehr nach Paris gestattet wurde, worauf er 1819 zum Mitglied der Deputirtenkammer gewählt ward. In allen neuern Verhandlungen stand er immer auf der Seite der Constitutionellen, oder Gemäßigten; er genießt die Achtung der Franzosen, und gilt im Auslande für einen ihrer besten und gründlichsten Schriftsteller der Zeit. Als Redner steht ihm alle Kunst der Dialectik zu Gebote, doch schreibt er besser, als er spricht. Klare Lebendigkeit im Styl, Phantasie und oft wissenschaftliche Tiefe in scharfer Beobachtung, zeichnen seine Schriften vor den meisten rühmlich aus, obgleich er sich oft dem Hang nach Declamation, Witzelei und Sophismen nicht entziehen kann. Seine interessantesten Werke sind: Effet de la terreur; de l'esprit de conquête et de l'usurpation

dans leur rapports avec la civilisation Européenne, 1814. 8. — Réflexions sur les constitutions, la distribution des pouvoirs et les garanties dans une monarchie constitutionelle, 1814. 8. — De la liberté des brochures, des pamphlets et des journaux sous le rapport de l'intérêt du gouvernement, 1814. 8. — Observations sur le discours prononcé par S. E. le ministre de l'interieur en faveur du projet de loi sur la liberté de la presse, 1814. 8. — De la responsabilité des ministres, 1815. 8. — Principes de politique applicables à tous les gouvernements représentatifs et particulièrement à la Constitution actuelle de la France, 1815. — Principes du droit public, 1815 8. — Adolphe anecdote trouvée dans les papiers d'un inconnu, 1816. 12. — Beinahe sämmtliche Werke erschienen in mehrern Auflagen und Uebersetzungen. Außerdem hat er Schillers Wallenstein ins Französische übersetzt.

Constantia-Wein, s. Cap.

Constantin Paulowitz, Großfürst von Rußland, zweiter Sohn Pauls I., jüngerer Bruder des Kaisers Alexander, geb. d. 8. Mai 1779, vermählt 1796 mit einer Prinzessin von Sachsen-Coburg, von welcher er sich jedoch bald trennte, worauf sie sich nach Coburg, dann in die Schweiz zurückzog; von ihr geschieden 1820, vermählte er sich den 24. Mai d. J. mit der Gräfin Johanna Grudzynska. Rasche Thätigkeit, feurige Heftigkeit, durchdringender Verstand, schneller Blick und eine an Verwegenheit grenzende persönliche Tapferkeit sind die hervorstechenden Eigenschaften dieses Fürsten. 1799 unter Suwarow und 1805 unter Alexanders Oberbefehl zeichnete er sich als tapferer Soldat und kühner Heerführer gleich rühmlich aus. Bei Austerlitz verrichtete er an der Spitze der Garden Wunder der Tapferkeit, nachdem ihn sein Feuer zu unvorsichtigem Vorrücken verleitet hatte. 1812, 1813 und 1814 begleitete er den Kaiser auf allen Heereszügen, erschien dann beim Congreß in Wien mit allgemeiner Auszeichnung, und erhielt vom Kaiser Franz eines der trefflichsten Cürassier-Regimenter. Hierauf eilte er nach Polen, um die Angelegenheiten dieses neuen Reichs zu ordnen. Er wurde nach und nach zum Militär-Gouverneur und Generalissimus der polnischen Truppen und zum Deputirten auf dem letzten Reichstage ernannt. Er residirt zu Warschau mit großem Glanz, und scheint die Achtung aller Polen in hohem Grade gewonnen zu haben.

Constantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius) mit dem Beinamen der Große, Sohn des Kaisers Constantinus Chlorus und der Helena, geboren im J. Christi 274. Als Diocletian des Constantins Vater zum Mitregenten ernannte, behielt er den Sohn gewissermaßen als Geisel an seinem Hofe, ließ ihn aber mit großer Sorgfalt erziehen. Nachdem Diocletian und Maximianus Herculeus die Regierung niedergelegt hatten, bemühte sich Galerius, der auf den Jüngling eifersüchtig war, sich von ihm zu befreien; Constantin fand bei seinem Vater in Britannien Zuflucht, und wurde nach dessen bald darauf erfolgtem Tode von den Soldaten (306 nach Chr. Geb.) zum Kaiser ausgerufen. Galerius weigerte sich zwar, ihn als Augustus anzuerkennen, und bewilligte ihm nur den Titel Cäsar. Constantin nahm dessen ungeachtet die Länder seines Vaters, Gallien, Hispanien und Britannien in Besitz. Seine ersten Kriegsunternehmungen waren gegen die Franken, welche damals Gallien verwüsteten. Er machte zwei ihrer Anführer zu Gefangenen, ging über den Rhein, überfiel und zerstreute sie. Bald darauf richtete er seine Waffen gegen Maxentius, der sich mit Maximus wider ihn verbunden hatte. Als er sich auf

dem Zuge nach Italien an der Spitze seines Heeres befand, erblickte er, wie man erzählt, bald nach Mittag ein flammendes Kreuz unterhalb der Sonne, mit der Inschrift: In hoc signo vinces. (Unter diesem Zeichen wirst du siegen.) In der darauf folgenden Nacht aber erschien ihm Christus selbst, und befahl ihm, eine Fahne in Gestalt jener Lichtsäule zu führen, die er gesehen hatte. Constantin gehorchte diesem Befehle, und ließ eine Fahne in Kreuzesform verfertigen, welche Labarum genannt wurde. Einige Tage darauf lieferte er eine Schlacht unter den Mauern Roms und schlug das Heer des Maxentius, welcher sich auf der Flucht in die Tiber stürzte. Constantin zog triumphirend in Rom ein, setzte Alle in Freiheit, die durch die Ungerechtigkeit des Maxentius eingekerkert waren, und begnadigte alle diejenigen, die gegen ihn Partei genommen hatten. Der Senat erklärte ihn zum ersten Augustus (obersten Kaiser) und Pontifex Maximus, obgleich er damals Catechumene war; eine Sonderbarkeit, die man bei allen seinen Nachfolgern bis auf Gratian bemerkt. Das folgende Jahr, 313, wurde merkwürdig durch das Edict des Constantinus und Licinius zu Gunsten der Christen. Jedem wurde freigestellt, sich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er seiner Denkungsart am angemessensten fand, aber den Christen wurden die Güter zurückgegeben, die man ihnen während der Verfolgungen genommen hatte. Sie durften nicht nur nicht verfolgt, sondern auch von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeschlossen werden. Dieses Edict bezeichnet, wenn auch nicht das völlige Ende der Verfolgung, doch den Triumph des Christenthums und Sturz des Heidenthums. Constantin hatte seine Tochter mit Licinius vermählt; dennoch faßte der Letztere aus Eifersucht über Constantins Ruhm einen unversöhnlichen Haß gegen ihn, den er dadurch äußerte, daß er die Christen zu verfolgen anfing. Beide Kaiser griffen zu den Waffen, und trafen (314) in Pannonien auf einander. Constantin, umgeben von Bischöfen und Priestern, flehte den Beistand des Gottes der Christen an; Licinius, seine Wahrsager und Magier um Rath fragend, empfahl sich dem Schutze seiner Götter. Es kam zur Schlacht; Licinius wurde geschlagen und erbat von dem Sieger den Frieden, den dieser ihm auch gewährte. Aber nicht lange nachher wurde Licinius, der die Feindseligkeiten erneuert hatte, wieder geschlagen, gefangen und auf Constantins Befehl getödtet. Constantin wurde nun allein Herr des abend- und morgenländischen Reichs. Seine Hauptsorge war jetzt die Befestigung der öffentlichen Ruhe und die Verbreitung der Religion. Mehrere wohlthätige Einrichtungen wurden von ihm getroffen. Dahin gehört, daß er alle Anstalten der Ausschweifung aufhob, die Kinder der Armen auf seine Kosten zu ernähren befahl, förmlich die Erlaubniß gab, sich über seine Beamten zu beklagen, und nicht nur die Aussagen selbst anzuhören, sondern auch die Kläger, wenn ihre Beschwerden sich gegründet fänden, zu belohnen versprach. Er verringerte die Grundsteuer um ein Viertel, und ließ um eine richtige Vertheilung zu erhalten, einen neuen Cataster anfertigen. Der Fiscus zog zu seinem Vortheile das Vermögen der Criminalverbrecher ein; Constantin nahm das Vermögen ihrer Frauen davon aus, und milderte das Loos ihrer Kinder. Da, wie er sagte, der Tod im Gefängnisse für einen Unschuldigen entsetzlich, und für einen Schuldigen zu süß sei, so befahl er, die Gefangenen auf der Stelle zu richten. Er verbot ungesunde Kerker und verletzende Fesseln. Sein Grundsatz war, man müsse sich des Angeklagten versichern, nicht aber ihn leiden lassen. Er erlaubte den Kranken, Wit-

wen und Waisen, von dem Ausspruche des Ortsrichters zu appelliren und versagte diese Appellation ihren Widersachern. Nach einem Todesfalle theilten die Erben unter sich die hinterlassenen Sclaven; Constantin verbot bei diesen Theilungen, die Männer von den Weibern, und die Väter von ihren Kindern zu trennen. Die Ehescheidungen waren unter den Römern sehr gewöhnlich geworden; Constantin erschwerte sie. Den Christen erlaubte er, nicht nur Kirchen zu bauen, sondern auch die Kosten dazu von seinen Domainen zu nehmen. Mitten unter den Regierungssorgen und den Arbeiten des Kriegs dachte er an die Zwistigkeiten der Kirche und berief das Concilium von Arles, um dem Schisma der Donatisten ein Ende zu machen. Ein anderes Concilium oecumenicum, das er 325 zu Nicäa in Bithynien versammelte, wo Arius verdammt wurde, besuchte er selbst. Er faßte den Plan, eine neue Stadt zu gründen, um den Sitz der Regierung dahin zu verlegen. Der Grund dazu wurde am 26. November 329 zu Byzanz in Thracien gelegt, an dem Hellesponte zwischen Europa und Asien. Jene Stadt war von Severus fast gänzlich zerstört worden; Constantin stellte sie wieder her, erweiterte ihren Umfang, zierte sie mit einer Menge von Gebäuden, öffentlichen Plätzen, Springbrunnen, einem Circus, einem Palaste, und gab ihr seinen Namen, den sie noch jetzt hat. Um die neue Hauptstadt der alten ähnlich zu machen, erbaute er sie ebenfalls auf sieben kleinen Hügeln. Durch seine Lage begünstigt, wurde Byzanz die Nebenbuhlerin Roms, oder verdunkelte und stürzte vielmehr dasselbe von seiner Höhe herab. Alle Reichthümer flossen nach dem Morgenlande, dorthin brachten die Völker ihren Tribut und ihren Handel, und die alte Weltbeherrscherin Rom sank in der Folge in Trümmer und wurde den Barbaren zur Beute. Die Verlegung der Residenz nach Constantinopel hatte eine andere, noch schädlichere Folge, die Trennung des Reiches selbst, welche dem abendländischen Reiche zuerst verderblich wurde. Constantin veränderte auch die Regierungsverfassung. Er theilte das Reich in vier Theile, denen vier Praefecti praetorio vorstanden. Diese vier Theile bestanden wieder aus dreizehn Diöcesen, deren jede ihren Vicarius hatte, und die dreizehn Diöcesen aus hundert und zwanzig Provinzen, deren jede von einem besondern Vorsteher verwaltet wurde. Einen andern Nachtheil zog Constantin dem Reiche dadurch zu, daß er die Legionen, welche an den Gränzen standen, in den Provinzen vertheilte. Er nahm dadurch nicht nur dem Reiche seine Schutzwehren, sondern verweichlichte auch die Soldaten. Noch am Ende seines Lebens verminderte er sein Verdienst um die christliche Religion durch Begünstigung der Arianer, wozu Eusebius von Nicodemien ihn bewog; er verbannte mehrere catholische Bischöfe. Im J. 337 erkrankte er unfern Nicomedien, und ließ sich bei dieser Gelegenheit taufen. Er starb in demselben Jahre, nach einer Regierung von ein und dreißig Jahren. Constantin hatte in seinem Testamente das Reich unter seine drei Söhne, Constantinus, Constantius und Constans getheilt; ein Fehler, den die Nachwelt ihm vorgeworfen hat. Ferner wird ihm die Hinrichtung seines Sohnes Crispus, den seine zweite Gemahlin fälschlich angeklagt hatte, als habe er sie verführen wollen, zum gerechten Vorwurfe gemacht. Sein Eifer für das Christenthum scheint nicht weniger durch die Bemerkung, daß diese schon von der Mehrheit der Bewohner des römischen Reichs angenommene Religion trotz aller Hindernisse obsiegen werde und daher die Kraft einer Regierung, die sie begünstigte, nur verstärken könne, als durch die Neigung zu ihren,

einem beladenen Gewissen tröstlichen Lehren bewirkt worden zu sein. Man hat ihn eines unbegränzten Ehrgeizes, der keinen Nebenbuhler dulden mag, und einer übertriebenen Freigebigkeit und Prachtliebe beschuldigt. Aber seine großen Eigenschaften haben diese Fehler zum Theil verdeckt. Er war tapfer an der Spitze seiner Heere, sanft und leutselig gegen seine Unterthanen, die Liebe seines Volks, der Schrecken seiner Feinde. Im J. 332 kriegte er mit Glück gegen die Gothen, welche bereits seine Macht erfahren hatten. Sein ältester Sohn erfocht mehrere Siege; gegen hunderttausend Feinde kamen durch das Schwert, durch Hunger und Ungemach um. Constantin benutzte seine Vortheile zu einem billigen Frieden, der dem Sieger wie dem Besiegten Vortheile gewährte. Er befreite sich von dem schimpflichen Tribute, den seine Vorgänger diesen Barbaren bezahlt hatten, und sicherte seine Gränze auf der Seite der Donau. Den Sarmaten, die er früher ebenfalls bekriegt hatte, wies er in Thrazien, Klein-Scythien, Macedonien und selbst in Italien Ländereien an, als sie, von ihren Sclaven, die sie unvorsichtiger Weise gegen die Gothen bewaffnet hatten, selbst aus ihrem Lande vertrieben, bei ihm Zuflucht suchten. Der Vorwurf der Weichlichkeit trifft Constantin so wenig, daß er sich noch in seinem 56sten Jahre, kurz vor seinem Tode, entschloß, in Person gegen die Perser zu Felde zu ziehen. Neben den Waffen liebte er die Wissenschaften und begünstigte sie sehr. Er las viel, und schrieb fast alle seine Briefe selbst. Man findet im Eusebius verschiedene Proben seiner Gelehrsamkeit. Er verfertigte und hielt sogar mehrere Predigten. Mehrere Martyrologen haben ihn als einen Heiligen geehrt und bezeichnen den 20. Mai als seinen Feiertag. Die Griechen und Moscowiter begehen sein Fest am 21. desselben Monats. Bei der Schenkung, welche dieser Fürst dem Papste Sylvester mit der Stadt Rom und mehreren Provinzen Italiens gemacht haben soll, brauchen wir nicht zu verweilen. Dieser Irrthum entstand dadurch, daß man, in den Zeiten der Unwissenheit, die Schenkungen Pipins mit der von Constantin der Kirche gegebenen Erlaubniß verwechselte, liegende Gründe zu erwerben. Unter allen Schriftstellern, welche den Charakter, die Politik und den Einfluß Constantins darzustellen versucht haben, scheint Gibbon durch den Umfang seiner Untersuchungen und die Tiefe seiner Absichten den Preis zu verdienen. Das Gründlichste und in aller Hinsicht befriedigendste biographische Werk über diesen oft falsch beurtheilten Regenten ist Manso's Leben Constantins des Großen. Breslau, 1817, 2 Rthlr.

Constantinopel (Constantinsstadt), von den Morgenländern Constantina oder Constantinia, sonst auch von den Türken Istambol (d. h. in der Stadt), von den Wallachen und Bulgaren Zaregrad (d. h. Königsstadt) genannt, wurde von Constantin dem Großen an der Stelle des alten Byzantiums erbaut, im J. 330 eingeweiht und nach ihm genannt. Es war bis 1453 die Haupt- und Residenzstadt der oströmischen, und von jener Zeit an bis jetzt der türkischen Kaiser. Es liegt in der Statthalterschaft Rom-Ili (Rumelien), an dem Meere von Marmora und dem südwestlichen Ausgange der thrazischen Meerenge, welche Europa von Asien trennt, und hat einen großen und sichern Hafen. Das äußere Ansehen der Stadt ist prächtig wegen der herrlichen amphitheatralischen Lage, wegen der Paläste und der vielen vergoldeten Kugeln und Halbmonde auf den Minarets der Moscheen; aber das Innere stimmt wenig damit überein. Die Straßen sind meistens eng, unsauber und abhängig, der größte

Theil der Häuser niedrig, aus Lehm und Holz erbaut. Auch fehlt es an öffentlichen Plätzen. Der größte freie Platz ist der Atmeydan, welcher 250 Schritte lang, 150 breit und mit einem 60 Fuß hohen Obelisk aus Granit geziert ist. Die Luft zu Constantinopel ist gesund, und die jährlich grassirende Pest wird nur aus Aegypten hinüber gebracht und durch den Mangel an allen Gegenanstalten unterhalten. Die Sommerhitze wird durch die vom schwarzen Meere her wehenden Winde gemäßigt, aber eben diese Winde bringen oft einen schnellen und sehr empfindlichen Wechsel der Witterung von der Wärme zur Kälte hervor. — Die Stadt selbst hat ohne die Vorstädte 2½ deutsche Meile im Umfange. Mit den Vorstädten hingegen beträgt der Umfang 12 Meilen. Die Zahl der Einwohner in der Stadt und den Vorstädten wurde sonst auf eine Million geschätzt, wovon über 200,000 griechische, über 40,000 armenische Christen, über 60,000 Juden, der Ueberrest aber Türken waren. Gegenwärtig schätzt man nach der Getreideconsumtion die Bevölkerung auf eine halbe Million Menschen, ja neuere Beobachter schlugen sie noch bedeutend niedriger an. Die Zahl der Häuser wird auf 88,000 gerechnet. Nach dem Muster Roms wurde Constantinopel auf sieben Hügeln erbaut. Landeinwärts dehnt es sich immer mehr in die Breite aus, und hat ungefähr die Gestalt eines Dreiecks mit gebogenen Seiten und mit stumpfen Winkeln an der Spitze. Diese Spitze gränzt an die Meerenge, die Nordseite an den Hafen, die Südseite an das Mare di Marmora; die Westseite, oder die Basis des Dreiecks, hängt mit dem festen Lande zusammen, hat unter den drei Seiten die größte Länge und reicht mit etwas gebogener Linie von dem Hafen gegen Süden bis an das Mare di Marmora. An dieser Südwestseite, nicht weit von dem Meere, befindet sich im Umfange der Mauer das Schloß der sieben Thürme. Es hatte anfänglich sieben, später acht Thürme in seinem Umfange, von denen aber 1754 durch ein Erdbeben vier und 1766 noch einer einstürzten. Zu dem zum Arsenale gehörigen Quartiere, welches sich auf die andere Seite des Canals des süßen Wassers herumschlingt, werden noch geringere Theile gerechnet, die sich bis gegen Galata erstrecken. Man begreift sie unter dem Namen Kassum-Paschi. Hier befindet sich die Wohnung des Capudan-Pascha, das Zeughaus, die Schiffswerft, wie auch das Behältniß für die Galeeren. Nicht weit davon ist die Banie oder das Gefängniß der kaiserlichen Sclaven, die an diesem widrigen Orte unter harter Arbeit sehr übel gehalten werden. Die Vorstadt Galata, mit einer eigenen Mauer umgeben, liegt dem Serail gegenüber an dem Hafen oder dem Canale, welcher aus dem schwarzen Meere kommt, ist von beträchtlicher Größe, hat eine Menge bequemer und massiver Häuser, und ist der Sitz der europäischen Kaufleute. Noch weiter an dem Canale hinauf liegt Tophana, welches von der Stückgießerei den Namen hat. Auf den obern Anhöhen von Galata und Taphana liegt die Vorstadt Pera, wo die europäischen Gesandten wohnen. Nicht weit davon ist der offene Begräbnißplatz der Europäer und nebenbei, auf einem Berge, noch eine ziemlich große, meistentheils von Griechen bewohnte Vorstadt, St. Demitri genannt. Schifft man nach der asiatischen Seite hinüber, so erscheint, fast in der Mitte des Canals, auf einem Felsen erbaut, der Thurm des Leander, der eine Art von Festung und Gefängniß abgibt und mit einigen Kanonen besetzt ist. Jenseit liegt die Vorstadt Scutari, ebenfalls von bedeutendem Umfange. Die Befestigung

von Constantinopel ist unbedeutend. Eine mit 548 Thürmen besetzte, theils aus gehauenen, theils aus Backsteinen erbaute Mauer, die auf der Landseite doppelt und mit einem breiten ausgemauerten Graben versehen ist, schließt die Stadt ein. Auf der Landseite befinden sich sechs Thore, nach dem Mare di Marmora sieben, und nach dem Hafen zu dreizehn, außer vielen kleinen. Die Vorstädte sind zum Theil ganz offen, zum Theil mit einer alten von den Griechen und Genuesern erbauten Mauer eingefaßt. — Unter den Gebäuden verdient das Serail vorzüglich bemerkt zu werden. Dieß ist nicht ein Palast; sondern eine Sammlung von Wohngebäuden, Bädern, Moscheen, Kiosk's, Gärten und Cypressenhainen. Der türkische Name heißt eigentlich Serai (Schloß) und zum Unterschiede von andern Schlössern nennen es die Türken wohl auch Padischah Serai (das kaiserliche Schloß). Es hat eine herrliche Lage. Gegen Südost hat es den Meerbusen von Nicäa, Asien und besonders Scutari, gegen Nordost die schönen Gegenden des Canals, der aus dem schwarzen Meere kommt, und die Vorstädte Topkona, Pera, Galata, welche sich an den Bergen gleichsam terassenartig erheben. Mit seinen Gärten bildet es eine mäßige Stadt, und ist mit einer hohen Mauer umgeben, welche nach den Canälen zu mit Kanonen besetzt ist. Diese werden während der Spazierfahrten des Kaisers und bei öffentlichen Freudensbezeigungen abgefeuert. Einzelne Schüsse aus ihnen verkündigen die Hinrichtung eines Staatsverbrechers im Serail. Das innere Serail ist mit Blei gedeckt, die obern Verzierungen aber, als die Knöpfe, Halbmonde u. s. w., sind vergoldet. Das Hauptthor, vor welchem sich auf der einen Seite die vormalige Sophienkirche, auf der andern aber eine schöne Fontäne befindet, ist ziemlich hoch und weit, und führt zu dem ersten unregelmäßigen und schlecht gepflasterten Hofe, auf welchem links die Münze, rechts die Ställe, ein großes Krankenhaus und verschiedene andere Gebäude stehen. Hier ist auch die Hofmoschee. In einer Entfernung von ungefähr tausend Schritten von der äußern Pforte befindet sich das zweite Thor. Es ist wie das erste von Kapidschi's bewacht, und führt auf dem zweiten Hof, welcher kleiner aber schöner als der erste ist. Die Gebäude rund herum sind nicht von einerlei Höhe, sie haben zum Theil Säulengänge. In der Mitte ist ein schöner Springbrunnen, beschattet von vielen Cypressen und wilden Maulbeerbäumen. Das wichtigste unter den Gebäuden hier ist der Divan. Von hier kommt man auf den dritten Hof, welchen nur Türken und auch die nur, wenn sie zum Hofe gehören oder ausdrücklich hineingerufen worden, betreten dürfen. Nur die Gesandten kommen durch einen bedeckten Gang aus dem Divan in das Audienzzimmer des Sultans, das sich in dem innersten oder eigentlichen Serail befindet, und zwar prächtig, aber klein und dunkel ist. Weiter läßt sich von diesem innersten Gebäude, das der eigentliche Wohnsitz des Kaisers und der Frauenzimmer ist, nichts entdecken. Von außen sieht man viele große, aber unregelmäßige Gebäude, die in Kuppeln, welche mit Blei gedeckt sind, zusammenlaufen. Außer diesem Hauptserail ist fast in der Mitte der Stadt noch ein altes Eski Serai, von Mahomed II. erbaut, worin man die Weiber und Sclavinnen des abgegangenen Kaisers einsperrt, um dessen Tod lebenslang zu beweinen, dafern sie nicht etwa hinaus verheirathet werden. Die Zahl der Dschamis und Moscheen beläuft sich auf fast 500. Darunter ist die älteste und merkwürdigste die von Justinian

erbaute ehemalige Kirche der heiligen Sophia oder des heiligen Geistes von 270 Fuß Länge und 240 Fuß Breite. Jedem, der nicht Muselmann ist, ist ohne eine besondere Erlaubniß des Sultans der Eintritt in dieselbe verboten. Die Kuppel ruht auf Säulen, welche mit Marmor belegt sind. An diese große Kuppel schließen sich noch 8 Halbkuppeln an. Der Fußboden ist mit Porphyr und Verde antico ausgelegt und mit reichen Teppichen bedeckt. Von außen sieht man nichts als einen Haufen unscheinbarer Massen; die vielen ungleichartigen Zusätze machen nichts Zusammenhängendes aus; nur die Kuppel erhebt sich majestätisch. Die vier Minarets, welche Selim II. hat aufführen lassen, stehen isolirt, haben jeder eine andere Form, und sind gothischen Thürmen ähnlich. Nächstdem sind die berühmtesten die Moscheen von Selim, Mahmud, Achmed, Soliman, der Sultanin Valide der Mutter Mohammeds VI., und von Bajazed. Bethäuser (Metscheds) zählt man 5000; ferner 23 griechische, 3 armenische, 1 russische, 9 catholische Kirchen, 130 öffentliche Bäder, 11 Akademien, wo auf kaiserliche Kosten über 1,600 junge Türken zu künftigen Kirchen und Staatsdienern gebildet werden; 518 höhere Lehranstalten (Medrese) mit freiem Unterricht und Pflege, 1,300 Kinderschulen, 13 öffentliche Bibliotheken, doch keine über 2,000 Manuscripte stark und ohne alle gedruckte Bücher. Ferner giebt es hier Caravanserais, eine mathematische und Seeschule, türkische, armenische und jüdische Buchdruckereien und eine Menge Kaffeehäuser, in chinesischem Geschmack verziert und sonderbar ausgemahlt, wo sich Leute aus allen Ständen versammeln; manche rauchen den größten Theil des Tages hindurch, dreißig bis vierzig Pfeifen Tabak, und verzehren eben so viel Tassen Caffee. Zu den öffentlichen Häusern gehören auch die Teriak-Hane oder Opiumbuden, wo sich die Gäste gewöhnlich des Abends versammeln, einige Pillen Opium verzehren, ein Glas Wasser dazu trinken, und nun die Entzückung abwarten, die auch nicht lange ausbleibt. Die Fabriken liefern Maroquin, Saffian, baumwollene, seidene und leinene Zeuge, Teppiche, Schabracken und Brieftaschen, Gewehre, Bogen und Pfeile, Gold-, Silber- und Stickereiarbeiten. Es fehlt nicht an Rothfärbereien, Steinschneidereien, geschickten Juwelirern ꝛc. Der Handel wird in Constantinopel vorzüglich in den Khans, Bazars und Bezestens geführt. In den Bazars befinden sich Kaufleute von allen Nationen des türkischen Reiches. Es sind ansehnliche Gebäude von Stein. Der eine, Misr Chartschi, der ägyptische Markt, enthält lauter Waaren aus Cairo, besonders Mineralien und Arzneimittel. Andere Theile des Bazar sind mit Juwelirern und mit Buchhändlern besetzt, die türkische, arabische und persische Manuscripte feil haben. Meistens haben einzelne Artikel ihre besondern Gassen. Die Pelzhändler, Schuhmacher und Pfeifenmacher sind jede in ihrer Gasse, und finden sich nicht durch die ganze Stadt zerstreut, wie in andern Städten. Ueberhaupt ist der Handel Constantinopels bedeutend, und befindet sich vorzüglich in den Händen der Griechen, Armenier und Juden. Von den europäischen Nationen (hier Franken genannt) handeln besonders die Italiener, Russen, Engländer und Franzosen hieher. In der Nähe von Constantinopel liegen: Eyoub, Dorf oder vielmehr eine Vorstadt desselben, mit einer Moschee, worin der jedesmalige neue Sultan feierlich mit dem Schwerte umgürtet wird, was die Stelle der Krönung vertritt; Bujukdereh, ein Dorf, welches zum Sommeraufenthalte der europäischen Gesandten dient, welche hier Landhäuser nach orientalischer Art besitzen; Belgrad, Dorf, sonst

gleichfalls von den Gesandten im Sommer besucht, jetzt wegen der schädlichen Luft ziemlich verlassen; Fondukli mit einem Schlosse; Dulmach Baktsche (der Melonengarten), ein großherrlicher Palast, in chinesischem Geschmacke; Beschiktasch, Dorf mit einem großherrlichen Sommerpalaste, der aber 1816 größtentheils abgebrannt ist.

Constellation, der jedesmalige Stand und das Verhältniß der Gestirne gegen einander. Die sogenannten Nativitätssteller wollen aus der Constellation, unter welcher jemand geboren ist, seine Schicksale und Lebensdauer u. s. w. vorausbestimmen. Dann heißen auch Constellation mehrere zu einem Sternbilde vereinigte Sterne. (S. Sternbild.)

Constitution ist der Indegriff der Staatsgrundgesetze. — Constituirende Versammlung, die zur Abfassung eines Staatsgesetzes oder der Staatsgrundgesetze versammelte Gesellschaft. Man nannte so insbesondere in Frankreich im Jahre 1789 die erste Nationalversammlung, die Frankreichs erste Constitution entwarf, und sich 1791 trennte. S. Verfassung.

Consul, der Titel des höchsten Staatsbeamten, 1. in der alten römischen, 2. der ehemaligen französischen Republik, und 3. der Titel von gewissen Beamten in den neu-europäischen Staaten. — Nachdem man in Rom die Könige vertrieben hatte, führte man eine republikanische Verfassung ein, und stellte an die Spitze des den Staat verwaltenden Senats zwei, jährlich neu zu wählende, Personen, die den bescheidenen Titel Consules, d. i. Rathgeber, Berather, führten. Um wahlfähig zu sein, mußten sie in Rom gegenwärtig sein und das 43ste Jahr zurückgelegt haben. Nur drei Mal wich man von dieser letzten Vorschrift ab. Nach dem Willen des Volks erstreckte sich ihre Gewalt auf folgende Puncte. Sie veranstalteten Senats- und Volksversammlungen, worin sie den Vorsitz führten, und vollzogen deren Beschlüsse; denn das Volk hatte sich die gesetzgebende Gewalt errungen, und nur die ausübende war dem Senate geblieben. Im Kriege führten die Consuln das ausgehobene Heer an, sorgten für dessen Bedürfnisse und ernannten die Befehlshaber. War der Staat in Gefahr, so war die Macht der Consuln unumschränkt; dann konnten sie, ohne das Volk zu befragen, einzelnen Magistraten uneingeschränkte Gewalt ertheilen. Sie gaben den auswärtigen Gesandten Audienz, nahmen die Staatsbriefe in Empfang, veranstalteten die Kriegserklärungen, hatten die Aufsicht über die Staatscasse, die Provinzen und, vor Einsetzung der Prätoren, über das ganze Gerichtswesen. Mit der Regierung und dem Vorsitze wechselten die beiden Consuln monatlich, zuweilen täglich. Ihrer Gewalt war ihr Ansehn angemessen. Nicht nur wurden die Gesetze und das Jahr nach ihnen benannt (weßhalb die Staatsannalen consularische Jahrbücher, Fasti consulares, hießen), sondern sie waren auch durch ehrenvolle Insignien ihres Ranges ausgezeichnet. Sie saßen bei ihren Amtsverrichtungen auf einem Prachtsessel (Sella curulis), hatten in der Hand statt des königlichen Scepters einen elfenbeinernen Befehlsstab (Scipio eburneus), waren bekleidet mit einer purpurverbrämten Toga (Toga praetexta, die unter den Kaisern in eine gestickte Toga verwandelt war:), und gingen in Begleitung von zwölf Lictoren, welche die Fasces (Ruthenbündel, mit Lorbeerzweigen umwunden) vor ihnen hertrugen. In diesen Bündeln waren ehedem auch Beile, das Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, die aber seit der Zeit des Valerius Poblicola daraus genommen, wenn sie innerhalb der Stadt erschienen, und nur außerhalb Roms hinzugefügt wurden. So hatten sie königliche Ge-

walt und königliches Ansehen, nur ohne Königs Namen, und Niemand wird bei ihnen an einen Bürgermeister denken. Beim Antritt ihres Amtes statteten der Senat und die Vornehmen Roms ihnen in ihrem Hause feierliche Glückwünsche ab, und in Begleitung des Senats verrichteten sie dann ein feierliches Opfer auf dem Capitole. Am Ende des Jahres legten sie ihr Amt mit dem Eide nieder, dasselbe den Gesetzen gemäß verwaltet zu haben. Nach dieser Zeit hieß der gewesene Consul Consularis, und hatte als solcher einen Rang vor den übrigen Senatoren, die noch nicht Consuln gewesen waren. Zu ihren Vorrechten gehörte, daß sie in römische Provinzen als Gouverneurs versendet wurden, wo sie den Titel Proconsules, d. i. Vice Consules führten. Nachdem Rom nach Cäsar Augustus wieder eine monarchische Regierungsform erhalten hatte, ließ man zwar die alten Würden, um anfänglich das Volk mit dem Scheine der Republik zu täuschen; allein ihr Ansehn und ihre Macht sanken mehr und mehr, so daß endlich ein frecher Cäsar seinen Spott so weit trieb, sein Pferd zum Consul zu ernennen. Die ersten, im Jahre Roms 244, waren Junius Brutus und Tarquinius Collatinus, die letzten waren unter dem Kaiser Justinian. — Nachdem in Frankreich den 21sten Januar 1793 der letzte König des Capetingischen Stammes unter dem Beile der Guillotine gefallen war, erklärte man Frankreich, das in der ersten Constitution seit der Revolution für eine beschränkte Monarchie erklärt worden war, für eine Republik unter Volksregierung mit Volkssouveränetät. Aber auch diese zweite Constitution des Nationalconvents war nicht von Bestand, und eine dritte wurde am 23sten September 1795 proclamirt, deren Basis gemäßigte Demokratie war. Ein Vollziehungs-Directorium von fünf Mitgliedern stand an der Spitze, an dessen Stelle aber am 11ten November 1799 eine Consular-Commission trat, welche vorläufig aus Bonaparte, Sièyes und Roger Ducos bestand, welche die vierte Constitution entwarfen, die den 15ten December schon proclamirt ward. Nach Umsturz der bisherigen Verfassung in allen ihren Theilen wurde nun Frankreich erklärt zu einer Republik unter consularischer Regierung. Drei zehnjährige Wahlconsuln (Bonaparte, Cambacerès, Lebrün, jeder mit 500,000 Franken jährlichen Gehalts) erhielten die vollziehende und fast unumschränkte Gewalt; der Staatsrath, das Tribunat und die gesetzgebende Versammlung erhielten die gesetzgebende. Den 2ten August 1802 wurde Bonaparte zum ersten Consul auf Lebenszeit ernannt, und hiemit die Verfassung des französischen Staats, ihrem Wesen nach, schon wieder vollkommen monarchisch. Er erhielt das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, die beiden andern Consuln vorzuschlagen, die Präsidenten der Volksversammlungen zu ernennen, diese zu berufen, die Dauer ihrer Sitzungen zu bestimmen, das gesetzgebende Corps nach Willkühr zu berufen und zu entlassen. Alle peinlichen und Civil-Gerichtshöfe wurden seiner Willkühr unterworfen, das Begnadigungsrecht ihm zugestanden, der Senat auf einen untergeordneten Staatsrath beschränkt, die Zahl des Tribunats auf die Hälfte herabgesetzt. Er leitete die Staatseinkünfte und Ausgaben, sorgte für innere Sicherheit und äußere Vertheidigung, hatte den Oberbefehl über die Kriegsmacht, unterhielt alle politischen Verbindungen mit dem Auslande, ratificirte alle Verträge, und hatte in Zeiten der Gefahr für den Staat sogar die Macht, die Constitution aufzuheben. So vereinigte denn auch hier, namentlich der erste Consul, königliche Macht und königliches Ansehn. Damit er dieß um so mehr behaupten könne, wurde die Civil-

liste auf sechs Millionen Franken erhöht, und den 15ten August 1802 als dem Geburtstage des ersten Consuls, ein förmlicher consularischer Hof zu St. Cloud eingerichtet, und an diesem die vormalige Hofetiquette wieder eingeführt. Eine Consulargarde war schon früher errichtet worden, jetzt wurde die Leibwache beträchtlich vermehrt. Weil in diesen Veranstaltungen viele nur die Neigung sahen, unumschränkte Herrschaft wieder einzuführen, entständen immer wiederholte Verschwörungen gegen das Leben des ersten Consuls, die aber nur beförderten was sie verhindern wollten, indem sie zu dem Entschlusse drängten, des ersten Consuls Regierung noch fester zu begründen. So geschah es, daß in der fünften Constitution die französische Republik gänzlich aufhörte, und ein französisches Kaiserthum errichtet ward der Bestimmung nach erblich in der Familie Napoleons. Die ersten Consuln dieser Republik waren zugleich auch die letzten, der eine wurde Kaiser die andern Prinzen. — Seit den Zeiten der Kreuzzüge finden wir in verschiedenen Staaten Consuln als Richter in See- und Handelssachen. Besonders waren es die italienischen Staaten, welche die Kreuzzüge dazu benutzten, um von asiatischen Fürsten das Recht zu erlangen, in deren Staaten solche Richter und Beschützer der dortigen Handelsleute ihrer Nation zu ernennen, welches Beispiel von andern europäischen Staaten für ihre Handelsplätze in der Levante und Afrika, und seit dem 15ten und 16ten Jahrhunderte auch zwischen europäischen Mächten unter sich nachgeahmt wurde, so daß die Anzahl der Handelsconsuln in- und außerhalb Europa jetzt sehr beträchtlich ist. Das Recht, Consuln abzuschicken, wird als ein Hoheitsrecht betrachtet; sie können aber nur dahin gesendet werden, wo Verträge oder Herkommen dazu berechtigen. Die Bestimmung aller ist, Schutz und Beistand der Handelsleute und Schiffer ihrer Nation zu sein, auf Beobachtung der Handelsverträge zu sehen, und über den Zustand und das Interesse des Handels ihres Souverains an dem Orte ihres Consulats Nachricht an ihren Hof zu geben. In Ansehung der Vorrechte aber sind die Consuln in der Levante und in Afrika von den europäischen verschieden. Jene, welche auf den Fuß der Gesandten behandelt werden, haben völlige Civil-Gerichtsbarkeit über die Unterthanen ihrer Souveräns, selbst oft in Klagen der Ausländer gegen sie; diese haben nur eine sehr beschränkte Civil-Gerichtsbarkeit über die Unterthanen ihres Souveräns in deren Handelsangelegenheiten unter einander, wobei sie noch meist bloß Schiedsrichter sind, und ungeachtet man sie als Minister anzusehen hat (wofür sie doch manche gar nicht wollen gelten lassen), so stehen sie doch auch den Gesandten der untersten Classe nicht gleich, denn sie haben keine Creditive, sondern nur Bestallungsschreiben, die von dem Staate, worin sie sich aufhalten, erst bestätigt werden müssen. Daher genießen sie keine Vorzüge der Gesandten, Befreiung von der Gerichtsbarkeit und den Abgaben, gesandtschaftlichen Gottesdienst, Ceremoniel u. s. w. In der Regel sind sie der Civil-Gerichtsbarkeit des Orts unterworfen, wo sie sich als Consuln aufhalten. General-Consuln nennt man solche, die für mehrere Plätze oder über mehrere Consuln ernannt sind. Zuweilen wird dem Consul ein Vice-Consul beigegeben. dd.

Consulta, Staatsconsulta, d. i. Staatsrath, war ein eigener Zweig der Staatsverfassung der italienischen Republik und des nachherigen Königreichs Italien. Die Consulta bestand aus acht Personen, und hatte hauptsächlich die auswärtigen Angelegenheiten und diplomatischen Verträge zu besorgen. Als im J. 1804 die Republik

in ein Königreich umgeschaffen wurde, erhielt der Staatsrath folgende Einrichtung. Er bestand 1. aus einem geheimen Rathe von acht Staatsräthe (Conseil des Consulteurs), 2. einem Conseil der Gesetzgebung von zwölf Staatsrathen, und 3. aus einem Auditoren Conseil von funfzehn Staatsräthen. Der König, Vicekönig oder ein hoher Kronbeamter, präsidirte im Staatsrathe, der nur Rathschläge ertheilen, und nur in Gegenwart von achtzehn Mitgliedern deliberiren konnte. Keiner konnte ein Mitglied der höhern Section werden, der nicht vorher eins der niedrigern gewesen. Die Mitglieder des geheimen Raths waren Staatsräthe auf Lebenszeit. Mit dem Königreiche ist auch dieses Institut im J. 1814 aufgelöset worden. dd.

Consumtionssteuern, Abgaben, welche auf den Genuß oder den Verbrauch gelegt sind. Diese Abgaben sind in den verschiedenen Ländern Europas sehr verschieden und ihre Wirkung ist, je nachdem die Gegenstände der Besteurung zu den unentbehrlichen oder entbehrlichen Bedürfnissen gehören, höchst mannichfaltig. Es gibt zwei Hauptclassen von Consumtionssteuern, directe und indirecte. Directe Consumtionssteuern sind solche, welche unmittelbar von den Consumenten erhoben werden; zur Besteurung dieser Art sind vorzüglich diejenigen Güter geschickt, welche eine längere Zeit fortdauern, ehe sie gebraucht werden, z. B. Häuser, Taschenuhren, Edelsteine, Gold- und Silbergeräth, Pferde, Kutschen ꝛc. Die indirecten Consumtionssteuern werden mittelbar von den Consumenten erhoben; der Staat hält sich in der Regel nicht an den Käufer oder Verzehrer, sondern an den Verkäufer des besteuerten Genußmittels und überläßt es dann diesem, die gehabte Auslage von seinen Kunden sich wieder ersetzen zu lassen. Die vorzüglichsten Abgaben dieser Art sind die Accise (s. d. Art.), der Licent (s. d. Art.) und der Zoll (s. d. Art.). Die indirecten Consumtionssteuern sind eben so oft laut gepriesen, als bitter getadelt worden. Die Lobpreiser derselben führen zu ihrer Empfehlung an: 1. sie seien dem Bezahler beinahe unmerklich, weil er sie zugleich mit dem Preise der steuerbaren Gegenstände bezahle; 2. es hange gleichsam von eines Jeden eigener Willkühr ab, ob er viel oder wenig oder gar nichts zu dieser Steuer beitrage; 3. die Steuer werde von Jedem gerade zu der Zeit entrichtet, wo er am besten im Stande sei, sie zu bezahlen; 4. sie könne wohl von dem Einkommen der Bürger viel wegnehmen, nie aber ihr Capital angreifen; 5. es finden bei der Einnahme nie Rückstände Statt. — Dagegen wird von der andern Seite behauptet: 1. die Erhebung der Steuer sei für die Nation die kostbarste von allen, besonders wegen der davon beinahe unzertrennlichen Bestechung der Officianten; 2. die Moralität leide dadurch, denn der Gewinn des Betrugs sei so sehr reizend, daß alle List für ihn aufgeboten werde, diese List aber gehe dann leicht in wirklichen Diebstahl über; 3. die Form der Erhebung sei oft so unbequem, daß selbst redliche Staatsbürger sich dadurch zur Contrebande verleiten lassen; 4. wenn dieselbe auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse gelegt sei, so könne sie für die ärmere Classe der Bürger höchst drückend werden. Im Allgemeinen läßt sich diese Art der Besteurung eben so wenig unbedingt empfehlen, als verwerfen, sondern es kommt vielmehr in dieser Hinsicht alles auf die individuelle Lage und die Verhältnisse des Staats an, wo sie eingeführt werden soll. In der Regel wird dieselbe keinen Nachtheil bringen, so lange einerseits dafür gesorgt ist, daß der ärmern Classe die Anschaffung ihrer unentbehrlichsten Bedürfnisse dadurch nicht erschwert wird, und anderer-

seits die Erhebung so weise eingerichtet ist, daß der Gewerbfleiß und die persönliche Freiheit dadurch nicht unterdrückt werden, welches letztere, obgleich schwer, doch nicht unmöglich ist. Ist die Auflage mäßig, so vermischt sie sich leicht mit dem Preise der Waare, ihre Bezahlung veranlaßt nicht leicht Beschwerden und ihre Umgehung hat nicht Reiz genug, um sich der Gefahr der Bestrafung auszusetzen; ist dieselbe aber hoch, so ist die Angabe nicht mehr versteckt, der Consument enthält sich, durch den hohen Preis abgeschreckt, des Einkaufs, der Kaufmann erhält ein Interesse, die Auflage zu umgehen; die Verminderung der Consumtion vermindert zugleich das Einkommen des Staats; die Nothwendigkeit, den Betrug zu verhindern, vermehrt die Erhebungskosten und das Einkommen; was der Staat sich dadurch verschafft, steht weder im Verhältniß mit der Summe, welche die Steuerpflichtigen zahlen, noch mit den Entbehrungen, welche dieselben sich aufzulegen genöthigt sind. In der Regel aber sollten es nur entbehrliche Genußmittel sein, welche mit der Consumtionssteuer belegt werden, unentbehrliche aber höchstens nur dann, wenn sich mit Grund voraussetzen läßt, daß der gemeinste Arbeiter im Lande mehr verdiene, als zur Anschaffung der nothwendigsten Lebensmittel seiner Familie erforderlich ist, er also sich am Nothwendigen nichts abzuziehen brauche, sondern durch Verminderung seiner überflüssigen Bedürfnisse die Abgabe aufzubringen vermöge. Würde in einem solchen Fall eine Consumtionsauflage auf unentbehrliche Gegenstände z. B. auf Brot gelegt, so braucht dieselbe deshalb nicht von der Brot-Consumtion abgezogen zu werden, der Arbeiter wird vielmehr immer dieselbe Quantität Brot fortessen, aber er wird vielleicht weniger Branntwein trinken oder weniger Tabak rauchen; es kann aber triftige Gründe für die Finanzverwaltung geben, die Steuer lieber vom Brote als vom Tabak zu ziehen. Wenn daher der auf unentbehrliche Bedürfnisse gelegten Consumtionssteuer hin und wieder der Vorwurf gemacht wird, daß sie den Arbeitslohn erhöhe, also im Grunde von denen bezahlt werden müsse, welche die Arbeiter lohnen, so ist dieß nur in so fern richtig, als der Lohn der Arbeiter kaum die nothwendigen Bedürfnisse derselben zu befriedigen hinreicht; in vielen Ländern, aber, wo auch der gemeinste Arbeiter viele überflüssige Bedürfnisse von seinem Lohne stillen kann, wird sich die arbeitende Klasse deshalb nicht vermindern, weil sie eine kleine Abgabe von den unentbehrlichsten Bedürfnissen zu tragen genöthigt wird. — Bemerkenswerth ist es jedoch, daß in Großbritannien, wo der größte Theil des ungeheuern Staatsaufwandes mittelst indirecter Consumtionssteuern gedeckt wird, die dringendsten Bedürfnisse des Lebens, namentlich Getreide und Fleisch, von aller Besteurung verschont bleiben, woraus der Schluß zu ziehen sein dürfte, daß selbst in Ländern, wo höchst bedeutende Summen durch die Besteurung aufgebracht werden müssen, die Heranziehung solcher Gegenstände zur Steuer nicht unumgänglich nöthig sei. KM.

Contagion, die Ansteckung, der Akt im lebenden Körper, wodurch mittelst des Contagiums die Krankheit erzeugt wird; auch wird zuweilen die ganze Summe von ansteckenden Krankheiten einerlei Art, die unter dem Volke eine Zeitlang herrscht, so genannt.

Contagiöse Krankheiten, solche, die von einem Contagium erregt werden und wieder einen Ansteckungsstoff erzeugen. Sie sind unterschieden von epidemischen Krankheiten, die von allgemeinen

äußern Einflüssen der Zeit und Witterung verursacht, unter dem Volke herrschen. (S. Einflüsse und Epidemie.)

Contagium, ein Ansteckungsstoff, welcher in dem thierischen und menschlichen Körper durch eine fieberhafte Krankheit erzeugt worden ist und durch die Einwirkung auf einen andern lebenden Körper dieselbe Krankheit in ihm erregen kann. So erzeugen z. B. die Masernkrankheit, das Scharlachfieber, die Blattern, die Pest u. a. m. ein Contagium, welches in andern Menschen, wenn sie die Krankheit noch nicht gehabt haben und in Berührung mit dem Ansteckungsstoff kommen, wieder Masernkrankheit, das Scharlachfieber, Blattern, Pest u. s. w. erregt, nachdem nun das Contagium von einer oder der andern Krankheit herrührt. Das Contagium entwickelt sich während der Krankheit, kommt aber erst mit der Beendigung derselben zur Vollkommenheit oder Reife, und wird zugleich mit den critischen Aussonderungen aus dem Körper geschafft. Es hat verschiedene Umhüllungen (Vehikel), die es enthalten, je nachdem es von einer Krankheit erzeugt wird. Bei den Blattern z. B. ist es in dem Eiter der Blatterpusteln, bei den Schutzpocken in der hellen Lymphe derselben, bei den Masern und dem Scharlachfieber wahrscheinlich in der lymphatischen Masse, welche das Oberhäutchen aus dem Blute bildet, bei der Pest in den Pestbeulen u. s. w.

Contarini ist der Name eines edeln venetianischen noch fortdauernden Geschlechts, von welchem viele Mitglieder, während mehrerer Jahrhunderte, in verschiedenen Fächern einen rühmlichen Namen in der Geschichte erlangt haben. — Domenico Contarini war Doge von Venedig, von 1043 bis 1071. Er baute die vom Patriarchen von Aquileja verbrannte Stadt Grado wieder auf, und unterwarf die empörte Stadt Zara. — Jacopo Contarini, Doge, von 1275 bis 1280. Unter seiner Regierung zwangen die Venetianer die Stadt Ancona, ihre Herrschaft über das adriatische Meer anzuerkennen. — Andrea Contarini, Doge, von 1367 bis 1382. Die Genueser eroberten unter Pietro Doria 1379 Chiozza, und bedroheten selbst Venedig; Contarini, 1380, nahm ihnen diese Stadt wieder ab, und befreite die Republik von den Feinden. — Francesco Contarini, Doge, von 1623 bis 1625. Oesterreich hatte Mailand und das Waatland erobert, und wollte sich Graubündens bemächtigen, um durch das Waatland eine Verbindung zwischen den italienischen Staaten des Königs von Spanien und den deutschen Ländern des Kaisers zu gründen. Venedig, mit Ludwig XIII. von Frankreich, dem Herzoge von Savoyen und den protestantischen Schweizer Cantons, kam den Graubündnern zu Hülfe. Das Waatland ward 1624 wiedergenommen. Carlo Contarini, Doge, von 1655 bis 1656. Lazaro Mocenigo, Admiral der Republik, gewann Anfangs Juni 1655 unter den Dardanellen ein glänzendes Seetreffen gegen die Türken. — Domenico Contarini, Doge, von 1659 bis 1674. Seit 5 Jahren führte Venedig um den Besitz der Insel Candia Krieg mit den Türken. Am 26. Sept. 1667, nach einer dreijährigen, beispiellos hartnäckigen Belagerung und Vertheidigung, übergab Francesco Morosini Candia. Der Friede erfolgte darauf. — Francesco Contarini lehrte 1460 die Philosophie in Padua, ging als Gesandter zu Pius II., führte die venetianischen Truppen gegen die Florentiner, welche die Sienes angegriffen hatten, und schrieb die Geschichte dieses Feldzugs. — Ambrosio Contarini wurde als Gesandter der Republik an den König von Persien Usun Cassan geschickt. Er verließ Venedig den

23. Februar 1473 und kehrte den 10. April 1477 zurück. Die Beschreibung dieser interessanten Reise kam zuerst italienisch 1481 in Venedig heraus. — Gasparo Contarini, geb. in Venedig 1485, gest. in Bologna 1542. Als venetianischer Gesandter bei Carl V. unterhandelte er einen dauerhaften Frieden zwischen dem Kaiser und der Republik. Er ging 1527 als Gesandter nach Rom und dann nach Ferrara, um die Freiheit Clemens VII., den Carl V. im Fort St. Angelo gefangen hielt, zu erhalten; ward, nachdem ihm dieß gelungen, Gesandter bei dem Papste, und nach seiner Rückkehr Senator in Venedig. Paul III. verlieh ihm 1535 den Cardinalshut. Im J. 1541 wohnte er als päpstlicher Legat den Verhandlungen des regensburger Reichstags bei, wo er sich sehr gemäßigt benahm. Bei Gelegenheit der von den Protestanten aufgestellten 22 Artikel, welche die Bischöfe verwarfen, ließ er diese zu sich kommen, und ermahnte sie, den Völkern durch Luxus, Habsucht und Ehrgeiz kein Aergerniß mehr zu geben, sondern lieber ihre Kirchensprengel zu besuchen, die Armen zu unterstützen, Schulen anzulegen, und die Pfründen blos nach Verdienst, nicht nach Rücksichten zu vertheilen. Nach seiner Rückkehr ward er als Legat nach Bologna gesandt. — Giovanni Contarini, in Venedig 1549 geboren und 1605 gestorben, einer der berühmtesten Mahler seiner Zeit, arbeitete in Titians Styl, und war vorzüglich stark in der Kunst Plafonds zu mahlen, wie man dieß an seiner Auferstehung in St. Francesco die Paolo in Venedig sehen kann. — Vincenzo Contarini, zu Venedig 1577 geboren und 1617 gestorben, ein Gelehrter, der in so großem Rufe stand, daß der Magistrat in Padua, um ihn bei der dasigen Universität zu behalten, einen außerordentlichen Lehrstuhl der griechischen und lateinischen Beredsamkeit für ihn errichtete. Er war damals 26 Jahr alt. Bis 1614 lehrte er daselbst. — Simone Contarini, in Venedig 1563 geboren und 1633 gestorben, Dichter und Procurator von S. Marco, war nach einander venetianischer Gesandter beim Herzoge von Savoyen, bei Philipp II. von Spanien, bei Mahomed III. in Constantinopel, beim Papste Paul V., beim Kaiser Ferdinand II., und ward dann Procurator von S. Marco. Als solcher machte er noch eine Reise in Angelegenheiten des Senats nach Constantinopel. Als 1630 die Pest in Venedig wüthete, wollte er die Stadt nicht verlassen, um die bei einem Uebel dieser Art so nöthige Ordnung zu erhalten.

Contat (Louise, Frau von Parny, auf dem Theater bekannt unter dem Namen Demoiselle), eine berühmte französische Schauspielerin, Schülerin der Mad. Préville, geboren zu Paris 1760, debütirte 1776 in der Comédie française als Atalide im Bajazet. Ihre ersten Rollen hatten nichts Glänzendes. Doch bemerkten einige Kenner bald ihre natürliche Feinheit und Grazie, und gaben ihr Hauptrollen, welche sie mit Beifall ausführte. Beaumarchais gab ihr endlich die Susanne in Figaro's Hochzeit, und nun war ihr Ruf gegründet. Ihr Talent war ausgezeichnet und mannichfaltig. Sie spielte mit gleicher Vortrefflichkeit die Coquette corrigée, Mde. de Volmar im Marriage secret, Mde. Errard im Vieux Célibataire, Elmire im Tartuffe, Célimène im Misanthrope und eine Menge anderer Rollen, welche Gefühl, Tiefe, Feinheit, Grazie, Natürlichkeit, Würde, oder Mischungen dieser verschiedenen Eigenschaften erfodern. Mit dem 50sten Jahre verließ sie die Bühne, auf der man sie gern noch länger gesehen hätte. Ihr treffliches Herz, ihre guten Sitten und ihr feiner gebildeter Geist machten ihre Unterhal-

tung höchst anziehend und ihren Umgang liebenswürdig; ihr Haus in Paris wurde als eines der angenehmsten genannt. Kurz vor ihrem Tode verbrannte sie, trotz dem Widerstande eines Augenzeugen, ein ziemlich starkes Heft kleiner poetischer und prosaischer Aufsätze, weil darin einige persönliche Satiren ihrer Feder entschlüpft waren. Sie starb den 9 März 1813.

Conté (Nicolaus Jacques), Künstler, Mechaniker, Chemiker, geboren zu St. Cenery, unweit Seez, am 4. Aug. 1755, gestorben den 6. December 1805. Conté widmete sich sehr frühzeitig mit unwiderstehlicher Neigung der Mechanik und Mahlerei. Schon im achtzehnten Jahre mahlte er mit vielem Glücke, ohne darum das Studium der physikalischen und mechanischen Wissenschaften zu vernachlässigen, zu denen er besondere Neigung hatte. Das Modell einer von ihm erfundenen hydraulischen Maschine übergab er der Akademie der Wissenschaften zur Prüfung, und diese erstattete darüber den vortheilhaftesten Bericht. Er ließ sich hierauf in Paris nieder. Hier ward er durch das Studium großer Muster und den Umgang mit Gelehrten aus allen Fächern bald bekannt. Sein Eifer für die Physik veranlaßte ihn (1793), im Vereine mit mehrern Sachverständigen, über die Zersetzung des Wassers durch Eisen Versuche im Großen zu machen, da man sie vorher nur in Flintenläufen angestellt hatte. Seine Rathschläge hierbei, seine anhaltenden täglichen und nächtlichen Anstrengungen trugen viel zum Gelingen des Unternehmens bei. Auf einen Gouvernementsbefehl mußte er nun in Meudon jene Versuche wiederholen und der glückliche Erfolg derselben leitete auf den Gedanken hin, sich der Luftballons zur Vertheidigung der Republik zu bedienen. Er ward Director des aërostatischen Instituts und widmete hier dem Unterrichte der zahlreichen Eleven alle Sorgfalt. Um den bei den Armeen befindlichen Compagnien der Aëronauten einen Vereinigungspunct zu geben, ward Conté, mit dem Grade eines Brigade-Chefs, commandirender Chef der Aëronauten. Er erfand nun eine treffliche Art von Blei- und Zeichenstiften und gründete darin eine große Manufactur, die noch jetzt fast ganz Frankreich damit versieht. Aber bald erhielt er nebst andern Gelehrten den Ruf zu der bekannten Expedition nach Aegypten. Bei seiner Ankunft in Alexandrien stellte er auf dem daselbst befindlichen Pharus binnen zwei Tagen auf die einfachste Weise Oefen zu glühenden Kugeln her, wodurch die englischen Schiffe, welche etwa durch Ueberrumpelung jene Stadt hätten nehmen wollen, in gehöriger Entfernung gehalten werden konnten. Von da nach Cairo berufen, errichtete er daselbst bald die nöthigen Werkstätte für die Bedürfnisse der Armee an Waffen u. dergl., so wie auch mehrere Windmühlen, Maschinen für die Münzen von Cairo, für die orientalische Druckerei, für die Pulverfabrication. Zugleich stellte er verschiedene Gießereien her, und sowohl Stahl und Säbel, als auch gefirnißte Leinwand, Pappe ꝛc. wurden in seinen Werkstätten gefertigt. Er vervollkommnete die Brotbäckerei, verschaffte die Erfordernisse für die Hospitäler, mathematische Instrumente für die Ingenieurs, Gläser für die Astronomen, Vergrößerungsgläser (Loupen) für die Naturforscher, Stifte für die Zeichner, kurz Alles, was zu einer solchen Expedition, bei einer solchen Tendenz, in einem solchen Lande nöthig ward. In kurzer Zeit verdankte man ihm auch einen Telegraphen, obgleich dessen Errichtung in dieser heißen Atmosphäre unendliche Schwierigkeiten hatte.

Contemplation, die innere, geistige Anschauung oder Betrachtung. Der Geist sagt sich von allen äußern Eindrücken los, und verweilt bei den nach seinen Ideen im Innern gestalteten Bildern und Begriffen. Es sind gewöhnlich Bilder der übersinnlichen Welt, oder das Verhältniß der sinnlichen zur übersinnlichen und ihr Untergang in jener, was der Geist auf solche Weise bildet und anschaut. Dieses Betrachten wird auch vielfach für das eigentlich Religiöse gehalten, und wurde es besonders bei den orientalischen Völkern. In ihrem Clima und ihrer Philosophie liegt der Keim zum beschaulichen Leben, und von ihnen wurde es auch im 3'en Jahrhundert, mit den gnostischen und neuplatonischen Ideen der Erhebung über die Sinnenwelt bereichert, in die christliche Religion übergetragen, bis es sich endlich durch das Mönchswesen verkörperte.

Conti, s. **Bourbon** (Haus).

Continent, das, was ununterbrochen zusammenhängt. Insbesondere die großen Massen Landes auf dem Erdkörper, zum Unterschiede von den Inseln; z. B der Continent von Amerika, d. h. der ganze Welttheil mit Ausnahme der Inseln.

Continentalsystem. In der Geschichte der Unterdrückung Europa's durch den Despotismus Napoleons, behauptet das von ihm ausgeführte Continentalsystem einen merkwürdigen Platz. Das Wesen dieser Ausgeburt tyrannischen Unsinns, der man zu viel Ehre angethan hat, indem man ihr den Namen eines Systems gab, bestand in nichts Anderm, als dem Plane, England von aller Verbindung mit dem Continente auszuschließen, das heißt mit andern Worten, den gesammten Seehandel von Europa zu zerstören. Aller Handel und Verkehr mit England und englischen Waaren und Producten ward vermöge dieses Systems unter dem Vorwande für verboten erklärt, England auf diese Weise zum Frieden und zur Anerkennung des von Frankreich aufgestellten Seerechts zu zwingen, zugleich aber auch in der unverkennbaren Absicht, alle Staaten des Continents durch diese gänzliche Vernichtung ihres Handels so sehr zu schwächen, daß von ihnen kein wirksamer Widerstand gegen Frankreichs Anmaßungen ferner zu erwarten sei. Ehe wir jedoch zu der Geschichte dieses Systems selbst übergehen, müssen wir nothwendig einige Bemerkungen über das Seerecht und das Verhältniß der neutralen zu den kriegführenden Seemächten, das heißt hier vorzüglich zu England, voranschicken. Schon seit längerer Zeit war zwischen den seefahrenden Nationen über die Rechte der neutralen Flagge ein heftiger Streit geführt worden, der vornehmlich folgende sechs Streitpuncte betraf: 1. macht frei Schiff frei Gut oder nicht? 2. macht unfrei Schiff unfrei Gut oder nicht? 3. wie weit erstreckt sich das Recht der kriegführenden Mächte, neutrale Schiffe zu visitiren, wenn sie ohne oder wenn sie unter Convoy segeln? 4. was ist Kriegscontrebande zur See und wozu berechtigt sie? 5. wie weit erstreckt sich die Befugniß, Oerter in Blokadestand zu erklären? und endlich 6. ist ein Handel, der den Neutralen in Friedenszeiten verboten war, ihnen in Kriegszeiten erlaubt, oder dürfen die Neutralen den Handel mit den Colonien der kriegführenden Mächte betreiben oder nicht? In der Beantwortung jeder dieser verschiedenen Fragen, die, wie man leicht einsieht, für den Seehandel und den Handel der Neutralen insbesondere von der höchsten Wichtigkeit sind, wichen in neuern Zeiten die Engländer nicht nur von den Neutralen, sondern auch gewöhnlich von den minder mächtigen Seestaaten, mit denen sie in Kriege verwickelt waren, durchaus ab. Doch nicht nur England

war es, das darf hier keineswegs vergessen werden, welches sich in eine solche Opposition gegen die Grundsätze der Neutralen setzte, sondern auch Frankreich, auch alle andere Seemächte thaten dasselbe, sobald sie sich stark genug fühlten, ihre Prätensionen durchführen zu können. So ward allmählig von der überwiegenden Seemacht der Grundsatz bestritten, frei Schiff mache frei Gut, das neutrale Gut ward immer seltener in feindlichen Schiffen respectirt; man hatte sich das Recht angemaßt, nicht nur einzeln segelnde neutrale Schiffe, sondern auch selbst solche, die in Flotten unter Convoy des Staats segelnd angetroffen wurden, zu visitiren, ohne sich mit der Einsicht der Seepapiere oder gar der blos mündlichen Versicherung des die Convoy commandirenden Officiers, daß dieselbe keine Contrebandewaaren am Bord habe, begnügen zu wollen; der Begriff der Kriegscontrebande ward nicht blos auf Waffen und Kriegsmunition oder auf sogenannte directe Contrebande, sondern auch auf die indirecte, das heißt, auf alle Gegenstände, aus denen Waffen und Kriegsmunition leicht verfertigt werden können, ja selbst auf die zufällige Contrebande ausgedehnt, unter welchem letztern Ausdrucke man alle unter beiden angeführten Categorien nicht begriffene Waaren versteht, die vielleicht unter besondern Umständen der andern kriegführenden Macht vorzüglich unentbehrlich sein möchten. Immer allgemeiner aber war der Grundsatz geworden, man sei berechtigt, jede Art von Contrebande, oft sammt dem Schiffe, welches sie führte, zu confisciren. Ueber den Begriff und die Ausdehnung der Blocaden waren gleichfalls neue Ideen in Umlauf gekommen. Während die Neutralen und nachmals auch die minder mächtigen kriegführenden Seestaaten behaupteten, eine Blocade könne nur gegen einen bestimmten Platz oder Hafen verfügt werden und berechtige nur dann zur Confiscation der Schiffe, welche eine solche Blocade zu brechen versuchen möchten, wenn durch eine hinreichende Anzahl stationirter Kriegsschiffe das Einlaufen in den Hafen nicht ohne offenbare Gefahr bewerkstelligt werden könne, dehnten die Engländer, vorzüglich in der neuern Zeit, nicht nur den Begriff einer Blocade auf Mündungen von Flüssen, ja selbst auf ganze Küsten und Länder aus, sondern behaupteten auch, nicht nur das bloße Vorhandensein von Kreuzern, sondern selbst eine schriftliche Erklärung reiche zur Constituirung eines solchen Blocadezustandes hin. Endlich kam auch in neuern Zeiten seit dem Jahre 1756 die Frage in Anregung: ob die Neutralen den ihnen in Friedenszeiten verboten gewesenen Handel mit den Colonien des Feindes in Kriegeszeiten führen dürfen, wenn der Besitzer der Colonien ihnen dieses gestattet; und auch dies verneinten die Engländer aus dem Grunde, weil ein solcher Handel als ein feindliches Besitzthum, die Beute des Siegers anzusehen sei, den die Neutralen daher so wenig wie irgend ein anderes feindliches Eigenthum zu beschützen und zu sichern befugt wären. Es waren die Behauptungen, welche England in neuern Zeiten beinahe allein aufstellte, da alle andern bisherigen Seemächte zu schwach waren, sich ihm mit Gewalt zu widersetzen, größtentheils Folgen seiner zur See erlangten Superiorität. Fragt man aber, wie es zuging, daß England diese überwiegende Superiorität zur See erlangte, so ist die Antwort keine andere, als daß Frankreich selbst es war, das ihm dazu verhalf, indem es durch immer erneuerte Usurpationen auf dem festen Lande England zu einem beinahe ununterbrochenen, zwanzigjährigen, glücklichen Kampfe zwang, so daß es nach Besiegung aller seiner Feinde beinahe als die einzige Seemacht in Europa da-

land. Ob aber ein solcher Principat zur See, die Seetyrannei der Engländer, jenes beliebte Thema des französischen Usurpators, wirklich so furchtbar und gefährlich sei, daß dagegen die gewaltsamsten und zerstörendsten Maßregeln ergriffen werden mußten, davon sieht man leicht, bei etwas genauerer Beleuchtung, den vollkommenen Ungrund ein. Nur den Handel drückte vielleicht dieser Principat, und auch dies nur, wie wir gleich sehen werden, im Kriege, vertheuerte vielleicht einige, obendrein größtentheils entbehrliche Artikel des Luxus; wie aber konnte er die unabhängige politische Existenz der Nationen, ihr höchstes, heiligstes Kleinod fährden, wie, gleich der Präpotenz einer Continentalmacht, Staaten vernichten und Europa in Fesseln schlagen? Obendrein aber trafen diese Uebel die Nationen des Continents nur in Kriegszeiten; in Friedenszeiten dagegen erlaubte sich England nie Bedrückungen gegen den neutralen Handel; aber auch selbst im Kriege machte man ihm größtentheils nur dann diesen Vorwurf, indem man den Seekrieg in allen Stücken nach den völkerrechtlichen Regeln des Landkrieges, die ja doch Bonaparte nicht minder ungescheut unter die Füße trat, beurtheilte. Beide aber sind wesentlich von einander verschieden; die in dem einen geltenden Regeln können keinesweges unbedingt auf den andern angewandt werden. Jedes Raisonnement, aus der Natur der Sache geführt, beweiset gar nichts in Fragen, die allein aus der Praxis und aus der Erfahrung entschieden werden müssen, und dieses ist auch hier der Fall. So ist es eine allgemeine, wenigstens anerkannte, wenn gleich nicht immer geübte Regel in Landkriegen, daß das Privateigenthum des Feindes geschont werden müsse. Wollte man aber diese Regel unbedingt auf den Seekrieg übertragen, wie Frankreich es verlangte, so würde dieser in den meisten Fällen vollkommen illusorisch werden. Wie soll z. B. England in einem Seekriege gegen Frankreich, nachdem es dessen wenige Colonien erobert, dessen Kriegsflotten vernichtet hatte, demselben überhaupt noch Schaden zufügen, sobald das Privateigenthum allgemein respectirt werden muß? Wollte man in diesem Falle die einzig mögliche Art, Feindseligkeiten zu üben, nämlich das Privateigenthum gleich dem Staatseigenthume wegzunehmen, ausschließen, so würde der Krieg von selbst aufhören müssen. Aus demselben Grunde kann auch die neutrale Flagge in Seekriegen nicht gleich unbedingt, wie in Friedenszeiten, respectirt werden. Wäre dies der Fall, so würde bald die Flagge des minder mächtigen kriegführenden Staats von allen Meeren verschwinden, während die Neutralen den Handel desselben unter ihrer Flagge ungestört fortrieben, und wie sollte man hier je Betrügereien verhindern? Die Neutralen selbst räumen ein, daß sie nicht befugt sind, in Kriegszeiten mit Contrebandewaaren Handel zu treiben, nur über den Begriff derselben wird gestritten, dagegen aber verlangen sie Freiheit von Visitationen und Anerkennung des Princips: frei Schiff macht frei Gut. Allein das letztere kann England aus den angeführten Gründen nicht zugeben, so lange es so mächtig ist, daß es bei einem jeden entstandenen Seekriege die Flagge seines Feindes von allen Meeren verscheucht und eben so wenig das erstere; denn würde nicht unter dem Schutze der Freiheit von Visitationen jede Art von Contrebandhandel ungestört von den Neutralen fortgetrieben werden können? Die Neutralen, vor allen aber Frankreich, das sich in unsern Tagen plötzlich und unberufen zum Wortführer derselben aufwarf, beklagten sich über das von England auf ganze Küsten und Länder ungebührlich ausgedehnte Blo-

kadesystem; allein hier fragt sich dennoch wieder, ob England nic
mächtig genug war, selbst ganze Küsten und Länder im Blokades
stande zu halten, und war dies der Fall, so war dies durchaus nic
von der Blokade eines einzelnen Hafens verschieden. Wenn Bon
parte Repressalien gegen England ergriff, wie er es nannte, so fiel
die Repressalien nicht auf England, sondern auf die Neutralen, der
Handel zerstört ward, während der von England vernichtet werd
sollte. Frankreich verlangte, jeder Staat solle seine Häfen den En
ländern verschließen, weil England die Freiheit der Meere und d
Rechte des neutralen Handels nicht anerkenne und jeder Staat d
Pflicht habe, die Unabhängigkeit zu schützen. Allerdings ist die
letztere Behauptung sehr richtig, allein kein dritter Staat ist befug
über die Art und Weise ihrer Ausübung Rechenschaft zu fodern; n
gegen sich selbst hat jeder Staat die Verpflichtung, nicht gegen ein
dritten, und es war eine Anmaßung sonder Gleichen, wenn sich Fran
reich hier zum Vormunde aller andern Staaten aufwarf, — Fran
reich, das bis auf diese Zeit die Rechte der Neutralen, so oft
irgend konnte, wenigstens eben so gröblich verletzt hatte, als das bö
England. War es doch klar, daß es nur deshalb so bitter über d
Seetyrannei der Engländer klagte, die doch nothwendig in einer e
was längern Friedensperiode, wenn die andern Staaten Zeit erhie
ten, ihre unterbrochenen Handelsverbindungen wieder anzuknüpfe
und ihre Marine wieder herzustellen, bald von selbst aufhören müßte;
war es doch klar, daß man nur deshalb so häufig auf die Freihe
der Meere drang, um die Aufmerksamkeit von demjenigen abzulenken,
was indessen auf dem Continente ungleich Aergeres geschah, daß, wäh
rend man die Rechte der Neutralen zur See rächen wollte, dieselben
längst nicht mehr auf dem Continente vorhanden waren, daß, indem
man die Freiheit der Meere foderte, man die Freiheit des Con
tinents, die Existenz aller unabhängigen Nationen auf immer ver
nichten zu wollen schien. Durch die gänzliche Verschließung aller Hä
fen des Continents für den Verkehr mit England, durch die geschärf
ten Maßregeln gegen allen Handel mit englischen Producten und
Waaren wollte man England zum Nachgeben zwingen; daher mußten
alle Nationen des Continents, ohne irgend eine Rücksicht auf ihre
besondere Lage und ihre besondern Verhältnisse, ein gleiches Betragen
gegen England beobachten, das heißt, die Vernichtung ihres eigenen
Handels und ihres eigenen Wohlstandes ward die unerläßliche Bedin
gung der Fortdauer eines schwankenden Friedens mit Frankreich. Es
war dies ein Opfer, nicht viel geringer, als der Krieg selbst, und daß
sich so lange Zeit alle Staaten des Continents unter dieses drückende
Joch beugten, giebt den überzeugendsten Beweis von der Erschlaffung
und Ermattung aller Nationen, die nur durch den zu einer unerträg
lichen Höhe gesteigerten Druck endlich aus ihrem unwürdigen Todten
schlummer aufgerüttelt zu werden vermochten. Das unbestreitbare
Recht eines jeden Staats, mit andern in Friede und Freundschaft zu
leben und frei mit ihnen zu verkehren, ward so durch politische Will
kühr vernichtet und den Nationen nur die bittere Wahl gelassen, zwi
schen einem ungewissen und ängstlichen Zustande voller Entbehrungen
und Noth, oder einer offenen Fehde mit der drohenden Uebermacht.
Der Usurpator, der sich so bitter über England wegen seiner Nichtach
tung der Rechte der neutralen Flagge beklagte, vernichtete ungescheut
das erste und heilichste Recht der Neutralität, die Befugniß eines jeden
Staats, neutral bleiben zu dürfen. Aber freilich versprach man ja

auch allen Staaten die überwiegendsten Vortheile von dieser Handelssperre mit England: Flor des Handels im Innern, — wenn nur da viel zu handeln wäre, wo keine Nachfrage nach dem Ueberflusse ist, da dieser nur erst durch die Ausfuhr zur See seinen Werth erhält; Aufblühen der eigenen Manufacturen und Fabriken, denen leider die rohen Stoffe entzogen wurden, und die am Ende in den mehrsten Fällen ungleich schlechter und theurer arbeiteten, als die englischen; endlich Verhütung des Wegschleppens des Geldes und dadurch unausbleiblicher Verarmung. Allein viele Jahre hatten diese Staaten bereits mit England Handel getrieben und noch waren sie nicht verarmt, was sich schon daraus aufs deutlichste ergab, daß sie überhaupt noch mit Engländern handeln konnten; denn daß mit einem völlig verarmten Lande kein Handel möglich ist, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Und dennoch mußte der Usurpator, der übrigens hier, wie bei so vielen andern Gelegenheiten, eine beinahe unbegreifliche Kurzsichtigkeit und Unwissenheit in allem, was den Handel betrifft, verrieth, dennoch mußte er bald inne werden, daß er seinen Zweck, die Vernichtung Englands, durch diese Handelssperre vergeblich zu erreichen hoffte; desto schmerzlicher für die übrigen Staaten Europas, die eine Laune des kurzsichtigen Despoten mit Entbehrungen aller Art und einem wesentlichen Theile ihres Wohlstandes bezahlten. Es war das Continentalsystem die letzte Ausgeburt ohnmächtiger Wuth gegen einen Staat, der aus allen bisher zu seiner Unterjochung unternommenen Kriegen siegreich hervorgegangen war. Es beruhte auf der grundfalschen Voraussetzung, der europäische Handel sei die einzige Quelle von Englands Reichthume und damit zugleich von Englands Macht. Allerdings war es bis dahin eine Hauptquelle, wenn gleich nicht die einzige gewesen, und blieb es auch nur so lange, als der Continent von Europa noch nicht durch das eiserne Joch des militärischen Despotismus gänzlich verarmt war. Sobald dies aber der Fall war, so verlor auch Europa die hohe mercantilische Wichtigkeit, die es bisher für England gehabt hatte, und Englands Capital und Industrie wandten sich nach andern Weltgegenden, wo man nichts von einer Freiheit der Meere wußte, die dem Handel die schwersten Fesseln anlegte, und nichts von Rechten der Neutralen, die diese von allen Meeren verscheuchten. In den ersten Augenblicken konnten allerdings die von Bonaparte ergriffenen Maßregeln eine scheinbare Stockung des Handels und der Gewerbe in England hervorbringen, allein bald suchten und fanden dieselben neue Canäle, und England bewies unwidersprechlich, daß trotz der Jahre lang fortgesetzten Verschließung beinahe aller Häfen Europa's, trotz des unsinnig ausgedehnten Continentalsystems, dennoch sein Handel und seine Macht sich ungeschwächt erhielten. Bonaparte selbst erkannte dies zuerst öffentlich an, indem er durch die Ertheilung von Licenzen seine eigenen Maßregeln unwirksam machte, aber auch hierbei äußerte sich desto unverhohlener sein despotischer Sinn, indem er zu gleicher Zeit von allen andern Staaten strenges Beharren in diesen unsinnigen Maßregeln verlangte; ein sicherer Beweis, wie sehr es ihm nicht nur um die Zerstörung Englands, sondern auch zugleich um die gänzliche Entkräftung aller andern Staaten zu thun war. — Die Geschichte des Continentalsystems beginnt mit jenem berüchtigten Decrete von Berlin vom 21. Nov. 1806, durch welches die brittischen Inseln zu Wasser und zu Lande in Blokadezustand gesetzt, aller Handel, Verkehr und Correspondenz mit ihnen verboten, jeder Engländer, ohne Ausnahme, der sich in einem von französischen Truppen oder deren Verbündeten

besetzten Lande betreffen lasse, für kriegsgefangen, jedes Magazin, alle Waaren und Eigenthum von jeder Art, die einem Engländer zugehörten, für gute Prise erklärt, aller Handel mit englischen Waaren aber durchaus verboten wurde. Kein direct von England oder von den englischen Colonien herkommendes Schiff, oder welches dort seit der Publication des Decrets gewesen, sollte in irgend einem Hafen zugelassen, alle Schiffe aber, die durch falsche Declarationen diese Bestimmung zu umgehen suchen würden, sollten sammt ihrer Ladung, gleich dem englischen Eigenthume, confiscirt werden. Merkwürdig waren zugleich die Gründe, die zur Beschönigung dieser sonderbaren Verfügung angeführt wurden. England allein erkenne das von allen policirten Nationen befolgte Völkerrecht nicht an, es behandele jedes einem feindlichen Staate zugehörende Individuum feindlich, selbst die Mannschaften der Handelsschiffe mache es zu Kriegsgefangenen, es dehne das Recht der Eroberung auf Handelsschiffe und Privateigenthum, und das Recht der Blokade auf nicht befestigte Häfen und Plätze, auf Mündungen der Flüsse, ja sogar auf ganze Küsten und Reiche aus. — Sollte man nicht glauben, England habe alle diese ihm hier vorgehaltenen Sünden erst und allein in diesem Kriege begangen? Und doch sind es größtentheils von jeher in den Seekriegen allgemein gebräuchlich gewesene Maaßregeln, die Frankreich, so lange es nur konnte, in ihrer ganzen Strenge befolgte, hier aber so gern als grobe Verletzungen des Völkerrechts darstellen wollte; Frankreich, das in unsern Tagen auf dem festen Lande nie eine Neutralität respectirte, als insoweit es seiner Convenienz gemäß war. — England säumte nicht, gegen das Decret von Berlin Repressalien anzuordnen, und zwar erst durch eine Geheimerathsverordnung vom 7. Jan. 1807, durch welche allen neutralen Schiffen verboten wird, von einem Hafen nach einem andern zu fahren, wenn diese Hafen Frankreich oder dessen Verbündeten zugehörten, oder so sehr unter dessen Controle ständen, daß die englischen Schiffe nicht frei dorthin handeln könnten. Jedes neutrale Schiff, welches diese Vorschriften verletzen würde, sollte sammt seiner Ladung confiscirt werden. Noch ungleich drückender für den neutralen Handel ward eine zweite englische Verordnung vom 11. Nov. 1807. Dadurch wurden nämlich alle Häfen und Plätze von Frankreich und dessen Alliirten in Europa und in den Colonien, so wie überhaupt ein jedes Land, mit dem England im Kriege begriffen und von dem die englische Flagge ausgeschlossen sei, denselben Einschränkungen unterworfen, als wenn sie aufs strengste blokirt wären; aller Handel mit Waaren und Producten solcher Länder ward für verboten, und die darin gebrauchten Schiffe der Confiscation für unterworfen erklärt, so wie auch alle diejenigen Schiffe, die mit feindlichen Ursprungscertificaten versehen sein möchten. Eine andere Geheimerathsverordnung erklärte zugleich den Verkauf von Schiffen von Seiten der Kriegführenden an Neutrale für gesetzwidrig und die beabsichtigte Uebertragung des Eigenthums für ungültig. Allein kaum waren diese Befehle publicirt, als auch von französischer Seite neue Repressalien erfolgten. Durch ein Decret von Mailand vom 17. Dec. 1807, das durch ein zweites aus den Tuilerien vom 11. Jan. 1808 noch geschärft wurde, ward durchaus jedes Schiff, von welcher Nation es auch sein möge, welches von einem englischen Schiffe visitirt worden, oder sich einer Fahrt nach England unterworfen, oder irgend eine Abgabe an die englische Regierung bezahlt habe, für denationalisirt und eben dadurch für englisches Eigenthum erklärt; dergleichen denationalisirte Schiffe aber sollten in

jedem Falle, so wie auch diejenigen, welche die gegen die brittischen Inseln verfügte Blokade gebrochen, aus einem Hafen Englands, oder seiner Colonien, oder eines von den Engländern besetzten Landes ausgelaufen oder nach einem solchen bestimmt wären, für gute Prisen angesehen werden. Um den englischen Handel desto sicherer zu vernichten, erschien am 3. August 1810 der bekannte Tarif von Trianon für die Colonialwaaren, der durch ein zweites Decret vom 12. Sept. desselben Jahres noch mehr erweitert wurde, worauf gleichfalls noch am 18. Oct. desselben Jahres ein Decret von Fontainebleau über die Verbrennung aller englischen Waaren folgte; — Decrete, die auch in allen andern mit Frankreich in freundschaftlicher Verbindung stehenden Staaten, und dazu gehörten damals beinahe alle Länder des Continents, mit mehr oder weniger Modificationen angenommen und vollzogen werden mußten. Dies war das berüchtigte Continentalsystem, durch welches alle Staaten des Continents auf eine nie gesehene Weise zerrüttet wurden. Allgemein stieg das Elend und die Noth bis zu einer seltenen Höhe. Allein auch hier bestrafte sich der Uebermuth des kurzsichtigen Urhebers dieses Systems; denn in gleichem Verhältnisse mit der Noth stieg auch die Erbitterung gegen den, der sie herbeigeführt, und bald bot das allgemeine Elend einen furchtbaren Vereinigungspunkt dar. C. z.

Contingent heißt derjenige Theil der deutschen Reichsarmee, den ehemals einzelne Reichsstände zu Reichskriegen stellen mußten. Die Antheile eines jeden richteten sich anfangs nach einem Reichsgesetze Carls V. von 1521 (Reichsmatrikel), nachher aber in der Regel nach dem Reichsschlusse von 1681, vermöge dessen die Armee, bei gewöhnlichen Kriegen 40,000 Mann (12,000 Reiter, 28000 Mann Fußvölker) in sich begriff. Diese Anzahl ward das Einfache (simplum) genannt, stieg aber bei dringender Gefahr auf das zweifache (duplum, 80,000), und dreifache (triplum, 120,000). Aber im französischen Kriege hat man sogar das Fünffache (quinduplum, 200,000) ausgeschrieben, welches jedoch nicht ganz gestellt worden ist. Die Generale bei dem Contingent waren zur Hälfte catholisch und zur Hälfte protestantisch. Kleine Reichsstände gaben oft Geld, statt der Mannschaft. Die Errichtung des rheinischen Bundes änderte in dieser Verfassung für die den Bund bildenden Reichsfürsten nichts als die Formen, während die übrigen noch nicht zum Bunde gehörenden nunmehrigen Souveräne durch die Auflösung des deutschen Reichs von den bisherigen Verbindlichkeiten, welche die Carolinische Reichsmatrikel besagte, entbunden wurden. Der 38ste Artikel der Bundesacte bestimmte die Contingente an Truppen, welche jedes Mitglied der Conföderation auf den Fall eines Krieges, nach geschehener Auffoderung des Protectors, zu stellen hatte. Bei der Errichtung des Bundes betrugen die Contingente der sämmtlichen damals beigetretenen Fürsten 63,000 Mann. Als in der Folge und hauptsächlich durch den Gang des Krieges, der 1806 und 1807 von Frankreich und dem Rheinbunde gegen Preußen und Rußland geführt wurde, der Bund sich erweiterte, so daß er von 13 ursprünglichen Mitgliedern bald bis auf 36 sich vermehrte, erreichte die Bundesarmee die Zahl von 119,980 Mann, welche aber sich wieder verminderte, als Oldenburg, Aremberg und mehrere Theile des nördlichen Deutschlands seit 1810, nach Einverleibung derselben mit Frankreich aufhörten, Bestandtheile des Bundes zu sein. Im Falle eines Krieges stellte Frankreich, als Bundesgenosse des Rheinbundes, ein Contingent von 200,000 Mann von allen Waffen. — Bei dem Bundes-

tage zu Frankfurt ward dieſe Angelegenheit zur Sprache gebracht, und in der Sitzung am 28. Jan. 1817 beſchloſſen: daß, wegen der Militärverhältniſſe des deutſchen Bundes auf Beſchleunigung der Inſtructionen, beſonders derjenigen anzutragen ſei, welche zunächſt die Feſtſetzung der Matrikel erfodern. Ein umſichtiger Vortrag über die ganzen Militärverhältniſſe des deutſchen Bundes ward von dem öſterreichiſchen Geſandten am 19. Jan. 1818 zu Frankfurt gehalten. Doch hat man ſich bis jetzt nur über die Matrikel dahin vereinigt, daß das Contingent, oder die Zahl der zu ſtellenden Mannſchaft, nach der Bevölkerung zu beſtimmen ſei, ſo daß beim Simplum auf 100 Seelen Ein Mann geſtellt, und weil die (von den einzelnen Mitgliedern angegebene Volksmenge des ganzen Bundes 30,095 054 Menſchen beträgt, das Simplum des Bundesvereins 300 000 Mann Truppen aller Art umſchließt. Doch gilt die auf die angegebene Volkszahl der Bundesſtaaten gegründete Matrikel, als Regel für die Mannſchaftsſtellungen und für die Geldleiſtungen, proviſoriſch nur auf fünf Jahre, binnen welcher Zeit die definitive Matrikel von einer Commiſſion bearbeitet werden ſoll.

Contour, ſ. Umriß.

Contrabande, Contrebande, nennen wir alle Waaren, die geſetzwidrig in ein Land ein-, oder aus einem Lande ausgeführt werden. Es gibt 1) Kriegs-, 2) Handels-Contrebande. Was Kriegs-Contrebande ſei, beſtimmen die unter den Staaten vorhandenen Verträge, die aber keinesweges übereinſtimmend ſind. Noch vor dem Consolato del Mare der italieniſchen Handelsſtaaten war von mehreren Mächten ihren Unterthanen verboten, dem Feinde Waffen zuzuführen. Durch Verträge und Verordnungen der kriegführenden Mächte ſelbſt ward es nachher auch neutralen Staaten unterſagt, Kriegsmunition gegen den Feind zu führen, und daher wurde der Name Contrabande — contra bannum — gewöhnlich. In der Folge dehnte man den Begriff auch auf ſolche Materialien aus, woraus Kriegsgeräth gemacht werden konnte. Alle übrigen Gattungen Waaren hingegen, auch wenn ſie dem Feinde ſehr nützlich ſein könnten, als Getreide, Wein, Lebensmittel, Geld u. ſ. w., galten, außer wenigen durch beſondere Verträge beſtimmten Ausnahmen (z. B. im Vertrage zwiſchen Spanien und Frankreich 1604, zwiſchen England und Holland 1654 u. a.), für freie Waaren, bis in neueſter Zeit dem Begriffe der Kriegs-Contrebande eine unerhörte Ausdehnung gegeben wurde. Mehrere kriegführende Mächte erlaubten ſich bei dem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgebrochenen Kriege einſeitige Declarationen darüber, z. B. 1794 England und Rußland, welche verlangten, daß Frankreich auch kein Getreide von neutralen Mächten zugeführt werde, und England verfuhr am Ende dabei mit dictatoriſcher Willkühr, indem es z. B. geſalzenes Fleiſch für Contrebande erklärte, unter dem Vorwande, daß es nur für Garniſonen und Schiffsmannſchaften beſtimmt ſein könne. Ueber Handels-Contrebande beſtimmt jeder einzelne Staat ſelbſt, meiſt nach dem Grundſatze, nichts einführen zu laſſen, was das Land ſelbſt in Menge erzeugt, und nichts auszuführen, was nicht den eigenen Bedarf überſteigt. Endlich nennt man Contrebande auch ſolche Waaren, von denen die für die Einfuhr vom Staate beſtimmten Abgaben nicht entrichtet worden ſind. dd.

Contra-Proteſt. Wenn der Bezogene einen Wechſel nicht bezahlt, ſo läßt der Inhaber des Wechſels darüber ein notarielles Do-

sument aufnehmen, als Beleg, daß er nichts bei der Präſentation verſäumt hat. Dieſes nennt man Proteſt. Um gegen den Bezogenen, in ſofern er den Wechſel acceptirt hatte, nach den Wechſelgeſetzen verfahren zu können, iſt in einigen Ländern der Gebrauch, z. B. in Holland, daß der Wechſel erſt vom Inhaber dem Ausſteller zum Rembours wieder präſentirt ſein muß. Weigert er dieſen, ſo wird darüber ein neues Document aufgenommen, welches man Contra-Proteſt nennt, und nur auf den Proteſt und den Contra-Proteſt kann alsdann eine Wechſelklage gegründet werden. Ueberhaupt alſo iſt der Contra-Proteſt der beim Ausſteller auf verweigerten Erſatz aufgenommene Proteſt.

Contrapunct. Urſprünglich wurde darunter die harmoniſche Begleitung von mehreren Stimmen, welche man zu einer Melodie ſetzte, verſtanden. In ältern Zeiten wurden nämlich die Noten blos durch eine Reihe Puncte, auf verſchiedene Linien geſetzt, angedeutet, und wenn eine oder mehrere Stimmen zur Begleitung dazu geſetzt werden ſollten, mußte gegen eine ſolche Reihe noch eine andere, und alſo gegen jeden Punct noch einer geſetzt werden. In dieſer Bedeutung heißt alſo der Contrapunct eigentlich nichts anders, als die harmoniſche Zuſammenſetzung, oder die Kunſt des Satzes ſelbſt. In engerm Verſtande aber iſt er die beſondere Art der zu einem Geſange geſetzten Stimmen. Können dieſe Stimmen gegen einander verwechſelt, und ohne Veränderung ihres Ganges und Verletzung der Harmonie höher oder tiefer geſetzt werden, ſo daß z. B. der Gang im Baſſe, welcher vorher die Diſcant-Stimme blos begleitet, nunmehr dieſe Stimme ſelbſt als Melodie hat, und hingegen die vorherige Diſcant-Stimme mit dem Gange des Baſſes, welcher vorher zur Begleitung diente, vertauſcht wird ꝛc., ſo wird dies der doppelte oder vielfache Contrapunct genannt. Weil es bei dem doppelten Contrapunct demnach hauptſächlich auf die Verſetzung der einen Stimme in ein anderes Intervall ankommt, ſo gibt es eben ſo viele verſchiedene Gattungen des Contrapunctes, als verſchiedene Intervallen zu einer ſolchen Verſetzung der Stimmen vorhanden ſind. Man hat daher den doppelten Contrapunct in der Secunde oder None, in der Terze oder Decime, in der Quinte oder Duodecime, in der Octave oder Decima quinta u. ſ. w. Vollſtändigen Unterricht darüber findet man in Kirnbergers Kunſt des reinen Satzes. — Laſſen ſich die Stimmen ohne Verletzung der Regeln nicht umkehren, ſo wird der Satz ein einfacher Contrapunct genannt.

Contraremonſtranten, ſ. Gomariſten und Remonſtranten.

Contraſt. Daß entgegengeſetzte Dinge, neben einander geſtellt, ſich wechſelſeitig in ein ſtärkeres Licht ſetzen, iſt eine längſt gemachte Erfahrung. Hohe und glänzende Farben ſcheinen neben dunkeln und ſchwachen noch höher und glänzender, ſo wie die dunkeln neben den hohen dunkler, die ſchwachen neben glänzenden noch ſchwächer. Das Fortiſſimo ſchallt ſtärker nach dem Pianiſſimo, dieſes tönt leiſer nach jenem, und eine plötzliche Generalpauſe nach dem Fortiſſimo macht durch den Contraſt einen wunderbaren Eindruck. Auf dieſe Erfahrungen des Contraſtes ſind längſt bekannt genug; dennoch hat es nicht gelingen wollen, das Weſen des Contraſtes genau zu beſtimmen, wobei ein Hauptbindernis die Verwechſelungen deſſelben mit der Antitheſe war. Antitheſe hat zwar mit dem Contraſte gemein, daß in

beiden eine Vereinigung verschiedenartiger Gegenstände Statt findet; allein in jener sind sie als Entgegensetzungen, in diesem als Aehnlichkeit vereinigt, dort, um desto mehr von einander unterschieden, hier, um verglichen zu werden. Die Antithese ist daher wirklicher Gegensatz, der Contrast blos Abstich, und es ist falsch, den Contrast Gegensatz zu nennen, wie doch die meisten Aesthetiker thun. Der Gegensatz, welcher widersprechend scheinende Dinge vereinigt, gewährt das Vergnügen des Witzes, und wird daher von dem Verstande, der Contrast hingegen wird unmittelbar von dem Gefühle beurtheilt, so wie er sich auch blos auf das Gefühl bezieht. Denn Contrast ist nichts anders, als Zusammenstellung zweier auf das Gefühl wirkender Gegenstände (Gestalten, Bewegungen, Töne, Charaktere, Gesinnungen, Gemüthsbewegungen, Handlungen) zur Erhöhung oder Schwächung des zweiten Eindrucks in Vergleichung mit dem ersten. Ein solcher Contrast ist schreiend, wenn der Uebergang aus einem Gefühle in das entgegengesetzte nicht allmählig und durch Mittelstufen, sondern plötzlich und unerwartet geschieht; er wirkt dann abstoßend, ist widerlich und im Leben oft gefährlich. Wer würde einer zarten Freundin die Nachricht vom Tode des Geliebten plötzlich und unvorbereitet bringen wollen? und dann gar in einem Augenblicke, wo ihr Herz der Freude hingegeben ist? — Wogegen aber im Leben der zartere Sinn sich sträubt, das wird uns häufig in der Kunst von Leuten, die vornehmlich aufs Ueberraschen ausgehen, geboten. Verständen sie etwas von dem wahren ästhetischen Contraste, so würden sie weder so unbarmherzig mit unsern Gefühlen umspringen, noch alle Arten der ästhetischen Extreme so bunt unter einander würfeln. Sie wollen durch Contrast wirken, und gefallen sich blos in den äußersten Contrasten, oder wissen die mittlern, sanftern nicht zu treffen. Um einen Tugendhelden zu verherrlichen, stellen sie ihm ein lasterhaftes Ungeheuer an die Seite, dem Helden den Feigen, dem Schönen das Häßliche. „Warum aber," fragt Eberhard, der hier am richtigsten sah, „verschmähen die großen Meister dieses gemeine Mittel? Sie wissen zuvörderst, daß der äußersten Contraste nur wenige sind. Wenn sie sich also nur auf diese einschränken wollten, so würden sie in ihre Werke eine Einförmigkeit bringen, die den Dichter eben so sehr einer schimpflichen Unfruchtbarkeit des Geistes verdächtig machen, als der schönen Mannichfaltigkeit seines Geistes schaden würde. Hiernächst fühlen sie, daß ein poetisches Werk so gut als ein Gemählde durch die äußersten Contraste hart wird. Sie kennen zu gut, wie der große Mahler, das Bedürfniß, durch schwächere Unterschiede und sanfte Abstufungen die einzelnen Farben ihres Gemähldes einander zu nähern, um in das Ganze die schöne Harmonie zu bringen, die wohlthuender ist, als alles bunte Gepränge des grellsten Colorits. Sie stellen also nicht Tugend und Laster, Tapferkeit und Feigheit, Liebe und Haß neben einander, sondern sie setzten die eine Art der Tugend, der Tapferkeit, der Liebe, einer andern an die Seite: der männlichen Tugend die weibliche, der rauhen die sanfte: die rohe Tapferkeit eines Ajax dem jugendlichen Muthe eines Achilles und dem bedächtigen eines Ulysses; die väterliche Liebe Hektors der mütterlichen der Andromache." Der Contrast ist die Quelle der Rührung, d. h. des Zustandes einer augenblicklichen Hemmung, und gleich darauf erfolgenden stärkeren Ergießung des Lebensgeistes im Gemüthe, wodurch ein aus Unlust und Lust gemischtes Gefühl erregt wird. Auf einer besondern Art des Contrastes beruht aber auch die Lachen erregende Kraft der Vorstellungen (komische Kraft), die in vielen Fällen

als eine rührende Kraft im weitern Sinne betrachtet und als solche gebraucht werden kann. Ueberhaupt aber dient der Contrast, die Einförmigkeit zu vermeiden und die Mannichfaltigkeit zu befördern. Aus diesem Gesichtspuncte ist er vornehmlich in der Theorie der bildenden Kunst genommen, wo man ihn dem blos Symmetrischen, das nur Steifheit hervorbringen würde, entgegensetzt. Daher Contrast der Schatten und Lichter, Contrast im Ausdrucke, in der Charakteristik, in den dargestellten Personen nach Alter, Geschlecht u. s. w., in den Gruppen, in den Stellungen und Bewegungen der Figuren, ja einer und derselben Figur, an welcher z. B. nicht beide Schultern und Hüften einerlei Höhe haben sollten, das Haupt sich gegen die erhobene Schulter neigen, der Arm der Seite, an welcher der Fuß sich nach hinten bewegt, sich vorwärts bewegen, das Gewölbte der einen, das Flache der andern Hand sichtbar sein soll. Nur wenn der mahlerische Contrast auf diesen Contrast der Figur, wie allerdings bisweilen geschehen ist, eingeschränkt wird, dürfte der Herausgeber des ästhetischen Handwörterbuchs Recht haben, daß sich die Bedeutung des Contrastes in der Mahlerei ganz von der gewöhnlichen entferne. Nirgends aber hat man wohl den Künstlern willkührlichere und sonderbarere Regeln aufbürden wollen, als eben in Ansehung dieses sogenannten Contrastes. Nimmt man mit Mengs an, daß man in der Mahlerei unter Contrast eine zweckmäßige Abwechselung in den Partieen verstehe, als das Entgegengesetzte von dem, was man Wiederholung nennt, so dürfte der Ketzer Diderot wohl Recht haben, wenn er sagt: „der einzige Contrast, den der Geschmack billigen kann, ist der, der aus Verschiedenheit der Energie und des Interesses entspringt. Es bedarf keines andern. Der Contrast der Studirstube, der Akademie, der Schule ist falsch.“ dd.

Contravallationslinie, s. Circumvallationslinie.

Contre-Admiral, s. Admiral.

Contre-Alt, in der Tonkunst die Mittelstimme zwischen Tenor und Discant; auch Alt überhaupt genannt.

Contre-Danse, s. Anglaise.

Contremarche. 1) eine Bewegung beim Exerciren, wo die Truppen nicht Kehrtmachen, sondern in derselben Ordnung, wie sie früher gestanden, rückwärts Front machen. 2) Andere Richtung eines Kriegsheers. 3) Beim Seewesen, wenn alle Schiffe einer Flotte, die in einer Linie stehen, sich hinter das letzte Schiff stellen.

Contrescarpe heißt in der Kriegskunst eigentlich die Gegenböschung, d. i. die schiefgemauerte äußere Grabenseite gegen das Feld zu, welche der innern Böschung des Grabens (escarpe) auf der Stadtseite entgegensteht. Man versteht aber darunter sowohl jene eigentliche Contrescarpe, als auch den über dieselbe hinausliegenden bedeckten Weg mit seiner Brustwehr und den Glacis.

Contribution (Zusammenlegung, Zusammenschießung), ist 1) die Angabe, welche den Bewohnern eroberter Länder von dem Feinde auferlegt wird. Sie ist eigentlich ein Aequivalent dafür, daß der Feind dem Fürsten und den Unterthanen sein unbewegliches Eigenthum läßt, und das Bewegliche mit der Plünderung und Verheerung verschont. Dagegen war es sonst völkerrechtlich, daß der Feind Alles, was er sich außerdem liefern ließ, bezahlte, und nur Kriegsfuhren unentgeldlich fodern konnte. Gewöhnlich werden beim Eindringen des Feindes Contributionsverträge über die zu liefernde Summe, die Termine der Zahlung, die Sicherheit u. s. w. geschlossen, und öfters

Geiseln gegeben. Beim Definitiv-Frieden wird über Nachzahlung oder Aufhebung der noch rückständigen Contribution das Nöthige stipulirt. 2) Bedeutet Contribution die in Kriegszeiten von der Regierung den eigenen Unterthanen aufgelegte Steuer, um die vergrößerten Staatsbedürfnisse damit zu bestreiten.

Controle. 1) Doppeltes Register aller Ausfertigungen in obrigkeitlichen Staatsämtern oder in Canzleien, um dieselben sicher zu erhalten und Betrug zu vermeiden. 2) Doppelte Rechnung, von einem zweiten Rechnungsführer geführt. Gegenrechnung, daher **Controleur**, Gegenschreiber, ein Aufseher, der bei öffentlichen Einnahmen und Ausgaben dasjenige, was der Cassenvorsteher einnimmt und ausgibt, zugleich in sein Buch oder Gegenregister einträgt, so daß Beider Bücher oder Register mit einander übereinstimmen müssen. 3) Ueberhaupt ein Register oder Tagebuch.

Controverse, Streitsache, Streitigkeit, besonders in der Religion. **Controvers-Predigten**, Predigten, in welchen die Glaubenslehren anderer Religionsparteien bestritten werden. Status controversiae, die eigentliche Lage oder Beschaffenheit einer Streitsache, oder eines Processes.

Contumaz, wenn es so viel als Quarantaine heißt, bedeutet diejenige Zeit, während welcher ein Schiff, welches aus einem Hafen kommt, der in Verdacht von herrschenden ansteckenden Krankheiten ist, in dem Orte seiner Bestimmung nicht landen, mit Niemanden Verkehr haben, die Waaren nicht ausladen, die Passagiere nicht absetzen darf. Da anfangs die Zeit im Allgemeinen auf 40 Tage festgesetzt war, so entstand daher der Name Quarantaine, welcher zwar für Contumaz jetzt der gebräuchlichere, in so fern aber weniger passende Name ist, da jetzt die Zeit sehr verschieden, bald auf weniger, bald auf mehr Tage, bestimmt ist, und sich nach vielen Umständen richtet. Weil für Europa die größte Gefahr obwaltete, daß durch den Handel nach der Levante die orientalische Pest möchte verbreitet werden, so wurde besonders in den Zeiten, wo der Handel nach den dortigen Gegenden am blühendsten in den Häfen des mittelländischen Meeres war, in diesen Orten am meisten für genaue Quarantaine gesorgt, allein in der Folge erstreckte sich diese Vorsicht auch weiter, je nachdem von andern Nationen Antheil am Handel genommen wurde, und seitdem die occidentalische Pest, oder das sogenannte gelbe Fieber, sich in Westindien, in Nordamerika und selbst in Spanien gezeigt hat, sind auch die Schiffe, welche aus den dortigen Häfen ankommen, der Contumaz oder Quarantaine unterworfen, sobald der Gesundheitszustand derselben verdächtig wird. Auch im Innern des Landes findet Contumaz Statt, sobald sich in irgend einer Stadt oder Provinz eine ansteckende Seuche zeigt, wie z. B. vor einigen Jahren in Spanien der Fall mit dem gelben Fieber war. — **Contumazanstalten** sind nun theils diejenigen Oerter, an welchen Schiffe oder Reisende ihre Quarantaine halten, theils die Gesetze und Einrichtungen, welchen sie sich dabei unterwerfen müssen. Sie wurden, aus oben berührter Ursache, vorzüglich und zuerst in den Häfen des mittelländischen Meeres errichtet, um die Vortheile des Handels nach der Levante und Barbarei zu genießen, und doch Europa vor der Verbreitung der in jenen Gegenden so oft herrschenden Pest zu sichern, indem Erfahrung gelehrt hatte, daß nur die Berührung des Peststoffes die Krankheit fortpflanzt, letztere folglich verhütet werden kann, wenn alle und jede Berührung angesteckter Personen oder solcher Sachen vermieden wird, an welchen

Peststoff haftet. Zur nähern Kenntniß solcher Contumazanstalten dient die kurze Schilderung der marseiller Quarantäneanstalt als einer der besten in Europa. Kein Schiff, das aus irgend einem verdächtigen Hafen, vorzüglich aus der Levante oder Barbarei kommt, darf in keinen Hafen des mittelländischen Meeres, und namentlich von Marseille einlaufen, ohne vorher seinen Gesundheitspaß oder sein Patent vorgezeigt zu haben. Von diesem hängt die Bestimmung und Dauer der Quarantäne größtentheils ab, und es ist entweder a) Patente nette, wenn der Ort, von dem das Schiff ausgelaufen ist, völlig gesund ist, oder b) touchée, wenn zwar dasselbe versichert wird, jedoch Schiffe aus verdächtigen Orten dort angekommen sind, c) soupçonnée, wenn in dem Gesundheitsatteste erklärt wird, daß dort eine bösartige epidemische Krankheit herrscht, oder Communication mit Gegenden Statt findet, in welchem die Pest ausgebrochen ist, d) brute, wenn an dem Orte selbst, von welchem das Schiff kommt, oder doch in dessen Nähe, wirklich die Pest herrscht. Für die Richtigkeit dieser Patente haftet sowohl der unterzeichnete Consul des Orts, von dem das Schiff kommt, als auch der Capitän des Schiffs selbst. Nach dem nun diese Patente lauten, dürfen die Schiffe in einem der Häfen der vor Marseille liegenden Insel Poméguas vor Anker gehen. Nach einem neuen ausführlichen Examen, wobei der Capitän die Wahrheit seiner Aussagen beschwören muß, und einer genauern Prüfung der Gesundheitspatente wird die Art und Zeit der Quarantäne bestimmt. Alles dies geht vor, ohne nähere Gemeinschaft, indem beide Theile stets in einiger Entfernung von einander bleiben. Hat der Capitän Briefe oder andere Papiere bei sich, so muß er sie abgeben. Diese werden durchräuchert oder durch Essig gezogen. Außer den Patenten richtet sich die Bestimmung der Quarantäne auch noch genau nach folgenden Umständen: nach der Beschaffenheit der geladenen Waaren, ob sie nämlich für die Aufnahme des Ansteckungsstoffes empfänglich sind, worunter z. B. alle Arten von Wolle und deren Fabricate, Seide, Hanf und Flachs, Pelze, trocknes Leder, Federn u. a. dergl. gerechnet werden; oder nicht empfänglich, welches von Gewürzen aller Art, Tabak, nassen Häuten, Wein, allen Flüssigkeiten u. a. m. angenommen wird. Ferner nach den Häfen, aus welchen das Schiff kommt, in welcher Rücksicht man drei Classen bestimmt, nach denen Steigerung auch die Strenge der Contumaz zunimmt. In die erste gehören die Häfen von Dalmatien bis Aegypten und Marocco, in die zweite die Küste von Tripolis bis Algier, in die dritte Constantinopel, das schwarze Meer u. s. w. Endlich wird auf die Vorfälle während der Reise des Schiffs Rücksicht genommen, ob Menschen auf demselben erkrankt sind, ob, und wo es unterwegs gelandet, wen es an Bord genommen u. s. w. Alles dieses wird aus den Papieren des Schiffscapitäns und dem Examen genau festgesetzt, und nach Verhältniß, je nachdem nun das Schiff mehr oder weniger in den Verdacht der Ungesundheit dadurch kommt, die Länge der Contumaz bestimmt, wobei nach gewissen Gesetzen verfahren wird. Z. B. ein Schiff mit Patente nette, mit nicht empfänglichen Waaren, aus einem Hafen der ersten Classe kommend, wird auf 18 Tage Quarantäne gesetzt, mit empfänglichen Waaren auf 20 Tage, und so nach Verhältniß weiter. Schiffe, welche aus einem Hafen der dritten Classe kommen, ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf Patente und Waaren, bekommen 40 Tage Contumaz. Sobald die Quarantäne bestimmt ist, kommt das Schiff in denjenigen Theil des Hafens vor der Insel, welcher ihm nach seinem Patente angewiesen wird. Es behält die Wachtboote zur

Seite und Wachen am Bord, welche es gleich anfangs bekam, und welche alle Communication verhindern; das Schiff wird geläftet, kein Schiff darf sich ihm nähern, die Equipage desselben muß an Bord bleiben, die Bedürfnisse werden ihr mittelst langer Stangen zugestellt. Täglich muß ein genauer Bericht von dem Zustande der Mannschaft an den Gesundheitsrath abgeschickt werden. Die Passagiere, welche nicht auf dem Schiffe bleiben wollen, kommen in das auf der Insel befindliche Lazareth. Dieses hat zwei Hauptabtheilungen: das große Lazareth, und das kleine oder eigentliche Pestlazareth. Die Gesunden kommen in das erstere, die wirklich Kranken in das zweite; das Ganze umschließt eine doppelte, 25 Fuß hohe Mauer, um welche beständig Wache herumgeht. Das große Lazareth hat wieder seine besondern Abtheilungen, nach den Patenten des Schiffs. Die Besatzung des Ganzen besteht aus dem Lazarethcapitän, einem Lieutenant, den Garden und Thürhütern. Sobald der Passagier in dem Lazarethe ist, bekommt er eine Wache, die ihn weder bei Tage, noch bei Nacht verläßt, er darf nicht mehr aus dem Lazarethe, und eben so wenig zu irgend einem Menschen in der Nähe, so wie überhaupt ohne schriftliche Erlaubniß des Capitäns Niemand weder aus dem Lazarethe, noch in dasselbe darf. Jeder Passagier bekommt ein eigenes Zimmerchen, aus dem er vor dem 16. Tage nicht wieder herausdarf, und welches bei Nacht verschlossen wird. Nur diejenigen Passagiere, deren Schiff Patente nette hatte, dürfen am Tage in den freien Platz ihrer Abtheilung, oder auf eine mit einem Gitter umschlossene Gallerie sich begeben. Sobald bei einem der Passagiere oder der auf dem Schiffe gebliebenen Mannschaft sich Spuren eines Fiebers zeigen, wird er sogleich in das eigentliche Pestlazareth gebracht und gänzlich isolirt. Ein Arzt, der aber durch ein Gitter von ihm getrennt bleibt, examinirt ihn. Wird die Krankheit als Pest erkannt, oder nur verdächtig gefunden, so muß die Wache des Kranken alle Communication mit ihm vermeiden. Arzneien, Speisen und Getränke werden ihm mittelst einer langen Stange zugereicht; er kann beichten und sein Testament machen, allein der Notar und der Geistliche müssen gleichfalls durch das Gitter von ihm getrennt und entfernt bleiben. Stirbt er, so wird er mit eisernen Haken auf einen kleinen Rollwagen gebracht und zur Gruft gefahren, welche sehr tief ist, und mit Kalk verschüttet wird, auch in 30 Jahren nicht wieder eröffnet werden darf. Alles in der Zelle Vorhandene wird verbrannt, die Wände werden abgekratzt und frisch geweißt, Boden und Fenster mit Essig abgewaschen u. s. w. Geneset er, so wird er doch nicht eher für gesund erklärt, bis alle Beulen (wenn er wirklich die Pestkrankheit hatte) völlig vernarbt sind. Nach jeder Krankheit, selbst wenn es nicht die Pest war, fängt die Quarantänezeit für alle Passagiere und für das ganze Schiff von neuem an, und zwar um 10 Tage verlängert. Nach Verlauf der Quarantäne wird endlich der Passagier nochmals 4 bis 5 Minuten lang durchräuchert, und dann von dem Capitän freigelassen. Das Schiff und die Waaren bleiben jedoch 10 Tage länger in der Quarantäne. Die Waaren werden gleich anfangs in die nach den Patenten bestimmten Abtheilungen des Lazareths gebracht, dem Durchstreichen der Luft ausgesetzt, oft gewendet u. s. w. Nach vollendeter Quarantänezeit werden sie wieder auf das Schiff zurückgeschafft, nachdem dieses nochmals genau visitirt und durchräuchert worden ist, und dann erst freigesprochen. Erklärte Pestschiffe mit Patente brute werden in den meisten andern Contumazanstalten gar nicht zugelassen. In der marseiller Quarantäneanstalt werden sie zwar zugelassen, allein

die Wachtboote, die Garden und alle Maßregeln werden verdoppelt; die Zeit der Quarantaine wird bei den Passagieren auf 80 Tage, bei den Schiffen und Waaren auf 100 gesetzt, das Schiff wird noch mehr und längere Zeit gelüftet, die Waaren werden erst 20 Tage auf dem Schiffe, eben so lange auf Böten der Lüftung ausgesetzt, und dann erst in das Pestlazareth geschafft. Jeder Verdächtige oder Kranke von der Mannschaft kommt sogleich in das Pestlazareth, und wird auf das strengste abgesondert. Nach seiner Genesung muß er von neuem 80 Tage Quarantaine halten, wobei er während der ersten 50 bis 60 Tage seine Zelle nicht verlassen darf. Sogar seine Garde wird nach dem Tode oder der Genesung des Kranken auf 80tägige Quarantäne gesetzt, und die des ganzen Schiffs um 80 Tage verlängert. Alle Waaren werden ausgepackt und der Lüftung ausgesetzt; die Lastträger, welche damit zu thun haben, müssen gleichfalls eine 80tägige Quarantaine aushalten, ehe sie entlassen werden. Auch darf, sobald ein Pestkranker im Lazareth liegt, kein anderer in der Quarantaine befindlicher Passagier seine Zelle verlassen, ohne Rücksicht auf das Patent seines Schiffes II.

Conty, s. Bourbon (Haus).

Conus, s. Kegel.

Convent heißt eine jede Zusammenkunft. Daher hieß Nationalconvent während der Revolution in Frankreich die Versammlung der Nation durch ihre Repräsentanten. — Bei Klöstern heißt Convent die Versammlung der Mönche in Angelegenheiten des Klosters, so wie auch der Ort, wo sie sich versammeln, oft auch das Stift oder Kloster selbst. Conventualen werden nicht nur die Glieder des Klostercapitels, sondern auch zum Unterschiede von den Observanten die Zweige eines Ordens genannt, die eine mildere Regel beobachten, z. B. die Conventualen unter den Franziscanern, Carmelitern u. s. w. — Conventicula, Conventikel, sind Winkelversammlungen, geheime Zusammenkünfte, z. B. von religiösen Schwärmern, Böhmisten, Stillen im Lande.

Conventionsgeld, das nach dem Conventionsfuß geschlagne Geld. S. Münzfuß.

Convergenz, die Zusammenneigung oder das Ineinanderfallen zweier Linien oder Strahlen, welche von verschiedenen Punkten ausgehen, aber immer näher zusammenlaufen. Das Gegentheil ist Divergenz.

Conversation ist Umgang, also genauere Verbindung zwischen Personen, die öfter mit einander in Gesellschaft sind, und sich gegenseitig aufsuchen, um das Vergnügen ihrer Gesellschaft zu genießen. Hier ist demnach mehr als bloße Vereinigung zur angenehmen Unterhaltung des Augenblicks; allein im gewöhnlichen Leben ist man mit jener Bestimmung nicht so genau, und nimmt Conversation für gesellige Unterhaltung jeder Art Unvermerkt jedoch hat sich noch die Nebenidee an gebildetere feinere Cirkel damit vergesellschaftet, so daß man bei Conversation nur an gesellige Unterhaltung feinerer Cirkel denkt In solchen Cirkeln gibt es eine eigene Kunst der geselligen Unterhaltung, und wer diese besitzt, der hat den Conversationston, guten gesellschaftlichen Ton. Worin dieser bestehe, wird man leicht finden, wenn man das, was die Conversation ausmacht, genauer erwägt. Sie ist zuvörderst Unterhaltung; man verlangt also von jedem Mitgliede der Gesellschaft einen persönlichen Beitrag zu dem Vergnügen durch Talente besonders in der Unterredung, denn sonst kommt die gähnende Langeweile geschlichen. Diese Unterhaltung aber

soll gesellig sein; man erwartet demnach, daß kein Mitglied, pedantisch sich und seiner Sphäre eine übergroße Wichtigkeit beimessend, durch sein breites Ich ermüde; oder zu egoistisch die Theilnahme der übrigen beschränke, oder zu rechthaberisch seine Meinungen mit Ungestüm geltend mache, wodurch Verdruß erregt werden würde. Diesen zu vermeiden, ist eine Hauptsorge der feineren Cirkel, welche vielmehr dahin streben, Jedem eine gute Meinung von ihm beizubringen, und als der Stifter seiner angenehmen Selbstgefälligkeit ihm selbst angenehm zu werden. Als feine Cirkel müssen sie nothwendig verlangen, daß der Conversationston wenigstens ein guter, wo nicht ein feiner Ton sei. Der gute Ton vermeidet alles, was gegen die Achtung verstoßen könnte, die ein gesitteter Mensch dem andern schuldig ist, verletzt deshalb nie den Anstand, versteht sich zu Aufmerksamkeiten unterdrückt seine Leidenschaften und zeigt in seinem ganzen Benehmen ein gewisses Wohlwollen, das er aus Achtung gegen die Gesellschaft selbst denen nicht entzieht, mit welchen er sonst vielleicht in gespannten Verhältnissen steht. Der Meister des guten Tons vermeidet aber eine zu sichtbare Aufmerksamkeit und studirte Höflichkeit, die zu Erwiederungen nöthigt, den Gesellschafter belästigt und mehr als die Unaufmerksamkeit und Gleichgültigkeit peinigt. Der feine Ton (Urbanität genannt, im Gegensatze gegen den plumpen bäuerischen Ton, die Rusticität, die übrigens viel Gutmüthigkeit haben kann), gibt dem Wohlthuenden in unserm geselligen Betragen die Form der Schönheit, welche den Werth dessen, was man mittheilt, durch die Art, wie es mitgetheilt wird, noch erhöht. Dieser Ton läßt sich nicht erlernen; die Erziehung der höheren Stände aber, wo diese wirklich auch zugleich die gebildeteren, feineren Cirkel bilden, sorgt wenigstens für etwas, das ihm ähnlich sieht. Durch stillschweigende Uebereinkunft hat man gewisse Regeln festgesetzt, deren Kenntniß dem Kinde früh beigebracht und an deren Beobachtung es gewöhnt wird, damit das Benehmen darnach zur Fertigkeit werde. Mit der Fertigkeit in Ausübung einer blos conventionellen Höflichkeit und Etiquette dürfte sich aber nur dann Jemand schmeicheln, schon den ächten Conversationston zu haben, wenn jene feineren Cirkel, worin er herrscht, nicht zugleich auch die gebildeteren Cirkel wären. Die Feinheit bezieht sich auf das sittliche Gefühl, die Bildung bezieht sich auf den Geist. Wie dürfte es einer wagen, sich den Gebildeten zuzuzählen, dessen Geist nie auf höhere als blos sinnliche Bedürfnisse gerichtet gewesen wäre, der über Welt und Menschen nie ernster nachgedacht, von der Natur und Bestimmung des Menschen, der Einrichtung göttlicher und menschlicher Verfassungen, den Ereignissen der Zeit und den Ursachen derselben in der Vergangenheit sich keine Kenntnisse verschafft hätte: wenn auch nicht gelehrte, doch wenigstens recht geordnete und deutliche. Demnach sind Philosophie des Lebens, Natur- und Menschenkunde, Geographie, Geschichte der Natur und Menschheit Kenntnisse, die für ihn so unerläßlich sind, als Ausbildung des Geschmacks durch Aneignung der Schönheiten der Kunst. Wer ohne solche Kenntnisse und Cultur zum geselligen Umgang kommt, der wird bei aller eingelernten und eingeübten Etiquette doch nur ein Figurant bleiben, oder, wenn er Dünkel genug hat, der sich freilich mit Unwissenheit gewöhnlich paart, ein leerer Schwätzer sein, die man in wahrhaft feinen und gebildeten Cirkeln höchstens duldet, wenn man etwa aus Rücksichten muß. Die wahre gute Lebensart besteht wahrlich nicht darin, daß man viele leere Worte sagt; die menschliche Gesellschaft hat einen erhabenern Zweck, und

ihre Bemühungen beruhen auf einem besseren Grunde. Der Mensch setzt sich unter sich selbst herab, wenn er redet, um nichts zu sagen. — Ist nun aber die Conversation von solcher Art; so hat ja Rousseau wohl Recht, wenn er den Conversationston also schildert: „Der gute gesellschaftliche Ton," sagt er, „ist weder schwerfällig noch flatterhaft, er ist fließend und natürlich, verständig ohne pedantisch, fröhlich ohne lärmend, zierlich ohne gekünstelt, artig ohne abgeschmackt, scherzhaft ohne zweideutig zu sein. Man macht weder Abhandlungen noch Epigramme; man spricht vernünftig, ohne schulgerechte Schlüsse zu machen; man scherzt ohne Wortspiele und verbindet auf eine geschickte Art Witz und Vernunft, Lehren und gute Einfälle, sinnreiche Satiren, gut angebrachte Schmeicheleien und strenge Moral; man spricht da von allem, damit Jeder etwas sagen könne, vertieft sich aber nicht in Untersuchungen, um nicht Langeweile zu erregen; wirft nur im Vorbeigehen Fragen auf und handelt sie schnell ab; spricht deutlich und also auch zierlich; Jeder sagt seine Meinung und unterstützt sie mit wenigen Worten; Keiner bestreitet die eines Andern mit Hitze; Keiner vertheidigt die seinige mit Hartnäckigkeit; man untersucht, um sich zu belehren, und hört auf, ehe man in Streit geräth; Jeder unterrichtet, Jeder unterhält sich; Alle gehen vergnügt auseinander, und selbst der Weise kann würdigen Stoff zu stillen Betrachtungen mit sich nehmen." Das Genie hat oder nimmt, wie überall, die Erlaubniß, diese Regeln zu überspringen, und geniale Extravaganzen können bisweilen der Conversation das höchste Interesse geben; allein nur selten und ohne Uebertreibung finden diese Ausnahmen Statt, und der Fliegende vergesse nie, zu der lustwandelnden Gesellschaft zurückzukehren. Hauptsache bei der Conversation ist, das Triviale zu meiden oder doch zu coloriren; allein es erfodert einen reichen Fond von Ausbildung und Geist, immer etwas Gutes und Feines zu sagen, und noch seltener ist ein immer regsamer Tact, um das Wort zu seiner Zeit zu sagen oder zu unterdrücken. Das poetische Genie fehlt oft darin, daß es wenig und passend seine Funken sprüht, das humoristische, daß es zu viel und ungezügelt brillirt. Reizende Gesellschafterinnen sind die Grazien des Widerspruchs, wenn sie nicht maskirte Furien sind, reizende naive Vestalinnen, wenn sie nicht über der Obhut des heiligen Feuers sich steif gesessen haben. Der fröhliche Weingott tingirt gern alle Nüancen der Conversation mit helleren Farben, doch darf er nicht die Hefe seines Pokals zur Farbengebung mischen. Der Morgen ist die Zeit der ernsten und einsamen, der Abend die Periode der fröhligen und geselligen Conversation — gegen Mittag gedeiht die geschäftliche — des Nachmittags die peripatetische Unterhaltung; doch die Freundschaft und die Liebe unterhalten sich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Der Vorwurf, den man so oft der Bildung zur guten und feinen Lebensart gemacht hat, daß sie die Falschheit begünstige und die Ehrlichkeit beeinträchtige, dürfte so gar gewichtig nicht sein. Muß denn die Ehrlichkeit eben plump und grob sein? Und gewiß, Lessing hatte Recht, da er sagte: „Man ist doch auch verzweifelt wenig, wenn man nichts ist als ein ehrlicher Kerl." Wir Deutschen legen auf die bloße Ehrlichkeit, die sich doch wohl von selbst verstehen sollte, ein viel zu großes Gewicht, und unsere Schauspieldichter legen es oft recht geflissentlich darauf an, die Feinheit des Betragens im Umgange von den ehrlichen Kerlen mit Füßen treten zu lassen, gleich als ob beide ganz unverträgliche Gegensätze wären. Sonderbar genug sind jene dramatische Dich-

ter eben solche, deren Stücke von der Conversation selbst den Namen führen. Man pflegt nämlich eine gewisse Gattung von Dramen, die durch Stoff und Behandlung, wenn nicht an das gemeine, doch an das gewöhnliche Leben erinnern, zum Unterschiede von der höhern Gattung, die sich durch edleren Stoff und ideale Behandlung auszeichnet, Conversationsstücke zu nennen, und von dieser Art sind fast alle jene Mittelding zwischen Tragödie und Komödie, die man seltsam genug seit einiger Zeit auch unter dem Namen Schauspiele oder Dramen ankündigt. Die Familiengemählde gehören auch dazu, sind aber eine besondere Art. Wir sind weit entfernt, sie, wie Einige, die das Kind gern mit dem Bade ausschütten ganzlich verwerfen zu wollen, wünschen aber möchten wir wohl, daß sie nie den guten Conversationston verleugnen möchten. Wenn sie dann durch Anmuth des Ausdrucks, Witz, Scherz und Fröhlichkeit, Kopf und Herz erweiterten, wenn sie dem von Rousseau entworfenen Bilde glichen; wer würde etwas gegen sie haben können? Zwar sind sie immer ein Abfall aus der Poesie in die Prosa; allein das ließe sich wohl noch übersehen, wenn nur die Prosa; immer geistreich, beseelt, voll schönen Lebens wäre. Wie oft aber wird man an die Musen und Grazien in der Mark erinnert:

Ob wir zierlich und manierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug gethan.

Die armen Schauspieler sind da, wo solche Stücke herrschend waren, in eine eigne Bedrängniß gerathen, und wissen sich nun, eingerostet in jener Biederkeit und Natürlichkeit, mit den verwünschten Jambenstücken, wie sie das ideale Drama zu nennen belieben, nicht zu bethun. Das würde ihnen aber so gar schwer nicht werden, hätten sie nur früher sich nicht an einen nichtssagenden Conversationston gewöhnt gehabt. Es sollte auf der Bühne alles zugehen, wie im alltäglichen Leben, und wenn sie nun dieß recht treu darstellten, so schmeichelten sie sich mit einem gar trefflichen Conversationstone. Nichts ist falscher, als diese Maxime. So wenig man einen Bettler auf der Bühne mit den schmutzigen Lumpen des wirklichen Bettlers behängt; eben so wenig wollen wir auch die Manieren desselben. Das Ideale hätte also auch hier nicht verdrängt werden dürfen: das Edle, nicht das Gemeine hätte herrschen sollen. Die Anwendung von dem Obigen ergibt sich nun von selbst. Doch wir kehren zu unserm Gegenstande zurück. Athen, der Sitz der Künste und Wissenschaften, war in seiner glänzendsten Periode zugleich der Ort der alten Welt, wo die Grazien des Umgangs und der Geselligkeit sich vereinigt hatten, um dem Leben jenen Zauber zu verleihen, der ihm den Reiz der Jugend unvergänglich erhält; in neuerer Zeit war Paris die Schule des feinen Tons, von wo aus er sich weiter verbreitete. Die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sich um einige mit Geist und Anmuth reich geschmückte Frauen, um eine L'Espinasse, Deffand, Geoffrin (s. d. Art.), welcher letztern wir selbst eine geistreiche Abhandlung über die Conversation danken *), die feinsten und gebildetsten Cirkel

*) Dem Abbé St. Pierre sagte sie einmal: Vous avez été charmant aujourd'hui, und er erwiederte, worin das ganze Geheimniß aller gefallenden geselligen Unterhaltung liegen möchte: Je ne suis qu'un instrument, dont vous avez bien joué.

versammelten, gilt mit Recht für die später nie wieder zurückgekehrte Blüthezeit des Gesellschaftstons in Frankreich. So gewiß es ist, daß die Kunst des Umgangs nur durch die Gunst des Himmels empfangen, aus Theorien aber nur einseitig und unvollkommen erlernt wird; so wichtig und lehrreich bleibt es doch immer, die Vorschriften eines Meisters darüber zu hören. Ein solcher ist Delille, dessen Gedicht, sur la conversation, keinem Gebildeten unbekannt bleiben darf. Mit allen Reizen einer lebendigen und einnehmenden Darstellung entwirft er das Bild jener attischen Cirkel, wo

Sous les yeux de l'enchanteresse,
Pleins de grâce à-la-fois et de sévérité,
Le bon sens n'eût osé se montrer sans finesse,
L'illusion sans vérité.
L'enthousiasme sans justesse.
Le bon exemple y formait le bon ton,
La critique sévère avait sa politesse,
L'éloge sa délicatesse;
C'étoit la fleur de la raison
Et la moisson de la sagesse.

Diesem Ideale gegenüber, in dem alle Elemente sich gegenseitig mildern und in einander verschmelzen, und das Gleichgewicht durch kein Uebermaß gestört und aufgehoben wird, läßt der Dichter in getroffenen Bildern diejenigen Charaktere uns vor Augen treten, die durch Mangel dieser oder jener Art den Einklang des gesellschaftlichen Umgangs mehr oder minder stören und unterbrechen. Zuerst zeichnet er die Lächerlichen, deren Fehler nur in einer verkehrten und bizarren Laune oder in einem Mangel der Erziehung besteht; dann aber geht er zu den Lästigen und Verabscheuungswerthen über, deren Gebrechen aus einer Fehlerhaftigkeit des Charakters entspringen und die wir lieber meiden, als belächeln. Die Elemente des Umgangs,

bien dire, et bien entendre,

sind auf diese Weise positiv und negativ aufgestellt, aber die Sache selbst kann nur das Leben geben. Mit gleicher Empfehlung nennen wir die lehrreichen und scharfsinnigen Conseils à une femme, sur les moyens de plaire dans la conversation, deren geistreiche Verfasserin die Frau von Bannez ist. Mit treffender Kürze faßt sie ihren Gegenstand in folgenden schönen Versen zusammen:

Orner le fond d'un entretien frivole,
Et l'embellir par la variété;
Avec aisance, avec facilité
Prendre à son tour et céder la parole
Sans que l'apprêt, dans de légers propos,
Gâte le choix et des tours et des mots:
Tel est cet art, dont le monde est l'école.

Auch dürfen wir die Art de causer von Chazet, die reich an schönen Bemerkungen ist, nicht unerwähnt lassen. Wie sollten wir nicht von diesem Volke hierin lernen, da es ein alter und wahrer Ausspruch ist: que les Français seulement savent converser et que les autres nations ne savent que disserter et discuter?

dd. A. M.

Convex, Convexgläser, s. Concav und Linsengläser.

Convictorium ist auf Universitäten derjenige Ort, wo Studenten gemeinschaftlich speisen und dafür wenig oder gar nichts bezahlen dürfen. Das Convictorium in Leipzig z. B. besteht aus 18½ Tischen, jeder zu 12 Personen, wovon die eine Hälfte von wohlthätigen Privatleuten gestiftete Freitische sind, und die andern zu den Unterhaltskosten, die größtentheils aus der Universitätscasse bestritten werden, nur etwas Weniges betragen. Diejenigen, welche in dieser gemeinschaftlichen Speiseanstalt beköstigt werden, heißen Convictoristen.

Convoy heißt im Seewesen ein oder mehrere Kriegsschiffe, welche eine Kauffarteiflotte begleiten (convoyiren) und ihr zur Bedeckung dienen, um sie im Fall der Noth wider Angriffe der Feinde oder Seeräuber zu schützen und zu vertheidigen.

Convulsionäre, s. Jansenisten.

Convulsionen, s. Krampf.

Cook (James), dieser berühmte Seefahrer und Weltumsegler war am 3. Nov. 1728 in der englischen Provinz Yorkshire geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann mit zahlreicher Familie, konnte auf seine Erziehung nichts wenden. Er brachte ihn schon im 13. Jahre bei einem Kohlenschiffer, welcher Kohlen von Newcastle nach London zu bringen pflegte, auf sieben Jahre in die Lehre. Diese Zeit verfloß ohne Auszeichnung. Auch nachher machte er mehrere Reisen von Newcastle nach London. Nachdem er sich lange um einen Dienst bemüht, und sogar einmal die Stelle eines Schiffskochs versehen hatte, ward er auf einem Schiffe dem Steuermann zum Gehülfen beigegeben. Hier überzeugte er sich, wie unentbehrlich einem Steuermanne gründliche Kenntnisse in der Mathematik sind, und widmete sich ihr mit rastlosem Eifer. Alles, was er ersparen konnte, wandte er für Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunst an, in denen er schnelle Fortschritte machte. Er machte weitere Reisen nach der Ostsee, nach Petersburg, Wiburg und Norwegen, und wohnte als Meistersgehülfe der Eroberung von Louisburg und Cap Breston bei. Seine Obern ließen weder seine Kenntnisse, noch sein pünctliches, treues, untadelhaftes Betragen unbeachtet. Sie verschafften ihm 1759, als England eine Rüstung gegen Quebeck machte, die Stelle eines Schiffsmeisters auf der Flotte des Admirals Saunders. Hier gab er bei der Unternehmung auf die Insel Orleans Beweise von eben so viel Muth als Vorsicht. Er führte bei Nacht die brittische Flotte den Lauring Stream hinauf; Quebeck und Canada wurden erobert. Nach dem Frieden blieb er mit seinem Schiffe an der Küste von Nordamerika. Schon war Cooks Geschicklichkeit in der englischen Marine anerkannt. Dies beweiset der Auftrag, den er erhielt, die für die Fischerei höchst wichtige Insel Neu-Foundland aufzunehmen. Er erhielt dazu ein kleines Schiff mit 10 bis 12 Mann, verschaffte sich selbst die erforderlichen mathematischen Instrumente, und nahm von 1764 bis 1767 die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste auf, und lieferte davon treffliche Specialcharten. Der einzige Unfall, der ihn hier traf, war, daß er sich einst auf der Jagd den Daumen und einige andere Finger dergestalt beschädigte, daß er seitdem die Feder zwischen dem Mittel- und Zeigefinger führen mußte. So große Entbehrungen er übrigens auch hier ertragen mußte, so empfand er sie doch wenig, ja frei-

leidenschaftlicher Geiz vermehrte sie noch. Als einen Beweis seines Geizes führen wir auch an, daß er seit jener Verwundung sich eine jährliche Vergütung von vier Pfund Sterling zahlen ließ, die jedem im Seedienste Verwundeten aus einer Casse gewährt werden, wozu der gemeinste Matrose monatlich fünf Pence von seinem Tractamente beitragen muß. Cook lebte auf einem kleinen Grundstücke am östlichen Ende von London, als er zu einer neuen Unternehmung berufen wurde. Die Londoner Societät der Wissenschaften trug darauf an, den Durchgang der Venus durch die Sonne 1769 auf den von Capitän Wallis in der Südsee entdeckten Inseln, welche er Georgsinseln benannt hatte, beobachten zu lassen. Der König befahl zu diesem Behuf die Ausrüstung eines Schiffs, und Lord Hawke ernannte Cook zum Lieutenant und Commandeur desselben. Das Schiff ging nach Otaheiti: mehrere gelehrte Männer, namentlich Joseph Banks und Dr. Solander, machten die Reise mit, deren Beschreibung von Hawkesworth aus Cooks und Banks Handschriften herausgegeben wurde. Cook fand auch auf dieser Reise Gelegenheit, seinen Geiz zu befriedigen. Er machte als Seckelmeister einen Gewinn von 3 bis 4000 Pfund. Wichtiger war es, daß er durch sein Betragen bald das Zutrauen der Otaheiter, denen die Mißhandlungen von Seiten der Franzosen noch im Andenken waren, zu gewinnen und ihnen eine bessere Meinung von den Europäern beizubringen wußte. Die Beobachtungen des Durchgangs der Venus durch die Sonne und der geographischen Lage von Otaheiti wurde übrigens aufs zweckmäßigste veranstaltet, außerdem die ganze Insel umsegelt und nebst den benachbarten Inseln aufgenommen. Cook entdeckte von hier aus, daß Neu-Seeland aus zwei Inseln bestehe; die dazwischen liegende Meerenge wurde Cooks Meerenge genannt. Nachdem er auch, nicht ohne mancherlei Gefahren, die Meerenge entdeckt hatte, welche Neu Holland von Neu Guinea trennt, trat er den Rückweg an, und kam, ohne weitern Unfall, als daß er einige Leute durch Krankheiten verloren hatte, nach England zurück, wo ihn der König sehr gut aufnahm und zum commandirenden Schiffsmeister (zwischen Lieutenant und Capitän) ernannte. Einige von den Franzosen gemachte Entdeckungen veranlaßten in England den Beschluß, das große Südmeer genauer zu untersuchen. Es wurden dazu zwei Schiffe ausgerüstet, The Resolution und The Aventure; jenes führte als Chef der ganzen Unternehmung Cook, dieses Tobias Furneux als commandirender Schiffsmeister. Die beiden Forster wurden gewählt, diese Reise mitzumachen, die im Julius 1772 angetreten wurde, und die wir aus Forsters Beschreibung kennen. Durch die zweckmäßigen Maßregeln, welche Cook und Forster gemeinschaftlich nahmen, gelang es, dem fürchterlichen Scharbock vorzubeugen und überhaupt die Schiffsmannschaft bei so guter Gesundheit zu erhalten, daß auf dieser dreijährigen Reise nur Ein Mann an einer Krankheit starb. Cook befuhr das Weltmeer zwischen dem 60. Grade südlicher Breite und dem Polarkreise, eine Reise, die nicht immer so gut gelingen möchte, da die Schiffe stets in Gefahr sind, an den häufigen Eisgebirgen dieser kalten Zone zu scheitern. Die ganze Unternehmung wäre beinahe dadurch vereitelt worden, daß Cook tödtlich erkrankte. Allgemein war die Trauer, da man das Leben des Mannes bedroht sah, der das unbeschränkte Vertrauen Aller besaß. Endlich neigte sich die Krankheit zur Besserung; allein um zur völligen Genesung zu gelangen, war frisches Fleisch unumgänglich nothwendig, außer einem treuen otaheitischen Hunde aber, der Forstern

gehörte, kein Thier auf den Schiffen. Forster ließ ihn augenblicklich schlachten, und so gelang es, Cook wiederherzustellen. Sie erreichten darauf das Cap, nachdem sie 28 Monate in See gewesen waren. Als Cook nach London zurückkam, konnte er mit Recht die Behauptung wagen, daß im südlichen Weltmeere außer den zwei unbekannten Eilanden kein anderes Land mehr zu finden sei. Er vermochte genau anzugeben, bis wohin es möglich sei vorzudringen, und befriedigte Alles durch die Genauigkeit und Richtigkeit seiner Angaben. Er wurde jetzt zum wirklichen Capitän der Flotte erhoben und bekam eine Stelle beim Hospitale zu Greenwich. Während seiner Abwesenheit hatte man auch einen Versuch zur Erforschung der nördlichen polarischen Gewässer angestellt, wobei Capitän Philipps (nachmals Lord Malgrave) nicht sehr glücklich gewesen war. Man war früher schon dem Pole näher gekommen. Bannington, der darauf aufmerksam machte, suchte es dahin zu bringen, daß durch eine Parlamentsacte dem, der eine nördliche Durchfahrt aus der Südsee in das atlantische Meer finden würde, eine Belohnung von 20,000 Pfund Sterlinge zugesichert werden sollte, und noch 5000 mehr, wenn er im Stande sei, sich dem Pole bis auf einen Grad zu nähern. Cook wurde auch hiezu vorgeschlagen, und ging im Julius 1776 mit zwei Schiffen, der Resolution unter seiner eigenen, und der Discovery unter Capitän Clarke's Führung in See. Am 9. Novbr. verließen sie das Cap. Zunächst untersuchte Cook die von Marian und Kerguelen entdeckten Inseln, dann besuchte er Neu-Holland, Neu-Seeland und die Societäts-Inseln, wo er den bekannten Omai wieder ans Land setzte. Den Otaheitern brachte er verschiedene Thiere, auch pflanzte er hier einige von Neu-Holland mitgenommene Muskat-Nußbäume. Gegen Ende des Jahrs segelte er nordwärts, erreichte im März des folgenden Jahres die Küste von Amerika, segelte längs derselben hinauf, verbesserte manche Fehler der bisherigen Charten, fand die Meerenge zwischen Asien und Amerika, die sich nordöstlich zog, und glaubte schon das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, als er sich plötzlich dergestalt vom Eise umgeben sah, daß er in Gefahr gerieth, davon fest eingeschlossen zu werden. Da er gegen den Pol zu ein Land vermuthete, wendete er sich auf die asiatische Seite, um längs der sibirischen Küste einen Versuch zum weitern Vordringen zu machen. Aber auch hier mußte er zurück nach der Straße, die er verlassen hatte. Auf einer Tour von hier seitwärts traf er unter dem 200. Grad östlicher Länge und dem 22. nördlicher Breite auf eine ganze Inselgruppe, deren Einwohner an Gestalt, Sitten und Sprache den Otaheitern glichen, ohne daß es möglich ist, den Zusammenhang zwischen ihnen nachzuweisen. Cook ankerte auf einer dieser Inseln, ward wohl aufgenommen und mit allem Erforderlichen versehen. Er segelte ab, aber ein Windstoß, durch den er den Vordermast seines Schiffes verlor, nöthigte ihn zur Rückkehr. Jetzt zeigten sich die Einwohner anders als zuvor, diebisch und hinterlistig. Sie raubten sogar ein Boot. Es zurückzufodern, wollte sich Cook zum Oberhaupte der Insel begeben. Ein Eingeborner begegnete ihm mit frecher Beleidigung; Cook, von Jähzorn überwältigt, gibt Feuer auf ihn. Diese rasche That empörte die Wilden; sie fielen über ihn her und erschlugen ihn nebst vier seiner Leute. Dies geschah am 14. Februar 1779. Sein Leichnam wurde zerrissen und nur einzelne Theile konnten die Engländer retten. So schrecklich endigte dieser große Entdecker, der allein in beide Polarkreise, und in den südlichen, den niemand vor ihm besucht hatte, drei Mal einge-

drungen war, dessen Reisen in gerader Linie 40,000 Meilen ausmachen, und dem wir zuerst zuverlässige Nachrichten über die Südsee Süd-Indien, so wie unzählige Entdeckungen in der Astronomie, Botanik, Menschen- und Völkerkunde verdanken. Mit einem glücklichen, natürlichen Verstande verband er rastlose Thätigkeit, ausharrenden Muth und lebhafte Theilnahme an der Noth seiner Gefährten. Zwar verleitete ihn seine vernachlässigte Erziehung zur Verachtung aller Gelehrsamkeit, und machte ihn habsüchtig, mürrisch und ungesellig: allein diese Fehler thun seinem Ruhme keinen Abbruch. Was er war, war er ganz allein durch sich selbst. Die neuern Entdecker, Portlack, Dickson, Wilson u. A. sind seine Schüler; seine Reisen, die in England mehrmals beschrieben worden sind, hat für die Deutschen besonders Forster, sein Begleiter, bearbeitet; die beste Biographie hat Wiedmann nach Kippis geliefert.

Copal, ein dem Bernstein ähnliches, angehm riechendes Baumharz.

Copeke, eine russische Kupfermünze, (Kopeika) eigentlich Spieß, von dem aufgeprägten Bilde des Ritters St. Georg mit dem Spieße so genannt; 100 Copeken machen einen Rubel, mithin gilt die Copeke ungefähr drei Pfennige nach unserm Gelde.

Copenhagen (auf Dänisch Kiœbenhavn), die Hauptstadt des Königreichs Dänemark und die Residenz des Königs, liegt auf der Insel Seeland, am Sunde und an einem schmalen Seearme, der sie von der Insel Amak trennt. Sie ist befestigt, mit einer Citadelle (Friedrichshafen) versehen und schön gebaut, mit regelmäßigen, des Nachts erleuchteten Straßen und schönen meist von Backsteinen erbauten Häusern. Man zählt hier 230 Straßen, darunter besonders die Gotherstraße und die schöne Amalienstraße, und 13 öffentliche Plätze, darunter der neue Königsmarkt, der größte aber unregelmäßige Platz der Stadt, mit der Statue Christians V., und der schöne achteckige Friedrichsplatz, auf dem vier Straßen zusammentreffen und in dessen Mitte die schöne Bildsäule des Königs Friedrichs V. zu Pferde steht. Copenhagen enthält 22 Kirchen, 22 Hospitäler, 30 Armenhäuser, 4000 Häuser und 101.000 Einwohner, darunter 2.406 Juden. Die Stadt besteht aus drei Haupttheilen, die von den Festungswerken eingeschlossen werden, nämlich der Altstadt, seit dem Brande schöner wieder aufgebaut, der Neustadt, wovon der östliche Theil die Friedrichsstadt heißt und der schönste aber am wenigsten lebhafte Stadttheil ist, und Christianshafen, welcher Theil auf der Insel Amak liegt, und durch einen Seearm von der Insel Seeland gebildet wird. Dieser Canal bildet den schönen sichern Hafen, der 400 Schiffe fassen kann, und bei welchem das Seearsenal, die Schiffswerfte und andere zur Marine gehörige Gebäude sich befinden, und in welchem auch die Station der Kriegsflotte ist. Außerhalb der Festungswerke liegen noch drei Vorstädte, welche zum Theil aus schönen Landhäusern bestehen. Sonst befanden sich zu Copenhagen vier königliche Schlösser, aber im J. 1794 wurde das prachtvollste königliche Residenzschloß (eins der ansehnlichsten und schönsten in Europa, mit einem Kostenaufwand von sechs Millionen Thalern erbaut und Christiansburg genannt) ein Raub der Flammen, so daß nur noch die Trümmern und die prächtigen Pferdeställe stehen geblieben sind. Die übrigen drei Schlösser heißen: Charlottenburg, jetzt der Kunstakademie eingeräumt und mit einer Gemählbegallerie versehen; das alte königliche Schloß Rosenburg, worin viele Kostbarkeiten und Alterthümer

aufbewahrt werden und bei welchem der Königsgarten, ein sehr angenehmer öffentlicher Spaziergang sich befindet, und die Amolienburg, eigentlich vier Paläste, welche nach dem Schloßbrande zur königlichen Wohnung erkauft worden sind. Andere merkwürdige Gebäude sind: das Zeughaus mit der königlichen Bibliothek von 130 000 Bänden und 3000 Handschriften, das Schauspielhaus, die Börse mit der Bank, die Dreifaltigkeits- und die prächtige Friedrichskirche; das große, schöne, trefflich eingerichtete Friedrichshospital nebst dem Gebär- und Findlingshause, und das Seehospital. Copenhagen hat viele wissenschaftliche und Unterrichtsanstalten. Dazu gehört besonders die 1475 gestiftete Universität mit vier Facultäten, 20 ordentlichen und 16 außerordentlichen Professoren, einer Bibliothek von 70,000 Bänden, einem botanischen Garten und mit einer Sternwarte; ferner die königliche chirurgische Akademie, welche gegen 200 Zöglinge zählt; auch findet man hier eine Akademie der Land- und Seecadetten und außer der königlichen und Universitätsbibliothek, die Classensche öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden und mehrere öffentliche und Privatkunstsammlungen. Die Wissenschaften blühen zu Copenhagen, und zu ihrer Beförderung dienen mehrere gestiftete Gesellschaften, von welchen wir nur anführen: Die königliche Akademie der Wissenschaften, die königliche Akademie der schönen Künste, die Gesellschaft zur Verbesserung der nordischen Sprache und Geschichte ꝛc. Außer allen Arten von Handwerkern und Künstlern hat Copenhagen vielerlei Fabriken, welche 14,000 Personen beschäftigen. Dahin gehören: die königliche Porzellanfabrik, die Tuch-, Kattun-, Seiden-, Baumwollen-, Wachstuch- und Tapeten-Fabriken, die Eisengießereien und die 18 Zuckerraffinerien mit 520 Arbeitern. Noch wichtiger ist der Handel; denn Copenhagen ist der Mittelpunct des gesammten dänischen Handels, der sowohl zur See als zu Lande getrieben wird, und zu dessen Beförderung die königliche Bank mit einem Capitale von 2,400,000 Species, die Seeassecuranzgesellschaft, die ost- und westindischen privilegirten königlichen Handelsgesellschaften und der treffliche Hafen dienen, in welchen jährlich an 5000 Schiffe einlaufen. Es sind hier an 80 große Handelshäuser, die gegen 340 eigene Schiffe besitzen. 1728 und 1794 erlitt die Stadt große Verheerung durch Feuersbrünste. Größer und schrecklicher war die Verwüstung, welche Copenhagen 1807 durch einen plötzlichen Angriff der Engländer widerfuhr, die sie nach einem fürchterlichen Bombardement zur Capitulation zwangen, 305 Häuser und Gebäude, darunter die schöne Frauenkirche, wurden ganz verbrannt, an 2000 Häuser beschädigt und unbewohnbar gemacht; gegen 2000 Menschen sowohl von der Besatzung als den Bewohnern verloren dabei ihr Leben. Auf 9000 Bomben, welche in die Stadt flogen und vorzüglich die neuerfundenen Congreveschen Brandraketen richteten diese Verwüstung in wenig Tagen an. Die Umgebungen von Copenhagen sind zum Theil sehr schön und angenehm, und in der Nähe befinden sich die königlichen Lustschlösser Friedrichsberg, die gewöhnliche Sommerresidenz des königlichen Hofes, Hirschholm, Friedensburg, Friedrichsburg und Jägerpreis.

Copernicus (Nicolaus), einer der seltensten und größten Menschen, so je gelebt haben, ward zu Thorn, einer alten preußischen Stadt am rechten Ufer der Weichsel, da wo sie aus Polen in die preußische Gränze tritt, den 19. Februar 1473 geboren. Er gehört zu den klaren, hellen, besonnenen deutschen Naturen, zu denen Leibniz, Lessing, Mörser, Göthe gehören, und deßwegen sei seiner hier mit gebührender Vollständigkeit gedacht. — Sein Vater, Nicolaus

Copernik, war zehn Jahre vorher Bürger in Thorn geworden. Die Familie stammt vielleicht aus Westphalen, wo der Name Cöpern noch auf mehrern Bauernhöfen zu finden, der sich, als sie nach der Weichsel zog, vielleicht in Cöpernik verwandelte, und mit dem gelehrten Ruhme des Sohnes endlich in Copernicus. Mit den deutschen Rittern waren viele Westphälinger und Rheinländer nach Preußen gezogen, und noch finden sich viele Worte, die in Westphalen und Preußen gleichlautend sind. Seine Mutter war die Schwester des Bischofs von Ermeland, Waisselrod, genannt von Allen. Von der Schule in Thorn ging Copernicus nach Cracau und studirte Medicin, in der er auch Doctor wurde. Zugleich studirte er Mathematik und Astronomie. Er hörte die Namen Peurbach und Regiomontan nennen, die Wiederhersteller der Astronomie in Europa, zwei Deutsche, die früh starben, aber lange genug lebten für ihren Ruhm. (Der erste wurde nur 35 Jahr alt, der letzte nur 40.) Vorzüglich war es Regiomontans großer Ruf, der ihn anzog. Er wollte dem Manne gleichen, der den Himmel genauer beobachtet und gekannt, als alle seine Vorgänger, den Rom zu sich rief, um von ihm zu lernen, und der für seine Verdienste im Pantheon begraben liegt. Als er 23 Jahre alt war, ging er nach Italien, wo die Künste und Wissenschaften nach dem Umsturz des byzantinischen Kaiserthums anfingen aufzublühen. In Bologna hörte er die Astronomie bei Dominicus Maria, dessen Freund und Vertrauter er wurde. Im Jahre 1500 finden wir ihn in Rom, wo er die Mathematik mit großem Beifall vor einem gemischten Auditorio von Gelehrten und Künstlern lehrte. Man setzte ihn jetzt schon dem Regiomontan an die Seite. Von Rom kehrte er in sein Vaterland zurück, wo ihm sein Oheim ein Canonicat am Dom zu Frauenburg ertheilte. Als er in diesem zur Ruhe gekommen, so setzte er sich drei Lebensregeln fest: 1. Seine gottesdienstlichen Verrichtungen treu abzuwarten. 2. Keinem Armen seinen Beistand als Arzt zu versagen. 3. Alle übrige Zeit dem Studiren zu widmen. Im Jahre 1521 sandte ihn das Capitel auf den Landtag nach Graudenz, wo eine der Hauptangelegenheiten war, die Verwirrung des Münzwesens zu heben, die durch gesetzloses Münzen entstanden. Copernicus arbeitete eine Schrift aus, in der er auf den unbilligen Münzfuß der drei Städte, Elbing, Danzig und Thorn, aufmerksam machte und vorschlug, daß diese ihre Münzen an einen vierten Ort verlegen sollten, wo sie auf des Landes Kosten und unter Aufsicht gingen. Allein das Münzwesen gehört, wie Lichtenberg bemerkt, zu den Herzensangelegenheiten der Staaten, so der Individuen. Man stritt lange über das Copernicanische Münzsystem und legte es endlich zu den Acten. Von diesem ersten Theil seines Lebens würden wir nichts wissen, wenn nicht endlich eben dieser Anordnungsgeist und dieser gerade und kräftige Menschensinn seine Kraft auf einen der erhabensten Gegenstände der Natur mit so vielem Glück gerichtet, und so die Dauer seines Ruhms an die Dauer der Welt geknüpft hätte. Unter den mannichfachen Vorstellungen, die sich die Menschen seit 2000 Jahren von der Einrichtung unsers Planetensystems gemacht haben, hatte endlich eine das Uebergewicht erhalten; die das feinste, künstlichste und dabei sonderbarste Gewebe von Scharfsinn, Spitzfindigkeit und Verblendung ausmacht, auf welches der menschliche Geist je gerathen ist. — Pythagoras, Aristoteles, Plato, Hipparch, Archimedes und alle berühmten Namen waren dieser Meinung. Man nannte diese Lehre die Ptolemäische Weltordnung, von Ptolemäus, einem berühmten Astronomen von Alexandrien aus dem

2ten Jahrhundert, der solche in seinem Almagest, dem einzigen vollständigen Werke, so wir über die Astronomie der Alten besitzen, vorgetragen hatte. Nach dieser Lehre ruhte die große träge und unbehülfliche Erde vollkommen. Sie war die Grundfeste des Unbeweglichen und das Postament der Natur. Um diese als Mittelpunct liefen Sonne, Mond und Sterne täglich einmal von Osten nach Westen. Allein außerdem hatten die Sonne, der Mond und die Planeten noch andere Bestimmungen, welche sehr schwer zu erklären waren, besonders die der Planeten, die oft nach Morgen rückten, dann mehrere Tage stillstehend wurden — dann wieder zu westlichen Sternen rückten — wieder stillstehend wurden und dann wieder nach Morgen gingen; — während dieser Zeit aber den täglichen Umlauf um die Erde mit allen andern Gestirnen mitmachten. Um diese Bewegungen zu erklären, war man auf ein System von eingebildeten Kreisen gekommen, welche wie Radlinien in einander steckten. Copernicus trug sich immer mit dem Gedanken, daß die himmlischen Bewegungen unmöglich so verworren und verwickelt sein könnten, wie die Ptolemäische Weltordnung solches angebe, die annahm, daß die Erde ruhe, und in der Mitte der Welt stehe; denn die Natur bewege sich nach einfachen Gesetzen, und sobald man diese gefunden, so müßten auch diese verwickelten Erscheinungen dieser Bewegungen sich einfach erklären lassen. Er durchlas nun die Schriften der Alten, um zu sehen, ob man sonst keine andern Systeme gehabt, als dasjenige, welches jetzt das allgemein herrschende sei, das Ptolemäische. Er fand nun, daß verschiedene Alte, als Nicetas, Heraclides und Ecphontus von einer Bewegung der Erde geredet, und obgleich dieses auf eine völlig leere und nichtssagende Weise geschieht, so gab dieses ihm doch Veranlassung hierüber mehr nachzudenken. Die beste Stelle, die bei den Alten über die Bewegung der Erde vorkommt, die von Aristarch von Samos, kannte Copernicus nicht, da sie in des Archimedes Arenario steht, der erst nach Copernicus Tode in Venedig gedruckt wurde. In dieser Stelle sagt Aristarch: daß sich die Erde in einem schiefen Kreise um die Sonne drehe und dabei täglich um ihre Achse. Sie ist in dem Artikel Bewegung der Erde angeführt, wo angezeigt worden, daß sie mehr ein pythagoräisches Philosophem ist; als astronomischen Inhalts. Denn 280 Jahre vor Chr. G. kannte man die Bewegung der Planeten noch so wenig, daß man noch gar nicht angeben konnte, was eigentlich erklärt werden sollte. Copernicus nahm nun an, daß die Sonne der Mittelpunct der Welt sei und daß die Erde ein Planet sei, so wie Mars und Venus, und daß alle Planeten in folgender Ordnung um die Sonne laufen: Merkur in 87 Tagen, Venus in 224, Erde in 365, Mars in 1 Jahr 321 Tagen, Jupiter in 11 Jahren und Saturn in 29. Als er nun hiernach die Bahnen zeichnete, so fand er, daß, so einfach diese Kreise waren, sie doch alle himmlischen Bewegungen ganz vollkommen erklärten, und daß das scheinbare Stillstehen und Rückwärtsgehen nothwendig aus der gleichzeitigen Bewegung der Erde und des Planeten herrührt. So halte man, wenn man auf einem Schiffe fahre, oft einen Wagen für stillstehend, der auf dem Lande fahre, und selbst für rückwärts gehend, wenn die Bewegung des Schiffs schneller. Und so war denn das wahre Weltsystem gefunden, und der Mensch hatte sich völlig los gesagt vom Truge des Scheins. In dieser Weise steht Copernicus da als Gränzstein einer neuen Zeit. Ausführlicher ist hierüber geredet in dem Artikel: Bewegung der Erde. Copernicus starb den 11. Junius 1543 im 71sten Jahre seines Alters. Sein großer Landsmann

Keppler hat seinen Character in folgenden Worten kurz und stark gezeichnet: Copernicus, vir maximo ingenio et quod in hoc exercitio magni momenti est, animo liber. — Lichtenberg hat sein Leben beschrieben. Ein seltenes Glück für einen großen Mann, einen ebenbürtigen Geist zu seinem Geschichtschreiber zu erhalten. Copernicus herrlicher klarer Charakter offenbart sich am schönsten in dem Sendschreiben, womit er dem Papste sein Werk zusendet, und worin der deutsche Domherr sogar ein wenig philosophisch mit Sr. Heiligkeit über das Weltgebäude redet, — obgleich dieses damals mehr für eine Domäne der Kirche, als für eine Domäne der Philosophie gehalten wurde. Lichtenberg hielt die Zuschrift an den Papst für ein Meisterstück des Styls und männlicher Bedachtsamkeit. Benzenberg hat sie in der Geschichte der Copernicanischen Weltordnung, so er in seinen Versuchen über die Umdrehung der Erde gegeben, ganz ins Deutsche übertragen. — Uebersehen wir noch einmal den von Copernicus durchlaufenen Weg, so finden wir Folgendes: die Idee, daß die Erde ruhe, war völlig allgemein. Ohnehin schon durch mächtige Begünstigung des sinnlichen Scheins, mit der Sprache aller Völker verwebt, erhielt sie überall durch den Beifall der Astronomen auch noch wissenschaftliches Ansehen. Durch die Sprache war sie in die Bibel gekommen, die mit den sinnlichen Menschen menschlich reden mußte, so wie mit den Hebräern hebräisch. Sie stieg endlich aus der Bibel in die Köpfe der Priester, die dieses Product menschlicher Organisation mit der Glorie des Himmels umgaben; und so wurde aus einer bloßen Phrase endlich ein Gottesurtheil. Die von den größten Astronomen verworfene Idee von der Bewegung der Erde nahm Copernicus, der Domherr des 16ten Jahrhunderts, in Schutz. Und dieses nicht unter dem sanften Himmel Griechenlands oder Italiens, sondern unter dem nordischen der Sarmaten, an der Grenze der damaligen cultivirten Welt, und (— und das will was sagen —) mitten unter Domherren. Er verfolgte diese Idee mit unermüdeter Sorgfalt, nicht ein paar Jahre hindurch, sondern durch die größte Hälfte seines siebenzigjährigen Lebens; er vergleicht sie immerfort mit dem Himmel — bestätigt sie endlich, und wird so der Stifter eines neuen Testaments in der Astronomie. Und alles dieses leistete er, was man nie vergessen muß, hundert Jahre vor Erfindung der Ferngläser, mit elenden hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Dintenstrichen getheilt waren. Das that der Geist der Ordnung, der in ihm wohnte, der, selbst vom Himmel stammend, sein eigenes Wesen in seine Werke hinaustrug, und Ordnung um so leichter erkannte, als er selbst durch innre Stärke freier geblieben war. (Lichtenberg.) Bg.

Copet, Herrschaft und Städtchen mit einem schönen Schlosse und vielem Weinbau an der Westseite des Genfer Sees, im Canton Waadt. Copet ist in neuern Zeiten dadurch vorzüglich bekannt und merkwürdig geworden, daß sich **Necker** hieher auf sein schönes Landgut zurückzog, nachdem er die Veränderlichkeit der Volksgunst erfahren und Frankreich verlassen hatte. Auch seine geistreiche Tochter, die Frau **von Staël-Holstein**, lebte hier eine Zeitlang, umgeben von den gebildetsten Personen, im Genusse der Künste und Wissenschaften.

Copie nennt man die Vervielfältigung (von copia, Menge) einer schriftlichen Ausarbeitung oder eines Werks der bildenden Kunst. Im ersten Fall ist **Copie** Abschrift, **copiren**, abschreiben, **Copist**, Abschreiber. Wir verlangen von ihm blos, daß er uns Wort für Wort das Original wiedergebe, seine Handschrift mag sein, wie sie

wolle; es gibt nur seltene Fälle, wo wir auch die Züge der Handschrift des Originals nachgemacht haben wollen. An die Copie eines Werks der bildenden Kunst machen wir hingegen die Anfoderung, jeden Zug, jede Linie, jeder Umriß, jeder Farbenton u. s. w. solle dem Originale so treu nachgebildet sein, daß die Abbildung an die Stelle des Abgebildeten treten könne, und das Original doppelt erscheine. Da ein Original nur einmal existiren kann, so wird durch gute Copien von Meisterwerken der Genuß derselben natürlich mehr verbreitet. Wie kommt es nun, daß man gleichwohl mit dem Ausdruck Copisten in der schönen Kunst häufig einen ungünstigen Begriff verknüpft findet? Verdienen sie nicht vielmehr Dank als Tadel? Warum setzt man sie gleichsam herab? Man bemerke wohl, daß dieser Tadel sich nicht auf die Nachbilder von Meisterwerken bezieht, die man eben so wenig tadeln kann, als die gelungenen Nachbildungen selbst, sondern auf eine gewisse Art der Nachahmung. Alle bildende Kunst muß natürlich von Nachahmung ausgehen, weil sie ihre Vorbilder in der Natur hat; es fragt sich aber, wie der Künstler dabei verfährt. Es gibt eine freie Nachahmung und eine knechtische; bei jener übertrifft der Künstler durch Geschmack die Wirklichkeit, bei dieser verdoppelt er sie nur, ohne etwas hinzuzuthun oder wegzulassen, und dies Verdoppeln kann nur mit einer kleinlichen Aengstlichkeit bewerkstelligt werden, die sich mit vollendeter Kunstdarstellung durchaus nicht verträgt. Wie mit Nachahmung der Natur, so der Kunstwerke. Der Copist derselben bleibt lediglich beim Modell des Meisters stehen, darf nur mit dessen Augen sehen. Kein Wunder, daß man nun der Copie den Zwang ansieht, daß sie steif wird. Wenn aber gleichwohl Einer es nicht wagt, oder nicht vermag, auch bei eigenen Darstellungen von Vorbildern, sei es der Natur oder der Kunst, sich zu entfernen; so ist der eigentliche Copist, und Niemand wird sich wundern, daß von solchem nicht eben so günstig gesprochen wird. Es springt in die Augen, daß er in der schönen Kunst nur tagelöhnert. Deshalb darf man aber nicht sogleich alles Copiren unbedingt verwerfen; das Copiren nach der Natur nicht, weil es dient, die Naturwahrheit sicherer zu erreichen; das Copiren nach Werken guter Meister nicht, denn wer sich blos an die Natur halten wollte, würde bald, wenn er wirklichen Beruf zur Kunst hat, finden, wie wahr es in Hinsicht auf Natur sei:

Die Blätter sind zu colossal,
Und ihre Schrift gar seltsam abbrevirt.

Deshalb ist es gewiß nicht zu tadeln, daß der Schüler Hand und Blick an Werken der Meister übe; nur darf er freilich nicht dabei stehen bleiben, sondern muß auch den Verstand üben, nicht an einem einzigen Vorbilde haften, das Verfehlte wie das Gute seines Meisters erkennen, und zur Vergleichung mehrerer zur wahren Kunst sich erheben. So beginnt er mit Copiren, erhebt sich zur freien Nachahmung, und endet als Künstler. Ludwig Caracci wurde einst gefragt, welchen Mahler er am meisten schätze? Den, antwortete er, der von den Besten das Beste sich zuzueignen versteht. (Malvasia Felsina Pittrice 3, 481.) S. übrigens Modell.) dd.

Copir-Maschinen. Man hat allerlei Erfindungen gemacht, um sowohl Schriften als Zeichnungen mechanisch copiren und vervielfältigen zu können. Unter den Copirmaschinen für Geschriebenes ist die Penna duplex oder die doppelte Schreibfeder die einfachste und älteste, mittelst welcher man zwei Briefe auf einmal schreiben kann.

Einen allgemeinern Gebrauch hat, besonders in England selbst, eine neuere Erfindung von Watt gefunden. Auf das zu copirende, frisch geschriebene Blatt wird ein eben so großes anderes durchscheinendes ungeleimtes Stück Papier gelegt, welches vorher sorgfältig so angefeuchtet worden, daß es, ohne naß zu sein, durchaus in einem angemessenen Grade feucht ist, und mit glattem Papier oben und unten bedeckt. Dies alles wird alsdann zwischen ein eigen dazu verfertigtes, mit Tuch überzogenes Futteral zur Zusammenhaltung und Pressung gelegt, welches nun ein oder mehrere Male durch eine Walzenpresse gezogen wird. Auf dem ungeleimten Papiere erscheint dadurch ein Abdruck des Originals, welches durchscheinend gelesen werden muß. Auf den englischen Handlungs-Comptoiren bedient man sich dieser Art zu copiren fast ausschließlich, und es ist nicht zu verkennen, daß sie, wenn man einmal in der Behandlung dabei und in dem gehörigen Grade des Anfeuchtens eine Fertigkeit und Sicherheit erhalten hat, sehr bequem ist.

Copten. Man hält die Copten für Nachkommen der alten Aegypter; aber schon bei Eroberung des Landes durch die Araber bestanden sie aus einem Gemische von Persern, Griechen, Römern und andern Völkern. Seitdem haben sie sich fast ohne alle weitere Vermischung fortgepflanzt. Sie leben in ganz Aegypten zerstreut, aber in einem verachteten und bedrängten Zustande, daher sie sich auch immer mehr und mehr vermindern. Man rechnet gegenwärtig noch 30,000 coptische Familien. Sie unterscheiden sich gar sehr von allen andern Aegyptern durch Bildung, Charakter, Gebräuche und Religion. Die coptische Sprache, von welcher der englische Orientalist Woide eine Grammatik und ein Wörterbuch herausgegeben hat, ist eine todte Sprache geworden. Die Copten sind Christen von der Secte der Monophysiten. Ueber die Eigenthümlichkeiten ihrer Religion vergl. den Art. Monophysiten.

Copula (Band), ist in der Sprachlehre ein Bindewort, z. B. und; in der Logik das Wort, welches Subject und Prädicat verbindet, z. B. die Kugel ist rund. — Copula in der Orgel ist die sogenannte Koppel. — Copuliren überhaupt, verbinden; in kirchlicher Bedeutung: trauen, vermählen. In der Gärtnersprache heißt copuliren, einen wilden Zweig und ein veredeltes Reis von gleicher Dicke durch einen gleichmäßigen schrägen Schnitt genau an einander fügen, und durch ein mit Baumwachs belegtes Band befestigen, wodurch dann bewirkt wird, daß die so vereinigten Theile zusammenwachsen. — Copulation, die Verbindung, die Vermählung, sowohl im kirchlichen Sinne, als in der Gärtnerei.

Coran (mit dem Artikel Alcoran), ist das in arabischer Sprache geschriebene Religionsbuch der Mohammedaner. Der Coran enthält Reden Mohammeds, Lobpreisungen Gottes, Ermahnungen, Widersprüche gegen Götzendiener und Christen, Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle und Erzählungen in einer ungleichen aber meist prächtigen, oft schwülstigen Sprache. Abubekr, Mohammeds Schwiegervater, hat ihn gesammelt. Dieses Buch hat von Gott, von der Vorsehung, der Zukunft, den Strafen und Belohnungen viel Herrliches, oft der Bibel Würdiges, und die darin enthaltenen Gesetze und Entscheidungen sind den Bedürfnissen der Nation sehr angemessen. Nicht wenige Ideen des Coran sind unverkennbar aus der Bibel entlehnt. Die Einheit Gottes wird auf das Nachdrücklichste behauptet; auch Rechtschaffenheit, Milde gegen die Armen und Gastfreiheit dringend

empfohlen. Die Lehre von einer absoluten Vorherbestimmung; die Lehre, daß der Mensch keine Linie breit von dem Wege abweichen könne, der ihm von der Stunde seiner Geburt an vorgezeichnet sei; die Schilderung eines wollüstigen Paradieses, und die Versicherung, daß der Tod für die Sache Gottes das sicherste Mittel sei, zu der Vergebung der Sünden und zu dem höchsten Himmel zu gelangen, mußte beitragen, die Kriegswuth der Mohammedaner zu entflammen. Mit Rücksicht auf das Clima des Landes werden häufige Reinigungen angeordnet, wird der Gebrauch berauschender Getränke beschränkt, die Polygamie aber gestattet. Abgesehen von dem Inhalte unterscheidet sich der Coran auch dadurch von der Bibel, daß er ein einziges Ganzes, nicht eine Folge historischer Urkunden ist. Die Abtheilungen des Coran heißen Suren. Zu allen Zeiten hat es unter den Mohammedanern eine große Menge von Erklärungen dieses heiligen Buches gegeben.

Coray (Adamantius), eigentlich Corais, ein gelehrter Arzt und geschickter Hellenist, geboren zu Smyrna im J. 1748. Nachdem er sich früh mit dem Studium der alten und neuern Sprachen beschäftigt, und schon in seiner Kindheit einen Catechismus aus dem Deutschen ins Griechische übersetzt hatte, ging er, um seine Bildung zu vollenden, 1782 nach Montpellier, wo er Medicin und Naturgeschichte studirte und Doctor ward. Im J. 1788 ließ er sich in Paris nieder. Er hat sich seitdem als Uebersetzer aus mehrern Sprachen und Herausgeber verschiedener griechischer Schriftsteller ehrenvoll bekannt gemacht. Am berühmtesten ist seine Uebersetzung der Hippokratischen Schrift über die Luft, das Wasser und die Ortsbeschaffenheit, Paris 1800, 2 Bde. 8., welche den zehnjährigen Preis gewann.

Corday d'Armans (Marie Aline Charlotte), geboren im J. 1768 zu St. Saturnin bei Seez in der vormaligen Normandie. Mit der Anmuth ihres Geschlechts vereinte sie einen seltenen Muth. Sie hat sich in der Weltgeschichte einen Namen durch die Ermordung des in der französischen Revolutionsgeschichte berüchtigten Marat gemacht. Es ist interessant zu erfahren, was eigentlich ihr den ersten Gedanken zu dieser grellen That gab, wie die schrecklichste Leidenschaft mit der zärtlichsten sich so eng berührte. Sie liebte einen jungen Officier in der Garnison zu Caen, und ward von ihm wieder geliebt. Von Marat als Verschworner gegen die Freiheit der Republik angeklagt, ward er durch bezahlte Bösewichter ermordet. Dies reizte Charlotte Corday zur Rache. Sie, bei einem sehr eingezogenen Leben fast ganz nur der Lectüre überlassen, hatte beim Lesen der Geschichte der Vorzeit einen tiefen Haß gegen alle Unterdrücker eingesogen. Die That eines Mucius Scävola, der sich opferte, um Rom zu rächen, machte einen unendlichen Eindruck auf sie. Sie beschloß ihrem Vaterlande ein gleiches Beispiel von Ergebenheit zu liefern, und Marat, den Urheber der Ermordung ihres Geliebten, den sie als den Chef der Ungeheuer betrachtete, die man mit dem gräßlichen Namen Blutsäufer (Buveurs de sang) bezeichnete, den Dolch in's Herz zu stoßen. Noch ein anderer Beweggrund erhob ihren Muth. Mehrere Deputirte (Barbaroux, Louvet, Gaudet u. A.), welche durch Marat am 31. Mai 1793 verbannt worden und nach dem Departement Calvados geflüchtet waren, deren Talente sie achtete und deren politischen Meinungen sie anhing, appellirten dort vergebens an den Beistand der unter den Schrecken der Zeit vernichteten Freiheit der Franzosen. Charlotte schwankte jetzt keinen Augenblick mehr. Sie

erläßt ihre stille Heimath, kommt den 12. Julius 1793 in Paris
n, gibt den Entschluß, den Verhaßten mitten im Convent zu opfern,
uf, begibt sich zwei Mal in seine Wohnung, wird aber, aller drin-
jenden Bitten ungeachtet, nicht vorgelassen. Schon dieses wiederholte
Fehlschlagen würde einen minder festen Entschluß erschüttert und zu
indern Betrachtungen Raum gegeben haben: sie aber ließ nicht ab,
hr Vorhaben auf alle Weise zu verfolgen. Mit kalter und reiflicher
Ueberlegung schreibt sie noch am Abend folgendes Billet an ihn:
‚Bürger! so eben komme ich von Caen. Ihre Liebe zum Vaterlande
äßt mich voraussetzen, daß sie mit Vergnügen über die unglücklichen
Begebenheiten jener Provinz der Republik richten werden. Ich werde
nich zu Ihnen begeben; haben Sie die Güte, mich anzunehmen, und
mir auf einen Augenblick Zutritt bei Ihnen zu gestatten. Ich habe
Ihnen wichtige Geheimnisse zu entdecken, und werde Ihnen Gelegen-
heit verschaffen, Frankreich einen großen Dienst zu leisten.“ Der fol-
gende Tag kam, sie kaufte erst am nämlichen Morgen einen Dolch im
Palais-Royal, und mit diesem in Busen tritt sie in Marats Woh-
nung, der, im Begriffe, aus dem Bade zu steigen, als er ihre Stim-
me hört, sogleich befiehlt, sie eintreten zu lassen. Die Versammlun-
gen zu Calvados waren der erste Gegenstand der Unterhaltung; Ma-
rat hörte mit Begierde die Namen der Deputirten und Administrato-
ren, welche diese Zusammenkünfte belebten, und schrieb sie sich, so wie
Charlotte sie ihm dictirte, auf. „Alle diese, rief er, sollen ihre Em-
pörung bald auf dem Schaffotte büßen!“ Er hatte sein eigenes To-
desurtheil gesprochen, denn im Moment zog Charlotte ihr Messer aus
dem Busen und stieß es dem Schrecklichen ins Herz. Mit einem
Schrei „mir das?“ hauchte er auf der Stelle seine Seele aus. Sie
aber stand ruhig, wie eine Opferpriesterin mitten in dem Tumulte der
Domestiken und herzuströmenden Nachbarn. Ein Polizeiofficier nahm
ein Protocoll über den Vorfall auf und brachte sie in das Gefängniß
der Abtei. Als der Postmeister Drouet mit ihr zur Abtei fuhr, und
den Pöbel, der sie umbringen wollte, an das Gesetz erinnerte, fiel sie
in Ohnmacht. Beim Erwachen bezeigte sie sich verwundert, daß der
Pöbel sie habe leben lassen, und daß ein solcher Haufen Cannibalen
noch dem Gesetz gehorche. Das Weinen der Weiber schmerzte sie tief,
aber sie sagte: Wer sein Vaterland rettet, den kümmert es wenig,
was es kostet. Man fand bei ihr die Scheide des Dolchs, einiges
Geld, ihren Taufschein und Paß, eine goldene Uhr und eine Addresse
an das Volk. Als sie vor der Abtei war, rannte ein Jüngling herbei
mit der Bitte, ihn statt ihrer zu opfern; auch er mußte sterben.
Ihre erste Sorge war, ihrem Vater zu schreiben, seine Verzeihung
zu erflehen wegen des Kummers, den sie ihm mache, indem sie ohne
seine Zuziehung über ihr Leben entschieden hätte. Dann schrieb sie an
Barbaroux. Beide Briefe zeugen von der höchsten Bildung des Gei-
stes und den erhabensten Gesinnungen. Morgen um 5 Uhr, schreibt
sie dem letztern, fängt mein Prozeß an, und ich hoffe, noch denselben
Tag mit Brutus und andern Alten im Elysium zusammenzukommen;
denn die Neueren, da sie so schlecht sind, reizen mich nicht. Vor dem
Revolutionstribunal erschien sie mit würdevollem Anstande; ihre Ant-
worten waren bestimmt und edel. Die Richter fragten sie, ob sie
schwanger sey. Erröthend antwortete sie: ich fand und kannte noch
keinen Mann, den ich meiner würdig geachtet hätte; denn Marat
lebte noch. Weder die Wuth der Richter, noch der Abscheu des rasen-
den Pöbels, nichts war fähig, auch nur auf einen Augenblick ihre Ruhe

zu stören; weit davon entfernt, sich vertheidigen zu wollen, spra
von ihrer That wie von einer gegen das Vaterland erfüllten Pf
„Ich hatte (so sprach sie) das Recht, den Marat zu tödten den
selbst befahl den Mord! Die öffentliche Meinung hatte ihn schon
verurtheilt und ich vollstreckte blos den Spruch.“ Ihr Vertheid
voll Erstaunens über solchen Muth, rief aus: „Ihr hört die Angek
selbst! sie gesteht ihr Verbrechen, sie bekennt, daß sie es mit k
Blute vorher überlegt gehabt, sie verhehlt keinen Umstand, sie
will keine Rechtfertigung! Diese unerschütterliche Ruhe, diese gän
Verleugnung ihrer selbst, diese Zeugen der innersten Gewissensru
sind nicht in der Natur! Diese Erscheinungen sind nur aus der po
schen Schwärmerei zu entziffern, welche ihr den Dolch in die Hand
An Euch, Bürger-Geschworne! ist es nun zu urtheilen, von wel
Gewichte diese moralische Ansicht in der Wagschaale der Gerechtig
sei!“ Was sollte wohl auch ihr Vertheidiger sagen können? Ja
sprach, konnte unmöglich auf die blutdürstigen Richter Eindruck ma
und hier war ja ein Angriff auf die öffentliche Sicherheit und O
der selbst gegen den Bösewicht nicht Statt finden darf, zu beha
Doch wußte Charlotte das Benehmen ihres Defensors zu würdi
Als sie zum Tode verdammt worden war, wandte sie sich an d
Vertheidiger (Chaveau-Lagarde) mit den Worten: „Sie ha
mich eben so fein als edel vertheidigen wollen, und dieß allein
meiner Lage angemessen. Ich danke ihnen dafür, und gern m
ich Ihnen ein Zeichen der Achtung geben, die Sie mir eingeflößt h
Diese Herren unterrichten mich jedoch so eben, daß mein Verm
confiscirt ist; aber es bleiben mir in meinem Gefängnisse noch k
Schulden zu bezahlen, und diese Pflicht übertrage ich hiermit Ihn
In einen rothen Mantel gehüllt, ward sie nun auf das Blutgerüst
führt; mit lächelnder Miene ging sie durch das Volk, für das sie
und von dem sie verwünscht wurde. Diese ruhige Fassung behi
bis zum letzten Augenblicke. Aus der Volksmenge, die ihr Sch
umgab, rief eine Stimme in höchster Verwunderung solchen Muth
„Seht, sie ist größer, als Brutus!“ Es war ein Deu
ter der Stadt Mainz, Namens Adam Lux; um ihr in das Grab
folgen, schrieb er an das Tribunal und verlangte zu sterben.
Charlotte Corday. Sie starb unter dem Beile der Guillotine
17. Julius 1793. Man vergl. den Art. Marat.

Cordeliers. 1. Eigentlich versteht man darunter einen Mön
orden, welcher zu den Franciscanern gehört. (S. Franciscaner
2. In den ersten Jahren der französischen Revolution (1792—17
führte diesen Namen von ihrem Versammlungsort eine Gesellsch
Männer, welche sich im Jacobiner-Clubb als Exaltés bekannt ge
hatten, weil sie in ihren Reden und Handlungen alle Mäßigung ü
schritten. In diesem Clubb der Cordeliers erhoben Marat und an
ihm ähnliche Wüthriche sehr bald ihre Stimmen; Danton, dem ge
Talente nicht abzusprechen waren, verschaffte dem Clubb erst Ans
Camille-Desmoulins gehörte auch zu den Häuptern dieser Gesells
Er gab unter dem Namen des alten Cordeliers ein Volksb
heraus, worin er vorzüglich gegen die sogenannten Ultrarevolution
zu Felde zog, und den berüchtigten Hebert und seine Genossen zu
larven suchte. Da er aber nachher zugleich mit Danton das Unq
hatte, selbst eingekerkert und hingerichtet zu werden, so gerieth
Gesellschaft in Abnahme, und verlor endlich alle Consistenz. Zu

it, da die Jacobiner in ihrer Sitzung aufgehoben wurden, waren e Cordeliers schon lange in Vergessenheit.

Cordilleras, auch Andes, eigentlich Cordilleras de los ndes, eine Kette von Gebirgen, welche der Länge nach von der arischen Erdenge bis zur Magellanischen Straße über 650 Meilen weit h erstreckt, und deren höchste Gipfel, ehe man die Gebirge des mittren Asiens näher kannte, für die erhabensten Puncte auf der Erdkugel halten wurden. Die Spanier nennen diese Alpenkette Cordilleras, sie kettenförmig sich ausdehnen, und fast in rechten Winkeln drei auptäste ausschicken. Die erste dieser Nebenketten entsteht nicht weit n der Darischen Erdenge, und geht längs der Küste von Venezuela s an dem Magdalenenstrom und die Insel Trinidad. In dieser Kette det man die Schneeberge Sierra Nevada und Santa Martha von 000 und Merida von 15,000 Schuhen. Zwischen diesen höchsten ipfeln dehnen sich Bergebenen, die man Paramos nennt, 4 bis 5, ch 8000 Schuh über die Meeresfläche aus. Die zweite Seitenkette rd von Humboldt die Cordilleras der Wasserfälle des Orinoko geannt. Er untersuchte sie hundert Meilen weit bis an den großen Bara. er übrige Theil dieser Kette ist gänzlich unbekannt, fast unzugängh, und von wilden Völkerstämmen besetzt. Sie verläßt den großen tamm der Andesgebirge zwischen dem dritten und sechsten Grad südlicher reite, erhebt sich, indem sie ostwärts fortgeht, zu bedeutenden Höhen, oraus mit ungeheuren Katarakten große Ströme entspringen, und thält besonders die noch von keinem Europäer gesehenen Quellen s Orinoko. Denn die Gegenden dieser Quellen bewohnen höchst legerische und kannibalische Völker. Jenseits dieser Einöden ist diese lpenkette durch einen Spanier, Don Antonio Santos, bekannter georden, der mit bewundernswürdigem Muthe diese Reise unternahm, dem er nackt, wie ein Wilder, seinem Körper die beliebte Kupferrbe gab, und sich übte, alle Dialecte dieser Völker zu sprechen. Bis ach Guyana erstreckt sich diese Gebirgskette, und der sogenannte golene Berg, Elborado, gehört zu ihr, von leichtgläubigen ältern Reinden so genannt, ungeachtet das vorgebliche Gold nur ein gelber glänender Glimmerschiefer ist. Die zweite Kette erhebt sich nicht zu einer edeutenden Höhe; die meisten Berge haben nur 4000 Fuß, und sind it Palmen, Ananas und köstlichen Schlingpflanzen so bedeckt, daß liemand durchdringen kann. Ein einziger feuerspeiender Berg, Duida, rhebt sich bis zu 8465 Schuh über die Meeresfläche. Merkwürdig ist, aß diese ganze Seitenkette blos aus Urgebirgen besteht, und daher ar keine Versteinerungen, oder Ueberreste aus der Vorwelt enthält. Die dritte Seitenkette, die der große Rücken der Andes ausschickt, sind le Gebirge von Chiquitos, welche sich zwischen dem 15ten und 20sten Grad S. B. nach Osten erstrecken, und den Flüssen ihren Ursprung eben, die in den Maranon und den Plata fallen. Diese verbinden ie Riesenhäupter der Andes in Peru mit den Bergen von Brasilien nd Paraguay. Es wird aber ganz Südamerika durch diese drei großen Gebirgzüge in eben so viele ungeheure Flächen getheilt, welche westwärts durch den Hauptrücken der Andes geschlossen, gegen Osten zu is an den Atlantischen Ozean offen sind. Die nördlichste Fläche ist as niedrige Thal des Orinoko, worin Neuandalusien und Guyana liegen; die zweite Fläche ist das waldreiche Thal des Maranon, wozu noch das nördliche Brasilien gehört; die südliche Ebene bildet die viehreichen Pampas, welche sich bis nach Rio-Janeiro und Buenos Ayres rstrecken. Der Hauptrücken der Andes erhebt sich in der Gegend von

Quito über 20,000 Schuh hoch. Der Chimboraſſo iſt der höchſte unter allen. Er erhebt ſich bis auf 20,142 Schuh. Humboldt erſtieg ihn den 23. Juni 1802 bis zu 18,192 Schuhen. Ihm zunächſt ſteht der Antiſana, der ſich auf 17,958, und der Cotopaxi (ſ. d.), der ſich auf 17,712 Schuh erhebt. Auch der Pichincha gehört zu dieſen Rieſen; doch beträgt ſeine Höhe nur etwas über 15,000 Schuh. Dieſe Gebirge ſtehen faſt alle wenig ſüdlich vom Aequator, zwiſchen Quito und Lora, von der Südſee kaum 25 bis 30 Meilen entfernt. Ihre gefrorenen Häupter beſtehen faſt durchgehends aus Porphyr, der eine Höhe von 10 bis 12 000 Schuhen einnimmt; dagegen findet man Granit nur bis etwas über 11,000 Schuh über der Meeresfläche. Sie ſind die Behälter eines unermeßlichen Brennſtoffs, der in fürchterlichen Erdbeben ausbricht; wobei nicht blos Lava und verſchlackter Baſalt, ſondern auch ganze Ströme Waſſer, viel Thon, und ſelbſt eine Menge todter Fiſche ausgeworfen werden. Sehr oft brauſen aus dieſen Vulcanen, wie aus den Kabelhöhlen des alten Aeolus, fürchterliche Sturmwinde hervor, die alles zu Boden werfen, was ihnen entgegenſteht. Dabei ſind dieſe Gebirge äußerſt reich an Metallen aller Art, Blei allein ausgenommen. Außer der Platina iſt ihnen ein ſonderbares Erz eigen, welches aus Thon, Eiſenkalk, ſalzſaurem und gediegenem Silber beſteht. Ungeachtet der außerordentlichen Höhe jener Gebirge, ungeachtet die Schneelinie bei 15,000 Schuhen anfängt, und die Spitze des Chimboraſſo alle über 5000 Schuh hoch mit ewigem Schnee bedeckt iſt, ſo gibt es doch in den Andesgebirgen keine Gletſcher, weil unter dem Aequator die Temperatur ſich faſt immer gleich iſt, und die Sonne das ganze Jahr hindurch faſt mit gleicher Stärke ſcheint. Daher kommen auch in den Andesthälern nie die fürchterlichen Lavinen vor, denn die immer gleiche Temperatur macht, daß ſich weder große Schneemaſſen anhäufen, noch auch zu andern Zeiten wegſchmelzen können. Dagegen unterſcheidet ſich der Eindruck, den die Andes machen, von dem der europäiſchen Alpen, durch die ungeheuren Felſenſpalten, die bisweilen eine Tiefe von mehr als 4000 Schuhen haben, und dabei ganz ſenkrecht ſind. Eine ſolche Felſenſpalte, Ikononzo genannt, durch welche der Summa Paz fließt, iſt wegen einer natürlich gewölbten Brücke merkwürdig, welche 300 Schuh über dem Fluſſe ſich 50 Fuß lang, 40 breit und 8 Schuh dick von einem Felſen zum andern erſtreckt. Nur im höheren Virginien gibt es ein ähnliches Naturwunder. Ein ungeheurer Kalkfelſen nämlich, deſſen ſenkrechte Wände 230 Schuh hoch ſind, bildet eine Spalte von 90 Fuß Breite, die oberwärts durch ein ſo dickes Bogengewölbe überbaut iſt, daß ehedem die ſchwerſten Laſtwagen drüber gingen. Künſtliche Brücken über dieſe ſchrecklichen Schlünde der Andes machen die Eingebornen aus Stricken, wozu ihnen die zähen Faſern der amerikaniſchen Agave den Stoff liefern. Dieſe hängenden Brücken bedecken ſie mit Rohr, oder Schilf, und geben ihnen einen ſchmalen Rand von Flechtwerk. Furchtlos laufen ſie dann auf dieſen ſchwankenden Brücken über die ungeheuren Abgründe hinweg. Unter den merkwürdigen Waſſerfällen, welche die Ströme der Andes bilden, iſt beſonders der Tequendama in Bogota zu nennen. Vierzig Fuß breit ſtürzt das Waſſer in zwei Abſätzen 600 Schuh hoch in ein tiefes Becken hinab, und verſchönert die an ſich reizende Landſchaft außerordentlich.

Cordon (Schnur), heißt im militäriſchen Sinne diejenige Stellung der Truppen, wodurch ſie eine ununterbrochene Linie, gleichſam eine Truppenſchnur, formiren, um entweder ein Land vor feindlichen

Einfällen, oder auch bei ausbrechenden ansteckenden Krankheiten vor Einführung oder Ausbreitung derselben zu verwahren.

Cordova, eine alte berühmte Stadt in der spanischen Provinz Nieder-Andalusien, und der Hauptort eines nach ihr benannten Districts, sonst eines kleinen maurischen Königreichs, am nördlichen Ufer des Guadalquivir, mit ungefähr 30,000 Einwohnern. (4. Gr. 45 Min. 45 Sec. W. L. von Greenwich, 37 Gr. 52 Min. 13 Sec. N. B.) Cordova ist amphitheatralisch am sanften Abhange des Gebirges erbaut, bildet ein längliches Viereck und ist mit Mauern und mächtigen Thürmen umgeben. Ein Theil der Stadt ist römischen, ein anderer maurischen Ursprungs; der Umfang ist sehr bedeutend, aber viele Gebäude sind gänzlich verfallen, und eine Menge von Gärten nimmt wie zu Rom einen großen Theil des bewohnbaren Raumes weg. Die Vorstädte sind fast so weitläufig, wie die Stadt. Die Straßen sind, wie in ganz Spanien, eng, krumm und schmutzig. Dagegen ist die Plaça Mayor, der Hauptmarktplatz, durch seine Größe, seine Regelmäßigkeit und die Schönheit der ihn umgebenden Säulengänge ausgezeichnet. Die Ueberbleibsel des Wohnsitzes der alten maurischen Könige machen einen Theil des jetzigen erzbischöflichen Palastes aus. Das merkwürdigste Gebäude in Cordova ist die Domkirche, eine ehemalige, zu Ende des siebenden Jahrhunderts von König Abderhaman erbaute prachtvolle Moschee, deren wunderbar verbundene theils achteckige, theils runde Kuppen, von beinahe 1000 Jaspis- und Marmorsäulen getragen werden, welche im Innern 19 Säulengänge von Süden nach Norden, und eben so viele von Osten nach Westen bilden. Die Brücke über den Strom ruht auf 16 Bogen, und ist von den Mauren erbaut. — Cordova hat zu allen Zeiten starken Handel getrieben, und schon zur Zeit der Mauren ward das hier ausschließlich bereitete Glanzleder (Corduan) weit und breit versandt. In welchen Jahren die Römer den Grund der Stadt (Colonia Patricia, später Corduba) gelegt, ist nicht bekannt. Im J. 572 ward sie von den Gothen erobert, und 692 von dem maurischen Feldherrn Abderhaman in Besitz genommen, welcher hernach sich seiner Lehnspflicht gegen des Kalifen von Damascus entzog und Cordova zu seiner königlichen Residenz erhob. Die Provinz Cordova umfaßt, außer dem fruchtbaren und schönen Thale des Gualdaquivir, die zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge der Sierra Morena.

Corduan, aus Bock-, Ziegen- und Schaffellen zugerichtetes weiches Leder, dem Saffian oder marokkanischen Leder ähnlich, welches mit gemeiner Lohe gegärbt und mit Sumach und Galläpfellauge gelaugt wird. Es ist weicher und kleinnarbiger als Saffian, und theils glatt und glänzend, theils rauhschwarz. Den Namen hat es von Cordova.

Corea, von den Einwohnern Tio-cen-koak, von den Chinesen Tschaosien oder Kao-li, von den Japanern aber Tsiosye, Corey oder Fakkusai genannt, ist eine große längliche Halbinsel, die zwischen China und den japanischen Inseln liegt und gegen Mitternacht theils an die sogenannte östliche Tatarei, theils an die chinesische Provinz Quantion oder Leao-tong stößt, auf den übrigen drei Seiten aber von dem japanischen, chinesischen und gelben Meere umgeben ist, vom 34. bis zum 43. Grade der Breite, und vom 142. bis zum 148. Grade der Länge reicht, und einen Flächenraum von 4000 Q. M. enthält. Den nördlichen Theil nehmen unzugängliche, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge und ungeheure Wälder und Wüsten ein, nach Süden zu

wird das Land angenehmer, fruchtbarer und bewohnter. Hier gewinnt man Reis, Hirsen und andere Getreidearten, auch Hanf, Baumwolle, Seide. Außerdem hat Corea Eisen-, Blei-, Silber- und Goldbergwerke, Perlen-Fischereien und Ueberfluß an zahmen und wilden Thieren. Die Coreaner sind eine Vermischung von Mantschu-Tunguſen und Chineſen, wohlgebildet und in Sitten und Lebensweiſe den Chineſen ſehr ähnlich. Sie treiben Handel nach China und Japan, aber mit Europäern haben ſie keinen Verkehr. Das Oberhaupt iſt ein König, der zwar ein Vaſall von China iſt, und jährlichen Tribut dahin zahlt, übrigens aber völlig unumſchränkt und ziemlich deſpotiſch regiert. Die ganze Halbinſel wird in acht Provinzen getheilt, die der König durch Statthalter verwalten läßt. Die Hauptſtadt von ganz Corea und die Reſidenz des Königs heißt Kingkitao.

Corelli (Arcangelo) war in Fuſignano, einer Stadt nicht weit von Imola, im Gebiete von Bologna, im J. 1653 geboren, und entwickelte ſchon früh ſeine Neigung, ſo wie ſein Talent für die Muſik. Sein erſter Lehrer in den Elementen dieſer Kunſt und im Generalbaß war Matteo Simonelli, ein Sänger der Peterscapelle zu Rom. Wie dieſer für die Kirchenmuſik, ſo bildete ihn nachher Baſſano zu Bologna für die weltliche Muſik. Die Violine war ſein Harpeinſtrument, und er brachte es auf derſelben zu einer faſt wunderbaren Fertigkeit. Die Erzählung, daß er in ſeinem zwanzigſten Jahre nach Paris gegangen und von Lully aus Eiferſucht von dort vertrieben worden, erklärt Burney für ungegründet. Im J. 1706 unternahm er eine Reiſe nach Deutſchland, war einige Zeit in Dienſten des Churfürſten von Baiern, und kehrte nach etwa fünf Jahren in ſein Vaterland zurück. Seine Virtuoſität auf der Geige machte ſeinen Namen durch ganz Europa berühmt. Er wußte ſein Inſtrument mit tiefer Einſicht und einer unglaublichen Fertigkeit zu behandeln. Die Sprünge und tändelnden Verzierungen anderer Violinſpieler waren ihm fremd. Sein Vortrag hatte einen eigenthümlichen Charakter, voll Anmuth und Ausdruck; ſein Ton war feſt und gleich. Einer der vorzüglichſten Gönner Corelli's in Rom war der Cardinal Ottoboni. Corelli bildete und leitete, nach Crescentini's Angabe, jene berühmte muſikaliſche Akademie, die alle Montage in dem Ottoboniſchen Palaſte gehalten wurde. Corelli wurde durch ſeine Sonaten und Concerte gleichſam Schöpfer einer neuen Harmonie, zumal für ſein Inſtrument, und große Künſtler, die nach ihm auftraten, haben dankbar geſtanden, daß ſie in ſeinen Sonaten eine treffliche Schule für den ſtrengern Styl gefunden hätten. Er ſtarb bald nach Herausgabe ſeines ſechsten großen Werks, den 18. Januar 1713 und hinterließ außer einem beträchtlichen Vermögen eine koſtbare Gemäldeſammlung, welche der Cardinal Ottoboni erbte.

Corfu (ehemals Corcyra), eine Inſel am Eingange des adriatiſchen Meeres im ioniſchen Meere, der Küſte von Albanien gegenüber, enthält auf 9 Q. Meilen 60,000 Einwohner, meiſtens Griechen. Der nördliche Theil der Inſel iſt ſehr fruchtbar an Wein, Oel, Honig, Gartenfrüchten, beſonders Feigen ꝛc. Die Schönheit der Gegend und die Vortrefflichkeit des Climas beſingt ſchon Homer; die berühmten Gärten des Alcinous waren auf dieſer Inſel. Die Hauptſtadt gleiches Namens hat 14,000 Einwohner und iſt gut befeſtigt. Eine ſtarke Citadelle vertheidigt den Hafen, der für Kriegsſchiffe aller Art geräumig und ſicher iſt. (S. den Art. Joniſche Inſeln.)

Corilla, ſ. Improviſatoren.

Corinth, türkisch **Corito**, eine griechische Stadt, unweit der **Landenge von Corinth**, welche Morea mit dem übrigen Griechenland verbindet, und die Meerbusen von Lepanto und Aegina (das ionische und ägeische Meer) von einander trennt. — Diese vor Alters weltberühmte, reichbevölkerte Stadt ist jetzt mehr einem Dorf als einer Stadt ähnlich, indem die, von nicht völlig 2000 Einwohnern bevölkerten, gruppenweise erbauten Häuser und Straßen durch weite Gärten und Kornfelder unterbrochen werden. — Kaum deuten noch einzelne Mauern und wenige halbversunkene Säulen die Stätte zweifelhaft an, wo sich zur Zeit der Blüthe Griechenlands alles vereinigte, was Luxus und eine bis zur Weichlichkeit entartete Cultur durch Kunstfleiß zu verschaffen, und was die reichsten Handelsflotten in zwei prachtvollen Häfen aus allen Ländern zusammenzutragen vermochten. — Aus den Trümmern der alten Herrlichkeit haben die Griechen fünf Kirchen, nebst einem Wohnhaus für den Erzbischof, und die Türken drei Moscheen erbaut. **Acro Corinthos**, die Burg von Alt-Corinth, dient den Türken zur Citadelle, und ist von allen Werken früherer Zeit noch am besten erhalten. Das alte Corinth, mit seinen in den ältesten Zeiten von Pelasgern bewohnten Gebiet, bildete ein glänzendes Glied in der Kette der griechischen Staaten. Sisyphus, der berühmte Aeolier, gründete die Stadt, und seine Nachkommen, unter welchen Glaucus und Bellerophon sich auszeichnen, blieben im Besitz bis zu Agamemnons Zeiten, der unter seinen weiten Reichen auch Corinth beherrschte. — Diesem Fürstenstamme folgten länger als vier Jahrhunderte die Heraklíden, von denen Aletes der erste, Teleftes der letzte König war. Nach ihnen trat die Aristocratie der Bacchiaden ein; dann kamen die Tyrannen Cypselus und Periander, bis endlich das vereinte Volk in seine Rechte trat, und eine democratische Regierung einführte. So ward Corinth das Haupt des achäischen Bundes, und fiel als ein Opfer der römischen Herrschsucht unter Mummius zerstörenden Händen, 146 Jahr vor Chr. Geb., ein Raub der Flammen und der Plünderung. Julius Cäsar ließ einen großen Theil der Stadt wieder neu aufbauen, ohne jedoch den Wohlstand der Einwohner zurückrufen zu können. Corinth hatte sechs Thore und drei Häfen, von welchen der erste Lechäon gegen Norden am corinthischen Meerbusen, der zweite Cenchreä gegen Osten am saronischen Meerbusen, und der dritte Schoenus, blos für die Zufuhr von Lebensmitteln bestimmt, nördlich neben dem letztern sich befand. Der Marktplatz und die von dort nach den Thoren führenden Straßen prangten mit den herrlichsten Gebäuden, Tempeln, Säulengängen und Springbrunnen. Keine Stadt von Griechenland besaß so viele berühmte Bildwerke in Erz und Marmor, wie Corinth. Wenn aber die Prachtliebe der reichen Bewohner die bildenden und schönen Künste vorzugsweise beförderte, so galt dagegen die Gelehrsamkeit hier weit weniger, als in dem minder reichen Athen. Corinth gab der zierlichsten Säulenordnung seinen Namen, und corinthisch werden noch jetzt verschiedene, der Schönheit mehr als dem Ruhm gewidmete Einrichtungen der Säle, Hallen und Vorhäuser im Innern der Paläste genannt. Die Geräthe endlich von corinthischen Erz gehörten so sehr zum Luxus der Großen und Reichen aller Länder, daß die römischen Kaiser unter ihren Hofämtern auch einen eigends sogenannten Corinthiarius zur Aufsicht über jene Gegenstände hielten. Auch die Hetären von Corinth galten für die schönsten und elegantesten in Griechenland. Die Reichthümer, mit denen unter andern die berühmte Phryne prahlen durfte, geben einen Begriff von dem hohen Preise, zu

welchem dieſe Künſtlerinnen im Gefallen ihre Gunſtbezeigungen anſchlagen mochten. Die oben erwähnte Landenge oder der Iſthmus von Corinth, öſtlich von der Stadt, beſteht aus einem ſchmalen Bergrücken, welcher, wie ſchon geſagt, das ägeiſche und ioniſche Meer trennt, und den Peloponneſus (Morea) mit Livadien verbindet. Hier war der Platz, wo die berühmten iſthmiſchen Spiele in dem Fichtenhaine vor einem prachtvollen Tempel des Neptun gefeiert wurden. Alle Arten gymnaſtiſcher und ritterlicher Wettkämpfe wurden hier angeſtellt. Der Preis der Sieger beſtand blos in einem Kranz von Fichtenzweigen; aber ihre Bildſäulen, aufgeſtellt zwiſchen den himmelhohen Fichten, die den Tempel umgaben, brachten ihr ehrenvolles Andenken auf die ſpäteſten Enkel. — Nero befahl, den Iſthmus zu durchgraben, und noch ſieht man die Spuren dieſes unvollendeten Verſuchs.

Corinthiſches Erz, ein koſtbares Metall, deſſen eigentliche Natur und Beſchaffenheit unbekannt iſt. Plinius und Florus halten es für eine Miſchung von Gold, Silber und Kupfer, und erzählen, daß es durch Zufall bei der Zerſtörung Corinths entſtanden ſei. Eine große Menge Metalls ſei dabei zuſammengeſchmolzen und habe ſich zu dieſer neuen Miſchung vereinigt. Dieſe Angabe aber iſt falſch, da man viel früher corinthiſches Erz hatte. Der unvollkommnen Beſchreibung der Alten zufolge war es eine Art Meſſing, und einige neuere Naturforſcher ſind geneigt, es nicht für ein Kunſt-, ſondern für ein Naturproduct anzuſehen. Sie glauben, daß es ein natürliches Meſſing geweſen, deſſen Erzgrube die Corinther allein gekannt. Der corinthiſche Hauptſaal heißt in der Baukunſt ein großer Saal, welcher mitten nach ſeiner ganzen Länge eine gewölbte Decke oder ein Tonnengewölbe hat, das auf Säulen ruht, und deſſen Abſeiten auf beiden Seiten mit Felderdecken verſehen ſind. Corinthiſche Höfchen ſind in der Baukunſt Säle, welche acht Säulen weit, lang und breit ſind, und rund herum Flügel haben, die eine Säulenweite groß ſind. Sie haben überhaupt zwanzig Säulen und ſind mit einem Pultdache bedeckt. Das corinthiſche Vorhaus iſt in der Baukunſt ein Vorhaus, deſſen Abſeiten auf corinthiſche Art gebaut ſind, und welches in der Mitte gleichſam ein Schiff hat, das durch Säulen, gewöhnlich aus der corinthiſchen Ordnung, von den Abſeiten unterſchieden wird. (Unter Abſeiten wird verſtanden alles, was nicht zum Hauptgebäude gehört, auch die der Vorderſeite entgegengeſetzte Seite eines Gebäudes.) Corinthiſche Säulenordnung, ſ. Säulenordnung.

Coriolan. Dieſer große Römer erwarb durch ſeine Tapferkeit anfänglich ſeinem Vaterlande die glänzendſten Vortheile, brachte es aber nachher aus Rachſucht und Ehrgeiz an den Rand des Verderbens, bis die Thränen ſeiner Mutter ſeinen Starrſinn beugten und Rom retteten. Sein eigentlicher Name war Cajus Marcius, den Beinamen Coriolan aber erhielt er, als die Hauptſtadt der Volſcer, Corioli, faſt durch ihn allein erobert worden war. Gleich darauf erfochten die Römer durch ſeine Tapferkeit einen wichtigen Sieg gegen die Antiater, wofür der Conſul Cominius ihn mit einer goldenen Kette belohnte. Dieſe glänzenden Thaten hatten ihm die Liebe des Volks gewonnen, die er jedoch eben ſo bald wieder verſcherzte, als er bei einer in Rom ausgebrochenen Hungersnoth ſich an die Spitze der Patricier ſtellte, um dem Volke die früher errungenen Vorrechte wieder zu entreißen, und ſogar den Vorſchlag machte, das aus Sicilien angekommene Getreide nur unter der Bedingung dem Volke mitzutheilen, daß das Tribunat wie-

der abgeschafft würde. Erbittert foderten ihn die Tribunen vor ihren Richterstuhl, suchten, da er nicht erschien, sich seiner Person zu bemächtigen, und verurtheilten ihn endlich, da auch dieser Versuch mißlang, vom tarpejischen Felsen gestürzt zu werden. Die Patricier aber retteten ihn, und man beschloß jetzt, seine Sache vor dem Tribunale des Volks auszumachen. Coriolan erschien und antwortete auf die Anklage der Tribunen, die ihn der Tirannei und des Strebens nach der königlichen Gewalt beschuldigten, durch die einfache Aufzählung seiner Thaten und dem Vaterlande erwiesenen Dienste. Er zeigte seine mit Narben bedeckte Brust und rührte die Menge bis zu Thränen. Da er indeß die Beschuldigungen nicht entkräften konnte, vorzüglich die, daß er einem römischen Gesetze zuwider die Beute unter die Soldaten vertheilt habe, statt sie dem Quästor zu überliefern, gelang es doch den Tribunen, seine Verbannung zu bewirken. Für dieses ihm ungerecht scheinende Urtheil beschloß er, an dem undankbaren Vaterlande Rache zu nehmen, ging zu Roms erbittertsten Feinden, den Volscern, und bewog sie, Rom noch vor Ablauf des Waffenstillstandes zu bekriegen. Er selbst wurde nebst Attius zum Anführer des Heeres ernannt, welches plötzlich die Feindseligkeiten anfing und mit siegreichen Waffen die Städte Latiums sich unterwarf. Schon war Lavinium gefallen und das volscische Lager im Angesichte Roms bei Fossa Cluilia aufgeschlagen, ohne daß ein Heer zur Rettung der Stadt aufgestellt werden konnte. Schrecken herrschte überall. Die von dem Senat abgeschickte Gesandtschaft kehrte mit der Antwort zurück, daß Rom nur durch die Abtretung des den Volscern bisher abgenommenen Gebiets den Frieden erkaufen könne. Eine zweite Gesandtschaft richtete eben so wenig aus, und als endlich auch die in feierlicher Prozession an ihn abgesendeten Priester und Augurn unverrichteter Sache zurückkehrten, stieg die Verzweiflung aufs Aeußerste. Die Männer liefen nach den Mauern, während die Weiber in den Tempeln Roms Rettung von den Göttern zu erflehen bemüht waren. Da wandte sich Valeria, die Schwester des Valerius Poplicola, wie von einer göttlichen Eingebung begeistert, zu den andern Frauen, und ermahnte sie, zu versuchen, ob sie nicht durch Thränen einen Mann zu erweichen vermöchten, der männlichen Bitten nicht habe nachgeben wollen. Sie begaben sich zum Hause der Veturia, der Mutter Coriolans, wo sie auch die Volumnia, seine Gemahlin fanden, und bewogen Beide, mit ihnen hinauszuziehen, um einen letzten Versuch auf das Herz des Siegers zu machen. Der Senat bewilligte den Entschluß, und die Frauen Roms, die Veturia und Volumnia, nebst ihren Kindern, an der Spitze, begaben sich zu Coriolan. Dieser, sobald er seine Mutter, sein Weib und seine Kinder erkannt hatte, befahl seinen Lictoren, die Fasces vor ihnen zu neigen, und empfing sie unter Thränen und zärtlichen Umarmungen. Ihren Bitten aber widerstand er anfangs, und foderte sie auf, das falsche Rom zu verlassen und zu ihm zu kommen. Dagegen ließ seine Mutter nicht ab, ihn mit Bitten zu bestürmen, umfaßte seine Knie, foderte ihn auf, seinem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden zu gewähren, und sagte ihm, daß er nur über ihren Leichnam in die Thore Roms einziehen könne. Da konnte er nicht länger widerstehen, hob gerührt seine Mutter auf und gestand, daß er durch sie entwaffnet sei. Er führte sein Heer zurück, und ward, als er sich in der Versammlung der Volscer deshalb rechtfertigen wollte, in einem von Attius erregten Auflaufe ermordet. Roms Senat aber ließ auf öffentliche Kosten einen Tempel dem Glücke der Weiber auf eben

der Stelle erbauen, wo Veturia zum Heile Roms ihren Sohn erweicht hatte und ernannte diese zur ersten Priesterin des Heiligthums.

Coriphäus, der Anführer des Chores, sowohl in Schauspiele, er mag gewisse Worte singen oder sprechen, als auch eines Chores, das einen vollstimmigen Gesang anstimmt, welchen er leitet. (S. Chor.)

Cork, die Hauptstadt einer irländischen Grafschaft, 8 Gr. 28 Min. 15 Sec. westl. Länge von Greenwich, 51 Gr. 53 Min. 54 Sec. nördl. Breite, an der Mündung des Lee, mit 8600 Häusern und gegen 90,000 Einwohnern, die zweite Stadt in Irland. Cork ward im 6ten Jahrhundert, wahrscheinlich von den Dänen, ursprünglich auf einer kleinen Insel des Lee gegründet, und stand noch bis ziemlich spät blos durch 2 Brücken mit dem festen Lande in Verbindung. Seitdem aber hat sich die Stadt zu beiden Seiten des Stromes beträchtlich ausgebreitet, und noch 5 Brücken sind zu jenen ersten beiden hinzu gekommen. — Cork ist reinlich und gut gebaut, aber selbst in den öffentlichen Gebäuden ohne ausgezeichnete Pracht. — Der Handel, welchen Cork mit dem glänzendsten Erfolg treibt, ist größtentheils Ausfuhrhandel. Das Fleisch von mehr als 100,000 Rindern wird jährlich als Pökelfleisch verladen, und an diesen Artikel reiht sich eine erstaunliche Menge von gesalznem Schweinefleisch, Butter, Talglichtern, Seife und gegärbten sowohl als rohen Rindshäuten. Die übrigen Ausfuhrartikel bestehen hauptsächlich in Branntwein, Segeltuch, leinen und wollen Garn, Lein- und Glas-Waaren. Der Hafen von Cork (Cork-Cove), 3 Stunden unterhalb der Stadt, ist wegen seiner Sicherheit und Bequemlichkeit seit langer Zeit berühmt. Die Einfahrt, welche schmal und tief ist, wird durch zwei starke Forts (Carlisle und Camden) von beiden Seiten vertheidigt; auch sind seit einiger Zeit große Summen auf die Befestigung zweier kleinen Inseln verwendet worden, deren Geschütz die Einfahrt bestreicht. Im 12ten Jahrhundert erkannte Cork die Oberherrschaft Heinrichs II. an. Nach der Revolution von 1688 nahm Jacob II. die Stadt in Besitz. 1600 aber ward dieselbe von dem damaligen Grafen von Marlborough belagert und genommen.

Cornaro (Lodovico), merkwürdig wegen des hohen Alters, das er durch eine mäßige und nüchterne Lebensweise erreichte, war aus einer vornehmen venetianischen Familie, die ihrem Vaterlande mehrere Dogen und der Insel Cypern im 15ten Jahrhunderte eine Königin gegeben hat, welche bei ihrem Tode das Königreich den Venetianern hinterließ. Lodovico Cornaro starb zu Padua im J. 1566, in einem Alter von 104 Jahren, ohne Todeskampf sanft entschlummernd. Schon in seinem fünf und zwanzigsten Lebensjahre wurde er von Magenübeln, von der Gicht und einem langsamen Fieber befallen, und trotz aller angewandten Mittel blieb seine Gesundheit schlecht bis zu seinem vierzigsten Jahre. Er entsagte endlich dem ferneren Gebrauche der Arzneimittel, und da ihn die Erfahrung belehrt hatte, welchen Einfluß jede Unregelmäßigkeit auf seinen Körper habe, beschränkte er sich auf die größte Mäßigkeit, von der er nie wieder abwich. Er erzählt die guten Wirkungen davon in seinem Buche: Von den Vortheilen eines nüchternen Lebens. Zwar sind die Vorschriften Cornaro's nicht auf alle Naturen anwendbar, aber seine allgemeinen Grundsätze werden sich stets bewährt finden. Seine Krankheiten verschwanden schnell, und machten einer festen Gesundheit, verbunden mit einem Gefühle des Wohlbefindens und der Zufriedenheit, Platz, die er bis dahin nicht gekannt hatte. Außer dem genannten Werke schrieb er noch drei andere

Abhandlungen über denselben Gegenstand. In seiner Schrift über die Geburt und den Tod des Menschen, die er in seinem 95sten Jahre verfaßte, entwirft er von sich selbst folgendes Gemählde: Ich bin gesund und wohlauf, wie man es mit 25 Jahren ist, ich schreibe täglich sieben oder acht Stunden: die übrige Zeit gehe ich spazieren, unterrede mich, oder wohne einem Concerte bei. Ich bin heiter, alles, was ich esse, schmeckt mir. Meine Phantasie ist lebhaft, mein Gedächtniß stark, mein Urtheil gut, und was in meinem Alter Verwunderung erregt, meine Stimme stark und wohlklingend.

Corneille (Pierre), der Schöpfer der dramatischen Kunst in Frankreich und nach der Zeitfolge der erste unter den großen Schriftstellern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., war geboren zu Rouen den 6. Juli 1606, erschien vor den Gerichtsschranken, hatte hier kein Glück und entschied sich für die Poesie. Ein eigener Zufall entwickelte sein Talent, welches bisher verborgen gewesen war. Einer seiner Freunde führte ihn bei seiner Geliebten ein; der Eingeführte nahm bald in dem Herzen der Dame die Stelle des Einführers ein. Dieser Wechsel veranlaßte ihn, sein erstes Theaterstück, Melite, zu schreiben. So unvollkommen dieses Lustspiel auch war, so wurde es doch mit außerordentlichem Beifalle aufgeführt. Ihm folgten la Veuve, la Galerie du palais, la Suivante, la Place royale, Clitandre und einige andere, welche nur noch zur Bezeichnung der Epoche in der Geschichte des französischen Theaters aufgeführt zu werden verdienen. Einen höheren Flug nahm Corneille in seiner Medea, einer Nachahmung des Seneca; sie hatte indeß auch nur einen mittelmäßigen Erfolg, wiewohl sie alles übertraf, was damahls die französische Bühne aufzuweisen hatte. Man bewunderte das berühmte Moi der Medea, welches übrigens dem Seneca angehört und den Monolog: Souverains protecteurs des droits de l'hyménée etc. Die eigentliche Laufbahn seines Ruhmes aber eröffnete Corneille mit dem Cid, welcher 1636 erschien und mit welchem das Jahrhundert Ludwigs XIV. anhebt. Richelieu's Eifersucht ward durch den glänzenden Erfolg dieses Stücks aufs äußerste erregt. Er bildete eine Partei dagegen und veranlaßte die französische Akademie zu einer Critik, worin sie mancherlei vermeinte Unwahrscheinlichkeiten und Unschicklichkeiten rügte, und dadurch ihre eigene Unfähigkeit, sich historisch in ein anderes Zeitalter zu versetzen, darthat. Was indeß auch geschehen mochte, das Publicum beharrte bei seinem Enthusiasmus und um das Vorzüglichste zu bezeichnen, sagte man: „Cela est beau comme de Cid." Wirklich gehört der Cid zu den schönsten Zierden der französischen tragischen Bühne; es herrschen in demselben durchaus ritterliche Liebe und Ehre; die Schilderung der Spanier ist meisterhaft; was freilich kein Wunder ist, da Corneille nach einem spanischen Vorbilde des Guillen de Castro arbeitete. Zu bedauern ist es, daß der Dichter auf diesem Wege, auf welchem die Tragödie national und wahrhaft romantisch hätte werden können, nicht fortging, sondern dem damaligen Vorurtheile gemäß, daß die neuere Geschichte dem Trauerspiele keine würdigen Stoffe darbiete, sich zu den Alten wandte. Sein nächstes Stück waren die Horatier, in welchem, neben großen Schönheiten, selbst die französischen Critiker bedeutende Mängel zugeben, wiewohl die Aufnahme überaus günstig war. Offenbar entsteht eine große Unwahrscheinlichkeit dadurch, daß der Dichter sich nicht begnügte, eine Schwester der Horatier, die einen Curiatier liebt, in der Geschichte vorzufinden, sondern noch eine Schwester der Curiatier, mit einem Horatier vermählt, dazu erfand. Wie konnte

man Männer zum Zweikampfe wählen, die bei dieser Familienverbindung Ursache hatten, sich gegenseitig zu schonen? Ferner ist der Schwestermord nur von dem trotzigen, ungebändigten Jünglinge erträglich; der reife, in die Verhältnisse des Gatten getretene Mann muß milder und weiser sein, wenn er nicht als roher Wüthrich sich dem Abscheu Preis geben will. Auch sinkt der fünfte Act sehr merklich, weil der Dichter einen öffentlichen, das Schicksal zweier Staaten entscheidenden Vorfall gleichsam privatim und mit Beseitigung alles Anschaubaren abhandelt. Auf die Horatier folgte Cinna. Die Franzosen ziehen dieß Stück den Horatiern vor, weil sie darin die drei Einheiten streng beobachtet finden, allein in der Reinheit der Gesinnungen ist hier ein tiefer Fall aus jener idealischen Sphäre zu spüren, worin sich die Handlung der beiden vorhergehenden Stücke bewegt. In Polyeuct sind christliche Gesinnungen nicht unwürdig ausgedrückt, aber jene innere Begeisterung für die Religion fehlt, und im Tod des Pompejus findet sich römischer Freiheits- und Herrschersinn auf eine edle Weise geschildert. Die Rodogune, welche Corneille für sein Lieblingswerk erklärte, beweiset, wie sehr sich der Dichter im symmetrischen Antithesenspiele der Intrigue gefiel. Nennen wir zu diesen Tragödien noch den Heraclius, von dem Voltaire vergeblich leugnet, daß er dem Calderon nachgeahmt sei, und von den Lustspielen den Nicomedes, dessen Trockenheit durch den ironischen Ton in den Reden des Helden wenig aufgeheitert wird; so haben wir alles angeführt, was sich von Corneille noch auf der Bühne erhalten hat. Seine übrigen Stücke fielen zum Theil sogleich bei ihrer Erscheinung durch, theils verschwanden sie nach und nach; und da sie sich selbst nicht zur Lectüre eignen, begnügt man sich gewöhnlich, die genannten Meisterwerke neu zu drucken. Corneille starb als Decan der französischen Akademie am 1. Oct. 1684. Ihm gebührt der Ruhm, die französische Tragödie zuerst zu einer würdigen Höhe emporgehoben zu haben, wiewohl er nicht Kraft hatte, sie von den Fesseln zu befreien, die man ihr nach den vermeintlichen Vorschriften des Aristoteles angelegt hatte. Man gab ihm den Beinamen des Großen, weil er mehr Heroismus als Liebe und sanfte Gefühle darstellt und in seinen kräftigen, aber nicht immer wohlklingenden Versen erhabene und edle Gesinnungen ausdrückt. Uebrigens kündigte sich Corneille weder in seinem Aeußern, noch im Umgange als einen Mann von Geist an; ersteres war gemein und oft nachlässig; in der Unterhaltung aber war er wenig gesprächig und drückte sich gewöhnlich schlecht und verworren aus. Mit Recht sagte eine Dame von ihm, man müsse nur im Hotel de Bourgogne (auf dem Theater) seine Bekanntschaft machen. Mit einem hohen, die Unabhängigkeit schätzenden Geiste konnte er sich nie zur Schmeichelei herablassen und liebte den Hof nicht. Selbst für die kleinsten Geschäfte war er völlig unbrauchbar. Ohne eitel zu sein, hatte doch der Ruhm viel Reiz für ihn. Mit einer großen Aufrichtigkeit und Redlichkeit verband er eine ängstliche Religiosität. Mit seiner Gattin, der Tochter des Lieutenant-General d'Andely, zeugte er drei Söhne. Voltaire, der sich Corneille's Soldaten nannte, hat seine Werke herausgegeben und commentirt. Der Gewinn, den er aus dieser Ausgabe zog, trat er einer Urenkelin des Dichters ab, die außer ihrem berühmten Namen nichts besaß, ließ ihr zugleich eine angemessene Erziehung geben, verheirathete sie anständig, und bezahlte so die Schuld seiner Nation.

Corneille (Thomas), des Vorigen Bruder, war 1625 zu Rouen geboren, wurde nach seines Bruders Tode Mitglied der französischen Akademie und 1701 Mitglied der Akademie der Inschriften und starb 1709 zu Andeli in der Normandie, nachdem er in seinem Alter blind geworden. Auch er arbeitete für die Bühne, suchte aber nicht, wie sein Bruder, durch Heroismus in Erstaunen zu setzen, sondern, wie Pradon sagt, „durch jene Zärtlichkeiten, die so sehr gefallen," die Gunst der Zuschauer zu erwerben. Von seinen zahlreichen, der Vergessenheit übergebenen, Trauerspielen haben sich nur Ariane und der Graf von Essex auf der Bühne erhalten, die nicht ohne Verdienst sind. — Beide Brüder lebten übrigens in einer seltenen Eintracht, obwohl sie gewissermaßen als Nebenbuhler um den Beifall des Publicums wetteiferten.

Cornelia, eine durch äußern und innern Adel große Römerin, Tochter des berühmten Scipio Africanus des Aeltern und einer trefflichen Mutter, Aemilia, Gemahlin des Consuls Gracchus im J. Roms 577. Sie war eine höchst gebildete Frau, auch Schriftstellerin, ist aber besonders als edle treue Mutter bekannt worden, die einst einer mit ihrem Schmucke prangenden Dame, welche den Schmuck der Cornelia zu sehen verlangte, ihre Kinder, als ihren liebsten Schatz, vorstellte. Ueber ihre Söhne s. d. Art. Gracchus.

Cornelis (Cornelius), ein berühmter niederländischer Mahler, geb. 1562 zu Harlem, lernte bei dem jungen Peter Aertsens, wollte dann eine Reise durch Frankreich nach Italien machen, kehrte aber schon zu Rouen, wegen der Pest, wieder zurück, und ging nach Antwerpen, wo er unter Peter Pordus und Aegidius Coignet arbeitete. Im J. 1583 ging er wieder nach Harlem, und trat zuerst mit seinem großen Gemählde, die Gesellschaft der Büchsenschützen, auf, welches seinen Ruf gründete. Descamps nennt es, „vom Genius der Geschichte entworfene Bildnisse." Er erhielt nun viel Arbeit und viel Beifall. Im J. 1595 legte er mit Carl von Mander in Harlem eine Mahlerakademie an. Seine Gemählde, obgleich sehr zahlreich, sind doch selten, weil die Flamänder sie äußerst hoch schätzen. Er mahlte im Großen und im Kleinen, Geschichte, Porträts, Blumen, und vorzüglich mythologische Stücke. Er ist ein einziger Zeichner, treuer Nachbildner der Natur, und hat ein lebhaftes, gefälliges Colorit. Die wiener und dresdner Galerien enthalten einige seiner Werke. J. Müller, H. Golzius, Saenredam, L. Kilian, Matham, van Geyn u. m. A. haben nach ihm gearbeitet. Er starb 1638.

Cornelius Nepos, ein berühmter römischer Geschichtschreiber aus Hostilia im veronesischen Gebiete, lebte im goldenen Zeitalter der römischen Sprache und in Freundschaft mit Catull, Cicero, Pomponius Atticus und andern ausgezeichneten Männern, und starb unter dem Triumvirat, wahrscheinlich im J. 724 nach Roms Erbauung. Er lieferte viele schätzbare Schriften, von denen sich aber nur die Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Feldherren bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Er stellte hier in classischem Styl, gedrängter Kürze und mit großer Deutlichkeit 25 Biographien der merkwürdigsten Helden des Alterthums auf. Seine Charaktere sind gewöhnlich treffend gezeichnet; nur fehlt ihm in der Darstellung oft das richtige Ebenmaß, indem wichtige Sachen zu kurz, und geringfügige zu weitläufig behandelt werden; auch schöpft er nicht immer aus zuverlässigen Quellen, und gibt, eben wegen seiner Kürze, wenig neuen Aufschluß in der Geschichte. Die Ausgabe von Staveren, cum notis variorum, Lon-

den, 1773, 8. ist die geschätzteste. Gute neuere sind von Fischer, Harles, Tzschucke, Bremi. Unter den deutschen Uebersetzungen dieses Werks verdient die von Bergsträßer angeführt zu werden.

Cornelius, aus Düsseldorf, gehört zu den in Rom lebenden deutschen Künstlern, welche die altitalienische, Perugin'sche, und sogar die altdeutsche Manier wieder einzuführen streben. Seine Gefährten hierin sind Overbeck und Vogel. Die wackern Brüder Riepenhausen befolgten sonst auch diesen Weg, und bahnten ihn fast zuerst, doch seit Jahren kehrten diese von der erzwungenen Steifheit, Mystik und Alterthümlichkeit zu Raphael und der Natur zurück. Cornelius hat besonders eine treffliche Erfindungsgabe zu kleinen Umrissen, und wo nicht die Nachahmung der eckigen Unbeholfenheit ihn verführt, ist er ausdrucksvoll und wahr. Durch seine Zeichnungen von Scenen aus Göthe's Faust (gestochen von Ruscheweyh; bis jetzt 3 Lief., jede zu 4 Bl.) machte sich Cornelius zuerst bekannt; seine neueste Arbeit sind die trefflichen Zeichnungen zu dem Nibelungenlied, die jetzt bei Reimer in Berlin erscheinen. WI.

Corniche, der Karnieß, s. Säule.

Cornwallis (Charles, Marquis und Graf von), geb. i. J. 1738, betrat sehr früh die militärische Laufbahn. Im J. 1758 ward er Capitän der Infanterie, und drei Jahre nachher Adjutant des Marquis Granby, in dessen Gefolge er bis zu Ende des Krieges in Deutschland war. Im J. 1761 ward er Oberstlieutenant, und das Jahr darauf erbte er nach seines Vaters Tode den Titel eines Grafen von Cornwallis. Im J. 1765 ernannte ihn der König zu seinem Kammerherrn und Adjutanten; bald darauf erhielt er das Commando des 33. Linien-Infanterieregiments. Im J. 1768 verheirathete er sich mit Miß Jones, einer überaus reichen Dame; er erzeugte mit ihr einen Sohn und eine Tochter. Beim Ausbruche des amerikanischen Krieges ward er mit seinem Regimente dahin beordert. Seine Gemahlin, die ihn nicht hatte bewegen können, dem Dienste zu entsagen, starb vor Schmerz darüber. In diesem Kriege entfaltete er große militärische Talente. Er nahm Philadelphia ein, trug viel zur Unterwerfung des mittäglichen Carolina bei, und schlug mit einer geringen Macht den General Gates vollständig. Aber im J. 1781 war er genöthigt, den vereinigten Heeren Frankreichs und Amerikas zu weichen. Er kam fast um dieselbe Zeit nach England zurück. Die Angelegenheiten Großbritanniens nahmen in Indien eine beunruhigende Wendung. Lord Cornwallis ward zum Generalgouverneur von Bengalen ernannt. Im December 1790 nahm er Bangalore, und dieser Eroberung folgte die gänzliche Niederlage Tippo-Saibs, welcher dem Lord seine beiden Söhne als Geiseln überlieferte. So endigte er auf eine ehrenvolle Art diesen wichtigen Krieg, der die Besitzungen der Engländer in Ostindien ansehnlich erweiterte, und kehrte 1793 nach England zurück. Er ward zur Belohnung zum Marquis und zum Lord der Admiralität ernannt. Bei dem Ausbruche der irländischen Rebellion begab er sich mit dem Titel eines Lord-Lieutenant dahin, schlug die Insurgenten und meldete im Oct. 1798 dem Lord Portland, daß sämmtliche auf der Insel ausgeschiffte Franzosen sich hätten ergeben müssen. Auch den zweiten Landungsversuch der Franzosen vereitelte er, und machte mit seinem kleinen Corps den General Humbert zum Gefangenen. Er wirkte kräftig mit, die nöthige Vereinigung Irlands mit England zu bewerkstelligen. Im J. 1801 erschien er als bevollmächtigter Minister in Frankreich und unterzeichnete in dieser Eigenschaft die Präliminarien des Friedens von

Amiens. Nachher ward er zum Gouverneur in Indien ernannt, begab sich im Sommer 1805 dahin, starb aber daselbst bald nach seiner Ankunft den 5. Oct. desselben Jahres am Fieber, in demselben Augenblicke, wo er sich zur Armee nach Ghazeepore, in der Provinz Benares, begeben wollte.

Corollarium, ein Zusatz, eine Zugabe oder Anmerkung zu einem ausgeführten Satze, die aus demselben hergeleitet wird, oder doch mit demselben in einer natürlichen Verbindung steht.

Coromandel, eigentlich Dscholamandol (das Hirse-Land), ein ausgedehnter Landstrich an der Westseite des bengalischen Meerbusens, von der Mündung des Kistnastromes bis Cap Caleimer. Obschon diese Küste eine Menge blühender Städte und unter diesen sogar die englische Provinzialhauptstadt Madras enthält, so hat sie doch in einer Ausdehnung von mehr als 75 deutschen Meilen nicht einen einzigen guten Hafen, und mit Ausnahme der Bai von Coringa macht die Brandung das Landen fast überall äußerst beschwerlich. Von Anfang October bis April wehen die Nordwinde längs dieser Küste, und zwar während der ersten 3 Monate mit solcher Heftigkeit, daß die Schifffahrt hier mit offenbarer Gefahr verbunden ist; dieses heißt der Nordost-Monsuhn. Um die Mitte des April fangen dagegen die Südwinde an, welche bis zur Mitte des Octobers dauern, und im Verlauf dieser Monate kann man sich mit Sicherheit der Küste nähern. Während dieser Jahreszeit weht den Tag über nicht selten ein brennendheißer Wind, der alles ausdörrt, und das Athmen erschwert, doch erfrischt der kühle Seewind über Nacht allemal wieder das Land. Da die Küste zwischen den Wendekreisen liegt, so hat sie zwei Regenzeiten, die eine, wenn die Sonne über sie hinweg nach Norden geht, die andere, wenn sie nach Süden zurückkehrt. Doch ist das Clima deshalb nicht ungesund, ausgenommen für diejenigen, die sich der Sonne zu sehr aussetzen, oder im Thau schlafen. Die sandige Beschaffenheit fast der ganzen Küste ist dem Reisbau nicht günstig. Aber die in Menge erzeugte Baumwolle wird, theils als rohes Product, theils in der mannichfaltigsten Gestalt verarbeitet, zur Quelle der Wohlhabenheit für die gewerbfleißigen Bewohner.

Corps, von Corpus, Körper, ein französisches Wort, dessen wir hier so weit erwähnen, als seine Bedeutungen in deutschen Reden vorkommen. Unter Corps versteht man im Allgemeinen die Gesammtheit mehrerer, durch dieselben Gesetze, Regeln, Gebräuche vereinigten Personen. So sagt man: „Ingenieurcorps; Cadettencorps; die Ausländer sind auf dieser Universität so zahlreich, daß sie ein Corps ausmachen" u. s. w. — Corps ist besonders eine Anzahl Soldaten, welche sehr verschieden sein kann. Doch liegt in der richtigen Bedeutung dieses Worts der Begriff einer gewissen, wenn auch nur verhältnißmäßigen, Ansehnlichkeit und Bedeutenheit, so wie eine Verschiedenheit der Truppen, entweder der Waffen, oder der Regimenter, Bataillone ꝛc., die unter einen Befehl gestellt sind, und keine Armee ausmachen. Von einem Regimente kann man kein Corps abtrennen, sondern nur ein Detachement. Dagegen kann ein Officier aus mehreren Flüchtlingen, wenn gleich nur wenigen, die er sammelt und an deren Spitze er tritt, ein Corps bilden. — Doch sagt man auch Corps für Regiment, Bataillon ꝛc., aber nur in dem Sinne des Gesammten gegen das Einzelne, als: „Dieser Soldat ist von seinem Corps entfernt;" „die Beurlaubten haben Befehl erhalten, sich zu ihren Corps zu begeben. — Corps d'Armee, Ar-

meecorps, heißen gewöhnlich nur die Hauptabtheilungen des ganzen Heeres. — Corps de Bataille ist das Hauptcorps, welches zwischen den beiden Flügeln in der Linie steht. — Corps de Reserve, Reservecorps, ein Corps, das erst nach mißlungenem Bestreben der Truppen, durch welche die Schlacht eigentlich geliefert werden soll, zur Thätigkeit, und das Verlorene zu ersetzen, das Uebel gut zu machen bestimmt ist. — Corps volant, fliegendes Corps, das zu besondern Zwecken, vorzüglich kleineren Expeditionen, Coups de Main und dergleichen bestimmt ist. (S. d. Art. Fliegend.) — Corps de Garde sind die auf die Wacht gestellten Soldaten, und der Ort, worin sie sich aufhalten, die Wachtstube, besonders die der Gemeinen. Daher auch das Prädicat Corps de Garde das Synonym einer derben Gemeinheit geworden ist. — Corps diplomatique, s. Diplomatisches Corps. — Corps de Logis sind alle im Hauptgebäude eines Schlosses oder Hauses gelegene Zimmer und Kammern, im Gegensatz der daran stoßenden Flügel, Erker ꝛc.

Corpulenz, die Beschaffenheit des menschlichen Körpers, da sein äußerer Umfang über das gewöhnliche Verhältniß zunimmt. Sie ist also die sichtbare Aeußerung der Vermehrung der Fleisch- und Fettmasse des Körpers. Die Fleischmasse bildet das Muskelsystem, und das Maß, so wie der Umfang desselben hat seine Bestimmung in der Form der einzelnen Muskelpartien, kann deßhalb nicht über ein gewisses Maß steigen, und nicht über ein bestimmtes herunterfallen. Weit weniger beschränkt ist die Fettmasse, deren Erzeugung und Ansatz an keine so bestimmte Form gebunden ist, daher außerordentlich zunehmen kann. Die Erzeugung der Muskelfasern oder die Verwandlung des Blutes in Fleischmasse geht in dem Haargefäßsystem, welches die feinsten Endungen der Arterien nach den Muskeln hin bilden, vor sich. (Ueber die Fetterzeugung s. d. Art. Fett.) Ist das Blut reichlich mit nährenden Stoffen versehen, so setzen sich auch um so mehr Muskelfasern und Fetttheile an. Die Absonderung des Fettes gehört bis zu gewissen Graden zum Stande der Gesundheit. Der Standpunct ist jedoch nicht streng bestimmt, bei einem Subjecte höher, bei dem andern niedriger. Die Umstände, welche sie begünstigen, sind weibliches Geschlecht, Kindheit, reichliche Nahrung bei gutem Zustande der Verdauung, körperliche Unthätigkeit, Gemüthsruhe und Sorglosigkeit, häufiger Genuß geistiger Getränke, Alter, kalte Jahrszeit, Verminderung der Ausdünstung. Es gibt jedoch eine gewisse krankhafte Disposition, welche unabhängig von allen diesen Einwirkungen die Erzeugung und den Absatz von Fett vermehren kann. Erwachsene und in mittlern Jahren stehende Jünglinge und Männer, selbst geistreiche, stets thätige Geschäftsmänner trifft man, die sehr corpulent sind. Man hat Beispiele von ungeheuerer Corpulenz mancher Menschen, die in gar keinem Verhältnisse mit der Nahrung derselben stand, und offenbar Krankheit ist, wie manche andere Absonderungen im Körper, z. B. die Bereitung und Absonderung der Galle, des Speichels u. a. m. krankhaft vermehrt werden kann. Sandifort bemerkte schon bei einem ungebornen Kinde eine ungeheure Anhäufung des Fettes. Tulpius sah einen fünfjährigen Knaben von hundert und funfzig Pfunden. Bartholini erzählt von einem eilfjährigen Mädchen, das über zweihundert Pfund gewogen habe. In den Philosoph. Transact. wird das Gewicht eines Engländers, Namens Bright, zu sechshundert und neun Pfund angegeben. (Voigtel

Handb. der pathol. Anat.) Nicht allemal ist jedoch die Corpulenz blos von vermehrter Fettabsonderung, oft ist es auch nur eine Anfüllung der Zellchen des Zellgewebes von wässerigen, gas- und dunstartigen Stoffen, wie bei der sogenannten schwammichten Constitution der Fall ist, welche noch mehr von krankhafter Disposition herrührt, und oft der Anfang wirklicher Wassersucht ist. Eine mäßige Corpulenz besteht mit der Gesundheit und widerspricht den Ansprüchen auf Schönheit nicht, indem sie alle eckigen und unebenen Formen ausgleicht, und die Rundung derselben bildet. Daher behalten Frauenzimmer und Männer von mäßiger Corpulenz länger ein schönes und jugendliches Ansehen, als hagere Menschen. Ueberschreitet aber die Corpulenz das Maß, so verdirbt sie nicht nur die schöne Form, sondern sie wird auch lästig und endlich für Gesundheit und Leben gefährlich. Wer daher diese unwillkommene Zunahme von sich entfernen will, muß diejenigen von den angeführten Ursachen, welche etwa bei ihm Statt finden, vermeiden. Daher muß er eine magere Diät einführen, Wasser anstatt des Weins trinken, vorzüglich Milch, Bier und Branntwein vermeiden, fleißig körperliche Bewegung vornehmen und dem Geiste Beschäftigung geben. Besonders schmelzen Sorgen und Bekümmerniß bald das überflüssige Fett hinweg. (Vergl. den Art. Magerkeit.) Ob in den Fällen, wo die Corpulenz krankhaft wird, Arzneimittel dagegen anzuwenden sind, und welche, bleibt billig dem Urtheile des Arztes überlassen.

Corpus ist in der Sprache der Buchdrucker die Schrift oder die Lettern von einer gewissen Größe. Diese seltsame, willkührliche Bezeichnung wird davon hergeleitet, daß das erste Corpus juris mit solcher Schrift gedruckt worden sein soll

Corpus catholicorum und Corpus evangelicorum. Ungeachtet die deutschen Reichsstände insgesammt Mitglieder eines Reichs waren, so fand doch unter ihnen, in Ansehung ihrer Rechte ꝛc., viel Unterschied Statt. Den wichtigsten machte die Verschiedenheit der Religion. Man theilte in dieser Hinsicht die Reichsstände in die catholischen (corpus catholicorum) und in die evangelischen (corpus evangelicorum). Je weniger die catholischen Reichsstände ihr Recht, ein eigenes Ganze zu bilden, achteten, weil sie die Stimmenmehrheit für sich hatten, den Reichstag dirigirten, und überdies der Kaiser ihrer Religion zugethan war; um so wichtiger war hingegen, eben wegen jener überwiegenden Vortheile der Catholiken, dieses Recht für die evangelischen Reichsstände, besonders um sich gegen die Mehrheit der Stimmen zu schützen. Die erste Grundlage zur Verbindung der evangelischen Reichsstände liegt in Luthers Reformation, und den Anfang machten Sachsen und Hessen durch das 1526 zu Torgau zur Vertheidigung der evangelischen Religion abgeschlossene Bündniß, welchem bald darauf die Herzoge von Lüneburg und Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg beitraten. Diese vereinten evangelischen Reichsstände protestirten schon im J. 1529 gegen den auf dem Reichstage zu Speier wider die Evangelischen gefaßten Reichsschluß. Die übrigen evangelischen Reichsstände, den Vortheil dieser Verbindung einsehend, schlossen schon im sogenannten nürnberger Religionsfrieden von 1532, als ein Corpus, mit den Catholischen, als zweitem Reichscorpus, den Vergleich ab; indessen wurde diese immer mehr sich ausbildende Verbindung der evangelischen Reichsstände blos in Angelegenheiten der Religion benutzt. Als aber

während des dreißigjährigen Krieges die Kaiser Ferdinand II. und III. den Plan verfolgten, die evangelische Religion ganz zu unterdrücken, wurde diese Verbindung, besonders seit 1631, allenthalben sichtbar, und durch den westphälischen Frieden förmlich anerkannt; am engsten aber ward diese Verbindung der Evangelischen zu einem Corpus seit 1720. Zum evangelischen Vereine gehörten alle evangelischen Regenten, sowohl Lutheraner, als Reformirte, und zwar nach Maßgabe der herrschenden Religion des Landes; so daß ein für seine Person catholischer Regent, der ein evangelisches Land besaß, zum evangelischen Corpus gehörte. Ungeachtet auf dem Reichstage selbst, und sobald keine Absonderung der beiden Religionsparteien Statt fand, der Churfürst von Mainz die Anordnung der Geschäfte oder das Directorium führte; so trat doch im Gegenfalle ein doppeltes Directorium ein, welches sodann der Churfürst von Mainz bei dem catholischen, der Churfürst von Sachsen aber bei dem evangelischen Corpus führte. Hierzu hatte Friedrich III., der Weise, Churfürst von Sachsen, den Grund gelegt, da er 1522 auf dem Reichstage zu Nürnberg die Angelegenheiten der Protestanten durch seinen Gesandten vertheidigen, auch wider die, der evangelischen Religion nachtheilige, in den Reichsabschied einzurückende Clausel hatte protestiren lassen. Sein Nachfolger, Johann der Beständige, stellte sich an die Spitze der Protestanten, berief sie zur Berathschlagung über die Augsburgische Confession vor Uebergabe derselben zusammen und wurde, besonders seitdem er 1531 die evangelischen Reichsstände nach Schmalkalden einlud, auch die dortigen Berathschlagungen dirigirte, von beiden Religionsparteien stillschweigend als Director anerkannt. Seit 1575 fing Churfürst Friedrich III. von der Pfalz, welcher von der catholischen Religion zur evangelischen übergetreten war, an, die Direction der Religionsangelegenheiten zu übernehmen, welche seine Nachfolger ganz an sich ziehen zu wollen schienen, und dies um so leichter, da die damaligen Churfürsten von Sachsen jenes mehr für eine Beschwerde, als für ein besonderes Recht ansahen. Während des dreißigjährigen Krieges übernahm anfangs Gustav Adolph, dann sein Canzler Oxenstierna dieses Directorium; jedoch wurde es dem Churfürsten Johann Georg I., welchem, bei seiner Anhänglichkeit an den Kaiser, selbst mehrere der evangelischen Stände, es zu übertragen, Bedenken gefunden hatten, nach Abschluß des westphälischen Friedens 1653 förmlich übertragen. Seit dieser Zeit blieb Sachsen im Besitz desselben bis zur Auflösung des deutschen Reichs. Zwar veranlaßten die Religionsveränderungen Friedrich August I. und II. neue Bewegungen bei den evangelischen Reichsständen. Allein, da jener die Aufrechthaltung der protestantischen Religion in seinen gesammten Landen versicherte, seine Religionsveränderung für eine blos persönliche Sache erklärte, dem Herzog Friedrich II. von Gotha das Directorium selbst übertrug, und diesem das Geheimeraths-Collegium zu Dresden, in Absicht auf die protestantischen Religionsgeschäfte, beiordnete; so waren die evangelischen Reichsstände beruhigt. Und auch, als Friedrich August II. 1717 sich zur catholischen Religion bekannte, und der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm I., Director zu werden hoffte, blieb diese Würde doch bei Sachsen, obschon der Churfürst von Hannover, Georg II., die freie Wahl eines Directors der evangelischen Stände vorschlug. Sachsen ließ das Directorium durch seine Gesandten fortsetzen, welche jedoch allezeit evangelischer Religion sein mußten, und in Reichstagsangelegenheiten ihre In-

structionen vom Churfürsten, in Sachen aber, die das Corpus evangelicorum angingen, vom geheimen Concilium in Dresden erhielten.

Corpus delicti, s. Thatbestand.

Corpus juris. Man versteht darunter eine Sammlung von Gesetzen und Verordnungen, welche der griechische Kaiser Justinianus (im sechsten Jahrhunderte) zusammentragen ließ. Das Werk ist in lateinischer Sprache abgefaßt, hatte also gleich bei seiner Entstehung das sonderbare Schicksal, dem Volke unverständlich zu sein, für das es zunächst bestimmt war. Es besteht aus mehreren Haupttheilen: 1. aus einem Handbuche der gesammten Jurisprudenz, zum Leitfaden bei dem Unterrichte (Institutionen); 2. aus einem größeren Rechtssystem in 50 Büchern, welche aus den Schriften älterer Rechtslehrer gesammelt sind (Pandecten); 3. aus Verordnungen der vorhergehenden Kaiser (Codex); 4. aus spätern, nach Abfassung der genannten drei Werke erschienenen Gesetzen Justinians (Novellen). Mehrere Verordnungen der nachherigen Kaiser und die longobardischen Lehnrechtsbücher machen den Anhang aus. S. die Art. Civilrecht und Römisches Recht.

Correct, Correctheit. Alle Formen, welche der Mensch hervorbringt und den Stoffen aufdrückt, sind, wie dessen eigene Erscheinungsform und die Gestalten, welche er nachbildet und verschönert, gewissen in der Natur dieser Formen oder in den Mitteln und Zwecken seiner Darstellung liegenden Gesetzen unterworfen, und können nach einem gewissen natürlichen Typus beurtheilt werden. Es sind dieses Gesetze, deren Befolgung zugleich Bedingung ist, daß uns eine Form als Zeichen, in Beziehung auf einen dadurch bezeichneten Gegenstand, nicht unverständlich oder gar mißfällig und niedrig sei. Sie müssen daher von Jedem, der sich durch äußere Formen mittheilen will, befolgt werden, wenn er den Zweck seiner Mittheilung erreichen will. Auch ist darum ihre Befolgung nur ein negatives Verdienst, weil sie den Gegenständen an sich noch keinen höheren Reiz für Geist und Gefühl verleiht, sondern sich nur auf die ersten Erfordernisse der Erscheinung bezieht, auch diese Gesetze selbst leicht einzusehen und nach dieser Einsicht zu beobachten sind. Diese Eigenschaft des Darstellenden oder der Erscheinung nun, vermöge welcher diese ersten nothwendigen Erfoderniſse der äußeren Form beobachtet worden sind, nennt man Correctheit (Regelrichtigkeit, Angemessenheit an eine Regel, deren Verfolgung man verlangen kann, Beobachtung dessen, was sich vorschreiben und nach der Vorschrift einrichten läßt, Leistung des Vorschriftlichen in der äußern Erscheinung); das Gegentheil Incorrectheit (Fehlerhaftigkeit in dem Aeußern oder Mechanischen einer Form), und correct eine Erscheinung, welche der Vorschrift oder der natürlichen Erscheinungsweise gemäß eingerichtet ist, um ein verständliches Zeichen zu sein, z. B. eine correcte Handschrift, ein correcter Styl, welchen der Schriftsteller zwar besitzen muß, der ihn aber noch nicht zum Schriftsteller macht; ja, man redet auch von einem correcten Menschen, d. i. einem solchen, dessen äußere Erscheinung der (oft unwillkührlichen) Vorschrift ganz gemäß (der gesellschaftlichen Convenienz oder des bürgerlichen Lebens) regelrecht ist. Endlich trägt man diesen Geist selbst auf die Natur über und nennt Naturproducte correct, welche den Typus ihrer Gattung richtig darstellen, z. B. ein correcter Baum; jedoch in besonderer Beziehung auf die nachbildende Darstellung. Die Correctheit und Inkorrectheit aber

hat ihre Grade, je nachdem die Befolgung oder Vernachlässigung jener Gesetze Haupt- oder Nebengegenstände, das Ganze oder Theile, Haupt- oder Nebentheile u. s. w. betrifft, so daß durch Incorrectheit bald ein Gegenstand oder Zeichen nicht mehr als das erkannt wird, was er sein und vorstellen soll, oder sogar höchst mißfällig werden kann, bald nur eine geringe Störung eintritt, und ein kleiner Fehler, wo der Umfang des Gegebenen groß und bedeutend ist, leicht übersehen und unbedeutend wird. Die Correctheit, als vollkommene Fehlerlosigkeit in Beziehung auf die Erscheinung einer Form ist daher bei umfassenden Gegenständen selbst ein Ideal, und man verzeiht unbedeutende Fehler, wo der Gegenstand bedeutend ist, und durch höhere Vorzüge glänzt. Pedanterie ist es dagegen, dieselben mit Aengstlichkeit aufzusuchen, und über einen Gegenstand wegen derselben das Verdammungsurtheil auszusprechen, oder sie mit Aengstlichkeit zu vermeiden, und dadurch auf den Mangel höherer Vorzüge aufmerksam zu machen. Ja, es gibt eine Correctheit, welche auffällt, und darum an einem Werke mißfallen und getadelt werden kann; dieses ist der Fall da, wo etwas Größeres und Herrlicheres erwartet wird, etwas, was sich nicht vorschreiben, sondern nur durch Talent und Geist bewirken oder hervorbringen läßt, etwas, das sich eben unter jener äußern Bedingung der Erscheinung zeigen oder darstellen soll. So erscheint z. B. das correcte Tragen und Betragen einer Person selbst lächerlich, wo ein freies und ungezwungenes Betragen erwartet wird, und je mehr man dieses in der Gesellschaft von ihr verlangen kann; ferner je mehr das blos Regelrechte von der angenehmen und liebenswürdigen Freiheit absticht, und je ängstlicher, ja mit Zwang es gesucht wurde; endlich je mehr die Vorschrift conventionell ist, oder auf das Willkührliche angewendet wurde. Auch gibt es Gegenstände, bei denen man eine große Incorrectheit leicht verzeiht, sofern bei ihnen auf die Form überhaupt wenig ankommt, und je mehr das Fehlerhafte durch Eile und andere Zeitumstände entschuldigt wird, z. B. in dem Style der (politischen) Zeitungen oder gewisser Bekanntmachungen aus dem niedern Kreise des bürgerlichen Lebens. Dagegen wird die Correctheit zu andern Zwecken dringend erfodert, wo es z. B. auf Prüfung erworbener Fähigkeiten angesehen ist. — In den Werken der schönen Kunst ist sie nothwendiges aber untergeordnetes Erforderniß der Schönheit; allein keineswegs mit ihr selbst zu verwechseln; ja hier ist vorzüglich der Fall, wo sie lästig werden kann, nämlich, wenn sie ängstlich bestrebt worden ist und höhere Eigenschaften vermissen läßt, da doch das (schöne) Kunstwerk als Werk des freien Genius erscheinen soll. Gleichwohl ist sie dann ein Verdienst des Künstlers, wenn bei aller Fülle des Geistes die Erscheinung bis in ihre äußersten Formen (z. B. bei der Poesie im reinen grammatisch richtigen Styl, Versmaß, Reim; bei der Mahlerei, in gehöriger Anwendung des Schattens und Lichts, richtiger naturgemäßer Zeichnung; bei der Musik, nach den Foderungen der Gesetze der Harmonie und des Rhythmus) vollendet ist; denn schwer scheint es hier, bei aller Fülle der Begeisterung selbst das Kleinste im Auge zu haben. Jedoch darf man nicht vergessen, daß der wahre Künstler, eben weil er sein Werk nicht theilweise, sondern nach einem geistreichen Entwurfe, der mittelst der Einbildungskraft anschaulich vor der Seele steht, organisch, und wie aus einem Gusse erzeugt, so daß er, so fern er nur überhaupt die Gesetze der Darstellungsmittel seiner Kunst durchdrungen hat, und im

Gebrauch der letztern geübt ist, denn auf das Wesen der Darstellung nfließenden Fehlern weniger ausgesetzt ist; zweitens daß die Correctheit seines Werks größtentheils von der Ausarbeitung seines Entwurfs abhange, bei welcher der Reflexion, in Beziehung auf ie äußere Form, Anordnung und Fügung der Theile, unbeschadet der as Werk erzeugenden Begeisterung, ein größerer Antheil, als in dem Momente des Entwurfs verstattet ist. Man unterscheidet daher bei em Kunstwerke (Werke der schönen Kunst) das, was von der Energie des höheren Talents abhängt, und jenes Wesen der Schönheit usmacht, was die richtigen Formen gleichsam beleben soll, von der Correctheit, als dem niedern, obwohl ersten und Erlernbaren in er Kunst, die man daher auch die mechanische oder technische Vollkommenheit der Formen nennt. Mehr noch als Correctheit ist daher die Eleganz eine gefällige Correctheit oder Correctheit mit Zierlichkeit und Schmuck verbunden, obgleich auch diese och nicht Anmuth, vielweniger Schönheit selbst ist. Daß aber Correctheit überhaupt eine nothwendige Eigenschaft des unstwerks sei, leuchtet aus dem Begriffe des Kunstwerks selbst ein. Denn wenn dieses ein Werk ist, in welchem die höchste Harmonie des Idealen und der Erscheinung herrschen, oder das, mit andern Worten, n seiner Erscheinung vollendet sein soll, so wird damit auch verlangt, aß nichts die Anschauung desselben störe, was sich bei er Darstellung nach bestimmter Regel vermeiden läßt. Daher gehört ie Correctheit auch zur Classicität, d. i. reinen Musterhaftigkeit, nd die größten Künstler waren immer auch die correctesten; iejenigen aber, welche die Classicität in die Correctheit setzen, verstehen das Wesen geistiger Darstellung nicht, und achten den Buchstaben mehr, als den Geist, das, was durch Reflexion, Fleiß und Uebung rworben werden kann, höher, als die Feinheit und Fülle des unsterblichen Genius. Gegen sie hält Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik unter dem Namen der Stylistiker (man kann sie auch Prosaiker nennen) eine kräftige und gerechte Strafpredigt. Trefflich pricht übrigens Schillers Epigramm (überschrieben Correctheit) ie hier vorgetragenen Gedanken über den Werth derselben aus: „Frei von Tadel zu sein (nämlich in Beziehung auf jene technischen Erfoderniße der Darstellung) ist der niedrigste Grad, und der höchste; denn nur die Ohnmacht oder die Größe führt dazu.“ Das Studium der Correctheit ist aber vorzüglich denjenigen Künstlern zu empfehlen, bei welchen, unter den zur Darstellung erforderlichen Kräften, das Gefühl, von welchem sie blind fortgerissen werden, über die Anschauung herrscht, und ihre Klarheit unterdrückt, woraus auch leicht der Mysticismus in der Kunst, und jene unerfreuliche Schwärmerei entspringt, die nur matte, unkräftige Gestalten erzeugt, und sich im Nebelhaften gefällt. Wer wahrhafte Begeisterung und Ehrfurcht für seine Kunst hegt, der wird auch seinen Werken die strenge, jedoch nicht peinliche Sorgfalt widmen, mit welcher die größten Bildner und Mahler ihre Werke ausarbeiteten, und nicht jede Nachlässigkeit mit dem Ehrentitel der angenehmen belegen wollen; aber freilich gehört selbst der Tact des ausgebildeten Genius dazu, das rechte Maß in Aufsuchung und Verbesserung (Corrigirung) der Fehler zu halten, und es läßt sich nicht vorschreiben, wenn und wo die Feile aufhören soll, sondern nur im Allgemeinen sagen, daß die prüfende Reflexion nicht die Frische des Geisteswerks und seinen freien Organismus verletzen darf. Damit wollen wir aber nicht behaupten, daß die Correctheit

des Künstlers oder des Kunstwerks erst aus dem Corrigiren entspringe, denn nur in weniger bedeutenden Puncten wird eine Verbesserung des in seinen Theilen schon ausgearbeiteten Werkes möglich sein. T.

Corrector heißt derjenige, der, sobald in der Druckerei ein Bogen abgesetzt ist, einen Abdruck davon durchsieht, und die im Satze eingeschlichenen Fehler anmerkt, damit sie der Setzer noch verbessere, bevor der Satz in die Presse gebracht und die Bogen abgedruckt werden. Diese durchzusehenden oder durchgesehenen Bogen nennt man Correcturen.

Correggio (Antonio Allegri, bekannter unter dem Namen Antonio da Correggio, den er von seinem Geburtsorte führte), gehört nicht blos zu den vorzüglichsten Mahlern Italiens, sondern auch zu jenen schöpferischen Geistern, die sich einen eigenen Weg bahnen, und sicher auf ihm zum Ziele der Unsterblichkeit wandeln. Da schon seine Zeitgenossen seinen hohen Werth anerkannten; so ist's in der That zu verwundern, daß kaum ein Umstand in seinem Leben vorkommt, der völlig gewiß genannt werden könnte. Was endlich durch die Bemühung prüfender Critik als verbürgt kann betrachtet werden, ist dies, Allegri wurde zu Correggio, einer Stadt im Gebiete von Modena, 1494 geboren. Seine Aeltern bestimmten ihn den Wissenschaften, die Natur hatte ihn der Kunst bestimmt, und gab, wie immer, den Ausschlag. Welchen Lehrer er gehabt, ist sehr zweifelhaft; am wahrscheinlichsten ist es, daß es sein Oheim Lorenzo Allegri war. Was und wie viel er indeß seinem Lehrer verdankt, bleibt unentschieden; das Genie verdankt sich selbst am meisten, und namentlich das des Correggio. Oft hat man eine Sage wiederholt, die unseres Künstlers frühes Selbstgefühl beweisen sollte. Er habe, so erzählt man, einst ein Gemählde des großen Rafael erblickt, und ausgerufen: anch'io sono pittore! (Auch ich bin ein Mahler!) Nun beruhen aber die Versicherungen, daß Correggio in Rom gewesen, auf schlechtem Grunde, und in Parma und Modena, wo er nach d'Argensville Werke Rafaels gesehen haben könnte, gab es damals keine; somit fehlt jener Sage alle Beglaubigung. Unser Künstler verliert dabei nichts, denn eben das, daß er nicht die Antiken, nicht die Meisterwerke der vor ihm Lebenden gesehen hatte, und durch eigene Kraft ein Muster der nach ihm Lebenden ward, macht ihn unserer Bewunderung um so würdiger. Mengs hat in seiner gehaltreichen Schrift: „Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Mahlerei," ausführlich von den Verdiensten dieses unvergleichlichen Künstlers gehandelt, und gezeigt, was er in der Zeichnung, in Licht und Schatten, im Colorit, der Composition, Falten, und der Harmonie geleistet, und wem es um wahre Einsicht in die Kunst zu thun ist, der wird dies nicht ungelesen lassen. Drei Eigenschaften sind es hauptsächlich, die man an ihm stets bewundern wird: Grazie, Harmonie und Führung des Pinsels. Es ist eine eigene Anmuth in den Stellungen und Bewegungen seiner Figuren, eine Lieblichkeit in dem Ausdrucke derselben, die sich durch einen unsäglichen Reiz des Gemüths bemächtigt, ja bei Lüsternen bisweilen den Wunsch des Besitzes erregen könnte. Jene Stellungen und Wendungen wären dem Künstler nicht möglich gewesen, ohne seine Meisterschaft in den Verkürzungen, die nicht blos größere Mannichfaltigkeit in das Gemählde bringen, sondern auch der Grazie selbst so günstig sind. Abhold allem Rauhen und Harten, suchte er den Sinn durch einen milden, fast weiblichen Reiz zu gewin-

nen. Dahin strebte er auch durch die Harmonie, deren Schöpfer man ihn nennen kann. Unübertrefflich ist er im Halbdunkel, d. i. in der ästhetischen Vertheilung des Lichts, in der Geschicklichkeit, seinen Figuren Rundung zu geben, und sie vor, und zurücktreten zu lassen, worin sich überhaupt, die lombardische oder bolognesser Schule, der er wie Guido Reni angehört, auszeichnet. In seinem Faltenwurfe berechnete er, mit Uebergehung der genauen Wahrheit, alles auf die Wirkung des Helldunkels, und wußte mit großer Geschicklichkeit aus einer schönen Farbe durch Halbdinten in die andere überzugehen. Sein Bemühen war immer darauf gerichtet, den Hauptgegenstand hervorzuheben, da das Auge; wenn es von dem Lichte angezogen worden, gern auf milderen Massen wieder ausruht. So bezaubert er durch eine magische Harmonie, worin er alle andern Meister übertraf. Einen höchst genialen Gebrauch hat er von dieser Kunst in seiner sogenannten Nacht (la notte di Correggio) gemacht, die sich jetzt auf der dresdner Galerie befindet (welche sieben Gemälde dieses Meisters besitzt, an denen man seine Fortschritte erkennen kann). Dieses allbewunderte Gemälde stellt die Geburt des Heilandes oder die Anbetung der Hirten dar. Zwei Hirten und eine Frau, welche Tauben trägt, finden sich bei der mit Stroh gefüllten Krippe des Neugebornen ein, wo Maria sitzend mit mütterlicher Zärtlichkeit ihr von der Glorie hell leuchtendes Kind mit beiden Händen umfaßt hält, sich über dasselbe hinbeugt und es liebevoll betrachtet. Es war eine eben so geniale als kühne Idee des Künstlers, alles Licht im Gemählde von dem göttlichen Kinde, dem Lichte der Welt, ausgehen zu lassen. Mit vollkommener Sonnenhelle beleuchtet dessen Glanz allein die Gruppe, und erstreckt sich selbst auf die über ihm schwebenden Engel, welche auf einer durchsichtigen Wolke ruhen und anbeten. Im Hintergrunde erblickt man im mattern Lichte den von der Tränke zurückkehrenden Esel, welchen Joseph führt. Die übrige Landschaft liegt im nächtlichen Dunkel. Die schöne Wirkung des hellen Glorienlichts, das von dem Neugebornen ausgeht, und sich nach und nach harmonisch verbreitet und über sämmtliche Figuren nach ihrer Nähe oder Ferne verhältnißmäßig ergießt, macht dieses Nachtstück einzig in seiner Art. Wenn nicht schon jene Idee hinlänglich zeigte, daß unser Künstler auch vom poetischen Genius beseelt war; so könnten dieß seine Anspielungen zeigen, die er bisweilen in seinen Gemählden angebracht hat, z. B. der weiße Hase bei der sogenannten Zingara (Zigeunerin), in Dresden und Neapel (eine Mutter Gottes, den man wegen orientalischen Gewandes und Kopfputzes jenen Namen gegeben hat), und den Stieglitz bei der Vermählung der heiligen Catharine (in Neapel). Durch die Nähe dieser scheuen Thiere, die hier ihre Flucht vergessen, wird der Begriff der Unschuld und Reinheit der handelnden Personen erhöht und die Ruhe und Stille der Scene bezeichnet. Zu seinen vorzüglichsten Gemählden gehört sein heil. Hieronymus, das mehrere berühmte Mahler bis zur Ungerechtigkeit gegen Rafael begeistert hat, ferner die büßende Magdalena und die erwähnte Nacht. Nicht nur viel, sondern auch Vieles hat Correggio in seinem kurzen Leben geleistet; man halte nur das reiche Verzeichniß seiner Werke gegen das Jahr seines Todes. Er starb 1534. Die grundlose Sage über seine große Dürftigkeit und deren Ursache zu seinem Tode ist längst widerlegt. dd.

Corregidor ist in Spanien und Portugal eine Magistratsperson, ein Polizeirichter der zweiten Instanz.

Correspondent (der hamburgische unparteiische). Im J. 1711 erschien zu Schiffbeck bei Hamburg eine „holsteinische Zeitungs-Correspondence," welche aber 1714 wieder aufhörte. Sie war die Grundlage der nachmaligen „Staats- und gelehrten Zeitung des hamburgischen unparteiischen Correspondenten, welche im Jahre 1721 anfing, damals aber noch nicht „hamburgischer" sondern „holsteinischer" Correspondent genannt wurde. Ihr voller Titel und der Vorbericht, mit welchem man das Kind in die Welt sandte, sind so charakterisirend für das damalige Zeitalter, daß wir nicht umhin können, beide unsern Lesern vollständig mitzutheilen, so wie das erste Stück vom 29sten April 1721 sie liefert:

„Staats- und gelehrte Zeitungen des holsteinischen unparteiischen Correspondenten durch Europa und andere Theile der Welt von Anno 1721; nützlich zu gebrauchen statt einer Jahr-Chronica, weil darin alle Begebenheiten der Welt, sowohl was in Kriegs-, Friedens- und Staatssachen, als auch was in der Religion und von denen Gelehrten, sonderlich in Nieder-Sachsen geschehen, zu finden, nebst einem gedoppelten Register. Schiffbeck bei Hamburg, gedruckt in der hochfürstlich-schleswig-holsteinisch privilegirten Buchdruckerei."

„Nach Standes Gebühr geehrtester Leser!"

„Demselben wird verhoffentlich diese holsteinische Zeitungs-Correspondence von voriger Zeit her annoch bekannt sein, da solche in dem abgewichenen 1712ten, 13ten und 14ten Jahre ihre besondern Liebhaber gefunden. Nachdem aber einige Hinderniße in den Weg gelegt worden, welche verursachet, daß solches Werk bisher geruht; so hat man jetzo unter Ihro königl. Hoheit des regierenden Herzogs zu Schleswig-Holstein gnädigsten Freiheit und Schutze keinen fernern Anstand nehmen wollen, damit wieder zu erscheinen und die curiösen Gemüther Cimbriens und umliegenden Oerter noch ferner zu vergnügen. Die Einrichtung dieser Zeitungen wird bleiben, wie sie vorhin gewesen, nämlich daß eine jede Hauptmaterie allemal beisammen unter einer Rubrik vor Augen gestellt werden soll, weil solches vormals wegen seines vielseitigen Nutzens durchgehends Approbation gefunden. Hiernächst wird man allen möglichen Fleiß anwenden, jederzeit die glaubhaftesten und nützlichsten Nova dem geneigten Leser mitzutheilen, auch nach der vormals gebrauchten Gewohnheit zu Ende des Jahres ein vollständiges Register darüber verfertigen, denenjenigen zu Dienst, so etwa diese Nouvellen aufheben und nach Verlauf eines Jahres wollen zusammen binden lassen, dabei man denn versichert, daß in die Zeitungen Alles soll mit hineingefügt werden, was zur nöthigen Historie eines jeden Reichs und Landes erfordert wird, und sollte man auch die Zahl der sonst gewöhnlichen Zeitungsblätter bisweilen darüber vermehren müssen, wie man solches in vorigen Zeiten gleichfalls gethan, auf daß diese Zeitungen jährlich statt einer completten Chronika dienen können. Nur in diesem Einzigen muß man eine Veränderung treffen, daß, da sonst diese Zeitungen am Mittwochen und Sonnabend ausgegeben, solche anjetzo des Dienstags und Freitags sollen publicirt werden, da denn bei jeder Zeitung auch noch ein apartes Blatt ohne Entgeld allemal mitfolgen soll, damit man nicht einige remarquable Nova, die zu spät ankommen, etwa zurücklassen dürfte." Zehn Jahre lang dauerte die Erscheinung des Correspondenten in Schiffbeck, denn mit 1731 übernahm

der Buchdrucker Georg Christian Grund zu Hamburg, der Schwiegersohn des bisherigen Verlegers Holle zu Schiffbeck, den Verlag, da der letztere, „wegen zugestoßener beschwerlicher Leibesbeschaffenheit" der fernern Besorgung sich nicht mehr unterziehen konnte. Auch erschienen nun wöchentlich, statt zwei Stück, vier Stück, nämlich Dienstags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends, jederzeit Mittags zwölf Uhr. In dem Privilegium, welches der Senat zu Hamburg am 1. Dec. 1730 darüber ertheilte, hieß es unter andern: „daß sich der Herausgeber eines „„guten Styli"" befleißigen möchte." Nicht leicht wird eine Zeitung eine so ungeheure Verbreitung in alle civilisirten Staaten aller Erdtheile wieder erleben, wie dieser unparteiische Correspondent, welcher fünf Mal gesetzt wurde. Man gab in dieser Zeit den Absatz auf 30,000 Exemplare an. Als die Hansestädte mit Frankreich vereinigt wurden, erlitt auch er eine höchst nachtheilige Veränderung. Aus dem unparteiischen Correspondenten wurde eine französische Zeitung unter dem Titel: „Journal du Département des Bouches de l'Elbe," der deutsche Inhalt konnte nur als Uebersetzung des auf der ersten Columne jeder Seite befindlichen französischen Original-Textes gelten. Die Erscheinung in beiden Sprachen fing mit dem 1. Dec. 1811 an, wurde im J. 1813 nur auf eine kurze Zeit durch die Erscheinung des Correspondenten in seiner alten Gestalt unterbrochen, bis das J. 1814 ihn in seine alte Würde wieder einsetzte. Die Auflage soll 1818 wieder 10,000 Exemplare betragen haben. J.

Corsaren sind Seeräuber, die auf den Meeren Handelsschiffe aufsuchen und wegnehmen. Der Name kommt aus dem Italienischen, von dem Worte corso, welches Hin- und Herfahren bedeutet. Gewöhnlich werden die von Algier, Tunis, Tripolis und den marokkanischen Häfen auslaufenden Raubschiffe mit dem Namen Corsaren belegt; hingegen die Schiffe, durch welche Europäer in Kriegszeiten mit Bewilligung ihres Staats den feindlichen Unterthanen und dem feindlichen Gouvernement selbst die Schiffe wegzunehmen suchen, werden Caper genannt.

Corsica, der Größe nach die dritte Insel Italiens, liegt in dem mittelländischen Meere, nur zwei Meilen weit von der nördlichen Küste der Insel Sardinien, von welcher sie durch die Meerenge San Bonifacio getrennt wird. Sie enthält 178 Quadratmeilen, 18 Städte, 5 Marktflecken, 560 Dörfer und 175,000 Einwohner. Ein Gebirge mit vielen Seitenästen zieht sich durch die ganze Insel und erhebt sich gegen die Mitte derselben zu einer solchen Höhe, daß der Schnee den größten Theil des Jahres hindurch auf den Höhen liegen bleibt, und daß sogar die zwei höchsten Berge, der Monte rotondo und der Monte d'oro, welche 8 bis 9000 Fuß hoch sind, die Schneelinie erreichen und ewigen Schnee tragen. Zum Theil ist das Gebirge steiler Fels, zum Theil mit Waldungen bedeckt. Viele kleine Flüsse, worunter nur der Cholo schiffbar ist, entströmen diesem Gebirge, fließen östlich oder westlich, und fallen nach einem kurzen Laufe in das Meer. Die meisten haben nur zu gewissen Zeiten reichliches Wasser, und trocknen oft im Sommer aus. Die östliche Küste ist flächer als die westliche, auf welcher die meisten Meereinschnitte sich befinden. Das Clima ist mild und angenehm, indem die Sonnenhitze durch die hohen Gebirge und Seewinde gemäßigt wird, und die Kälte nie beträchtlich ist, außer auf der Höhe der Gebirge. Einige Gegenden haben wegen der stehenden Gewässer eine ungesunde Luft, und sind verödet. Der Boden ist, be-

sonders in den Thälern und an der Küste, sehr fruchtbar; daher die Einwohner, ob sie gleich den Ackerbau äußerst nachlässig und einfach betreiben, doch für ihren Bedarf hinreichendes Getreide (mit Ausnahme des Hafers, der nicht gezogen wird) erndten. Die gemeinen Corsen leben gewöhnlich von Castanien, und haben nur selten Weizenbrot. Weine, die dem Malaga und den französischen gleichen, werden ungeachtet der Sorglosigkeit der Einwohner in Behandlung derselben in Menge gewonnen; auch hat man vielen Flachs, treffliche edle Südfrüchte, selbst zur Ausfuhr, ganze Wälder von Castanien, viele Oliven und schöne Waldungen von Eichen, Tannen- und Lerchenbäumen, die eine Höhe von 120 bis 130 Fuß erreichen. Die Viehzucht wird stark betrieben, doch sind die Pferde, Esel und Maulesel von einem kleinen Schlage, das Rindvieh zwar groß, aber mager, die Schafe grobwollig. An den Küsten ist eine reiche Fischerei von Thunfischen, Sardellen und Austern, und macht eine Hauptbeschäftigung der Einwohner aus. Die vielen Gebirge enthalten vielerlei Mineralien, doch ist der Bergbau fast gänzlich unbekannt; vorzüglich zeichnet sich das Eisen durch seine Güte aus. Die Corsen sind noch ein wahres Naturvolk, der Mehrzahl nach Italiener, und Bekenner der catholischen Religion. Industrie ist bei ihnen unbekannt, sogar die nöthigen Handwerker fehlen, und jeder macht sich fast alle seine Bedürfnisse selbst. Castanien dienen dem gemeinen Corsen zum Brote; Wohnungen, Hausgeräthe und Kleidung sind ärmlich; höhere Lehranstalten mangeln ganz. Tapferkeit, Freiheitsliebe, Trägheit charakterisiren die Corsen. Bis zum ersten punischen Kriege besaßen die Carthaginenser diese Insel. Von diesen kam sie an die Römer. Nachdem sie späterhin die Vandalen eine Zeitlang besessen hatten, stand sie abwechselnd unter der Herrschaft der griechischen Kaiser und der Gothen. 850 eroberten sie die Saracenen und behielten sie bis zum ersten Viertel des eilften Jahrhunderts, zu welcher Zeit sie von den Pisanern eingenommen wurde. 1284 kam diese Insel unter die Herrschaft der Genueser, welche sie schon weit früher (im J. 806) erobert hatten, aber damals nicht lange im Besitze geblieben waren. Die Einwohner dieser Insel hatten seit 1729 in einer fortdauernden Empörung gegen die seit mehr als vier Jahrhunderten, aber allerdings mit Härte sie beherrschende Republik Genua gestanden, welche, da sie dieselbe mit ihren Kräften nicht zwingen konnte, im J. 1730 kaiserliche, und im J. 1738 französische Truppen zu Hülfe rief. Im J. 1736 hatte ein westphälischer Edelmann, Baron Theodor von Neuhof, die Nation so gewonnen, daß sie ihn zu ihrem Könige ernannte. Er verließ sie aber nach Ankunft der Franzosen unter dem Vorwande, auswärtige Hülfe zu suchen, kehrte zwar zurück, segelte aber wieder ab, und starb zu London im Gefängnisse, wohin seine Gläubiger, die er nicht bezahlen konnte, ihn gebracht hatten. Die Franzosen brachten darauf die Einwohner zu einer scheinbaren Ruhe, verließen aber die Insel beim Ausbruche des deutschen Krieges im J. 1741. Nun brach die Empörung unter verschiedenen Heerführern wieder aus. Im J. 1755 ernannte der corsische Senat den Pascal Paoli zum General, der die Angelegenheiten so gut führte, daß die Genueser fast nichts weiter als die Hauptstadt Bastia inne hatten und die Hoffnung aufgaben, jemals die Insel überwältigen zu können. In dem Verdrusse darüber überließen sie dieselbe an Frankreich durch einen Tractat, dessen Bedingungen nie recht bekannt worden sind. Frankreich glaubte anfangs, die Unterwerfung Corsica's mit einer geringen Kriegsmacht bewirken zu können; aber Paoli that, in der

Hoffnung auf brittische Unterstützung, so lebhaften Widerstand, daß die Kosten dieser Unternehmung schon auf 30 Millionen Livres angelaufen waren, ohne daß die französischen Völker bedeutend vorgedrungen wären. Allein nunmehr verstärkte der Hof dieselben. England blieb wider Paoli's Hoffnung und des übrigen Europas Erwartung, ganz unthätig bei der Sache, und in den verschiedenen Gefechten thaten die Corsicaner so wenig ihre Pflicht, daß Paoli allen fernern Widerstand aufgab, und im Junius desselben Jahres nach England floh, wo er nachher von einem königlichen Gnadengehalte lebte. Diese Erwerbung hat seitdem Frankreich weit mehr gekostet als eingebracht. Bei der französischen Revolution trat die Insel gleich anfangs als ein besonderes Departement in die Verbindung des gesammten Frankreichs ein, und hatte auch ihre Deputirten zum Convente gesandt. Paoli, der bis dahin in England sich aufgehalten hatte, ging nun in sein Vaterland zurück. Die Hinrichtung des Königs und die Aufhebung aller Religion, die man auch auf die Insel ausdehnen wollte, erzeugte Mißvergnügen. Die Schreckensmänner in Paris traueten Paoli nicht mehr und verlangten ihn nach Paris hin, wo der Tod ihm gewiß gewesen wäre. Er machte daher das Volk den Britten geneigt, welche den 18. Febr. 1794 landeten, den 22. Mai Bastia, und den 4. August endlich auch Calvi eroberten. Nun konnte die Nation leicht bewogen werden, sich dem brittischen Scepter zu unterwerfen. Dieß geschah in einer allgemeinen Versammlung der Deputirten der Corsen zu Corte den 18. Jun. 1794, wo Elliot im Namen des Königs ihre Huldigung annahm. Corsica ward nun als ein viertes Königreich constituirt, und ihm die Verfassung und Gesetze Englands und ein besonderes Parlament, wie Irland hatte, gegeben. Aber die Engländer blieben nicht lange im Besitze. Ein großer Theil der Corsen war den Engländern abgeneigt, und die französische Partei breitete sich bald wieder auf der Insel aus. Es entstanden Unruhen; verheerende Krankheiten verschlimmerten die Lage der Engländer, und da die Macht derselben durch die Besitznahme von Livorno durch die Franzosen im J. 1796 in diesen Gegenden geschwächt wurde, so räumten sie Corsica wieder. Es ist seit der Zeit mit Frankreich vereint geblieben, und bildet seit 1811 ein Departement, nachdem es früher aus den zwei Departements Golo und Liamone bestanden hatte. Dieses Departement, dessen Hauptstadt Bastia ist, kostet Frankreich weit mehr, als es ihm einbringt. Kurz vor Napoleons Entthronung, der hier geboren ist, brach auf Corsica eine Empörung gegen Frankreich zu Gunsten Englands aus, die jedoch nicht von weitern Folgen gewesen ist.

Corso, eine Hauptstraße Roms, welche diesen Namen, wie lange Straßen mehrerer Städte in Italien (z. B. Florenz), von dem Wettrennen der Pferde führt, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt. Der römische Corso ist etwa viertehalb tausend Schritte lang (von der Piazza del Popolo bis an den venetianischen Palast), von hohen, meist prächtigen Gebäuden eingefaßt, seine Breite aber gegen die Länge der Straße und die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg, so daß an den meisten Orten höchstens drei Fuhrwerke sich neben einander bewegen können. Alle Sonn- und Festtage ist er belebt. Die vornehme Welt fährt hier etwa eine Stunde vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren. Die Gesandten hatten sonst das Recht, zwischen beiden Reihen auf- und niederzufah-

Digitized by Google

ren. Diese Abendspazierfahrt, die in allen großen italienischen Städten brillant ist, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso. Jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden. Das Carneval ist jedoch der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden, und die Zeit, in welcher der Corso in seinem höchsten Glanz erscheint. Göthe hat eine meisterhafte Beschreibung des römischen Carnevals und des Corso in seinem Glanze gegeben. dd.

Cortes, die Stände des Königreichs Spanien, unter denen die von Castilien, die aus dem hohen Adel, der hohen Geistlichkeit, den Ritterorden von St. Jacob, Calatrava und Alcantara und aus den großen Städten bestanden, den ersten Rang behaupteten. In frühern Zeiten waren die Könige von ihnen sehr abhängig; ja sie hatten sich selbst in den Besitz des Waffenrechtes gesetzt und übten es nicht selten wider den Thron aus. In Arragonien präsidirte ein oberster Richter aus ihrer Mitte, el Justicia genannt, der die Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Unterthanen entschied und die königliche Gewalt in den constitutionellen Schranken hielt. Dem Könige Ferdinand von Arragonien und seiner Gemahlin Isabella von Castilien aber gelang es, sich unabhängiger von den Ständen (las Cortes) zu machen, und als die Castillaner es wagten, auf dem, von dem keinen Widerspruch duldenden Carl V., zu Toledo 1538 gehaltenen Reichstage eine von ihm verlangte außerordentliche Steuer zu verweigern, hob der König auf der Stelle die Versammlung auf, und weder die Geistlichkeit, noch der Adel, sondern blos die Abgeordneten von 18 Städten wurden seitdem zusammenberufen und nur in den Fällen, wo neue Auflagen bewilligt werden sollten. Philipp II. schränkte 1591 die Vorrechte der Aragonier ein. Nach dem spanischen Erbfolgekriege nahm Philipp V. den Provinzen, die es mit der österreichischen Partei wider ihn gehalten hatten, ihre noch übrigen Privilegien. Seit jener Zeit wurden die Cortes nur zur Huldigung des Königs oder des Prinzen von Asturien, oder wenn sonst etwas wegen der Thronfolge bestimmt werden sollte, zusammengerufen. Als aber Napoleon sich Spaniens bemächtigen wollte (vergl. d. Art. Ferdinand VII. und Spanien seit 1808), berief er eine Junta der Cortes am 14. Jun. 1808 nach Bayonne, um eine neue Constitution zu entwerfen. In der letzten Sitzung am 7. Juli ward von ihr die neue Constitutions-Acte angenommen, deren 9ter Art. von den Cortes oder der Nationalversammlung handelt, welche aus 25 Erzbischöfen, 25 Adeligen und 122 aus dem Volke bestehen sollte. Später versuchte Napoleon durch das Anerbieten, die Cortes in ihrer vormaligen Würde wieder herzustellen, den spanischen Adel und durch ihn die Nation zu gewinnen; aber auch dieser Kunstgriff wirkte nicht. Dagegen versammelte die hohe Insurrections-Junta zu Sevilla, welcher Ferdinand vor seiner Entsagung hierzu das Recht gegeben, die Cortes im J. 1809. Diese bestanden aus 182 Mitgliedern, welche die Constitution vom 18. März 1812 in Cadix unterzeichneten, und eine Regentschaft errichteten. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. stürzte dieser Monarch, durch die Protestation von 69 Mitgliedern (die man jetzt Perser nennt) dazu vermocht, die Verfassung von 1812 um, und die bedeutendsten Mitglieder wurden ins Gefängniß geworfen oder grausam verfolgt. Ferdinand versprach zwar 1814, andere Cortes zu berufen; dies geschah aber erst im Juli 1820, nachdem ihn Armee und Volk zur Annahme der Constitution der Cortes von 1812 vermocht hatten. (S. d. Anhang z. X. Th.)

Cortez (Fernando). Dieser durch die Eroberung von Mexico berühmte spanische Feldher war zu Medelin in Estremadura im J. 1485 geboren, zog früh die Waffen den Wissenschaften vor und ging 1504 nach Westindien. Hier stellte ihn Velasquez, Statthalter von Cuba, an die Spitze einer Flotte, die er auf Entdeckung neuer Länder aussandte. Cortez verließ San Jago am 18. Nov. 1518 mit zehn Schiffen, 600 Spaniern, 18 Pferden und einigen Feldstücken, um dieses große Unternehmen zu versuchen. Er segelte längs des mexicanischen Meerbusens hin, nach den Umständen den Eingebornen schmeichelnd, oder Schrecken durch seine Waffen unter ihnen verbreitend. Die Indianer von Tabasco wurden besiegt und verloren ihre Stadt. Der Anblick der Pferde, von welchen herab die Spanier fochten, das Krachen des Geschützes, welches man für Donner hielt, die beweglichen Festungen, welche sie über das Meer gebracht, das Eisen, womit sie bedeckt waren, alle diese Gegenstände erfüllten jene zum Theil unkriegerischen Völker mit Furcht und Staunen. Cortez zog den 18. Nov. 1519 in die Stadt Mexico ein. Montezuma, der Beherrscher des Landes, empfing ihn als seinen Herrn, und die Einwohner, so sagt man, hielten ihn für einen Gott und einen Sohn der Sonne. Er zertrümmerte die Götzenbilder in den Tempeln, denen man Menschen opferte, und richtete statt ihrer die Bilder der Jungfrau Maria und der Heiligen auf. Unterdeß machte er immer weitere Fortschritte in dem Lande, indem er mit mehreren dem Montezuma feindlich gesinnten Kaziken Bündnisse schloß, der andern aber sich durch Gewalt oder Verträge versicherte. Da aber ein Feldherr dieses Fürsten auf einen geheimen Befehl die Spanier angegriffen hatte, begab sich Cortez in den kaiserlichen Palast, ließ jenen Anführer mit seinen Offizieren lebendig verbrennen, den Kaiser aber in Fesseln legen, und befahl ihm, Carls V. Oberherrschaft öffentlich anzuerkennen. Der unglückliche Fürst gehorchte, und fügte zu dieser Huldigung noch ein Geschenk von 600,000 Mark reinen Goldes nebst einer großen Menge von Edelsteinen. Aber Velasquez Eifersucht wurde durch die Thaten seines Stellvertreters so rege gemacht, daß er ein Heer gegen ihn sandte. Cortez ging, verstärkt durch neue aus Spanien gekommene Truppen, demselben entgegen, wußte es dahin zu bringen, daß die wider ihn beorderten Soldaten zu ihm übergingen, und bekriegte mit ihnen vereinigt aufs neue die nicht allein gegen die Spanier, sondern auch gegen ihren eigenen Kaiser Montezuma, den sie der Verrätherei beschuldigten, empörten Mexicaner. Nachdem Montezuma, der durch seine Erscheinung das Volk zu beruhigen gedachte, von den Aufrührern getödtet worden, erfocht Guatimozin, sein Neffe und Schwiegersohn, den die Mexicaner als Kaiser anerkannt hatten, einige Vortheile. Er vertheidigte seine Krone drei Monate lang, aber er vermochte nicht, dem spanischen Geschütze zu widerstehen. Nach mehreren auf der See und dem festen Lande gelieferten Treffen nahm Cortez Mexico wieder ein, welches er zu verlassen gezwungen gewesen war. Mehr als 200,000 Indianer hatten sich ihm zu Ende der Belagerung unterworfen, und im J. 1521 fielen der Kaiser, die Kaiserin, die Minister und der ganze Hof in die Hände des Siegers. „Wir suchen," hatte Cortez seinen Soldaten gesagt, „große Gefahren und große Reichthümer; diese vermehren unser Glück, jene aber unsern Ruhm." — Diese doppelte Leidenschaft, besonders aber die Habsucht, veranlaßte die schrecklichsten Grausamkeiten. Cortez vollendete indeß die Eroberung des Landes und unterwarf Carl V. ein Reich, das größer war als Spanien. Dafür er-

nannte ihn dieser zum Oberfeldherrn und Statthalter von Neu-Spanien. Allein bald brachen neue Empörungen aus; Cortez ging mit vielen Schätzen nach Spanien zurück. Hier verminderte man seine Gewalt, indem man die Regierung von Mexico der Audiencia von Neu-Spanien übertrug. Im J. 1530 aber bekam es seinen besondern Vicekönig. Der über diese Veränderungen mißvergnügte Cortez ging inzwischen auf neue Entdeckungen aus, und fand 1536 die Halbinsel Californien. Um für seine Unternehmung mehr Unterstützung zu erhalten, ging er nach Spanien zurück, ward aber hier mit Kaltsinn aufgenommen und starb im J. 1547. Cortez war unleugbar ein Mann von großen und seltenen Eigenschaften, unternehmend, tapfer, staatsklug und ausdauernd, aber fast in gleichem Grade grausam und treulos.

Cortona, eigentlich Pietro Berettini, ein berühmter Mahler und Baumeister, nach seiner Geburtsstadt Cortona in Toscana, unter dem Namen Pietro di Cortona bekant, ist 1596 geboren, und lernte erst bei seinem Vater Giovanni, der auch Mahler und Baumeister war, dann unter Andreas Commodi und Baccio Ciarpi. Er zeigte anfangs so viel Ungeschicklichkeit, daß seine Mitschüler in Rom ihn mit Spottnamen belegten. Indeß studirte er die Antiken und die großen Meister Rafael, Caravaggio, Michel Angelo, und trat unerwartet als Künstler mit seinem Raub der Sabinerinnen auf. Er ward bald bekannt; die Geburt Christi in U. L. F. zu Loretto stellte seinen Ruf fest; überall ward er gesucht und beschäftigt. Er hat den Plafond des großen Saals im Barberinischen Palaste, den Triumph der Ehre vorstellend, gemahlt, ein vollkommen gelungenes Werk und wohl die ungeheuerste Composition, die je ein Mahler ausgeführt. Er bereisete die Lombardei, den venetianischen Staat, Florenz, wo er die Plafonds des Palastes Pitti mahlte, und kehrte nach Rom zurück, wo er als Mahler und Architekt in steter Thätigkeit war. Große Werke waren seine Hauptarbeiten; doch verfertigte er auch, in Augenblicken, wo er vom Podagra befallen war, und keine Gerüste besteigen konnte, Staffeleigemählde, welche, obgleich von minderm Werthe als die großen, doch geschätzt, aber selten sind. Alexander VII. machte ihn zum Ritter des goldenen Sporns, für die gelungene Verzierung des Säulengangs der Kirche della Pace. Er starb 1669, und erhielt ein ehrenvolles Begräbniß in der zu Rom dem heil. Lucas gewidmeten Kirche der Mahler, wo er sich schon durch den zierlichen Altar der heil. Martina verewigt hatte. Cortona war weniger bemüht, die Gestalt der Dinge selbst, als den Schein ihrer Gestalt darzustellen. Er opferte die Wahrheit dem Gefälligen, das er jedoch nicht immer erreichte. Indeß vergütet er die Fehler der Zeichnung, welche durchaus etwas schwerfällig ist, durch die Fruchtbarkeit einer heitern Erfindung; den holden Reiz, den seine jungen weiblichen Figuren athmen (obgleich man ihnen zu viel Aehnlichkeit unter einander vorwirft) und das fröhlich blühende Colorit, die harmonisch abwechselnden Farben. Diese letzte Eigenschaft verdient hauptsächlich bemerkt zu werden, da dieselbe sein eigentliches Verdienst ist, welches weder vor noch nach ihm ein Anderer in dem Maße besessen hat.

Corunna, eine spanische Hafenstadt an der Nordwestküste der Provinz Galizien, auf einer Halbinsel am Eingange der Bai von Betanzos, 8 Gr. 20 Min. 23 Sec. W. L. von Greenwich, 43 Gr. 23 Min. 32 Sec. N. B. Die Stadt wird in die obere und untere eingetheilt. Die an einem Abhange liegende obere Stadt ist mit Mauern umgeben und durch eine Citadelle vertheidigt, ihre Straßen sind eng

ıb schlecht gepflastert. Die untere Stadt ist auf einer schmalen Lands
nge erbaut, und ihre Straßen sind sowohl breiter, als reinlicher.
as Arsenal und ein alter äußerst hoher Thurm sind die vorzüglichsten
erkwürdigkeiten. Die Bevölkerung beträgt nicht über 4000 Menschen,
it Ausschluß des Militärs und der Marine Der Generalcapitän, der
rovinzialintendant, und der hohe Gerichtshof des Königreichs Gall-
en haben hier ihren Sitz. Der halbmondförmige, mit einem schönen
uai versehene Hafen ist geräumig und sicher. Die Einfahrt wird
n den beiden Castellen St. Martin und St. Cruz, und den beiden
orts St. Amora und St. Anton vertheidigt. Das letztere ist auf
nem, von den Wellen umgebenen, Felsen, angelegt und dient zu-
eich als Staatsgefängniß. Auf einem hohen Berge, ungefähr eine
tunde von der Stadt, ist ein Leuchtthurm, dessen Flamme 15 deutsche
eilen weit gesehen wird. Corunna ist so zu sagen das Hauptpostamt
oischen Spanien und den Colonien. Alle Monate segelt von hier ein
acketboot nach der Havannah, welches auf Portorico anzulegen pflegt.
in anderes geht alle zwei Monate nach Buenos-Ayres, Chili, Peru
ıd den Philippinen. Eben so wechseln monatlich die englischen und
anischen Packetboote zwischen Falmouth und Corunna. Seitdem der
anbel mit Amerika auch von Privatleuten betrieben werden darf, hat
s hiesige Geschäft sich außerordentlich gehoben. Am 16. Jan. 1809
iff unweit Corunna der französische Marschall Soult die sich zurück-
:henden Engländer unter General Moore an; aber ungeachtet der
ere das Leben durch eine Canonenkugel verlor, gelang es den
:anzosen doch nicht, die Einschiffung der Engländer zu hindern.

Corvette nennt man ein kleineres, sehr schnell segelndes
chiff, das nur 16 bis 18 Canonen führt. Da sie schnell segeln, so
:rden sie zu Jagden von Kauffahrteischiffen u. s. w. gebraucht.

Corvetto (Graf), geboren zu Genua, war anfangs Advocat in
:ser Stadt, schloß sich 1795 an die Partei an, welche den Umsturz der
ten Verfassung wünschte, pries die Vorzüge der französischen Revo-
tion und reizte seine Landsleute an, das Einrücken des Heeres un-
: Bonaparte nach Italien zu begünstigen. Bei der Gründung der
uen ligurischen Republik wurde er zu einem der drei Directoren er-
nnt. Er verwaltete dieses Amt bis zur Einverleibung Liguriens in
s französische Reich 1805, ging dann nach Paris, wo er zum Staats-
th ernannt wurde und vom Kaiser viele Beweise des Vertrauens
d der Achtung erhielt. Bei Wiederherstellung des Königthums
rde Corvetto, der naturalisirt worden, in den Staatsrath gerufen.
s Bonaparte von Elba zurückgekehrt war, ernannte dieser ihn
nfalls zu seinem Staatsrath; er nahm aber seinen Platz nicht ein,
dern zog sich seiner Gesundheit wegen aufs Land zurück. Nach der
eiten Rückkehr des Königs trat Corvetto wieder in Thätigkeit,
rd im Juli 1815 Mitglied der Commission zur Regulirung der von
n Alliirten gemachten Requisitionen, und bald darauf Finanzminister.
s solcher hat er große und durchgreifende Maßregeln ins Werk ge-
t, namentlich durch große Anleihen den Bedürfnissen Genüge ge-
let, und ist deshalb zwar viel und heftig getadelt worden, hat aber
ıls desto weniger vielleicht den besten Weg damit eingeschlagen.

Corvisart des Marets (Baron Jean Nicolas), ehemaliger
barzt Napoleons, ist zu Gricourt in Vermandois geboren. Nach-
ı er Docent bei der medicinischen Facultät zu Paris gewesen, ward
zum Armenarzt in dem Kirchspiel St. Sulpice ernannt. In diesem
te erwarb er sich den Ruf eines trefflichen ausübenden Arztes. Im

Jahre 1788 ward er als Arzt bei dem Charitéhospital angestellt. Er setzte hier den von seinem Vorgänger Desbois de Rochefort angefangenen clinischen Unterricht fort, und zwar mit solchem Erfolg, daß man ihn als den eigentlichen Begründer der Clinik in Frankreich ansehen kann. Bei den neuen medicinischen Schulen ward er daher auch zum Professor der Clinik ernannt; im J. 1797 erhielt er den Lehrstuhl der Medicin am College de France. Er gilt mit Recht für einen der geschicktesten Practiker unter den französischen Aerzten seiner Zeit. Bonaparte, den er als ersten Consul bei einem zurückgetretenen Ausschlag behandelte, ernannte ihn zum Gouvernementsarzt. Als Mitglied des Instituts trat er auf Befehl des Königs 1816 in die Akademie der Wissenschaften. Er hat verschiedene Schriften, worunter die meisten Uebersetzungen sind, geliefert.

Cosmisch, was auf das Weltgebäude und die Sonne insonderheit Bezug hat, z. B. ein Stern geht cosmisch, d. h. mit der Sonne zugleich auf und unter.

Cosmo I. von Medici, s. **Mediceer**.

Cosmogonie, die Lehre von der Entstehung der Welt; **Cosmologie**, die Wissenschaft der Welt im Allgemeinen.

Cossé (Charles de), bekannter unter dem Namen „Marschal von Brissac, war der Sohn des René de Cossé, Herrn von Brissac in Anjou, Oberfalkenmeisters von Frankreich. Er diente mit vielem Glücke in den neapolitanischen und piemontesischen Kriegen und zeichnete sich vorzüglich aus in der Schlacht bei Perpignan (1541), der er als Oberster der französischen Infanterie beiwohnte, und wo er mit einem Pikenschlage verwundet wurde. Der Dauphin Heinrich von Frankreich rief voll Bewunderung seines Muthes aus: „Wäre ich nicht der Dauphin von Frankreich, so möchte ich Brissac sein!“ Als nachheriger Befehlshaber der leichten französischen Cavallerie stand er seinem Posten mit solcher Auszeichnung vor, daß die ersten Edelleute des Reichs und selbst die Prinzen in seiner Schule sich für den Krieg bildeten. Als Kaiser Carl V. 1543 Landrecy belagern wollte, warf Brissac ihn drei Mal zurück und vereinigte sich, trotz der Ueberlegenheit des Feindes, mit Franz I., der mit seinem Heere bei Vitry stand. Der Monarch schloß ihn in seine Arme, ließ ihn aus seinem eigenen Pokale trinken und machte ihn zum Ritter seines Ordens. Nach mehreren andern großen Thaten, wofür er durch die Würde eines Großmeisters der Artillerie von Frankreich belohnt worden war, sandte ihn Heinrich II. als Botschafter an den Kaiser, um den Frieden zu unterhandeln. Hier bewies er sich als einen guten Politiker, und erwarb sich dadurch das Gouvernement von Piemont und den Marschallsstab von Frankreich (1550). Als Gouverneur der Picardie ging er nach Frankreich zurück und leistete dieser Provinz die wichtigsten Dienste. Brissac war klein und äußerst fein und zart gebaut, die Damen nannten ihn nur „den schönen Brissac.“ Man sagt, daß die Herzogin von Valentinois ihm ihre besondere Gunst geschenkt, und daß Heinrich II. ihn blos aus Eifersucht zum Lieutenant-General in Italien ernannt habe. Man erzählt sich eine Menge Züge zu seinem Lobe, von denen wir hier einige ausheben. Franz, Herzog von Guise, ließ es dem Brissac in Piemont an Allem fehlen. Der Marschall beklagte sich darüber ohne Hehl und mit Festigkeit in einem Briefe an den König, welcher unvorsichtig genug war, ihn seinem Lieblinge zu zeigen. Dieser sandte auf der Stelle einen seiner Vertrauten in das Lager zum Marschall, um denselben zu dem Vorgeben zu vermögen, daß er einen von seinen Secretären

entworfenen Brief, ohne ihn zu lesen, unterzeichnet habe. Der Abgesandte erschöpfte alles Mögliche, um den Marschall zu bewegen; doch unerschüttert war die feste Geradheit des großen Mannes. „Mein Freund," sprach er, „ich kenne am Hofe nur einen Protector, der ist der König; es bedurfte keiner so weiten Reise, um mir einen solchen Vorschlag zu thun. Ich habe meinen Brief wohl gelesen, ehe er abgegangen ist; auch erinnere ich mich seines Inhalts recht gut, und genehmige ihn heute noch." Einem Officier versagte er einst die Erlaubniß, den Winter in der Provinz zuzubringen. Der Officier reisete ohne Urlaub und ward dafür von Brissac für unfähig zu dienen, und des Adels für verlustig erklärt. Einige Damen am Hofe, die dieß Urtel zu hart fanden, drangen in den König, es zu cassiren. Der König wandte sich bittend an den Marschall, dieser aber antwortete ihm kurz: „Sire! Ihnen geschah die Beleidigung, Sie können sie also auch verzeihen. Wenn Eure Majestät diese Verletzung Ihres Dienstes gut heißen will, so kann ich nichts dagegen haben." Als er bei der Belagerung von Vignol am Montferrat sich in Schlachtordnung gestellt hatte, um Sturm zu laufen, zieht ein junger Mensch, Bastard aus dem Hause Roissy, den Degen, ehe noch das Zeichen zum Losbrechen gegeben ist, stürzt sich auf die Bresche, wirft alles vor sich her nieder, indem er die Spanier durch so viel Kühnheit in staunende Bestürzung setzt, und entscheidet die Einnahme des Platzes. Dieser Heldenmuth konnte jedoch nicht verhindern, daß man Kriegsrecht über ihn hielt und ihn einstimmig zum Tode verurtheilte. Da sprach der Marschall Brissac zu dem kühnen Jünglinge: „Mein Freund, das Gesetz hat dein Betragen gerichtet; ich will gütig sein, aus Rücksicht auf die Triebfeder. Ich spreche dich los, und um die Unerschrockenheit, die du gezeigt hast, zu ehren, gebe ich dir diese goldene Kette; trage sie als Zeichen meiner Liebe. Mein Stallmeister wird dir ein Pferd und Waffen geben; denn du sollst stets an meiner Seite fechten." Als die siegreiche Armee von Piemont unter Brissac reducirt wurde, traten die darüber aufgebrachten Soldaten in der ersten Aufwallung vor Brissac mit der Frage: „wo finden wir nun Brot, General?" Bei mir, meine Kinder, so viel als es dort geben wird!" antwortet er. Da kamen aber auch Handelsleute, welche, auf Brissacs Wort, der Armee bedeutende Vorschüsse gemacht hatten und baten ihn auch für sie zu sorgen. Sogleich gab er zu ihrer Unterstützung alles her, was er selbst hatte und ging mit ihnen an den Hof, um ihre gerechten Ansprüche für sie geltend zu machen. Als er aber die Guisen, welche damals die Allmächtigen in Frankreich waren, es nur bei einer sehr unfruchtbaren Theilnahme am Schicksale der Armen bewenden ließen, wandte Brissac sich an seine Gemahlin: „Sehen Sie hier, Madame, Leute, welche ihr Glück auf meine Zusicherung gebaut haben; der Minister bezahlt sie nicht und so sind die Unglücklichen verloren. Wie, wenn wir nun die Vermählung unserer Tochter, die wir jetzt vorhaben, bis auf ein ander Mal verschöben, und die bestimmte Mitgift zur Rettung dieser Menschen verwendeten?" Die Marschallin war nicht weniger großmüthig und hochgesinnt als ihr Gemahl. Mit ihrer Einwilligung nahm er die Mitgift seiner Tochter, lieh noch einige Summen dazu, und bezahlte den Kaufleuten die eine Hälfte baar, indem er ihnen für die andere hinlängliche Sicherheit gab. Bewundert als Held seiner Zeit verehrt als edler Mensch starb Brissac am 31. Dec. 1563 zu Paris.

Coster (Johann Lorenz), war zu Harlem gegen das Jahr 1370 geboren. Sein Name glänzt in den Jahrbüchern der Buchdruckerei,

deren Erfindung die Holländer ihm zuschreiben. Doch gründet diese Behauptung sich eben nicht auf die sichersten Beweise, und es waren, nach der Anwendung dieser Kunst zu Mainz, bereits 130 Jahre verflossen, als es der Stadt Harlem einfiel, die Erfindung derselben für sich in Anspruch zu nehmen. Auch vermag sie den bekannten und gewissen Thatsachen, den sprechenden unzweideutigen Beweisen, welche diese Ehre der Stadt Mainz zusichern, nichts als dunkle Sagen, Erzählungen alter Leute, Geschichtchen und Muthmaßungen, ja nicht eine einzige typographische Urkunde, die sich als Costers Eigenthum beweisen ließe, entgegenzusetzen. Alles, was man Harlem zugestehen kann, ist, daß sie eine der ersten Städte war, wo die Holzschneidekunst ausgeübt worden ist, durch welche man auf die Idee kam, Bücher in Holzplatten zu schneiden und abzudrucken, bis man bewegliche Lettern aus Holz und endlich aus Metall gegossen erfand. Doch ist es noch zu beweisen, daß diese Idee zuerst in Harlem empfangen und ausgeführt worden sei; vielmehr ist es ganz außer Zweifel gesetzt, daß Guttenberg gleich anfangs in Straßburg und sodann in Mainz mit beweglichen hölzernen Lettern gedruckt hat, und daß die gegossenen zu Mainz von Schöffer erfunden worden sind. Der gelehrte Meermann, Rath und Pensionär von Rotterdam, warf sich jedoch im Eifer für den Ruhm seines Vaterlandes zum Vertheidiger jener Behauptung auf; er that dieß in einer Schrift (Origines typographicae, Haag, 1765, 2 Bde. in 4.) mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit, und man kann wohl sagen, daß eine schlechte Sache nie besser vertheidigt worden ist. Auf dem Stadthause zu Harlem steht Costers Statue in Seide gehüllt, und in einem silbernen Kistchen verwahrt man das Speculum salutis, dessen Druck ihm die Holländer zuschreiben. Ueber der Thür des Hauses, das er bewohnt hat, sind vier lateinische Verse von Schrevelius eingehauen, deren zwei letzte nicht weniger sagen wollen, als daß die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Coster so sicher sei, als das Dasein Gottes. Coster starb um das Jahr 1440. (Vergl. den Art. Buchdruckerkunst.)

Coster (Samuel), der Stifter des amsterdamer Theaters. Sein Geburtsjahr ist ungewiß; eben so das Jahr seines Todes. Er practicirte als Arzt in Amsterdam, und war als solcher über 50 Jahre in dem dortigen Hospitale unentgeldlich thätig. Dabei widmete er sich dem Dienste Thaliens und Melpomenens. Man hat von ihm 5 Lustspiele und 6 Tragödien. Sein erstes dramatisches Werk sind die ländlichen Ergötzlichkeiten, sein letztes, das Trauerspiel Polyxena, jenes erschien 1615, dieses 1644. Seine Iphigenia (1626 ersch.) machte das meiste Aufsehen. — Dramatische Vorstellungen wurden damals in Amsterdam erst ohne Bezahlung und dann für einen gewissen Preis, zum Besten der Armen gegeben. Coster stiftete um diese Zeit eine Gesellschaft unter dem Namen Akademie, welche die Bildung der holländischen Sprache und Dichtkunst zum Zwecke hatte, aus welcher sich 1617 die förmliche Errichtung eines Theaters, obgleich noch unter dem Namen Akademie, entwickelte. Coster fand von Seiten der Geistlichkeit viele Schwierigkeiten, aber vom Magistrat auch einige Unterstützung. Dieser räumte ihm ein Local auf der Kaisersgracht ein. Es wurde ein passendes Brettergebäude aufgeführt. Coster schloß mit dem Waisenhause einen Contract ab. Dieses übernahm alle Kosten der neuen Unternehmung gegen ein Drittel des Gewinnstes, und überließ die zwei andern Drittel dem

Unternehmer. Im Jahre 1638 verwandelte ſich das bretterne in ein ſteinernes Haus, und die Akademie in ein Theater. Coſter hat, außer dem Verdienſte der Errichtung dieſes Theaters, noch das, die abgeſchmackten mimiſchen Darſtellungen der alten Rhetoriker verdrängt und dem guten Geſchmacke die Bahn gebrochen zu haben.

Coſtnitz, Coſtanz oder Conſtanz, die Hauptſtadt des Seekreiſes im Großherzogthume Baden, am Conſtanzer oder Bodenſee, und zwar auf dem Puncte, wo der Rhein den oberen und unteren See mit einander verbindet; 26 Gr. 48 Min. O. L., 47 Gr. 6 Min. 10 Sec. N. B. Die Stadt und ihre beiden Vorſtädte ſind heilpeiſe befeſtigt, und im Verhältniſſe zu der geringen Zahl von 4500 Einwohnern ungemein weitläuftig. Die alte biſchöfliche Reſidenz und die Kathedralkirche enthalten viele ſchöne Denkmähler gothiſcher Sculptur und Architectur. Eine Brücke über den Rhein verbindet die Stadt mit den Vorſtädten am gegenſeitigen Ufer. Conſtanz iſt in der Kirchengeſchichte merkwürdig durch das berühmte Concilium, welches von 1414 bis 1418 daſelbſt gehalten wurde. Der Kaiſer, der Papſt, 26 Fürſten, 140 Grafen, mehr als 20 Cardinäle, 7 Patriarchen, 30 Erzbiſchöfe, 91 Biſchöfe, 600 Prälaten und Doctoren, und gegen 5000 Prieſter erſchienen auf dieſer Verſammlung, zu welcher die Zerrüttungen und Streitigkeiten in Kirchenſachen die Veranlaſſung gaben. 72 Jahre hindurch, von 1305 bis 1377 hatten die Päpſte in Avignon ihre Reſidenz gehabt, als endlich Gregor XI. ſie 1378 wieder nach Rom verlegte, aber gleich darauf ſtarb. Da nun die italieniſchen und franzöſiſchen Cardinäle ſich über den zu wählenden Papſt nicht vereinigen konnten, ſo wählte jede Partei einen eigenen, ſo daß durch dieſe Wahl zweier Päpſte vierzig Jahre lang ein Schisma beſtand; ja, als Kaiſer Siegmund 1411 den Kaiſerthron beſtieg, gab es ſogar drei Päpſte, welche einander wechſelsweiſe in den Bann thaten. Um dieſen Unordnungen und der Verbreitung der Lehre des Huß ein Ende zu machen, reiſete Kaiſer Siegmund in Perſon nach Italien, Frankreich, Spanien und England, und berief (wie Kaiſer Maximilian I. im Scherze zu ſagen pflegte, als des römiſchen Reichs Büttel) eine allgemeine Kirchenverſammlung zuſammen. Auf dieſer wurden Wiclefs und Huſſens angebliche Ketzereien verdammt, und dieſer, des ihm gegebenen kaiſerlichen ſichern Geleits ungeachtet, am 6. Juli 1415, ſein Freund und Gefährte, Hieronymus von Prag, aber am 30. Mai 1416 zum Scheiterhaufen verurtheilt und verbrannt. Nachdem man durch dieſe doppelte Hinrichtung der Verbreitung der Ketzereien hinlänglich vorgebaut zu haben glaubte, ſchritt man zur Abſetzung der drei Päpſte. Johanns XXII. (oder auch XXIII.) Gregors XII. und Benedicts XIII. Johann, der ſelbſt auf dem Concilio gegenwärtig war, mußte in ſeine Abſetzung willigen. Zwar entfloh er in Soldatenkleidern, mit Hülfe Herzogs Friedrich von Oeſterreich, der darüber in Acht und Bann fiel und einen großen Theil ſeiner Länder verlor; allein endlich unterwarf ſich Friedrich, lieferte Johann ſelbſt an das Concilium und ins Gefängniß, und dieſer ließ ſich endlich mit der bloßen Cardinalswürde begnügen. Eben dies that Gregor XII., der jedoch ſelbſt reſignirte. Benedict XIII. behielt zwar noch einige Zeit in Spanien den päpſtlichen Titel, wurde aber nicht geachtet. Dagegen wurde Martin V. als rechtmäßiger Papſt erwählt. Siegmund glaubte nun eine gänzliche Verbeſſerung der kirchlichen Angelegenheiten bewirken zu können; allein da der neue Papſt wider des Kaiſers Willen ſich nach Italien begab, ging die

ganze Kirchenversammlung auseinander, ohne daß der Zweck derselben erreicht worden war. Dies geschah erst im Jahre 1531 auf dem Concilium zu Basel, auf welchem man den Papst den Aussprüchen eines Conciliums unterwarf, und Hussens Anhängern den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalten erlaubte. — Noch zeigt man den Reisenden die Halle, wo sich das Concilium versammelte (jetzt eine Markthalle), die Stühle, auf denen der Kaiser und der Papst gesessen, das Haus, wo Huß gefangen genommen ward, und wo sein Brustbild noch zu sehen ist, seinen Kerker im Dominikanerkloster, seine Statue, die der Domkirche zur Stütze dient, und im Schiff der Kirche eine Messingplatte, auf der Stelle, wo der ehrwürdige Märtyrer sein Todesurtheil ablesen hörte.

Costume, das bei einzelnen Personen oder ganzen Gemeinheiten, Nationen und Zeitaltern in Sitten, Gebräuchen, Lebensart Ueblicke. Die Kenntniß und Beobachtung desselben ist ein wichtiger Punct für bildende Künstler und Schauspieler. Man macht an den bildenden Künstler mit Recht die Anfoderung, daß er bei Darstellung von Personen aus verschiedenen Völkerschaften das Eigenthümliche derselben in der ganzen körperlichen Beschaffenheit, der National-Physiognomie, Gesichtsfarbe u. s. w. richtig beobachte; damit aber jener Eindruck bei dem Kundigen nicht gestört werde, soll er auch alle Nebenbezeichnungen der Kleidung, des Schmuckes, der Wohnungen, Geräthschaften Waffen u. s. w., der Nation und Zeit gemäß darstellen. Eben so wenig, als er in einer Scene, die in Rußland vorgeht, Palmen und Tiger in die Umgebung bringen darf, soll er den Amerikanern Turbans, den Römern, die Carthago belagern, Kanonen geben, und die Morgenländer am Tische sitzend mit Messer und Gabel speisen lassen. Daß die älteren und selbst die berühmtesten Mahler der neueuropäischen Schulen sich öftere Verletzungen des Costums haben zu Schulden kommen lassen ist nicht zu leugnen; nirgends aber sind diese Verletzungen größer gewesen, als auf der Bühne. Griechische, türkische und peruanische Prinzessinnen traten da auf in einem langen goldgestickten Sammetmantel, Merope und Cleopatra mußten sich in einen Reifrock stecken, Medea und Phädra französisch coeffiren lassen, selbst Bäuerinnen steckten in Wallfischrippen, und ein Held kam eben aus der Schlacht in einem Steifrocke, an dem kein Fältchen in Unordnung gekommen war. Von Lecain und Mademoiselle Clairon sagt man, daß sie zuerst, vom Comte de Lauragais unterstützt (der auf Theaterveränderungen allein 20,000 Livres wandte), das Costume auf der Bühne eingeführt hätten; allein ihre Reform machte eigentlich nur erst einen kleinen Anfang. Blos das Allergröbste schafften sie bei Seite, führten für Scythen und Sarmaten das Tigerfell, für Asiaten türkische Tracht ein, im Uebrigen blieb es beim Alten. Wie um die Tracht, so stand es um die übrige Decoration der Bühne, und noch ist es nicht lange her, daß Semiramis aus einem Palaste mit corinthischen Säulen hervortrat in einen Garten, in welchem eine ganze amerikanische Flora blühte; oder sie saß auf einem Throne, den ein Baldachin a la polonaise überwölbte, die sie umgebenden Personen trugen türkische Kleidungen, und ein Stallmeister aus den Zeiten der Chevalerie reichte ihr die Hand. In Deutschland ging es um nichts besser. Vor noch nicht gar zu langer Zeit konnte man auch hier die Begleiter des Theseus mit Allongeperücken und römische Soldaten in der Clemenza di Tito mit steifen Stiefeln und noch steiferen Zöpfen aufmarschiren sehen. Indeß haben doch die Deutschen

uerst diesen Uebelstand beseitigt, und einen sehr wohlthätigen Einluß auf das berliner Nationaltheater hat auch in dieser Hinsicht Madame Hendel-Schütz gehabt; diese Künstlerin, die sich auch urch ein tiefes Studium des Costume auszeichnet, wie die ins kleinste Detail eingehende Richtigkeit ihrer Draperie beweiset, war es, die s, zuerst mit zweifelhaftem Erfolge — denn woran gewöhnten wir ns nicht! — dann aber mit ungetheiltem Beifall belohnt, wagte, n Darstellung der Ariadne den französischen Flitterputz mit der aniken Bekleidung zu vertauschen, und somit das Signal zu einer urchgängig genauern Beobachtung des Costume gab. Welche erfreuiche Fortschritte seit jener Zeit gemacht worden sind, liegt am Tage; enigstens ist überall ein Streben sichtbar, der Wahrheit möglichst ahe zu kommen. In Frankreich ist man ebenfalls nicht zurückgelieben, und Talma ist es, der das Costume der pariser Bühne eformirt hat. Was Talma in dieser Hinsicht für die Bühne, das at David (der hierin an Vien einen Vorgänger hatte) für die Malerei gethan, und man muß seiner Schule eine genaue Beobachung der Costume nachrühmen. Eine der Untersuchung würdige Frage väre: Wie weit man hier die Wahrheit der Schönheit aufopfern ürfte? Ein Aufsatz, welcher diese Frage in Bezug auf das Theater eantwortet, findet sich in Müllners Almanach für Privatbühnen, Bd. 2. 1818. Dort wird die poetische Correctheit von der wisenschaftlichen unterschieden, und auf die Fälle hingedeutet, wo iese jener nachstehen muß, theils wegen nöthiger Uebereinstimmung er äußern Erscheinung mit dem Geiste des Gedichts, theils wegen er Verständlichkeit und der Vermeidung von Anstößen für das minder unterrichtete Publicum. Daß es der Kunst überhaupt freistehen nuß, das Costume, so wie die Sprache, zu idealisiren, scheint uneugbar. Ueber das Costume haben wir übrigens einige Werke, aber och kein ganz gutes, erhalten. Dandré Bardon hat sich nicht n die echten Quellen gehalten; der Traité des costumes von Lens st ein allzuschwacher Versuch, und Martini's Anmerkungen haben hn nur um weniger besser gemacht. Spalart's Versuch über das Costume der vorzüglichsten Völker des Alterthums, des mittleren Alters nd der neueren Zeiten (herausg. von Ign. Albrecht. Wien, 3 Bde. 796 bis 1799) ist besser, aber auch nicht fehlerfrei; am nützlichsten ind noch die Recueils des Costumes antiques von Rocheggiani nd Willemin, aber nicht das Ganze umfassend. Es bleibt demach dem Künstler nichts übrig, als sich an die Quellen unmittelbar n wenden. In Hinsicht auf das Costume der Alten sind es die arhäologischen Kupferwerke, in Hinsicht des neueren Costume Betrachung der Gemälde aus verschiedenen Zeiten, Grabsteine, Trachtenücher, in Hinsicht des Ausländischen aber Reisebeschreibungen, die hm zur Erreichung seines Zwecks helfen werden. Geschichte, Alterhümer und Erdbeschreibung sind ihm unentbehrliche Hülfskenntnisse. Für die neuere Zeit und das Ausländische hat man die Costumes ivils actuels de tous les peuples connus von St. Sauver, und eit unsere Dichter mehr als einen dramatischen Meridian um die Erde ezogen haben, einige Theatercostums, die Costumes et Annales des rands théatres de Paris und die Theatercostums des berliner Nationaltheaters.

dd.

Cothurn, eine Art hochgeschnürte Schuhe, dergleichen Diana nd ihre Jagdnymphen hatten, und noch jetzt von Jägern in Italien etragen werden; also Jagdschuhe. Gallenus und Pollux beschreiben

sie als hohe Schuhe, is zur Mitte des Beins reichend, und mit durchgezogenen Riemen fest umschnürt, um in rauhen Gegenden bequem laufen und springen zu können. Auch die tragischen Schauspieler trugen dergleichen, vielleicht zuerst als Erinnerung an die Bacchischen Züge, dann — und dies bewirkte Aeschylus — um den Schauspieler dadurch zur Heldengröße zu erheben. Er war von dem Jagdcothurn dadurch unterschieden, daß er eine hohe Korksohle hatte. Bisweilen bezeichnet der Ausdruck Cothurn die Tragödie selbst; auf dem erhabenen Cothurn einherschreiten, bedeutet: eine Tragödie darstellen. dd.

Cotin (Charles), Rath und Almosenier des Königs, Mitglied der französischen Akademie, geb. zu Paris 1604, verdankt die berüchtigte Celebrität seines Namens größtentheils den Satiren Boileau's. Seine Vertheidiger indeß versichern, daß er nicht so verächtlich gewesen, als man glaubt. Es ist gewiß, daß er Kenntnisse in der Theologie und Philosophie hatte, Hebraisch und Syrisch verstand und die griechischen Schriftsteller so fleißig studirt hatte, daß er den Homer und Plato zum Theil auswendig konnte. Auch muß man zugeben, daß die Sammlung seiner Gedichte manche recht anmuthige enthält. Man hat oft angeführt, daß der Reim Boileau bewogen habe, den Namen Cotin in seine Satiren zu setzen; allein dies ist nicht glaublich. Boileau hatte seit lange gerechten Grund, sich über Cotin zu beklagen, der ihn im Hotel Rambouillet als einen gefährlichen Menschen, dem nicht zu trauen sei, geschildert hatte. Die Spöttereien Boileau's erbitterten ihn noch mehr und er bot alles auf, ihn nieder zu machen, oder wenigstens zum Schweigen zu bringen. Der Ruf, in welchem er damals stand, sein Ansehn bei Hofe, sein Titel und sein Vermögen schienen ihm die Mittel dazu an die Hand zu geben, aber unglücklicherweise zogen ihm seine Klätschereien einen neuen Feind in Molière zu, der ihn in seinen Femmes savantes unter dem Namen Trissotin auf die Bühne brachte und dem Spott Preis gab. Man weiß, daß das Sonett an die Prinzessin Urania wirklich von Cotin ist, und daß er über dieses Gedicht in Beisein einer ausgewählten Gesellschaft mit Menage einen Streit gehabt hat, wobei sich Beide ungefähr dieselben Artigkeiten sagten, die Molière dem Trissotin und Vadius in den Mund legt. Seitdem zog sich Cotin zurück oder bekannte sich wenigstens zu keiner seiner Schriften mehr. Er starb im J. 1682. Seine Werke sind der Anführung nicht werth.

Cotopaxi, ein ungeheurer feuerspeiender Berg in den Andesgebirgen der spanisch-südamerikanischen Provinz Quito, 11 Meilen südöstlich von der Hauptstadt Quito. Zwischen dem Berg Rumiñavi, dessen Gipfel einer unermeßlich hohen Mauer gleicht, und dem mit ewigen Schnee bedeckten Quelondanna. Die beiden Gebirgsketten der Anden sind hier durch ein langes Thal geschieden, dessen Grund 9800 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, weshalb von dieser Basis aus der Cotopaxi und Chimborazo nicht höher als manche Bergkörper der Schweizeralpen erscheinen. Der Cotopaxi, der vollkommen kegelförmig gestaltet und mit einer ungeheuern Lage von Schnee bis zum Gipfel bedeckt ist, scheint vorzüglich, wenn die Abendsonne ihn beleuchtet, in einem unbeschreiblich wundervollen Glanze. Diese Schneedecke verhüllt dem Auge des Beobachters jede, auch die kleinste Unebenheit; keine Felsenspitze, keine Steinmasse dringt durch dies Kleid von Eis, und unterbricht die Regelmäßigkeit der conischen Figur. Der Form nach gleicht der Gipfel des Cotopaxi dem Zuckerhut, in welchem sich der Pik von Teyde endigt; allein er ist sechsmal so hoch, als die Spitze

es großen Vulcans auf Teneriffa. Der Crater ist mit einem schmalen Kranz umgeben, der durch ein gutes Teleskop wie das Parapet einer Schanze erscheint; am äußersten Rande desselben zeigen sich einige Felsengeschiebe, die, auf ihrer obern Seite ebenfalls mit Schnee bedeckt, in einiger Entfernung wie dunkle Streifen aussehen. Die große Steilheit dieses Theils des Kegels, und die heißen Dünste, welche durch die tiefen Spalten desselben ausströmen und den Schnee schmelzen, werden für die Ursache dieses Phänomens gehalten. Durch diese Spalten wirft der Vulcan bei seinen Ausbrüchen Schlacken, Bimstein, Wasser und Eisblöcke aus, die mit zerstörender Geschwindigkeit zum Rio Roto und den andern Strömen herabstürzen, welche diesem Berge entquellen. A. v. Humboldt besuchte im J. 1802 den Cotopaxi, und fand die größte Schwierigkeit, nur bis zur Grenze des ewigen Schnees zu gelangen. Seiner Behauptung nach dürfte es jeder menschlichen Anstrengung unmöglich werden, den Gipfel jemals zu ersteigen. — Der Cotopaxi ist der höchste Vulcan der Anden, die in neuern Zeiten Ausbrüchen unterworfen gewesen sind. Seine absolute Höhe beträgt 18,868 Fuß über der Meeresfläche. Er ist der furchtbarste Vulcan im Königreich Quito und seine Ausbrüche die häufigsten; die Schlacken und die Felsenblöcke, welche er nach und nach ausgeworfen, und die mehrere Quadratmeilen Landes bedecken, würden zusammen aufgehäuft einen riesenmäßigen Berg bilden. Seit kurzem speit er wieder Feuerfluthen und streut Verderben über die herrlichen Thäler, die ihn umgeben. Die merkwürdigsten Ausbrüche sind die von 1698, 1738, 1742, 1744, 1766 und 1768. Der letzte, von dem wir einige Nachricht haben, ist der von 1803. Im J. 1698 wurde eine Menge Dörfer und die Stadt Tacunga mit drei Viertheilen ihrer Bevölkerung das Opfer des vulcanischen Ausbruches. 1733 erhoben sich die Flammen fast 3000 Fuß über den Gipfel des Berges. 1744 hörte man das brüllende Getöse des Vulcans in einer Entfernung von mehr als 100 deutschen Meilen. Am 4. April 1768 war die Menge der ausgeworfenen Asche so groß, daß der Tag in den nahen Städten Tacunga und Hambato bis Nachmittags um 3 Uhr dergestalt verdunkelt ward, daß die Bewohner mit Laternen auf der Straße gingen. Dem Ausbruch, welcher im Januar 1803 Statt fand, ging das furchtbar schnelle Schmelzen der Schneedecke des Berges voran. Zwanzig Jahre hindurch war dem Crater weder Rauch noch Dunst entstiegen, und in einer einzigen Nacht ward das unterirdische Feuer so thätig, daß bei Tagesanbruch die Außenwände des Kegels von den Flammen erhitzt, nackend und in einer sonderbar dunklen Farbe sich zeigten. Der geschmolzene Schnee stürzte sich in gewaltigen Strömen in die benachbarten Thäler, und verbreitete, jedes Hinderniß wegschwemmend, weit und breit Verwüstung und Tod. Humboldt, der sich damals gerade zu Guajaquil wenigstens 40 deutsche Meilen in gerader Linie vom Fuß des Berges entfernt aufhielt, versichert, das donnernde Getöse des Vulcans bei Tag und Nacht einem ununterbrochenen Artilleriefeuer ähnlich vernommen zu haben.

Cotta (Johann Friedrich), einer der angesehensten, kenntnißreichsten und verdienstvollsten Buchhändler Deutschlands, ist 1764 geboren. Er behauptet, seine Abkunft bis zu dem alten römischen Geschlecht Cotta, das zur Zeit der Republik blühte, hinaufverfolgen zu können. Nach den von Otto I. dieser Familie ertheilten und von Kaiser Sigismund bestätigten Adelsbrief kam sie von Rom nach Mailand und von da nach Oesterreich und Sachsen. Von Eisenach, wo sie zur Zeit der Reformation in großem Ansehn stand, kam ein Zweig nach Dresden. Ein

Sprößling desselben, der 1640 bei Zimmermann in Wittenberg die Buchhandlung erlernt hatte, zog nach einigen Jahren nach Tübingen, und gründete dort die noch bestehende Johann Georg Cotta'sche Buchhandlung. Unser Johann Friedrich Cotta erhielt seinen ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Stuttgart. Er war anfangs für die Theologie bestimmt, wählte aber nachher mit Genehmigung seines Vaters den Militärstand und studirte demnach mit besonderm Eifer Mathematik. Dieses Studium setzte er in Tübingen unter dem berühmten Professor Pfleiderer fort, der ihm eine Erzieherstelle bei dem damals vierjährigen Fürsten Lubomirski anbot, die er nach drei Jahren antreten sollte. Cotta nahm das Anerbieten an und setzte mit Rücksicht auf diese Bestimmung seine Studien, die er auch auf die Jurisprudenz ausdehnte, fort, besuchte in Gesellschaft mit dem berühmten Kupferstecher Müller Paris, wo er mit den in der Literatur und den Wissenschaften ausgezeichnetsten Männern Frankreichs Bekanntschaft anknüpfte und den Unterricht der besten Lehrer in der französischen Sprache, der Mathematik, Naturgeschichte u. s. w. genoß. Zugleich hatte er den Vortheil, hier mit einer Menge von Kunstansichten vertraut zu werden. Nach seiner Rückkehr in Tübingen bot sich ihm eine vortheilhafte Anstellung dar; er verzichtete aber darauf, weil er dadurch die Versorgung seiner Schwester begründen konnte, ließ sich beim Hofgericht examiniren und ward als Advocat an demselben angenommen. Die Rechtswissenschaft wurde aber weder practisch noch theoretisch von ihm fortgeübt, sondern alle Zeit und Bemühung den Naturwissenschaften gewidmet. Die Zeit, wo er nach Warschau gehen sollte, war inzwischen gekommen; aber die Unruhen in Polen ließen ihn seine Abreise verschieben, und als er im Begriff war, eine ähnliche Stelle bei den Herren Mallet in Genf anzunehmen, zeigte sein Vater die entschiedenste Abneigung dagegen, und drang in ihn, die ihm angehörige Johann Georg Cotta'sche Buchhandlung zu übernehmen. Er fügte sich dem väterlichen Willen und trat auf diese Weise den 1. Decbr. 1787 ein Geschäft an, von dem er keine Kenntniß hatte, das sich in einem Zustand des Verfalls befand und zu dessen kräftiger Emporbringung und Fortführung ihm alle Unterstützung von Hause fehlte. Er hatte unter diesen ungünstigen Umständen mit Sorgen und Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen. Dreihundert Ducaten, welche ihm die Fürstin Lubomirski als eine Entschädigung auszahlen ließ, verschafften ihm eine wesentliche Erleichterung. Nachdem er sich mit rastlosem Fleiß mit dem Gang und der Natur seines Geschäfts bekannt gemacht hatte, beschloß er, forton seine Unternehmungen von sich selbst ausgehen zu lassen. In Verfolg dieses Grundsatzes entstand die Allgemeine Zeitung und diese bewirkte die Verbindung mit Schiller, der nach und nach Verbindungen mit Göthe und mit so vielen andern Gelehrten und Künstlern vom ersten Range folgten, deren zum Theil classische Werke er in Verlag nahm. So gelang es ihm, durch Einsicht und Thätigkeit seine Handlung zu einer der wichtigsten in Deutschland zu erheben und sich neben der Achtung seines Vaterlandes auch ein ansehnliches Vermögen zu erwerben. Aber auch an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes hat Cotta Antheil genommen. Im J. 1799 ging er auf Veranlassung der würtembergischen Landschaft nach Paris, wo er gleich nach dem 18ten Brumaire ankam und so glücklich war, den Entwurf eines Friedens zu erhalten, dem zufolge Würtemberg gegen 8 Millionen Livres, eine hinlängliche Entschädigung

an Ländern erhalten und als in Frieden mit Frankreich betrachtet werden sollte, welche Bedingungen man selbst noch gelten lassen wollte, als Moreau schon bei Hohentwiel stand. Eine zweite Reise machte Cotta 1811 nach Paris, auf Veranlassung eines benachbarten Fürsten. Auf dem wiener Congreß erschien er unter den Deputirten der Buchhändler, um ihre Sache gegen die Nachdrucker zu führen, wo er jedoch keine reellen Resultate gewonnen hat. Nach seiner Rückkehr vom Congreß ward er zum Repräsentanten beim bevorstehenden Landtag gewählt. Auf diesem Posten gehörte er anfänglich zur Volkspartei, nahm aber späterhin die des Königs, worüber er vielen Anfechtungen ausgesetzt gewesen ist. Er erhielt nach dem wiener Congreß den Titel als preußischer geheimer Hofrath und der König von Würtemberg hat den Adel seiner Familie unter dem Namen Cotta von Cottendorf erneuert. Man vergl. eine umständlichere Biographie Cotta's in den Zeitgenossen N. XIV.

Cottbus, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, zur Provinz Brandenburg gehörig, liegt an der Spree, zählt ungefähr 5800 Einwohner, welche theils deutsche und wendische Lutheraner, theils Reformirte sind. Die wendische Gemeinde ist die stärkste. Die vornehmsten Nahrungszweige sind Material- und Tuchhandel, das Leinenweben und Bierbrauen. Letzteres ist so beträchtlich, daß die Stadt durch einen Aufschlag von einem Pfennig auf jedes Quart Bier die während des siebenjährigen Krieges gemachten ansehnlichen Schulden in neunzehn Jahren hat tilgen können. Noch verdient eine Erwähnung das hiesige Gymnasium und das Coloniegericht für die hier ansässigen ehemaligen Pfälzer und Wallonen. — Der Cottbuser Kreis hat 20 Q. M. größtentheils sandigen Bodens, viel Wald, gute Fischerei, Viehzucht und gegen 33,000 Einwohner, unter denen viel Wenden sind. Er ist ganz von der Lausitz eingeschlossen, wurde im tilsiter Frieden von dem König von Preußen an Sachsen abgetreten, 1813 aber von Preußen wieder in Besitz genommen.

Cottin (Sophie Risteau), geb. zu Tonneins im J. 1773, gest. zu Paris den 25. August 1807, ist die Verfasserin mehrerer Romane, die sowohl in Ansehung des Styls, als besonders wegen des hohen Interesse, das sie einflößen, eine rühmliche Erwähnung verdienen. Clara von Alben, Malwina, Amalie Mannsfield, Mathilde und Elisabeth oder die Verbannten in Sibirien sind die Werke, worin die schöne Seele der Verfasserin, ihre Begeisterung für die Tugend und ihr gebildeter Geist sich aussprechen. In Deutschland hat man diese Dichtungen in Uebersetzungen mit Beifall gelesen, ohne die Verfasserin gekannt zu haben.

Cotius, s. Centimanen.

Coucy (Renaud, Castellan von), war der Held einer tragischen Begebenheit, welche die alten Romanendichter (Romanciers) und die Poeten sehr beschäftigt hat; auch war er Verfasser mehrerer Gedichte. Man hält ihn für den Neffen oder doch für einen Verwandten des Raoul, Herrn von Coucy, mit welchem er auch verwechselt worden ist. Eine Handschrift in französischen Versen auf der königlichen Bibliothek zu Paris, betitelt: Roman des Castellan von Coucy und der Dame von Faïel, geschrieben um das Jahr 1228, und eine Chronik über den nämlichen Stoff von Fouchet, geschrieben um das Jahr 1380, überliefern uns eine Geschichte der zärtlichsten Liebe und der empörendsten Grausamkeit, von der wir hier einen Aus-

zug geben wollen. Renaud, Castellan von Coucy, ward gerührt von den Reizen der Gemahlin Auberts de Faïel, Gabriele de Vergy. Das Schloß Faïel lag nicht weit entfernt von Coucy, und beide in der Nähe der Stadt Saint Quentin. Renaud warf sich mit dem Geständnisse seiner Leidenschaft zu Gabrielens Füßen, sie wies ihn zurück, aber — nicht für immer. Die Liebenden sahen sich mehrere Male ins geheim. So entstanden unter den Versicherungen der feurigsten Liebe und den unaufhörlichsten Besorgnissen, welche der Gemahls Eifersucht gebar, Renauds Lieder, von denen uns eine Sammlung aufbehalten ist, Ausdrücke der glühendsten Leidenschaft. Die Verpflichtung, zum Kreuzzug sich zu stellen, unterbrach das stille Glück der Liebenden. Renaud reisete ab und schiffte sich zu Marseille mit Englands Richard ein. Bei seiner Ankunft in Palästina war Acre schon in der Gläubigen Besitz. Mit Richard schlug er an dem glänzenden Tage bei Cäsarea und siegte mit ihm bei Ascalon. Aber bei der Vertheidigung eines Schlosses, wo der König sein Quartier genommen hatte, traf ihn ein vergifteter Pfeil. Alle Mühe ist vergebens, alle Kunst der Aerzte scheitert, die Wunde scheint unheilbar. Da bittet Renaud, ermattet von Leiden und Sehnsucht, um die Rückkehr in sein Vaterland. Sie wird gewährt, und bald ist er auf dem Wege nach der Heimath. Doch schon nach einigen Tagen fühlt er die Nähe des wirkenden Todesengels: da ruft er seinen treuen Knappen an das Lager, und reicht ihm eine silberne Kapsel mit den Geschenken seiner Herrin. „Nimm," sprach er mit bebender Stimme zu ihm „nimm, und verwahr' es wohl; nach meinem letzten Seufzer schliebe mein Herz hinein und bring dies Alles der Dame von Faïel." Noch fügte er einen Brief hinzu, den er nur mit der äußersten Anstrengung zu unterzeichnen vermochte. Er starb, und der treue Diener eilt nach dem Schlosse von Faïel; sein Unstern führt ihn in die Hände des Herrn des Schlosses. Argwöhnisch läßt dieser ihn streng durchsuchen und findet bei ihm die letzte Gabe, die letzten Ausdrücke einer unauslöschlichen Zärtlichkeit. Entbrannt von Wuth, sinnt er nur auf die fürchterlichste Rache. „Nimm dieses Herz," spricht er zu seinem Koch, „bereit' es zu und setz' es auf die Tafel meiner Frau!" Es geschieht, und Gabriele — ißt davon. „Haben Sie es gut gefunden, dieses Fleisch?" fragt der Gemahl. „O vortrefflich!" rühmt die Arme. „Das glaub ich gern, erwiederte er, „es muß auch ein köstliches Gericht für Sie sein, denn es war das Herz des Castellans von Coucy!" Zur schrecklichen Ueberzeugung schleudert er ihr den Brief hin, den Renaud sterbend ihr geschrieben hatte. Nach dieser entsetzlichen Mahlzeit wollte die Unglückliche nichts mehr genießen, sie starb eines freiwilligen Hungertodes. Die Lieder der Liebe des Castellans von Coucy sind in den: „Mémoires historiques sur Raoul de Coucy," in 12 Paris, 1781 (in der alten Sprache mit beigefügter Uebersetzung und alter Musik dazu) gesammelt erschienen.

Coulissen; 1. die Fugen in einem Fensterrahmen, in denen man das Fenster oder einen Laden auf- und niederziehen kann; bisweilen 2. ein solches Fenster oder solcher Laden selbst; 3. die Flügel auf der Schaubühne, wodurch die verschiedenen Veränderungen derselben hervorgebracht werden. Diese gehören auf unsern Bühnen zur Scenerie und dem Maschinenwesen. Auf den Bühnen der Alten hatte man sie nicht, und es scheint, daß die beiden Seitenwände unverändert blieben und eine ganz einfache Verzierung, vielleicht nur einen einfachen Anstrich von einer nicht sehr in die Augen fallenden Farbe

)atten, die zu jeder Vorstellung und jeder Veränderung der Scene)aßte. Als man im 16ten Jahrhunderte Schauspielhäuser im neuern Europa errichtete, waren diese Seitenwände ebenfalls nicht mit beweglichen Maschinen versehen. Ehedem, als noch die Mysterien)orgestellt wurden, saßen an den Seiten in einer eigenen Art von Sitzen die Schauspieler. So wie daher das Stück anfing, sahen die Zuschauer gleich alle spielende Personen; so oft ein Schauspieler an die Reihe kam, stand er von seinem Sitze auf, und setzte sich wieder)ahin, wenn sein Auftritt zu Ende war. In späterer Zeit hatte man eine Art Parket zur Seite der Bühne, worauf selbst Zuschauer gelas)en wurden, besonders die Kunstrichter und witzigen Köpfe der dama)igen Zeit. Diese hatten Bursche zur Aufwartung, die ihnen Pfeifen und Tabak reichten; denn sowohl hier als auf den übrigen Plätzen wurde geraucht. Wo dieser Uebelstand nicht herrschte, war doch die Vorrichtung nur kärglich. Man deutete die Aufführung eines Trauer)piels durch schwarze Umhänge der Bühne, und die Veränderungen der Oerter blos durch die Ueberschrift ihrer Namen an. Nur wenige Hülfsmittel waren da, die Täuschung der Zuschauer durch Verzierun)gen der Bühne zu befördern: ihre Phantasie mußte sich meistens Ort und Umstände hinzudenken, und, wie Shakspeare selbst sie einmal dazu auffodert, das Fehlende mit ihren Gedanken ausfüllen. Dem italieni)chen Architekten Serlio († 1540) verdanken wir ein Hülfsmittel)ieser Art. Er war es, der an den Seiten der Bühne zuerst Cou)lissen so aufstellte, daß ein Raum dazwischen blieb, daß man hinter eder hinweggehen konnte. Hierdurch wurde eine bessere Beleuchtung möglich, die bis dahin sehr unvollkommen gewesen war, durch zwei große Kronleuchter, die über der Bühne herabhingen. Jetzt war man in den Stand gesetzt, eine solche anzubringen, die selbst nicht sichtbar war und nur durch ihre Wirkungen gesehen wurde, welche man nach den Umständen verstärken oder schwächen konnte. In England wurde)iese erst durch Garrik nach seiner Rückkehr aus Frankreich eingeführt. Noch ein wichtigerer Zweck aber wurde durch sie dadurch erreicht, daß man Decorationen auf ihnen anbringen konnte, welche dienten, Ort und Umstände der dargestellten Handlungen auch vor das Auge zu brin)gen; und mit diesen Versinnlichungen, da die Coulissen bewegliche Maschinen sind, so oft zu wechseln, als es die Umstände erfodern, so daß wir durch bloßes Zurückziehen der einen und Vorschieben der an)dern uns aus der Straße in das Innere der Wohnungen, von da in Wald, Gebirg, Tempel, Gefängniß u. s. w. versetzt finden. Damit die Täuschung für die Zuschauer aber noch mehr befördert werde, müssen die Coulissen perspectivisch gestellt sein, und einander decken. Hiezu gewähren breite Coulissen einen beträchtlichen Vortheil, weil alsdann auf jeder einzelnen Coulisse ein großer Theil der Vorstellun)gen perspectivisch gemahlt werden kann, wodurch sich das Ganze bes)er zusammen verbindet. Bisweilen hat man die Coulissen, damit sie sich besser decken möchten, nach einer schrägen Linie gestellt; hier)durch aber wird die Bewegung derselben erschwert. dd.

Coup ist ein französisches Wort, dessen mannichfaltige Bedeu)tungen nicht hieher gehören, das wir aber erwähnen, weil es nicht selten, und besonders in mehreren seiner Zusammenstellungen, in der deutschen Conversation vorkommt. Coup heißt im Allgemeinen: Streich, Schlag, Unternehmen, Ausgang einer Sache. So kann ein Feldherr, so kann ein Spieler, jeder in seiner Art, einen glücklichen, einen unglücklichen Coup machen. — Coup-de-main, in der Kriegs-

sprache eigentlich ein Angriff, der nur mit Handwaffen, als Degen, Flinte, Lanze ꝛc., ohne Artillerie, geführt wird. Auch jede plötzliche kühne, leicht geführte und schnell gelungene Unternehmung. Der Ausdruck wird auch uneigentlich auf andere, diesen ähnliche Fälle des Lebens ausgedehnt. — Coup d'oeil ist der schnelle Blick, mit welchem ein Mensch alles zum eben vorliegenden Gegenstande Gehörige auf der Stelle übersieht; ferner Augenmaß, die Fähigkeit, die Größe und Menge gewisser Gegenstände nach dem bloßen Anblick ziemlich richtig anzugeben; endlich auch soviel als Aussicht oder Ansicht. — Coup de Théâtre, Theatercoup, eigentlich auf der Bühne eine zu einem bestimmten Zwecke künstlich vorbereitete, plötzliche Veränderung, wodurch ein hoher Grad der Ueberraschung bereitet wird, sei es in Verwandlung der Decoration, oder im unerwarteten, das Interesse besonders ergreifenden und der Sache eine gewisse Richtung gebenden Auftreten oder Gruppiren der Personen. Theatercoup wird auch häufig für jede auffallende Handlung gebraucht, wo es gar nicht oder doch weniger um die Sache, als um den Schein, oder auch darum, mit der Sache auch den Schein zu retten, zu thun ist. — Coup d'état, Hauptcoup, ist eine kräftige, zuweilen gewaltsame Maßregel, die ein Fürst, ein Staat in außerordentlichen Fällen, wo die gewöhnlichen Mittel nicht zuzureichen scheinen, ergreift. Auch eine Handlung, eine Begebenheit, welche einen wichtigen, entscheidenden Einfluß auf den Staat hat, wie eine Hauptschlacht, die Einnahme der Hauptstadt eines Reichs ꝛc. Ueberhaupt alles, was in einer Sache groß, außerordentlich und entscheidend ist.

Coupon, ein abgeschnittenes Stückchen, ein Abschnitt. Insbesondere sind Coupons die den Staatsschuldbriefen (Staatsobligationen) beigefügten Zinsen- oder Hebungsscheine, wovon bei jeder Auszahlung einer abgeschnitten und der auszahlenden Casse zum Belege gegeben werden muß. Der Zweck derselben ist, Betrügereien und Unterschleif zu verhüten, weil, wenn sie nicht ganz genau an den Schuldbrief passen, zu dem sie gehören, ihre Unechtheit sogleich offenbar wird. Man pflegt sie auch Zinsleisten zu nennen.

Cour d'amour, s. Gerichtshöfe der Liebe.

Courant heißt theils Silbergeld oder Münze im Gegensatze des Goldes, theils wirkliches geprägtes Geld im Gegensatze der Bankzettel oder des Bankgeldes. Die größern Münzarten nennt man Grobcourant zum Unterschiede von der sogenannten Scheidemünze.

Courbette nennt man in der Reitkunst die künstlichen bogenförmigen Sprünge des Pferdes, wenn es die beiden Vorderfüße hebt, und fast zu gleicher Zeit mit den Hinterfüßen nachsetzt.

Cours, der laufende Geldpreis. Wechselcours heißt bei den Wechselhändlern (Banquiers) der steigende und fallende Preis der Wechsel auf auswärtige Handelsplätze. Die Veränderungen desselben sind aus den Courszetteln zu ersehen, welche auf allen bedeutenden Handelsplätzen wöchentlich von den verpflichteten Wechselsensalen auf der Börse angefertigt werden. Man findet gewöhnlich darüber die Worte Briefe und Geld. Jenes „Briefe" zeigt an, daß man zu dem bemerkten Course Wechsel oder Papiere, wie es genannt wird, anbietet für Geld; dieses „Geld" zeigt an, daß man zu dem bemerkten Preise Geld für Wechsel oder Papiere anbietet.

Court de Gebelin (Antoine), geb. zu Nimes 1724, und gest. zu Paris am 10. Mai 1784. Sein Vater war Protestant, und hatte nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes sich genöthigt

gesehen, Frankreich zu verlassen, und sich in die Schweiz zu begeben. Der junge Gebelin zeigte bald eine unersättliche Wißbegierde. Sobald er im Stande war, die Schriften der Alten zu lesen, beschäftigte er sich unaufhörlich mit ihnen. Beredsamkeit, Geschichte, Poeße, kurz, alle Schätze des Alterthums öffneten sich ihm. Im 12. Jahre riß er durch den Umfang seiner Kenntnisse zur Bewunderung hin. Als er seine Studien vollendet hatte, wollte sein Vater, daß er sich zum evangelischen Geistlichen bestimmen möchte; doch Gebelin verzichtete bald auf diese Laufbahn, um sich ganz seinen Lieblingswissenschaften widmen zu können. Naturgeschichte, Mathematik, todte und lebende Sprachen, Mythologie, Alterthümer, Archäologie, alles studirte und verschlang er gleichsam. Nach seines Vaters Tode ging Gebelin nach Paris. Vorher machte er eine Reise nach Languedoc. Dort überließ er einer Schwester das kleine Erbtheil, das ihm geblieben war, und so kam er in der Hauptstadt an mit nichts, als dem Reichthume seines Genies ausgestattet. Bald war er mit den interessantesten Menschen in Berührung. Doch verflossen zehn Jahre, ohne daß irgend ein Werk seinen Ruhm angekündigt hätte. Während dieser Zeit sammelte er Materialien; endlich war der Plan entworfen, und es erschien „die Urwelt" (le monde primitif). „Dieses Werk (sagt darüber ein Kritiker) setzt durch die unermeßliche Gelehrsamkeit, die es umfaßt, in Erstaunen und gereicht, hauptsächlich in Betracht des Genies, welches die Theile, aus denen es besteht, zu vereinigen gewußt hat, zur größten Ehre der französischen Nation." Die Ursprache ist darin erwiesen, entwickelt und niedergelegt; die offenbaren Ungereimtheiten der Mythologie sind darin berichtigt, und diese Perioden der Vorzeit gewinnen unter Gebelins Feder neues Leben. Er gibt darin ein Gemählde der Einrichtungen der ersten Menschenvereine, ihrer Gesetze und Gebräuche, ihrer Schriftzeichen und ihres Geistes. Die französische Akademie wußte Gebelins Verdienste zu würdigen. Um ihm in seinem eben so nützlichen als kostspieligen Unternehmen zu Hülfe zu kommen, gestand sie ihm zwei Mal hinter einander den für denjenigen Schriftsteller bestimmten Preis zu, der im Laufe eines Jahres das schätzbarste Werk drucken lassen würde. Ein anderes Werk, dem er das Dasein gab, ist das Museum. Uebrigens zeichnet sich Gebelin in allen Lebensverhältnissen durch Gutmüthigkeit, Sanftheit und Natürlichkeit seiner Sitten aus. „Die Republik der Gelehrten," sagte er, ist kein Kampfplatz, und unsere Federn sind keine Fäuste. Wir wollen uns gegenseitig achten, lieben, aufklären, und statt uns einander zu unterdrücken, laßt uns in Gemeinschaft ein Gebäude aufführen, der Wahrheit geweiht, uns anvertraut zur allgemeinen Glückseligkeit!" Von einer Krankheit befallen, nahm Gebelin seine Zuflucht zu Mesmer, der durch die Anwendung des thierischen Magnetismus die Quelle seiner Leiden hob. Dies bewog Gebelin, als Vertheidiger Mesmers aufzutreten. dd.

Courten (William), ein berühmter englischer Kaufmann und Schiffs-Rheder. Sein Vater war William Courten, ein reicher flamändischer Kaufmann, der, um vor Alba's Grausamkeiten sicher zu sein, sich in London niedergelassen hatte. William war 1572 in London geboren, und führte von 1606 an in Gemeinschaft mit seinem Bruder Peter den väterlichen Handel mit so vielem Glücke fort, daß er bald unermeßlich reich ward. Beide Brüder wurden in den Ritterstand erhoben. Außer dem gemeinschaftlichen Handel verfolgte William noch seine besondern Speculationen. Er ließ über 20 Schiffe bauen, und

beschäftigte mehrere Jahre lang über 1000 Seeleute. Er schoß Jacob I. und Carl I. zu verschiedenen Zeiten bedeutende Summen vor. Aber er erfuhr auch den Wechsel des Glücks. Zwei seiner Schiffe hatten 1614 eine wüste Insel entdeckt. Courten gab ihr den Namen Barbados (eine der Caraiben), den sie noch führt, und erhielt 1627 die Erlaubniß vom Könige, dort eine Colonie anzulegen, welche sich bald ansehnlich vermehrte und ihm neue Reichthümer zuführte. Doch Lord Carlisle entriß ihm diesen Besitz 1629 durch Hinterlist und Gewalt. In Amboina, wo er ebenfalls ein Etablissement hatte, wurden seine Factore ermordet und seine Waaren geraubt. Dadurch ging der beträchtlichste Theil seines Vermögens verloren. Er wandte den Rest zu einer Speculation nach China an. Doch auch diese mißlang. Er war zu Grunde gerichtet, stürzte sich in Schulden, und starb 1663 in völliger Armuth.

Courtine, ein Wall, der zwei Bollwerke (Bastionen) mit einander verbindet, ein Mittelwall.

Coustou (Nicolas), geb. zu Lyon am 9. Januar 1658, gest. zu Paris den 1. Mai 1733, und Guillaume, geb. 1687, gest. den 22. Febr. 1748 zu Paris zwei Brüder, machten sich als Bildhauer berühmt, und gehören unstreitig zu denen, durch deren Bemühungen in Frankreich unter Ludwig XV. die Sculptur eine edle Richtung erhielt. Dem ältern spricht man erhabene Ideen und feinen Geschmack zu; er zeichnete richtig, gab seinen Figuren edle Stellungen, zierliche und edle Gewänder. Vorzüglich geschätzt wird seine Abnehmung vom Kreuze auf dem Hauptaltar der pariser Cathedrale. Der jüngere Bruder war zugleich ein Schüler des älteren, und kein unwürdiger, weshalb er auch seinem Bruder in der Stelle des Directors der Akademie für bildende Künste folgte. Von ihm wird vornehmlich geschätzt das Grabmahl für den Cardinal du Bois in der Kirche St Honoré. Ihn übertraf jedoch sein ältester Sohn, der ebenfalls Guillaume hieß (geb. zu Paris 1716, gest. das. 1777), und welchem Joseph II. bei seiner Anwesenheit zu Paris eigenhändig den St. Michaelorden anlegte. Die Statuen der Venus und des Mars, die er 1769 für den König von Preußen in mehr als natürlicher Größe gearbeitet hatte, erwarben ihm allgemeine Bewunderung; sein in der Cathedrale der Stadt Sens errichtetes Grabmahl des Dauphins und der Dauphine, der Aeltern Ludwigs XVI., trägt den angemessenen Charakter majestätischer Einfalt.

Cowley (Abraham), 1618 zu London geboren, fand als Kind so viel Vergnügen an Spencers Fairy Queen, daß er sich dadurch früh, und, wie er sich ausdrückt, unwiderruflich zum Dichter bestimmen ließ. Er besuchte die Westminsterschule, und zeichnete sich bald durch Fleiß, Wißbegierde und Talente vor allen seinen Mitschülern aus. Kaum hätte er im J. 1643 in Cambridge den Grad eines Magisters der freien Künste angenommen, als er durch Cromwell von Cambridge vertrieben ward. Er nahm nun seine Zuflucht nach Oxford, und machte daselbst seine Satire, the Puritan and the Papist, bekannt. Sein Eifer für die Sache des unglücklichen Carls I., seine Kenntnisse und sein Witz erregten bald die Aufmerksamkeit mehrerer Häupter der königlichen Partei, besonders des Lords Falkland, der ihn der Königin als einen zu Geschäften brauchbaren Jüngling so dringend empfahl, daß sie ihn, als sie sich genöthigt sah, England zu verlassen, mit sich nach Paris nahm und zu ihrer geheimen Correspondenz gebrauchte. In dieser ehrenvollen Verbindung blieb er zwölf

Jahre, nach deren Verlauf er nach England zurück geschickt wurde, um unter dem Scheine des Privatlebens Gelegenheit zu finden, sich von dem Zustande seines Vaterlandes zu unterrichten. Sich seiner treu geleisteten Dienste und Fähigkeiten bewußt, machte er sich bei der Wiederherstellung der Regierung Hoffnung zu einer ansehnlichen Beförderung, sah sich aber getäuscht. Gekränkt darüber, begab er sich nach Chertsey in Surrey, erhielt zwar nachher einige Unterstützung, genoß sie jedoch nicht lange, denn er starb bereits 1667. In der Westminsterabtei neben Chaucer und Spencer begraben, erhielt er auf einem Denkmahle die ehrenvollen Beinamen: Anglorum Pindarus, Flaccus et Maro. In seinen Gedichten herrscht eine große Abwechselung des Styls und der Empfindung, und sie erheben sich von tändelnder Leichtigkeit bis zu Schauer erweckender Größe. Seine Ode on wit ist vortrefflich, und seine Ballade, the Chronicle, nennt Johnson a composition unrivalled and alone.

Coxe (William), berühmter englischer Reisender und Geschichtschreiber, ist in London 1747 geboren. Er wurde in Eton erzogen und besuchte dann Cambridge. Nach Vollendung seiner Studien begleitete er nach und nach als Führer mehrere junge Männer aus den ersten englischen Familien auf ihren Reisen durch Europa, namentlich einen Grafen Pembroke, den nachmaligen großen Parlamentsredner Whitbread, und den Marquis von Cornwallis. Diesen Reisen haben wir die als classisch betrachteten Reisebeschreibungen durch die Schweiz (1779) und durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark (1784 bis 1792) zu verdanken, welche fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden sind. Als Geschichtschreiber machte er sich zuerst durch seine Memoiren über Sir Robert Walpole (1798) bemerkbar; ihm folgte die über Horatio Lord Walpole (1802). Dann gab er seine classische Geschichte des Hauses Oesterreich (1807, deutsch von Dippold und Wagner in vier Bänden, 1817, Preis 10 Rthlr.) heraus, und endlich seine Denkwürdigkeiten der Könige von Spanien aus dem Hause Bourbon von 1700 bis 1788 (3 Bde. 4. 1813), mit denen er seine lange und ehrenvolle literarische Laufbahn geschlossen zu haben scheint.

Coypel. Unter diesem Namen existirte in Frankreich eine ganze Mahlerfamilie; man muß daher mehrere wohl von einander unterscheiden. 1. Noel (Natalis) Coypel, der Vater, geb., ungewiß ob zu Paris oder in der Normandie, und ob 1628 oder 1629, gest. 1707 zu Paris. Ihm folgten seine Söhne. 2. Antoine Coypel, geb. zu Paris 1661, gest. daf. 1722. 3. Noel Nicolas Coypel, gewöhnlich Coypel der Oncle genannt, geb. zu Paris 1692, gest. daf. 1735; endlich ein Sohn Antons. 4. Charles Antoine Coypel, geb. zu Paris 1694, gest. daf. 1752. Alle waren als Mahler berühmt, wiewohl nicht von gleichem Verdienste. Begründet wurde der Ruhm dieses Namens durch den Vater, der seine glücklichen Anlagen durch strenges Studium so eifrig ausbildete, daß er in einem Alter von 30 Jahren als einer der besten Mahler Frankreichs geschätzt ward. Nachdem er auf königlichen Auftrag den alten Louvre (diesen jedoch nur nach den Cartons von Le Brun) und die Tuillerien mit seinem Pinsel verschönert hatte, wurde er zum Director der französischen Akademie in Rom ernannt. Seine zu Rom öffentlich ausgestellten vier Bilder für das Rathszimmer zu Versailles, Solon, Trajan, Severus und Ptolemäus Philadelphus, erregten die Bewunderung der Kenner. Seine vorzüglichsten Gemählde sind: die Marter

des heil. Jacobus in der Kirche Notre Dame; Kain, der seinen Bruder ermordet, in der Akademie; die Dreieinigkeit und die Empfängniß der heil. Jungfrau, im Hôtel des Invalides. Er besaß eine reiche, blühende Einbildungskraft, zeichnete correct, verstand sich auf Ausdruck und hatte ein liebliches Colorit. Sein Sohn Antoine zeigte frühzeitig die glücklichsten Anlagen, und empfänglich für das Schöne, geistreich und erfinderisch wie er war, durfte man sich nicht wenig von ihm versprechen. In einem Alter von vierzehn Jahren war er bemüht, sich nach den venetianischen Coloristen zu bilden; worin er aber durch die schnelle Rückkehr in sein Vaterland unterbrochen wurde. Denn er erhielt, was er leistete, den lautesten Beifall, der wohl Ursache war, daß er die Gründlichkeit vernachlässigte. Sein unerschöpflicher Reichthum an Erfindungen, die Größe seiner Compositionen machte, daß man die Incorrectheit der Zeichnung, sein angenehmes, blendendes Colorit, daß man den Mangel der Harmonie übersah. Sein Beispiel und sein Ruhm legten den Grund zu der Manier der französischen Schule, in welcher die ächte Kunst mehr und mehr entartete. Ungleich gediegener, dafür aber auch mehr vernachlässigt von den damahligen Kunstfreunden, war sein jüngerer Bruder aus zweiter Ehe. Weit entfernt, durch falschen Schimmer gelten zu wollen, strebte er der Wahrheit nach, hielt sich an die Natur und widerstand dem herrschenden Geschmacke nur in der Farbengebung nicht. Ohne Unterstützung, durch keinen Beifall der Menge gehoben, entschädigte den biedern, sanften Mann die Achtung eines kleinern Kreises von Kennern. Er erhielt endlich eine Stelle in der Akademie. Für seine beste Arbeit hält man ein Gemählde am Gewölbe der Capelle der heil. Maria in der Kirche von St. Sauveur zu Paris. Wie sich der jüngere Bruder mehr an den Vater, so hielt sich der Sohn Antoine's an diesen, und, da er dem Geschmack des Zeitalters fröhnte, mit glänzendem Erfolge, der ihn nur um so mehr verdarb. Er wurde ganz Manierist, sein Colorit grell; hingeworfene blendende Farbenmassen ohne Harmonie. Von seinem Vater sind die Untersuchungen über Mahlerei in dialogischer Form, ein poetisches Schreiben an seinen Sohn, in reinem Styl und mit vieler Eleganz abgefaßt, und ein bedeutender Antheil an der von der Akademie der Inschriften herausgegebenen Geschichte Ludwigs XIV. in einer Reihe von Denkmünzen dargestellt.

Coysevox (Antoine), Bildhauer von Lyon, geb. 1640, ging in seinem 27. Jahre nach dem Elsaß, um den prächtigen Palast des Cardinals Fürstenberg zu Saverne zu decoriren. Nach seiner Rückkunft nach Frankreich ward er Mitglied der Akademie der Mahlerei und Bildhauerkunst, und arbeitete verschiedene Büsten Ludwigs XIV. und andere Werke für die königlichen Schlösser. Voll Grazie, erhaben, naiv und edel behandelte sein Meißel die verschiedenen Figuren, die er darzustellen hatte. Man nannte ihn nur den Van Dyk in der Bildhauerei, wegen der Schönheit seiner Porträts, und des Feuers, welches er in die Züge zu legen wußte. Man betrachte nur die Statue des Cardinals Mazarin im pariser Museum, dieses Meisterstück der Kunst! Seine vorzüglichsten Compositionen sind: die Statue Ludwigs XIV. zu Pferde für die Stände von Bretagne, Colberts Grabmahl, die Statuen der Dordogne, der Garonne und der Marne, die Gruppe von Castor und Pollux, die sitzende Venus, die Nymphe auf der Muschel, die Hamadryade, der fröhliche Faun mit der Flöte, Pegasus und Merkur. Coysevox starb zu Paris 1720

in seinem 80sten Jahre; 44 Jahre lang war er Mitglied der Akademie und ihr beständiger Kanzler gewesen.

Cracau, Freistaat und Stadt in Polen, in Westgalizien, in einer weiten Ebene am Zusammenfluß der Rudawa mit der Weichsel, wo mehrere wichtige Handelsstraßen sich verbinden, (L. 37° 80'; B. 50° 3' 38''); ehemals die Hauptstadt von ganz Polen, mit ungefähr 25,000 Einw. worunter viele Deutsche, und eine Menge Juden, besteht aus dem eigentlichen Cracau, oder der alten Stadt, die mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben ist, und den Vorstädten Stradom und Klopars am linken und Casimirs am rechten Ufer der Weichsel. Wenn man die Menge von alterthumlichen Kirch- und Festungsthürmen, das hohe Schloß und die weit verbreitete Häusermasse in der gränzenlosen Ebene vor sich liegen sieht, so glaubt man einer prächtigen Stadt zu nahen; aber diese Pracht verschwindet in der Nähe, und der getäuschte Reisende sieht sich in einem Labyrinthe krummer und schmutziger Gassen blos von den Ruinen einer glänzenden Vorzeit umgeben. Denn zu der Zeit, wo Polens Könige hier residirten, zählte die Stadt über 70,000 Einwohner, und galt für die reichste im Lande. — Cracau ist der Sitz eines Bischofs, welcher ehemals den Titel Herzog von Severien führte. Die Cathedralkirche, ein sehenswerthes gothisches Meisterwerk und die reichste Kirche in Galizien, enthält die Denkmähler vieler polnischen Könige, das Grab des berühmten Sobiesky, Jos. Poniatowski's, Kosciuszko's und Dombrowsky's: von den übrigen 72 Kirchen sind verschiedene zum Theil durch ihr Alter merkwürdig. In Cracau wurden die Könige von Polen gekrönt, und die Kronkleinodien wurden hier verwahrt. Nur der letzte König von Polen ward 1764 zu Warschau gekrönt. Die Stadt ward im 13ten Jahrhundert gegründet, trieb von jeher einen bedeutenden Handel, und besitzt eine gute 1817 neu eingerichtete Universität mit einer Sternwarte. Bei der Theilung von Polen 1795 fiel Cracau an Oesterreich, welchem schon früher die Vorstadt Casimirs zugehörte. Mit ganz Westgalizien ward es 1709 ein Theil des Herzogthums Warschau, und durch die Acte des wiener Congresses ward es 1815 mit einem Gebiete von 22 Q. M. (zusammen 90,000 Einw.) zur unabhängigen Republik erklärt, die sich nach der Verfassung vom 11. Sept. 1818 regirt.

Cramer, (Joh. Andreas), Kanzler der Universität Kiel, geb. zu Jöhstadt bei Annaberg, d. 29. Jan. 1723, wo sein Vater ein armer Prediger war. Er studirte seit 1742 zu Leipzig Theologie. Hier genoß er 80 Thaler Stipendium, gab Privatunterricht, und ward von dem Buchhändler Breitkopf als Corrector, auch als Uebersetzer von Bayle und zu andern literarischen Arbeiten gebraucht. Um diese Zeit trat er in Verbindung mit Ebert, Johann Elias Schlegel, Gärtner, Gellert, Klopstock, Rabener und andern jungen Männern, die sich damals das Verdienst erwarben, durch ihre Bemühungen vortheilhaft auf die Bildung des deutschen Geschmacks und der deutschen Literatur zu wirken. Mit ihnen gab er gemeinschaftlich die sogenannten bremischen Beiträge, so wie die Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge heraus. 1745 wurde er Magister und hielt Vorlesungen, 1748 Prediger zu Cröllwitz, 1750 Hofprediger zu Quedlinburg, 1754 Hofprediger zu Copenhagen mit 1000 Thalern Gehalt und 1765 Professor der Theologie mit 600 Thalern Zulage. Er wurde hier sehr geehrt und geliebt, und man gab ihm

sogar den ehrwürdigen Beinamen: „der Lygode," der ganz Gut den ehemahls einer der würdigsten dänischen Könige im eilften Jahr hunderte geführt hatte. Die bekannte dänische Revolution, die fü ihn auch viele Kränkungen in ihrem Gefolge hatte, bewog ihn, 177 einen Ruf zur Superintendentur nach Lübeck anzunehmen; 1774 wurd er jedoch wieder nach Kiel als Prokanzler und erster Professor de Theologie berufen, und zehn Jahr später zum Kanzler und Curato derselben ernannt. Er starb den 12. Juni 1788 im 66sten Jahre sei nes Lebens, mit dem Ruhm eines kenntnißreichen Gelehrten, talent vollen, vortrefflichen Dichters, fruchtbaren Schriftstellers, eines de ersten Kanzelredner, eines Mannes von der gemeinnützigsten Thätig keit und dem edelsten Charakter.

Cramer (Carl Friedrich), Sohn von Johann Andreas, wurd den 7. März 1752 zu Quedlinburg geboren. Er studirte in den sieben ziger Jahren zu Göttingen, und war ein Mitglied jenes Bundes geist reicher Jünglinge, eines Bürger, Voß u. s. w., dessen wir in un serm Artikel über den Erstern gedacht haben. 1775 wurde er in Kie als Professor angestellt. Er lebte hier in vielfacher schriftstellerischer Thätigkeit bis 1794, wo er wegen seiner excentrischen Anhänglichkei an die französische Revolution seine Entlassung erhielt. Er ging nun nach Paris, kaufte sich hier 1796 vortheilhaft an und etablirte sich als Buchhändler und Buchdrucker. In diesen Geschäften war er abe nicht glücklich. Er verlor in ihnen sein ganzes Vermögen, mußt sich selbst deshalb eine Zeit lang von dort entfernen, und starb nich lange nach seiner Zurückkunft den 8. Dec. 1807 im 56sten Jahre sei nes Alters. C. F. Cramer war ein Mann von vielen Talenten und Kenntnissen, aber Geschmacklosigkeit, Ueberspanntheit, Eitelkeit, Dün kel und ein Hang zum Sonderbaren verdarben alles wieder. Sein vortreffliches Herz hätte von einem kältern Verstande geleitet werden sollen. Die französische Revolution hatte auch ihn zu Irrthümern verleitet. Er hatte dies mit vielen andern wackern Männern gemein, welche jedoch die Aussöhnung mit der alten Welt und die Ruhe des Lebens wieder fanden; Cramer ging darüber zu Grunde. Seine schriftstellerische Thätigkeit war mannichfaltig. Sein Enthusiasmus für Klopstock veranlaßte ihn zu mehrern bändereichen Werken. Das Interessanteste darunter sind die Briefe von Tellow an Elisen. Er übersetzte viel aus dem Französischen und Englischen ins Deutsche, und während seines Aufenthalts in Paris auch Mehreres aus dem Deutschen ins Französische, welchem seine Freunde Mercier, Boinvilliers und Andile die letzte Feile zu geben pflegten. Die Bekanntmachung seines Tagebuchs, welches er mit der größten Pünktlichkeit zu führen pflegte, würde besonders über seinen pariser Aufenthalt aus der damaligen Zeit viel interessante Aufschlüsse geben, da sein Haus dort der Vereinigungspunct vieler ausgezeichneten Personen war, und er überhaupt in vielfachen und bedeutenden Berührungen stand. Im Journale Frankreich finden sich anziehende Bruchstücke daraus.

Cramer (Wilhelm), geb. zu Mannheim, nachher Kammermusikus und Violinspieler in der königlichen Capelle, auch Director des Opernorchesters zu London; einer der berühmtesten Virtuosen auf der Violine, welcher in der Fertigkeit einem Lolli, und in seelenvollem Vortrage einem Franz Benda gleichgesetzt werden darf. Im J. 1787 dirigirte er bei Gelegenheit der dritten Händelschen Gedächtnißfeier das Concert, welches aus 800 Tonkünstlern bestand. Er starb zu London 1799 im 56sten Jahre seines Alters, mit Hinterlassung mehrerer

Söhne, unter ihnen besonders der ältere, Johann Baptist Kramer, Schüler von Clementi, als einer der geschicktesten Clavierspieler sich auszeichnet.

Cranach (Lucas), hieß eigentlich Müller, gewöhnlich aber nach dem Orte, wo er 1472 im Bisthume Bamberg geboren wurde, Cranach. Er war Bürgermeister zu Wittenberg, und Hofmahler der beiden Churfürsten, Friedrichs des Weisen und Johann Friedrichs, den er in seine Gefangenschaft begleitete und mit dessen Gemahlin er, nach der Gefangenschaft seines Gönners auf der Lochauer Haide, sich nach Weimar begab, wo er 1553, ein Jahr vor seinem unglücklichen Fürsten, starb. An der Schloßkirche daselbst liegt er begraben. Das seltsame Qui pro quo des Steinmetzen, der in der Inschrift um des Künstlers Haut-Relief-Gestalt pictor celerrimus (der geschwindeste Mahler) statt celeberrimus (der berühmteste) setzte, dürfte doch zum Theil nicht unpassend sein, denn wenn man die vielen ihm zugeschriebenen Gemählde bedenkt, so muß man erstaunen über die Fertigkeit des Mahlers. Doch dürfte vorher wohl auszumitteln sein, welche Gemählde ihn selbst, und welche seinen Sohn, der auch Lucas Cranach hieß, auch Bürgermeister zu Wittenberg und ein würdiger Schüler seines Vaters war, zum Urheber haben. Erstaunt man aber über die Menge dieser Gemählde, so findet man bald noch mehr Ursache, den Werth und Gehalt derselben zu bewundern. Es ist eine Leichtigkeit und Kunstmeisterschaft in ihnen, der Deutschen würdig. Zwar sind seine Compositionen selten oder nie poetisch, es mangelt nicht an Sonderbarkeit in ihnen (z. B. auf dem Altarblatte der weimarschen Stadtkirche, wo aus dem gekreuzigten Christus das Blut im Bogen auf den untenstehenden Künstler strömt) und Anachronismen, Fehler gegen das Costume u. dergl., muß man der frommen Treuherzigkeit zu Gute halten; aber wer wird das nicht, wenn er diese Richtigkeit der Zeichnung, diese Wahrheit des Ausdrucks, diese Naturtreue, diese Kunst des Pinsels, dieses lebenvolle, glänzende, liebliche Colorit sieht, das nach Jahrhunderten noch seine ecste Frischheit bewahrt? Mit einem Worte: Lucas war ein treuer Sohn der Natur, wahr, kräftig und herzlich, ein kernhafter Meister, ein tüchtiger Practiker. Seine Bildnisse, unter denen die von seinen Freunden Luther und Melanchthon besonders schätzenswerth sind, sind in den Galerien Deutschlands zerstreut; unter seinen größern Gemählden verdienen die Altarblätter in den Stadtkirchen zu Wittenberg und Weimar, das erste vorzüglich, und mehrere Gemählde in der Naumburger Stadt- und Domkirche den Preis. Außerdem hat er gegen 300 Holzschnitte gefertigt, die aber seinen Gemählden nicht gleich kommen, und selbst von Andern schon vor seiner Zeit übertroffen werden. Die Beschreibung seiner wittenberger Gemählde findet man von dem Gen. Sup. Ritzsche seiner Predigt zur Einweihung der wittenberger Stadtkirche beigefügt. Das weimarsche Altarblatt wurde 1806 von dem trefflichen Kunstkenner und Künstler Meyer restaurirt.

Craniologie, die Schädellehre. S. diesen Art.

Cranz (August Friedrich), königl. preuß. Kriegsrath, geb. 1737, gest. 1801, war ein Schriftsteller von berüchtigter Celebrität in dem siebenten und achten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts. Er hatte Theologie studirt, fand aber keinen Geschmack an ihr, verließ sie, und lebte als Schriftsteller seinem Genius. Lebhaftigkeit des Geistes, Witz, eine nicht arme satirische Ader zeigten sich in seiner Galerie der Teufel (1776) und seiner Bockiade (1779).

Crapelet (Charles) geb. den 15. Nov. 1762, gestorben den 19 Oct. 1809, war einer der ausgezeichnetsten Buchdrucker, und ein würdiger Nebenbuhler Bodoni's, Ibarra's, Baskerville's und Didots. Sein Vater, der mit Erziehung und Unterricht sich beschäftigte, übergab ihn im 12ten Lebensjahre dem Buchdrucker Ballard zu Paris. Schon in seinem 18ten Jahre vertraute ihm der Buchdrucker Stoupe ebendaselbst die Direction seiner Druckerei an. Beim Ausbruche der Revolution 1789 etablirte sich Crapelet selbst, und er hat so viel für seine Kunst gethan, daß er gewiß zu denen zu rechnen ist, die an den großen Fortschritten, welche die Buchdruckerei seit 20 Jahren gemacht hat, Antheil haben. Er starb am 19. Oct. 1809 in der vollsten Kraft seines Lebens, und hat einen Sohn hinterlassen, welcher die Fußstapfen seines Vaters betritt. Unter den vielen Werken, die aus seinen Pressen gekommen, zeichnet sich insbesondere aus: Histoire naturelle des grimperaux et des oiseaux de paradis. 2. Vol. in Fol. 1802. Dieses Werk ist mit goldenen Buchstaben gedruckt, und das schönste, das in dieser Art je erschienen ist. (Vergl. Audebert.)

Crassus. Ein Name, den viele Römer führten. Hier sind vorzüglich zwei zu erwähnen: 1) Luc. Licinius Crassus, der im Jahre Roms 958 Consul war. Er galt für den größten Redner seiner Zeit, und machte sich schon als Jüngling durch seine Beredsamkeit berühmt. Er besaß eben so viel Witz, als Geistesgegenwart, und war dabei ein durchaus rechtschaffener Mann. 2) M. Licin. Crassus mit dem Beinamen Dives, der Reiche, den er, wie mehrere seines Geschlechts, wegen seiner ungeheuren Reichthümer führte. Diese waren so groß, daß er einst dem Volke ein Fest gab, wobei er es auf seine Kosten an 10,000 Tischen bewirthete und überdies noch so viel Getreide austheilte, daß jede Familie 3 Monat davon leben konnte. Im J. Roms 683 und 698 war er mit Pompejus zugleich Consul, und 688 Censor. Als einer der angesehensten und einflußreichsten Männer, der über 7 Millionen Thlr. besaß, und zugleich höchst ehrgeizig war, suchte ihn Cäsar mit Pompejus zugleich für sich zu gewinnen, indem er eine Art von Triumvirat (doch blos privatim) mit diesen beiden bildete. Auf einem Feldzuge gegen die Parther, den er aus Habsucht und Ehrgeiz unternahm, wurde er von diesen nebst vielen seiner Begleiter getödtet.

Craven (Lady Elisabeth), nachher Markgräfin von Anspach, ist die jüngste Tochter des Grafen Berkeley und 1750 geboren. Im J. 1767 vermählte sie sich mit Wilhelm, letztem Grafen von Craven, von dem sie sieben Kinder hatte. Indeß mußte sie nach einer Verbindung von vierzehn Jahren eine so üble Behandlung von ihm erfahren, daß auf die Vermittelung der beiderseitigen Freunde 1781 eine Trennung Statt fand. Lady Craven verließ darauf England, besuchte Frankreich und begab sich nach Anspach, wo der Markgraf Christian Friedrich Carl Alexander, ein Neffe Friedrichs des Großen, seinen Hof hielt. Der Markgraf trat mit Lady Craven in ein genaues Verhältniß. Im J. 1787 besuchte sie Rußland, die Crimm und Constantinopel, wo der französische Gesandte, Graf Choiseul-Gouffier, sie aufnahm. Auf seine Veranlassung stieg sie in die Grotte von Antiparos hinab, die vor ihr noch kein Frauenzimmer besucht hatte. Nachdem Lord Craven 1791 zu Lissabon gestorben war, vermählte sich der Markgraf mit ihr, überließ seine Länder gegen ein Jahrgeld dem Könige von Preußen und ging mit seiner Gemahlin nach England, wo

er unweit Hammersmith ein Schloß (Schloß Brandenburg) kaufte. Schon in ihrem siebzehnten Jahre hatte Lady Craven ein artiges Gedicht verfertigt, das damahls in den Zeitschriften erschien. Ihre Reise durch die Crimm nach Constantinopel, in einer Reihe von Briefen, erschien zuerst 1789 (englisch) und ward zum Vortheil Mercier's gedruckt. Eine neue vermehrte Auflage erschien 1814. Außerdem hat sie verschiedene Gedichte, Theaterstücke und Romane geschrieben.

Crayon, in der Mahlerei, jeder Stift, dessen man sich zum Zeichnen mit Strichen bedient, er sei von Blei, Rothstein, schwarzer Kreide oder einer andern Masse; daher Bleistift, Rothstift, Silberstift, Bleifeder, Reißblei, Farbenstift. — En crayon, crayonirt, nennt man eine Zeichnung mit Strichen, zu welcher man sich des Bleistifts, des Röthels oder der schwarzen Kreide bedient. Crayonirte Kupferstiche nennt man solche, in denen die Manier der mit Rothstein oder schwarzer Kreide gemachten Zeichnung nachgeahmt wird.

Crébillon (Prosper-Jolyot de). Dieser bekannte französische Tragiker wurde zu Dijon den 15. Februar 1674 geboren, studirte in dem Collegium Mazarin, wurde Advocat und arbeitete zu Paris bei einem Procurator, um sich für die juristische Praxis zu bilden; aber sein jugendlicher Ungestüm hinderte ihn, diese Absicht zu erreichen. Der Procurator, welcher sich bald überzeugte, daß Crébillon nie als practischer Jurist etwas leisten werde, schlug ihm vor, für das Theater zu arbeiten. Nach wiederholten Weigerungen lieferte er den Idomeneus und darauf den Atreus. Prieur (so hieß der Procurator) ließ sich, ungeachtet er an einer tödtlichen Krankheit darnieder lag, in die erste Vorstellung dieses zweiten Stücks tragen, und war so davon entzückt, daß er den Verfasser umarmte und zu ihm sagte: „Ich sterbe zufrieden; ich habe Sie zum Dichter gemacht; ich verlasse in Ihnen einen Mann, der der Nation angehört." Crébillon ging mit Beifall auf seiner neuen Bahn weiter; zugleich heirathete er. Sein Vater, unzufrieden, seinen Sohn einzig mit der Dichtkunst beschäftigt zu sehen, enterbte ihn, setzte ihn aber einige Zeit nachher, als eine Krankheit sein Leben bedrohte, in alle Rechte wieder ein. Diese Maßregel war indeß ziemlich unnütz, weil der Vater nichts hinterließ. So fand sich Crébillon in der Blüthe seiner Jahre entblößt von Allem. Der Tod seiner Frau im J. 1711 vermehrte noch seine Unruhen. Erst lange nachher suchte das Schicksal diese tiefen Kränkungen wieder gut zu machen, indem es ihm das Amt eines Censors der Polizei und im J. 1731 eine Stelle in der französischen Akademie gab. Er hielt bei seiner Aufnahme eine Rede in Versen, die von allen Zuhörern mit rauschendem Beifalle aufgenommen wurde. In seiner Lebensweise war er höchst sonderbar. Er schlief wenig und aus Wohlgefallen fast auf bloßer Erde. Stets mit einer Menge von Hunden und Katzen, umgeben, glich sein Zimmer einem Thierbehälter. „Weil ich die Menschen kenne," sagte er, „ziehe ich die Gesellschaft dieser Thiere ihrem Umgange vor." Er war von sehr festem Körperbau, und würde, obwohl er ein hohes Alter erreichte, noch lange gelebt haben, wenn er sich mehr geschont hätte. War er aber einmal krank, so unterzog er sich keiner regelmäßigen Cur, sondern behandelte sich selbst nach seiner Laune. So starb er an den Folgen einer vernachläßigten Rose den 17. Juni 1762. Crébillons dramatischen Arbeiten können vor dem Richterstuhle einer unparteiischen Critik nicht bestehen. Nur leidenschaftliche Parteilichkeit und ein höchst verkehrter Geschmack konnten ihn Voltaire entgegen, ja wohl gar weit

über diesen stellen. Unverkennbar gehört er nicht zu den bessern, sondern zu den manierirten Schriftstellern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Bei gänzlicher Unbekanntschaft mit den Alten überhebt er sich gegen sie. Seine Lieblingsbücher waren die altfränkischen Romane eines Calprenede und Anderer von gleichem Schlage: aus diesen schöpfte er seine überladenen und schlaff geknüpften Verwickelungen. Ein Mittel dazu, das er fast überall wieder anbringt, ist die unbewußte oder wissentliche Verkleidung der Hauptpersonen unter fremden Namen, wovon im Heraclius das erste Beispiel gegeben war. So lernt sich Orest in seiner Electra erst nach der Mitte des Stücks kennen. Die beiden Geschwister und ein Sohn und eine Tochter Aegisths sind fast nur mit ihrer Doppelliebschaft beschäftigt, die zur Hauptsache weder hilft noch schadet und Clytemnestra wird durch eine aufgefangene Wunde, wider Willen Orests, der sie nicht kennt, umgebracht; die Ausschweifungen jeder Art, z. B. die Schamlosigkeit, womit Semiramis in ihrer Leidenschaft beharrt, nachdem sie erfahren, daß deren Gegenstand ihr leiblicher Sohn ist, nicht zu erwähnen. Einige leere Wüthereien und Gemeinplätze des Grausens haben ihm den Beinamen des Schrecklichen erworben, der uns einen Maßstab für den barbarisch erkünstelten Zeitgeschmack und den unendlichen Abstand von aller Natur und Wahrheit, bis wohin man gerathen war, abgeben kann.

Crébillon (Claude-Prosper Jolyot de), Sohn des genannten Tragikers, wurde zu Paris im J. 1707 geboren. Er eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit einigen Arbeiten für das Theater; nachmals legte er sich, mit ungleich glücklicherm Erfolge, auf andere belletristische Gegenstände. Seine vornehmsten Werke sind: 1) die Lettres de Madame la Marquise de Pompadour depuis 1753 jusqu'a 1762, 3 Bände. Diese untergeschobenen Briefe sind lange Zeit für echt gehalten worden; ein Irrthum, der sehr verzeihlich ist, da sie der Geschichte treu und wenigstens der allgemeinen Vorstellung nach, die man sich von der Denkart und Handlungsweise der königlichen Geliebten machte, ganz in der Seele derselben geschrieben sind. 2. Les égaremens du coeur et de l'esprit, ein schlüpfriger Roman. 3. Le Sopha, ebenfalls ein schlüpfriger Roman sehr berüchtigt. Crébillon bekleidete übrigens kein öffentliches Amt; er war nur eine Zeit lang königlicher Censor, und starb zu Paris im J. 1777. D'Alembert hat ihn auf folgende Art mit seinem Vater verglichen: „Crébillon der Vater mahlt die Verbrechen und Bosheiten der Menschen mit dem schwärzesten Colorit. Der Sohn zeichnet mit dem zartesten und wahrsten Pinsel die Feinheiten, Nuancen und selbst die Grazien unserer Laster; jenen verführerischen Leichtsinn, welcher die Franzosen zu dem macht, was man liebenswürdig nennt, und welches so viel als nicht liebenswürdig heißt; jene unruhige Thätigkeit, welche macht, daß sie selbst im Schooße des Vergnügens Langeweile empfinden; jene Verkehrtheit verstellter und gleichsam durch die Maske der Schicklichkeit gemilderter Grundsätze; unsere Sitten endlich, die verderbt und frivol sind, in welchen das Extrem der Verderbniß mit dem Extrem des Lächerlichen sich verbindet."

Credenzen heißt eigentlich beglaubigen oder versichern, z. B. Credenzbriefe, Beglaubigungsschreiben. Insbesondere heißt credenzen, eine Speise oder ein Getränk vorkosten. Diese Sitte des Vorkostens hat ihren Grund unstreitig in der Furcht, vergiftet zu werden.

Credere, bei Credere stehen, heißt in Handlungsgeschäften für etwas gut sagen, Bürgschaft leisten; findet gemeiniglich Statt von Seiten der Banquiers, Commissionäre, oder Mäkler beim Verkauf

von Waaren, wenn der Käufer dem Verkäufer nicht genug bekannt ist, wohl aber jenen, wo alsdann nach den Umständen von ½ bis zu 5 p. C. bei Credere gegeben wird. Auch bei andern Handlungsgeschäften findet dieses bei Credere stehen Statt, z. B. bei Assecuranzbesorgungen u. s. w.

Credit heißt im Handel der Glaube und das Zutrauen, vermöge dessen ein Kaufmann dem andern auf Zeit Waaren gibt, d. h. gegen das Versprechen, daß ihm die Zahlung nach einer festgesetzten Zeit geleistet werden soll. Der Credit wird mit Recht die Seele des Handels genannt, da die beiden Dinge, durch welche der Kaufmann gewinnt, Capital und Zeit sind, und er mithin durch verlängerte Zahlungstermine sein Capital gewissermaßen vermehrt. Credit und Debet, s. Buchhalterei. Creditbriefe sind Beglaubigungsbriefe in Handlungssachen, vermöge welcher der Aussteller dem Inhaber für eine gewisse baare Summe Credit verschafft. Reisende pflegen, wenn sie das nöthige Geld nicht baar oder in Wechseln mit sich nehmen wollen, sich dergleichen Creditbriefe geben zu lassen. Offene Creditbriefe heißen sie, wenn sie auf keine bestimmte Summe lauten, sondern einen angemessenen Credit geben.

Creditiv ist das Schreiben, das einem, an einen fremden Hof bestimmten Minister zu seiner Legitimation mitgegeben wird. Es enthält in allgemeinen Ausdrücken die Ursache der Absendung, das Ansuchen, dem Gesandten Glauben beizumessen, nebst der Bestimmung des Charakters (eines Ambassadeurs, Envoyé oder Residenten), den man ihm beilegt.

Creditsystem heißt jede Einrichtung, welche von einer Gemeinheit, oder einer Gesellschaft mehrerer Gemeinheiten oder von dem Landesregenten nach gewissen bestimmten und öffentlich angezeigten Grundsätzen gemacht wird, dem verfallenen Credit aufzuhelfen und ihn für immer aufrecht zu erhalten. Man hat dasselbe aus den Handlungsgeschäften entlehnt und dem Credite der Handlung dabei eine größere Ausdehnung gegeben, indem man den Personal- und Realcredit mit einander vereinigte. Es beruht auf der Meinung von der Gemeinheit, die eine Verbindlichkeit übernommen hat, daß sie dieselbe erfüllen wolle und könne, und besteht in der Ueberzeugung, daß die Gemeinheit als Schuldner mehr Vermögen besitzt, als sie schuldig ist, und daß sie zu jederzeit ihr Vermögen ganz oder zum Theil in solche Güter verwandeln könne, die sie zu bezahlen versprochen hat, und daß ihr moralischer Charakter, ihr eigener Nutzen und die Gesetze sie zur Leistung der übernommenen Gesammt-Verbindlichkeiten antreiben werden. Der höchste Grad dieser Sicherheit besteht darin, wenn der volle Werth der Schuld in die Gewalt des Gläubigers, z. B. durch Hypothekscheine, Pfandbriefe, Pfänder ꝛc., mit dem Rechte gegeben ist, sich im Falle der Nichtbezahlung davon bezahlt zu machen. Besteht nun eine solche Gemeinheit aus dem mit Landgütern in einem Staat angesessenen Adel, so nennt man die ganze Einrichtung ein

Creditsystem des Adels, dergleichen in Schlesien seit 1770 unter dem Namen schlesische Landschafts-Creditbank, und in der Chur- und Neumark seit 1777 unter der Benennung chur- und neumärkisches ritterschaftliches Creditwerk unter königlicher Bestätigung Statt finden. Nicht die Minister besagter Provinzen waren die Uebeber dieser Einrichtung, sondern die erste Idee dazu gab ein nur kürzlich zu Berlin verstorbener Kaufmann in

einem Plane zu einer allgemeinen Leihbank auf liegende Gründe und Häuser, welchen er 1767 an Friedrich II. übergab, und welcher nachher in das heutige Creditsystem umgewandelt wurde, wodurch alle Gutsbesitzer in Schlesien und in den Marken vom Verderben gerettet worden sind. Wer nun auf sein Gut Geld borgen will, muß dasselbe vorher durch Abgeordnete der Landschaft abschätzen lassen und dann erst werden gestempelte Pfandbriefe in Schlesien bis auf die Hälfte, in den Marken aber bis auf ⅔ des geschätzten Gutswerths auf Pergament ausgefertigt, weßwegen man sie auch lederne Briefe nennt. Die Gläubiger oder Inhaber der Pfandbriefe haben mit dem Besitzer der Grundstücke nichts zu thun, sondern ihr Schuldner ist und bleibt die gesammte Landschaft, welche von allen Gutsbesitzern, die Geld von ihr haben, die Zinsen einhebt und verrechnet, dagegen aber, wenn sie nicht richtig abgeführt werden, die verpfändeten Güter sequestriren läßt. Wenn daher ein verpfändetes Landgut Schulden halber verkauft werden muß, so hat die Landschaft vermöge der darauf ausgefertigten Pfandbriefe den Vorzug vor andern Gläubigern, und kann nicht in den Concursprozeß verwickelt werden. Alle Pfandbriefe mit den dazu gehörigen Zinscoupons haben völlig gleiche Vorrechte, werden auch nicht auf den Namen eines besondern Gläubigers oder Schuldners, sondern nur auf die abgeschätzten Güter ausgestellt, deren Besitzer das Geld erhalten haben. Sie können daher ungehindert aus einer Hand in die andere als bares Geld übergehen, ohne daß es dazu einer besondern Cession oder sonst Etwas bedarf; sondern die bloße Vorzeigung ist hinlänglich, jeden Inhaber eines Pfandbriefs oder des dazu gehörigen Zinscoupons als den Eigenthümer desselben zu legitimiren. Die Realisirung der Pfandbriefe geschieht durch die Direction des Creditwerks jeder Provinz vermittelst baarer Bezahlung nach halbjähriger Aufkündigung. Wenn gleich die Pfandbriefe aus einer Hand in die andere gehen und anstatt der Geldbezahlungen dienen können, ohne einer Cession zu bedürfen; so sind sie doch kein eigentliches Papiergeld, weil sie den Inhabern Zinsen bringen, welche das Papiergeld dem Inhaber nicht abwirft. X.

Creek's, ein Hauptstamm von nordamerikanischen Urbewohnern, im westlichen Georgien und im Missisippigebiet von Nordamerika. Das von ihnen bewohnte Gebiet reichte vor diesem in Norden bis zum 34sten Gr. nördlicher Breite und vom Mobile-Strom bis an das Atlantische Meer. Durch mancherlei Verträge und Käufe hat jedoch der Staat von Georgien einen großen Theil dieser Ländereien an sich gebracht, so daß die eingebornen Stämme immer weiter in das Innere des Landes zurückgedrängt worden sind. Die Bundesgenossenschaft der Creek's war ehemahls von Bedeutung, denn noch im Freiheitskriege waren sie 25 000 Köpfe stark, zählten 5 000 streitbare Männer, und bewohnten 55 Stadtähnliche Flecken, die Dörfer ungerechnet. Das Land ist Gemeingut. Jeder wechselt seinen Wohnplatz nach Gefallen, und jeder eben unbewohnte Fleck gehört dem zu, der ihn bebauen will. Die Eintheilung nach den Stämmen unterscheidet das Land der obern Creek's, der untern Creek's und der Seminolen. Die obern Creek's (die Abacus) bewohnen die Ufer des Tallapu-See's, des Kusahatschi und des Alabama-Stroms; die untern Creeks (die Kauitalgas) haben die Gewässer des Dschattahu-Sees und des Flint-Stromes bis zu beider Vereinigung im Besitz; die Seminolen endlich wohnen und streifen vom Appadschicola bis an die Gränzen von Ost-Florida. — Alle diese

Indianer treiben eine Art von Ackerbau, soweit dieser nämlich ohne landwirthschaftliche Vorkehrungen Statt finden kann. Die meisten Männer jagen den Winter hindurch, und ziehen den Sommer über in den Krieg oder gehen müßig, so daß nur die Weiber ein Stückchen Land für das tägliche Bedürfniß nothdürftig anbauen. Einige Individuen jedoch, namentlich vom Stamme der Chehaws am Flint-Strome, haben sich eine Anzahl Neger-Sclaven angeschafft, und treiben, neben bedeutender Viehzucht, einen leidlich guten Ackerbau auf regelmäßig abgetheilten und eingehegten Feldern. — Sie brauchen jedoch keinen Pflug, sondern bearbeiten den Boden mit der Hacke. Irdene Töpfe und Ziegel, Körbe, geräucherte Leder, schwarzmarmorne Tabakpfeifen, hölzerne Löffel u. dergl. sind ihre Manufactur-Artikel. Der Hauptgegenstand ihres Handels mit ihren civilisirten Nachbarn besteht in Pelzwerk und Häuten, dem Ertrage ihrer Jagdzüge während des Winters.

Crefeld, eine wichtige Handels- und Fabrikstadt in der preußischen Provinz Cleve-Berg. Sie ist in holländischem Geschmack gebaut und enthält etwa 13000 Ein. darunter 700 Mennoniten. Die Fabriken von Crefeld sind in ganz Europa bekannt. Hauptfabriken sind die für Stück Sammet und Sammet-Band, (seit etwa 200 Jahren entstanden). Sammet leichterer Gattung wird vorzüglich viel gemacht, und selbst die Lyoner und Genueser beziehen ihn von hier. Dieser Stück-Sammet wird fast ausschließlich in der Stadt gewebt; dagegen geschieht das Weben des Sammetbandes auf den umliegenden Dörfern in einem Umkreise von 4 bis 5 Stunden. Dies beschäftigt allein über 300 Stühle. Die andern Fabriken bestehen in seidenen Stoffen, seidenen Tüchern (besonders werden hier, wie in Elberfeld, die gedruckten ostindischen Tücher in Menge nachgemacht), seidenen Bändern (besonders Schuh-, Hut- und Zopfband), Nähseide, Savettgarn, Flanelle, wollenen Strümpfen, sogenannten mechanic Pantalons, groben schlesischen Tüchern, Biber, Say oder Kirsay, Boy, Barschen, baumwollenen Manchester, Leinwand, Wachsleinwand, Rothgärbereien, Zuckerraffinerien, Kornbranntwein-Brennereien, Biereſſig, Seifensiedereien und verschiedenen andern von geringerer Bedeutung. Einem ungefähren Ueberschlage nach kann der Ertrag der Crefelder Seidenfabrikate mit Inbegriff der Sammete auf 3 Millionen Thaler berechnet werden. Die Zahl der Arbeiter in sämmtlichen Fabriken wird auf 12,000 angegeben, das wichtigste Handelshaus in Crefeld ist J. u. H. von der Leyen, nach diesen folgt C. u. J. Kloh. Auch nach Amerika hatte sich in neuern Zeiten ein großer Absatz gezeigt.

Cremnitz die erste und vornehmste ungarische Bergstadt, in der barscher Gespannschaft in Niederungarn, liegt in einem mit Bergen umgebenen Thale, und hat vortreffliche Goldbergwerke, Goldkunsthandlungen genannt. Von ihr haben die Cremnitzer Ducaten den Namen. Das Kennzeichen dieser Ducaten sind die Buchstaben K. B. (Kermecz Banya, Cremnitzer Berawerke), zwischen welchen das Bild des Regenten im Ornate steht. Alles Gold und Silber aus den umliegenden Bergwerken wird in die hiesige Münze geliefert. Die Stadt hat 9600 Einwohner.

Cremona, befestigte Hauptstadt der Delegation gl. N. im Herzogthum Mailand, mit nahe an 25,000 Einwohnern (27 Gr. 41 Min. 51 Sec. Länge, 45 Gr. 7 Min. 43 Sec. Br., zwischen den Flüssen Adda und Oglio am Po, über welchen hier eine Schiffbrücke führt. Cremona hat ungefähr eine deutsche Meile im Umfange, die Straßen sind breit

und regelmäßig, aber die Häuser nicht sonderlich gebaut. Ein kleiner Canal, der zum Theil unter den Häusern wegläuft, verbindet den P mit dem Oglio. Die Stadt hat 44 Kirchen und Capellen, und es gal hier noch vor wenig Jahren 43 Kloster. Die Domkirche ist eine unge heure Steinmasse, mit einer Façade von schönem weißen und rother veroneser Marmor; das Innere ist mit guten Fresco-Gemählden ge ziert, und in der Taufhalle befindet sich ein Wasserbecken von ungeheu rer Größe, aus einem einzigen Block veroneser Marmor. Der Glo centhurm ist ein sonderbares Werk der Baukunst, er besteht aus zwei achteckigen Obelisken, über denen sich ein Kreuz erhebt. Von seinem Gipfel in einer Höhe von 372 Fuß übersieht das Auge den ganzen Lauf des Po, wie er in tausendfachen Biegungen die weiten Ebenen der Lombardei durchströmt. Die Seidenmanufacturen von Cremona sind beträchtlich, und die hier gebauten Violinen waren lange Zeit die besten in der Welt. Eine römische Colonie gründete Cremona im J. 201 vor Chr. Geb. Mehrere hundert Jahre besaßen es die Venetianer. Die Kaiserlichen unter Prinz Eugen eroberten es am 1. Febr. 1702 durch einen plötzlichen Ueberfall, und nahmen den Marschall von Villeroi, der hier sein Hauptquartier hatte, und der ganz ruhig im Bette lag, mit seinem General-Stabe gefangen. Die Franzosen wehrten sich indessen den ganzen Tag so tapfer, daß Eugen die Stadt am Abend wieder räumen mußte. Während der Revolutionskriege theilte Cremona jederzeit das Schicksal der übrigen lombardischen Staaten.

Cremor tartari, Weinsteinrahm. Wenn der rohe Weinstein, so wie er aus Weinfässern ausgeschlagen worden, mit schicklichen Zusätzen versotten wird, sondern sich die Unreinigkeiten davon ab, und der auf diese Art gereinigte Weinstein steigt in dem Kessel in Gestalt eines Rahms in die Höhe, worauf er abgeschöpft und getrocknet wird, und Cremor tartari heißt. Er ist von mancherlei medicinischem Gebrauch, besonders als kühlendes Mittel.

Creolen, Criolen (spgn. Criollos) heißen diejenigen, welche von spanischen oder andern europäischen Aeltern in Amerika in gesetzmäßigen Ehen erzeugt worden. Im J. 1776 wurden sie vom Könige Carl III. für fähig erklärt, Bedienungen im geistlichen, Civil- und Militärstande zu bekommen, zu denen ihnen bis dahin der Zutritt verschlossen war; doch werden sie noch immer den aus Europa kommenden Spaniern nachgesetzt. Auf den andern westindischen Inseln genießen sie alle Vorrechte der Europäer. Sie sind von bräunlicher Gesichtsfarbe, und rothe Wangen eine Seltenheit, eine Wirkung der auf den Antillen herrschenden Luft. Eine sehr vortheilhafte Schilderung der Creolen gibt Raynal im 4ten Th. s. Geschichte beider Indien. —

Crepiren, von Bomben und Granaten, heißt zerspringen. (s. Bomben.)

Crescendo (wachsend, steigend), bezeichnet in der Tonkunst die allmählige Verstärkung der Töne beim Vortrage, oder in der Kunstsprache zu reden, den allmähligen Uebergang vom Piano zum Forte und Fortissimo. Auch heißt Crescendo ein neu erfundenes musikalisches Instrument, das wie ein Clavier gespielt wird, und eben so wie dieses mit Drahtseiten bezogen ist. Der Körper aber geht pyramidisch in die Höhe, und durch drei Züge, die mit dem Fuße regiert werden, kann man es acht Mal verändern, vom sanftesten und schwächsten Tone bis zur höchsten Stärke.

Crescentini (Girolamo), einer der berühmtesten Sopranisten, s dem Neapolitanischen gebürtig. Mit ungeheurem Beifall trat er 38 zu Rom, 1790 zu Padua und Verona, 1794 zu Venedig und 97 zu Wien in der Opera Seria und in der Kirche auf, beson- :s in Wien galt er für den besten Sänger, den man je gehört ben wollte. Die Kraft seiner Stimme, die Reinheit, Zartheit d unendliche Wärme seines Vortrags erregten abwechselnd das chste Erstaunen und das innigste Gefühl; besonders in Zingarelli's omeo und Julie wird er für unerreichbar gehalten. Nach einem ehrjährigen Aufenthalte zu Lissabon als Director der italienischen per und mehreren Reisen wurde er 1804 von Napoleon nach Paris rufen, angestellt und mit dem Orden der eisernen Krone geschmückt. ben so berühmt, wie als Sänger, wurde er durch seine Gesangs- hre und Compositionen. Von seinen erschienenen Werken sind die rzüglichsten: XII. Ariette Italiane con acc. di Cembalo. Wien 797. und Raccolta di Esercizj per il Canto all' uso del Voca- zzo, con discorso preliminare. Paris 1811, und italienisch und utsch zu Leipzig bei Kühnel.

Creta, in den ältesten Zeiten Ida, jetzt Jeriti oder Candia genannt, eine der größten griechischen Inseln, im mittelländi- chen Meere südlich von Griechenland gelegen. Sie ist sehr gebirgig. Mitten hindurch erstreckt sich eine Bergkette, von der die Alten den westlichen Theil Leuci (jetzt Monte di Sfachia), den östlichen aber Dicte (jetzt Lasthi oder Sethia) und die höchste Spitze Ida nannten. Die Thäler und Seeküsten sind überaus fruchtbar. Man trifft die schönsten Weiden für zahlreiche Heerden an. Getreide, Wein, Oel und Obst wurden sonst im Ueberflusse gewonnen. Die Luft ist rein und gesund, so daß aller dieser Vorzüge wegen die alten sie die glück- liche Insel nannten. In den frühesten Zeiten benutzten die Einwoh- ner ihre günstige Lage, um Eroberungen zu machen. Vor dem tro- janischen Kriege unterwarfen sie sich einen Theil der Inseln des Aegeischen Meeres, und setzten sich auf einigen Küsten in Europa und Asien fest; beim Ausbruche jenes Krieges aber schickten sie achtzig Schiffe unter Idomeneus und Merion nach Ilium. Damals war die Insel sehr bevölkert und prangte (wie die Dichter sagen) mit hundert Städten, von denen die wichtigsten, jedoch zu verschiedenen Zeiten, Gnossus (in dessen Nähe sich die berühmte Höhle, Jupiters Grab ge- nannt, und das cretensische Labyrinth befanden), Gortynna, Cydo- nia, Pästus u. s. w. waren. Die älteste Geschichte von Creta ist mythisch. Die ersten Einwohner hießen Kureten, und waren nach He- rodot eine phönicische Colonie. Von ihnen lernten die Griechen die Bearbeitung des Eisens, gottesdienstliche Gebräuche, die Bezähmung der Pferde, den Gebrauch der Waffen u. dgl. m. Ueber sie herrschte Saturn (Kronos) und unter seinem milden Scepter blühte das goldne Zeitalter. Da ihm ein Orakelspruch verkündigt hatte, daß einer sei- ner Söhne ihn vom Throne stoßen werde, befahl er, dieselben gleich nach der Geburt zu tödten. Aber seine Gemahlin und Schwester Rhea verbarg deren drei: Jupiter, Neptun und Pluto, welche, als sie erwachsen waren, ihren Vater entthronten und das Reich unter sich theilten. Die gewissere Geschichte, wiewohl sie auch noch mythologisch ist, fängt erst nach der Ausbreitung der Hellenen in Griechenland an, da um diese Zeit ein Theil Dorier, mit Aeoliern und Pelasgern ver- mischt, unter Anführung des Tectamus, des Sohnes des Dorus, hier- her kamen. Von ihm stammten Minos und dessen Brüder, Sarpedon

und Rhadamanthus. Minos regierte um das J. 1300 v. Ch., und ward der Wohlthäter und Gesetzgeber seines Reichs. Sein Enkel gleiches Namens war der Vater der Ariadne, erwarb sich den Ruf eines weisen Regenten, und vollendete die Gesetzgebung seines großen Vorfahren. Idomeneus aber, auch ein Enkel des ältern Minos, war unter den Helden von Troja. Nach Abschaffung der königlichen Regierung ward eine republikanische Verfassung eingeführt, welche so lange dauerte, bis die aus Cilicien hieher geflüchteten Seeräuber die Insel zu ihrem Hauptsitze machten. In der Folge ward Creta von den Römern unterworfen.

Creticus, s. Rhythmus.

Creüsa, der Name mehrerer berühmter Frauen des griechischen Alterthums, von denen wir nur zwei anführen: nämlich die Tochter des Erechtheus, welche, an Xuthus, Hellens dritten Sohn, vermählt, zuvor aus der Umarmung Apolls den Jon geboren hatte, mit ihrem dritten Gemahl aber den Achäus zeugte; sodann die Tochter des Priamus und der Hecuba und Gemahlin des Aeneas, welcher mit ihr den Ascanius zeugte. Als bei dem Brande Trojas Aeneas mit den Götterbildern, seinem Vater, ihr und seinem Sohne flüchtete, war sie plötzlich von seiner Seite verschwunden. Er kehrte zurück und suchte sie vergebens im Getümmel, bis sie ihm in verklärter Gestalt erschien und verkündigte, daß die Mutter der Götter, nicht wollend, daß sie Phrygien verlasse, sie zu sich genommen habe.

Creuzer (Georg Friedrich), ein ausgezeichneter deutscher Philolog, geboren zu Marburg den 10. März 1771, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt und hielt sodann Vorlesungen über Philosophie und griechische Literatur. Im J. 1804 ward er Professor bei der Universität Heidelberg, folgte zwar einige Jahre darauf einem Ruf nach Holland, fand sich aber dort so wenig einheimisch, daß er auf der Stelle nach Heidelberg zurückkehrte, wo er in seine frühern Verhältnisse wieder eintrat. Seine verschiedenen Werke sind Beweise seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns. Dahin gehört vornehmlich sein Werk über die historische Kunst der Griechen, seine Symbolik und Mythologie der alten Völker (4 Bände), sein Dionysius, seine Historicorum graecorum antiquissimorum fragmenta u. s. w.

Crichton (James). Unter allen frühreifen Menschen ist dieser wohl der berühmteste und merkwürdigste. Kaum 20 Jahre alt, schrieb und sprach er zehn verschiedene Sprachen, und zeichnete sich in allen körperlichen Uebungen aus. So kam er nach Paris. Ein gleichzeitiger Schriftsteller schrieb damals: „Hier ist ein junger Mensch angekommen, etwa 20 Jahre alt, dem selbst die ersten Professoren der Akademie das Zeugniß geben, daß er in allen Wissenschaften vollkommen sei. Niemand übertrifft ihn in der Vocal- und Instrumentalmusik, und weder im Tanzen, noch Zeichnen, noch Mahlen, noch Reiten hat man seines Gleichen gesehen. Er weiß mit beiden Händen zu fechten, daß Keiner ihm etwas anhaben kann; in einer Entfernung von 20 Fuß stürzt er auf seinen Gegner los und schlägt ihn aus dem Felde. Seine Geistesgegenwart ist unerschütterlich; er disputirte neulich vor einem Auditorium von 3000 Zuhörern, und setzte durch die Richtigkeit, Gelehrsamkeit und Präcision seiner Antworten alle in Erstaunen. Er spricht lateinisch, griechisch, hebräisch, syrisch, arabisch, spanisch, italienisch, französisch, englisch, flamändisch und slavonisch, alle Sprachen gut. Wahrhaftig, man sollte glauben,

daß ein Mensch, auch bei einem hundertjährigen Alter, selbst, wenn er weder äße noch schliefe, so viele Kenntnisse in sich vereinigen könnte. Sein Daseyn erfüllt alle mit panischem Schrecken, denn er weiß mehr, als ein Mensch wissen kann, man fürchtet, er sey der Antichrist." Crichton verließ die Hauptstadt Frankreichs, und ließ sich endlich, nachdem er Rom, Venedig und Padua gesehen hatte, in Mantua nieder, wo er Führer des jungen Vincent von Gonzaga, Sohn des Herzogs, wurde. Während einer Carnevalslustbarkeit wurde er hier von einigen vermummten Personen mit Waffen angefallen; er überwand sie augenblicklich, und erkannte unter ihnen, als er sie enthüllte, zu seinem Befremden seinen eigenen Zögling. Ehrerbietig gab er diesem den Degen, den er ihm entwunden hatte, zurück; jener aber, den schon Eifersucht zu der That bewogen hatte, konnte diese beschämende Großmuth nicht ertragen, und stieß ihm den Degen durch die Brust. Crichton stammte aus der königlichen Familie der Stuarte, war geboren 1551 in der Grafschaft Perth in Schottland, und starb 1583 in seinem 31. Jahre. Man nennt ihn als Verfasser mehrerer Werke.

Crillon (Louis de Berthon de), aus einer angesehenen italienischen Familie, welche sich in der Grafschaft Venessin niedergelassen hatte, wor 1541 geboren, trat 1557 in Kriegsdienste, und gehörte zu den größten Feldherren seiner Zeit. In seinem ersten Feldzuge befand er sich bei der Belagerung von Calais, wo er durch seinen Muth die Aufmerksamkeit Heinrichs II. auf sich zog. In der Folge zeichnete er sich in der Schlacht von Dreux, von Jarnac und von Moncontour, in den Jahren 1562, 68 und 69 gegen die Hugonotten aus. Als Maltheserritter that sich der junge Held auf Kreuzzügen gegen die Türken, und besonders in der Schlacht bei Lepanto 1571 so hervor, daß er, obwohl verwundet, gewählt ward, um die Siegesnachricht dem Papste und dem Könige von Frankreich zu überbringen. Zwei Jahre nachher finden wir ihn bei der Belagerung von Rochelle, und in der Folge fast bei allen andern wichtigen Vorfällen. Allenthalben zeigte er sich als den braven Crillon, wie Heinrich IV. ihn zu nennen pflegte. Heinrich III. erhob ihn im J. 1585 zum Ritter seiner Orden. Die Maske der Religion, worunter die Ligue ihre ehrsüchtigen Plane verbarg, konnten die Treue des braven Crillon nicht irre leiten, wie sehr er auch die Hugonotten haßte. Er diente einem Fürsten gegen die falschen Eiferer an dem Tage der Barricaden, bei Tours u. a. O. Heinrich III. wagte es, ihm die Ermordung des rebellischen Herzogs von Guise vorzuschlagen, da er Bedenken trug, ihn dem Schwerte des Gesetzes zu unterwerfen; doch Crillon verfagte diesen Dienst, erbot sich aber, mit ihm zu kämpfen. Unter Heinrich IV. schlug er die Liguisten vor Boulogne. Als Villars Armee vor Quillebeuf im J. 1592 gerückt war, vertheidigte er kräftig diesen Platz, und antwortete den Belagerern, die ihn zur Uebergabe auffoderten: Crillon ist drinnen! — Als der Friede von Vervins die Kriege geendigt hatte, welche Europa erschütterten, zog sich Crillon nach Avignon zurück und starb daselbst den 2. Decbr. 1615. Man hat mehrere Anecdoten von diesem Helden aufbehalten, welcher zu seiner Zeit der Schild der Ehre, der Mann ohne Furcht und der Tapfere unter den Tapfern genannt wurde. So unterbrach er einst einen Prediger, der in der Erzählung der Leidensgeschichte Jesu auf die Geisselung kam, mit dem Ausrufe: „Wo warst du, Crillon?" indem

er die Hand an den Degen legte. Der junge Herzog von Guise, zu dem ihn Heinrich IV. nach Marseille geschickt hatte, wollte seinen Muth auf die Probe stellen, ließ plötzlich Allarm schlagen, und eilte mit der Nachricht zu ihm, daß der Feind Meister vom Hafen und von der Stadt sei, und daß nichts als die Flucht übrig sei, um den Ruhm des Siegers nicht noch zu vermehren, wenn er auch die Anführer zu Gefangenen machte. Crillon, der eben erwacht war, nahm ruhig seine Waffen und sagte, daß es besser sei zu sterben, als den Verlust des Platzes zu überleben. Der Herzog, der ihn fest entschlossen sah, fing an zu lachen. Crillon merkte den Scherz, machte ein finsteres Gesicht und sagte zu ihm: „Junger Mann, wolle nie das Herz eines Rechtschaffenen prüfen; bei Gott, ich hätte dich durchbohrt, hättest du mich feig gefunden.“

Crillon-Mahon (Louis, Duc de), ein bekannter und verdienter spanischer Feldherr der neuern Zeit. Er diente im 7jährigen Kriege bei der französischen Armee, trat dann in spanische Dienste, und wurde Grand der ersten Classe und oberster Befehlshaber der Armeen während der Feindseligkeiten zwischen England und Spanien im amerikanischen Kriege. Er leitete in demselben die ewig denkwürdige Belagerung von Gibraltar (s. d. Art.), die durch Eliots tapfere Gegenwehr gänzlich scheiterte. Gegen Minorca war Crillon glücklicher. Er bemächtigte sich dieser Insel 1782, und erhielt von der Hauptstadt derselben den Beinamen Mahon. Er starb zu Madrid 1796, 80 Jahre alt.

Crimen, das Verbrechen, im juristischen Sinne jede Handlung, durch welche Jemand an seinem Vermögen oder Leib und Leben verletzt wird. Es kommt in der Rechtssprache in vielfachen Zusammensetzungen vor. Crimen capitale, ein Halsverbrechen, d. h. worauf Todesstrafe steht. Crimen ambitus, das Verbrechen des Amtshandels, d. h. wenn ein Amt erkauft und verkauft wird. Crimen ecclesiasticum, ein Verbrechen gegen die Kirchengesetze. Crimen expilatae haereditatis, das Verbrechen der Erbschaftsplünderung, d. h. wenn man sich an dem Nachlasse eines Verstorbenen vergreift. Crimen falsi, das Verbrechen der Verfälschung, wenn z. B. ein Document verfälscht oder ein falsches untergeschoben wird. Crimen flagrans, ein standhaftes Verbrechen, wobei der Verbrecher auf der That ergriffen wird. Crimen laesae majestatis, oder Crimen majestatis, ein Majestätsverbrechen, d. h. ein Verbrechen gegen die Person (und Familie) des Staatsoberhauptes, der Hochverrath. Crimen legitimum, ein durchs Gesetz mit einer bestimmten Strafe belegtes Verbrechen. Crimen peculatus, das Verbrechen veruntreuter oder entwendeter öffentlicher Gelder. Crimen perduellionis, ein Verbrechen gegen den Staat; der Hochverrath. Es kann von dem Majestätsverbrechen nicht genau unterschieden werden; denn wer die Person des Herrschers in monarchischen Staaten verletzt, der verletzt eben so die Verfassung, wie der Hochverräther in Freistaaten. Crimen raptus, das Entführungsverbrechen. Crimen repetundarum (pecuniarum), das Verbrechen eines öffentlichen Beamten, der sich bestechen läßt, oder Erpressungen ausübt. Crimen sacrilegii, das Verbrechen des Kirchenraubes. Criminalia, peinliche Gegenstände; Sachen, die zur peinlichen Gerichtsbarkeit gehören.

Criminalrecht *), peinliches Recht, Strafrechtswissenschaft, die Wissenschaft von den Pflichten des Staats bei Uebertretung der Strafgesetze. Soll der Zweck des Staats erreicht werden, so müssen Rechtsverletzungen nicht allein durch physischen, sondern auch durch psychologischen Zwang abgewendet werden; der Staat darf nicht allein, sondern er muß a) durch Bekanntmachung des Strafgesetzes bestimmen, daß auf die rechtsverletzende That (das Verbrechen) unausbleiblich ein Uebel (Strafe) folgen werde, dessen Befürchtung nach der Ueberzeugung des Gesetzgebers dazu geeignet ist, den Trieb zur Begehung jener That in allen dem Strafgesetze unterworfenen Individuen zu unterdrücken; — b) durch Vollziehung des Strafgesetzes jener Androhung, die sonst für aufgehoben gehalten werden würde, Erfolg verschaffen. — Zweck und Rechtsgrund der Strafe ist nicht Prävention gegen künftige Rechtsverletzungen von Seiten des zu bestrafenden Verbrechers, nicht Wiedervergeltung der vom Verbrecher unternommenen Rechtsverletzung gegen ihn selbst (jus talionis), nicht Wiederherstellung der rechtlichen Ordnung in der Gesellschaft, nicht unmittelbare Abschreckung des zu bestrafenden Individuums von künftiger Begehung ähnlicher oder anderer Rechtsverletzungen, nicht Verbesserung des sittlichen Zustandes des Verbrechers, obgleich viele Gesetzgeber und Rechtsgelehrte aller Zeiten Zwecke dieser Art vor Augen gehabt und vertheidigt haben. — Gereinigte Ansichten über den Zweck und Rechtsgrund der Strafe verdanken wir vorzüglich dem Geh. R. von Feuerbach zu München, s. dessen Revision d. Grundsätze u. Grundbegriffe d. positiven peinl. Rechts und s. Schrift üb. d. Strafe, als Sicherungsmittel; ferner den Schriften von Klein, Kleinschrod, Grolmann, Zacharia, Tasinger; und Brunner's Handbuch der Literatur der Criminalrechtswissenschaft. Das Criminalrecht ist eine rein positive Wissenschaft. Doch hat man ein sogenanntes allgemeines peinliches Recht, als Philosophie der rechtlichen Gründe des Strafrechts und seiner Ausübung, aufgestellt. Die deutschen Criminalrechtslehrer haben das peinliche Recht in das gemeine, in ganz Deutschland geltende — dessen Quellen das Corpus Juris Romani, das Corpus Juris Canonici, die peinliche Gerichtsordnung Carls V. und andere Reichsgesetze sind — und das besondere, in einzelnen deutschen Ländern und Bezirken geltende, getheilt. (S. Quistorp's Grundsätze d. deutschen peinl. Rechts, herausgeg. von Klein. Stübel's System des allgemeinen peinl. Rechts, mit Anwendung auf die in Churſachsen geltenden Gesetze. Tittmann's Handb. des gemeinen deutschen peinl. Rechts.) — Unter den Criminalgesetzgebungen verdienen bemerkt zu werden: 1) die englische, 2) die toscanische unter Leopold, 3) die neuere preußische, 4) die österreichische seit Maria Theresia, 5) die neuere französische. (Ueber außer europäische Criminal-Gesetzgebungen vgl. Michaelis Mosaisches Recht. —

*) Da weder der frühere Art. über Criminalrecht, noch ein uns von einem angesehenen Rechtsgelehrten gelieferter, in Beziehung auf den Zweck unseres Werks, unsern Foderungen genügte, so haben wir um so weniger angestanden, gegenwärtigen uns zweckmäßiger scheinenden Art. aus der deutschen Taschen-Encyclopädie zu entlehnen, als sie bei demselben Verleger erscheint und wir die Erlaubniß des Herausgebers voraussetzen dürfen. Die Red.

Gesetzbuch der Gentoos, a. d. E. von Raspe, Hamb. 1778. — Feuerbach's Criminal-Jurisprudenz des Corans, in d. Bibl. des peinl. Rechts, Bd. II.) — Unter die Männer, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch ihre Schriften die furchtbare Barbarei aus der Praxis des Criminalrechts verbannen halfen, gehören: Beccaria, Filangieri, Voltaire, Servin, v. Globig und Hufter, Pastoret; durch Schriften, akademische Lehrvorträge und unmittelbaren Einfluß auf richterliche Entscheidung wirkten K. Ferd. Hommel und Klein. Beide segnet die Menschheit, sei es auch, daß beide oft die Grenzen der richterlichen Gewalt selbst überschritten und überschreiten lehrten. Hier kann nur der Ort sein zu einigen Andeutungen über die Gegenstände der Criminal-Rechtswissenschaft. Man hat die Verbrechen eingetheilt; in Criminal-, Civil- und Polizei-Verbrechen (nach Verschiedenheit der Größe, der Gerichtsbarkeit und der Art der Gesetze, welche übertreten worden sind); in Staats und Privatverbrechen; in Verbrechen der Begehung und der Unterlassung; in gemeine und besondere (Verbrechen einer besondern Classe von Staatsbürgern, z. B. der Soldaten); in einfache und qualificirte (wenn die Gesetze wegen einer besondern Eigenheit eines Verbrechens eine härtere, als die sonst festgesetzte Strafe vorschreiben), in schwere (delicta atrocia, atrocissima) und leichte (levia); in capitale und nicht capitale; in kirchliche, weltliche und gemischte; in solche, welche in die Sinne fallende Merkmale zurücklassen und welche dergleichen nicht zurücklassen (facti permanentis et transeuntis); in bekannte und verborgene; in vollendete (consummata) und unvollendete (attentata — conatus delicti proximus vel remotus); in vorsätzliche und unvorsätzliche (delicta dolosa, colpusa) u. s. w. Es ergiebt sich von selbst, daß diese Eintheilungen theils nothwendig, theils zufällig, d. h. abhängig von dem Inhalte einzelner Gesetzgebungen sind. In dieser Abhängigkeit von den positiven Gesetzgebungen steht besonders auch die Classification der Verbrechen. Feuerbach hat nach gemeinem deutschen peinlichen Rechte folgende Classification aufgestellt: I. determinirte gemeine Verbrechen: A. öffentliche Verbrechen, Staatsverbrechen überhaupt, 1) Verbrechen an der moralischen Persönlichkeit des Staats selbst, oder an dem Regenten, als solchem. Staatsverbrecher im engern Sinne, a) Hochverrath, b) Verbrechen der beleidigten Majestät; 2) Verbrechen gegen einzelne Gewalten des Staats, Regierungsverbrechen, a) Verbrechen gegen die auffehende Gewalt, Münzverbrechen, b) Verbrechen wider die anordnende Gewalt, Amtserschleichung, c) Verbrechen wider die richterliche Gewalt, als: α) rechtswidrige Selbsthülfe — welche von Privatrache und Nothwehr zu unterscheiden ist — ohne oder mit Anwendung unrechtmäßiger Gewalt — Duell; — β) Befreiung eines Gefangenen — von Seiten des Gefangenwärters, des Gefangenen selbst, dritter Personen; — γ) Verletzung der Urphede — des eidlichen Versprechens, sich an dem peinlichen Gerichte nicht zu rächen, oder, bei Landesverweisungen, vor geendigter Strafzeit nicht zurück zu kehren; — d) Verbrechen wider die executive Gewalt; Aufruhr und Tumult; B. Privatverbrechen, 1) Verbrechen gegen ursprüngliche Rechte des Menschen und Bürgers, b) Verletzungen des Rechts auf das Leben, α) Todtschlag und einfacher Mord, — besonders benannte Arten: Raubmord, aufgetragene Tödtung, oder Banditenmord, Meuchelmord, Giftmord, β) gesetzlich ausgezeichneter Mord, oder Mord an Aeltern, Kindern, nahen Blutsverwandten, Ehegatten, Schwägern, Personen hohen

tandes, am Herrn des Mörders (Parricidium im engern und weitern Sinne); — b) Verletzung der Integrität der menschlichen Kräfte, α) einfache Körper-Verletzung, β) qualificirte Körper-Verletzungen, — ergiftung; — c) Verbrechen an dem Rechte des Bürgers auf freie isposition an seinem Körper, namentlich: Menschenraub (Plagium), ntführung, nicht freiwillige Schwächung; — d) Verletzung des Rechts if Ehre, α) gemeine Injurien, β) qualificirte Injurien, aa) durch die rt der Begehung — Pasquill und Schmähschrift, bb) durch das Ob. ct der Verletzung, — besonders Blasphemie, 2) Verbrechen gegen worbene Rechte, a) individuell gefährliche Verletzung des Rechts if Sachen, α) durch bloße Beschädigung, β) durch Entwendung, a) gemeine Entwendung, bb) qualificirte Diebstähle, αα) zum drit. n Male begangener Diebstahl, ββ) gefährlicher Diebstahl, durch Einruch, Einsteigen, durch Waffen, γγ) Entwendung des öffentlichen igenthums (Peculat), als: Kirchenraub (Sacrilegium), Peculat im igern Sinne, Crimen residui; — cc) gesetzlich ausgezeichnet, nicht ualificirte Diebstähle, αα) Entwendung aus einer Erbschaft von Sein eines Miterbens, ββ) Familien-Diebstahl (furtum domesticum), γ) Entwendung an Früchten auf dem Felde; — dd) Entwendung durch Verletzung der Persönlichkeit, Raub; — b) gemeingefährliche Verletzung des Rechts an Sachen, α) Brandstiftung, β) verursachte Ueberschwemmung; — c) individuell gefährliche Verletzung des Rechts aus Verträgen, α) Verletzung der Verträge auf Treu' und Glauben, β) Verletzung des ehelichen Vertrags, aa) Ehebruch, bb) vielfache Ehe (Bigamie). II. Vage, gemeine Verbrechen, A. materielle, 1) Kindesaussetzung, 2) Abtreibung der Leibesfrucht, 3) sträfliche Unfruchtbarmachung, B. formelle, 1) Verbrechen, welche durch Gewalt begangen werden, a) eigentliche Gewaltthätigkeit, b) Landfriedensbruch, c) Verbrechen durch Täuschung eines Andern, a) Fälschung und Betrug, b) qualificirte Fälschung, als: Meineid, Grenzverrückung, Prävarication, d. h. Begünstigung der Gegenpartei in einem Rechtsstreite; Calumnie, d. h. das Verbrechen, dessen sich derjenige schuldig macht, welcher jemanden wissentlich fälschlich anklagt, Concussion, Erpressung eines Vortheils durch den Vorwand, oder den Mißbrauch eines Rechts. III. Gemeine, determinirte Polizei-Vergehen, A. Vergehen gegen die Gesetze der Criminalpolizei. Landzwang, d. h. Drohung künftiger Verbrechen, verbunden mit solchen Handlungen, aus denen man auf die Ernstlichkeit der Drohung schließen kann; B. Verbrechen gegen Gesetze der Güter-Polizei, 1) Wucher, Aneignung eines gesetzlich nicht erlaubten Gewinns bei Creditgeschäften; 2) Pardanariat (unerlaubte Vertheurung der Gegenstände des Lebens-Unterhalts), Hazardspiele und unerlaubte Wetten; C. Vergehen gegen Gesetze der Sitten-Polizei, als: Schwören und Fluchen, Zutrinken, Bettelei; D. Vergehen, durch welche theils Gesetze der Sitten-Polizei, theils Gesetze der Bevölkerungs-Polizei, übertreten werden, — 1) Fleischesverbrechen, besonders: Schwächung und Hurerei, Concubinat, Incest, Sodomie; 2) Beihülfe zu Fleischesverbrechen, Kuppelei; IV. Besondere Verbrechen, A. Verbrechen der Staatsbeamten, 1) Bestechung, 2) Unterschlagung öffentlicher Gelder, Malversation; B. Militär-Verbrechen, 1) gemeingefährliche: Meuterei, Soldaten-Aufruhr; 2) individuell-gefährliche: Insubordination, Verlassung des Postens, Treulosigkeit an der Fahne, Desertion, Verkaufen der Waffen u. s. w. Die Strafen sind zu allen Zeiten und

in allen Ländern sehr verschieden gewesen. Rohheit, Grausamkeit und Aberwitz haben gewetteifert, die mannichfaltigsten, die Menschheit entehrenden Strafübel zu erdenken, welche man bei Völkern, denen europäische Cultur fremd ist, ja selbst in vielen Ländern Europens noch jetzt vollstrecken sieht. Die in Deutschland ehedem üblichen, jetzt aber zum Theil nicht mehr zur Vollziehung kommenden Strafen classificirt Feuerbach also: I. unbenannte — z. B. Verlust gewisser Rechte und Privilegien; II. benannte, A. mechanische oder physische, 1) Todes-Strafe, a) einfache: Enthauptung durch Schwert oder Beil, Hängen, Strafe des Stranges; b) qualificirte, α) innerlich: Rädern, Ertränken (Säcken), Verbrennen, Viertheilen, Lebendigbegraben; — β) äußerlich: durch Schleifen zur Gerichtsstätte, Kneipen mit glühenden Zangen, Flechten des Körpers auf das Rad, Stecken des Kopfs auf einen Pfahl, Verbrennung des Leichnams nach der Enthauptung u. s. w. 2) verstümmelnde Strafen, z. B. Abhauen der Hand, Abschneiden der Finger oder der Zunge, Ausstechen der Augen; 3) körperliche Züchtigungen im engern Sinne, als; Staupbesen, Stockschläge oder Ruthenzüchtigung; 4) Freiheitsstrafen, a) Verweisung und Verschickung, oder Anweisung der örtlichen Grenzen, welche der Bestrafte nicht überschreiten darf; b) Freiheitsstrafen im engern Sinne: gemeine Gefängnißstrafe, Zuchthausstrafe, öffentliche Arbeiten; B. psychologische Strafen, 1) Ehrenstrafen, a) blos beschämende, als: Kirchenbuße, Verweis, Abbitte, Widerruf, — b) beschimpfende, als: Halseisen, Schandpfahl, Brandmarken, Zerbrechen des adelichen Wappens, Anschlagung des Namens an den Galgen, unehrliches Begräbniß u. s. w. 2) Vermögensstrafen: Geldstrafen, Confiscation des ganzen Vermögens oder eines Theils desselben. Soll die Strafe, welche das Gesetz für ein Verbrechen bestimmt hat, zuerkannt werden, so muß die Existenz oder der Thatbestand des Verbrechens (corpus delicti) ausgemittelt und auf Seiten des Uebertreters Imputativität, Möglichkeit der Zurechnung, vorhanden sein. Vielfache, theils aus den rechtlichen Gründen des Strafrechts, theils aus positiven Gesetzen herzuleitende Milderungsgründe lassen aber in vielen Fällen nicht die gesetzlich bestimmte, sondern nur eine gelindere Strafe zur Anwendung kommen. Die Criminalgerichtsbarkeit, im weitern Sinne, beschäftigt sich mit der gerichtlichen Erörterung und Entscheidung aller, nach Strafgesetzen zu beurtheilenden Fälle. Im engern Sinne aber schränkt man den Begriff derselben in Deutschland auf die eigentlich sogenannten peinlichen Sache, d. h. auf diejenigen wichtigern Criminalfälle ein, welche bei Entstehung der Patrimonial-Gerichte in Deutschland in frühern Zeiten gewöhnlich der landesherrlichen Gewalt vorbehalten blieben und späterhin zur Competenz der Obergerichte gerechnet wurden. Der Begriff Criminalproceß (peinliches Verfahren) ist ebenfalls doppelt, im weitern Sinne: das gerichtliche Verfahren in allen Strafsachen; im engern: das Verfahren in den eben erwähnten, eigentlich sogenannten peinlichen Sachen. Er ist, nachdem entweder ein Ankläger den Verbrecher vor Gericht verfolgt, oder der Richter von Amtswegen verfährt, accusatorisch oder inquisitorisch (Anklage- und Untersuchungsproceß). Bei letzterm kommt es zuweilen zur Special-Inquisition, d. h. einer mit bestimmten Förmlichkeiten begleiteten Fortsetzung des Untersuchungsprocesses. Wenn der durch Anzeigen (Indicia) eines Verbrechens verdächtig wordene dasselbe weder gesteht

noch durch Beweismittel, als Augenschein, Zeugen oder Urkunden, dessen überführt werden kann, so sind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwenden. Dahin gehört Confrontation, Territion, Tortur und Reinigungseid. Die durch Tortur (Marter, peinliche Frage) erpreßten Geständnisse sollen nach der peinlichen Gerichtsordnung Carls des V. zwei bis drei Tage nachher wiederhohlt und genehmigt werden. Bei dieser sogenanten Urgicht soll zwar kein Peiniger erscheinen; allein der Widerruf hatte gewöhnlich Wiederholung der Marter zur Folge. Die Tortur und mit ihr die Territion (das Schrecken mit der Marter) ist — leider — noch nicht in allen deutschen Ländern aufgehoben. In Sachsen sind es bald 40 Jahr, daß Friedrich August sie für immer verbannte. — Die Vertheidigung (Defension), welche entweder die Abwendung aller, oder die Milderung der verwirkten Strafe, auch zuweilen die Abwendung einzelner processualischer Handlungen, z. B. der Special-Inquisition, der Tortur, wo diese noch Statt findet, zum Endzwecke hat, ist keinem Angeschuldigten zu verweigern. Sie muß in der Regel durch einen der Rechte kundigen Sachwalter geführt und darf, besonders in wichtigen Criminalfällen, von dem Angeschuldigten, auch nach Bekanntmachung des Enburtheils, wenn er nicht gänzlich freigesprochen worden, noch einmal, und nach der Verfassung verschiedener Länder, auch wohl zum dritten Male gefodert werden. Außer dem Gesuche um nochmalige Vertheidigung kann, nach Verschiedenheit der Landesverfassungen, die Vollziehung eines Criminalurtheils (welcher bei Hinrichtung der zum Tode verurtheilten Verbrecher das feierliche hochnothpeinliche Halsgericht, nach uraltem deutschen Gebrauche, vorangeht) durch Appellation, Supplication, Gesuch um Richtigkeitserklärung und andere zulässige Rechtsmittel aufgehalten werden. — Ob bei einem juridisch unvollständigen Beweise eines angeschuldigten Verbrechens der Angeschuldigte a) mit einer; von der ordentlichen Strafe abweichenden gelindern (außerordentlichen) Strafe zu belegen, oder ob b) Sicherungsmittel gegen ihn zulässig, oder ob c) er gänzlich loszusprechen sei? — diese für die Menschheit so wichtige, und neuerlich vielseitig erörterte Frage hat im J. 1800 Veranlassung zu Aufstellung einer Preisfrage gegeben. (S. Klein's, Kleinschrod's u. Konopack's Archiv d. Crim. Rechts III. u. IV. Bd.) Die erste Meinung (a) ist in der Praxis angenommen, obschon solche weder aus allgemeinen Rechtsgrundsätzen, noch aus der peinlichen Gerichtsordnung Carls V., noch aus dem recipirten römischen Rechte gerechtfertigt werden kann. Die zweite Meinung (b) hat vorzüglich Klein, die dritte (c) Feuerbach vertheidigt.

Crimm, sonst eine türkische Provinz, unter eigenen Chanen, die von der Pforte eingesetzt, oder wenigstens bestätigt wurden, jetzt ein Bestandtheil des zu Europa gehörigen russischen Gouvernements Taurien oder Simferopol. Schon 1771 eroberten die Russen die Crimm, gaben sie aber bei dem Friedensschlusse mit den Türken 1774 wieder zurück, unter der Bedingung der von der Pforte anerkannten Unabhängigkeit des crimmischen Chans. Allein 1784 wurde sie dem russischen Reiche unter Catharina II. gänzlich einverleibt, und daraus nebst noch andern Landstrichen das Gouvernement Taurien gebildet. (S. Taurien.) Die Crimm ist eine 270 Q. M. große Halbinsel, welche von dem schwarzen, asowschen und faulen Meere (einem Meerbusen des asowschen Meeres) bespült wird, und mit dem festen Lande, durch die eine Meile breite Landenge von Pe-

Digitized by Google

rekop zusammenhängt. Ein Erdwall mit einem Graben und dem sogenannten goldenen Thore erstreckt sich durch den schmalsten Theil dieser Landenge von einem Meere zum andern. Die Crimm ist ein schönes Land, im nördlichen Theile eben, und nur im südlichen Theile von einer Gebirgskette durchzogen, welche das taurische Gebirge heißt, ihren Anfang bei Kaffa nimmt, sich bis nach Balaklawa erstreckt, und gegen Westen sich bei Baktschisarai endigt. Einer der höchsten Berge ist der Tschatyrdagh, sonst Trapezus, welcher 4722 Fuß über das Meer erhaben ist. Aus dieser Gebirgskette entspringen viele Flüsse, worunter der Salgyr und der Karasu die bedeutendsten sind. Der von diesem Gebirge nördlich gelegene Theil der Halbinsel ist eine völlige Ebene, ohne Waldung, mit wenigen Gewässern und mit einem fruchtbaren Boden; der südliche gebirgige Theil ist der anmuthigste Landstrich, wo Berge, Thäler, Waldungen, Hügel, Wiesen, Flüsse und Bäche mit einander abwechseln. Viele Gegenden sind paradiesisch, indem sie auf der Landseite durch die Gebirge, von welchen helle Bäche herabströmen, gegen alle kalte Winde geschützt werden, und nur den sanften Winden, die über das schwarze Meer von Süden her wehen, offen stehen. Eine der schönsten Gegenden ist das Thal Baidar, wo man üppige Wiesen, Wälder, reiche Kornfelder und die schönsten Gartenanlagen findet. Die in diesem durchgehends angebauten Thale fast an einander stoßenden Dörfer haben ein reinliches Ansehen. Das Clima ist mild und gesund. Während in Petersburg alles noch im Schnee vergraben liegt, ist in der Crimm schon der schönste Frühling. Die Winter sind kurz, aber strenge. Die Producte sind: Getraide, hauptsächlich Weitzen und Gerste, Hülsenfrüchte und Gartengewächse, Melonen, Arbusen, reichliches und schmackhaftes Obst, auch Feigen und Mandeln, Wein, welcher dem ungarischen an Güte gleich kommt, Holz, die gewöhnlichen Hausthiere, auch Kameele, viel zahmes Geflügel, Fische, Schaalthiere und Bienen. Von Mineralien findet man viel Salz, Salpeter, Kalk, Marmor, Meerschaum, Walkererde, auch Eisen. Die Einwohner, deren Zahl nach Verhältniß der Größe nicht stark ist (etwa 150,000), sind größtentheils Tataren, die sich zur mohamedanischen Religion bekennen, ferner Russen, Griechen, Armenier und Juden. Die Tataren haben einen wohlgebildeten Körper, sind gutmüthig, gastfrei, reinlich und mäßig, bewohnen Städte und Dörfer und treiben Acker-, Garten-, Obst- und Weinbau. Die jetzige Hauptstadt der Crimm ist Simferopol (sonst Akmetschet), ein schlechter, unbedeutender Ort. Baktschisarai war sonst die Residenz des Chans, jetzt liegt die Stadt größtentheils in Ruinen. Der Hauptpallast des Chans ist noch in seinem ganzen Umfange vorhanden, und soll in seiner ganzen orientalischen Form erhalten werden. Die wichtigste Stadt der Crimm in den frühern Zeiten war Caffa oder Feodosia, welche zur Zeit ihrer größten Blüthe innerhalb der Ringmauern 36,000 und die Vorstädte mitgerechnet 44,000 Häuser hatte. Von dieser Größe sind nur noch Ruinen vorhanden; die prächtigen Bäder und Moscheen sind in Schutthaufen verwandelt, und die ganze Bevölkerung bestand 1801, als sie der Engländer Clarke besuchte, in funfzig Familien; jetzt soll die Stadt doch wieder einige tausend Einwohner zählen. (S. Caffa.)

Crisis in der Medicin, (vom griechisch. κρινειν, entscheiden), nennt man den Zeitpunct einer Krankheit, in welchem sich diese entscheidet, den Wendepunct, von welchem sie entweder in Genesung oder

Verschlimmerung übergeht. Am deutlichsten stellt sich die Crisis in dem regelmäßigen Verlaufe fieberhaft acuter Krankheiten in kraftvollen Subjecten dar, zumal wo der Verlauf nicht durch heftige und zweckwidrige Mittel gestört wird. Daher finden wir in den Hippokratischen Schriften die Crisen so genau und treu beschrieben, weil die griechischen Aerzte die Natur sorgfältig beobachteten, sie in ihren Operationen nicht durch starke Arzneimittel störten und jene Völker selbst noch kraftvoller waren, als die jetzigen. Die Crisis kündigt sich durch vorhergehende heftige und ungewöhnliche Zufälle an, die Krankheit scheint sich zu verschlimmern und der Sturm in dem Innern erreicht den höchsten Grad. Dieß ist jedoch nur in sehr acuten Fiebern und bei kraftvollen Kranken der Fall. Die Crisis kann nun heilsam, oder böse sein, im ersten Fall tritt mit Beendigung der Crisis Nachlaß aller Zufälle, gemeiniglich mit irgend einer sichtbaren Ausleerung, Schweiß, Urin, Stuhlgang, Eiterabgang oder Blutung, ein; im andern Falle sind die critischen Zufälle zu heftig gewesen, oder die Ausleerung geschah zum Nachtheil edler Organe, oder die Naturkräfte langen nicht zu, eine heilsame Entscheidung zu bewirken, die Crise wird tödlich oder unvollkommen, oder geht in langsame Entscheidung (Lysis), oder in eine andere Krankheit über (Metastase). Bei regelmäßigem Verlauf der Fieber tritt die Crisis zu bestimmten Tagen ein: critische Tage. Diese sind nach der Krankheit selbst verschieden. Die Haupttage richten sich jedoch immer nach der Siebenzahl; der siebente, vierzehnte, ein und zwanzigste Tag der Krankheit, etwas vor- oder rückwärts nach dem Charakter der Krankheit, den climatischen Einflüssen und andern Einwirkungen, ist immer ein critischer. Der schlechte Ausgang rückt jedoch gewöhnlich etwas vorwärts, der gute fällt mehr rückwärts. Die Halbsiebenzahl oder Geviertezahl bringt daher unvollkommene Crisen oder critische Vorzeichen. Ist die Crisis vollkommen und heilsam, so ist die Krankheit selbst damit beruhigt, der Kranke muß sich erleichtert fühlen und alle Zufälle der Krankheit müssen verschwinden.

Criterium heißt überhaupt das Merkmal oder Unterscheidungszeichen. Criterium der Wahrheit nennt man in der Logik das Kennzeichen, vermöge dessen wir ersehen, daß unsere Gedanken mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens übereinstimmen, es betrifft mithin nur die Form, und kann auch diese nur betreffen, da für die Materie (Objecte) sich keine allgemeinen Kennzeichen auffinden lassen.

Croatien, ein zur österreichischen Monarchie gehöriges Königreich, welches mit Ungarn verbunden ist (mit Ausnahme eines Theiles, welches unter dem Namen des karlstädter Kreises einen Bestandtheil des neu geschaffenen österreichischen Königreiches Illyrien bildet). Es wird von der Drau, Sau, Kulpa und Unna bewässert, erstreckt sich von der Drau bis zum adriatischen Meere, und wird von Ungarn, Slavonien, Bosnien, Dalmatien, Illyrien und Steiermark begränzt. Mit den Militärbezirken enthält es 376 Quadratmeilen und 750,000 Einwohner, theils Croaten, theils Raizen, mit wenigen Deutschen und Ungarn vermischt. Die Croaten sind ein slavischer Volksstamm, welche sich zur catholischen Religion bekennen, und als gute Krieger bekannt. In Rücksicht der wissenschaftlichen Ausbildung und Industrie stehen sie noch auf einer niedrigen Stufe; ja es fehlt zum Theil noch an den nothwendigen Handwerkern. Croatien zerfällt in Provinzialcroatien, welches aus den drei mit Ungarn ver-

bundenen Gespannschaften Warasdin, Kreutz und Agram besteht und eine Civilverfassung hat — und in Militärcroatien, welches die nämliche Verfassung wie die übrigen Militärgränzen Oestereichs hat, und in das karlstädter und warasdiner Generalat und die Banatgränze eingetheilt ist. Croatiens nördlicher Theil (Provinzialcroatien) ist mehr hügelig als gebirgig, und hat einen fruchtbaren Boden, indem nur niedrige Berge aus Steiermark und Krain sich hereinziehen. Der südliche Theil hingegen (Militärcroatien) hat an der bosnischen und dalmatischen Grenze hohe Gebirge, die sich bis zu 5,400 Fuß erheben, als den Wellebit, das Plissiviczagebirge und das Sriner Gebirge. Diese Gebirge erstrecken sich bis in das Innere des Landes, wo die Kapella und der Kleck zu bemerken sind. Das Clima ist gesünder, als in dem benachbarten Slavonien, und mild. Das Land hat vorzüglich Wein, Tabak, Getraide, Mais, Obst, besonders Pflaumen, Holz, Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Wild, Fische, Bienen, Eisen, Kupfer und Schwefel. Die Hauptstadt des Königreiches ist Agram.

Cromford, ein Ort in Derbyshire in England, wo der berühmte Arkwright (s. diesen Art.) zuerst seine Baumwollenspinnerei etablirt hat. Durch diese und einige später angelegte Spinnereien ist Cromford sehr nahrhaft geworden. Nach diesem Orte in England legte in dem industriereichen Herzogthume Berg, nicht weit von Düsseldorf, ein thätiger und unternehmender Mann, Brögelmann, ein großes Etablissement zur Nachahmung der englischen Baumwollenspinnereien an, und nannte es, wie das Arkwrightische, Cromford. Er erhielt von dem damaligen Churfürsten, Carl Theodor, ein ausschließendes Privilegium auf 25 Jahre, und nach vielen Versuchen, auf die er sein ganzes Vermögen verwendet hatte, gelang es Brögelmann endlich, Garne zu liefern, welche den englischen, so weit dieß auf dem Continente möglich ist, gleich kamen. Die Verschiedenheit des Wassers und der Lufttemperatur scheint den englischen immer einen ihnen eigenthümlichen Vorzug zu geben. Mehr von hier aus, als von England direct, sind späterhin in der Schweiz, Sachsen und in andern Ländern die vielfältig angelegten Baumwollenspinnereien ausgegangen. Das Etablissement in Cromford im Bergischen beschäftig gegen 400 Menschen.

Cromwell (Oliver), der unter dem Namen eines Protectors sich des Throns von England, Schottland und Irland bemächtigte, war in der Stadt Huntington, den 3. April 1603, mithin an dem Sterbetage der Königin Elisabeth, geboren. Er widmete sich anfangs den Studien, und bezog die Universität Cambridge, ward aber bald unschlüssig, ob er die Theologie oder den Militärstand vorziehen solle. Sein unruhiger Charakter neigte sich mehr zu letzterem; er machte den Feldzug von 1622 in der Armee des Prinzen von Oranien mit, und diente in der Folge gegen Frankreich bei der Belagerung von Rochelle. Nach geschlossenem Frieden ging er nach Paris, wo er dem Cardinal Richelieu vorgestellt wurde, dessen scharfer Blick schon damals einen Mann von ungewöhnlichen Eigenschaften in ihm erkannt haben soll. Seine Jugend war übrigens zwischen Zerstreuungen und Ausschweifungen getheilt, denen er sich täglich, und in eben nicht anständiger Gesellschaft überließ. Es konnte ihm daher nicht gelingen, sich als Geistlichen emporzuheben, um so weniger, da er die Partei der Puritaner ergriffen hatte. Die Streitigkeiten Carls I. mit dem Parlamente eröffneten ihm um so erwünschter eine andere Laufbahn. Er erschien

m Parlamente als Deputirter der Universität Cambridge, ohne sich edoch besonders auszuzeichnen; weder sein mündlicher Vortrag, noch ein Aeußeres empfahlen ihn. Doch wußte er sich durch seine Gesinungen bei den Independenten in Gunst zu setzen, welche ihn zur Armee beförderten. Noch hatte der König, unterstützt von dem Adel, on allen eifrigen Anhängern der englichen Kirche und von den Catholiken, ein bedeutendes Uebergewicht gehabt. Seine Armee war unter der Anführung des pfälzischen Prinzen Robert stets siegreich gewesen, und im J. 1644 hatte er sogar ein Parlament nach Oxford berufen, welches dem londoner entgegenwirken sollte. Cromwells Erscheinung änderte plötzlich die Lage der Sache. Er, der eben so viel Muth als Schlauheit besaß, schlug die königliche Armee in allen Gefechten, eroberte Oxford, wo er seinen Soldaten die abscheulichsten Ausschweifungen erlaubte, und bewog 1646 das Parlament, die Absetzung des Königs auszusprechen, der, von aller Hülfe entblößt, sich zu den Schotten flüchtete. Cromwell, dessen Plane sich mit seinen Erfolgen erweiterten, ließ sich jetzt zum Generalissimus ernennen, vernichtete noch die Reste der königlichen Macht, und zog an der Spitze seines siegreichen Heeres triumphirend zu London ein. Der Anhänglichkeit dieses Heeres versichert, durfte er im Parlamente die entscheidende Stimme führen, und seine Vorschläge galten als Gesetze. Der unglückliche König wurde indeß von den Schotten für eine Summe Geldes ausgeliefert, und jetzt entwickelte Cromwell seine ganze Kühnheit, Heuchelei und Unempfindlichkeit. Auf sein Anstiften verlangte die Armee ein Blutgericht über den König, dessen Schicksal, da Cromwell die Richter leitete, nicht lange zweifelhaft sein konnte. Carl ward am 9. Febr. 1649 enthauptet, und Cromwell, der die Versuche Carls II. im J. 1650 und 1651, sich des väterlichen Throns wieder zu bemächtigen, glücklich vereitelte, und das Parlament ganz nach seinem Willen umgestaltet hatte, trat 1653 als Protector an die Spitze der neuen Republik. So übte dieser Usurpator, gehaßt und gefürchtet, die Gewalt eines Königs, wiewohl er diesen Titel, der ihn im J. 1657 ebenfalls angeboten wurde, nicht anzunehmen wagte. England verdankt seinen kräftigen Maßregeln Glück und Größe; aber in das Herz Cromwells kehrte nie Glück und Ruhe zurück. In dem Bewußtsein der eigenen Schuld hegte er unablässig die Furcht vor nahen und fernen Feinden; der Anblick der Menschen machte ihm bange, und die Einsamkeit war ihm nicht minder fürchterlich; er wagte nicht drei Nächte hinter einander in demselben Zimmer zu schlafen; trug einen Harnisch unter den Kleidern, und ging keinen Schritt ohne eine starke Wache. Auf dem Wege, auf dem er gekommen war, ging er nicht wieder zurück. Dabei aber war er nüchtern, mäßig, ökonomisch, arbeitsam und genau in seinen Geschäften. Sein energischer und unermüdlich thätiger Geist arbeitete rastlos, sein Ansehn zu befestigen, und seine Kühnheit, seine kalte Unerschrockenheit und gewandte Verstellungskunst liehen ihm stets neue Mittel dazu, bis endlich seine unaufhörlich geübten Ränke und Kunstgriffe die Beängstigungen seines Herzens dergestalt vermehrten, daß seine physischen Kräfte erlagen, und er den 3. Sept. 1658 starb. Sein Leichnam ward einbalsamirt und in dem königlichen Begräbnisse beigesetzt, zu Anfang der Regierung Carls II. aber, im J. 1661, geschleift, gehängt und unter den Galgen begraben. Sein Sohn Richard entsagte freiwillig der von einem Vater ererbten Macht, und zog sich wieder in den Privatstand zurück.

Cronborg, Kronenburg, ein dänisches festes Schloß auf einer Erdzunge der Insel Seeland am Sund (12° 35′ östl. L. von Greenwich, 50° 3′ nördl. Br.), in einer kleinen Entfernung nördlich von Helsingör, Helsingborg in Schweden gegenüber. Friedrich II. erbaute es im J. 1574 auf einem Grund von eichenen Pfählen. Dieses Schloß, welches ein beinahe vollkommenes Viereck bildet, ist 232 Fuß lang und 214 Fuß breit. Es hat in den Ecken vier Thürme und enthält geräumige Baraken für die Besatzung. — Lange galt dieses Schloß, dessen Bestimmung eigentlich die Bewachung der Schiffahrt durch den Sund ist, für einen Schlüssel des Reichs, bis die ungehinderte Durchfahrt der englischen Flotte am 29. März 1801 seine Unzulänglichkeit darthat. — Verbrecher werden hier als Gefangene aufbewahrt. Unfern des Schlosses ist eine landesherrliche Gewehrfabrik, und etwas weiter entfernt liegt das Lustschloß Marienlust mit einem Garten, Hamlets Garten genannt, weil, wie die Sage geht, des durch Shakspeare weltberühmt gewordnen Hamlets Vater hier ermordet ward.

Cronegk (Joh. Friedr., Freiherr von), wurde den 2. September 1731 zu Anspach geboren. Sein Vater war General-Feldmarschall-Lieutenant des fränkischen Kreises. Er genoß einer sehr sorgfältigen Erziehung, und machte früh in der lateinischen, französischen, englischen, italienischen und spanischen Sprache Fortschritte, und so las er, noch in seinen Schuljahren, die besten römischen Classiker und die vorzüglichsten Schriftsteller der neuern europäischen Nationen. Im J. 1749 ging er nach Halle, und von da 1750 nach Leipzig, wo Gellert seinen Geschmack und sein Herz noch mehr ausbildete, der eben so sehr sein Freund als sein Lehrer war. Auch mit Rabener, Käſtner, Weiße und dem Grafen Moritz von Brühl lebte er in der freundschaftlichsten Verbindung. Gottsched konnte er nicht achten, vielmehr richtete er mehrere satirische Angriffe gegen ihn und seine Anhänger. Dahin gehört eine Satire auf Schönaichs poetische Krönung und eine Sammlung von Grabschriften in Knittelversen auf die meisten Gottschedianer. Die damals in Leipzig spielende komische Schauspielergesellschaft lenkte seine Neigung auf die theatralische Dichtkunst. Schon in Anspach hatte er ein kleines Lustspiel, den Mißvergnügten, geschrieben; jetzt folgte der Mißtrauische, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Beide Stücke sind höchst unvollkommene jugendliche Versuche. Zu mehrern Stücken, unter andern auch zu seinem Kodrus, machte er bereits den Entwurf. Im J. 1751 besuchte er Braunschweig, wo er Gärtner, Ebert und Zachariä kennen lernte, und kehrte im folgenden Jahre in sein Vaterland zurück. Hier schrieb er ein größeres Gedicht: Einsamkeiten, in sechs Gesängen. Nachdem er zum markgräflich anspachischen Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Justizrathe ernannt worden, unternahm er eine Reise durch Italien und Frankreich. Er bildete sich hier eben so sehr zum Weltmanne aus, als er besonders seine Ansichten über Theater und Schauspiel berichtigte. Ob er gleich nach Beendigung seiner Reisen sich den öffentlichen Geschäften widmen mußte, so blieb er dabei doch den Musen getreu. Er war Mitherausgeber einer Wochenschrift unter dem Titel: Der Freund, und arbeitete fortwährend für das Theater. Im J. 1757 setzte Nicolai einen Preis für das beste deutsche Trauerspiel aus, in der Absicht, unserm Vaterlande gute tragische Dichter zu erwecken, an denen es noch ganz fehlte. Hierdurch und durch Weißens Ermunterungen wurde Cronegk

veranlaßt, seinen Kodrus nochmals umzuarbeiten. Er sendete das Stück ein und erhielt den Preis, starb aber, ehe er die Nachricht seines Triumphs erhielt, an den Pocken. Sein Tod erfolgte den 31. December 1758 im 26. Jahre seines Alters, und war für die deutsche Bühne gewiß ein Verlust. Auch für die didactische und moralische Poesie hatte er ausgezeichnete Talente. Nach Cronegks Tode beförderte Uz die hinterlassenen Werke desselben zum Druck.

Cronstadt, eine von Peter I. 1710 neu erbaute Stadt und Festung, nebst einem dreifachen Hafen auf der Insel Retusari, im finnischen Meerbusen, gehört zum russischen Gouvernement St. Petersburg. Alle drei Häfen liegen neben einander; auf der Westseite der geräumige Hafen für die Kauffahrteischiffe, auf der Ostseite für die Kriegsschiffe mit dem Pulvermagazine. Der mittlere ist für die kleinern Fahrzeuge der Krone und zum Ausrüsten und Abtakeln der größern bestimmt. Sie sind alle auf der Seeseite mit starken Bollwerken beschützt, und vor dem Hafen liegt das Fort Cronslott auf zwei verschanzten Inseln. Die Stadt ist groß, und hat auch mehrere hübsche Häuser, Kirchen und ansehnliche öffentliche Gebäude, aber auch viele kleine Häuser und leere Plätze. Die Einwohner bestehen aus Seeleuten, Soldaten, Handwerksleuten und vielen Fremden aller Nationen. Man schätzt die Zahl der Einwohner (mit den vielen Fremden und Seeleuten) auf 40,000, worunter 10,000 Matrosen. Cronstadt ist der erste Kriegshafen des Reichs und die Station der Ostseeflotte. Merkwürdig sind der 358 Faden ins Meer gehende und mit Werkstücken gefütterte Peterscanal, die großen Schiffsdocken und Werfte, das große Seelazareth und das Seecadetten-Institut. Zwischen Cronstadt und Cronslott ist das Wasser etwa 2000 Schritte breit, und hat für die aus- und eingehenden Schiffe die gehörige Tiefe. Die Fahrt kann von beiden Seiten eröffnet oder gesperrt werden. Ungefähr eine Meile vor Cronstadt liegen die Wachtschiffe, welche die nach St. Petersburg gehenden und von dort kommenden Schiffe anhalten, die Frachtbriefe untersuchen und die eingehenden Waaren versiegeln, welche sodann in das Zollhaus nach St. Petersburg gebracht werden. Auch müssen die Reisenden ihre Pässe hier untersuchen lassen. Auf der Nordseite der Insel Retusari ist das Wasser sehr seicht, voller Sandbänke, und die Fahrt durch versenkte Schiffe gesperrt, um die Zolldefraudationen und andere Unregelmäßigkeiten zu hindern. Die größern nach Petersburg bestimmten Handelsschiffe nehmen wegen des tiefen Wassers ihre Ladung nach Cronstadt ein. Im J. 1805 liefen hier 1001 Schiffe ein und 963 gingen ab. Ihre Ladung von russischen Producten begriff vorzüglich eine Million Centner Eisen, 196,000 Centner Flachs, 910,000 Centner Hanf, 120,000 Centner Hanföl, 630,000 Centner Theer u. s. w.

Crösus, der letzte König von Lydien, lebte im sechsten Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung. Er war persönlich tapfer und vergrößerte sein ohnehin mächtiges Reich durch viele Provinzen in Klein-Asien. Seine Reichthümer, die er vorzüglich aus Bergwerken und dem Goldsande des Flusses Pactolus gezogen haben soll, betrugen mehr, als irgend ein König vorher besessen hatte; und der Ausdruck: „Reichthümer des Crösus," bezeichnete in der Folge unermeßliche Schätze. Stolz auf den Besitz dieser Güter, ergab er sich einer ausschweifenden Prachtliebe, hielt sich für den Beglücktesten aller Sterblichen, und empfand es einst sehr übel, daß der attische Weise, So-

lon, der nach der gemeinen Erzählung an seinen Hof kam, trotz dieser ungeheuern Schätze gegen ihn behauptete, man könne den Menschen erst jenseit des Grabes glücklich preisen. Bald aber erkannte er die Wahrheit dieses Ausspruchs; denn er hielt sich nicht nur selbst für höchst elend, als er zwei geliebte Söhne durch gewaltsame Todesarten verlor, sondern wurde auch vom Cyrus, den er zum Besten der Babylonier bekriegt hatte, geschlagen, in der eroberten Hauptstadt Sardes gefangen genommen und zum Scheiterhaufen verdammt. Jetzt, als die Flamme unter ihm wüthete, rief er voll schmerzlicher Rückerinnerung an Solons wahre Rede dreimal aus: „O Solon!" Cyrus, der den Sinn dieses Rufs erfuhr, wurde dadurch gerührt, schenkte ihm Leben und Freiheit, nahm ihn als Begleiter auf allen seinen Feldzügen mit, behandelte ihn sehr gut, bemächtigte sich aber seines Reichs und seiner Schätze. Sein Todesjahr ist nicht bekannt; noch unter Cambyses, Cyrus Nachfolger, lebte er, und entging hier seiner Hinrichtung, die schon anbefohlen war, nur durch die List einiger Hofbedienten. Obschon Einige den ganzen Vorfall mit Solon leugnen, Andere aber die Verurtheilung zum Scheiterhaufen nicht erwähnen, so bleibt doch Crösus ein lehrreiches Beispiel des Glückswechsels und der Grundlosigkeit des menschlichen Vertrauens auf Glücksgüter; denn er sank von der höchsten Stufe irdischer Hoheit plötzlich bis zum Nichts herab, und nur die Gnade des Siegers rettete ihn von einem schimpflichen Martertode.

Croup, aus dem Englischen the Croup (die Erstickungskrankheit), die häutige Bräune, Hautbräune, konnte passender die catarrhalische Luftröhrenentzündung genannt werden. Diese Krankheit befällt vorzüglich Kinder bis in das zwölfte Jahr, und herrscht gern bei feuchter und kalter Witterung, bei wehenden Nordost- nach vorausgegangenen West- und Südwestwinden, vorzüglich in niedrig liegenden feuchten Gegenden, an Seeküsten, Flüssen u. dergl. Sie fängt gemeiniglich, wie ein gewöhnlicher Catarrh, mit ziemlich starkem Fieber an, verräth aber bald ihre fürchterliche Natur durch die sich einstellende und immer wachsende Aengstlichkeit der Kranken beim Athemholen, ohne daß jedoch das Schlucken selbst einen Schmerz erregte oder gehindert wäre. Die Kinder klagen aber oft über ein Wehthun vorn am Halse in der Gegend des Kehlkopfes, das Athmen wird in kurzer Zeit so gehindert, daß Erstickungszufälle eintreten. Der Husten klingt heiser, röchelnd, das Einathmen pfeifend und krähend. Das Kind wird in den Anfällen von Husten schläfrig, sucht im Liegen mit zurückgebogenem Kopfe Erleichterung seiner Erstickungsangst. In diesem Zustande bildet sich die Krankheit gemeiniglich schon in den drei ersten Tagen aus. Das Kind wird immer schwächer, das Athmen immer beschwerlicher, kürzer und röchelnder, endlich stirbt es zuweilen erst am fünften, siebenten, meistens aber schon am dritten oder vierten Tage bei vollem Bewußtsein, oft, nachdem es kurz vorher noch gesprochen, getrunken, gespielt oder sonst etwas verrichtet hatte. Die Krankheit hat eigentlich ihren Sitz im Luftröhrenkopf und in der Luftröhre, zuweilen bis an die Verästelungen derselben in die Lungen, und besteht in einer Entzündung der innern Schleimhaut dieser Theile, wobei sich schnell vom Ueberflusse der in hohem Grade gerinnbaren lymphatischen Flüssigkeit des Blutes ein Ausschwitzen von Schleim in der Luftröhre einstellt, wodurch diese angefüllt und oft mit einer Schleimhaut überzogen wird, welche sich bis in die Vertheilung der Luftröhrenäste fortsetzt. Oft werden daher mit dem Husten lange, selbst zuweilen

röhrenförmige Schleimstücke ausgeworfen. Durch diese Anfüllung der Luftröhre mit Schleim wird der Zutritt der atmosphärischen Luft in das Innere der Lungen und die belebende Verbindung des Blutes mit Sauerstoff verhindert; daher die schnell zunehmende Schwäche, und der baldige Tod durch ein oft plötzliches Ersticken des Kranken. Schon in den ersten 24 bis 36 Stunden muß bei dem Kinde die richtige und kräftige Hülfe angewendet werden, außerdem ist selten noch Rettung zu hoffen. — Die Krankheit ist ohne Zweifel nicht neu, sondern nur in neuern Zeiten mehr beobachtet, genauer untersucht, von andern Krankheiten deutlicher unterschieden worden. Schon im J. 1749 hat Chisi in Cremona eine Epidemie derselben beobachtet und beschrieben. Im Anfange der sechziger Jahre haben schwedische Aerzte, besonders Rosenstein, viele Fälle dieser Krankheit bekannt gemacht. Home in Schottland gab 1765 über diese Krankheit eine Abhandlung heraus, welche über die Natur und das Wesen derselben zuerst vieles Licht verbreitete. Michaelis sammelte in einer umfassenden und gründlichen Schrift alles Bekannte darüber (1778). Lentin in seinen Beiträgen zur AK. (1798) und im Hufeland'schen Journal der practischen Medicin gab zuerst mit Sicherheit eine richtige und glückliche Behandlung der Krankheit an. Wichmann (1794) erwarb sich das Verdienst einer genauern diagnostischen Unterscheidung der häutigen Bräune von andern Krankheiten, besonders von der ihr am ähnlichsten Millarschen Engbrüstigkeit. Der Kaiser Napoleon, veranlaßt durch den an dieser Krankheit erfolgten Tod seines Neffen, des Prinzen von Holland, setzte 1707 auf die beste Abhandlung über den Croup den Preis von 12,000 Franken. Unter den 83 Schriften, welche über diesen Gegenstand waren eingeschickt worden, erkannte die zur Untersuchung niedergesetzte Commission von zwölf Mitgliedern in Paris im J. 1811 zwei als die vorzüglichsten, deren Verfasser Jurine in Genf und Albers in Bremen waren, unter welche auch der Preis getheilt wurde. H.

Crown-glas, Kronglas, sehr reines, helles Tafelglas, welches die Engländer (zu Folge der Erfindung Dollonds) in Verbindung mit dem Flintglase bei Verfertigung dioptrischer Instrumente anwenden. Durch diese Verbindung nämlich wird die bei gewöhnlichen Fernröhren so unangenehm störende Farbenzerstreuung aufgehoben. (S. Achromatisch.)

Cruſade, eine portugiesische Münze, wovon die alten (400 Rees betragend) Goldmünzen sind (nach denen auch in Wechselzahlungen gerechnet wird), und etwas über 16 Groschen betragen; die neuen aber in Silber gemünzt (480 Rees) ungefähr 19 Gr. an Werth haben.

Crusca (Academia della), s. Akademie.

Cruſius (Christian August), ein tiefdenkender und scharfsinniger, aber zugleich schwerfälliger und zum Mysticismus geneigter Philosoph und Theolog, der wegen des bedeutenden Einflusses, den seine Vorträge und Schriften einst hatten, wohl erwähnt zu werden verdient. Er war den 10. Juni 1715 zu Leuna bei Merseburg geboren, studirte in Leipzig, fing bald an, theologische und philosophische Vorlesungen zu halten, und setzte dieselben bis 1776 fort, wo er als Canonicus zu Meißen, erster Professor der Theologie und Senior der theologischen Facultät starb. Er hatte den kühnen Plan, nicht nur die Philosophie zu einer vollendeten und für die Vernunft völlig befriedigenden Wissenschaft zu erheben, sondern auch sie mit dem orthodoxen theologischen System in Verbindung zu bringen. Da er mit diesem Plane das Wolfische System unverträglich fand, suchte er es durch ein eigenes zu

stürzen, dessen Mängel und Schwächen jedoch nicht verborgen blieben, so daß er das Ansehn desselben überlebte. Außer mehrern theologischen Schriften, die jetzt vergessen sind, schrieb er deutsche Lehrbücher über alle von ihm angenommenen Haupttheile der Philosophie. In seiner Lebensweise zeichnete er sich durch strenge Rechtschaffenheit und seltene Pietät aus.

Cruzada (Kreuzbulle), war ehedem in Spanien eine ansehnliche königliche Revenue. Papst Calixtus III. ertheilte nämlich unter König Heinrich von Castilien 1457 durch diese Bulle allen denjenigen, welche wider die Ungläubigen fechten, oder dem Könige eine gewisse Summe (200 Maravedis) zum Kriege wider dieselben entrichten würden, einen Ablaß für Lebendige und Todte, und da sie eigentlich nur auf fünf Jahre sich erstreckte, so ließen sie die Könige von Zeit zu Zeit erneuern, und auch auf andere Freiheiten (wegen der Fastenspeisen ꝛc.) ausdehnen, welche Erneuerung jedoch seit 1753 nicht mehr nachgesucht ward. So wurden jährlich dergleichen schon gedruckte Bullen durch Geistliche und Mönche verkauft, welche ohne dieselben Niemand zur Beichte ließen, keine letzte Oelung ertheilten ꝛc. Es begreift sich, welchen ansehnlichen Ertrag diese geistliche Steuer abgeworfen haben muß; man berechnete sie für Spanien und Amerika auf anderthalb Millionen Thaler. Auch Portugal erhielt 1591 eine ähnliche Kreuzbulle zum Unterhalte der Festungen in Afrika.

Crypto-, heimlich, geheim; z. B. ein Crypto-Calvinist, ein heimlicher Anhänger des Calvinischen Glaubens u. s. w. Cryptographie, die Geheimschreibekunst. Cryptogamie, die heimliche Ehe. Cryptogamisch, von unbekannter Fortpflanzungsart (s. Pflanzen).

Crystall. 1) Ueberhaupt ein Körper, der sich in eine gewisse regelmäßige Gestalt nach und nach gebildet hat, oder ein solcher Theil eines Körpers. In dieser weitesten Bedeutung bilden sich die meisten festen Körper in gewisse regelmäßige Gestalten, oder setzen sich in Crystalle an, wie man besonders deutlich wahrnehmen kann, wenn flüssige Körper, sowohl Metalle als auch Wasser, und besonders aufgelöste Salze, nach und nach erkalten und in einen festen Zustand übergehen, wobei sich nach Verschiedenheit der Körper und nach bestimmten Naturgesetzen die Theile in gewissen mehr oder weniger regelmäßigen Gestalten und Richtungen verbinden, die außerordentlich verschieden sind, und bald Sterne aller Art, bald Vierecke, Vielecke, regelmäßig und unregelmäßig, bald Säulen von allerlei Gestalten und verschiedener Anzahl der Seitenflächen u. s. w. vorstellen. 2) In engerer Bedeutung, gewisse Körper, die sich in solche regelmäßige Gestalten gebildet haben. So werden vorzugsweise völlig reine und durchsichtige Kiesel, die sich gewöhnlich in sechsseitigen Säulen erzeugen, deren Enden in Spitzen ausfallen, indem die Seitenflächen ihre Richtung verändern und sich unter gleichen Winkeln brechen, Crystalle genannt, oder Bergcrystall, weil sie in den Klüften der Gebirge entstehen (Silex quarzum crystallus). Weniger durchsichtige heißen Quarzcrystalle. Man findet die Crystalle entweder einzeln am Muttergestein angewachsen oder gehäuft, in welchem Falle sie Crystallbrusen heißen, und man vermuthet nicht ohne Grund, daß sie aus einem ursprünglich flüssigen Zustande in einen festen übergegangen sind, indem man zuweilen fremde Körper in demselben eingeschlossen gefunden hat. Die farbigen Crystalle, welche man findet, werden wegen ihrer Aehnlichkeit mit dichtem Flußspathe, von welchem sie sich aber besonders dadurch unter-

scheiden, daß sie am Stahle Feuer geben, Crystallflüsse genannt. Man gebraucht sie häufig statt der echten Edelsteine, und giebt ihnen nach Verschiedenheit ihrer Farbe verschiedene Namen; der weingelbe Crystall (Citrin), der rauchbraune (Rauch-Topas), der veilchenblaue (Amethyst). In weiterer Bedeutung heißt auch ein durchsichtiger Kalkspath, der Doppelspath, (weil er die Gegenstände, die sich darauf spiegeln, doppelt zeigt), isländischer Crystall. Von der Aehnlichkeit mit Crystall, oder auch, weil man Quarze und schlechte Bergcrystalle dazu nimmt, wird auch das feinste und reinste Glas Crystall, besser aber Crystallglas genannt. Crystalllinse. (Lens crystallina), s. Auge.

Cuba, die größte unter den Antillen, liegt dicht am nördlichen Wendekreise zwischen dem 55. und 56. Grad westl. Länge. Sie ist 150 Meilen lang und 30 — 35 Meilen breit, und hat an den Küsten eine Menge Bayen und Buchten, von denen verschiedene gute Häfen abgeben. Von Osten nach Westen läuft eine bedeutende Bergkette durch sie hin, in welcher man sonst Gold und Kupfer gewann. Die Küsten sind größtentheils flach und zur Regenzeit den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Von diesen Gebirgen kommen an 148 Flüsse herab, worunter keiner schiffbar ist. Der von Natur vortreffliche Boden, der für einen der besten in Amerika gehalten wird, ist von den Spaniern nur zum Theil angebaut und das Clima ist heiß, aber nicht ungesund. Die ganze Bevölkerung dieser, mit den dazu gehörigen kleinern Inseln, 2310 QM. großen Insel besteht aus 520,000 Einw., (darunter i. J. 1814 über 212,000 Sclaven) lauter Fremdlingen, besonders Spanier, Creolen, Mestizen, Mulatten und Negern, die sich hauptsächlich mit dem Plantagenbau und Handel beschäftigen; die Industrie ist fast ganz unbekannt und beschränkt sich auf die unentbehrlichsten Handwerke. Columbus, der diese Insel gleich nach seiner ersten Reise (1491) entdeckte, nannte sie Johanna. Erst 1511 wurde die Eroberung von Cuba vollendet. Man behandelte die Einwohner mit aller Grausamkeit, die blinder Religionseifer und unersättliche Habsucht damals den Spaniern eingaben. Der größte Theil der Bevölkerung wurde aufgerieben, theils durch das Schwert der Ueberwinder, theils durch die fürchterliche Pockenseuche, theils endlich dadurch, daß man sie in den Goldgruben mit übermäßiger Anstrengung arbeiten ließ. Cuba wurde eine menschenleere Wüste. Als man aber ihre Wichtigkeit für die aus Mexico nach Europa segelnden Schiffe einsehen lernte, suchte man sie wieder in Aufnahme zu bringen, bevölkerte sie mit spanischen Kolonisten und baute mehrere Städte und Ortschaften. Unter diesen ist die wichtigste Havannah mit 30 000 Einw., der Sitz des Gouverneurs und General-Capitäns der Insel, der Mittelpunct des spanischen Handels in Amerika, und das Bollwerk des spanischen Amerika's, mit einem vortrefflichen Hafen, in welchem gegen 1000 Schiffe ganz sicher liegen können. Um so fürchterlicher war der Schlag, der 1762 Spanien durch die Eroberung dieser Stadt durch die Engländer traf, die eine unermeßliche Beute machten. Im Hafen fanden sie 12 Linienschiffe, 3 Fregatten und eine große Menge Kauffahrer, 36 Kanonen, Magazine voll Munition, und große angefüllte Waarenmager, 3 Mill. Dollars, die dem Könige von Spanien gehörten, 2 Mill. Pfund Sterling an Gold und andern Effekten, und 14 Millionen andere Schätze. Auf einem versenkten Schiffe waren 4 Mill. spanische Thaler, auf zwei andern Schiffen 800 mit Gold und Silber gefüllte Kisten. In dem Frieden wurde Cuba an Spanien zurückgegeben. — Cuba bildet mit

beiden Floridas die Generalcapitänerie Havannah. Die Producte sind: Zucker (jährlich eine Million Centner), Taback, Baumwolle, Kaffee, Mais, Manioc, Weinstöcke, Cocuspalmen, Bananen, Cassia, Cacao, Sassaparille, treffliche Waldungen mit Mahegonyholz und andern kostbaren Holzarten, viel Honig, Wachs, Seide, europäische zahme Hausthiere, Geflügel, Wildpret, Schildkröten, Fische, Gold, Silber, Kupfer, Mineralwasser, Salzquellen. Der Handel ist sehr wichtig, besonders führt man aus: Tabak, Zucker, Wachs, Baumwolle, Ochsenhäute. Ueberhaupt ist Cuba die Niederlage von allen Waaren aus Mexico und den übrigen Provinzen des mexicanischen Meerbusens, von europäischen nach jenen Ländern geführten Waaren und von allem gemünzten Gold und Silber aus Mexico. Auch pflegen die spanischen und amerikanischen Schiffe bei ihrer Hin- und Herreise hier anzuhalten.

Cubus oder Würfel ist ein von sechs gleichen Quadratflächen begrenzter Körper, der daher zwölf Kanten und acht Ecken hat, von denen eine jede der andern gleich ist. Er ist also ein regulärer Körper und zwar der einzige reguläre, welcher von sechs Flächen begrenzt wird. Sein körperlicher Inhalt ist, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man sich jede Seite des Würfels in lauter gleiche Theile zerlegt denkt, gleich einem Product aus der Zahl der Theile einer Seite (der Höhe) in die Zahl einer Quadratfläche (der Grundfläche), und diese Fläche selbst wieder gleich einem Producte aus einer Seite (Höhe) der Quadratfläche in die andere (Grundlinie). Weil nun diese Seiten alle einander gleich sind, so wird der Inhalt des Würfels durch dreimalige Multiplication der Zahl der Theile einer Seite mit sich selbst erhalten. Ist z. B. eine Seite gleich 10, so ist der körperliche Inhalt gleich $10 \times 10 \times 10 = 1000$. Daher wird auch jedes Product, das durch dreimalige Multiplication irgend einer Zahl mit sich selbst entsteht, die Cubikzahl dieser Zahl, und diese Zahl selbst wieder die Cubikwurzel aus jenem Producte genannt. Stereometrie bezieht den Inhalt jedes Körpers auf einen zur Einheit angenommenen Würfel, durch dessen Ganzes oder auch Bruchtheile sie diesen Inhalt ausdrücken lehrt. Man denke sich den fraglichen Körper aus materiellen Puncten zusammengesetzt, so ist die Frage nach seinem Inhalte die: wie viel einfüßige oder einzöllige ꝛc. Cuben solcher materiellen Puncte enthält er? L.

Cullen (William), einer der berühmtesten Aerzte des achtzehnten Jahrhunderts, Professor der practischen Medicin in Edinburgh, war 1712 in einem Dorfe der Grafschaft Mark in Schottland geboren, lernte in Glasgow die Apothekerkunst und die Chirurgie, ward darauf Wundarzt auf einem Handelsschiffe der ostindischen Compagnie, übte sodann die Wundarzneikunde auf dem Lande unter der Leitung Hunters, der ihn begünstigte, promovirte 1740, und ward 1746 Professor der Chemie in Glasgow, 1765 in Edinburgh, erhielt 1766 den Lehrstuhl der Medicin, und starb daselbst 1790. Er hat dieser Universität den hohen Ruf, welchen sie in der Arzneikunde hat, erworben. Er war ein scharfsinniger Beobachter der Natur, und machte sich um die ganze Medicin, vornehmlich aber um die Pathologie und Materia medica hochverdient. Die Theorie des Solidi vivi wurde zuerst von ihm in ihrem ganzen Umfange aufgestellt. Aus der Materia medica verbannte er unzählige Irrthümer und sein Treatise of the mat. med., Edinburgh; 1782. 2 Vol. 4. (zweimalverdeutscht) ist ein classisches Werk. — Von seinen First lines of the practic of physic erschien 1785 die 5te Auflage in 4 Bänden. (Auch dies Werk ist mehrmals ins Französische und Deutsche übersetzt.) Synopsis nosologiae methodicae, Edinb.

1772 2 Vol. haben Fischer und Frank für Deutschland und Italien durch neue Ausgaben gemeinnützig gemacht. Von seinen übrigen Schriften nennen wir noch eine über die Mittel, die man bei scheindar Ertrunkenen anzuwenden hat, um sie ins Leben zurückzurufen. Unter seinen Schülern sind viele der berühmtesten Aerzte Englands.

Culm (Schlacht bei), 29. und 30. Aug 1813. Als die Hauptarmee der Verbündeten den 25. Aug. auf dem linken Elbufer bis Dresden vorgerückt war, zog Napoleon aus Schlesien in Eilmärschen heran, um den Mittelpunct seiner Stellung an der Elbe zu behaupten. Schon in Stolpen entwarf er den Schlachtplan zu den Tagen des 26. und 27. Aug. (s. **Dresden**). Von dort befahl er den 25. Abends dem General **Vandamme**, mit dem **ersten** Armeekorps, 32 Bat. und 5000 Pferde stark, bei Königstein über die Elbe zu gehen, und den rechten Flügel der Verbündeten von der Straße nach Peterswalde abzuschneiden, hierauf in Böhmen einzudringen und dem zurückweichenden Feinde in den Rücken und die Seite zu fallen. Dieses Vorrücken Vandammes über Pirna gegen Böhmen entschied am 27 Aug. den Rückzug der Verbündeten von den Anhöhen bei Dresden in ihre alten Stellungen bei Töplitz. Nun warf sich Vandamme den 28. bei Geissing, zwischen Altenberg und Peterswalde, auf die Russen unter **Ostermann**, Nach hartem Kampfe wich diese kleine Schaar nach Böhmen zurück. Vandamme, den Marschallsstab im Auge, stürzte ungestüm nach, und über die Höhe von Nollendorf in den Kessel hinab, wo Ostermann bei dem Dorfe **Culm**, mit einer Division russischer Garden vereinigt, **eine Stunde von Töplitz** die Stirn aufs neue dem verwegenen Sieger bot. Es galt den Rückzug des von Dippoldiswalde her mit Gepäck und Geschütz im hohen Erzgebirge verwickelten Hauptheeres der Verbündeten nach Böhmen. Schon glaubte Vandamme das Häuflein von 8000 Russen mit seinen 30,000 Mann zu überrennen und Töplitz zu plündern: da brach seine Wuth den 29. an der felsenfesten russischen Tapferkeit. Unter Ostermann, Yermaloff, Knorring, Prinz Gallizin und dem Großfürsten Constantin, vertheidigte die kleine Schaar jeden Schritt des Bodens mit Heldenmuth; doch hätte sie der Uebermacht unterliegen müssen, wäre nicht der **König von Preußen** aus Töplitz herbeigeeilt, der, die Gefahr richtig beurtheilend, sofort mit schneller Geistesgegenwart die wirksamsten Gegenanstalten traf, um in diesem **Termopylä** Böhmen und die deutsche Sache zu retten. Denn so wie auf des Königs Ruf der Oberste **Stück** mit dem österreich. Dragonerregimente Erzh. **Johann** von Dux her in die erste Linie der russischen Reiterei bei Culm eingerückt war, behauptete Ostermann seine Stellung bei Arbisau. Bald trafen, vom Oberfeldherrn Schwarzenberg entsandt, noch mehr russische Kerntruppen ein, und Vandamme wurde am Abend dieses Tages mit Verlust von Töplitz nach Karwitz hingedrängt. Er konnte sich in der Nacht auf das Gebirge, von dem er herabgestiegen war, zurückziehen; allein Verstärkungen erwartend, blieb er bei Karwitz stehen. Mortier sollte nämlich von Pirna her mit drei Divisionen am 30. zu ihm stoßen: allein Napoleon — wie man erzählt, durch Uebelbefinden aufgehalten — brach nicht zur rechten Zeit von Dresden auf, um den Corps unter Mortier zu folgen. Als er nun auch die Nachricht von Macdonalds Niederlage an der Katzbach erhielt, rief er Mortier zurück. Dagegen griff den General Vandamme am 30. früh um 9 Uhr **Barclay de Tolly** mit frischen Truppen an, während die österreich. Divisionen **Colloredo** und **Bianchi**, nebst der russischen Brigade **Knorring**, die Höhen des feindlichen linken Flügels erstürmten und die Franzosen

aus Paschwitz und Neudorf vertrieben. Noch stand die Schlacht, als um 11 Uhr der zweite preußische Heerhaufe unter dem General v. Kleist von Nollendorf herab den Franzosen in den Rücken kam. Kleist hatte nämlich den Auftrag, durch die Pässe des Geierbergs Böhmen zu gewinnen. Allein diese waren so gestopft von Artillerie, Bagage, Truppen, die aus Sachsen zurückkamen, daß an kein Durchkommen zu denken war, und er nahm den Vorschlag des Gen. Grollmann an, von Glashütte, wo er stand, auf einem Nebenwege gerade nach Nollendorf zu gehen, um hier die erste Straße nach Böhmen zu gewinnen, und dem Vandamme, der dieselbe Straße gezogen in den Rücken zu kommen. — Diese Nebenwege wußte Niemand. Allein Grollmann (der Chef des Generalstabes unter Kleist) erinnerte sich, in dem Prozeße des Generals Fink gelesen zu haben, daß er nicht nöthig gehabt, in Maxen zu capituliren, weil noch ein Weg da sei, auf dem man abziehen könne. Dieser Weg wurde nun aufgesucht und des Morgens gegen 10 Uhr kam das Kleistsche Corps die Nollendorfer Straße herunter und stieg bei Culm ins Thal. Ein Glück, daß Mortier bei Pirna stehen blieb, sonst wäre dieser den Preußen in den Rücken gefallen! — Kleist meldete dieß Schwarzenbergen, der bereits von Töplitz aus den Angriff am 30. früh angeordnet hatte. Jetzt sah sich Vandamme in dem Kessel bei Culm eingeschlossen. Mit Verzweiflung kämpfend, wollte er sich nach Nollendorf durchschlagen. Die franz. Reiterei warf sich auf die Preußen, und das Fußvolk folgte in geschlossenen Vierecken. Schon hatten sich die preuß. Landwehr-Bataillons auf dem linken Flügel getrennt, ein schlesisches Bataillon widerstand. Da stürzte sich weder von Sumpf noch Feldmauern aufgehalten, das österr. Dragonerregiment Johann auf die franz. Vierecke, und zertrümmerte sie gänzlich. Die Reiterei entrann in wilder Flucht; der bei Culm noch fechtende Theil des franz. Heeres aber war nun völlig umzingelt. So fiel Vandamme selbst mit drei Generalen und dem Generalstabe, nebst 8000 Mann mit 80 Kanonen, 2 Adlern und 2 Fahnen in die Hände des Siegers. Er wurde als Gefangener nach Moskwa in den Kreml abgeführt. Unter den Todten fand man die Generale Prinz Reuß, Montesquiou und Dumonceau. Von dem ersten franz. Armeecorps hatten sich nur 6000 Mann in völliger Auflösung über das Gebirge gerettet. Am 1. Sept. feierte das preuß. Heer den Sieg mit Gottesdienst auf freiem Felde bei Culm. Der König warf sich auf die Knie und seine Krieger thaten das Nämliche. Ungehindert zog das verbündete Heer von dem Gebirge herab. Also entschied der Sieg bei Culm, nebst den fast gleichzeitigen Siegen an der Katzbach und bei Großbeeren (s. d. Art.) den Erfolg des ganzen Feldzugs. Der preuß. General heißt von diesem Tage Graf Kleist von Nollendorf.

Culmination bedeutet in der Astronomie das Durchgehen der Sterne durch die Mittagslinie, weil sie in dem Augenblicke des Durchgangs den höchsten Gipfel (culmen) oder Punct ihrer Bahn erreicht haben. Ein Stern culminirt, d. h. er geht durch die Mittagslinie, hat seinen höchsten Standpunct am Himmel erreicht.

Cultur (von colere, bebauen, bearbeiten), bedeutet 1. die auf ein Ding gerichtete Thätigkeit, um die in ihm schlummernden Kräfte zu entwickeln und auszubilden; 2. aber auch den Zustand, in welchem diese Kräfte schon bis zu einem bedeutenden Grade entwickelt und ausgebildet sind. Daher spricht man eben sowol von der Cultur eines Ackers oder Landes, als von der Cultur eines Menschen oder Volkes.

Rousseau in seiner Schrift sur l'inégalité parmi les hommes betrachtet den Culturstand der Menschen als die Hauptquelle des physischen und moralischen Elends, wodurch die Menschen gedrückt werden, weil durch Cultur ihre Verhältnisse so gesteigert werden, daß ihre Neigungen und Wünsche keine Grenzen mehr anerkennen. Er meint daher, die cultivirten Menschen sollten in den ursprünglichen Zustand natürlicher Rohheit zurücktreten, um sich von jenem Elende zu befreien und ihre Bestimmung zu erreichen, worunter er nichts anders als sinnliches Wohlsein oder die Behaglichkeit eines aus leicht befriedigten Bedürfnissen hervorgehenden Zustandes versteht. S. Bestimmung des Menschen und Bildung.

Cultus, die öffentliche Gottesverehrung, die äußerliche oder kirchliche Religionsübung. Vergl. Gottesdienst.

Cumä, eine uralte Stadt in Campanien und zugleich die älteste griechische Colonie in Italien, die von den asiatischen Cumäern und den Phocäern zugleich angelegt war. Der allgemeine Glaube der Italiener versetzte die cumäische Sibylle hieher, obgleich sie eigentlich in Asien einheimisch war.

Cumberland (Herzog von), zweiter Sohn Königs Georgs II. von England, geb. 1721, gest. am 30. Okt. 1765. Im J. 1743 wohnte er schon der Schlacht bei Dettingen bei und ward hier an der Seite seines Vaters verwundet, der aus der kalten Fassung und dem Muthe seines Prinzen die schönsten Hoffnungen schöpfte. Nur eine glänzende Operation des Marschalls von Sachsen entriß ihm den Sieg bei Fontenay, dagegen ihm die gewonnene Schlacht von Culloden den Namen des Befreiers des Vaterlandes erwarb, daß ihm die Erstickung des Bürgerkrieges im ersten Keime verdankte, welcher seit 60 Jahren schon Großbritannien bedroht hatte. Den unglücklichen Eduard von Schottland (Stuart), der in zwei Märschen hätte London erreichen können, warf er von Carlisle (am 11. Jan. 1746), und schlug ihn, der nur 8000 Mann entgegenzustellen hatte, gänzlich (den 27. April 1746) in der Schlacht bei Culloden. Diese Schlacht gehört unter die schrecklichsten, die je geliefert wurden, denn politischer und religiöser Fanatismus vereinigten sich zum grausamsten Kampfe. Leider mißbrauchten die Engländer ihren Sieg. Alles, was nicht von den Truppen des Prätendenten in der Schlacht umgekommen war, wurde ermordet; man schändete die Frauen und Töchter der Erschlagenen auf den Leichnamen ihrer Gatten und ihrer Väter; ganze Familien wurden unter den Trümmern ihrer Wohnungen, die man niederriß, zerschmettert; mehr als 50 Meilen in der Runde wurden vom Sieger zur Wüste gemacht, und weder Vieh noch Baum verschont. Cumberland war bei Laffeld (1747) weniger glücklich.

Cunnersdorf (Schlacht bei), geliefert am 12. Aug. 1759 zwischen den Preußen, Russen und Oesterreichern, ist eine der denkwürdigsten des siebenjährigen Krieges. Frankreich, Oesterreich, Rußland, Schweden und Polen hatten sich mit einander aufs neue gegen den täglich furchtbarer werdenden Friedrich von Preußen verbunden, der damals keinen Alliirten, als England, und nur die entfernte Aussicht hatte, daß Rußland und Oesterreich durch die Pforte bekriegt, und so ihre Kräfte zu seinem Vortheile getrennt werden würden. Die Vorsicht rieth ihm, bis zum günstigen Momente nur vertheidigungsweise zu verfahren. Nur einzelne Streifzüge nach Böhmen, Franken, Thüringen, Mecklenburg und Pommern geschahen von kleinen Korps und mit vielem Glücke. Friedrich selbst beobachtete mit seinem Falken-

blicke die Bewegungen der Oesterreicher und Russen, deren Vereinigung, welche Soltikow und Laudon beabsichtigten, er freilich zu hindern suchen wußte. Er schickte daher den Russen, die von Polen aus die preußischen Staaten bedrohten, den General Dohna entgegen; doch vergebens suchte dieser sie zur Schlacht zu bringen. Da gab Friedrich dem General Wedel das Obercommando über jenes Corps, mit der gemessensten Ordre, die Vereinigung der beiden Verbündeten zu hindern, oder den Russen eine Schlacht zu liefern. Bei Lai an der Oder stieß Wedel auf Soltikow; am 23. Juli kämpften Beide mit einander, doch Wedel ward geschlagen, und der Damm gebrochen, der die Alliirten getrennt hatte; Laudon vereinigte sich mit Soltikow, und da Wedel ihnen dennoch den Uebergang über die Oder streitig machte, so stellte sich diese 80,000 Mann starke Armee an dem Flusse in ein festes Lager, während der Feldmarschall Daun von Landshut aus ebenfalls sich ihnen zu nähern suchte. Doch Friedrich sandte diesem den Prinzen Heinrich mit einer Observationsarmee von 40,000 Mann entgegen, und eilte selbst zur Vertheidigung seiner Staaten an die Oder, wo er die mitgebrachten Truppen mit dem Wedelschen Corps vereinigte, um die alliirte Armee anzugreifen. So rückte er mit 40,000 Mann dem doppelt so starken Feinde entgegen, welcher die Anhöhen zwischen Frankfurt und Cunnersdorf besetzt hatte. Das verschanzte Lager desselben war von einer furchtbaren Artillerie gedeckt; der rechte Flügel lehnte sich an die Oder, der linke an Sümpfe und Buschhölzer; ein Angriff auf die Fronte ward durch tiefe Gründe fast unmöglich gemacht, die Zugänge zum Lager waren durch dichte Verhaue verschlossen; eine Sternschanze vertheidigte den rechten Flügel. So erwarteten die Russen und Oesterreicher den sieggewohnten König, der den Plan hatte, seine Feinde zu umgehen und auf mehreren Seiten zugleich anzufallen. Nach vielen Schwierigkeiten, die das ungünstige Terrain ihm entgegenstellte, kam er vor dem linken russischen Flügel an, eroberte mit seinen Grenadiers, trotz des heftigen Feuers, die Anhöhen, jagte die Russen aus allen ihren Verschanzungen, und trieb sie, nachdem er ihrer sämmtlichen Artillerie sich bemächtigt hatte, bis in den Ort Cunnersdorf, auf dessen Gottesacker sie sich wieder festsetzten. Während dieser Ereignisse war es 6 Uhr Abends geworden. Friedrich war im vollem Siege, und um ihn zu verfolgen, rückte er auf den rechten Flügel der Russen vor. Doch das sehr coupirte Terrain erschwerte die Concentrirung der Truppen, und Laudons plötzliches Einrücken in die Schlachtlinie verhinderte sie völlig. Seidlitz kam unter die russischen Batterien, und seine tapfern Reiter mußten dem Kartätschenfeuer weichen. Die Oesterreicher, die sich in eine große russische Batterie auf dem Judenkirchhofe bei Cunnersdorf geworfen hatten, verdoppelten das Feuer, während zugleich ihre Cavallerie auf allen Punkten losbrach und große Unordnung unter den bestürzten Preußen hervorbrachte. Nicht weniger zeichnete sich Laudons Infanterie aus, als die Preußen den sogenannten Spitzberg erstürmen wollten. Der Uebermacht widerstand weder Friedrichs Geist, noch seiner Preußen Muth und Kraft. Neue Cavallerieangriffe des Generals Seidlitz, des Prinzen Wirtemberg, der Generale Puttkammer, Hülsen und Finken wurden abgeschlagen, Puttkammer getödtet, Hülsen und Fink verwundet, selbst des Königs Uniform von mehreren Kugeln durchbohrt. Da fiel zur Vollendung des Ganzen Laudon mit frischer Cavallerie vom rechten Flügel noch einmal in die ermatteten Preußen ein, Alles ergriff im panischen Schrecken die Flucht, der Letzten einer war der König, den nur eines Offiziers, des

Rittmeisters von Prittwitz, Tapferkeit und Geistesgegenwart aus den Händen der Kosacken rettete. In der Finsterniß der Nacht entkam der Rest seiner Armee. 8000 Todte, 15,000 Verwundete, fast alle Artillerie hatte er verloren, kaum 5000 Mann sah er nach dieser schrecklichen Schlacht unter seinen Fahnen. Der heldenmüthige Dichter Kleist hatte in diesem furchtbaren Kampfe seine Todeswunden empfangen. Doch theuer war dieser Sieg von den Alliirten erkauft worden; 24,000 Mann Todte und Verwundete zählten auch sie. Der geschlagene König schlief in der Nacht, müde vom Kampfe, von Sorgen und nie gekannter Verzweiflung, in einer halb zerstörten Bauernhütte auf einem Bündel Stroh. Die Niederlage war inzwischen die Folge seines Starrsinns, womit er seine Plane zu verfolgen pflegte; denn schon nach dem Mißlingen des ersten Angriffs von Seidlitz riethen ihm seine erfahrensten Generale, die Armee ruhen zu lassen, den schon vorauszusehenden Rückzug der Russen und den folgenden Tag abzuwarten. Er achtete ihren Rath nicht. Doch nur einen Augenblick dauerte des Großen Verlegenheit; bald stand er wieder mit einer schlagfertigen neugebildeten Armee im Angesichte des noch triumphirenden Feindes, der den errungenen Sieg durch Standeserhöhungen, Preis- und Geldvertheilungen und Gedächtnißmünzen feierte.

Cunningham (John), geboren 1729 zu Dublin, wurde auf die Schule nach Drogheda geschickt, wo er Talente zur Dichtkunst blicken ließ; allein sein Aufenthalt an diesem Orte dauerte nicht lange, sein Vater rief ihn nach Dublin zurück. Da es dem Jünglinge hier an bestimmten Geschäften fehlte, wandte er sich zum Theater, und verfertigte im J. 1747, im 17. Jahre seines Alters, das Schauspiel: Love in a Mist, welches mit Beifall aufgeführt wurde, und dem Verfasser freien Eingang ins Schauspielhaus verschaffte. Er engagirte sich bald nachher bei einer umherziehenden Truppe, und kam so nach England, machte aber auf der Bühne kein sonderliches Glück. Dagegen wurde er als Dichter mehr bemerkt. 1762 machte er an Elegy an a Pile of Ruins bekannt, ein Gedicht, das man mit Vergnügen liest, wiewohl es eine Nachahmung von Gray's Elegy on a Country Church Yard ist. Im folgenden Jahre schrieb er the Contemplatist, a Night-Piece, worin er sich als einen guten beschreibenden Dichter zeigte. Hierauf folgte 1764 Fortune, an Apologue. 1766 sammelte er seine Gedichte und gab sie unter dem Titel: Poems, chiefly pastoral, heraus. Er starb zu Newcastle den 18. September 1773, im 44. Jahre seines Alters. Cunningham zeichnete sich in seinen Gedichten besonders durch Eleganz, Zartheit und Einfachheit aus, aber an Stärke, Leben und Begeisterung gebricht es ihm merklich. Er hat eine lebhafte Einbildungskraft und ein fühlendes Herz, aber nicht genug Beurtheilungskraft und keinen geläuterten Geschmack.

Cupido wird häufig mit Amor bei den Römern, Eros bei den Griechen für gleichbedeutend genommen, ist es aber eigentlich nicht, sondern verhält sich zu diesem wie das Verlangen (Pathos bei den Griechen, Cupido bei den Römern) zur Liebe (Eros, Amor). Da aber alle Wirkungen der Liebe und alle Arten der Liebe, die reinste und beständigste wie die flüchtigste sinnliche, dem Eros oder Amor zugeschrieben werden; so war Cupido auch leicht mit ihm zu verwechseln. Auf ihn dürfte vornehmlich passen, was Properz von dem Grunde sagt, den der Künstler gehabt, der zuerst den Amor als Knaben gebildet:

Er empfand es, daß nimmer Verſtand den Liebenden leite,
Und für ein flüchtiges Glück feil ihm das Köſtlichſte ſei. dd.

Curaçao, Curaſſao, kleine Inſel, oder vielmehr Felſenmaſſe innerhalb der antilliſchen Inſeln, nur wenige Meilen von der ſpaniſchen Küſte Venezuela entfernt. Sie enthält etwas über 8 QM. Im J. 1527 wurde ſie von den Spaniern beſetzt; aber 1634 eroberten ſie die Holländer, und behielten ſie durch den weſtphäliſchen Frieden. Dieſe Inſel iſt eigentlich blos ein kahler, an den meiſten Orten kaum mit 8 Zoll hoher Erde bedeckter Fels, der aber durch den großen Fleiß der Holländer fruchtbar gemacht iſt, und vieles Salz, Zucker, Tabak, Baumwolle, Mais, Caſſave, Feigen, Cacao, Cocosnüſſe, Citronen, Pomeranzen, und die meiſten europäiſchen Küchengewächſe hervorbringt; auch hat man Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Geflügel, Schildkröten, Fiſche. An Waſſer leidet die Inſel Mangel, und hat blos eine Quelle und einen kleinen Bach, weßhalb das Waſſer ſorgfältig in Ciſternen geſammlet wird. Vorzüglich wichtig aber iſt ſie den Holländern wegen des Schleichhandels, der nach dem ſpaniſchen Amerika getrieben wird; daher hier große und viele Waarenlager ſind, die immer mit europäiſchen und oſtindiſchen Waaren zum Verkauf an die ſpaniſchen Colonien angefüllt werden, da die ſpaniſchen Schleichhändler ſelbſt hieher kommen, und dergleichen Waaren gegen Gold und Silberbarren, Cacao, Vanille, Chinarinde und Cochenille erhandeln. Auch verkaufen die Holländer große Vorräthe von Kriegsmunition. An der Süd-Oſtſeite liegt der ſichere und bequeme Hafen St. Barbara, deſſen Eingang aber beſchwerlich iſt. An demſelben befindet ſich die einzige Stadt der Inſel, Wilhelmſtadt. Sie iſt nicht groß, aber gut gebauet und voll von Niederlagen und Magazinen. Das Fort Amſterdam beſchützt den Eingang des Hafens. Außer dieſer Stadt enthält die ganze Inſel nur wenige Dörfer und Pflanzungen. Die Menſchenzahl beträgt 2000 Weiße, 5000 Negerſclaven und einige eingeborne Indier. In der Stadt ſind aber noch außerdem eine Menge fremder Kaufleute. Unter dem Gouverneur ſtehen noch die benachbarten kleinen Inſeln Aruba, Bonaire und Aves. Im Anfange des J. 1804 machten die Engländer einen vergeblichen Angriff auf die Inſel Curaçao; aber 1807 wurde ſie von ihnen erobert. In Folge der nach dem pariſer Frieden zwiſchen England und dem Königreiche der Niederlande geſchloſſenen Vertrage iſt Curaçao dieſem wieder zugefallen.

Curatel, ſ. Vormundſchaft.

Cureten, ſ. Korybanten.

Curiatier, ſ. Horatier.

Curie, der Gerichtshof; z. B. die Lehnscurie, der Lehnshof. **Curialien** ſind die in der Sprache der Gerichtshöfe und Kanzleien eingeführten Formalitäten im Schreiben. **Curialſtyl**, ſ. den Art. Kanzlei. Bei den Römern hießen Curien die dreißig Abtheilungen des Volks, welche Romulus einführte, und welche bis auf Servius Tullius beſtanden. Jede Curie hatte ein eigenes Gebäude zu ihrem Verſammlungsorte, das ebenfalls Curie hieß, und von dem die neuere Bedeutung des Worts abgeleitet iſt.

Curiſches Haff, ein Meerbuſen vor Oſtpreußen, der bei Königsberg anfängt und den die ſchmale, 15 Meilen lange ſandige Halbinſel, curiſche Nehrung (Niederung), von der Oſtſee abſondert, mit der er bei Memel durch einen kleinen Canal, das Tief,

verbunden ist; 27½ Quadratmeilen Flächeninhalt, 15 Meilen lang und bis 4½ Meile breit.

Curius Dentatus (Marcus Annius), ein vornehmer Römer, war dreimal Consul, und genoß zweimal die Ehre des Triumphs. Er besiegte die Samniter, Sabiner, Lucanier, und schlug 272 Jahr v. Chr. Geb. den Pyrrhus bei Tarent. Seine bürgerlichen Tugenden waren noch größer, als seine militärischen Talente. Als nach dem samnitischen Kriege die Abgeordneten der Samniter zur Abschließung des Friedens bei ihm erschienen, fanden sie ihn auf einem Landgute, wohin er sich nach seinen Siegen zurückgezogen hatte, wie er sich eben in einem irdenen Topfe Rüben kochte, und boten ihm goldene Gefäße dar, um ihn dadurch zu ihrem Vortheil zu stimmen. Der edle Römer schlug sie aus und sprach: „Ich ziehe mein irdenes Geschirr euren goldenen Gefäßen vor, wünsche nicht reich zu sein, und bin in meiner Armuth zufrieden, solchen befehlen zu können, die reich sind.“

Curland, sonst ein Herzogthum, welches durch die Düna von Liefland abgesondert wird, und Curland im engern Sinne und Semgallen in sich faßt, bildet jetzt ein Gouvernement des russ. Reiches, und enthält 500 Quad. Meil. mit 420 000 Einw. Lutheraner und Catholiken haben gleiche Rechte daselbst; die Reformirten haben zwar Kirchen, können aber keine öffentliche Bedienung erhalten. Das Land gehörte ehedem dem deutschen Orden; der letzte Heermeister, Gotthard Kettler, nahm es aber 1561 von Polen als ein weltliches Lehen, und vererbte es bis in das gegenwärtige Jahrhundert an seine Nachkommen. Von Anfang dieses Jahrhunderts sehen wir Curland größtentheils von Rußland abhängig, welches stets auf die Wahl der curländischen Regenten den größten Einfluß hatte. Peter, Herzog in Curland seit 1769, hatte eine zwar nicht ruhige Regierung, aber doch ohne Ausbrüche völliger Empörung gehabt. Der Adel und der Bürgerstand waren beständig in Händeln, wobei denn sehr oft die Zuflucht bald von dem einen, bald von dem andern Theile nach Petersburg oder nach Warschau genommen ward. Nach dem Ausbruche der letzten Revolution waren die Polen bis in Curland vorgedrungen, und schickten sich an, eine der polnischen und freilich auch der französischen ähnliche Ordnung der Dinge einzuführen. Dieß dauerte zwar nicht lange, aber der seiner Vorrechte wegen in beständigem Streite mit den Bürgern liegende Adel fürchtete für sich, und suchte durch eine Deputation Schutz bei der Kaiserin von Rußland. Als nun kein Polen mehr war, ward es leicht dahin gebracht, daß auf dem curländischen Landtage, welcher immer nur von dem Adel beschickt ist, am 18. März 1795 der Beschluß gefaßt ward, durch eine Delegation das ganze Land unmittelbar und unbedingt dem russ. Scepter zu unterwerfen. Diese Delegation ward blos befugt, dem in Petersburg befindlichen Herzog diesen Beschluß anzuzeigen, und ihn zu einer gleichen Unterwerfung aufzufodern. Der Herzog, dem aus seinen drei Ehen fünf Prinzessinnen, aber kein Prinz übrig war, hatte in der Hinaussicht auf deren Versorgung das schlesische Fürstenthum Sagan käuflich an sich gebracht. Curland, welches an der Ostsee und zwischen den russ. Gouvernements Liefland, Witepsk, Minsk und Wilna liegt, wird außer der Düna, als östlichem Gränzflusse, von dem Küstenflüssen Aa, Windau und Libau bewässert, und enthält mehrere kleinere Seen. Das ganze Land ist flach, und hat nur einige Anhöhen und Hügel, von

welchen die anſehnlichſten hier Berge genannt werden, an den Küſten iſt der Boden ſandig, in einigen Gegenden ſumpfig, aber im Ganzen fruchtbar. Das Clima iſt zwar ziemlich rauh, aber geſund. Getreide, Flachs, Hanf bringt Curland in beträchtlicher Menge hervor; auch fehlt es nicht an Waldungen, Wild und Fiſchen. Man treibt Vieh- und Bienenzucht. An Mineralien iſt das Land arm, und hat vorzüglich Torf und Eiſen. Die Einwohner ſind theils Letten oder Euren, ein Nebenzweig der Letten, theils Liven, theils Deutſche und Polen, desgleichen Juden. Im J. 1818 beſtätigte Alexander die Urkunde, welche den Bauernſtand in Curland für frei erklärte und ſeine Verhältniſſe ordnete. Die deutſche Sprache iſt hier ſehr herrſchend. Die Induſtrie iſt gering und außer den Branntweinbrennereien ſind nur wenige Fabriken in den größern Städten vorhanden. Der Handel iſt von mittelmäßiger Bedeutung, am erheblichſten wird er von den Bewohnern der an der Oſtſee gelegenen Stadt Libau getrieben. Die Hauptſtadt von ganz Curland iſt Mitau. Die dritte nachgelaſſene Gemahlin des letzten Herzogs Peter (ſtarb am 13. Jan. 1800), Anna Charlotte Dorothea, geborne von Medem, geb. am 8. Febr. 1761, verm. am 6. Novbr. 1779, führt noch den herzoglich curländiſchen Titel, und lebt auf ihrem Gute Löbichau im Fürſtenthum Altenburg. Sie hat ein Witthum von jährlich 60,000 Gulden. Von ihren fünf Töchtern ward die jüngſte, Dorothea, geb. am 21. Aug. 1793, den 24. April 1809 zu Frankfurt an Edmund Talleyrand de Perigord, Neffen des Fürſten Carl Moritz von Benevent, vermählt.

Curſiv (Schrift), nennt man die etwas ſchief liegende lateiniſche Schrift, wie z. B. *curſiv:* man bedient ſich ihrer zuweilen in Druckſchriften, um beſtimmte Worte dem Auge des Leſers mehr bemerkbar zu machen.

Curſus, (lat.) eigentlich der Lauf. Gewöhnlich verſteht man darunter den zuſammenhängenden Vortrag einer Wiſſenſchaft von einem gewiſſen Puncte an bis zu einem andern hin, ſo daß er ein für ſich beſtehendes Ganze bildet; in dieſer Bedeutung ſagt man, ein Curſus über die Mathematik u. ſ. w. Auch bezeichnet man damit die Abtheilung der Zuhörer oder Schüler ſelbſt, und ſagt daher, ein Schüler vom zweiten Curſus u. ſ. w.

Curtius (Marcus), ein edler römiſcher Jüngling, der ſich unſterblich gemacht hat durch die heldenmüthige Art, wie er ſich freiwillig für das Wohl ſeines Vaterlandes aufopferte. Im J. 392 hatte ſich auf dem Marktplatze von Rom eine unterirdiſche Kluft geöffnet, aus welcher ſchädliche Dünſte aufſtiegen. Das darüber befragte Orakel hatte geantwortet, daß die Kluft ſich ſchließen werde, ſobald man das hineinwürfe, was die Herrlichkeit des römiſchen Volks in ſich enthalte. Curtius fragte, ob Rom etwas Köſtlicheres habe, als Waffen und Tapferkeit; und da die Antwort verneinend war, legte er ſeine Rüſtung an, beſtieg ein koſtbar geſchmücktes Roß, weihte ſich vor den Augen des Volks feierlich dem Tode, und ſtürzte ſich in den Schlund, welcher ſich alsbald ſchloß.

Curtius Rufus (Quintus), der Verfaſſer einer Geſchichte Alexanders des Großen in zehn Büchern, wovon jedoch die beiden erſten verloren gegangen ſind, war der Sohn eines Fechters, empfahl ſich aber durch ſeine Kenntniſſe dem Tiberius, ſo daß er unter dieſem die Prätur, und unter Claudius das Conſulat und die Erlaubniß zu

einem Triumph, und endlich das Proconsulat von Afrika erhielt. Hier starb er im J. 69 nach Chr. Geb. in einem hohen Alter. Wir würden ausführlichere Nachrichten über ihn haben, wenn die ersten Bücher seines Werks sich erhalten hätten. Als Historiker gebührt dem Curtius kein besonderes Lob. Sein Styl ist geschmückt, die Erzählung zwar angenehm und unterhaltend, aber mehr romanhaft als zuverlässig. Ergänzt haben ihn Christoph Bruno, ein baierischer Mönch, kurz und trocken, Freinsheim sehr weitläufig, und Christoph Cellarius zwischen beiden das Mittel haltend. Die beste Ausgabe ist von Snakenburg (Leyden, 1724. 4.). Unter den neuern Ausgaben nennen wir die von Schmieder (Göttingen, 1814). Uebersetzt hat ihn Ostertag, mit Anmerk.

Cusco, Cuzko, eine Stadt in Peru, die ehemahlige Residenz der peruanischen Regenten (Inca's), mit 26,000 Einwohnern (71 Gr. 4 Min. westl. L. v. Greenwich, 13 Gr. 42 Min. südl. Br.), dermalen eine weitläufige Stadt mit schönen steinernen Häusern und vielen prächtigen öffentlichen Gebäuden. — Die Domkirche ist groß, von schöner Architectur, und sehr reich. Außer ihr hat die Stadt noch 9 andere Pfarrkirchen und mehrere zum Theil sehr reiche Klöster. Unter den Denkmählern der alten peruanischen Herrlichkeit zeichnet sich die große zur Vertheidigung der Stadt erbaute Citadelle aus, deren Mauern vorzüglich dadurch Bewunderung erregen, daß die natürlichen unbehauenen Steinmassen dergestalt in einander gepaßt und gefügt sind, daß weder Mörtel noch sonst ein Körper nöthig ist, um Zwischenräume auszufüllen, die nirgend zu finden sind, indem das Ganze nur eine gediegene Masse zu bilden scheint. — Cusco ward der Sage nach im J. 1045 vom ersten Inca Manco-Capac gegründet, und der Platz, auf dem es noch jetzt steht, am Fuße mehrerer Berge, welchen der kleine Fluß Guatanay bewässert, war ursprünglich rauh und uneben. Aber die Größe und Pracht der Gebäude, der Festung und des Sonnentempels erregten das Erstaunen der Spanier, als die Stadt im J. 1543 von Franz Pizarro erobert ward. In der Mitte war ein großer freier und ebener Platz, von dem vier Hauptstraßen ausgingen. Jede Provinz des Reiches hatte ihr eigenes Quartier, und die Bewohner der Residenz durften den ihrer Landsmannschaft angewiesenen Bezirk nicht mit einem andern vertauschen, sogar die Familie der Inca's und ihre Abkömmlinge bewohnten ein eigenes Quartier der Stadt. Jeder durfte den Sitten seines Landes treu bleiben, doch alle mußten den Dienst der Sonne in einem prachtvollen Tempel beobachten, dessen Wände mit Gold und Silber bedeckt, und mit den Bildern und Idolen der von den Inca's beherrschten Nationen verziert waren. Alle Häuser waren von Stein erbaut, und die Gemächer in den Palästen der Großen des Reichs schimmerten von Gold und Silber. Die Mauern der Stadt waren wie das oben erwähnte Schloß von rohen Steinen mühsam und dauerhaft erbaut, und drei in der Mauer angebrachte große Festungswerke hingen mit dem großen Schlosse durch unterirdische Gänge zusammen.

Custine (A. P. Graf von), geb. zu Metz den 4. Febr. 1740. In einem Alter von sieben Jahren zum Lieutenant bei dem Regiment St. Chamans ernannt, folgte er dem Marschall von Sachsen in den niederländischen Feldzug. Er machte in der Folge einen Theil des siebenjährigen Krieges mit, wo er Hauptmann bei dem Regiment Schomberg ward. Durch die Gunst des Herzogs v. Choiseul erhielt er 1762 ein Regiment Dragoner, das seinen Namen bekam, und welches er

bis 1780 commandirte. Um diese Zeit hatte der Hof das Regiment Saintonge nach Amerika bestimmt; Custine verglich sich mit dem Chef desselben, führte dieses Corps den Amerikanern zu Hülfe, und ward bei seiner Rückkunft zum Maréchal de camp ernannt. Im J. 1789 erklärte er sich als Deputirter des Adels von Metz, von den ersten Sitzungen an, für die Volkspartei. In der Folge wurde er bei den Armeen angestellt, und in dem Monat Mai 1792 bemächtigte er sich der Päße von Porentrut. Im Juni erhielt er den Oberbefehl der in Eil zusammengerafften Armee am Unter-Rheine, und eröffnete den Feldzug mit der Besitznahme von Speier den 29. Sept. Da er wenig Widerstand antraf, nahm er ferner Worms, bemächtigte sich den 21. Oct. durch Capitulation der schlecht vertheidigten Festung Mainz, und den 23. Frankfurt am Main, wo er schwere Contributionen erhob. Custine sah sich in kurzem aus Frankfurt durch die Preußen vertrieben und genöthigt, sich nach Mainz zu werfen, daß er befestigen ließ. Mit der Eröffnung des Feldzuges 1793 verließ er Mainz, welches die Alliirten sogleich belagerten, ward aus Worms vertrieben und war gezwungen, sich nach dem Elsaß zurückzuwenden. Klagen fingen an sich von allen Seiten gegen ihn zu erheben, und er verlangte im April seine Entlassung; allein der Convent bat ihn im Namen des Vaterlandes, das Commando nicht zu verlassen. Um diese Zeit warfen die Jakobiner auf Custine Verdacht. Darüber beklagte er sich bitter und ward vom Convent zu Ende Mai's in dem Commando der Nordarmee bestätigt, zu der er sich begab. Er hatte aber kaum Zeit, die Posten zu besuchen. Marat und Varennes ließen mit ihren Denunciationen gegen ihn nicht ab und brachten es dahin, daß ein Befehl des Wohlfahrtsausschusses ihn im Juli 1793 nach Paris foderte. In der Abtei und von da im Palais Luxemburg verhaftet, verlangte Custine seine Untersuchung. Das Revolutionsgericht fing den 15. Aug. an, seinen Prozeß einzuleiten. Custine vertheidigte sich mit vieler Geistesgegenwart; allein sein Tod war beschlossen, er ward den 27. Aug. verurtheilt. „Mein gutes Gewissen bleibt mir," rief er aus, da er sein Urtheil anhörte, „ich sterbe ruhig und unschuldig" Doch gab er vor seinem Tode Beweise von großer Schwachheit und Muthlosigkeit.

Custos (lat.) Hüter. Insbesondere werden Aufseher von Bibliotheken, Kunst und Naturalienkabinetten Custoden genannt. In der Sprache der Buchdrucker heißen die am Schlusse einer Seite unten gesetzten Anfangssylben der nächstfolgenden Seite Custoden. Jetzt werden sie aber meistentheils, als der Symmetrie zuwieder, weggelassen. Das deutsche Küster stammt ebenfalls von Custos (Kirchenhüter) ab.

Cüstrin, Hauptstadt und Festung in der Neumark und der Provinz Brandenburg, auf einer Ebene an dem Einflusse der Warte in die Oder. Sie hat gegen 700 Häuser mit 5000 Einwohnern, ohne das Militär, ist auf der einen Seite mit der Warte und auf der andern mit der Warte und Oder, sonst aber überall mit breiten Morästen umgeben. Von der langen Vorstadt geht der große Damm mit 36 Brücken, auf welchen man bei ¾ Meilen lang über die Moräste passiren muß. Im J. 1758 wurde die Stadt von den Russen bombardirt. Friedrich aber kam ihr zu Hülfe und schlug die Russen bei Zorndorf. Im J. 1806 wurde diese durch Natur und Kunst starke Festung, bald nach der jenaer Schlacht, von dem damaligen preuß. Commandanten, Obersten von Ingersleben, wie-

wohl derselbe mit allem Erfoderlichen reichlich versehen war, und dem noch kurz vorher persönlich anwesenden Könige versprochen hatte, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen, auf eine unerhört schimpfliche und verrätherische Weise den kaum davor erschienenen franz. Truppen übergeben, welche sie auch nach dem Frieden besetzt hielten und erst zu Anfange des J. 1814 auf Capitulation wieder an die Preußen übergaben.

Cutter ist bei den Engländern ein kleines Seefahrzeug, etwas breiter als eine Schaluppe gebaut, auch beinahe eben so betakelt, doch mit einem höhern Mast, und einem gerade laufenden Bugspriet, oder einem solchen, der gelegentlich aufs Verdeck gelegt werden kann, und mit mehreren und größeren Segeln versehen. Diese Fahrzeuge sind besonders schnelle Segler und gehen sehr tief im Wasser; daher auch ihr Name, von to cut, schneiden, durchschneiden. Sie werden gewöhnlich zur Fahrt im Canal gebraucht, auch zum Schleichhandel und zur Caperei; weshalb das Gouvernement selbst Cutter als Kriegsschiffe ausrüstet, um gegen letztere zu streifen. Sie führen 6 — 8 Kanonen und haben bis 30 Soldaten. — Cutter heißt auch eine Art Boote der Linienschiffe.

Cuvier (George Leopold Chretien Frederic Dagobert, Baron de), geb. zu Mömpelgard 1769 und in der berühmten Carlsakademie zu Stuttgart für die Studien gebildet, wo er sich auch vorzüglich die Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur erwarb. Mit dem Anfange der Revolution kam er nach Paris, lebte rastlos seinen Studien, ohne sich sehr um Parteien und ihren Geist zu bekümmern, und erwieß sich schon in seinen ersten Versuchen als einen der ausgezeichnetsten Gelehrten in den Naturwissenschaften. Sogleich bei seiner Errichtung wurde er zum Mitgliede des Instituts, und 1801 der philomatischen Gesellschaft ernannt. 1808 wurde er Universitätsrath auf Lebenszeit und bereiste in dieser Eigenschaft 1811 Holland und die deutschen Provinzen mit dem bekannten Noel, um die Primärschulen zu besichtigen. 1813 ernannte ihn der Kaiser zum Raquetenmeister, bald hernach zum außerordentlichen Commissär in Mainz, und der König 1814 zum Staatsrath bei der Comité des Innern und des Handels. Er ist beständiger Secretär der Akademie der physischen Wissenschaften und Professor der Naturgeschichte am Museum und im Collegium von Frankreich. — In seinen Schriften zeichnet er sich eben so sehr durch die tiefste, gründlichste Gelehrsamkeit, als durch seltene Klarheit und Eleganz des Styles aus, und vereinigt mit beiden eine glänzende Beredsamkeit. Wir begnügen uns folgende zu nennen: Tableau élémentaire de l'histoire naturelle des animaux. 1798. 8. — Extrait d'un ouvrage sur les espèces de quadrupèdes dont on a retrouvé les ossements dans l'intérieur de la terre. 1799. 8. — Leçons d'anatomie comparrée recueillies et publiées sous ses yeux par Mr. Mr. Duméril et Duvernoy. 1805. 5 Vol. 8. — Recherches anatomiques sur les reptiles regardés encore comme douteux. 1807. 4. — Recherches sur les ossements fossiles des quadrupèdes. 1811, 4 Vol. 4. — Mémoires pour servir à l'histoire de l'anatomie des mollusques 1816. 4. — Sein jüngerer Bruder, Frederic Cuvier, ist Inspecteur bei der pariser Universität, und gab 1815 in 8. ein schätzbares Werk über die Einrichtung der Primärschulen: Projet d'organisation pour les écoles primaires, heraus.

Cuxhaven, ein Dorf im hamburgischen Amt Ritzebüttel am linken Ufer der Elbmündung in die Ostsee, mit einem bequemen und

geräumigen Hafen, welcher neuerdings mit beträchtlichem Kostenaufwand verbessert worden. — Die Einwohner sind theils Fischer, theils Lootsen, und müssen ihrer Verfassung gemäß fortwährend ein Lootsenboot bei den äußersten Tonnen (Fahrwasserzeichen) in See haben, um den in den Strom einlaufenden Schiffen unverzüglich Beistand zu leisten. Die Stadt Hamburg kaufte im 14ten Jahrhundert das Amt Ritzebüttel mit Cuxhaven, um die Mündung der Elbe unter beständiger Aufsicht zu haben. Während des französischen Revolutionskrieges, und bis zur französischen Besitznahme der Elb- und Wesermündungen, wechselten von hier aus die Paketboote zwischen dem Continent und England. Der Leuchtthurm von Cuxhaven ist = 8° 43′ 1″ östl. L. von Greenwich, 53° 52′ 21″ nördl. Br. Seit 1816 ist hier ein Seebad eingerichtet. Es befindet sich bei Cuxhaven und Ritzebüttel an der Nordsee. Das Badehaus steht auf einer zwischen dem Meere und der Elbe gelegenen, von den Wellen bespülten Anhöhe, neben dem Leuchtthurme. Es ist sehr geschmackvoll und freundlich, mit einem Gesellschaftssaale, einem Zimmer für den Badearzt und vier Zimmern zu warmen Seebädern versehen. Alles ist darinnen nett und reinlich, überall der nöthige Hausrath. Die kupfernen Wannen stehen tief im Fußboden. Die Unterhaltung oder Verstärkung der Wärme des Badewassers bewirkt man durch heißen Dampf. Eine halbe Stunde vom Badehause ist in der See trefflicher ebner Grund, vollkommen zum Bade geschickt. Es wird hier mittelst Karren gebadet, die zwei Räder haben und einen Schäferkarren gleichen. Sie haben ein Cabinet zum Aus- und Ankleiden und werden durch zwei Pferde bis zu einer Tiefe von drei Fuß in die See gezogen. Ein am Karren befestigtes Zelt wird heruntergeschlagen, und nun badet man unter diesem oder geht weiter in die See. Für die, welche das Baden in der offenen See scheuen, ist hinter dem Badehause eine andre Badeanstalt in einem kleinen Hause, das auf einem Damme zwischen zwei Landseen, die mit dem Hafen von Hamburg verbunden sind, erbaut ist, und im Winter wegen Eisgang und Wellenschlag weggenommen wird. Durch die Finth wird jedesmal dem einen See frisches Seewasser zugeführt, aus dem es dann durch eine Schleuse in den zweiten gelangt. Mittelst der angebrachten Röhren rinnt es dann in die Bäder im Hause und läuft auf der andern Seite ab. Der größere Salzgehalt der Nordsee vor der Ostsee ist hier deßhalb nicht zu fürchten, weil diese Anstalt ihr Wasser aus der Nordsee und Elbe zugleich erhält, das ein Gemisch von drei Theilen Salz- und einem Theil Flußwasser ist. Nach und nach werden zur Belustigung der Badenden allerhand Anlagen gemacht werden. Wohnungen findet der Curgast in Cuxhaven und Ritzebüttel ½ Stunde vom Bade.

Cyane, die Kornblume. **Cyanit**, eine Kalksteinart im Salzburgischen, in der Schweiz ꝛc.

Cyaneische Felsen oder **Symplegaden**, zwei Felseninseln am Eingange des Pontus Euxinus. (S. **Argonauten**.)

Cybele, eine Göttin der Alten, deren Begriff in die fernsten Zeiten hinaufsteigt und in der Folge mancherlei Veränderungen erlitt. Ursprünglich war sie eine Landesgöttin der Phrygier, und, wie die Isis, das Symbol des Mondes und was nahe damit verwandt war, der Fruchtbarkeit der Erde, weßhalb sie mit der Rhea in Eins verschmolz, deren Dienst in Creta entstanden war, und in welcher die personificirte Natur verehrt wurde. Die Griechen bekamen die Idee der Cybele nicht mehr rein, sondern in Geschichte eingekleidet, welche

Diodor also erzählt. Cybele war die Tochter des phrygischen Königs Mäon, und seiner Gemahlin, der Dindyma. Aus Verdruß, daß ihm ein Sohn geboren worden, setzte sie der Vater auf dem Berge Cybelus aus, wo sie von Löwen und Panthern gesäugt, nachher von Hirtenweibern gefunden und aufgezogen wurde. Sie ward die Erfinderin der Pfeifen und Trommeln, womit sie die Krankheiten der Thiere so wie der Kinder heilte, trat mit dem Marsyas in vertraute Freundschaft und faßte eine heftige Liebe zu dem Attys, einem ebenfalls von seinem Vater ausgesetzten Königssohne, dessen Entmannung und Tod sie fast in Verzweiflung setzte. Ihn wiederzufinden, durchirrte sie mit zerstreuten Haaren und unter dem Lärm der von ihr erfundenen Trommeln und Pfeifen mehrere Länder bis in den fernsten Norden zu den Hyperboräern. Marsyas begleitete sie; nach dem für diesen so unglücklichen Wettstreit über Apollo selbst, der sie liebte. Während ihrer Abwesenheit entstand in Phrygien eine Hungersnoth, welche erst endigte, als man auf Befehl des Orakels der Cybele göttliche Ehre erwies, und das Bild des Attys, da man seinen unbeerdigt gebliebenen Leichnam nicht auffinden konnte, bestattete. Zum Andenken an den Attys waren die Priester der Cybele Verschnittene; ihr Gottesdienst aber bestand in einem tobenden Lärm mit Instrumenten und im Umherschweifen durch Felder und Wälder. Wie ihre Verehrung auf Creta sich mit dem dort schon vorhandenen Dienste der Rhea vermischte, so ward sie auch mit der alten lateinischen Göttin Ops vereinigt. Was ihre Abbildung betrifft, so war ihre ursprüngliche Statue blos ein dunkler viereckigter Stein. Nachher wurde sie als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte abgebildet, womit auf die durch den Ackerbau entstandene Cultur der Menschen und die Städteerbauung hingedeutet ward. Ein gewöhnliches Attribut ist auch der Schleier um das Haupt, der sich auf das Verborgene und Unbegreifliche in der Natur bezieht. In der rechten Hand hält sie oft einen Stab als Symbol ihrer Herrschaft, und in der linken eine phrygische Handpauke. Bisweilen stehen Kornähren neben ihr; auch findet man die Sonne zu ihrer Rechten und den gehörnten Mond zu ihrer Linken. Oft wird sich auch auf ihrem von Löwen gezogenen Wagen vorgestellt; oder sie auf einem Löwen sitzt und hat, als die mächtige Natur, den Blitz in der Rechten: oder ein Löwe liegt neben ihr (vergl. Atalanta); lauter Symbole ihrer Herrschaft und der Cultivirung der rohen Menschen durch sie.

Cyclische Dichter, s. Griechische Literatur.

Cycloide, Radlinie. Man stellte sich einen Kreis vor, der, ohne zu gleiten, senkrecht auf einer geraden Linie fortgewälzt wird, bis der Punkt der sie zuerst berührte, nach einer vollen Umwälzung dieselbe wieder berührt: die von diesem Punct indeß beschriebene krumme Linie heißt Cycloide oder Radlinie, weil jeder Punct in dem Umfange eines fortlaufenden Rades eine solche Radlinie beschreibt. Der Kreis heißt der erzeugende Kreis; die Linie, auf der er sich fortwälzt, die Basis der Cycloide. Ihre Länge ist jedesmal der vierfachen Länge des Durchmessers des erzeugenden Kreises und ihr Inhalt dem dreifachen Inhalte dieses Kreises gleich. Diese Linie ist in der höhern Mechanik sehr merkwürdig. Man denke sich ein Pendel so an einem Faden angehängt, daß dieser sich beim Schwingen des Pendels zwischen zwei in Form einer Cycloide gekrümmten Blechen abwechselnd auf diese auf- und abwickelt, alsdann werden die größten Schwingungen in eben der Zeit, d. i. isochronisch vollendet, wie die kleinsten, und die Cy-

cloide wird daher eine Isochrone oder Tautochrone genannt. Ferner ist die Cycloide auch eine Brachystochrone, d. h. eine solche Linie, durch welche ein Körper von einem Puncte zum andern in der allerkürzesten Zeit fällt. L.

Cyclopen kommen in der Mythologie Griechenlands von zweierlei Art vor: die einen als Söhne Neptuns, die andern als Söhne des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde). Diese letztern, drei an der Zahl, Arges, Brontes, Steropes (Blitz und Donner) kräftige Riesen, waren es, die in Vulkans Werkstatt dem Jupiter die Donnerkeile schmiedeten, wofür Apollo sie erlegte. Ganz verschieden von diesen sind die Söhne Neptuns, deren Einige sieben, Andere gegen hundert zählen. Unter ihnen zeichnet sich vor allen Polyphem aus. Mit diesen hängt zusammen das Volk und Land der Cyclopen, die in der Odyssee (IX. 106 fgg.) als nomadische Wilde geschildert werden, ohne Ackerbau und bürgerlichen Verein in gewölbten Grotten der Gebirge hausend, nur Viehzucht treibend. Ungeschlachte Riesen waren die Cyclopen, über deren eigentlichen Sitz viel Uneinigkeit herrscht. Bei Homer wohnten sie an der westseite Siciliens, nahe den nächtlichen Cimmeriern. Wie bei erweiterter Weltkunde die cimmerische Nacht weiter zurückgedrängt ward, wurden sie in die metallreichen Riphäen versetzt. Einäugige, bald Cyclopen, bald Arimaspen genannt, gruben auf den Riphäen Erze und schmiedeten, von goldbewachenden Greifen beunruhigt. (Voß mythologische Briefe Bd. 2, Br. 16—18.) Hier entstand Verwechselung mit den andern Cyclopen. Ein Theil dieser Cyclopen nämlich schmiedete Jupiters Donnerkeile, ein anderer kam abenteuernd nach Griechenland, wo er Gebäude als Denkmähler cyclopischer Kunst nachließ. Bei noch mehr erweiterter Weltkunde wich das fabelhafte Gebirge der Riphäen in die noch unentdeckte Nacht des Nordens, und in die Geschichte der Einäugigen kam Verwirrung. Einige versetzten sie mit gegen Norden, die Meisten vermischten die Fabeln, und ließen die Cyclopen, als Schmiede Vulcans, wieder in Sicilien, aber unter dem Aetna oder auf dem liparischen Feuerfelsen arbeiten. Die feuerspeienden Berge waren ihre Essen, das Toben darin die Schläge ihrer Hämmer. Wie sie zu Einäugigen geworden, da ihr Name sie nur als Rundäugige bezeichnet, ist unbekannt; gewiß aber, daß Polyphem auf mehreren griechischen Bildwerken mit zwei Augen dargestellt ist. Bei griechischen Idyllendichtern finden wir Cyclopen mit einem naiv bäurischen Charakter dargestellt. dd

Cyclus heißt wörtlich übersetzt der Kreis; daher auch jede gleichförmig wiederkehrende Reihe derselben Begebenheiten. Auf solchen Reihen oder Cyclen von Jahren beruht die ganze Chronologie und insbesondere der Calender. Unser gemeines Sonnenjahr, das durch die jedesmalige Rückkehr der Sonne zu demselben Punct der Ekliptik bestimmt wird, enthält bekanntlich 52 Wochen und 1 Tag, das Schaltjahr noch einen Tag mehr. Mithin kann in verschiedenen Jahren derselbe Jahrestag nicht auf denselben Wochentag fallen, sondern da z. B. das Jahr 1814 mit einem Sonnabend begonnen hat, so wird 1815 mit einem Sonntag, 1816 mit einem Montag, 1817 aber, weil ein Schaltjahr vorher ging, nicht mit einem Dienstag, sondern mit einem Mitwoch anfangen. Zählte man bloß nach gemeinen Jahren, so würde offenbar von je 7 zu 7 Jahren jedes Jahr wieder mit demselben Wochentag anfangen, wie das 7. Jahr zuvor, oder wie man sich auch ausdrücken kann, es würden nach 7 Jahren die Sonn-

Tagsbuchstaben (s. d. Art.) in derselben Ordnung zurückkehren. Weil aber alle 4 Jahre statt des gemeinen ein Schaltjahr einfällt, so kann jenes erst nach 4 × 7 oder 28 Jahren statt finden. Eine solche Periode von 28 Jahren heißt Sonnencyclus und dient dazu, den Wochentag des ersten Tages im Jahre zu finden. Dazu ist blos nöthig zu wissen, mit welchem Wochentage ein bestimmtes Jahr angefangen habe, und dann ein Täfelchen für den Anfangstag der 27 folgenden Jahre zu verfertigen. Nun pflegt man den Anfang des Sonnencyclus auf das 9. Jahr vor Chr. Geb. zu setzen, welches ein Schaltjahr war und mit einem Montage anfing. Verlangt man also zu wissen, was für ein Wochentag der Neujahrstag eines gewissen Jahres unserer Zeitrechnung ist, so hat man 9 zu der Jahreszahl zu addiren und alsdann zeigt der bei Division dieser Summe durch 28 bleibende Rest an, das wievielste Jahr der Sonnenperiode das gegebene ist, worauf das oben erwähnte Täfelchen den Tag giebt, mit welchem es anfängt. Diese Rechnung gilt aber allgemein nur für den Julianischen Calender, im Gregorianischen wird sie dadurch unterbrochen, daß in 400 Jahren dreimal das letzte Jahr eines Jahrhunderts kein Schalt-, sondern ein Gemeinjahr ist. Jene Rechnung wird daher den Wochentag nicht für den ersten Tag des Jahres angeben, sondern von 1582 (die Zeit der Einführung des Gregorianischen Calenders) an bis 1700 für den 11., von 1700 — 1800 für den 12., im 19. Jahrhundert für den 13. Tag des Jahres u. s. w., worauf man dann bis zum Neujahrstage zurückzurechnen hat. Weit bequemer ist es daher, für den Anfang eines Jahrhunderts ein Täfelchen zu verfertigen, z. B. für 1801, das mit einem Donnerstage angefangen hat, und die Zahl der von da an bis zum gegebenen hin verflossenen Jahre durch 28 zu dividiren und mit dem gebliebenen Reste den Wochentag für den ersten Tag des Jahres im Täfelchen aufzusuchen. Uebrigens ist zur Bestimmung der Feste noch ein zweiter Cyclus nöthig, mit dessen Hülfe das Osterfest, wonach sich alle beweglichen Feste richten, berechnet werden muß. Bekanntlich hängt Ostern von dem ersten Vollmonde ab, der nach dem Frühlingsäquinoctium einfällt. (S. Calender.) Der Mondscykel nun ist eine Zeit von 19 Jahren, nach welcher die Neumonde in derselben Ordnung wieder auf denselben Monatstag fallen. Am 2. Jan. 1813 z. B. war Neumond, es wird derselbe also 1832 wieder auf den 2. Jan. fallen. Da die Zeit von einem Neumond bis zum andern, oder der Mondsmonat, wie die Astronomie lehrt, ungefähr 29½ Tag lang ist, so kann man sich leicht eine Tafel der Neumonde für die Periode von 19 Jahren entwerfen; man muß nur dabei beachten, daß dieser Mondscykel allemal mit einem Jahre anfängt, dessen erster Neumond am 1. Jan. eintritt, und daß dieses 1 Jahr vor Christi Geburt der Fall war. Dividirt man die um 1 vermehrte Jahreszahl durch 19, so wird mithin der Rest anzeigen, das wie vielste Jahr in der Mondperiode das gegebene ist. Diese Zahl wird die goldene Zahl genannt. (S. den Art. Calender und Epacten.) Außer diesen beiden Cykeln, welche zur Berechnung des Calenders unentbehrlich sind, giebt es noch einige andere, mehr unter dem Namen von Perioden bekannt; man sehe daher den Art. L.

Cydnus, ein berühmter Fluß in Phrygien, in welchem beim Baden Alexander der Große fast das Leben eingebüßt hätte. Sein Wasser ist von außerordentlicher Kälte.

Cylinder oder Walze heißt der Körper, welcher in der Geometrie durch Umdrehung eines Rechtecks oder Parallelogramms um eine seiner Seitenlinien, als desselben Axe, erzeugt wird. Sein körperlicher Inhalt ist gleich dem Producte aus seiner Höhe in die Grundfläche. Bekanntlich fand Archimedes, daß der körperliche Inhalt einer in einem gleichseitigen Cylinder beschriebenen Kugel, d. h. einer Kugel, deren Durchmesser der Höhe oder dem Durchmesser der Grundfläche des Cylinders gleich ist, zwei Drittel von dem Inhalte des Cylinders selbst ausmache. Diese Erfindung war für damahlige Zeiten so wichtig, daß Archimedes das Andenken an dieselbe durch seinen Grabstein wollte erhalten wissen. L.

Cymbel, Cymbal, bei den Alten ein Instrument von Erz, zwei hohlen Becken ähnlich, welche, mit den flachen Händen zusammengeschlagen, einen hellen Ton von sich gaben. Die messingenen Becken, deren man sich heut zu Tage bei der Janitscharenmusik bedient, scheinen daher entsprungen zu sein. Die Erfindung will man der Cybele zuschreiben, bei deren Dienste sie gebraucht wurden.

Cyniker, eine philosophische Secte, welche Antisthenes, ein Schüler des Sokrates, in der Kynosarge zu Athen stiftete. Der Charakter dieser Philosophie blieb der Sokratischen am meisten treu, besonders darin, daß sie die Moral zum vornehmsten oder vielmehr einzigen Gegenstande machte, und alle Speculationen, so wie die schönen Künste, verachtete. Allein, was bei Sokrates Mäßigkeit und Genügsamkeit gewesen war, das wurde bald von den Cynikern so sehr übertrieben, daß es in Casteiung des Körpers, und sogar in Schmutz und Vernachlässigung alles Anstandes ausartete. Man wollte der Natur gemäß leben, und würdigte sich dadurch zum Wilden, ja zum Thiere herab. Es war daher kein Wunder, daß die Cyniker bald der Gegenstand allgemeiner Verachtung wurden. Die berühmtesten ihrer Mitglieder waren, außer ihrem Stifter, Diogenes von Sinope, Monimus, Krates und Menippus, welcher zugleich der letzte war; denn nach ihm bildete sich aus dieser Philosophie die würdigere stoische. Das Wort Cynismus wird noch jetzt gebraucht, wenn man die Verachtung und Vernachlässigung alles Aeußern bezeichnen will.

Cynosura, eine Nymphe des Ida, welche den Jupiter erzogen und nachher in das Gestirn des kleinen Bären versetzt wurde. Nach diesem Stern richteten sich die Phönicier bei ihren Schifffahrten und noch jetzt ist Cynosur im uneigentlichen Sinn gleichbedeutend mit Leitstern, Wegweiser, Richtschnur.

Cynthius, ein Beiname des Apollo, vom Berge Cynthus auf der Insel Delos, an dessen Fuße ihm ein Tempel erbauet war; auch Diana, seine Schwester, führt den Namen Cynthia von diesem Berge, weil sie hier geboren sein soll.

Cypern, eine Insel auf dem mittelländischen Meere, zwischen Klein-Asien und Syrien, im Alterthume sehr berühmt wegen ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit und wegen ihres weichlichen Climas. Wein, Oel, Honig, Wolle ꝛc. waren die vorzüglichsten Producte und sind es noch; mehrere merkwürdige Orte und Berge, z. B. Paphos, Amathusa, Salamis, ferner der Olymp mit einem reichen Venustempel zeichneten das Land aus. Venus wurde hier vorzüglich verehrt, denn als sie aus dem Schaume des Meeres hervorging, betrat sie zuerst Cyperns reizende Ufer. Die älteste Geschichte der Insel verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Als Amasis sie (550 vor Chr. Geb.) der ägyptischen Herrschaft unterwarf, hatten ionische und phönicische Colonisten meh-

rere kleine Königreiche daselbst. Cypern blieb bei Aegypten, bis 58 vor Chr. die Römer es an sich rissen. Nach der Theilung des römischen Kaiserthums blieb es dem östlichen Reiche unterworfen, und wurde von eigenen Statthaltern aus kaiserlichem Geblüte regiert, von denen sich Comnenus I. unabhängig machte. Seine Dynastie blieb auf dem Throne, bis Richard von England die Familie Lusignan mit der Krone belehnte (1191). Nach dem Aussterben der männlichen Linie der Lusignaner kam Jacob, ein natürlicher Sprößling derselben, zur Regierung. Er hatte eine Venetianerin, Catharina Cornaro, zur Gemahlin, und da er sie kinderlos hinterließ, benutzten die Venetianer diesen Umstand, Cypern an sich zu reißen (1473). Sie blieben im ungestörten Besitze bis 1571, wo Amurath III., trotz der tapfersten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino, der elf Monate lang Famagusta vertheigte, die Insel eroberte und mit dem türkischen Reiche vereinigte. Sie zählt auf 393 Quadratmeilen 84.000 Einwohner, worunter 37,000 Christen, die übrigen aber Türken sind. Die Hauptstadt ist Nicosia, der Sitz des türkischen Befehlshabers, eines griechischen Erzbischofs und eines armenischen Bischofs.

Cyperweine, s. Cyprische Weine.

Cypresse, ein schöner Baum, von dem es mehrere Gattungen gibt. Die Dichter haben ihm den Charakter stiller Trauer beigelegt und lassen ihn oft die Gräber beschatten. Seine immer grüne Farbe ist ihnen das Bild der Ewigkeit.

Cyprian (der heilige), geboren zu Carthago, gegen das Jahr 200 nach Chr., stammte aus einer reichen und vornehmen Familie. Von der Natur mit großen Talenten ausgestattet, lehrte er die Beredtsamkeit in seiner Vaterstadt und fand allgemeinen Beifall. Er war damals Heide; aber im J. 246 ward er durch den Presbyter Cäcilius zum Christenthume bekehrt. „Es schien mir schwer," sagt er selbst darüber, „eine Wiedergeburt zu einem neuen Leben zu bestehen, und mit demselben Körper ein anderer Mensch zu werden. . . . Wie soll man die Mäßigkeit lernen, wenn man an eine reichliche und delicate Tafel gewöhnt ist? Aber als das belebende Wasser die Flecken meines vergangenen Lebens abgewaschen hatte, fand ich das, was mir unmöglich geschienen, leicht." Taub gegen den Spott und den Tadel der Heiden, die ihm vorwarfen, seinen Geist grundlosen Erdichtungen unterworfen zu haben, verkaufte Cyprian seine Güter, vertheilte das Geld unter die Armen, lebte höchst mäßig und enthaltsam, und vertauschte die profanen Schriftsteller mit der heiligen Schrift. Sein Verdienst bewirkte, daß er zum Presbyter und bald darauf (248) wider seinen Willen zum Bischofe von Carthago gewählt wurde Seine Arbeiten für die Kirche waren unermeßlich. Er war der Vater der Armen, das Licht der Geistlichkeit, der Tröster des Volks. Der Kaiser Decius erregte eine große Religionsverfolgung, wodurch Cyprian genöthigt wurde, seine Heerde zu verlassen; aber durch seine Briefe und Diener war er stets bei ihr. Als das Ungewitter zerstreut war, zeichnete er sich durch die Festigkeit aus womit er den Christen widerstand, welche die Fürsprache der Märtyrer und Beichtiger erschlichen, um sich mit der Kirche, die sie während der Verfolgung verlassen halten, wieder auszusöhnen. Um die ihnen aufzulegenden Büßungen zu bestimmen, berief er 251 eine Kirchenversammlung zu Carthago. Er verurtheilte in derselben den Priester Felicissimus und den Ketzer Privatus. Letzterer wandte sich an den Papst Cornelius, um diesen um die Erlassung seiner Strafe zu bitten und den heiligen Cyprian anzuklagen, der es nicht für

nöthig hielt, sich seiner Seits zu rechtfertigen. Dem Papste, der ihn darüber sein Befremden zu erkennen gab, antwortete er eben so bescheiden als entschlossen: „Es ist unter den Bischöfen hergebracht, daß ein Verbrechen da bestraft wird, wo es begangen worden.“ Wodurch er gewissermaßen eine Appellation nach Rom für etwas Unstatthaftes erklärte. Gleiche Festigkeit bewies er in dem Streite, der sich zwischen ihm und dem Pabste Stephanus über die von den Ketzern vollzogene Taufe erhob. Mehrere nach Carthago zusammenberufene Concilien beschlossen, seiner Meinung gemäß: man sollte die von Ketzern Getauften noch einmal taufen. Als im J. 257 die Verfolgung aufs neue ausgebrochen war, wurde er nach Curuba, zwölf Stunden von Carthago, verbannt. Eilf Monate später erlaubte man ihm, in den Gärten nahe bei Carthago zu wohnen, aber bald nachher bemächtigte man sich seiner und führte ihn zum Märtyrertode. Er ward am 14. Sept. 258 enthauptet. Sein zu Carthago aufbewahrter Körper wurde 802 von den Gesandten, die Carl der Große nach Persien geschickt hatte, nach Frankreich gebracht, und zuerst zu Arles, dann zu Lyon hinter dem Hauptaltare der St. Johanniskirche beigesetzt, endlich aber nach Compiegne in das Kloster gebracht, das Carl der Kahle daselbst erbauet hatte. Lactanz betrachtet ihn als den ersten wahrhaft beredten christlichen Schriftsteller. Der heilige Hieronymus ertheilt ihm ähnliche Lobsprüche. Seine, zugleich männliche, natürliche und von dem declamirenden Style weit entfernte Beredtsamkeit machte die tiefsten Eindrücke. Dennoch hat seine Schreibart etwas von der Härte des Tertullian, den er selbst seinen Lehrer nannte. Außer 81 Briefen, welche zu den vorzüglichsten Quellen der Kirchengeschichte seiner Zeit gehören, besitzen wir mehrere Werke von ihm, unter denen wir seine Erklärung des Vaterunsers auszeichnen. Die vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ist von 1726, Fol.

Cypriani (Giambattista), Mahler und Kupferstecher, geboren zu Pistoja im J. 1732, gestorben zu London im J. 1785. Man kennt seinen Lehrer nicht. Achtzehn Jahre alt kam er nach Rom, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen und bald erwarben ihm seine Talente einen glänzenden Ruf. Einige kunstliebende Engländer, die sich eben dort befanden, bewogen ihn, nach London zu gehn. Hier ward er eins der ersten Mitglieder der im J. 1769 daselbst gestifteten königl. Akademie. Cypriani's Zeichnung ist correct, seine Köpfe haben Anmuth und Lieblichkeit. Er hatte Correggio's Werke mit Fleiß studirt; sein Colorit ist harmonisch und der allgemeine Eindruck seiner Compositionen einnehmend. Er hat zu Arioſts rasenden Roland eine Reihe kleiner Kupfer geliefert, worin man die ganze Anmuth seines Talents findet. Mehrere artige Kupferstiche von Bortolozzi sind nach Cypriani.

Cyprische Weine. Der cyprische Wein ist roth, wenn er aus der Presse kommt, nach 5 bis 6 Jahren aber bekommt er eine blasse Farbe. Der cyprische Muscateller dagegen hat in den ersten Jahren eine weiße Farbe, wird je älter, je röther und nach Jahren dick, wie Julep. Sein Geschmack ist äußerst süß. Die cyprischen Weine sind nicht zu jeder Jahreszeit gleich schmackhaft; der Frühling und Sommer sind ihnen am vortheilhaftesten, große Kälte schadet ihnen und nimmt ihnen Geschmack und Geruch. Sie werden anfangs in verpichte Schläuche gefüllt, daher sie einen starken Pechgeruch haben, den sie nur nach Jahren verlieren. Nach dem festen Lande kommen sie in Gebinden, müssen aber nach einiger Zeit in Bouteillen abgezogen werden, wenn sie sich halten sollen.

Cypris, Cypria, ein Beiname der Venus von der Insel Cypern in Griechenland, wo ihr erster Tempel war. Cypripor, ein Beiname des Amor oder Cupido.

Cyrenaiker hießen die Anhänger der von Aristipp (s. d.) aus Cyrene gestifteten philosophischen Secte, welche, nachdem sie ungefähr hundert Jahre in- und außerhalb Griechenland geblüht hatte, von Epikur verdrängt wurde. Von Aristipps Nachfolgern sind außer seiner Tochter Arete die berühmtesten Antipater, Anniceris, Theodorus, Hegesius, Euphemerus, Bion, Borysthenites und Andre.

Cyrillische Buchstaben, Charaktere, slaw. Cfuraliza, sind eine Schriftart der slawischen Sprache, deren es drei gibt. 1. lateinische oder deutsche Buchstaben, deren sich Polen, Böhmen und Lausitzer bedienen. 2. Cyrillische, nach dem Erfinder derselben, Cyrillus, also benannt. Sie sind bei den Russen gebräuchlich. 3. Aus diesen Cyrillischen Buchstaben entstand, vermuthlich durch schönschreiberische Künstelei, wieder ein besonderes Alphabet, das jetzt nur noch in gedruckten Büchern, aber nirgend mehr im gemeinen Leben gebräuchlich ist.

Cyrillus. Die Kirchengeschichte nennt drei Heilige dieses Namens. — Der heilige Cyrillus von Jerusalem, geboren daselbst gegen das J. 315, wurde 334 zum Diaconus ordinirt und das Jahr darauf Priester. Nach des heiligen Maximus Tode im J. 350 wurde er Patriarch von Jerusalem. Als ein eifriger Catholik gerieth er in heftigen Streit mit dem arianischen Bischofe von Cäsarea, Acacius, welcher ihn anklagte, einige köstliche Kirchenstoffe verkauft zu haben, was Cyrillus allerdings gethan hatte, aber zu dem löblichen Zwecke, die Armen während einer Hungersnoth zu unterstützen. Ein zu Cäsarea von Acacius versammeltes Concilium setzte Cyrillus 357 ab; aber die Kirchenversammlung von Seleucia im J. 359 stellte ihn wieder her und vertrieb seinen Verfolger. Acacius Ränken gelang es, ihn im folgenden Jahre abermals seiner Würde zu berauben, und nachdem der Kaiser Constantius ihn bei seinem Regierungsantritte zurückberufen hatte, verlor er sie zum dritten Male durch den Kaiser Valens, nach dessen Tode erst er nach Jerusalem zurückkehrte. Das Concilium von Constantinopel im J. 381 bestätigte seine Ordination und Wahl. Er starb 386. Wir haben von ihm drei und zwanzig Catechesen in einem einfachen und deutlichen Style, die als der älteste und beste Abriß der christlichen Religion angesehen werden. (Paris, 1720, Fol.) — Der heilige Cyrillus von Alexandrien wurde bei seinem Oheime Theophilus, Patriarchen von Alexandrien, erzogen, verlebte sodann fünf Jahre in den Klöstern von Nitria, wo der Abt Serapion ihn unterrichtete, kehrte darauf nach Alexandrien zurück, wo er öffentlich auftrat, und durch die Anmuth seiner Gestalt und seines Vortrags sich so viel Anhänger erwarb, daß ihm nach seines Oheims Tode 412 die Patriarchenwürde zu Theil ward. Voll Eifers und Herrschsucht begnügte er sich nicht mit dem geistlichen Ansehn, sondern übte auch die weltliche Gewalt aus. Um die Juden, durch welche in einem Volksaufruhre Christenblut geflossen war, zu bestrafen, überfiel er sie an der Spitze eines fanatischen Pöbels, zerstörte ihre Häuser und ihren Hausrath und trieb sie aus der Stadt. Vergebens beklagte sich der Präfect von Aegypten über eine so gesetzlose Gewaltthätigkeit, die am wenigsten einem Bischofe anstand. Bald darauf wurde dieser Präfect selbst auf der Straße von fünfhundert wüthenden Mönchen angefallen, die ihn zu steinigen drohten. Einer dieser Mönche, Namens Ammonius, hatte den Präfecten verwundet, und wurde dafür zu Tode gegeißelt.

Cyrillus ließ den Leichnam in feierlicher Procession in den Dom bringen, gab ihm den Namen Thaumasius und pries ihn als einen Märtyrer und Heiligen. Die Ermordung der Hypatia, der gelehrten Tochter des Mathematikers Theon, welche durch den Beifall, den ihr Unterricht in der Geometrie und Philosophie fand, des Cyrillus Eifersucht erregt hatte, wurde durch ihn angestiftet. Auf dem berüchtigten Concilium im J. 403 hatte er mit seinem Oheime zur Verurtheilung des heil. Johannes Chrysostomus hingewirkt, und erst nach einem hartnäckigen Widerstande unterwarf er sich in Hinsicht dieses Prälaten dem Decrete der katholischen Kirche. Noch heftiger waren seine Streitigkeiten mit Johannes Nachfolger, Nestorius, der die menschliche Natur Christi von der göttlichen Jesu unterschied, und Maria wohl als die Mutter Christi anerkannte, ihr aber den Namen einer Mutter Gottes versagte. Cyrillus sprach laut und heftig gegen diese Irrthümer, und machte den Papst Cölestin zum Richter, der sie verurtheilte. Er entwarf zwölf Anathematismata, welche nach der Meinung der Theologen selbst nicht von aller Ketzerei frei sind, und foderte Nestorius gerichtlich auf, sie anzunehmen. Auf dem Concilium zu Ephesus sollte dieser Streit beendigt werden. Beide Theile erschienen mit einem großen Gefolge von Anhängern und Dienern, zwischen denen es zu mancherlei Streitigkeiten kam. Cyrillus eröffnete das Concilium noch vor Ankunft des Patriarchen von Antiochien, und obgleich Nestorius sich weigerte, Richter, die seine Feinde waren, anzuerkennen; obgleich 68 Bischöfe zu seinen Gunsten protestirten, und eine Magistratsperson im Namen des Kaisers einen Aufschub von vier Tagen foderte, so wurde dennoch Nestorius an einem Tage verurtheilt, abgesetzt und für einen neuen Judas erklärt. Cyrillus wurde beschuldigt, daß er, um seine Absicht zu erreichen, die Documente und Unterschriften der Bischöfe verfälscht habe. Bald darauf kam der Patriarch von Antiochien an, und hielt eine Synode von 50 Bischöfen, die mit gleicher Uebereilung Cyrillus verurtheilten, ihn der Ketzerei beschuldigten und, für ein zum Verderben der Kirche gebornes Ungeheuer erklärten. Beide Parteien griffen zu den Waffen, die Straßen der Stadt und selbst der Dom wurden ein Schauplatz der Wuth und mit Blut befleckt. Der Kaiser Theodosius sandte Truppen nach Ephesus, um dieses Concilium, nicht sich Berathender, sondern unter einander Kämpfender zu trennen. Aber diese Maßregel änderte nur den Ort des Krieges, der zwischen Johann von Antiochien und Cyrillus noch drei Jahr fortwährte. Bald darauf wirkte Nestorius, der nicht gemäßigter als Cyrillus war, einen Befehl vom Kaiser aus, wodurch derselbe wieder nach Ephesus zu einer Synode beschieden wurde. Beide Theile erschienen mit bewaffnetem Gefolge; Cyrillus wurde gemißhandelt und sogar eingekerkert, entkam aber seinen Wächtern und floh nach Alexandrien. Von dort aus bewirkte er durch Bestechung einen Aufstand in Constantinopel, der den furchtsamen Kaiser in Schrecken setzte. Man unterhandelte, Cyrillus wurde bewogen, sein Anathema zu modificiren, und wider Willen eine zwiefache Natur in Christus anzuerkennen. Da Nestorius aber nicht von seiner Meinung abgehen wollte so mußte er seinem Amte entsagen und sich zunächst in ein Kloster zurückziehen. Später wurde er nach Thebais verwiesen und von seinen Feinden vielfach verfolgt, er starb 339 oder 340. Cyrillus endigte sein unruhiges Leben 344. Seine Meinung behielt im Morgen- und Abendlande die Oberhand, und die Kirche versetzte ihn unter die Heiligen. Die beste Ausgabe seiner Werke deren Styl weder Eleganz noch Klarheit und Genauigkeit hat, ist

von 1638 in Fol. — Der heil. Cyrillus, aus Thessalonich gebürtig, heißt eigentlich Constantin, und erwarb sich zu Constantinopel, wo er studirte, den Beinamen des Philosophen. Auf des heiligen Ignatius Empfehlung sendete ihn der Kaiser Michael III. zu den Jazaren, einem hunnischen Völkerstamme. Er bekehrte den Chan, auf dessen Vorgang die ganze Nation sich taufen ließ. Dann predigte er zugleich mit Methodius den Bulgaren das Evangelium, und taufte deren König Bogaris 860. Gleichen Erfolg hatten sie in Mähren und Böhmen; nach dem J. 882 gingen sie nach Rom, wo sie starben. Beide Apostel wurden für Heilige erklärt. Die Griechen und Russen feiern das Fest des heil. Cyrillus den 14. Febr. Er erfand die nach ihm benannten Buchstaben (s. Cyrillische Buchstaben), und ist wahrscheinlich der Verfasser der Apologen, die seinen Namen tragen.

Cyrus, der Sohn des Cambyses eines vornehmen Persers, und der Mandane, der Tochter des medischen Königs, Astyages, war der Stifter der persischen Monarchie. (Vergl. Assyrien). Als seine Mutter mit ihm schwanger ging, legten die Traumdeuter des Astyages einen seiner Träume dahin aus, daß der zukünftige Enkel ihn entthronen werde, worauf derselbe Befehl gab, ihn sogleich nach der Geburt umzubringen. Er wurde zu dem Ende einem Hirten übergeben, der ihn aber aus Mitleid auferzog, und ihm den Namen Cyrus gab. Sein kühner Muth verrieth ihn dem Könige. Er hatte in einem Spiele mit andern vornehmen Knaben, in welchem er zum Oberhaupt gewählt worden war, den Sohn eines der ersten Männer des Reichs schlagen lassen. Der Vater beklagte sich bei Astyages, welcher den jungen Cyrus zur Rede setzte. Dieser berief sich aber auf sein Recht und antwortete so dreist und klug, daß der König weiter nachforschte und endlich die Wahrheit erfuhr. Von den Magiern beruhigt, schickte er den Cyrus freundlich zu seinen Aeltern nach Persien. Dieser aber versammelte ein mächtiges Heer von Persern, und überwand seinen Großvater. Gleiches Schicksal hatte der reiche und mächtige König der Lydier, Crösus und Babylons König Nabonid. Auch unterwarf er Phönicien und Palästina, wohin er die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehren ließ. Während nun Vorder- und Mittelasien vom Hellespont an bis Indien, unter seinem Scepter stand, begann er einen ungerechten Krieg gegen die Massageten, ein scythisches Volk, nordöstlich vom caspischen Meere, jenseits des Araxes, damals von der Königin Tomyris beherrscht. In der ersten Schlacht siegte er durch List, in der zweiten aber erlitt er eine vollständige Niederlage und kam selbst ums Leben. Tomyris soll das Haupt des unermüdlichen Eroberers in ein Gefäß mit Blut werfen lassen und dabei ausgerufen haben „Sättige dich jetzt mit dem Blute, wonach dich so unersättlich dürstete!" Er starb im J. 529 vor Chr., nach einer 29jährigen Regierung. Ihm folgte sein Sohn Cambyses. Die Erzählungen Xenophons in der Cyropädie (Lebensbeschreibung und Charakteristik des Cyrus), daß er am Hofe des Astyages eine treffliche Erziehung erhalten, das Reich desselben ererbt, und als wahrer Philosoph regirt habe, auch ruhig auf dem Sterbebette gestorben sei, sind romanhaft und verdienen keinen Glauben, da Xenophons Absicht war, ohne Rücksicht auf historische Wahrheit, in dem Cyrus das Muster eines Regenten darzustellen, und auf diese Weise seinen Landsleuten die Vorzüge der Monarchie anschaulich zu machen, oder es liegen auch dabei verschiedene Sagen vielleicht von zwei verschiedenen Cyrus zum Grunde. — Ein

anderer Cyrus war der jüngste Sohn des Darius Nothus oder Ochus, der fast 150 Jahr nach jenem lebte. Er bekam schon in seinem 16ten Jahre die oberste Gewalt über alle Provinzen Klein-Asiens. Seine Herrschsucht entwickelte sich früh, und als nach des Vaters Tode sein älterer Bruder, Artaxerxes Mnemon, den Thron bestieg, stiftete er eine Verschwörung gegen ihn an, die jedoch entdeckt wurde. Statt das Todesurtheil an ihm vollziehen zu lassen, begnadigte ihn sein Bruder und machte ihn zum Statthalter von Klein-Asien. Hier versammelte Cyrus ein zahlreiches Heer, zu dem noch, ohne den Zweck der Unternehmung zu kennen, 13,000 Man griechischer Hülfsvölker stießen, um Artaxerxes zu bekriegen und vom Throne zu stoßen. Dieser, von seinen Absichten unterrichtet, zog ihm mit einem überlegenen Heere entgegen. In den Ebenen von Cunaxa, in der Provinz Babylon, trafen beide Heere auf einander. Nach einer tapfern Gegenwehr, besonders von Seiten der Griechen, wurde Cyrus geschlagen und von Artaxerxes selbst erlegt. (Vergl. Xenophon.)

Cythera, jetzt Cerigo, eine der vornehmsten Inseln um Laconien, vorzüglich berühmt wegen des Dienstes der Venus Urania, deren vornehmster Tempel in der Hauptstadt Cythera stand, und der älteste von allen war, die in Griechenland der Göttin zu Ehren erbaut wurden. Die alte Stadt Cythera ist jetzt verödet, und zeigt nur noch einzelne Ruinen. Venus hatte von dieser den Namen Cytherea.

Czartoryski (Adam, Fürst), geboren den 1. December 1731, aus dem alten Geschlecht der Jagellonen, Starost von Podolien, ehemaliger General von Podolien, nachher kaiserlich österreichischer Feldmarschall. So deutlich ihn seine hohe Geburt, sein unermeßlicher Reichthum, sein ausgezeichneter Verstand und seine ausgebreiteten Kenntnisse zu einem bedeutenden Einflusse in den stürmischen Ereignissen seines Vaterlandes berufen zu haben schienen, so hielt ihn doch das Geschick, das oft mit den Gaben der Natur und des Glückes spielt, immer in untergeordneten Verhältnissen. Nach Augusts III. Tode war er unter den Mitbewerbern um Polens Thron, und die Stimme seiner Landsleute hätte ihn vielleicht darauf erhoben; aber Stanislaus Poniatowski, nach Petersburg gesandt, um diese Unterhandlungen einzuleiten, erhielt, wie man weiß, die polnische Krone von Catharina II. für sich selbst; seitdem befand sich die mächtige Czartoryskische Familie nebst ihrem ganzen Anhange im Mißverständnisse mit dem neuen Souverän. Obschon der Fürst Czartoryski, nach der ersten Theilung seines Vaterlandes, wegen seiner weitläufigen Besitzungen in Galizien in österreichische Dienste getreten war, so wendete er doch auf dem Landtage von 1789 und 1791 alles an, die Unabhängigkeit und Wiederherstellung einer dauerhaften Regierung in Polen bewerkstelligen zu helfen. Er war während dieses Zeitpunkts außerordentlicher Gesandter in Dresden, um den Churfürsten von Sachsen zur Annahme der Krone Polens zu bewegen; von hier begab er sich nach Wien und suchte um die Vermittlung und den Schutz des Kaisers gegen die Absichten Rußlands an. Da seine Bemühungen fruchtlos geblieben, und der König Stanislaus der Conföderation von Targowiza beigetreten war, zog sich der Fürst Czartoryski auf seine Güter und nach Wien zurück, wo er während der Unruhen von 1794 lebte, ohne unmittelbaren Antheil daran zu nehmen. Bei dem unglücklichen Ausgange derselben war er genöthigt, seine beiden Söhne an Catharina II. zu schicken. Seitdem gewann der Großfürst Alexander, jetziger Kaiser, den jüngern Prinzen,

Adam Czartoryski (geboren den 14. Januar 1770), ältesten Sohn des Vorhergehenden, besonders lieb. Trotz der Stürme am Hofe, und trotz der Art Exil, in welches ihn Paul I. als russischen Gesandten an den sardinischen Hof verwies, eilte Alexander, treu seiner frühern Neigung, ihn nach seiner Thronbesteigung zurückzuberufen, und ernannte ihn bald darauf zum einstweiligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dessen Stelle ihm nach Woronzoffs Abgange förmlich übertragen wurde. Er begleitete den Kaiser Alexander auf seinen Reisen in Deutschland 1805. In demselben Jahre hatte der Kaiser von Oestreich seinen Vater zum Feldmarschall ernannt. Am 11. April d. J. hatte er mit England einen Offensiv- und Defensiv-Tractat abgeschlossen, dem später auch Oesterreich beitrat, und zu dem man auch Baiern ziehen wollte. Um diesen Hof noch enger zu verbinden, sollte eine russische Großfürstin mit dem Churprinzen von Baiern vermählt werden, allein der Einfall der Oesterreicher zerstörte die Unterhandlungen und die Schlachten bei Ulm und Austerlitz gaben dem Kriege einen unglücklichen Ausgang. Fürst Czartorisky, der fürchtete, daß man diesen Ausgang der Dinge ihm zur Last legen möchte, resignirte und erhielt den Grafen von Budberg zum Nachfolger im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Im Feldzuge von 1807 begleitete er den Kaiser, zog sich aber dann ganz und gar zurück, und lebte mehr für den Kaiser, als für die Staatsgeschäfte. In den letzten Feldzügen war er ebenfalls um den Kaiser und zeigte dann im Dienste seines Vaterlandes eben so viel Einsicht als Eifer. — Im J. 1812 war der alte Fürst Czartoryski der erste gewesen, der in der Eigenschaft eines Marschalls des Reichstags die Conföderationsacte unterzeichnet hatte. Als auf dem Congresse zu Wien das Schicksal Polens entschieden werden sollte, ward der Fürst an die Spitze einer Gesandtschaft gestellt, die nach Wien ging und dem russischen Kaiser die Grundzüge zur Constitution vorlegte. Der Kaiser zeichnete den würdigen Fürsten hier und nachher bei seiner Reise durch Polen huldvoll aus, und ernannte ihn zum Senator Palatinus. Seine Gemahlin ist eben so berühmt durch ihren Patriotismus, als durch ihre Schönheit und ihren poetischen Geist, welchen sie in der Correspondenz mit Delille glänzend entfaltete. Ihre Tochter hatte sich mit einem Bruder des Königs von Wirtemberg vermählt, sich wieder von ihm getrennt, und lebt nun zu Neapel dem Anschaun der Künste und den Studien. Von ihr erschien zu Warschau ein trefflicher polnischer Roman: Malvina.

Czenstochau (Czenstochowa), ein befestigtes Kloster in dem ehemaligen Polen, nahe an der Warta und der schlesischen Grenze. Die Mönche sind von dem Orden des heiligen Paulus Eremita; sie hielten in der mit Geschütz wohl versehenen Festung eine eigene Besatzung und wählten den Commandanten aus ihrer Mitte. Auf dem Reichstage von 1765 wurde jedoch beschlossen, diese Stelle durch einen Weltlichen zu besetzen. Zu dem wunderthätigen Mariendilde in der Kirche des Klosters geschehen häufige Wallfahrten; durch die Geschenke der Gläubigen hat sich ein bedeutender Kirchenschatz gesammelt, der aber wahrscheinlich in den neuern Zeiten nicht mehr ganz vorhanden ist; schon bei der preußischen Besitznahme fand man ihn weniger beträchtlich, als man erwartet hatte. Am Fuße des Berges liegt Neu-Czenstochau mit 169, und eine Stunde davon Alt-Czenstochau mit 233 Feuerstellen. In den letzten Kriege war Czenstochau von den Franzosen besetzt, welche sich in den ersten Monaten des Jahres 1813 an die Russen ergeben mußten. Seit 1814 ist es wieder unter preußische Oberherrschaft gekommen,

Czernitscheff (Graf), ein durch seine kühnen und stets glücklich ausgeführten Unternehmungen berühmt gewordener russischer General. Er befand sich im Jahre 1811 bei der kaiserl. russischen Gesandtschaft in Paris und hatte einen Hauptantheil an der Bestechung Michels, welcher ihm die Tabellen über den Bestand und die Stellungen der französischen Armeen mittheilte. Darauf stand er als Oberst und Generaladjutant des Kaisers Alexander bei der Moldauarmee, und wurde, als diese Armee zu derselben Zeit, wo die Franzosen ihren Rückzug aus Moskau antraten, ihren Marsch nach dem russischen Polen richtete, um in dem Rücken des Feindes zu operiren, von dem Oberbefehlshaber, Admiral Tschitschakow, mit einem Kosakenregiment abgeschickt, um dem Grafen Witgenstein, welcher von Witepsk her vordrang, Nachricht von dem Anrücken und den Marschdispositionen der Moldauarmee zu geben. Der Auftrag war höchst schwierig, denn es kam darauf an, einen Marsch von mehr als hundert Meilen im Rücken der französischer Armee durch ein von ihr occupirtes Land zu machen, und eben so wichtig, da nur durch gemeinschaftliche Zusammenwirkung von beiden entgegengesetzten Seiten die feindliche Armee nachdrücklich bedrängt werden konnte. Czernitscheff vollzog den Auftrag mit dem ausgezeichnetsten Erfolge. Nachdem er Tag und Nacht durch die feindlichen Truppen marschirt, über vier Flüsse schwimmend gesetzt, eine Menge von Proviantfuhren der Franzosen vernichtet, drei Cabinetscouriere mit wichtigen Depeschen aufgefangen, die in Gefangenschaft gerathenen Generale Winzingerode und Swetschin nebst verschiedenen andern Offizieren befreiet hatte, erreichte er glücklich das Armeecorps des Grafen Witgenstein. Er nahm an den Operationen desselben Antheil, machte zu Anfange des Jahres 1813 einen kühnen Angriff auf Berlin, wo er den Marschall Augereau allarmirte, und that sich später unter dem Kronprinzen von Schweden in der Schlacht bei Dennewitz rühmlich hervor. Bald nachher wurde er von demselben mit einigen tausend Mann Cavallerie zu einer neuen wichtigen Unternehmung abgeschickt. Sein Auftrag war, Cassel zu überfallen, und wo möglich den König von Westphalen gefangen zu nehmen. Schnell und gewandt führte ihn Czernitscheff aus. Zwar entging ihm der König, aber die Wirkung, die seine Erscheinung in Cassel auf die Gemüther machte, war von den wichtigsten Folgen. Das Königreich Westphalen war von dem Augenblicke an schon als aufgelöset zu betrachten. Nach der Leipziger Schlacht, an der er ebenfalls Antheil nahm, eilte er mit seiner leichten Reiterei der fliehenden französischen Armee voraus, so daß ein geistreicher Schriftsteller ihn scherzhaft den Quartiermeister Napoleons genannt hat, that ihr bedeutenden Abbruch, fing mehrere Couriere mit wichtigen Depeschen (welche zum Theil im Druck erschienen sind) auf, und zog endlich siegreich mit in Paris ein. Von da begleitete er seinen Kaiser nach London. Im J. 1815 drang er an der Spitze der Avantgarde des russischen Heeres durch Elsaß in Frankreich ein und erreichte den 12. Juli mit seiner Division glücklich Paris. Im October 1816 ward er nach Wien gesandt, um dem Kaiser Franz zu seiner neuen Vermählung Glück zu wünschen.

Czerney Georg, um das Jahr 1770 unweit Belgrad geboren, ist durch die vieljährigen Anstrengungen berühmt geworden, die er zur Befreiung seines Vaterlandes Servien von der türkischen Oberherrschaft machte. Die Geschichte seiner kriegerischen Unternehmungen gehört in den Artikel Servien; dagegen liefern wir hier einige Nachrichten, die seine Persönlichkeit betreffen. Sein Vater besaß ein Landgut in der Nähe von Belgrad. Czerny Georg wuchs ohne alle Bildung

auf; er konnte nicht einmal lesen und schreiben, worüber er später selbst oft klagte. Aber die Natur hatte ihn mit vielen Anlagen, besonders mit dem Talent, ein Heer zu leiten und zu begeistern, und dabei mit Tapferkeit, Entschlossenheit und Geistesgegenwart versehen. Er war ein schwärmerischer Enthusiast für die Freiheit seines Vaterlandes, und ein erklärter Feind der Türken, welche jene unterdrückten. Dieser Haß gegen die Türken trieb ihn auch früh aus seinem Vaterlande. Er war erst 18. Jahr alt, als er einst auf der Straße einem Janitscharen begegnete, der ihm befahl aus dem Wege zu gehen, und ihn sonst zu erschießen drohte. Czerny kam dem hochmüthigen Türken zuvor und streckte ihn entseelt zu Boden. Er flüchtete darauf nach Siebenbürgen, nahm österr. Dienste, und ward Unteroffizier. Doch auch hier verfolgte ihn sein Unglück. Der Capitän, unter dessen Befehlen er stand, wollte ihn für ein Vergehen bestrafen. Czerny Georg erschlug ihn und kehrte schleunigst in sein Vaterland zurück. Hier ward er Räuberhauptmann, hauste mit seiner Bande in den dichtesten Wäldern, überfiel die Türken und brachte ihnen häufige Niederlagen bei. Selbst Weiber, Greise und Säuglinge dieser Nation entgingen seiner Wuth nicht. Nach einer andern Erzählung machte eine von ihm im August 1801 rasch ausgeführte That gegen plündernde Janitscharen, daß die Servier ihn als ihren Vater ansahen, und sich um ihn sammelten, um die Türken einzeln anzugreifen. Das Glück begünstigte seine ersten Unternehmungen, die selbst von einigen türkischen Befehlshabern, welche die Insurgenten als Werkzeuge gegen ihre Nebenbuhler zu brauchen gedachten, insgeheim unterstützt wurden. Von allen Seiten strömten die unterdrückten Servier zu Czerny; sein Heer war im J. 1805 bis auf 60,000 Mann angewachsen. Nur sein Vater sagte sich von ihm los und machte sich auf den Weg nach Belgrad, um seinen Sohn in die Hände der Türken zu liefern. Dieser wendete vergebens alles an, den Greis zurückzuhalten und tödtete ihn endlich mit einem Pistolenschusse. Von dieser unnatürlichen That soll er den Namen Czerny (der Schwarze) erhalten haben; sein eigentlicher Name war Georg Petrowitsch. Ein Gemälde der Grausamkeit aus seinem Leben zu entwerfen, ist unmöglich; wir begnügen uns, nur noch anzuführen, daß er seinen eigenen Bruder wegen einiger Vergehen erhängen ließ. — Nachdem der Krieg zwischen Rußland und der Pforte, in welchem die Servier auf der Seite der Russen waren, durch einen Friedensschluß im J. 1813 geendigt worden war, brach zwar aufs neue ein Aufstand gegen die Türken in Servien aus, und unter Czerny Georgs Anführung schlugen die Servier am 24. Juli die Türken in der Gegend von Schabaz unweit Belgrad; aber im Oct. 1813 drangen die Türken mit Uebermacht über die Morawa vor, und besetzten wieder Belgrad. Die Anführer der Servier, die nun an der Selbstständigkeit ihres Vaterlandes verzweifelten, flüchteten in verschiedene Gegenden. Czerny Georg ging mit seiner Familie nach Rußland, und erhielt eine Pension von dem Hofe zu Petersburg, den Charakter eines kais. russ. Generallieutenants und den Alexander-Newsky Orden. Im Juli 1817 wagte er, unter fremdem Namen, eine Reise aus dem russ. Gebiete nach Semendria, angeblich um von da eine bei seiner Flucht zurückgelassene Summe Geld abzuholen. Aber seine Ankunft war den Türken verrathen worden; er wurde sogleich enthauptet, und sein Kopf nach Constantinopel geschickt.

Verzeichniß

der

in diesem zweiten Bande enthaltenen Artikel.

Brabant Seite 1
Brach —
Brachygraphie 2
Brackbeich —
Bracteaten —
Bradley (James) —
Braga, s. Nordische Mythologie 3
Braganza, s. Portugal —
Brahe, s. Tycho de Brahe —
Brama —
Braminen 4
Bramante von Urbino —
Bramarbas 5
Branchu (Madame) —
Brand (Ewald), s. Struensee —
Brand —
Brandassecuranz; s. Feuerversicherung 6
Brandeln —
Brandenburg —
Brander 11
Brandes (Joh. Christ.) —
Brandes (Ernst) —
Brandkugel 12
Brandsilber —
Brandung —
Brandwache —
Brant (Seb.) 13
Brantôme (Pierre) —
Branntwein 14
Brasilien 15
Bratsche 17
Brauen, Bierbrauen —
Bräune —
Braunerz 18
Braunschweig Wolfenbüttel S. 18
Braunschweig (Stadt) 22
Braunschweig (Prinz von) 23
Braunschweig (Herzog v.) 24
Braunschweig (F. Herz. von) —
Braunschweig-Wolfenbüttel (C. W. F. Herz. von) 25
Braunschweig (W. F. Herz. v.) 28
Braunstein 30
Brauwer (Hadrian) 31
Bravourarie 32
Brawe (J. W. von) —
Breccie —
Brechung der Lichtstrahlen —
Brechungswinkel 34
Bredow (Gab. Gottfr.) —
Breisgau —
Breite (Geographische) 35
Breitinger —
Breitkopf (J. G. Im.) 36
Bremen 37
Brennbare Luft, s. Gasarten 38
Brennglas —
Brennpuncte 39
Brennspiegel —
Brennstoff 40
Brennus —
Bresche 42
Breslau —
Brest 43
Breteuil (Bar. von) —
Bretzner (Christoph) 44
Breugel (Peter) —
Breve —
Brevier 45

Breyhan S. 45
Briareus, s. Centimanen —
Brienne (Cardinal) —
Brienne (Stadt) —
Brigade 46
Brigantine —
Brigg 47
Brighella, s. Masken —
Brillant, s. Diamant —
Brillantiren —
Brille —
Briseis, s. Achilles —
Brissot de Warville —
Bristol 48
Britannicus Cäsar —
Britannien 49
Brizard (Jean Bap.) 50
Brocken, s. Blocksberg —
Brockes (Barth. Hr.) —
Brockmann (F. Carl) —
Brody 51
Broglio —
Bromius 52
Bronkhorst (Pet. van) —
Bronner (Fr. Xav.) —
Bronze 53
Bronziren —
Brosses (Charl. de) 54
Brot 55
Brot im Abendmahl, s. Hostie 56
Brotbaum —
Broturtheil —
Brotverwandlung, s. Transsubstantiation —
Brougham (Henri) 57
Broussonnet (P. M. A.) —
Brown (John) 58
Browne (Gr. von) 60
Bruce (James) 61
Bruce (Michel) 62
Bruch —
Brücke 63
Brückenbrüder, s. Brüderschaften 64
Brüdern und Schwestern des freien Geistes —
Brüdergemeinde —
Brüderschaften 71
Brühl (H. Gr. von) 73
Brühl (C. F. M. P. Reichsgr. von) 76
Brumaire 78
Brun (Charl. Le) —
Brun (Charl. Fr. Le) 79
Brunck (R. F. P.) S. 79
Brundusium 80
Brune (G. M. A.) —
Brunehold 82
Brunelleschi (Filippo) —
Brunet 83
Brünn —
Brunnen- und Badereisen —
Bruno der Große 86
Bruno (der heilige) 87
Brüssel —
Brust 88
Brustwehr —
Brutal-Impfung —
Brüten der Vögel —
Brutto 90
Brutus (L. J.) —
Brutus (M. J.) 91
Brunière (Jean de la) 93
Bruyn (Corneille le) —
Bryant (James) —
Brydone (Peter) 94
Bubna (Gr. von) —
Bucentaur —
Bucephalus 95
Buch —
Buchanan (Georg) —
Bucharei —
Buchdruckerkunst —
Büchercensur 100
Bücherformat 103
Bücherkataloge 104
Büchernachdruck 105
Bücherprivilegium 106
Bücherverbot —
Buchhalterei —
Buchhandel, Buchhändler 107
Büchse 110
Buchsiren —
Buchstaben, s. Schrift —
Buchstabenrechnung, s. Algebra —
Bucht, s. Bay —
Bückeburg, s. Lippe —
Bucking (Arnold) —
Buckingham (Herz. von) 111
Bückler (Joh.) 113
Bucolisches Gedicht 115
Buddäus (Guill.) —
Budget —
Buenos Ayres —
Buffon (G. L. L. Gr. von) 117
Buffone 119
Bufonisten —
Bukarest —

Bukowina, s. Gallizien S. 120
Bulen (Anna) —
Bulgarei, s. Türkei 121
Bulimie —
Bull (John) —
Bulle —
Bullion 122
Bülow (Hr. von) —
Bülow (Fr. W. Gr.) 123
Bülow (Gr. von) 124
Bund, s. Testament 125
Bund, deutscher, s. Deutschland —
Bundesverwandte —
Bundschuh —
Buol-Schauenstein —
Buonaparte (die Familie) —
Buonaparte (Joseph) 126
Buonaparte (Napolione) 128
Buonaparte (M. J. Josephine) 152
Buonaparte (Lucian) 153
Buonaparte (Louis) 155
Buonaparte (Jérôme) 156
Buonarotti, s. Angelo 157
Burchiello (Domenico) —
Burdet (Sir Franzis) 158
Bureau —
Bürger, (Gottf. August) 159
Bürger, s. Bürgerstand 161
Bürgerliche Gesellschaft, s. Staat —
Bürgerkrone —
Bürgerschulen 162
Bürgerstand 164
Burgfriede 165
Burggraf —
Bürgschaft —
Burgunder, Burgund —
Burgunder Wein 169
Burke (Edmond) —
Burleigh, s. Cecil 172
Burlesk —
Burmann 173
Burmann, (Gottl. Wilh.) 174
Burnet (Gilbert) 175
Burney (Charles) 176
Burns (Robert) —
Burr (Aaron) 177
Burſche 178
Busbecq (A. G. von) —
Büsch (Joh. Georg) 179
Büsching (Ant. Friedr.) —
Buschmänner 182
Busembaum (Herrm.) 183
Büste —
Bustrophedon 184
Bute (Graf von) S. 184
Butler (Samuel) 186
Buxtorf 187
Byng (Georg) 188
Byron (John) —
Byron (George Gord. Lord) 189
Byssus 190
Byzantiner —
Byzantinische Schriftsteller 195
Byzanz 196

C.

C. S. 197
Cabale —
Cabanis (P. J. G.) —
Cabarrus (F. Gr. von) 198
Cabbala 199
Cabinet —
Cabinetsbefehle 200
Cabochon —
Cabot (Sebastiano) —
Cabotage —
Cacadu —
Cacao —
Cachet (Lettres de) —
Cacherie 201
Cäcilie (die heil.) —
Cacodämon, s. Agathodämon —
Cacus —
Cada Mosto, (Luigi de) —
Cadenz 202
Cadi 203
Cadiz, Cadix —
Cadmus 205
Caducäus 206
Caffa —
Caffarelli, s. Majorano —
Caffee —
Caffern 207
Cagliari —
Cagliostro (Graf) 208
Cagots 209
Cahors-Weine 210
Caille, (R. L. de la) —
Caimakan 212
Cairo —
Calabrien, s. Neapel —
Calais —
Calas (Jean) 213
Calcedon, Chalcedon —
Calcedon 214
Calches —
Calciniren —
Calcutta 215
Caldara (Polidoro) 217

alberon S. 217
aledonier 219
alembour —
alender —
aliari (Paolo) 223
aliber 224
alifornien 225
aligula —
alixtiner 226
allico 227
allimachus —
allipygos, ſ. Venus 228
allot (Jacq.) —
almar 229
almoucks —
alonne (Ch. Alex. de) —
allotiſten 231
alpe 232
alprenède (de la) —
alpurnius (Tit. Jul.) —
alquiren 233
alvarienberg —
alvart (Dionys) —
alvin (Jean) —
alydon 237
amaldulenſer —
amayeu, ſ. Grau in Grau —
ambacérès, (J. J. Regis de) 238
ambrai 239
ambridge —
ambridge (Herzog von) —
ambyſes 240
amee —
amenen —
amentation —
amera clara 241
amera obscura —
amerarius (Joach. I.) —
amerarius (Joach. II.) 242
amillus (Marc. Fur.) 243
amiſerden 245
ammer —
ammer der Gemeinen 246
ameralwiſſenſchaft —
ammerknechte 247
ammermuſik —
amoens (Luis de) 248
ampagne di Roma 250
ampan (Madame de) 253
ampanien —
ampe (Joach. Heinr.) —
ampede 255
ampbell I. (Thomas) —
ampet (Peter) 256
Campetti, ſ. Wünſchelruthe S. 257
Campher —
Campidoglio 258
Campiſtron (J. G. de) —
Campo Formido —
Campomanes (Graf v.) 259
Canaan, ſ. Paläſtina —
Canada, ſ. Amerika und Nordamerika —
Canal, ſ. Calais —
Canäle —
Canarienfect 262
Canariſche Inſeln —
Canarienvögel 263
Canaſter, ſ. Tabak —
Candia, ſ. Creta —
Candidat 264
Candirte Sachen —
Caniz (F. R. Frh. von) —
Canna —
Cannibalen —
Canneliren —
Canning (Georg) 265
Cano (Alonzo) —
Canon 266
Canonen 268
Canonicus, ſ. Stift 270
Canonik —
Canoniſche Bücher —
Canoniſation —
Canoniſches Recht 271
Canova (Ritter Ant.) 272
Canſtein (C. Hildb. von) 276
Cantabile —
Cantate —
Cantemir (Demet.) 277
Canterbury (Anſelm) 278
Cantharіden, ſ. Fliege —
Canton 279
Canton 280
Canut I. —
Canzone 281
Canzonetta 282
Cap —
Capacität 283
Cap Breton —
Cap Comorin —
Cap François —
Cap Horn —
Capelle —
Capello (Bianca) 284
Caper 285
Capet, ſ. Frankreich —
Capi Aga —

Capigi S. 286
Capillargefäße, ſ. Haargefäße —
Capitän —
Capital —
Capitälchen —
Capitel —
Capitolium —
Capitulation 287
Capo d'Iſtria (Gr. von) 288
Cappadocien 289
Caprara (Giamb.) —
Capri 290
Capriccio, Caprice —
Caprification —
Capua 291
Capuciner, ſ. Franciscaner —
Caput Mortuum —
Capwein, ſ. Cap u. Weine —
Caracalla —
Caracas 293
Caraccioli (L. Ant. de) 294
Caracten —
Caraibiſche Inſeln —
Caraiten 295
Caravaggio (M. Aug. di) —
Caravaggio, ſ. Calbara —
Caravanen —
Caravanſerais 296
Carbonari —
Carbunkel, Carfunkel —
Carcaſſe —
Carbano (Geronimo) —
Carden 297
Cardinal 298
Cardinoide —
Carga —
Caricatur —
Carien 301
Carillon —
Carl der Große 302
Carl IV. 308
Carl V. 310
Carl VI. 315
Carl VII. 317
Carl der Kühne —
Carl VII. 320
Carl IX. —
Carl I. 322
Carl II. 327
Carl XII. 330
Carl XIII. 334
Carl XIV. 335
Carl Emanuel I. 340
Carl Eduard, ſ. Eduard —
Carl Eugen S. 340
Carl IV. 341
Carl (Theodor K. Max.) 342
Carl (Erzherzog v. Oeſter.) 344
Carli (Giovanni R. Gr.) 349
Carlos (Don) 347
Carlowiz 351
Carlsbad —
Carlsbaderwaare 352
Carlsruhe 353
Carmagnole 354
Carmel —
Carmer (Joh. H. Caſ. Gr. v.) 359
Carmin —
Carmontelle —
Carmoſiren 357
Carnation —
Carneades —
Carneol 358
Carneval —
Carnies, ſ. Säule 359
Carnot (L. N. Marg.) —
Caro 360
Carolina 361
Carolinger —
Carotten —
Carouſſel —
Carpathen —
Carpzov 362
Caracci —
Carrier (Jean Bapt.) 364
Carro (Giovanni di) 365
Carronaden —
Carſtens (Asmus Jacob) —
Cartätſche 367
Cartell —
Carteret (Philipp) —
Cartelliren 368
Carteſius, ſ. Descartes —
Carthagena —
Carthago —
Carthaune 371
Carthäuſer —
Carton 372
Cartouche (L. Dan.) —
Cartouche 373
Carus (Fr. Auguſt) —
Caryatiden —
Caſa (Giov. della) 374
Caſan —
Caſanova (Franz) —
Cäſar (Caj. Jul.) 375
Caſas (Bart. de las) 376

Casas (Em. Aug. Gr. von Las) f. Las Casas S. 379
Casaubon (Isaac de) 380
Caschemir 381
Casematten 382
Casemir —
Casimir III —
Casino 383
Casiri (Mich.) 384
Caspisches Meer —
Cassandra —
Cassas 585
Cassel (Hessen) —
Cassel 387
Cassini (Giov. Dom.) 390
Cassini (Jacq.) 391
Cassini de Thury —
Cassius Longinus 392
Castagnetten —
Castalia —
Castannos (Don Franz de) —
Casten 393
Casti (Giov. Battista) 396
Castiglione (Baltassarre) —
Castilien 398
Castlereagh (Lord) —
Castor und Pollux 399
Castrametation 400
Castration —
Castrum Doloris 401
Casuar 402
Casuistik —
Cäsur 403
Casus 404
Catachrese —
Catacomben —
Catacustik 405
Catafalk, f. Castrum Doloris —
Catalani (Angelica) —
Catalonien 406
Cataract —
Catarrh, f. Schnupfen —
Cataster —
Cataster von Frankreich 410
Catechetik 412
Categorien 413
Catel 415
Catharina von Medicis —
Catharina I. 417
Catharina II. 419
Catharina Paulowna 423
Cathcart (Lord) —
Cathedrale 424
Catheten —
Catholicismus S. 424
Catilina (Lucius Serg.) 429
Catinat (Nicolas) 432
Cato 433
Cato (Marcus Partius) 434
Catoptrik 437
Cats (Jacob) —
Cattaro 438
Cattegat —
Catten —
Catullus (Cag. Val.) 439
Catun 440
Caucasus —
Caulaincourt 442
Causalität 443
Cauterium 444
Caution, f. Bürgschaft —
Cavaceppi (Bart) —
Cavalcanti (Gui) —
Cavallerie —
Cavallo (Tiberius) 445
Cavanilles (Ant. Jos.) —
Cavata 446
Cavendish (Henry) —
Cayenne, f. Guinea 447
Caylus (Graf) 448
Cazes (de) f. Decazes 449
Cazotte (Jacques) —
Cazwini 450
Cecil (William) 451
Cecrops 452
Cefalonien 453
Celebes —
Cellamare (Fürst von) 454
Cellarius (Christoph) —
Cellini (Benvenuto) —
Celsus (Aur. Corn.) 455
Celten 456
Cement, f. Cäment —
Cenis —
Cenotaphium —
Censor 457
Censur, f. Büchercensur —
Census —
Centauern —
Centgerichte 458
Centiare —
Centimanen —
Centlivre (Susanne) —
Centralbewegung 459
Centralfeuer —
Centralkräfte 460
Centralverwaltung —
Centrifugalkraft, f. Centralk 463

Centripetalkraft, ſ. Centrals-Kräfte. S. 463
Centurie —
Cephalus —
Cerachi (Giov.) —
Cerberus 464
Cerealien —
Cerebellum —
Cerebralſyſtem —
Ceremoniel der europäiſchen Mächte —
Ceres 466
Cerinthus 467
Certe Partie —
Certioration —
Cerutti (G. A. Joach.) —
Cervantes 468
Cesarotti (Melchior) 471
Ceſſion 472
Ceto 473
Cette —
Cetto (Ant. Bar. von) —
Centa —
Cevallos (Don Pedro) 474
Ceylon —
Chaconne 477
Chagrin, ſ. Schagrin —
Chalcedon, ſ. Achat —
Chalcographie, ſ. Kupferſtecherkunſt —
Chaldäa —
Chaldäiſche Chriſten, ſ. Neſtorianer —
Chalif, ſ. Kalif —
Chamade —
Chamäleon —
Chambers (Ephraim) —
Camberry 478
Chamfort (Seb. Roch. Nic.) —
Chamouni 479
Champagne —
Champagne (Philippe) 480
Champagner Weine 481
Champagny (J. B. Romp. de) —
Champ d'Aſile —
Champeaubert 483
Champignons 485
Champion —
Chamſin 486
Chan, Khan —
Chandler (Richard) —
Chaos —
Chapelle —
Chappe d'Auteroche (Jean) 487
Chappe (Claude) S. 49
Chaptal (Jean Ant. Claude) 49
Charade 49
Charakter —
Charakter, Charakteriſtik 49
Chardin (Jean) 49
Charette de la Coutrie —
Charfreitag 50
Chargé d'Affaires, ſ. Geſandter —
Charité —
Charitinnen, ſ. Grazien 50
Charlatan —
Charlestown —
Charlottenburg —
Charon —
Charonea 50
Charoſt (Arm. Joſeph de Beth) —
Charpentier (J. F. W. von) —
Charron (Pierre) 50
Charta magna —
Charte (la) —
Charybdis —
Chaſſekt 50
Chaſteler (J. G. Mar. von) —
Chatam (William Pitt) 50
Chateaubriand (F. R. Vic. de) 50
Chateauroux (Mar. Anne) 50
Châtelet —
Châtillon-ſur-Seine —
Chatoulle 51
Chatterton (Thomas) —
Chaucer (Geoffrey) 51
Chaufepié (Jacq. George de) 51
Chaulieu (Guill. Am. de) 51
Chaumont —
Chauſſée (P. Cl. Niv. de la) 51
Chauſſéen —
Chaux (la) de Fonds 51
Chaveau Lagarde 51
Chazet (René Aliſſan) de —
Checks —
Chemie 51
Chemnitz 52
Chénier (Marie-Joſeph de) 52
Cherbourg 52
Cheribon —
Cherſon —
Cherſoneſus 52
Cherub —
Cherubini (Luigi) —
Cheruster 52
Cheſter 52
Cheſterfield (Gr. von) —

hevalier (J. B. Le) S. 528
hevalier (Madame) 529
hiabrera (Gabriele) —
hiari (Pietro) 530
hiaroscuro, s. Grau in Grau und Helldunkel —
hiffre —
hili, s. Peru und Südamerika —
hiliasten, Chiliasmus, s. Tausendjähriges Reich 531
himära —
himborasso, s. Cordilleras —
hina —
hinarinde 539
hinesische Sprache, Schrift und Literatur 540
hio 541
hiragra 542
hirographarisch —
hirologie —
hiromantie —
hiron 543
hirurgie 544
hladni (E. F. Fr.) 546
hor 547
hocolade —
hotzim —
hodowiecki (Dan. Nic.) 548
holseul (E. Fr. de) 549
holseul-Gouffier 551
hor 552
horal 553
horegraphie —
horherr, s. Stift —
horiambe s. Rhythmus —
horographie —
houans —
hrisam 554
hrist (Joseph Ant.) —
hristenthum 555
hristian II. 559
hristian VII. 562
hristian Friedr. von Holstein 563
hristiania 565
hristine 566
hristliche Religion s. Christenthum 569
hristoph, Herz. v. Würtemberg —
hristoph, (Sanct) 572
hristoph, s. Hayti und Heinrich —
Christo sacrum —
Christus, s. Jesus S. 573
Christusköpfe —
Chromatisch —
Chronisch 574
Chronodistichon —
Chronographie —
Chronologie 575
Chronometer 576
Chrysеis, s. Achilles —
Chrysippus —
Chrysolith —
Chrysopras 577
Chrysostomus (St. Johannes) —
Chur 579
Churchill (Charles) 580
Churfürsten 581
Chylus 585
Chymus —
Cibber (Colley) —
Ciborium 586
Cicero (Marc. Tullius) —
Cicerone 592
Cichorie —
Cicisbeo 593
Cid —
Cider 595
Cigarro 596
Cignani (Carlo) 597
Cilicien —
Cilicium —
Cimabue (Giov.) —
Cimarosa (Dom.) 598
Cimbern 599
Cimon 600
Cincinnatus (L. Quinct.) 602
Cinna (Luc. Corn.) —
Cino da Pistoja 603
Cinque Porte —
Circassien —
Circe 605
Circensische Spiele —
Circumcellionen, s. Donatisten 607
Circumferentor —
Circumflex —
Circumvallationslinie —
Circus —
Cirkel 608
Cis —
Cisalpinische Republik —
Ciseliren 609
Cisrhenanische Republik —
Cisterne 610
Cisterzienser —
Citadelle —

Cithara S. 611
Citiren —
Citronen —
Ciudad Rodrigo 612
Civiliſte —
Civilrecht 613
Clairet-Weine 618
Clair-Obſcür, ſ. Grau in Grau und Helldunkel —
Clairon —
Clairval 619
Clancarty (Lord) —
Clarence (Herzog v.) —
Clarendon (Gr. von) 620
Clareniner, ſ. Franciskaner 621
Clarinette —
Clariſſinnen. ſ. Franciscaner 622
Clarke (Samuel) —
Clarke (M. A. u. E. D.) —
Clarke (H. J. G.) 623
Claſſe 624
Claſſiſch, Claſſiker —
Claude Lorrain, ſ. Geloe 627
Claudianus (Claudius) —
Claudius (Tiberius) —
Claudius (Matthias) —
Clauſeln 628
Claves, Claviatur, ſ. Clavis 629
Clavicylinder —
Clavier, Clavichord —
Clavijo y Faxardo 630
Clavis —
Clémence-Iſaure —
Clemens XIV. 632
Clément (J. Mar. Bern.) 633
Clementi (Muzio) 634
Cleopatra —
Clerfayt (Graf von) 635
Clery 636
Cleve —
Clienten 637
Clifford (George) —
Clima 638
Climakteriſch 640
Climax —
Clinik —
Clinton (Sir Henry) 642
Clio 643
Clive (Robert) —
Clodius (Chr. Auguſt) 645
Clodwig 646
Clooz (Bar. von) 647
Clotho 648
Clotilde de Vallon Chalys S. 648
Clubb 649
Cluniacenſer, ſ. Benedictiner 650
Clytämneſtra —
Cnidus —
Coadjutor —
Coalition —
Cobbet (William) 651
Cobenzl (L. Graf von) 652
Cobenzl (J. Ph. Graf von) —
Cobi 653
Coblenz —
Coburg 654
Coburg (F. J. Herz. v. Sachſen-) 655
Cocagne 656
Cocceji (Heinr.) —
Cocceius (Johann) 657
Cochenille —
Cochin (Charles Nicolas) 658
Cochinchina —
Cochrane (Alex. Lord) 660
Cochrane (Thom. Lord) —
Cockburn (Sir George) 661
Cocon —
Cocytus —
Code civil français —
Codex 664
Codicill 665
Codrus —
Coefficienten —
Coeur (Jacques) —
Cognac 666
Cognaten —
Cohäſion —
Cohorn (Menno, Baron v.) 667
Cohorte ſ. Legion 668
Coimbra —
Colardeau (Char. Pier.) —
Colberg —
Colbert (Jean Baptiſte) 670
Colbran (Iſabelle Angela) 673
Colchester —
Colchis —
Cöleſtiner —
Cöleſyrien 674
Cölibat —
Coligni (Gaspard de) —
Coliſeum 676
Collateralverwandte —
Collator —
Collé (Charles) —
Collectiv 677
Collegialſyſtem —

Collegianten, s. Rheinsburger 677
Collegien —
Collin (Schlacht bei) 679
Collin (H. J. Edler von) 680
Collin-Harleville 681
Collins (William) 682
Collision —
Cöln (Fr. von) —
Cölnische Mark 684
Collor do —
Collot d'Herbois —
Colman (George) 685
Colmar —
Cöln 686
Colomb 688
Colombo (Christoforo) 689
Colonien 694
Colonialwaaren 710
Colonna (Marc. Ant.) 712
Colonna (Vittoria) 713
Colonnade —
Colonne —
Colophonium 714
Coloratur —
Colorit, s. Farbengebung —
Coloß —
Columban, s. Benedictiner —
Columbus, s. Colombo —
Columella (L. J. M.) —
Coluren 715
Coluthus —
Combabus —
Combination —
Comenius (Joh. Amos) —
Comes palatinus 716
Comet —
Comfort 717
Comines (Philippe de) —
Comitate 718
Comitien —
Comma 719
Commanderie 720
Commandite —
Commelin (Jerome) —
Commentar —
Commerson (Philibert) —
Commissionshandel 721
Committee —
Commodore —
Commodus Antonius 722
Communion, s. Abendmahl 723
Como —
Compagnie 724
Compagnie (Ostindische,) s. Ostindische Compagnien S. 724
Comparativ, s. Nomen adjectivum —
Comparsen —
Compaß —
Competenz 725
Competenz-Recht —
Composition —
Compressibilität 726
Compressionsmaschine 727
Compromittiren —
Comte und Dunoyer —
Comus 728
Concav —
Concentriren 729
Concert —
Concession 730
Concetti —
Conchylien —
Conciergerie —
Concilium —
Conclave 732
Concomitanz, s. Abendmahl 733
Concordanz —
Concordat —
Concordia 735
Concordien-Formel —
Concret 736
Concubinat —
Concurs —
Concussion —
Condamine (C. M. de la) 737
Condé (L. de Bourbon Prinz v.) —
Condé (L. J. de Bourbon Prinz v.) 738
Condé (Herz. v. Bourbon) 739
Condensation 740
Condillac (Et. B. de) —
Condorcet (Marq. v.) 741
Conductor 743
Confession —
Confirmation —
Conföderation —
Confrontiren —
Confucius 744
Congo 745
Congregationen 747
Congreß —
Congreve (William) Dichter 750
— — Raketenerfinder —
Congrevische Raketen, s. Raketen 751

Conaruent S. 751
Conide —
Conjugation —
Conjunction —
Conjunctiv, ſ. Indicativ —
Connetable, —
Connoiſſement —
Cönobit ſ. Anachoret —
Conradin von Schwaben —
Conring (Herrmann) 752
Conſalvi (Ercole) —
Conſcription 753
Conſecration —
Conſens —
Conſervatorien —
Conſerve 754
Conſiniren 755
Conſilium abeundi —
Conſiſtorium —
Conſole 756
Conſolidiren —
Conſonanten —
Conſonanz, ſ. Intervall und Accord —
Conſtabler 757
Conſtant de Rebecque, Benj. —
Conſtantia-Wein, ſ. Cap 758
Conſtantin Paulowitz —
Conſtantinus (d. Große) —
Conſtantinopel 761
Conſtellation 765
Conſtitution —
Conſul —
Conſulta 767
Conſumtionsſteuern 768
Contagion 769
Contagiöſe Krankheiten —
Contagium 770
Contarini —
Con'at (Dem.) 771
Conté (Nic. Jaq.) 772
Contemplation 773
Conti, ſ. Bourbon (Haus) —
Continent —
Continentalſyſtem —
Contingent —
Contour, ſ. Umriß 779
Contrabande 780
Contra-Proteſt —
Contrapunct 781
Contraremonſtranten, ſ. Gomariſten u. Remonſtranten —
Contraſt —
Contravallationslinie, ſ. Circumvallationslinie S. 783
Contre-Admiral, ſ. Admiral —
Contre-Alt —
Contre-Danſe, ſ. Anglaiſe —
Contremarche —
Contreſcarpe —
Contribution —
Controle 784
Controverſe —
Contumaz —
Conty, ſ. Bourbon (Haus) 787
Conus, ſ. Kegel —
Convent —
Conventionsgeld —
Convergenz —
Converſation —
Conver, Convexgläſer, ſ. Concav u. Linſengläſer 792
Convictorium —
Convoy —
Convulſionärs, ſ. Janſeniſten —
Convulſionen, ſ. Krampf —
Cook (James) —
Copal 795
Copeke —
Copenhagen —
Copernicus (Nicol.) 796
Copet 799
Copie —
Copir Maſchinen 800
Coppten 801
Copula —
Coran —
Coray (Adamantius) 802
Corbay d'Armans (Charl.) —
Corbeliers 804
Cordilleras 805
Cordon 806
Cordova 807
Corduan —
Corea —
Corelli (Arcangelo) 808
Corfu —
Corilla, ſ. Improviſatoren —
Corinth 809
Corinthiſches Erz 810
Coriolan —
Coriphäus 812
Cork —
Cornaro (Lodovico) —
Corneille (Pierre) 813
Corneille (Thomas) 815

Cornelia S. 815
Cornelis (Cornelius) —
Cornelius Nepos —
Cornelius aus Cöln 816
Corniche ſ. Säule —
Cornwallis (Ch. Marquis v.) —
Corollarium 817
Coromandel —
Corps —
Corpulenz 818
Corpus 819
Corpus catholicorum u. Corpus evangelicorum —
Corpus delicti, ſ. Thatbeſtand 821
Corpus juris —
Correct —
Corrector 824
Correggio (Ant. Allegri) —
Corregidor 825
Correſpondent 826
Corſaren 827
Corſica —
Corſo 829
Cortes 830
Cortez (Fernando) 831
Cortona 832
Corunna —
Corvette 833
Corvetto (Graf) —
Corvifart des Marets —
Cosmiſch 834
Cosmo I., ſ. Medicäer —
Cosmogonie —
Coſſé (Charles de) —
Coſter (Johann Lorenz) 835
Coſter (Samuel) 836
Coſtnitz 837
Coſtume 838
Cothurn 839
Cotin (Charles) 840
Cotopaxi —
Cotta (Joh. Frdr.) 841
Cottbus 843
Cottin (Sophie Riſteau) —
Cottus, ſ. Centimanen —
Coucy (Renaud v.) —
Couliſſen 844
Coup 845
Coupon 846
Cour d'amour, ſ. Gerichtshöfe der Liebe —
Courant —
Courbette —
Cours S. 846
Court de Gebelin (Ant.) —
Courten (William) 847
Courtine 848
Couſtou (Nicolaus) —
Cowley (Abraham) —
Coxe (William) 849
Coyppel —
Coyſevox (Antoine) 850
Cracau 851
Cramer (Joh. And.) —
Cramer (Carl Frd.) 852
Cramer (Wilhelm) —
Cranach (Lucas) 853
Craniologie —
Cranz (Aug. Frd.) —
Crapelet (Charles) 854
Craſſus —
Craven (Lady Eliſab.) —
Crayon 855
Crébillon (Prosper Jol. de) —
Crébillon (Claude P. Jol. de) 856
Credenzen —
Crevece —
Credit 857
Creditiv —
Creditſyſtem —
Creditſyſtem des Adels —
Creek's 858
Creefeld 859
Cremnitz —
Cremona —
Cremor tartari 860
Creolen —
Crepiren —
Crescendo —
Crescentini (Girolamo) 861
Creta —
Creticus, ſ. Rhythmus 862
Creuſa —
Creuzer (Georg Fr.) —
Crichton (James) —
Crillon (L. de Berthon de) 863
Crillon-Mahon (L. Duc de) 864
Crimon —
Criminalrecht 865
Crimm 869
Criſis 870
Criterium 871
Croatien —
Cromford 872
Cromwell (Oliver) —
Cronberg 874
Cronegk (Joh. Frd. Frh. v.) —

Cronstadt S. 875
Crösus —
Croup 876
Crown-glass 877
Cruzada —
Crusca, Academia della, s. Akademie —
Cruſius (Cyr. Aug.) —
Cruzada 878
Crypto —
Crystall —
Cuba 879
Cubus 880
Cullen (William) —
Culm (Schlacht bei) 881
Culmination 882
Cultur —
Cultus 883
Cumä —
Cumberland (Herz. von) —
Cumbersdorf (Schlacht bei) —
Cunningham (John) 885
Cupido —
Curaçao 886
Curatel, s. Vormundschaft —
Cureten, s. Korybanten —
Curiatier, s. Horatier —
Curie —
Curiſches Haff —
Curius Dentatus 887
Curland —
Curſiv 888
Curſus —
Curtius (Marcus) —
Curtius Rufus —
Cusco 889
Cuſine (A. L. Gr. v.) S. 88
Cuſtos 89
Cüſtrin —
Cutter 891
Cuvier (Bar. de) —
Cuxhaven —
Cyane 892
Cyaneiſche Felſen —
Cybele —
Cycliſche Dichter, s. Griechiſche Literatur 893
Cycloide —
Cyclopen 894
Cyclus —
Cydnus 895
Cylinder 896
Cymbel —
Cyniker —
Cynoſura —
Cynthius —
Cypern —
Cyperweine, s. Cypriſche Weine 897
Cypreſſe —
Cyprian (der heil.) —
Cypriani (Giambat.) 898
Cypriſche Weine —
Cypris Cypria 899
Cyrenaiker —
Cyrilliſche Buchſtaben —
Cyrillus —
Cyrus 901
Cythera 902
Czartoryski (Adam, Fürſt) —
Czenſtochau 903
Czernitſcheff 904
Czerny, Georg —

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06375 4264